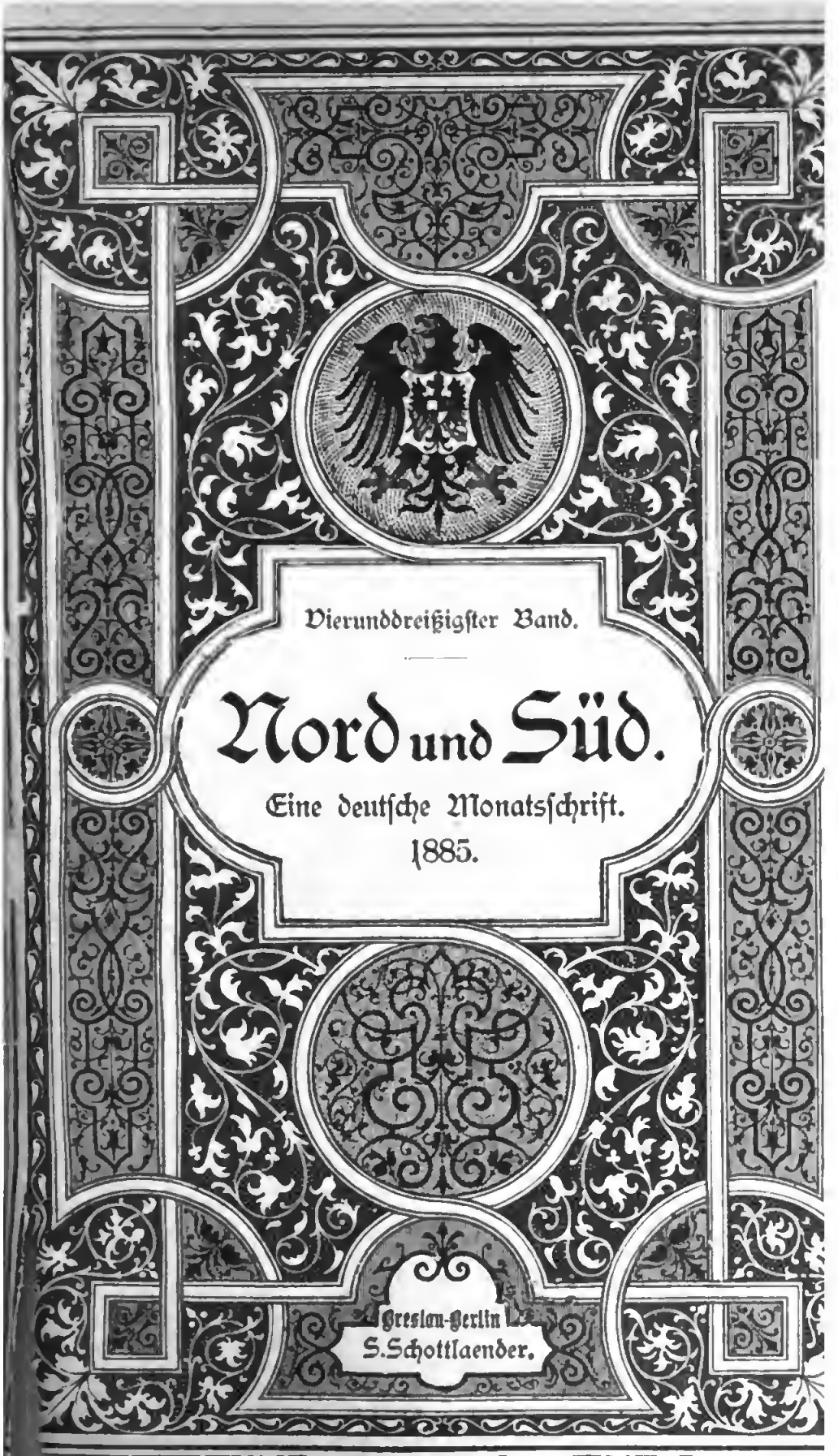
Nord un Süd

Kunstvereinigung der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule, Berlin

Digitized by Google

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Vierunddreißigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1885.

Breslau-Berlin
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierunddreißigster Band.

(Mit den Portraits: Paul Lindau, Adolf Sonnenthal, Charles Gounod.)

1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

AP30
N6
1825:2

Inhalt des 34. Bandes.

Juli. — Auguſt. — September.

1885.

Seite

Zum hundertſten Heft. Von unſeren Mitarbeitern.
Vorbemerkung des Herausgebers 3
Kleine Aufſätze 7
Sprüche in Proſa und Verſen, Gedichte, Aphorismen verſchiedener Art 21

Carl Abel in Berlin.
Engliſches Zeitungsdeutſch 188

Friedrich Bodenſtedt in Wiesbaden.
Michelangelo und Vittoria Colonna in ihren freundſchaftlichen Beziehungen 142

Georg Ebers in Leipzig.
Die Freilegung des Tempels von Luqſor mit einem Worte über die Verſchleppung der Obelisken und ihre Aufſtellung in modernen Städten 160

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Charles Gounod 399

Wolfgang Eras in Breslau.
Die Kunſt Bowlen zu brauen 231

Ludwig Fuld in Mainz.
Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M. 476

Wilhelm Geiger in München.
Die Ruſſen in Turkeſtan 247

Klaus Groth in Kiel.
Eine neue plattdeutſche Bibelausgabe 333

Eduard von Hartmann in Berlin.
Anton Theobald Brück † 483

M48409

W. Hildebrandt in Naumburg.
Der Skat-Onkel. Erzählung 205
Paul Lindau in Berlin.
Mariannens Mutter. Schauſpiel in vier Acten 59
Raphael Loewenfeld in Breslau.
Ruſſiſche Geſellſchaftstypen im Spiegel der Dichtung 454
Wilhelm Lübke in Karlsruhe.
Realismus und monumentale Kunſt 126
Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.
Der Sohn ſeiner Mutter 468
Eliſe Orzeſzko in Wilna.
Nebelbilder. Erzählung 305. 351
Carl du Prel in München.
Ein Problem für Taſchenſpieler 286
P. K. Roſegger in Graz.
Die Eheſtandspredigt. Eine Dorfgeſchichte aus Steiermark 171
Erich Schmidt in Wien.
Adolf Sonnenthal 224
A. Woldt in Berlin.
Ein Beſuch im aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium zu Potsdam ... 419
Bibliographie 190. 341. 486
Bibliographiſche Notizen 200. 349. 494

Stub Z. 191-12

100.

Band 34. — Heft 100.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1885.

Breslau-Berlin
S. Schottlaender.

Expedition in Berlin: SW. Jerusalemerstraße 43 (dicht am Dönhofsplatz).

Juli 1885.

Inhalt.

Seite

Zum hundertsten Heft. Von unseren Mitarbeitern.

Vorbemerkung des Herausgebers 3
Kleine Aufsätze 7
Sprüche in Prosa und Versen, Gedichte, Aphorismen verschiedener Art 21

Paul Lindau in Berlin.

Mariannens Mutter. Schauspiel in vier Acten 59

Wilhelm Lübke in Karlsruhe.

Realismus und monumentale Kunst 126

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.

Michelangelo und Vittoria Colonna in ihren freundschaftlichen Beziehungen 142

Georg Ebers in Leipzig.

Die Freilegung des Tempels von Luksor mit einem Worte über die Verschleppung der Obelisken und ihre Aufstellung in modernen Städten 160

P. K. Rosegger in Graz.

Die Ehestandspredigt. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark 17

Carl Abel in Berlin.

Englisches Zeitungsdeutsch 184

Bibliographie 190

Brockhaus' Conversations-Lexikon (Mit Illustrationen). — Um Afrika von Joest. (M. v. Kaufmann.) — Rousseau als Musiker von Jansen. (E. B.)

Bibliographische Notizen 200

Hierzu ein Portrait von Paul Lindau.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Breslau**, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte von:

Groos, Julius in **Heidelberg.** (Methode Gaspey-Otto-Sauer zur Erlernung der neuen Sprachen.)
Photographische Gesellschaft in Berlin. (Die vorzüglichsten Gemälde des Herz. Museums zu Braunschweig.)
Serhagen, Oswald in **Berlin.** (Friedrich Christoph Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIV. Band. — Juli 1885. — 100. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Paul Lindau.)

1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Zum

hundertſten Heft.

Von

unſeren Mitarbeitern.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung des Herausgebers 3

Kleine Aufsätze:

Brandes, Georg in Kopenhagen. Rembrandt und Heine 7

Eulenburg, Philipp zu in München. Alpen-Mondnacht 8

Gregorovius, Ferdinand in Rom. Zwei antike Bronzen 9

Meißner, Alfred in Bregenz. Die neuen Realisten 13

Müller, F. Max in Oxford. England und Deutschland 14

Noiré, Ludwig in Mainz. Philosophie und Darwinismus 15

Pasqué, Ernst in Darmstadt. Richard Wagner und die Operette 16

Pettenkofer, Max von in München. Ob die Hygiene etwas nützt? 17

Scherr, Johannes in Zürichberg. Heuchler 20

Sprüche in Prosa und Versen, Gedichte, Aphorismen verschiedener Art von:

Adel, Carl, Berlin.
Althaus, Friedrich, London.
Anzengruber, Ludwig, Wien
Augier, Emile, Paris.
Baos, J. Hermann, Worms.
Bachthold, Jacob, Zürich.
Bartsch, Karl, Heidelberg.
Bourrasfeld, Eduard von, Wien.
Baumbach, Rudolf, Triest.
Biedermann, Karl, Leipzig.
Bodenstedt, Friedrich, Wiesbaden.
Böhlau, Helene, Berlin.
Börner, Poul, Berlin.
Bois-Reymond, E. du, Berlin.
Brahms, Johannes, Wien.
Braun-Wiesbaden, Karl, Leipzig.
Brück, A. Th., Osnabrück.
Brückner, A., Dorpat.
Bunsen, Marie von, Berlin.
Cantor, Moritz, Heidelberg.
Carriere, M., München.
Corvus, M., Leipzig.
Curtius, Ernst, Leipzig.
Dohm, Felix Königsberg.
Döllinger, Ignaz von, München.
Ebers, Georg, Leipzig.
Ehrlich, H., Berlin.
Folle, J. von, Wien.
Fischer, Kuno, Heidelberg.
Fontane, Th., Berlin.
Forchhammer, P. W., Kiel.
Friedberg, Emil, Leipzig.
Friedrich, Friedrich, Dresden.
Friedrich, J., München.
Geffcken, J. Heinrich, Hamburg.
Geiger, Ludwig, Berlin.
Genée, Rudolph, Berlin.
Gerland, Georg, Straßburg.
Gneist, Rudolf, Berlin.
Goedecke, Karl, Göttingen.
Gollschall, Rudolph von, Leipzig.
Groth, Klaus, Kiel.
Gumprecht, Otto, Berlin.
Homerling, Robert, Graz.
Hanslick, Eduard, Wien.
Hartmann, Eduard v., Berlin.
Helmholtz, Herm. v., Berlin.
Herz, Wilhelm, München.
Heyse, Paul, München.
Hirschfeld, Gustav, Königsberg.
Hoffmann, Hans, Berlin.
Holtzendorf, Franz v., München.
Homburger, H., Florenz.
Honegger, J. J., Zürich.
Hopfen, Hans, Berlin.
Jensen, Wilh., Freiburg i. B.
Ihering, Rudolf v., Göttingen.
Kelle, Joh., Prag.
Keller, Gottfried, Zürich.
Keller-Leuzinger, F., Stuttgart.
Kirchhoff, Alfred, Halle.
Klebs, E., Zürich (Holtingen).
Knous, Ludwig, Berlin.
Koberstein, Karl, Dresden.
Kreyer, Max, Berlin.
Kruse, Heinrich, Bückeburg.
Kurz, Isolde, Florenz.
Lorsiner, Ludwig, München.
Lomezaa, Eduard Graf, Wien.
L'Arronge, Adolph, Berlin.
Lazarus, M., Berlin.
Lindau, Rudolph, Berlin.
Lingg, Hermann, München.
Loewenfeld, Hermann, Berlin.
Loewenfeld, Raphael, Breslau.
Lothersen, Ferd., Wien.
Lübke, Wilhelm, Karlsruhe.
Magnus, H., Breslau.
Marx, Goddiel, München.
Menzel, Adolf, Berlin.
Meyer, Jürgen Bona, Bonn.
Meyerheim, Paul, Berlin.
Naumann, Emil, Weimar.
Oelschläger, H., Weimar.
Oertzen, Georg v., Marseille.
Ompteda, L. Freiherr von, Wiesbaden.
Recht, Fr., München.
Riau, Ludwig, Stuttgart.
Pflugk-Harttung, J. von, Tübingen.
Pichler, Adolf, Innsbruck.
Pietsch, Ludwig, Berlin.
Prel, Carl du, München.
Prieger, W., Jena.
Putlitz, Gustav zu, Karlsruhe.
Puttlamer, Alberta von, Straßburg.
Rodenstock, Poul, Breslau.
Rongabé, A. R., Berlin.
Redwitz, Marie v., Meran.
Redwitz, Oskar v., Meran.
Reuleaux, F., Berlin.
Rittershaus, Emil, Barmen.
Roquette, Otto, Darmstadt.
Roscher, Wilhelm, Leipzig.
Rubinstein, Anton, v., Petersburg.
Saar, Ferdinand v., Blansko.
Sacher-Masoch, L. v., Leipzig.
Schack, Adolf Friedrich Graf v., München.
Scherenberg, Ernst, Elberfeld.
Schlesinger, Siegmund, Wien.
Schnegans, A., Messina.
Seidel, Heinrich, Berlin.
Semper, H., Innsbruck.
Silberstein, August, Wien.
Spielhagen, Friedrich, Berlin.
Spinola, Bernhard, Berlin.
Stein-Nordheim, von, Weimar.
Steub, Ludwig, München.
Stockmar, Ernst von Berlin
Strauß, Johann, Wien.
Solvo Carmen (Elisab. Königin von Rumänien), Bukarest.
Trinius, A., Berlin.
Trojan, J., Berlin.
Ubl, Friedrich, Wien.
Vischer, Fr., Stuttgart.
Vogel, H. W., Berlin.
Vogt, Carl, Genf.
Wellmer, J., Blankenburg.
Werner, A. v., Berlin.
Wichert, Ernst, Königsberg i. Pr.
Wiener, H., Leipzig.
Wildbrandt, Adolf, Wien.
Wildenbruch, Ernst v., Berlin.
Winter, Georg, Marburg.
Wolff, Julius, Berlin.
Ziemßen, Ludwig, Berlin.
Zola, Emile, Paris.
Zorn, Philipp, Königsberg.

Digitized by Google

An den Marksteinen, die ein jedes Jahr bei seinem Abschlusse auf unserem Lebenswege setzt, pflegt der Mensch inne zu halten, um auszuruhen und einen Blick hinter sich zu werfen auf die Strecke, die er zurückgelegt hat. Je öfter ihm ein solcher Rückblick gegönnt wird, desto wichtiger wird dieser Rast- und Gedenktag; er gewinnt mit der Zeit Bedeutung auch für die Freunde und endlich sogar für Fernstehende. Eine starke Kraft, die den steten Anstürmungen auf das menschliche Leben trotzt, hat eben etwas Achtunggebietendes; und deshalb wird das Dasein mit der Dauer schon als etwas Verdienstliches angesehen und das Alter ehrwürdig.

Wie mit dem Menschen, so mit seinem Werke. Wir machen kein Hehl daraus, daß uns die Aussicht, auf dieses Heft die erste dreistellige Zahl setzen zu können, mit einem Gefühl froher Genugthuung erfüllt hat. Wenn unsere Zeitschrift auch keineswegs den Respect, der dem Alter gebührt, beanspruchen mag und darf, so erhebt sie doch heute — bei aller Bescheidenheit, die dem Jüngeren ziemt, — den Kopf etwas höher. Denn die Thatsache, daß sie heute zum hundertsten Male vor die deutschen Leser tritt, bezeugt, daß ihre Lebenskraft eine genügend starke war, um ihr über die Gefahren, die das Dasein in den ersten Lebensjahren am tückischsten bedrohen, hin-

wegzuhelfen. Sie hat die Kinderſchuhe abgethan, die Kinderkrankheiten überwunden, und tritt nun guten Muths in das kräftigere und widerſtandsfähigere Alter.

Nicht blos die gute deutſche Sitte, „die Feſte zu feiern, wie ſie fallen", war es alſo, es war vielmehr der natürliche Wunſch, unſeren Freunden und Gönnern, denen wir das glückliche Beſtehen unſerer Zeitſchrift ſchulden, für ihre Theilnahme und Unterſtützung ernſthaft zu danken, der es uns nahe legte, ja zum Bedürfniſſe machte, dieſem hundertſten Hefte einen beſonderen Charakter zu geben.

Die übliche nüchterne Aufzählung aller der in den bisher erſchienenen neunundneunzig Heften von „Nord und Süd" veröffentlichten Beiträge und aller der Dichter und Gelehrten, die durch ihre Arbeiten unſer Unternehmen gefördert haben, war nicht nach unſerem Geſchmacke, noch weniger eine ruhmredige Schauſtellung des Geleiſteten. Gleichwohl blieb uns nichts anders übrig, als daſſelbe zu ſagen, was man ſonſt mit der Aufführung einer endloſen Reihe von wohlklingenden Namen und verführeriſch lautenden Titeln zu ſagen bezweckt: Das iſt unſere Zeitſchrift! Das haben wir gebracht! Das ſind unſere mitthätigen Genoſſen, das unſere Freunde, die uns bisher geholfen haben und uns ihre Theilnahme bewahren! Wir ſuchten nur nach einer anderen, womöglich gefälligeren Form. Und das hat uns zu dem Rollentauſche veranlaßt: anſtatt für unſere Mitarbeiter zu ſprechen, haben wir unſere Mitarbeiter dazu bewogen, für unſere Zeitſchrift zu zeugen.

Da es ſich von ſelbſt verbot, von allen, oder auch nur von einer erheblichen Anzahl unter ihnen längere Aufſätze zu bringen, ſo richteten wir an die Mehrzahl der befreundeten Mitarbeiter die Bitte, uns zu dieſem hundertſten Hefte einige Zeilen zu geben, Proſa oder Verſe, einen Sinnſpruch, einen Einfall, eine Beobachtung — was immer es ſei. Nur dadurch konnte es uns räumlich ermöglicht werden, in dieſem einen Hefte nahezu alle Mitarbeiter, deren Beiträge in dem abgeſchloſſenen Zeitraum unſeren Leſern Genuß, Anregung und Belehrung gewährt haben, zu vereinigen.

Wegen der Annahme unſerer Einladung mußten wir ernſte Be-

denken hegen. Denn ſo kindlich waren wir nicht, daß wir uns die Bedeutung unſeres Verlangens nicht klar gemacht hätten. Es war freilich wenig, was wir erbaten, aber es war nicht Geringes. An die berechtigte Ungeduld und gereizte Stimmung, die jeden Autor überfällt, wenn er für das Album irgend eines läſtigen Sammlers oder für ſogenannte gemeinnützige Zwecke um „einige Zeilen von ſeiner Hand" angegangen wird, mochten wir gar nicht denken.

Um ſo freudiger hat es uns überraſcht, daß Alle, an die wir uns gewandt, — wir dürfen ſagen: Alle, denn grundſätzlich hat ſich auch nicht Einer ausgeſchloſſen, und die Zahl der Läſſigen und Ueberbeſchäftigten, die auf unſere Einladung geſchwiegen, bildet einen verſchwindend kleinen Procentſatz, — unſere Bitte erfüllt haben. Wochenlang hat uns jeder Morgen Beiträge gebracht, — die Hülle und Fülle, von nah und fern, aus Nord und Süd — freundliche Zeugniſſe warmer Theilnahme und andauernden Wohlwollens, die uns zu tiefſtem Danke verpflichten.

Freilich konnte unſere aufrichtige Freude darüber, bei dieſem Anlaſſe uns mit der Mehrzahl unſerer Mitarbeiter gleichzeitig in Verbindung ſetzen zu können, keine ungemiſchte ſein. Wie oft ſind wir genöthigt geweſen, beim Durchgehen der langen Liſte hinter die Namen unſerer bewährteſten Freunde und Gönner das verhängnißvolle Kreuz zu ſetzen! Der Tod hat in der That die Reihen unſerer Mitarbeiter in wahrhaft erſchreckender Weiſe gelichtet.

Wir haben die traurige Pflicht zu erfüllen, neben die Namen, die unſere mitlebenden Freunde in dieſes Heft eingezeichnet haben, die der Abgeſchiedenen zu ſetzen, die unſeren Ruf nicht mehr vernommen haben und unſeren Dank nicht mehr hören.

Es ſind die folgenden:

Von den Dichtern, die an „Nord und Süd" mitgearbeitet haben, ſind geſtorben: Berthold Auerbach, Ernſt Dohm, Emanuel Geibel, Karl Gutzkow, Ferdinand Kürnberger, Heinrich Laube, Levin Schücking, Karl Stieler, Karl Thomas (Richter), Iwan Turgenjew.

Wir reihen noch daran die Namen der zeitgenöſſiſchen Dichter,

aus deren Nachlaß unſere Zeitſchrift Beiträge veröffentlicht hat: Karl Beck, Ferdinand Freiligrath, Heinrich Leuthold.

Nicht minder bedeutend ſind die Verluſte, die wir unter unſeren Mitarbeitern aus den Künſtler-, Gelehrten-, und anderen Berufskreiſen erlitten haben. Geſtorben ſind der Militärſchriftſteller Oberſt Heinrich von Brandt, der berühmte Chirurg W. Buſch in Bonn, der volksthümliche Zoologe A. E. Brehm, der hoffnungsvolle junge Gelehrte Karl von Gebler, der Geſchichtsſchreiber Galileis, der Literarhiſtoriker Hermann Hettner, der ausgezeichnete Phyſiologe und Anatom Jacob Henle und der hervorragende Muſikſchriftſteller und geiſtreiche Plauderer Ferdinand von Hiller, denen unſere Einladung zugegangen iſt, als ſie auf dem Sterbebette lagen, der freiſinnig-theologiſche und philoſophiſche Schriftſteller Johannes Huber, der Kunſtſchriftſteller und Maler Julius Hübner, zuletzt Director der Dresdener Galerie, der Literarhiſtoriker Fr. Kreyſſig, der Theaterſchriftſteller Max Kurnik, die Philoſophen Fr. Albert Lange und Hermann Lotze, der Nationalökonom H. B. Oppenheim, der Criminaliſt und Ethnologe E. Oſenbrüggen, der Politiker Friedrich Oetker, der Militärſchriftſteller Brigadier Rüſtow, der bekannte Hygieniker Friedrich Sander, der gerade ſeine Stellung als erſter leitender Arzt des großen Hamburger Krankenhauſes angetreten hatte, als ihn der Tod abrief, der Muſikſchriftſteller Eduard Schelle, der merkwürdige Großinduſtrielle Bethel Henry Strousberg und der Kunſthiſtoriker Alfred Woltmann.

Von Theodor Frerichs haben wir nur das Verſprechen eines Aufſatzes veröffentlichen können; der Tod hat es ihm unmöglich gemacht, daſſelbe zu erfüllen.

Wenn uns etwas über den Umfang und die Bedeutung dieſer Verluſtliſte zu tröſten vermag, ſo iſt es allein die Muſterung der noch Kampffähigen und Streitbaren.

Und iſt es dahin, iſt es verſchwunden,
Dieſes hochbegünſtigte Geſchlecht, —
Wir, wir leben! Unſer ſind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Berlin, im Mai 1885.

Paul Lindau.

Kleine Aufsätze.

Rembrandt und Heine.

Von

Georg Brandes.

— Kopenhagen. —

Es läßt sich eine Parallele ziehen zwischen der Kunst Heines und der Kunst Rembrandts. Das geistige Gepräge beider Künstler ist modern. Wenn man indessen Heine einen großen realistischen Dichter nennt, so hat es nur dieselbe bedingte Wahrheit, wie wenn man Rembrandt einen großen Coloristen nennen würde. Rembrandt gehört insofern nicht zu den größten Coloristen, als Viele ihn in der Fähigkeit übertreffen, die Localfarbe wiederzugeben oder durch das Halbdunkel die ursprüngliche Form und Farbe der Gegenstände unzweifelhaft hervortreten zu lassen. Nicht die Farbe, sondern das Licht ist ihm Hauptsache. Er faßt es auf ganz eigenthümliche Weise auf; das Leben selbst ist ihm im Lichte erschienen; er opfert bisweilen die Zeichnung, ja die malerische Ausführung, wo es ihm um einen Lichtstrahl und eine Lichtwirkung zu thun gewesen ist. Was ihn aber bei Aufgaben, die Porträtähnlichkeit oder genaue Wiedergabe der Stoffe erheischen, hinter den eigentlichen Realisten zurückstehen läßt, das eben macht ihn so groß, wenn er das Licht ausdrücken läßt, was es für ihn allein bedeutet: das innere Leben, die Welt der Vision.

Ganz ähnlich verhält es sich mit Heine:

Wie wenig wirkliche Gestalten hat dieser große Dichter hervorgebracht! Wie wenig sind nach ihm übrig geblieben! Die, welche sein Verdienst auf diesem Punkte behaupten wollten, sind gezwungen gewesen, die grelle, fast grimassirende Skizze des alten Bedienten Hyacinth als die beste Gestalt Heines zu bezeichnen.

Nein, soll Heine nach seinen Wirklichkeitsbildern beurtheilt werden, so stehen viele weit geringere Dichter hoch über ihm.

Aber man denke nur an die Viſionen in ſeinen großen Gedichten: an jenen ſtillen Mann mit dem verborgenen Beil, der ihm in der Mondſcheinnacht in Köln auf Schritt und Tritt folgt, jenen Lictor der Zukunftsthat aus „Deutſchland, ein Wintermärchen“, oder man erinnere ſich, wie wir durch die Fenſter der ärmlichen Hütte in „Atta Troll“ die ganze wilde Jagd den Geſichtskreis umreiten ſehen. Wie wunderbar treten hier die Geſtalten hervor, die Diana, die Fee Abunde und jene Herodias, die in ihrer Wildheit mit dem blutigen Kopf des Johannes ſpielt!

Das Gebiet ſeiner künſtleriſchen Herrſchaft iſt denn ein ähnliches Helldunkel wie dasjenige Rembrandts: Alle Gegenſtände, das Licht ſelbſt ſogar, in ein Bad von Schatten herunterzutauchen und das Licht wieder daraus hervorzuzaubern, um es ferner und ſtrahlender erſcheinen zu laſſen, dunkle Schattenwellen um helle Centra zu bewegen, das Dunkel durchſichtig zu machen — das iſt, ſagen die beſten Kenner, Rembrandts Kunſt.

Die nah verwandte Kunſt Heines iſt die, eine (rein moderne) Welt der Einbildungskraft und des Traumes in unmerkbaren Uebergängen aus der Wirklichkeit hervortreten und in dieſelbe wieder zurücktreten zu laſſen, dergeſtalt, daß die Viſion bald voll beleuchtet daſteht, während die Wirklichkeit ſich im Halbdunkel verliert, bald im Gegentheil die Viſion erbleicht und die Wirklichkeit nach und nach in heller Tagesbeleuchtung hervortritt. Was für Rembrandt das Licht iſt — ſein Element, das iſt für Heine der Witz. Wie bei Rembrandt das Licht nur iſt und wirkt in ſeinem Spielen und Kämpfen mit dem Schatten, ſo iſt und wirkt bei Heine der Witz nur in ſeinem Spiel und Kampf mit einer ſchwermüthigen, träumeriſchen Einbildungskraft. Und wie Rembrandt Alles in Licht auflöſen kann, ſo vermag Heine Alles in Witz aufzulöſen.

Deshalb iſt er ſo wenig ein Realiſt wie Rembrandt ein Coloriſt.

Alpen-Mondnacht.

Von

Philipp zu Eulenburg.

— München. —

Wir ſtanden vor dem großen Hauſe, deſſen Fenſter erleuchtet ſind; aber der Wiederſchein des Lichtes auf der weißlichen, breiten Straße iſt nicht ſtark genug, um gegen das Mondlicht zu ſtreiten, das ſich wie Schneeglanz über den Weg und über die weite Wieſenfläche breitet, auf der in ſchmalen Streifen Nebel lagern.

Die Fläche iſt im Kreiſe von himmelhoch anſtrebenden Waldbergen eingeſchloſſen. Wie ein rieſenhaftes Amphitheater ſteigen ſie auf. Sie ſind

dunkel bläulich, faſt ſchwarz an der Sohle, weil der Mond eben erſt ihren Scheitel überſchritt. Seine weiße Scheibe ſteht regungslos an dem tiefblauen Nachthimmel.

Durch ein geöffnetes Fenſter über uns dringen die Klänge von Muſik. Ein greiſer Künſtler, der neue Kräfte in den Bergen ſucht, phantaſirt auf ſeinem Klaviere. Weich und ſympathiſch, voll Tiefe der Empfindung und Fülle der Harmonie tönt es hinaus in die nächtliche Bergluft, die der erſte Herbſtes-Athem durchſtrömt.

Wunderbar ſchweigſam ſtarren die ſchwarzen Bergrieſen herab auf uns lauſchende Zwerge — noch unbeweglicher erſcheinen ſie vor der geiſtigen Bewegung der leiſe ſingenden Klänge.

Da plötzlich ſchallt ein hartheiſer Ton durch die Mondnacht. Das „Schrecken“ eines Rehes. Der Klang hallt an den ſchwarzen Bergen umher, wild und krächzend, wie ein Schrei aus einer alten, fern verlorenen Zeit.

Der Freudenruf eines Pfahlbauers mag ſo geklungen haben.

Wie wunderbar tönte es hinein in das klingende Empfindungsleben unſerer neuen Welt! — in dieſen ſchwindſüchtigen Schwanengeſang. Welch' ein Abgrund von Zeit und Entwickelung zwiſchen jenem Schrei und dieſer Muſik!

Niemals iſt mir das Alter der Erde ſo anſchaulich geworden, aber auch nie iſt mir das geheimnißvolle Weſen der Natur offenbarungsloſer erſchienen, als in dieſer Mondnacht in den Alpen.

Der zeitliche Unterſchied jener beiden Klänge däuchte mir zu verſchwinden gegenüber der Urſprünglichkeit des rieſigen, unbeweglichen Schweigens der ſchwarzen Berge unter der ſtarren weißen Mondſcheibe. Die Klänge ſchienen mir nicht mehr zu bedeuten, als der Werth einer Farbe, etwa wie roth und grau.

Zwei antike Bronzen.

Von

Ferdinand Gregorovius.

— Rom. —

Keine der vielen Metamorphoſen, welche die Stadt Rom ſeit dem Sturze des Kaiſerreichs erfahren hat, kann auch nur entfernt mit ihrer heutigen Umwandelung verglichen werden. Im Mittelalter, zur Zeit der größeſten Macht des Papſtthums, ſodann während und nach der bauluſtigen Renaiſſance blieb das bewohnte Rom immer auf einen kleinen Umkreis beſchränkt, und jede Erneuerung war nur eine vereinzelte. Heute aber umfaßt der Bauplan das ganze weite innere Stadtgebiet bis zu den Mauern Aurelians, und er geht ſelbſt über dieſe hinaus. In allen Richtungen wird der römiſche Boden durchgraben und aufgewühlt. Dieſer

mit faſt fieberhafter Ungeduld betriebene Umbau bietet daher vielleicht die letzte große Gelegenheit zum Auffinden noch verborgener Kunſtwerke des Alterthums. Wenigſtens dürfte eine ſolche nicht mehr ſo bald wiederkehren, wenn die gegenwärtige Transformation der Stadt nach zehn oder zwanzig Jahren vollendet ſein wird.

Es vergeht auch kaum eine Woche, ohne daß die Erdarbeiter Alterthümer, Marmorinſchriften, Sculpturen, Säulen, Sarkophage und ähnliches im Schutt der Jahrhunderte auffinden.

Neugierige pilgern jetzt täglich nach dem Palatin, zwei große Statuen von Erz zu ſehen, die nach mehr als tauſendjähriger Verſunkenheit an's Licht zurückgekehrt ſind und dort vorläufig aufbewahrt werden. Seit dem vorigen Jahre, wo man das ſchöne Portal der Forneſiſchen Gärten leider eingeriſſen und die Grenze zwiſchen Palatin und Forum aufgehoben hat, iſt der Eingang zu den Kaiſerpaläſten ſeitwärts in die Nähe der Kirche Santa Anaſtaſia verlegt worden. Dort hoben die palatiniſchen Guardiani ihren Poſten, und ſteht an altes Palaſtgemäuer angelehnt das Wächterhäus. Ein Maler von Talent könnte ein anziehendes Bild aus der heutigen Renaiſſance Roms zu Stande bringen, wenn er die Scene malte, die ſich in dem größeren Raum dieſes Hauſes dem Beſucher darbietet. Fremde aller Länder und römiſche Kunſtfreunde betrachten hier zwei beſtäubte bronzene Koloſſe, die in der Mitte des Zimmers aufgeſtellt ſind, der eine ſtehend, der andere ſitzend. Sie haben noch nicht ganz das Leichentuch abgeſtreift, mit welchem ſie aus ihrem Grabe herausgekommen ſind; Erde haftet noch hie und da an ihren Leibern von dunkelgrüner Farbe des oxydirten Metalls. Ein Bronzearbeiter mit ſeinen Gehilfen iſt an dieſen Statuen beſchäftigt, die er reſtaurirt.

Die eine dieſer Figuren iſt ein nackter Jüngling von kraftvoller und ſchöner Heroengeſtalt, 2,30 Meter hoch. Er tritt mit dem rechten Fuße vor, während das linke Bein zurückſteht und auf der Fußſpitze ruht. Den rechten Arm hält er geſenkt und zum Rücken gewendet, den linken hoch emporgehoben, und die zuſammenfaſſende Hond zeigt, daß ſie einen Speer gehalten hat. Der Kopf mit leichtem Haarwurf über der Stirn ſitzt auf einem ſtarken Halſe. Das bartloſe Antlitz iſt frei aufgerichtet, aber die Züge drücken kein ſtolzes Siegesbewußtſein aus, ſondern Traurigkeit, in einer Weiſe, die wenig von der ideolen Melancholie der griechiſchen Antike an ſich hat. Obwohl die Bewegung des Jünglings elaſtiſch iſt und leiſe an jene des Apollo vom Belvedere erinnert, ſo ſieht er doch nicht nach einem Athleten aus, welcher aus den olympiſchen Spielen triumphirend hervorgeht, um den Kranz zu empfangen. Geſtalt und Haltung, auch der Kopf haben einen Anflug vom griechiſchen Ideal, und doch iſt dieſe Figur weit von dem Doryphorus des Steſanos in der Villa Albani entfernt. Sie ſcheint übrigens einer griechiſchen Schule anzugehören, und ſtellt durchaus einen Hellenen dar, vielleicht ſogar einen König der Diadochenzeit

in Heroengeſtalt. Der Kopf ſcheint Portrait zu ſein. Seltſamerweiſe trägt die Statue unter der Bruſt römiſche Ziffern. Ich las dieſelben ſo: LVILXXIIX. Sie ſehen faſt aus wie eine Muſeum- oder Ateliernummer.

Die andere Figur bildet zu jener einen wirkungsvollen Gegenſatz. Sie ſtellt einen nackten Fauſtkämpfer in mehr als Leibesgröße dar, von männlichem Alter, vollbärtigem Geſicht und gewaltiger Musculatur des Körpers. Er hat nichts Römiſches. Kopf und Antlitz ſind durchaus nach dem Typus des Herakles gebildet, alſo nicht Portrait. Er ſitzt ausruhend von einem furchtbaren Kampfe. Das rechte Ohr iſt platt geſchlagen; die rechte Seite des Naſenbeins deutet durch Auftreibung einen empfangenen Schlag an. Er ſtützt die ermüdeten ſtarken Arme auf Knie und Schenkel. Seine mit dem Cäſtus umflochtenen Hände ſind dick angeſchwollen. Sie ſchmerzen ihn. Er ſtreckt ſie über einander aus, ohne daß ſie ſich berühren, als ob er ſie am Luftzuge kühlen wollte. Als überwunden bekennt er ſich nicht, denn ſein ſeitwärts gedrehtes Geſicht blickt mit qualvollem Grimm nach dem Gegner um, mit dem er ſich bald wieder im fortgeſetzten Kampfe meſſen wird. Seine Haltung ähnelt der des ſitzenden Mars in der Villa Ludoviſi, nur daß ſie nichts von der gelaſſenen Ruhe dieſes Gottes haben kann. Dies Kunſtwerk iſt das Product einer realiſtiſchen Schule, in welcher die griechiſche Tradition fortgelebt hat.

Beide Bronzen, wohl verſchiedenen Meiſtern angehörend, haben mit einander gemeinſam eine noch klaſſiſche Reinheit des Stiles und große Wahrheit des Formgefühls. Sie ſind frei von allem akademiſchen Weſen, wie von jener Manierirtheit, welche man an dem ehernen Herkules im Capitol wahrnimmt. Die techniſche Behandlung namentlich des ſitzenden Athleten wird von den Bildhauern Roms als vollendet bewundert.

Beide Figuren ſind nicht zuſammengeſetzt, ſondern aus einem Guß. Der Heros iſt weniger beſchädigt, als der Fauſtkämpfer, an dem manche Körpertheile neu ergänzt werden müſſen. Als man dieſe Statuen reinigte, zog man Bleiklumpen heraus, welche in den Füßen als Gewichte lagen. Die Unterſuchung der Füllung der Hohlräume in den Körpern, die einer meiner Freunde angeſtellt hat, ergab als einſtweiliges Reſultat mit Sicherheit, daß ſie aus loſem Sande von kriſtalliniſchem Gefüge beſteht. Dieſer Sand zeigt ſchwarze, graue und weißliche Maſſen bei gleichen Grundbeſtandtheilen und die Verſchiedenheit ſeiner Färbung erklärt ſich durch die mehr oder minder ſtarke Einwirkung des Durchglühens beim Guß der Bronze. Der Sand hat daher große Aehnlichkeit mit der vulkaniſchen Aſche des Veſuv und Aetna.

Beide Erzſtatuen fand man vor drei Monaten beim Legen der Fundamente des neuen Theaters an der Via Nazionale, unter den Gärten Colonna, in einer gewölbten Kammer eingeſchloſſen. Der Heros lag am Boden, der Athlet war auf ein umgekehrtes Säulencapitäl ſorgſam hingeſetzt. Die Kammer zeigte einen gewaltſamen Durchbruch, wie zum Zweck gemacht, um jene beiden Kunſtwerke hineinzubringen und in der Zeit irgend einer

ihnen drohenden Gefahr ſicher zu verwahren. Dies mag geſchehen ſein, als der furchtbare Alarich vor den Mauern Roms ſtand, oder als die Raubflotte des Vandalenkönigs Genſerich in Oſtia landete.

Da der Fundort im Bereich der Thermen Conſtantins gelegen iſt, ſo ſind jene Statuen wahrſcheinlich dort aufgeſtellt geweſen. Demnach gehören ſie zu der kleinen Reihe der von dort herſtammenden und noch erhaltenen Kunſtwerke, und dieſe ſind die Dioscuren auf dem Quirinal, die Conſtantins-Statuen auf der Rampe des Capitols und die Bildſäule Conſtantins im Veſtibulum des Lateran. Rom, einſt die an Erzen reichſte Stadt der Welt, iſt heute an antiken Bronzen ſehr arm. Die Sammlung davon im Capitol kann nicht mit jener Neapels wetteifern. Von den ehernen Reiterſtatuen des Alterthums iſt nur die eine des Marc Aurel wie durch ein Wunder gerettet worden. Seit mehr als dreißig Jahren hat man in Rom keine Bronzen mehr gefunden, außer dem ſtark beſchädigten Pferde aus Traſtevere im Capitol und dem vergoldeten Herkuleskoloß, welcher ſorglich verſenkt und mit einem Dach beſchützt in der Erde lag und ausgegraben wurde, als man im Jahre 1859 im Palaſt Pio, auf der Stätte des Pompejus-Theaters, einen Bau vornahm. Darum iſt die Auffindung der beiden Figuren ein Ereigniß in Rom; auch ſind ſie geradezu die bedeutendſten unter allen Antiken, die man hier in unſerer Zeit ausgegraben hat. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß bald nach ihrer Entdeckung einige ſehr ſchöne und vorzüglich erhaltene Marmorſarkophage gefunden wurden, als man neben der Villa Bonaparte nahe bei der Porta Salara neue Häuſer zu bauen begann. Am Ende des Mai ſtieß man draußen vor dieſem Thor in einer Vigna auf ein Mauſoleum, groß wie jenes der Cäcilia Metella. Eine Inſchrift ſagt, daß es dem Präfecten der Reiterei Lucilius von ſeiner Schweſter geſetzt ſei.

Es iſt wahr, daß die Nachleſe von Antiken ſeit 1870 nicht den gehegten Erwartungen entſpricht. Denn trotz ſo vielen Grabens an ſo vielen Orten der Stadt ſind in dieſen vierzehn Jahren keine Kunſtwerke an's Licht gekommen, welche den Werth jener erreichen, die man während einiger Jahrzehnte vor 1870 ausgegraben hat, wie des Sophokles aus Terracina im Lateran, des Apoxyomenos im Braccio Nuovo, des Auguſtus aus der Villa Livia bei Prima Porta. Indeß was nicht geſtern geſchah, kann noch heute und morgen geſchehen. Trotz der Jahrhunderte langen Plünderung und trotz den glänzenden Funden während und nach der Renaiſſance iſt die unterirdiſche Schatzkammer Roms noch immer nicht ausgeleert. Niemand wird behaupten wollen, daß keine Antike von der Schönheit des Laokoon oder Apollo dem Boden Roms jemals mehr entſteigen kann. Irgend ein Zufall könnte aus dem tiefen Schutt der Hügel und Thäler hier ſogar noch eins jener alten Meiſterwerke des Skopas, Myron und Lyſippus wieder hervorziehen, welche die Eroberer Griechenlands und Aſiens und die großen Kunſträuber Caligula und Nero einſt in die Weltſtadt am Tiber zuſammen-

Digitized by Google

geſchleppt hatten. Nichts reizt auch noch im heutigen Rom ſo ſehr, als die Vorſtellung, daß unter den Füßen des hier Wandelnden eine geheimnißvolle Welt von Kunſtſchätzen verſunken liegt. Sie öffnet ſich faſt jeden Tag und ſchickt etwas Koſtbares, ſeit langen Jahrhunderten Verſchwundenes herauf. Beſäße man nur den Zauberſtab oder wüßte man, wo jene magiſche Bildſäule ſteht, die mit dem Schatten ihres Fingers die Stelle angiebt, auf welche die räthſelhafte Inſchrift paßt HIC PERCVTE.

Die neuen Realiſten.

Von

Alfred Meißner.*)

— Bregenz. —

Mit dem Rufe: Realismus! Realismus! ſtürmt eine Schaar ſtreitbarer, junger Geiſter daher und thut, als ob ſie eine große Neuerung bringe und mit einer neuen Formel die Literatur verjüngen werde. In der That aber haben wir alle, ſo lange wir uns zurückbeſinnen, nach Lebenswahrheit getrachtet und wirklich lebende Geſtalten zu ſchaffen geſucht. Auch wir kannten kein höheres Ziel, als der Wirklichkeit des Lebens möglichſt nahe zu kommen. Auch wir arbeiten mit „Modellen", doch ohne viel davon zu reden, denn wir wußten, daß dieſe Modelle uns gar bald im Stiche laſſen, da wir ſie doch nicht in all' die Lebenslagen verſetzen können, wie wir es für unſere Fabel benöthigten. Die „Modelle" waren lediglich ein Anſtoß für unſere Phantaſie. Trotzdem muß es uns doch gelungen ſein, wahre Menſchen zu zeichnen, ſonſt hätte uns nicht ſo oft im Leben von dem und jenem geſagt werden können: ich habe da eine Perſon kennen gelernt — wie hat ſie mich an den — X, Y, Z — aus Ihrem . . . erinnert! Wenn man, um einen wirklichen Menſchen anſchaulich und begreiflich zu machen, an eine erfundene Figur appellirt, muß dieſe wohl Lebenswahrheit beſitzen . . .

Nein, das lebenswahre Portrait iſt nicht erſt ſeit der Erfindung des Photographirapparats da; auch Tizian und Zurbaran, Rembrandt und Franz Hals haben vorher lebenswahre Köpfe gemalt . . .

Und ſo dringt der Ruf: Realismus! Realismus! in meine Zelle, ohne mich irre zu machen; nur ſage ich mir oft im Stillen dabei, daß der Goethe'ſche Baccalaureus doch eine Geſtalt für alle Zeiten iſt.

---

*) Auch den Namen unſeres lieben Freundes Alfred Meißner haben wir zu unſerm tiefen Bedauern nun auf unſere Verluſtliſte zu ſetzen. Die obigen Zeilen ſind wohl die letzten, die er für die Oeffentlichkeit geſchrieben hat. Anſtatt der Correcturſtreifen, die wir von ihm zurückerwarteten, erhielten wir die ſchwarzumränderte Anzeige ſeines ſchnellen, am 29. Mai in Bregenz erfolgten Todes. D. R.

England und Deutſchland.

Von

F. Max Müller.

— Oxford. —

Völker haben ihre Krankheiten, wie einzelne Menſchen, aber nicht alle Krankheiten ſind auf den Tod. Viele ſind zur Erholung und Stärkung der Conſtitution und theilnehmende Nachbarn und lachende Erben ſollten ihre Ungeduld nicht vor der Zeit zu laut und deutlich zeigen. England macht jetzt eine ſcharfe Kriſe durch, innerlich und äußerlich, eine Kriſe, die manchem minder kräftigen Staate tödtlich ſein könnte. Aber England hat gute, erfahrene Aerzte, die ſich ruhig ſchmähen laſſen, ſo lange die Krankheit währt, und England iſt ein vernünftiger Patient, der nicht gleich Quackſalber rufen läßt, wenn der alte Arzt keine Wunder thun kann.

Und doch hat der alte Arzt im Stillen Wunder gethan. Im Innern hat er neues, friſches geſundes Blut in die Adern des Staatskörpers gegoſſen. Von Außen ſind faſt ohne Wink die lang entfremdeten Kinder und Freunde gekommen, um mit Leib und Leben die alte Heimat zu ſchützen. Nie iſt England in Wirklichkeit ſtärker geweſen als jetzt.

Es gibt noch andere nicht ganz entfremdete Kinder, vom ſelben Blut, von ſelber Sprache, vom ſelben Willen, nicht nur in den Colonien und in Indien, ſondern auch in Amerika, und wenn ich Amerika und die Amerikaner kenne, ſo werden ſie der ganzen Welt ein gar grimmiges Halt entgegendonnern, ehe ein Haar auf dem edlen Haupt der alten Mutter gekrümmt wird.

Auch im deutſchen Volke fließt daſſelbe Blut, lebt dieſelbe Sprache, aber der Wille, wo iſt der? Glaubt man denn wirklich, daß das Gezücht der Gortſchakows, der Metternichs, der Gambettas treuere Bundesgenoſſen in Zukunft liefern wird, als ein ſtammverwandtes Volk, das, ſo lange als die Welt beſteht, noch nie mit dem deutſchen Volke Schwerter gekreuzt hat?

Auch Deutſchland hat einen guten Arzt, — „einen beſſeren findſt du nit“ — und er iſt nicht der Mann, der leichten Herzens für hohen Zins ein altes, ſicheres Capital verſcherzt. Es iſt das deutſche Volk, Mann für Mann, das wieder lernen muß, auf eigene Fauſt zu denken und zu wollen. Gibt es denn keinen Perimedes, um den deutſchen Odyſſeus mit doppelten Seilen an den Maſt zu binden gegen den tagtäglichen Geſang beſoldeter Sirenen? Und hat man in Deutſchland vergeſſen, daß, wenn der Sirenengeſang vorüber iſt, auf rechts und links Scylla und Charybdis

folgen? Was wäre Deutſchland ohne England? Was ohne England wäre die Welt?

Deutſch, wie ich bin, ich muß auf deutſch es ſagen,
Ohn' England wär' die Welt nicht zu ertragen.

Oxford, den 15. Mai 1885.

Philoſophie und Darwinismus.

Von

Ludwig Noiré.

— Mainz. —

Unſer materialiſtiſches Jahrhundert, das ſtatt der Philoſophie den rohen Empirismus, ſtatt der hohen Idealität der Poeſie und ſchönen Literatur den alexandriniſchen Kleinkram der Gelehrſamkeit, ſtatt der Geiſtesbildung die Drillmethode zu ſeinen Zielen und Leitſternen gemacht hat, harrt ſehnſüchtig auf Erlöſung von dieſem Banne.

Durch eine eigenthümliche Fügung oder Ironie des Schickſals iſt gerade in ihm ein Problem zum erſten Male deutlich und beſtimmt ausgeſprochen worden, das zu den höchſten und wichtigſten gehört, das aber nur durch das Zuſammenwirken aller idealen Kräfte gelöſt werden kann, die Frage nach dem Urſprung des Menſchen.

Charakteriſtiſch für unſer Zeitalter iſt, daß die Frage auf phyſiologiſchem Gebiete aufgeworfen und mit phyſiologiſchen, d. h. materialiſtiſchen Mitteln zu löſen verſucht wurde.

Da ergaben ſich denn zwei phyſiologiſche Kennzeichen, die den Menſchen von allen übrigen Weſen ausnahmlos unterſcheiden, nämlich die Sprache und der aufrechte Gang.

Beide werden von den einſichtsvollen Naturforſchern als das wahrhaft Charakteriſtiſche des Menſchen anerkannt, zugleich aber zugeſtanden, daß beide gleich unerklärlich ſeien.

Es ſteht zu hoffen, daß an dieſer Grenze, wo Naturwiſſenſchaft und Darwinismus ihre eigene Unzulänglichkeit zu bekennen gezwungen ſind, die Geiſteswiſſenſchaft ihren unverjährbaren Anſpruch auf die Löſung der wichtigſten Probleme erheben und gerade hier das ſcheinbar erloſchene philoſophiſche Intereſſe ſich wieder entzünden und verallgemeinern wird.

Andernfalls wird der Darwinismus noch eine Weile taube Frucht zu Garben binden, die Philoſophie längſt gemahlenes Mehl immer wieder neu auf die Mühle aufſchütten.

Den Zeitgenoſſen wird dann nichts übrig bleiben, als ſich über die Keckheit des erſteren, die Ohnmacht der letzteren und die Unfruchtbarkeit beider zu verwundern.

Richard Wagner und die Operette.

Von

Ernſt Pasqué.

— Darmſtadt —

Richard Wagner hat die Melodie, als ſolche, aus der Oper verbannt und an ihrer Stelle das Recitativ, den Sprechgeſang, zur Herrſchaft erhoben. Die Verſchmähte, Entthronte fand ein Aſyl bei der juſt in's Leben getretenen Operette, die ihr luſtiges Reich in einer Bude, bei ambulanten Sängern aufgeſchlagen hatte. (Denn alſo darf man die von Offenbach 1855 in den Champs Élisées eröffneten „Bouffes Parisiens“ bezeichnen, mit der die Geſchichte der heutigen Operette beginnt.) Hier war die „Melodie“ mit offenen Armen aufgenommen worden; hier fand ſie die freundlichſte Pflege. Und wie dankbar erwies ſie ſich dafür! Zu jedem Dienſt war ſie bereit und ſelbſt der übermüthigſten, tollſten Laune ihrer Gebieterin fügte ſie ſich. Das Volk, welches ſeinen Liebling an gewohnter Stelle vermißte, wandte ſich raſch und in immer größeren Maſſen der Operette zu, bei der es fand, was es in den großen Operntheatern vergebens ſuchte, wonach es verlangte: die Melodie. So breitete denn die Operette ihre Herrſchaft immer weiter aus, über alle Länder, wo Muſik getrieben wurde. Während der große Meiſter von Bayreuth auf einſamer Höhe thronte, wohl eine Gefolgſchaft, doch keinen ebenbürtigen Nachfolger fand, wandten ſich zahlreiche talentirte Jünger der Frau Muſica der Operette zu, lieferten dieſer Werke, welche die Runde über alle Bühnen der muſiktreibenden Welt machten, in Städten, die vordem nur wenige Wiederholungen einer Oper kannten, hundert und mehr Aufführungen erlebten und heute bereits ihren ſiegreichen Einzug in die deutſchen Hoftheater halten. Nur die „Melodie“, nach der das Volk verlangte, an der es ſich nun einmal erfreuen will, hat dies Wunder vollbracht, hat die oft wenig künſtleriſchen Grundlagen und Zuthaten: das Gewand, in dem die Erſehnte vorgeführt wurde, annehmbar gemacht. Was Richard Wagner mit allzugroßer Strenge erſtrebte, iſt, anſtatt zur Vernichtung der Melodie, als ſolcher, in den geſungenen Darſtellungen zu führen, deren neue und ſichere Lebensbedingung geworden: Ihm allein — ſo ſeltſam dies auch klingen mag — verdankt die Operette die ungeheuren Erfolge, deren ſie ſich heute zu erfreuen hat — welche die Gattung an und für ſich nicht, wohl aber die in ihr zur vollen Geltung kommende „Melodie“ verdient. Erſcheint

heute ein Componiſt, der, talentvoll, es verſteht und den Muth hat, die Melodie in gereinigter würdiger Umgebung der wirklichen Oper, dem geſungenen Drama wieder zuzuführen, ihm und ſeinen Werken gehörte die Welt, und alle Opernfreunde, gleichviel welcher Richtung ſie huldigen mögen, werden ihn willkommen heißen und ihm zujauchzen.

Ob die Hygiene etwas nützt?

Von

Max von Pettenkofer.

— München.

Hervorragende Biologen (z. B. Herbert Spencer) haben ſchon behauptet, daß die Beſtrebungen, Erkrankungen und Krankheiten zu verhüten, was ein Hauptziel der Hygiene iſt, der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes im Großen und Ganzen eher ſchädlich als nützlich ſeien, weil dadurch auch viele Schwächliche zur Entwickelung und zur Fortpflanzung gelangen, welche ſonſt zu Grunde gehen, und ihre Schwächen nicht vererben können. Man meint ziemlich allgemein, daß in der rauheren Vorzeit, wo man noch nicht ſo behaglich gewohnt und ſich gekleidet, noch nicht ſo wähleriſch gegeſſen und getrunken habe, die Menſchen älter geworden und ſtärker geweſen ſeien, als jetzt. Methuſalems Alter und Goliaths Stärke kommen nicht mehr vor, ſo etwas ſei nur in der guten alten Zeit möglich geweſen, wo die Menſchen noch nicht verweichlicht, ſondern abgehärtet wurden.

Dieſe Meinung ruht aber nicht auf Thatſachen, ſondern auf Einbildung, auf der Eigenſchaft unſerer Phantaſie, Fernliegendes ſtets größer und ſchöner zu ſehen, als Naheliegendes. Das Auge der Phantaſie arbeitet umgekehrt und nicht ſo, wie unſer leibliches Auge, dem ſtets das Nächſte größer als das Ferne erſcheint. Schon Horaz wußte davon zu ſingen, daß der Greis die Vergangenheit preiſe, daß er immer laudator temporis acti ſei. Die Gegenwart ſpürt man eben in ihrer ganzen Wirklichkeit, von der Vergangenheit träumt man nur theilweiſe, und den Meiſten würde die Vergangenheit viel drückender als die Gegenwart ſein, wenn es überhaupt möglich wäre, ſich thatſächlich, in Wirklichkeit ein paar Jahrhunderte zurückzuverſetzen. Wo man wirklicher Thatſachen aus früheren Zeiten habhaft werden kann, erſtaunt man faſt immer, daß es einſt ſo ganz anders war, als man ſich's gewöhnlich vorſtellt.

Wie gewaltig erſcheinen den Leſern Homers die griechiſchen Helden vor Troja! Wenn man aber Schwerter aus altgriechiſcher Zeit betrachtet und ſie in die Hand nimmt, ſo iſt ihr Griff durchſchnittlich viel zu klein für unſere gegenwärtige Fauſt.

Im Tacitus leſen wir, wie die alten Deutſchen durch ihre Körpergröße den Römern auffielen, und erklären wir uns daraus, daß die römiſchen Kaiſer ſo mit Vorliebe Elitetruppen (heut zu Tage Grenadier- und Garde-Regimenter) daraus formirten. Tacitus giebt aber das damalige Körpermaß nicht an, ſondern nur einen relativen Unterſchied zwiſchen Italiern und Deutſchen. Wenn man nun heut zu Tage an den Leichen, welche in Pompeji aus der vulkaniſchen Aſche ausgegraben werden, das Maß nimmt, ſo ſtaunt man, was die damalige und dortige italiſche Menſchheit zierlich und klein geweſen iſt, ſo daß ihr die Deutſchen als Rieſen erſcheinen konnten, wenn ſie auch etwas kleiner waren, als wir jetzt ſind.

Die Ritterzeit des Mittelalters erfreut ſich bei uns auch noch des Vorurtheils beſonderer körperlicher Größe und Stärke; aber wenn man nicht einzelne Rüſtungen, die abnorm großen Recken angehört haben, ſondern ganze Sammlungen von Rüſtungen betrachtet, in welchen ſich der Durchſchnitt ausſpricht, ſo muß man ſich überzeugen, daß das frühere Körpermaß nicht größer geweſen ſein kann, als das jetzige. Ich war überraſcht, als ich einſt in Malta die Leibrüſtungen der Rhodenſer und Malteſer Ritter in einem Saale des dortigen Regierungsgebäudes in Original aufgeſtellt ſah. Ich äußerte einem engliſchen Beamten, der ſo freundlich war, mich dahin zu führen, meine Verwunderung, was die Helden von Lepanto durchſchnittlich für kleine Leute waren, worauf er erwiderte, daß er eine Erfahrung aus dieſem Jahrhundert kenne, welche Aehnliches zeige.

Als gelegentlich der Thronbeſteigung der Königin Victoria (1837) der ſchottiſche Adel ein coſtumirtes Banket gab, welchem die Zeit von Maria Stuart als hiſtoriſcher Hintergrund dienen ſollte, ſuchte man bei altſchottiſchen Familien die noch vorhandenen Kleider der Ahnen aus jener Zeit zuſammen, theils um die Originale beim Feſte zu tragen, theils um genau nach den alten Muſtern neue herzuſtellen. Der ſchottiſche Adel des neunzehnten Jahrhunderts, Herren und Damen, war überraſcht, daß ſeine Vorfahren im ſechszehnten Jahrhunderte durchſchnittlich kürzer und dünner waren.

In unſerem Jahrhundert dachte der Anatom Tiedemann in Heidelberg, es müßte ſich nachweiſen laſſen, daß nach den blutigen Kriegen, welche der franzöſiſchen Revolution unter Kaiſer Napoleon I. folgten, welche ſo viele Hunderttauſende der kräftigſten Männer vernichteten und dafür einen verhältnißmäßigen Ueberſchuß von ſolchen ſchufen, die man nicht zu Soldaten brauchen konnte, ſich dieſes Mißverhältniß in einem Mindermaß der nachfolgenden Generation ausſpreche. Seine Unterſuchungen ſchloſſen mit einem negativen Reſultate. Der berühmte Anatom und Embryologe Theodor von Biſchoff ſetzte in München die Unterſuchungen ſeines Lehrers und Schwiegervaters fort, verſchaffte ſich von den Conſcriptionsbehörden Preußens, Bayerns und Frankreichs die vorhandenen thatſächlichen Unterlagen, und konnte ſchließlich auch nicht ſagen, daß wir durch die Napoleoniſchen Kriege kleiner und ſchwächlicher geworden ſeien.

Das Gleiche wie für die Körpergröße ergiebt ſich auch für die Sterblichkeit und die mittlere Lebensdauer, ſoweit man noch ſtatiſtiſche Unterſuchungen darüber anſtellen kann. Einen ſehr intereſſanten Beitrag dafür hat Dr. Greenhow geliefert, als in England die Impfgegner behaupteten, daß früher die Menſchen länger gelebt hätten, als man Kinder und Erwachſene noch nicht mit Kuhpocken vergiftete. Greenhow benutzte die Statiſtik von London, welche ſich glücklicherweiſe dazu eignete. So viele Brände London ſchon verwüſtet hatten, die Kirchenbücher, welche die Geburten und Todesfälle regiſtrirt enthielten, wurden ſtets gerettet. Greenhow ſuchte nun aus dem ſiebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert je ein Decennium zum Vergleiche aus und fand für London

in den Jahren	approximative Einwohnerzahl	Mortalität pro mille
1681—1690	530 000	42
1746—1755	650 000	36
1846—1855	2300 000	25

Das mittlere Lebensalter war demnach:

im 17. Jahrhundert 23,8 Jahre,
„ 18. „ 27,8 „
„ 19. „ 40,0 „

Aus dem 19. Jahrhundert hat Greenhow, um ja nicht zu Gunſten unſerer Zeit zu rechnen, ein Decennium gewählt, in welches die beiden großen Choleraepidemien von 1849 und 1854 fielen, und gegenwärtig rechnet ſich das mittlere Lebensalter in London ſogar auf 46 Jahre, alſo nochmal ſo hoch, als in der guten alten Zeit, wo man noch nicht an's Impfen dachte.

Demnach darf die Hygiene ungeſcheut ihre Beſtrebungen fortſetzen, denn es werden durch ſie nicht blos die Schwächlichen erhalten, ſondern auch die Kräftigen vermehrt und geſtärkt. Die Hygiene iſt Geſundheitswirthſchaft, wie die Nationalökonomie die Lehre von der Wirthſchaft mit anderen Gütern iſt. Auch die Geſundheit iſt ein hohes wirthſchaftliches Gut, allerdings nicht das höchſte Gut, denn wir müſſen ſtets auch bereit ſein, Leben und Geſundheit für noch höhere ideale Güter zum Opfer bringen, aber wir werden ſie doch ſtets zu unſeren höchſten Gütern zählen, und müſſen dahin ſtreben, das von unſeren Eltern ererbte Gut nicht blos zu bewahren, ſondern es auch möglichſt zu vermehren.

Heuchler.

Von

Johannes Scherr.

Zürichberg. —

Die Menſchen ſind von jeher Heuchler geweſen und ſollen ja ſchon Adam und Eva im Feigenblätterſtil geheuchelt haben. Auch war ſeit Menſchengedenken die Heuchelei ein anerkanntes Hauptzubehör der Staatskunſt. So ziemlich alle großen Herrſcher und Herrſcherinnen ſind große Heuchler und Heuchlerinnen geweſen. Sie wußten ja: „Mundus vult decipi.“ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat ſich die Heuchelei ſo vervollkommt, daß ſie nicht mehr als Kunſt erſcheint, ſondern ganz Natur iſt. Denn wer und was heuchelt in unſeren Tagen nicht alles! Der Philiſter heuchelt Chauvinismus, der Bureaukrat Liberalismus, der Börſenrobber Fortſchritt, der Socialiſt Freiheit. Die „gebildete“ Dame heuchelt, während ſie, ohne auch nur Handſchuhe dazu anzuziehen, Zola und Richepin lieſt, die bekanntlich nur bei uns wachſende „Gottesfurcht und fromme Sitte“. Die weibliche Mode heuchelt ungeheure Hüften, die männliche Jägerſche Wollewaden. Der Franzos heuchelt Verräther, der Moskowit angreifende Afghanen, der Betbruder Gladſtone unausſprechliche Türken und bombardementslüſterne Alexandrien, ein vielgenannter Herr gefährliche Herbſtzeitloſen, aufrichtige Hofburgen, ſowie allianztreue Böhmaken, Polaken, Hanaken und Slovaken. Die Chemie heuchelt Alpenbutter, die Theologie Reformpfarrer, die Juriſterei tugendhafte Verbrecher, die Medicin Hygieine. Die Muſik heuchelt Wagnerhyſterie, die Malerei Makartſche Fleiſchauslagen, die Literatur archäologiſches Trödelvergnügen und göthephilologiſche Maculaturfreude. Ein gewiſſes Reich — hm, in Anbetracht der Preßfreiheit, die es heuchelt, „is silence the rest“.

Sprüche in Prosa und Versen, Gedichte, Aphorismen verschiedener Art.

Carl Abel in Berlin.

Wenn der Urmensch seine Begriffe nur durch die Messung am Gegentheil mühsam zu fassen vermochte, so wird sein später Nachkomme, dem die Begriffe und Worte nur allzu geläufig geworden sind, sie durch die Vertiefung ihres eigensten Inhalts allein lebendig erhalten können.

Friedrich Althaus in London.

Wahrheit und Schönheit als Ziele des Denkens, Gerechtigkeit und Freiheit als Ziele des Handelns verleihen dem männlichen Charakter seine höchste Würde.

Ludwig Anzengruber in Wien.

Ob Du Dich nennen mögest nun dem alten,
Dem neuen Testament zu Lieb',
Du mußt Dich an die Codicille halten.
Die Gott uns in das Herze schrieb,
Verstehst Du diese nicht zu lesen, bist
Du wohl ein Jude oder Christ,
Jedoch — nach Spruch der neusten Spracherfinder —
Ein Mensch „mehr minder"!

Émile Augier in Paris.

Ecrire tous les jours! Avoir de l'esprit tous les jours! Le lecteur ne soupçonne guère quel tour de force est contenu dans ce peu de mots. Je ne suis pas éloigné de croire que l'apologue du rocher de Sisyphe avait pressenti le labeur quotidien du journaliste. Ce que le journal absorbe d'esprit et de talent explique surabondamment le marasme de la litté-

rature. Ce Minotaure (pour ne pas sortir de la mythologie) ce Minotaure doublé de Sirène, attire et dévore une pléiade de brillantes intelligences qui eussent été l'honneur des lettres, et dont les oeuvres éparses, les feuilles volantes sont balayées par les quatre vents du ciel.

On a dit: „que d'heureux on ferait avec tout ce qui se perd de bonheur ici-bas.“

On pourrait dire aussi: „quels beaux livres on ferait avec tout ce qui se gaspille de talent dans les journaux.“

J. Hermann Baas in Worms.

Faſt auf keinem Gebiete des praktiſchen Lebens beherrſchen Aber- und Wunderglauben, ſammt ihrem Gefolge: Täuſchung und Betrug, bis auf den heutigen Tag ſo ſehr das Volk, zu Zeiten ſogar die gebildeten Schichten deſſelben am meiſten, wie auf mediciniſchem, und ſchädigen fortwährend nicht allein intellectuell, ſondern auch materiell die Geſammtheit. Ernſte Pflicht der Aerzte iſt es daher, mit Hülfe der guten Preſſe auf würdige Weiſe durch populäre Belehrung dem entgegenzuwirken, damit die Menſchheit auch auf dieſem Gebiete der Geſammtcultur vorankommt, wenn dies auch, wie leider die Geſchichte lehrt, hier ganz beſonders langſam wird von ſtatten gehen.

J. Baechtold in Zürich.

Gottes iſt der Orient,
Gottes iſt der Occident,
Nord und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.

Karl Bartſch in Heidelberg.

Auf des Lebens Wanderpfade
Ward mir manche Himmelsgnade,
Zu verſüßen Schmerz und Leid;
Doch hab' ich zu allen Stunden
Eins als reinſtes Glück empfunden,
Wenn mein Herz den Weg gefunden
Hin zu edler Weiblichkeit.

Eduard von Bauernfeld in Wien.

Wenn ich in frühern friſchen Tagen
Zu Deinem Werke beigetragen,
So komm' ich jetzt mit leeren Händen,
Dir meinen Abſchiedsgruß zu ſenden,
Und mögen Dir aus Nord und Süden
Beiſteh'n die Freunde, die nimmer müden.

Rudolf Baumbach in Trieſt.

Hat Dir das Glück ein Haus gebaut,
Der Neid Dir in die Fenſter ſchaut.

Karl Biedermann in Leipzig.

Vor nun gerade 43 Jahren, im Jahre 1842, gründete ich die „Deutſche Monatsſchrift für Literatur und öffentliches Leben“ — damals meines Wiſſens in dieſer Form als zugleich literariſche, politiſche, wirthſchaftliche, ſociale und andere Fragen behandelnd die einzige in ganz Deutſchland! Und doch hatte ſie Noth, ſich über Waſſer zu erhalten. Wie anders jetzt! Mit von friſchem Winde geſchwellten Segeln kommt jetzt eine ganze Schlachtordnung von Monatsſchriften dahergefahren — an ihrer Spitze mit ſtolzem Wimpel „Nord und Süd“. Und gerne ſtelle ich, der ich einſt ſelbſt ein ſolches Schiff geführt, mich jetzt unter das einſichtige Commando des erprobten Capitains dieſer ſeetüchtigen Fregatte.

Friedrich Bodenſtedt in Wiesbaden.

Jedes Menſchen Fuß im Lebenslauf
Wirbelt den Staub von Jahrtauſenden auf:
Der Eine ſchüttelt ihn ab mit Verachtung,
Dem Andern wird er ein Stoff der Betrachtung.

Das Wort iſt ein Hauch,
doch kann man es wägen,
Der Hauch wird zum Wort
erſt wenn wir ihn prägen,
Und wie das geſchieht,
bringt's Fluch oder Segen.

Helene Böhlau in Berlin.

Mein Wahlſpruch bleibe: Ein Körnchen Zorn und eine Welt voll Liebe.

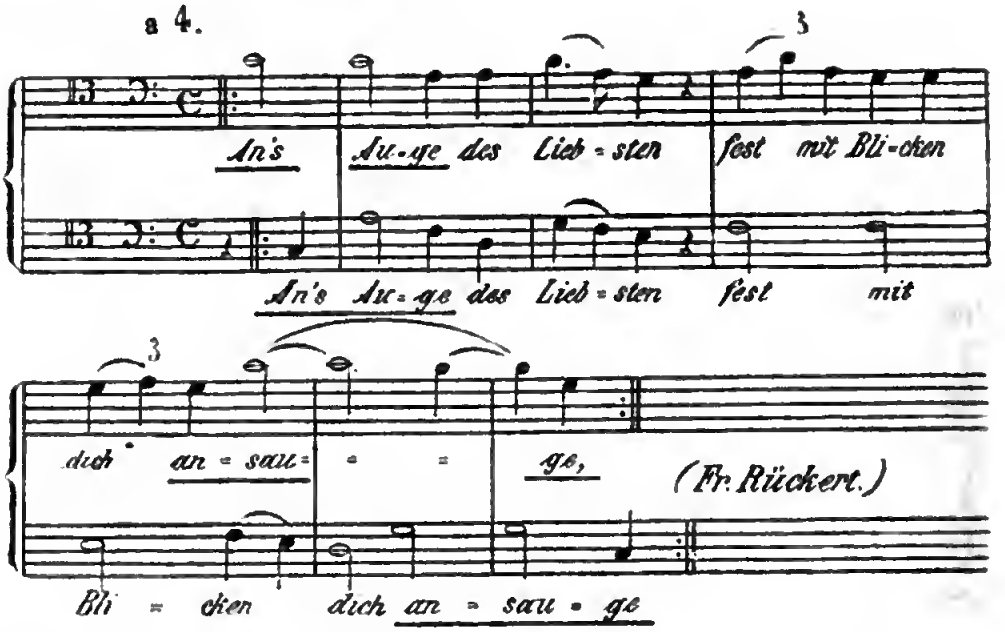
Paul Börner in Berlin.

Die Hygiene iſt in ethiſcher und ſocialpolitiſcher Beziehung ein Factor für unſer öffentliches Leben, deſſen Bedeutung gar nicht hoch genug geſchätzt werden kann. Wie viele Forderungen und Klagen, im wilden Anſturm von ſocialdemokratiſcher Seite vorgebracht, würden längſt von der Tagesordnung verſchwunden ſein, hätten Regierungen und Geſetzgeber ſchon früher etwas mehr Verſtändniß für die gemachten Anſprüche der öffentlichen Geſundheitspflege gehabt.

E. du Bois-Reymond in Berlin.

Naturwiſſenſchaft iſt das abſolute Organ der Cultur, und die Geſchichte der Naturwiſſenſchaft die eigentliche Geſchichte der Menſchheit.

Johannes Brahms in Wien.



Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.

„Vieles Denken ſchwächt die Glieder.
Hilft's was, daß man tracht't und dicht't?
Das Vergang'ne kehrt nicht wieder,
Das Zukünft'ge weiß man nicht."

Das iſt die Inſchrift eines ſächſiſchen Bauernhauſes im Siebenbürger Burgenlande. Vielleicht hat dieſe Spruchdichtung unſerer deutſchen Stammesgenoſſen im äußerſten Südoſten, deren merkwürdiges Land ich wiederholt beſucht habe, auch einiges Intereſſe für die Deutſchen in Deutſchland.

A. Th. Brück in Osnabrück.

Tiſchrücken.

„Man glaubt zu ſchieben und man wird geſchoben."
Man glaubt zu rücken und man wird verrückt.

A. Brückner in Dorpat.

Soll die Geſchichte zu einer Wiſſenſchaft werden, ſo darf ſie nicht bei der Erforſchung einzelner Thatſachen als ſolcher ſtehen bleiben. Die Maſſenbeobachtung und die vergleichende Betrachtung von Thatſachenreihen führen zur Erkenntniß des Fortſchritts, und dieſe iſt nicht blos ein wiſſenſchaftliches Problem, ſondern auch entſcheidend für das ſittliche Leben der Menſchheit.

Marie von Bunſen in Berlin.

Das Leben iſt eine Kette, deren einzelne, verſchiedenfarbige Glieder auf geheimnißvolle, unentrinnbare, unlösbare Weiſe an einander geſchmiedet

werden; dem Einen ſcheint ſie ein Ehrenſchmuck, dem Andern eine Sclavenfeſſel zu ſein.

Moritz Cantor in Heidelberg.

Die Geſchichte beſteht nicht nur in dem Wann? Wo? Wie? und Warum? der Ereigniſſe einerlei Art. Politiſche, religiöſe, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche Ereigniſſe wirken jedes auf das andere ein, und der wahre Geſchichtsforſcher müßte alle dieſe Wechſelwirkungen kennen und ihre Geſetze ermitteln. Er ſoll aber noch geboren werden!

M. Carriere in München.

Selbſtbeſtimmung iſt unſere Beſtimmung, Selbſtvervollkommnung unſere Aufgabe; darum genügt uns das Gegebene nicht, darum giebt es nicht blos eine Erkenntniß und Darſtellung des Seienden, ſondern auch des Seinſollenden: Kunſt und Philoſophie. Wie Logik, Ethik, Aeſthetik nicht blos lehren, wie gedacht, gehandelt, gebildet wird, ſondern wie das geſchehen ſoll, ſo ſtellt die Kunſt das Seinſollende ſeiend dar.

M. Corvus in Leipzig.

Gewöhnlich nehmen die Menſchen die größte und unverdienteſte Liebe, welche ihnen zu Theil wird, die Liebe Gottes und die Liebe der Eltern, als etwas Selbſtverſtändliches hin und ſündigen an ihr am meiſten.

Ernſt Curtius in Leipzig.

Am baltiſchen Meer geboren, als Jüngling nach Hellas geführt, um dort in jahrelangem Aufenthalt, wandernd und forſchend, zum Manne zu reifen — wie ſollte ich nicht mit froher Sicherheit „Nord und Süd“ auch zu meinem Wahlſpruch machen! Iſt es doch eine Lebensaufgabe, wie ich ſie mir nicht ſchöner denken kann, mit dem Ernſte des Nordländers die Schätze des Südens zu heben, des helleniſchen Südens, wo die Menſchen zuerſt, von des Tages herber Noth freier, den höchſten Zielen des menſchlichen Lebens ſich hingeben konnten, Genuß und Arbeit, Freiheit und Zucht, Wahrheit und Schönheit glücklich verbindend; deshalb unſere unſterblichen Meiſter in Allem, was der Menſchengeiſt denkend, dichtend, bildend hervorbringen kann. Was ich dort erforſcht und unbewußt eingeſogen, iſt ein Theil meiner Perſon geworden, ein Schatz, der immer wuchert, eine treibende Kraft, die nichts erſtarren läßt, ein friſcher Quell, der aus der Jugend in das Alter ſprudelt. Reicher und harmoniſcher kann ſich ein Menſchenleben nicht geſtalten, als wenn man in die inhaltreichſte Vergangenheit ſich mit ganzer Seele einlebt, ohne das Eigene, das Vaterländiſche zu verleugnen. Das wahrhaft Menſchliche widerſpricht ſich nie, und ſo bleibe es nach wie vor eine Lebensaufgabe des deutſchen Geiſtes, das ewig Gute, Wahre und Schöne in Alterthum und Gegenwart, in Nord und Süd zu vollem Einklang zu verſchmelzen.

Felix Dahn in Königsberg.

Wie lobte mich mein Volk, wär' ich Franzos!
Wieviel würd' ich dann erſt in Deutſchland gelten! —
Doch zieh' ich vor das mir gefall'ne Los:
Daß mich — als Deutſchen — meine Deutſchen ſchelten.

Ignaz von Döllinger in München.

Unſer ganzes Daſein, unſer Denken, Wollen, Hoffen und Fürchten wird geſtaltet und beſtimmt durch den großen Unterſchied, den es macht, ob man die Menſchenwelt im Sonnenlicht oder im Schatten ſieht. Im ſechsundachtzigſten Lebensjahre ſchaue ich noch heiter, mit Vertrauen und Hoffnung in Gegenwart und Zukunft, weil ich da mehr Sonnenlicht ſehe, wo Andere mehr Schatten wahrnehmen. Früher war es umgekehrt.

Georg Ebers in Leipzig.

In haſtender Zeit.

Wie keck und wild man vorwärts ſtrebet!
Halt auf die Eile ſturmbeſchwingt,
Und ſieh, wie langſam ſich erhebet,
Was Gott der Herr zur Reife bringt.

Hammer und Ambos.

Sei Ambos bei des Schickſals Schlägen,
Sonſt magſt Du Dich als Hammer regen!

H. Ehrlich in Berlin.

Die meiſten Bergfahrer kennen nur die Namen jener höchſten Spitzen der Bergkette, welche die ſchönſte Fernſicht über weite Strecken oder großartige nahe Gruppen bildet. Diejenigen Berge, über welche man wandern muß, um zu jenen höchſten Spitzen zu gelangen, ſind nur den Führern und manchen Forſchern bekannt.

So auch wiſſen ſehr viele Kunſtfreunde nur von den Namen und Werken der größten Künſtler, die für alle Zeiten auf den höchſten Höhen der Kunſt ſtehen. Aber die Künſtlergruppe, die einen jeden dieſer größten, ſie überragenden, umgiebt, über welche der Weg der Kunſtentwickelung zu jener Spitze geführt hat, wird nur von dem genauen Kenner, dann vom Kunſtführer, auch vom Forſcher der Culturgeſchichte beachtet. Dieſe wiſſen, daß in der Kunſt keine große Erſcheinung eine vereinzelte iſt, daß in ihr vulkaniſche Gebilde keine Dauer haben, und daß alle großen, bleibenden Werke im Zuſammenhange ſtehen mit der geiſtigen Entwickelung der Zeit. — Das Genie erfaßt die Zeit-Ideen, läutert, verklärt ſie und trägt ſie in höhere Regionen. Das Talent verwerthet ſie für praktiſche Tagesarbeit. Aber außerhalb der Zeit-Ideen iſt noch kein Kunſtwerk entſtanden.

J. von Falke in Wien.

Oftmals gabſt Du, o Zeus, mir Flehendem, was ich erbeten,
Und mich entführte das Meer ohne Gefährde zum Ziel.
Gieb auch diesmal glückliche Fahrt und führe mich endlich,
Aller der Sorgen entrafft, glücklich zum Hafen der Ruh'.
Freude ſchafft mir das Haus und die Heimat, aber die Sorgen
Gelten als Leben mir nicht, ſondern als Qualen und Müh'.

Kuno Fiſcher in Heidelberg.

An „Nord und Süd".

„Was man ſich in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle." Glücklich, wenn es ſo iſt, und gerecht, daß es ſo iſt. Wären Glück und Gerechtigkeit immer ſo im menſchlichen Leben vereinigt, dann müßten ſelbſt unſere Peſſimiſten den Weltlauf weniger abſcheulich finden. Freilich werden ſie auch an dieſer Einrichtung vieles tadeln, namentlich die ungleiche Vertheilung von Wunſch und Erfüllung. Die Wünſche ſollen der Jugend, die Erfüllung dem Alter zufallen. Die letztere kommt erſt, nachdem das Feuer der Wünſche ſchon verglüht iſt. Man ſollte jubiliren, ſo lange man noch das Herz hat zu jubeln. Es heißt mit Recht: gaudeamus igitur, juvenes dum sumus! In unſeren Tagen reifen die Dinge ſchneller. Monate voll reicher, geiſtesfriſcher, in weiten Kreiſen wirkſamer Arbeiten zählen für Jahre. Ich ſende dieſer noch jugendlichen Zeitſchrift, die, von ſo kundiger und unabhängiger Hand geleitet, ihr erſtes Centenarium vollendet hat, meine erfreuten Glückwünſche. Bald wird das in Nord und Süd geeinigte Deutſchland ſein drittes Luſtrum erfüllen. In dieſem vorbildlichen Sinne möge der Name „Nord und Süd" ſtets die Wege und Ziele unſerer Zeitſchrift bezeichnen. Bekränzen wir, bildlich zu reden, die hundertſte Locomotive, die Meiſter Paul Lindau im Juni dieſes Jahres aus ſeiner Werkſtätte verſendet.

Th. Fontane in Berlin.

Gratulation
an „Nord und Süd" bei Gelegenheit ſeines hundertſten Heftes.

Du warſt ſo ſanft, du warſt ſo gut,
Unſtrenge bei jungen Jahren,
Und deiner Launen Uebermuth —
Ich hab' ihn nie erfahren.

Du brachteſt, eh' ich mir's noch verſah,
Den Graus meiner Grete Minde,
Du brachteſt ſogar L'Adultera,
Was ich mit Rührung empfinde.

Nie warſt du drakoniſch, nie Lykurg,
Und unter verſchiedenem Tittel
Ertrugſt du geduldig Mark Brandenburg,
Kapittel über Kapittel.

Ergeh' es Dir gut durch alle Zeit,
In Wachen, Traum und Schlummer,
Und denke meiner in Freundlichkeit
Bei deiner tauſendſten Nummer.

P. W. Forchhammer in Kiel.

Die Univerſitäten, die Behüter der höchſten, durch das Wiſſen und die Geſittung vergangener Jahrhunderte erworbenen geiſtigen Bildung, haben die Aufgabe, innerhalb der wiſſenſchaftlichen Berufs-, nicht Brodſtudien, jene Bildung immer höher, idealer zu geſtalten. Sie können das nur auf Grund ihrer Vorſchulen, der Gymnaſien, wenn dieſe Realſchulen des klaſſiſchen Alterthums, nicht Sprachſchulen, ſind, und wenn die Univerſitäten den künftigen klaſſiſchen Lehrern das Bewußtſein ihres hohen gemeinſamen Berufes tief in die Seele prägen.

Emil Friedberg in Leipzig.

Das gemeine Recht iſt eines der ſtärkſten Bindemittel einer Nation, und ſo wird denn das zu erwartende deutſche Geſetzbuch die innerliche Verſchmelzung zwiſchen „Nord und Süd“ zu Wege bringen, welche die ſtaatliche Einigung allein nicht zu erzielen vermag. Darum darf eine nationale Zeitſchrift die Pflege des nationalen Rechtes nie aus dem Kreiſe ihrer Bethätigung ausſchließen.

Friedrich Friedrich in Dresden.

Das Glück.

Ein Blüthenduften, Singen in den Bäumen,
Ein Mondesglanz in lauer Maiennacht,
Ein halbbewußtes, ſelig frohes Träumen,
Ein Lied, wie nie ein ſchöneres gedacht!

Ein einz'ger Reif, ein Tod ſtreckt alles nieder,
Zum Hohne flimmert uns das Sternenheer;
Die Sonne glüht, Froſt ſchüttelt unſ're Glieder,
Die Bruſt ſo voll und jetzt die Bruſt ſo leer!

Iſt Hoffen mehr als thörichtes Berauſchen?
Hältſt einen Tag du ſicher in der Hand?
Dem Glücke trauen — Ammenmärchen lauſchen,
Des Lebens Werth — ein nichtig eitler Tand!

F. Friedrich in München.

Nord und Süd! Auf einander angewieſen, ſollen und müſſen ſie ſich durch liebevolles Eingehen auf die gegenſeitige Eigenthümlichkeit verſtehen lernen. Die Verſtändigung kommt dann von ſelbſt, und mit ihr wächſt auch die Kraft der Nation.

F. Heinrich Geffcken in Hamburg.

Hab' ich kein großes Schiff zur Fahrt,
Muß ich auf kleinem Kahne treiben,
So werd' ich doch bei gleicher Art
Und unverwandtem Sinne bleiben.

Ludwig Geiger in Berlin.

Man macht uns oft den Vorwurf der Kleinigkeitskrämerei, des übertriebenen Goethecultus. Wüßten die Ankläger nur, mit welcher Beſcheidenheit wir, die wir es mit der Forſchung ernſt meinen, ſolche Beiträge zum Leben und Wirken unſerer Denker und Dichter betrachten. Sie ſind uns nie Selbſtzweck, ſondern dienen nur als kleine Bauſteine zur Errichtung des Tempels unſerer Literaturgeſchichte. Aber das Gebäude könnte nicht in vollendeter Geſtalt erſtehen, wenn die Materialien nicht vollkommen und die Bauleute nicht über jeden kleinen Theil des Grundriſſes unterrichtet wären. Darum heißt es auch hier: Achtung vor der ehrlichen Arbeit!

Rudolph Genée in Berlin.

Motto:
Schickt nur Gefahr von Oſten bis zum Weſt.
Wenn Ehre ſie von Nord und Süden kreuzt.
Shakeſpeares Percy.

Ob hier von Nord und Süd, von Oſt und Weſten
Die thät'gen Geiſter ſich zuſammenfanden —
Woher ſie kamen: immer ſind's die Beſten,
Wenn ſie zu würd'gen Zielen ſich verbanden.

Georg Gerland in Straßburg.

Cultur- und Naturvölker ſcheinen in Leibesbeſchaffenheit und Sitte, in Recht und Religion völlig heterogen zu ſein; ein genaueres Studium aber lehrt uns allwärts Uebergänge, Entſtehung des Einen, des Höheren, aus dem Anderen, dem Niederen, erkennen; und dieſes Werden der Menſchheit geht durch die Thierwelt in die erſten Anfänge des organiſchen Lebens zurück. Sieht man nun ferner, wie alles organiſche, wie auch das Weſen und die Entwickelung der Menſchheit völlig abhängig iſt vom Unorganiſchen, wie Pflanzen-, Thier- und Menſchenleben auf den Eigenſchaften und Kräften des Erdkörpers beruht, ja vielfach nur Function deſſelben iſt: ſo zeigt ſich uns eine Einheit der telluriſchen Entwickelung, die uns ebenſo ſehr in Staunen ſetzt, als ſie uns zu erheben vermag.

Rudolf Gneiſt in Berlin.

Wie der Einzelne das Gleichgewicht und die Verſöhnung ſeiner Intereſſen mit den Pflichten gegen ſeinen Nächſten findet, ſo wird auch die Geſammtheit dieſe Verſöhnung wieder finden: aber der Weg dazu geht durch Zweifel, Kampf und entſchloſſenes Handeln.

Karl Goedeke in Göttingen.

Den Dichtern, die in deutſchen Landen
So jetzt wie früher aufgeſtanden
Und ſich den friſchen Kranz erſungen,
Der ewig um die Schläfen blüht,
Hat euer Herz, ihr Frau'n geglüht;
Von euren Händen ward geſchlungen
Zum ew'gen Kranz das grüne Laub;
Doch weh, wenn ihr dem Dichter taub
Den Rücken kehrtet! Hartes Loos!
Er ſinkt in des Vergeſſens Schooß,
Und keines Mannes Preis erweckt
Ihn aus dem Staube, der ihn deckt,
Der tief ihn deckt und hoffnungslos.

Vor euren Blicken liegt es offen,
Was in des Wortes Knoſpe ſchwillt,
Im tiefſten Grame ſel'ges Hoffen
Und was geheim im Herzen quillt.
Euch rührt der Blume ſtumme Seele,
Des Maienabends lauer Duft,
Euch ſingt vertraut des Vogels Kehle
Im Schattengrün, aus blauer Luft.
Was will des Morgens kühler Schauer,
Der vor dem lauten Tag erwacht?
Ihr fühlt es, fühlt die linde Trauer
Der ahndungsvollen Mondennacht;
Und in der gold'nen Schrift der Sterne,
Die wunderbar aus dunkler Ferne
Die Menſchenſeele tief erfüllt,
Liegt kein Geheimniß euch verhüllt;
Ihr ſchaut in menſchlichen Geſchicken
Das Gute gut, das Reine rein,
Ihr ſchaut es mit der Liebe Blicken,
Und wahrhaft ſchaut die Lieb' allein.
Im Sonnenblicke reiner Frauen
Fühlt ſich die Seele jung erregt;
Ein Auferwecken iſt ihr Schauen
Des Schönen, was die Welt bewegt.

Rudolph von Gottſchall in Leipzig.

Ihr ſüßen Träume lockt mich wieder,
Der Ruhm, das Echo meiner Lieder,
Die Hoffnung auf den ſchönern Kranz:
Mir dämmern leiſe aus der Ferne
Der Jugend längſt erblichne Sterne —
Erſehnen ſie erneuten Glanz?

O aller Ruhm iſt eitles Wähnen,
Der Thau des Lorbeers ſind nur Thränen

Die Täuſchung bleibt, das Glück entflieht.
Schreibt euern Namen zu den Sternen,
Man wird ihn doch vergeſſen lernen,
Wenn drüber hin die Wolke zieht.

Was will ich thöricht mich erheben?
Ein klägl ch Ding iſt alles Leben,
Das ſtolz ſich ſelbſt genügen will.
Es gilt in's All ſich zu verſenken
Und ſeine Räthſel durchzudenken:
Das macht die Seele groß und ſtill.

Klaus Groth in Kiel.

Hoch oder platt,
Drög oder natt,
Beer oder Win,
Grof oder ſin —
Awer echt nmn et ſin.

Otto Gumprecht in Berlin.

Darf man die Künſtlerſeele das Inſtrument nennen, auf dem Leben und Welt ſpielen, ſo gleichen außerordentliche Schickſale gewaltigen, durch die Saiten brauſenden Stürmen. Je kräftiger und reicher das von ihnen bis auf den Grund erſchütterte Gemüth geartet iſt, um ſo voller und mannigfaltiger wird es aus ihm hervorklingen. Freud und Leid ſind erſtaunliche Muſikanten, erſt unter ihren ſtarken Griffen offenbart jenes Inſtrument den ganzen Umfang des ihm innewohnenden Vermögens.

Robert Hamerling in Graz.

Bedächtig ſchritt und träge die Zeit nach ihrem Ziel,
Als in des Schriftthums Reiche noch waltete der Gänſekiel.
Er hat die Welt erobert, ſeit er in Stahl ſich kleidet,
Seit er des Pfeiles Schärfe gewann, die ſticht und ſchneidet.
Nun iſt der Waffen kleinſte, doch furchtbarſte die Feder:
Und wer ſie weiß zu führen — ſtreitbar, ein Mann ſei Jeder!
Wir danken nicht Kanonen allein und Schwert und Spieß,
Wir danken auch die Feder dem Gott, „der Eiſen wachſen ließ“.

Eduard Hanslick in Wien.

Allüberall in Nord und Süd
Wird viel zu viel Muſik getrieben, —
Wohl uns, daß nicht in „Nord und Süd“
Wird allzuviel davon geſchrieben!

Eduard von Hartmann in Berlin.

Fertigkeit, Bildung, Talente ſind ein ſchöner und werthvoller Schmuck des Menſchen, aber höher ſchon ſteht der Geiſt, der ſie verwerthet, noch

höher das Gemüth, in deſſen Tiefe ſie wurzeln, am höchſten der Charakter, dieſe Felſengrundlage für das Erdreich des Gemüthes und alle ſeine Blüthen und Früchte. Wichtiger als das Hervorragen in einer dieſer Eigenſchaften iſt wiederum die Harmonie aller, und dieſe läßt ſich von jedem erringen, der ernſtlich und eifrig nach ihr trachtet.

Hermann von Helmholtz in Berlin.

Wie oft iſt das menſchliche Leben ſchon mit der Flamme verglichen worden! Und doch wird es ſelbſt verſtändigen und wohlunterrichteten Perſonen oft genug ſchwer, die wichtigſte Bedeutung dieſes Gleichniſſes voll zu faſſen. Daß die Flamme, obgleich ein anſcheinend ruhig fortbeſtehendes Gebilde von wenig veränderlicher Form und Zuſammenſetzung, ſich immer neu aus neuen Dämpfen des verbrennenden Oels und neu hinzuſtrömender Luft aufbaut, daß ſie nur ein Wirbel iſt, in den immer anderer Stoff hineingeriſſen wird, zeigen alltägliche Erfahrungen, wie die eingehendſte wiſſenſchaftliche Unterſuchung. Daß aber der Menſch gerade in dieſer Beziehung die vollſtändigſte Aehnlichkeit mit der Flamme hat, daß fortdauernder Wechſel des Stoffes höchſtens für einige ſeiner untergeordneteren Organe, die kaum Theil am Lebensproceſſe haben, wie Zähne und elaſtiſche Faſern, zweifelhaft ſein kann, widerſtrebt der Gewöhnung, ſich hinter Allem, was fortbeſteht, einfach eine bleibende ſtoffliche Unterlage zu denken. In Wahrheit iſt aber auch im Menſchen das, was als Individuum dauert, nicht das Fleiſch, aus dem er in dieſem Augenblick beſteht; auch er iſt in der That nur eine bleibende Bewegungsform, ein Wirbel, in welchen immer neuer Stoff hineingezogen und wieder ausgeſchieden wird.

Die Phyſik lehrt uns außer Flammen und Wirbeln mancherlei ſolche Bewegungsformen kennen, die in raſtlos wechſelndem Stoffe ausgeprägt, doch unter Bewahrung der zarteſten Eigenthümlichkeiten ihrer Form fortbeſtehen. Wenn die Lichtwellen Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch unermeßliche Strecken des Weltraums durchzogen haben, iſt ihre Schwingungsweiſe noch ſo wenig geändert, daß ſie, im Prisma zerlegt, die genaueſte Kunde von der chemiſchen und phyſikaliſchen Beſchaffenheit ihres Urſprungsortes geben. Noch bedeutſamer iſt die Lehre, welche uns das Telephon in dieſer Beziehung giebt, eine Lehre, die ein überlegſamer Kopf freilich längſt vor der Erfindung deſſelben hätte finden können. Die Nervenerregungen des Sprechenden oder Singenden erzeugen Schall, d. h. elaſtiſche Schwingungen der Luft, die ſich mit getreuer Bewahrung ihres Klanges fortpflanzen. Dieſe werden erſt auf den Magneten, dann auf den Kupferdraht des Telephons übertragen. Im Magneten werden ſie zu ſchnellen Wechſeln in der Stärke ſeiner Magnetiſirung; im Drahte entſpricht ihnen ein Hin- und Herfließen der Elektricität, eine Art von elektriſcher Wellenbewegung. Aber am anderen Ende der Leitung ſetzen ſich die elektriſchen Schwingungen wieder in magnetiſche, dieſe in elaſtiſche der Luft um. Letztere treffen das Ohr

des Hörers und werden wieder Nervenerregungen, und ſchließlich gelangen die feinſten Schattirungen der Empfindung des Sprechenden oder Singenden hinüber in die Seele des Hörers. Die erregte Bewegung hat ihre Formeigenthümlichkeiten bewahrt, trotz dreimaliger Uebertragung und Rückübertragung auf anderen Stoff mit vollſtändiger Aenderung ihres Weſens.

Bewegungsformen können alſo ihre Form und Beſonderheit auch wahren, wenn ſie gezwungen werden, in ganz veränderter Weiſe auf anderen Stoff überzugehen, und können wieder auferſtehen in alter Form, wo ſie die alten Bedingungen wiederfinden. Das lehren uns ſelbſt dieſe verhältnißmäßig wenig verwickelten phyſikaliſchen Vorgänge.

Wilhelm Hertz in München.

Die Götter mag erfreu'n, was ohne Zeit beſteht:
Wir, ſelber flücht'gen Stoffs, — uns reizt nur, was vergeht.

Paul Heyſe in München.

Ein ſeltſam Ding um ſolchen Rout,
Wo Jeder des Nachbarn Naſe beſchaut
Und ſelten mehr von ihm erfährt,
Als daß er „mit dazugehört!“

Guſtav Hirſchfeld in Königsberg.

Unſere Natur läßt ſich zu ihrer Ehre nun einmal nicht darin irre machen, daß ſittliche und geiſtige Größe zu einander gehören: denn unwillkürlich möchten wir immer zugleich *verehren*, wo wir *bewundern*.

Hans Hoffmann in Berlin.

Der Dichter braucht kein patriotiſcher Volksredner zu ſein. Durch eine wahrhaft gute Dichtung, mag ſie ihren Stoff auch aus den fernſten Zeiten und Landen holen, wird das Nationalgefühl mehr geſtärkt und der Nationalehre mehr aufgeholfen als durch Dutzende von mittelmäßigen Kriegsgeſängen. Goethes „Iphigenie“ gehört zu den größten patriotiſchen Thaten.

Franz von Holtzendorf in München.

„*Coloniſation*“ bedeutet das Fortpflanzungs- und Abſtammungsverhältniß eines älteren Gemeinweſens zu einem jüngeren. Die Griechen erblickten in dieſem Vorgang zunächſt den Abſchied von der Heimat (ἀποικία), die Römer, denen wir das Wort verdanken, den Anbau des Bodens. Staaten ohne Colonien leben gleichſam im politiſchen Cölibat.

H. Homburger in Florenz.

Wer Recht hat und nicht Recht behält,
Der kommt nicht weit in dieſer Welt;

Wer Recht behält, doch ohne Recht zu haben,
Fällt etwas später in den Graben.
Behalte Recht und habe Recht,
Nur das ist sicher, das ist echt.

J. J. Honegger in Zürich.

Wer der Welt etwas zu sagen hat, sage es ihr in schöner Form.

Das Wort ist nicht etwa blos ein Kleid des Gedankens, das man diesem nach Willkür an- oder ausziehen, nach der Mode wechseln und formen dürfte; es ist sein organischer Leib. Wie der Geist klar, so sollte der Leib schön sein. Wer diesen vernachlässigt, der schädiget jenen.

Das ist eine Wahrheit, die von der Masse der heutigen Schriftstellerwelt zu wenig bedacht wird. Die tiefere formal-ästhetische Bildung des Geistes ist ein Stiefkind unserer gährend-brausenden Zeit.

Hans Hopfen in Berlin.

Ich gehöre nicht zu Denen, welche sich berufen fühlen, an der Menschennatur Schönfärberei zu treiben, und das gerade für Poesie halten. Die Natur lacht solcher Kindereien. Ihr nachahmend nahekommen ist die höchste Kunst.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Es ist nicht wahr, daß das Richtige in der Mitte liegt. Nur die unzweideutige Entschiedenheit, die volle Schlußfolgerung ist die Dienerin der Wahrheit, der die „toleranten" Leute stets ein Mäntelchen, einen Florshawl, wenigstens ein Feigenblatt umzuhängen suchen, ihre nackte Gestalt zu verbergen. Denn auch im Verkehr mit der Wahrheit sind sie schicklich und haben einen horror nudi.

Rudolf von Ihering in Göttingen.

Je älter ich werde, desto deutlicher werde ich mir der Beschränktheit meines Denkens bewußt, zugleich aber auch, daß dieselbe nicht ausschließlich in mir selber, sondern zugleich in dem Denken der Zeit ihren Grund hat. Ich meine damit nicht das inhaltliche Denken der Zeit: ihre Lebensanschauung und Weltauffassung, die Dinge, die sie sich denkt, und ihr Urtheil über dieselben, sondern den rein formalen Denkapparat. Nur zu oft ist es mir geschehen, daß ich bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten mit Vorstellungen rang, die ich nicht zu bezwingen, d. h. in eine einfache, klare Form zu bringen vermochte, und bei denen ich das Gefühl hatte, daß dies nur in dem Mangel gewisser abstracter Anschauungen, Kategorien, Denkformen seinen Grund habe, die in der Zukunft mit dem Fortschritt des wissenschaftlichen Denkens sich einstellen und dann in dem Maß Gemeingut sein werden, daß ein wissenschaftlicher Anfänger Dinge zu erfassen und mit wenig Worten wiederzugeben im Stande sein wird, die ich mit aller

Anſtrengung nicht habe bewältigen können. Für den Mann der Wiſſenſchaft hat die Vervollkommnung des Apparats, mit dem er zu arbeiten hat, ganz dieſelbe Bedeutung, wie für den Handwerker — ein mittelmäßiger Handwerker leiſtet mit den vervollkommneten Werkzeugen der heutigen Zeit Beſſeres, als der Beſte mit den unvollkommenen zur Zeit Karls des Großen.

Der Handwerker weiß nicht, was er der Vervollkommnung ſeiner Werkzeuge verdankt, und wie mühſam und allmählich dieſelbe hat beſchafft werden müſſen, der Mann der Wiſſenſchaft ſollte es wiſſen. Ich meinerſeits habe es früher nicht gewußt und habe es erſt erfahren, als ich der Unvollkommenheit des überlieferten wiſſenſchaftlichen Apparates für die Probleme, die ich mit ihm zu löſen gedachte, inne ward. Es hat mich dabei das Gefühl beſchlichen, als wandle ich in einem dunklen Schacht mit einem ſchwachen Grubenlicht, das nur die allernächſte Umgebung dürftig erleuchtet — ich nehme jenſeits derſelben ſchwache Umriſſe wahr und ahne die Partien, die dahinter liegen, aber ich kann ſie nicht erkennen. Ein helles Licht — und ein blödes Auge ſieht, was ich mit aller Anſtrengung nicht habe erkennen können.

Ich müßte den ſchmalen Raum, der mir hier zugemeſſen iſt, überſchreiten, wenn ich den Anregungen, welche in dem hier Ausgeſprochenen liegen, weiter nachgehen wollte. Das letzte Ziel derſelben iſt die Ausſicht auf den vielleicht erſt in ferner Zukunft erbrachten geſchichtlichen Nachweis der allmählichen Erweiterung des Denkapparats in den einzelnen Wiſſenſchaften. Es wird ſich dabei zeigen, welch' befruchtenden Einfluß die einzelnen Wiſſenſchaften aufeinander, ſelbſt die Naturwiſſenſchaften auf die Geiſteswiſſenſchaften ausgeübt haben; ich meinerſeits bin mir ſehr wohl bewußt, welche Förderung ich für meine wiſſenſchaftlichen Arbeiten den Anſchauungen verdanke, die ich den erſteren entnommen habe.

Joh. Kelle in Prag.

Die Sprache iſt gleichſam die äußere Erſcheinung des Geiſtes der Völker. Ihre Sprache iſt ihr Geiſt und ihr Geiſt ihre Sprache. Man kann ſie beide nicht identiſch genug denken.

Gottfried Keller in Zürich.

„Ein wolf was ſiech; do er genas,
Er was ein wolf als er e was." (Bonerius.)

Es iſt auch kein Gold ſo gediegen, wie ein ſchofeler Kerl in ſeiner Treue an ſich ſelbſt. Wonach ſich Jeder achten mag, der in den Wald oder auf den Markt geht.

F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.

Möge „Nord und Süd“ auch mit den nächſten hundert und mehr Nummern den wohlverdienten Ruf ſich wahren, die vornehmſte unſerer Revuen zu ſein, ſich ſelbſt zur Ehr', Andern zur Lehr'!

Alfred Kirchhoff in Halle.

In China heißt's: „ich Oſt, du Weſt“,
Wenn zwei ſich nicht vertragen.
In Deutſchland deutet „Nord und Süd“
Nicht mehr auf zwiſtiges Klagen.
Der Norden dünkt ſich nicht mehr ſo klug,
Der Süd ſich nicht ſo gemüthlich,

Als wüchſe Verſtand nur nördlich vom Main,
Ein warmes Herz doch nur ſüdlich.
Der Brückenfluß, der liebliche Main,
Er ſollte die trennende Linie ſein?
Er verbindet von jeher Süd und Nord!
Verſtand wie Herz ſind am gleichen Ort.
Auf dem rechten Flecke der Deutſche ſie hat,
Der „helle" Sachſ' wie der Baier.
Berlin iſt nicht blos kalter Verſtand,
Nicht nur im Süd klingt die Leier.
Vereint im eiſernen Waffengang
Das neue Reich ward errungen,
Und Kamerun, Kaiſer Wilhelms-Land
Sind Schätze, der Eintracht entſprungen.
Drum ein frohes Glückauf dieſen Blättern auch,
Die auf „Nord und Süd" ſich benannten!
Falls in freundlichem Kleid ſie der Wiſſenſchaft
Weg bahnen in deutſchen Landen
Dazu geſellend das Gold der Kunſt,
Hoch haltend der Einheit Gedanken —
So werden ſie wie die Jahre daher
An Leſermangel nie kranken!

E. Klebs in Zürich (Göttingen).

Lotze, unſer großer Philoſoph, der bekanntlich als Mediciner begann und ein grundlegendes Handbuch der allgemeinen Pathologie geliefert hat, grundlegend ſoweit es ſich um die Feſtſtellung der Begriffe handelt, hat ſich unter anderen auch über die Möglichkeit einer Idealdefinition der Krankheit ausgeſprochen und dabei das zu ſeiner Zeit lebhaft vertheidigte Princip des Kampfes, der ſelbſtſtändigen und ſelbſtbewußten Abwehr des Schädlichen mit Recht als eine das Weſen des Krankheitsbegriffs durchaus fälſchende Idee verworfen. Dagegen läßt ſich an der Hand der darwiniſtiſchen Weltanſchauung die Krankheit als ein Glied jener großen Kette von Erſcheinungen auffaſſen, welche aus dem natürlichen Widerſtreit alles Lebendigen unter ſich und mit dem Unbelebten hervorgeht und ein wichtiges Stück in dem großen Gemälde von Darwin, genannt „Der Kampf um das Daſein", darſtellt. So hätte die Krankheit, dieſe noch immer etwas mißachtete Schweſter der anderen biologiſchen Vorgänge, welche ſich mit dem Namen der Normalen ſchmücken, doch eine allgemeinere, ideale und ethiſche Bedeutung, die allerdings viel Aehnlichkeit beſitzt mit der Deutung der Kriege, als einer heilſamen Erſcheinung, welche wir vor einigen Jahren aus dem Munde eines großen Strategen vernahmen. Hiſtoriſch betrachtet hatte dieſe Anſchauung allerdings Berechtigung; denn die Geſchichte lehrt uns, daß die verheerenden Wirkungen von großen Seuchen ebenſo reinigend und umgeſtaltend auf die Menſchheit wirkten, wie die großen Kriege.

Ludwig Knaus in Berlin.

Freund, ſieh auf Dich,
Und nicht auf mich,
Und fehle ich,
So beſſ're Dich.

Karl Koberſtein in Dresden.

Noch immer wird es den Hohenzollern, namentlich Friedrich dem Großen, zum Vorwurf gemacht, daß ſie der vaterländiſchen Dichtung geringere Förderung angedeihen ließen als andere, minder mächtige Fürſten des Reichs. Preußens Könige aber hatten von dem Sieger bei Fehrbellin als nächſte und dringendſte Aufgabe ihres deutſchen Berufes die überkommen: erſt die ſchlummernden Kräfte ihres durch den dreißigjährigen Krieg erſchöpften Staats auf's Neue zu wecken und aus loſen, einander widerſtrebenden Beſtandtheilen ein Volk zu ſchaffen, geſund, ſparſam und waffenfreudig wie ſie ſelber. Das haben ſie in mühſeliger Arbeit treu gethan und dadurch zur Blüthe unſerer ſchönen Literatur mittelbar vielleicht mehr beigetragen, als wenn ſie nach dem Vorbilde eines Auguſtus oder Ludwigs von Frankreich die dichteriſchen Genien ihrer Zeit um ſich verſammelt und mit Jahrgeldern begnadet hätten.

Max Kretzer in Berlin.

Ein Orkan kann die Erde wohl erſchüttern, aus ihren Angeln aber vermag er ſie nicht zu heben. Ebenſo geht es einem ſtarken Geiſt: die Widerwärtigkeiten des Daſeins und die Gemeinheit der Menſchen können an ihm rütteln, daß er ſchwankend wird — beugen werden ſie ihn nicht! Wie der elaſtiſche Stahl, wenn man ihn mit Gewalt biegt, mit doppelter und dreifacher Kraft zurückſchnellt, ſo zeigt auch der ſtarke Geiſt dort den größten Widerſtand, wo er am meiſten zu kämpfen hat.

Heinrich Kruſe in Bückeburg.

Der echte Kenner iſt ein ſelt'ner Gaſt,
So ſelten wie der wahre Künſtler faſt.

Iſolde Kurz in Florenz.

Der Verbannte.

Hilflos ſieht ſich im All das Ich, das ſterbliche, arme,
Rings von Klüften umgähnt, ewig und ewig allein,
Aber die Liebe findet den Steg und naht dem Verbannten,
Ehe den Spruch des Exils milde der Tod widerruft.

Sprache.

Sprache erſchuf ſich der Geiſt wie der Schneck' ſein Gehäuſe, da drinnen
Wohnt er verkrochen und ſtreckt neckiſch die Fühler heraus.

Aphorismus.

Bleibt mir mit Spruch und Sentenzen vom Hals, denn was du auch bringeſt,
Andere haben es ſchon früher und beſſer geſagt.
Erblich Gemeingut ſind von Alters her die Gedanken,
Nur deine Sinne ſind dein, Dichter, und dein iſt das Lied.

Ludwig Laiſtner in München.

Das Unveräußerliche.

Ihr Herz verloren
So Weiſe wie Thoren;
Den Kopf zu verlieren,
Kann dem Beſten paſſiren:
Sich ſelbſt verlieren — fertig bringt's allein,
Wer klug genug iſt, um ſo ſchlecht zu ſein.

Eduard Graf Lamezan in Wien.

Zweierlei Wege giebt es, die Welt zu erfaſſen und ſich zu eigen zu machen, entweder, indem man ſie zu beherrſchen, und, was ſie iſt und was ſie bietet, im Genuſſe zu ergründen ſtrebt — oder, indem man ihr innerſtes Weſen zu verſtehen ſucht. Der erſtere ſteht nur wenigen offen und das Ziel, das er erreichen kann, iſt nur ein engumſchränktes, mit dem Tage vergehendes; der letztere aber iſt Jedem zugänglich und ſein Endziel, freilich bisher nur von wenigen Auserleſenen — oder von Keinem? — erreicht, umfaßt nebſt dem Umkreiſe dieſes Erdballs auch die fernſten Sphären des ganzen Weltalls und darüber hinaus die unendlichen transcendentalen Welten, welche der Menſch in ſeinem ſpeculativen Sinne erdacht, zertrümmert und immer wieder aufgebaut hat. Kein Wunder iſt's darum, daß die Menſchheit überhaupt, und in ihr die Beſten voran, ſtets nur den zweiten dieſer Wege dauernd beſchritten hat, daß dieſe dem Genuſſe freudig entſagen und nur Erkenntniß ſuchen. All' das Sinnen und Grübeln, all' das Forſchen und Trachten, die Geiſtesarbeit der hinabgeſunkenen Jahrtauſende hat zuletzt doch nur den Einen Zweck gehabt: das zu gewinnen, was ſich in dem Worte „Weltanſchauung" ausdrückt. In dieſem Sinne nun kann jeder Einzelne zu der ſtets erneuten Arbeit der Menſchheit ſein redlich Theil beitragen. Mag das Sandkorn an Erkenntniß, das er zu dem gewaltigen Baue herbeiſchleppt, noch ſo klein und unſcheinbar ſein — es mehrt und ſtützt das Werk der größeren Geiſter; es kommt, wenn er in's Grab geſunken, den ſpätern Kämpfern zu Gute; und darum ſoll man auch des geringſten Arbeiters, wo es ſich um ſo Großes handelt, mit Sympathie gedenken.

Adolph L'Arronge in Berlin.

In ſchlichter Form ein kerniger Gedanke —
Er wurzelt, blüht und ſetzt in Frucht und Ranke
Sich ſegnend fort.
Ein kräftig Wort!

Gedankenarmuth, kümmerliche Keime,
Sich künſtlich blähend, klingelndes Gereime —
Ein klein Gedicht!
Wer kann das nicht!?

M. Lazarus in Berlin.

In den Individuen ſind die Gedanken wie die Handlungen eines Zeitalters zerſtreut, unfertig und widerſprechend; in der Geſammtheit aber bilden ſie die Harmonie und ſelbſt ein Syſtem der Cultur, in welcher auch das Verſchwindende bleibend, das Alltägliche werthvoll und das Nichtige bedeutſam iſt, um ſie zu charakteriſiren.

Rudolph Lindau in Berlin.

Es iſt lehrreich zu beobachten, wie dieſelben Menſchen die Kinder armer Leute und die Hunde großer Herren behandeln.

Hermann Lingg in München.

Zerriſſ'ne Wolken glüh'n im Abendlichte,
Es ſind die Sonnenblumen, die der Tag
Zerpflückt hat und damit die Nacht bekränzt;
Die Nacht! Ein Schauer rieſelt durch die Wogen
Des weiten Meers und eine bange Schwermuth
Bemächtigt ſich der Seele — wie das Dunkel
Vom Thal heranwächſt am Gebirg', ſo wölkt
Sich immer höher über uns ihr Schatten,
Je höh're Zahl von Jahren wir erreichen . . .
Beneidenswerth iſt, wer für and're Weſen,
Wer für ein Liebes lebt und kämpft und leidet;
Wer für ſich ſelbſt nur lebt iſt arm. —

Hermann Loewenfeld in Berlin.

Lieber erröthen als verleugnen.

Raphael Loewenfeld in Breslau.

Nie folge blind des Herzens Triebe,
Nie leite Dich Verſtand allein,
Laß nie Dein Urtheil ohne Liebe,
Nie Deine Liebe ohne Urtheil ſein.

Ferd. Lotheißen in Wien.

Die Literaturgeſchichte eines jeden Volkes zeigt nur kurze Epochen der Blüthe zwiſchen langen Zeiträumen verhältnißmäßiger Ermattung. Der Hiſtoriker, der es unternimmt, die literariſche Arbeit einer Nation zu ſchildern, würde gar leicht entmuthigt, wenn er nicht, ſelbſt durch die ſcheinbar unfruchtbaren Perioden hindurch, einen ſteten Fortſchritt in der Entwickelung des Geiſteslebens verfolgen könnte.

Wilhelm Lübke in Karlsruhe.

Armſelige Zeit, die überall Janitſcharenmuſik verlangt und für den keuſchen Adel einer in ſchlichten Formen und mit beſcheidenen Mitteln ſchaffenden Phantaſie keinen Sinn mehr hat!

H. Magnus in Breslau.

Der Arzt bedarf für die Ausübung ſeines Berufes nicht nur genauer Kenntniß der Natur und techniſcher Fertigkeit, ſondern vor Allem innigen Mitgefühls mit dem leidenden Menſchen.

Gabriel Max in München.

Componiren gleicht dem Verliebtſein, Ausführen dem Verheirathetſein!

Adolf Menzel in Berlin.

Nulla dies sine linea, d. h. Exerciren, Exerciren, Exerciren!

Jürgen Bona Meyer in Bonn.

Es iſt beſonders in unſerer Zeit nicht leicht, zugleich ein Mann der Wiſſenſchaft und des gemeinnützigen Wirkens zu ſein. Die Aufgaben des Erſteren fordern Sammlung und Ruhe, der Letztere darf die Berührung mit dem unruhigen Zank der Parteien nicht ſcheuen. Der Erſtere kommt ſicherlich am weiteſten, wenn er nur eine Leidenſchaft kennt, die reine Leidenſchaft unbedingteſter Wahrheitsforſchung; der Letztere wird in dem häufigen Kampf mit der Schlauheit und der Gemeinheit eigennütziger Berechnung und Herrſchſucht von Haß und Liebe auch noch zu anderen Leidenſchaften getrieben werden. Der Dienſt des Erſteren gilt ideal dem Ewigen, der Letztere muß ſich oft genug begnügen, dem zeitlich Erreichbaren dienſtbar zu ſein. Die Freuden der Erkenntniß genießt Jener für ſich auch dann, wenn Andere die von ihm gefundene Wahrheit als ſolche noch nicht anerkennen; die Freuden des Erfolges hängen bei Dieſem weſentlich von Verhältniſſen und anderen Menſchen ab, und nur der Troſt, das Beſte gewollt zu haben, bleibt ihm jedenfalls.

Demnach begreift ſich's wohl, daß die Männer der Wiſſenſchaft ſich ſo gern auf ſich ſelbſt und ihr Studium zurückziehen und den Kampf gemeinnützigen Wirkens den Männern des ſogenannten praktiſchen Lebens überlaſſen; aber es iſt gewiß nicht gut, wenn dies Verhalten zur allgemein gültigen Regel erhoben wird. Es behält ſein Gutes, wenn auch Männer der Wiſſenſchaft mit reinſter Wahrheitsliebe und ſorglich gepflegter Gewohnheit ſachlichen Urtheils an den Kämpfen des öffentlichen Lebens der Zeit theilnehmen, und die Wiſſenſchaft ſelbſt kann durch dieſe lebendige Verbindung ebenſo viel gewinnen wie das ſociale Volkswohl. Man ſollte ſich daher freuen, daß es in unſerem Volke ſtets Männer gab, welche dieſe ſchwere Verbindung doppelter und einander leicht widerſprechender Pflichten aufrecht zu halten ſuchten; und man ſollte beſonders in unſerer Zeit, die ſolcher Verbindung

mehr als jede frühere Zeit bedarf, nicht ſo oft dem Widerſinn verfallen, ſolche Männer überall aufzuſuchen und zu gebrauchen und doch ſofort bei jeder Differenz mit ihnen ſie als abſtracte und unbrauchbare Theoretiker zu belächeln oder gar zu verhöhnen und andererſeits ihr gemeinnütziges Wirken als Abbruch an der Wiſſenſchaft, als Heraustreten aus der Kaſte zu verſchreien.

Paul Meyerheim in Berlin.

Bilder werden merkwürdigerweiſe oft durch die Ohren beſehen.

Es giebt Künſtler, die, wenn ſie nach einem gepoſten Modell arbeiten, glauben, die Natur vor ſich zu haben.

Emil Naumann in Weimar.

Ich ſende Ihnen zu Ihren hundert Heften von „Nord und Süd" meinen herzlichen Glückwunſch. Als Muſiker freute ich mich ſtets über Ihr darin hervortretendes „Dirigententalent", Ihr Beſtehen auf „gute Compoſition" und „feine Durchführung", ſowie über die unter Ihren „Mitwirkenden" waltende „Harmonie", und zwar um ſo mehr, als ja Jeder in Ihrem Orcheſter an ſeinem Platze die „erſte Violine ſpielt". Ein Bravo, Braviſſimo alſo! Möge es ſo weiter gehen: Da Capo, dal Segno in Infinito!

H. Oelſchläger in Weimar.

Das Wort.

Muſik berauſcht heut jede Seele,
Muſik entzückt heut jedes Ohr;
Concert und Oper führt die Schwärmer,
Soliſten und Orcheſterlärmer
Bacchantiſch zum Olymp empor.
Das Wort? Wer lauſcht ihm noch? Doch ſchuf einſt
Das Wort die Welt — das bleibt ſein Ruhm.
Das Wort läßt nicht die Welt zerfallen,
Und wer es handhabt, übt vor Allen
Der Menſchheit Hoheprieſterthum.

Georg von Oertzen in Marſeille.

Altern heißt unluſtig werden zu der Schmiedearbeit an dem eigenen Schickſal.

Das Alter hat zwei Krücken, Erinnerung und Erfahrung, an denen es ſicherer einherwandelt und zuweilen auch ſtattlicher, als die Jugend in ihrer friſchen erſten Kraft vorwärts kommt.

L. Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.

Ich erlebte nicht nur, um zu ſchreiben; aber ich ſchrieb nur, was ich erlebte.

Fr. Pecht in München.

Allgemeingültigkeit in der Kunſt erringt nur das, was im höchſten Grade national iſt.

Ludwig Pfau in Stuttgart.

Proſerpina.
(1868.)

Proſerpina, hinweggeführt vom Gatten
Aus Lenz und Licht zur Unterwelt, zur dunkeln,
Auf ihrem Thron, umgeben von Homunkeln,
Sehnt ſich zurück zu den beſonnten Matten.

Da will ihr Zeus von Friſt zu Friſt geſtatten,
Emporzuſteigen, wo die Goldranunkeln,
Die Purpurroſen aus dem Grünen funkeln,
Daß ſie geneſe von dem Reich der Schatten.

Nun wandelt ſie getroſt durch Nacht und Schweigen:
Abwechſelnd zwiſchen Freude und Entſagen,
Weiß ſie mit Huld ihr Doppelloos zu tragen.

Willſt nicht auch Du aus Deinem Orkus ſteigen?
Ich bin kein Zeus, doch weiß ich Deinem Leben
Von Friſt zu Friſt die Sonne heimzugeben.

J. v. Pflugk-Harttung in Tübingen.

Nec spe, nec metu.

Adolf Pichler in Innsbruck.

Zum 1. Juli.

Jener Strauß iſt der ſchönſte, wo ſelbſt die grünen Blätter, welche den farbigen Blüthen beigebunden ſind, für das Ganze nothwendig erſcheinen und ihm Schmuck leihen.

Ludwig Pietſch in Berlin.

„Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle" — es iſt ein tröſtliches Wort. Leider kann es auf unbedingte Gültigkeit keinen Anſpruch machen. Die Einen erleben das Alter gar nicht, welches ihnen das in der Jugend entbehrte und geträumte Glück bringen ſoll. Andere gehen alt und wohlbetagt aus der Welt — und haben in der zweiten Hälfte ihres Lebens ſo wenig von all dem Herrlichen und Holden, das Welt und Leben den Lieblingen der Götter gewähren, geſehen, erfahren und genoſſen, wie in der erſten. Noch Anderen aber ſcheint ſich der Satz zu bewahrheiten: was ihre jungen Herzen erſehnten, iſt ihnen in alten Tagen „in Fülle" zur Verfügung geſtellt. Alles, was das Daſein verſchönen kann, ſcheint ihnen zum Eigenthum gegeben. Aber mit der Jugend ging ihnen auch die Luſt und Fähigkeit, dieſer Schätze froh zu werden, die Kraft, ſie zu ergreifen und die Gelegenheiten zu nützen, unwiederbringlich verloren. Was helfen die ſchönſten verlockendſten Speiſen, wenn die Zähne fehlen, ſie

zu zerbeißen, der Magen, der ſie verträgt?! Und ſo iſt es mit allen anderen guten Gaben dieſer Erde. — Dem aber allerdings fiel das glücklichſte Loos, dem ein Alter gegeben ward, das frei blieb von den damit gemeinhin verbundenen Gebrechen und Mängeln; und in demſelben der Beſitz des in der Jugend vor Allem Gewünſchten zugleich mit der Fähigkeit, es im ganzen Umfange zu genießen.

Carl du Prel in München.

Der Menſch läßt ſich nicht in der Weiſe moniſtiſch erklären, daß wir die beiden Seiten ſeines Weſens, Natur und Geiſt, aus einander ableiten. Bei dem Verſuche, ein ſolches Cauſalverhältniß herzuſtellen, gerathen Spiritualiſten und Materialiſten in Widerſpruch mit den Thatſachen. Wir müſſen alſo beide Weſensſeiten als Ausfluß eines gemeinſchaftlichen Dritten anſehen. So erklären ſich die zahlreichen, formalen und inhaltlichen Analogien zwiſchen dem organiſchen und geiſtigen Leben des Menſchen. Zeiſing hat bewieſen, daß der Menſch nach dem Formalprincip des goldenen Schnittes eingetheilt iſt, nach welchem unbewußter Weiſe auch die griechiſchen Tempel und gothiſchen Dome erbaut wurden; andererſeits hat Kapp bewieſen, daß wir in unſeren techniſchen Apparaten unbewußter Weiſe organiſche Vorbilder unſeres Leibes copiren. Daraus geht hervor, daß das Princip, welches in uns denkt, identiſch iſt mit jenem, das uns organiſch gebildet hat. In der Verlängerungslinie dieſer Anſchauung liegt aber nicht der Pantheismus, ſondern die Seelenlehre, die aber moniſtiſch wird, weil ſie Natur und Geiſt im Menſchen gemeinſchaftlich umfaßt. Unſerer Erſcheinungsform liegt ein transcendentales Weſen zu Grunde, welches individuell, wollend und erkennend iſt.

Es iſt leicht einzuſehen, daß eine ſolche Weltanſchauung, die den Menſchen auf die eigenen Füße ſtellt, auch berufen iſt, die Krankheitskeime unſerer ſocialen Zuſtände zu beſeitigen, und daß ſich auch hier der Zuſammenhang des Wahren mit dem Guten bewährt. Wie jeder ſocialen Krankheit in letzter Inſtanz irrthümliche Anſichten über die Welt und unſere Stellung in ihr zu Grunde liegen müſſen, ſo kann auch ſociale Geſundheit nur auf der philoſophiſchen Unterſtrömung wahrer Vorſtellungen ſich einſtellen.

W. Preyer in Jena.

So wichtig es für den Naturforſcher iſt, bei dem Verfolgen fruchtbarer Gedanken über die Erfahrung hinaus ſeine Einbildungskraft zu zügeln, ſo gilt doch daſſelbe in noch höherem Grade, wenn er Thatſachen feſtſtellen und wenn er das Gefundene darſtellen will. Die Phantaſie muß in dem Augenblick erlöſchen, wo der Verſtand ſeine ordnende Thätigkeit beginnt. Anderenfalls wäre Verwirrung ſtatt Aufklärung, Täuſchung ſtatt Erkenntniß die Folge. Dennoch hat die Phantaſie in der Naturforſchung eine ſehr große Bedeutung als Mittel zum Entdecken und Erfinden. Ein Einblick in

den Zuſammenhang der Erſcheinungen wird niemals gewonnen ohne dieſen Pfadfinder.

Guſtav zu Putlitz in Karlsruhe.

Als mir des Lebens Lenz erglühte,
Wie war die Welt voll Licht und Glanz;
Ein jeder Tag ſchien neue Blüthe
Und jedes Jahr ein voller Kranz.

Die Zeiten wurden trüb' und trüber;
Der Herbſt trat an des Sommers Statt,
Und ſchneller fliegt ein Jahr vorüber;
Doch jeder Tag — ein fallend Blatt.

Und doch, wer darf im Herbſte klagen,
Wenn ihm, von Sturmes Dräu'n durchbebt,
Die dürren Blätter fallend ſagen:
„Wir haben unſern Lenz gelebt."

Alberta von Puttkamer in Straßburg.

Troſt der Gerechtigkeit.

So tief iſt keine Nacht, ein Stern entglüht ihr doch;
So dunkel kein Geſchick, ſo ſchmerzenreich kein Joch,
Daß ihm die Seligkeit mit einem Götterſtrahl
Gelichtet nicht zum Tag die Finſterniß der Qual.
Und alſo ſchattenlos entſtrahlt dir auch kein Glück,
Es läßt der hellſte Tag die Dämmerung zurück —
Und jedes Sonnenlicht malt auf den Boden Schatten,
Und einmal trifft der Reif die blumenvollſten Matten.
Im ſelben Kreislauf ſchwingt ſich ewig die Natur:
Dem Wachen folgt der Schlaf, die Nacht der Sonnenſpur;
Es ſchließt im Ring des Seins ſich Häßliches an's Schöne,
Die Roſe an den Dorn, das Lächeln an die Thräne;
So gleichend iſt der Schritt in unſ'res Schickſals Gange,
Daß ſelbſt im Paradies lag tief verſteckt die Schlange.

Paul Radeſtock in Breslau.

In unſeren Vorſtellungen ſpiegeln ſich die Gegenſtände und Erſcheinungen der Welt; das Gefühl bezeichnet den perſönlichen Antheil, welchen wir an den Eindrücken, Ereigniſſen und Vorgängen nehmen, den Zuſtand der Luſt oder Unluſt, in welchen unſer Bewußtſein durch das innere Geſchehen verſetzt, die Art und Weiſe, wie unſere Seele von den Empfindungen und Vorſtellungen in Folge von deren Inhalt, Stärke, Verlauf und Verbindung ergriffen, erregt und bewegt wird; der Wille aber, welcher mit den Gefühlen und Gemüthsbewegungen in innigſter Beziehung ſteht, reagirt, je nachdem wir eine angenehme Erregung verlangend wünſchen, oder eine unangenehme zu meiden und zu beſeitigen ſuchen, als Begehren oder Widerſtreben auf die äußeren Eindrücke, ſowie die im Bewußtſein erzeugten und erneuerten Vorſtellungen, beherrſcht dieſelben als Aufmerkſamkeit, indem er

ihnen entweder größere Stärke und Macht verleiht, oder ſie unterdrückt und verdrängt, trifft zwiſchen ihnen eine Wahl und beſtimmt ihre Verbindung oder Trennung, lenkt und leitet den Gedankengang, wie er andererſeits Bewegungen und Handlungen erzeugt und dadurch Veränderungen in der materiellen, ſichtbaren Welt hervorbringt. Wohl dem Menſchen, deſſen Vorſtellungen einen hellen, reinen, ungetrübten Spiegel bilden und dem inneren Auge die Dinge, Eigenſchaften und Verhältniſſe klar und deutlich vorführen; der großer weittragender Gedanken wie ſchöner, edler Gefühle fähig und voll iſt, ein tiefes Intereſſe nicht nur zu faſſen und zu entwickeln, ſondern auch treu und dauernd zu bewahren vermag; deſſen Gemüth die kleinen Leiden und Freuden des täglichen Lebens nur leicht und flüchtig, aber ernſte, wahrhaft bedeutende Ereigniſſe und Erlebniſſe ſtark und nachhaltig erregen; deſſen Wille endlich in der vom Gefühl vorgezeichneten Richtung energiſch und ausdauernd wirkt, von guten und edlen Motiven geleitet, die mit klarem Bewußtſein entworfenen Pläne zäh feſthält, beſtimmte, große Zwecke trotz aller entgegenſtehenden Hinderniſſe raſtlos verfolgt, in unermüdlichem, kraftvollem und doch ruhigem Ringen die Verwirklichung hoher Ideale erſtrebt!

A. R. Rangabé in Berlin.

Die Kunſt.

Die Kunſt, Muſik der Augen, ſüß Geſchenk
Der Götter, labt die Seele und erhebt ſie;
Und weil der Seele Urſprung göttlich iſt,
Liebt ſie das göttlich Schöne, das Vollkommne,
Weil ſie vollkommen iſt in ihrem Weſen,
Die Grazien leiten ſie an Blumenketten
Zu Allem, was anmuthig. Wie die Leier,
Die ein geſchicktes Plektron rühret, tönt
Sie dann in himmliſch ſchönen Harmonien.
So iſt die Kunſt: Vollkommenheit und Anmuth.
Doch was unſchön, nicht rühret und nicht lockt,
Iſt fern der Seele und verhaßt den Muſen.

Marie von Redwitz in Meran.

Ob du auch nur mit kleinen Stoffen ringſt
Wenn du daraus ein Ganzes nur vollbringſt.

Oscar von Redwitz in Meran.

Der du ſchon hundertmal
Im Geiſtesſonnenſtrahl
Geknoſpet und geblüht —
Noch viel Jahrzehnte fort
Steh' feſt und unverdorrt,
Du Baum von „Nord und Süd"!

F. Reuleaux in Berlin.

Wer fremde Völker und Sitten gewiſſenhaft beobachten will, muß alle und jede Voreingenommenheit, alle ſeine Vorkenntniß hinter ſich laſſen. Ein nescire aude ſei ſein Entſchluß.

Emil Rittershaus in Barmen.

Frühlingsabend am Rhein.

Das iſt des Feierabends Stunde.
Im Weſten ſtirbt des Spätroth Strahl;
Die Glocken ſingen leiſ' im Grunde
Zur Ruh' des Tages Luſt und Qual.

Und auf dem Berg die Vöglein ſingen
Der müden Blumen Schlafgeſang —
Der Rhein nur zieht auf Wellenſchwingen
Bei Tag und Nacht den gleichen Gang.

Ob ihn die Sonne taucht in Gluthen,
Mit Silber ihn der Mond beſät,
Es gleiten ſeine klaren Fluthen
Dahin in hehrer Majeſtät.

Am Ufer lockt die Philomele,
Die Rebe winkt — er wandelt ſtill,
Den Traum vom Weltmeer in der Seele,
In deſſen Schooß er ſchlummern will.

Auf dem Drachenfels, 18. April 1885.

Otto Roquette in Darmſtadt.

Bilderreichthum und prunkend Gedicht,
Wenn es die Sinne berauſcht und beſticht,
Wirkt auf die Länge nicht erbaulich,
Aber das Wort, das einfach, ſchlicht
Aus dem Gemüth zum Gemüthe ſpricht,
Klingt uns immer hold und vertraulich.

Wilhelm Roſcher in Leipzig.

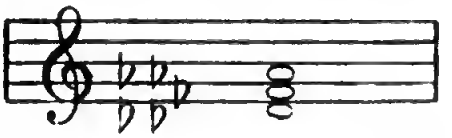
Wenn viele Neuere den Ausdruck „Naturgeſetz" für die wirthſchaftlichen Handlungen der Menſchen nicht gelten laſſen, weil er der menſchlichen Freiheit und menſchlichen Fortſchrittsfähigkeit widerſpreche: ſo kann ich dieſen Einwurf nicht zugeben. Ich rede überall von Naturgeſetzen, wo ich eine in weiterem Zuſammenhang erklärbare Regelmäßigkeit wahrnehme, die nicht auf menſchlicher Abſicht beruhet. Daß ſolche Regelmäßigkeiten vorhanden ſind, ſteht feſt. Ich erinnere nur z. B. an die ſprachlichen Geſetze der ſog. Lautverſchiebung, wobei die ſprechenden Einzelnen ſicher ohne Zwang folgen und die Fortſchritte der ſprechenden Geſammtheit offenbar ſind. Oder an die bekannte Thatſache, daß ſich in großen Ländern die (gewiß meiſt freiwilligen) Heirathen und Verbrechen in ihrer Vertheilung auf die verſchiedenen Altersklaſſen weit regelmäßiger von Jahr zu Jahr wiederholen, als die

(gewiß meiſt unfreiwilligen) Todesfälle. An dem Ausdrucke „Naturgeſetz“ halte ich um ſo unbedenklicher feſt, als Niemand den Ausdruck „Natur der menſchlichen Seele“ anſtößig findet. Aber zu dieſer Natur der Seele gehören eben Freiheit und Verantwortlichkeit des Einzelnen, ſowie Fortſchrittsfähigkeit (bergauf wie bergunter!) der Gattung.

Ob man den unerklärbaren Hintergrund, vor dem unſere Analyſe jeweilig ſtehen bleiben muß, Lebenskraft, Gattungstypus, Volksgeiſt oder Gedanken Gottes nennt, iſt für jetzt wiſſenſchaftlich gleichgültig. Um ſo nothwendiger im Allgemeinen die Selbſterkenntniß und Ehrlichkeit, welche das Vorhandenſein jenes Hintergrundes zugeſteht und nicht durch Leugnung deſſelben den Zuſammenhang des Ganzen leugnet, der meiſtens viel wichtiger iſt, als die analyſirten Einzelheiten. Ebenſo entſchieden freilich muß ich gegen Verketzerungsgelüſte proteſtiren, welche die heilige Pflicht der Wiſſenſchaft nicht begreifen, durch immer weiter gehende Forſchung jenen unerklärbaren Hintergrund immer weiter zurückzuſchieben.

Anton von Rubinſtein in Petersburg.

Traurig ſteht es um die Muſikkunſt in unſerer Zeit. Um das Allergewöhnlichſte zu ſagen, gebrauchen die Componiſten heut zu Tage die ungeheuerlichſten Formeln. Beiſpielsweiſe:



und glauben dadurch Ungewöhnliches geſagt zu haben! — —

Ferdinand von Saar in Blansko.

Mit raſchem Wunſch ſtreckt der Gemeine
Nach Allem, was da lockt, die Hand —
Erhab'nen Sinns begehrt der Reine
Nur was er ſeiner würdig fand.

L. von Sacher-Maſoch in Leipzig.

Ich möchte glauben, daß Jene, welche das Natürliche mit dem Häßlichen verwechſeln, ebenſo Unrecht haben, wie Diejenigen, welche das Natürliche mit dem moraliſchen Bann belegen. Ich habe in der Natur immer die höchſte Schönheit, ebenſo wie die höchſte Moral gefunden.

Adolf Friedr. Graf von Schack in München.

Die Blüthen all', die mir im gold'nen Oſten
Wie in Heſperiens Zaubergärten ſproßten,
Die in der Jugend ich gepflückt im Süden,
Umduften nun den Wandermüden.

Ernſt Scherenberg in Elberfeld.

Germania.

Ich las es in den Blättern der Geſchichte,
Daß keine aller Mächte je allein
Befähigt ſei, ein Volk zu wahrer Größe
Zu führen und es dauernd zu beglücken.

Denn jeder Trieb, der nur nach einer Richtung
In's Ungemeſſ'ne wächſt, trägt ſchon in ſich
Den Keim des Todes, und erſticken muß er
Im Uebermaß der eignen Kraftentfaltung.
Nur wo ſich Freiheit paarte mit der Macht,
In ſchönem Gleichmaß innig ſich ergänzend,
Wo Kunſt und Wiſſenſchaft mit reinem Licht
Die Sinne adeln in dem Dienſt der Schönheit,
Mit Schöpferkraft den Menſchengeiſt erfüllen,
Wo Reichthum quillt aus fleiß'ger Hände Arbeit,
Wo milder Glaube, andern Glauben achtend,
Die Seelen feſtigt wider jeden Sturm —
Wo ihr gewalt'gen Mächte alle, alle
Zu einem Wirken eure Kräfte eint —
Da nur erblüht das wahre Völkerglück!

Siegmund Schleſinger in Wien.

Der Einfall iſt ein Götterkind, und wie ſeine Geſchwiſter, wie die Liebe, wie das Glück, giebt er ſich dem Menſchen nur in freiem Zuge und Fluge. Er folgt nicht gehorſam dem Rufe, er läßt ſich durch mühſames Suchen nicht finden und durch keine Gewalt herbeizwingen, ſo wenig wie die Liebe, wie das Glück. Das hundertſte Heft kann aber wohl nicht warten bis er zu mir in freiem Fluge herangeflattert kommt. So ſende ich denn nichts als den beſcheidenen Gruß an die illuſtre Genoſſenſchaft des Geiſtes, die ſich da zuſammenfindet.

A. Schneegans in Meſſina.

An dem was vergangen
Darfſt Du nicht hangen;
Nur das, was kommt,
Für's Leben frommt.

Man darf einem ehrlichen Manne nicht zumuthen, die politiſche Unempfindlichkeit bis über die Grenze auszudehnen, wo dieſelbe mit der perſönlichen Ehre in Conflict geräth.

Heinrich Seidel in Berlin.

Heute gilt, was fremd und echt,
Echtes Bier und fremden Styl
Will das heutige Geſchlecht,
Denn das Eigne gilt nicht viel.

Durch die Spiegelſcheiben fällt
Gar zu hell des Himmels Licht —
Lieber ſeh'n die ganze Welt
Wir vor Butzenſcheiben nicht.

Man nannte früher einfach Miſt,
Was übel riecht und häßlich iſt!
Das gilt ſchon längſt als Pietismus —
Heut nennt man's „höchſten Realismus!"

H. Semper in Innsbruck.

O Göttin Kunſt! Vergebens ſucht mein Auge
Befriedigung im ird'ſchen Schattenſpiel,
O laß, wie ſchlecht ich deinem Dienſt auch tauge,
Doch deine Huld mir leuchten vor als Ziel;
O laß von fern mich in dein Antlitz ſchauen,
Und dran zu neuem Kampf mein Herz erbauen.

Auguſt Silberſtein in Wien.

Wem Glück ſchon an der Wiege geſungen,
Soll ſich beſcheiden geben,
Nur wer durch Arbeit ſelbſt errungen,
Könnt' rühmen ſtolz ſein Streben;
Doch wer mit Klugheit durchgedrungen,
Weiß auch im Gleichmuth zu leben
Und wird nur bei Erniedrigungen
Zum Trotze hoch ſich heben!

Friedrich Spielhagen in Berlin.

Die poetiſche Gerechtigkeit, welche ich vom Roman verlange (im Gegenſatz zu den Naturaliſten, welche ſie perhorresciren), iſt im Grunde nichts anderes als die Congruenz der Theile zum Ganzen. Offenbar ſchließt dieſe Congruenz das Böſe nicht aus — im Gegentheil: ſie läßt es frei walten bis zu dem Punkte, wo es die Reaction hervorruft. Dieſe aber muß dann ganz und voll eintreten, und über ihren finalen Sieg darf in dem Gemüthe des Leſers auch nicht der mindeſte Zweifel zurückgelaſſen werden. Wiederum hieße es Sinn und Gehalt des Begriffs der poetiſchen Gerechtigkeit herabwürdigen und den Roman zur Kinderſchrift machen, wollte man ſie ſo verſtehen, daß unter ihrer Herrſchaft jeder Sünde, jeder Abweichung vom Canon des Guten die Strafe (welche Hegel „das Recht des Unrechts" nennt) direct und vor unſeren ſehenden Augen auf dem Fuße folgen müßte. So iſt es im Ganzen des wirklichen Lebens nicht, alſo darf es auch in ſeinem idealiſirten Abbild, im Roman, nicht ſein. Er hat — um es zu wiederholen — keine andere Aufgabe, als die Ständigkeit der Welt und den Sieg des Guten im Total nachzuweiſen. In dem Momente, wo er dieſe Aufgabe nicht mehr als ſeine höchſte (und einzige) gelten läßt,

wo er ſeiner Pflicht genügt zu haben glaubt, wenn er das Leben abſchildert, wie die Beobachtung es im Einzelnen immer findet: fragmentariſch, voller Widerſprüche und Unbegreiflichkeiten, nur zu oft behaftet mit dem finalen Scheinſieg der deſtructiven Elemente über die conſtructiven — in dem Momente, ſage ich, ſchafft der Roman nicht mehr ein ideales Abbild, ſondern ein Zerrbild der Wirklichkeit, mit der er uns nicht verſöhnt und befreundet, ſondern verhetzt und verfeindet und ſo in directen Widerſpruch mit dem Weſen der Kunſt geräth, deren Producte ſich nur dadurch legitimiren, daß ſie unſeren Geiſt mit Klarheit und unſeren Buſen mit Harmonie füllen.

Bernhard Spinola in Berlin.

Je ſorgfältiger und ſtrenger die communale Selbſtverwaltung die vom Geſetz gezogenen Grenzen ihrer Competenz innehält, deſto geachteter und ſtärker wird ſie ſein.

von Stein-Nordheim in Weimar.

Vertrauen auf die eig'ne Kraft
Iſt, was die Kraft erſt wirklich ſchafft,
Die Hand erſtarkt, erhellt den Blick,
Stets vorwärts treibt und nie zurück.

Ludwig Steub in München.

Wird man ſo freundlich gerufen, ſo muß man auch pünktlich erſcheinen
In der verſammelten Schaar — wenn man auch nichts mit ſich bringt.

Ernſt von Stockmar in Berlin.

Wer nicht wahr iſt gegen ſich ſelbſt, wird praktiſch nichts Großes leiſten, nicht einmal im Lügen.

Johann Strauß in Wien.

Ob Juden oder Chriſten,
Leicht bringen Pech die Librettiſten.

Carmen Sylva (Eliſabeth Königin von Rumänien) in Bukareſt.

Zu Thal.

Aſchgraue Wolken, ringsum dürre Haide,
Aufflatternd ob den Stoppeln Rabenſchwärme,
Und dichtgedrängt, daß Eins das And're wärme,
Schafheerden, winddurchweht auf karger Weide.

Maisblätter raſcheln dürr, in todtem Leide,
Aufrauſcht der Zug, mit ſeinem öden Lärme,
Darein ich um den Hirten dort mich härme,
Weil wir die hohe Alp verlaſſen, Beide.

Wohl winkt uns junges Korn in dichten Sproſſen,
Doch zeigt das leere Stoppelfeld daneben,
Daß ſchon der nächſte Senſenſchnitt beſchloſſen.
Und in den Hütten all das arme Leben!
Was haben die darinnen je genoſſen,
Gehofft? Ach! Hoffnung hat es nie gegeben.

A. Trinius in Berlin.

Ich kenne keine treuere und aufrichtigere Freundin als die Natur. Bei allem ruheloſen Wechſel der Erſcheinungen dennoch ſanfte Beharrlichkeit und ſtille Geſetzmäßigkeit! Jeder falſche Schimmer menſchlicher Schattengröße ſcheint vor ihrem Antlitz verblaſſen zu müſſen. Herzlich tröſtend, tief ergreifend und innigſt beſeligend, macht ſie uns demüthig vor uns ſelbſt, macht uns gut und reich zugleich und erfüllt uns mit ungeahnter, ſelbſtloſer, edelſter Freude.

Keine Kunſt, welcher ſie nicht die ernſte Lehrmeiſterin einſt war, kein Glaube, der nicht aus der Betrachtung ihrer Größe ſeine Kraft und Erhabenheit empfangen hätte. Von dem Endlichen dieſer Welt leitet ſie uns ſtill und ſinnend zur Unendlichkeit aller Dinge.

J. Trojan in Berlin.

Blumen zu zieh'n im Sonneloſen
Bleibt ein vergebliches Bemüh'n.
Doch zu viel Licht verſengt die Roſen,
Die halbbeſchattet lieblich blüh'n.

Friedrich Uhl in Wien.

... Und aus Oeſterreich dreißig und drei —
Ich bin auch dabei!

Fr. Viſcher in Stuttgart.

Nach Florenz mit ſchwerer Seele
Zog Vittor' Emanuele:
Schickſal ruft in große Bahnen,
Neigung hängt am Sitz der Ahnen.
Kaum verſchmerzt — „zum Tiberſtrom!"
Heißt die Loſung, „auf nach Rom!"

Nord und Süd, Süd und Nord —
Breite Kluft von Hier zu Dort!
Leichter eint ſich Art und Sitte,
Steht die Mitte in der Mitte,
Leichter wölbte ſich der Dom,
Läg' am Maine unſer Rom.

H. W. Vogel in Berlin.

Jeder Schritt vorwärts im Gebiete des Naturerkennens enthüllt uns neue Wahrheiten, aber auch neue Räthſel. Wenn in glücklichen Momenten die Freude „aus der Wahrheit Feuerſpiegel" den Forſcher anlächelt, ſo verzerrt ſich doch deren Antlitz leider nur zu bald, und er erkennt eine grinſende Sphinx, die den Verzweifelnden in den Abgrund ſtürzt.

Carl Vogt in Genf.

Es giebt keine ſtete, gleichmäßig fortſchreitende, alle einzelnen Theile harmoniſch ausbildende Entwickelung in der organiſchen Welt. Je weiter wir in die Kenntniß der Geſetze eindringen, welche den Erſcheinungen zu Grunde liegen, die uns Umbildungen und Ausbildungen vor Augen führen, deſto mehr müſſen wir anerkennen, daß die Verkollkommnung und Specialiſirung gewiſſer Organe den Stillſtand oder ſelbſt die Rückbildung anderer nothwendig mit ſich führen muß. Einſeitige Ausbildung nach ſtets ſchärfer begrenzten Zielen hin iſt alſo das allgemeinſte Geſetz der organiſchen Entwickelung; wir nennen ſie Vervollkommnung, Veredlung, wenn ſie an einer Organgruppe ſich abſpielt, welche eine höhere Werthſchätzung beanſpruchen darf; wir nennen ſie Rückſchritt oder Verkümmerung, wenn die von ihr betroffenen Theile nur einen niederen, wenn auch ſehr nothwendigen Rang in dem Haushalte des Organismus einnehmen. Wie für die geſammte organiſche Welt von ihrem erſten Erſcheinen in der Erdgeſchichte bis zur Jetztzeit, ſo gilt dieſes Geſetz auch für die menſchliche Geſellſchaft; jede höhere oder mehr in das Einzelne gehende Ausbildung einzelner ihrer Organe zieht nothwendig den Stillſtand oder Rückſchritt anderer nach ſich. Fortgebildet wird immer; ob aber die Fortbildung Rückſchritt oder Fortſchritt zu nennen iſt, hängt von der Auswahl der auszubildenden Organe ab.

J. Wellmer in Blankenburg.

„Das Publikum iſt die Geliebte des Künſtlers!" ſagt Iſſland.

Glücklich der Künſtler, der Schriftſteller, der Dichter, der Autor, den dieſe millionenköpfige Geliebte um ſeiner Werke willen wahr und treu liebt, ſo lange er ſchafft — für ſie.

Aber der Unglückliche, der mit heißem Bemühen um die Gunſt der Geliebten wirbt, und für den kein einziges dieſer Millionen Herzen ſich regt und ſchlägt!

Wehe ihm, wehe ihm, wenn die Millionenköpfige, Herzloſe ihm zur Sphinx mit den verführeriſch lockenden Iſisaugen und den zerfleiſchenden Löwentatzen geworden, wenn ſie ein Weilchen liebäugelnd mit ihm ſpielt, ihn bethört — und ihn dann grauſam lächelnd zerreißt und gedankenlos in den Staub wirft; — wofür es an Beiſpielen nicht fehlen ſoll.

Für Nord und Süd
Berlin im Mai 1885
Ar Werner

Digitized by Google

Ernſt Wichert in Königsberg i. Pr.

Jegliches Ding iſt, was ich draus mache:
Gieb mir den Mann, und du giebſt mir die Sache.

H. Wiener in Leipzig.

In erlauchter Meiſter Reihe
Soll heut zu des Feſtes Weihe
Einer auch, den Du vor Zeiten
Als Adept gelitten, ſchreiten.
Wenn warmer Antheil, gern verkündet,
Dich zu neuem Thun entzündet,
Nun dann nenn' getroſt mich weiter
Deinen treuen Mitarbeiter.
Für gewährte gute Stunden
Fühl' ich ſtets mich Dir verbunden.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Gute Freundſchaft.

„Du liebſt des Lebens Ernſt, und er die Luſt;
Wie kann ſo dauernd Freundſchaft euch vereinen?"
Gott, denk' ich, hat's gewollt. Er hat gewußt:
Mein Ernſt kann lachen, und ſein Lachen weinen.

Unheilbar.

Wie gerne würden ſie Vernunft annehmen,
Wenn nicht der falſche Stolz ſie ihnen nahm.
Wie gerne würden ſie ſich ſchämen,
Doch ſchämen ſie ſich vor der Scham.

Lebensregel.

Merk' auf, mein Sohn! Verſtand und Dienſt
Verſchaffen Stand dir und Verdienſt.
Iſt aber „frei von Andern!" dein Begehren,
Dann ſei auch frei von anderen Begehren.

Ernſt von Wildenbruch in Berlin.

Das Drama (Recept).

Fang' ein Meer in einen Becher —
Größer nicht ſei der Pokal,
Als ihn mühelos ein Zecher
Schlürfen kann mit einemmal.

Laß den Trank im Becher gähren,
Miſch' zum Herben Süßes ein,
Laß verkühlend ihn ſich klären —
Und das Drama, es iſt dein.

Georg Winter in Marburg.

Die Gegenwart iſt das Product einer langen Reihe von Factoren der Vergangenheit; die Factoren erforſchen heißt das Product begreifen. Darauf beruht die eminente Bedeutung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft für Politik und Staatswiſſenſchaft der Gegenwart. Denn die ſtaatlichen und ſocialen Gebilde ſind keine bloßen Abſtractionen der reinen Vernunft, ſondern Bildungen, welche ſich organiſch aus den von früheren Geſchlechtern gelegten Keimen entwickeln. Wer die Geſchichte ſeines Volkes nicht kennt, ſollte niemals Geſetzgeber deſſelben werden. Die Hiſtorie iſt die Politik und Socialwiſſenſchaft der Vergangenheit, die Politik und Socialwiſſenſchaft die Hiſtorie der Gegenwart.

Julius Wolff in Berlin.

In's Stammbuch.

Thu', was Du willſt, jedoch nichts gegen die Ehre!
Schreib', was Du mußt, und nicht an die Kläffer Dich kehre!
Lies, was Du kannſt, und ſieh, ob es Dich belehre!
Leb', wie Du magſt, und mit Gleichmuth Dich bewehre!

Ludwig Ziemßen in Berlin.

An den Herausgeber von „Nord und Süd".
Beim Erſcheinen
des hundertſten Monatsheftes.

Jahre verflogen, ſeit Dir in ſinnender Seele
Keimte ein Plan, ein liebevoll lange gehegter,
Strebte empor zum Lichte froher Erfüllung,
Eigener Kraft voll:
Deutſchem Volke, in ernſten Mühen ringend,
Seiner Einheit Ausbau kräftig zu fördern,
Edlen Schweiß vergießend ob ſchwerem Werke,
Sannſt Du Erquickung.
Und in ſchöner, kunſtvoll gezierter Schaale
— Deutſchen Reiches Adler ſchmückte die Wandung —
Haſt Du geſammelt ſodann mit treuem Fleiße
Köſtliche Gaben.
Gleichgeſinnte Freunde, ſchaffende Männer,
Brachten auf Deinen Ruf von Norden und Süden,
Was nur an ihren Geländen lieblich gereift war,
Früchte des Geiſtes.
Und ſo füllte ſie ſich mit köſtlichem Inhalt;
Eigenen Wachsthums fügteſt Du bei Erleſ'nes,
Goſſeſt darunter des Bruders edel-herbe
Duftende Spende.
Dann, ſo oft unſerm Volk in Mühen und Sorgen
Mond an Monde ſich reihte im Umſchwung der Zeiten,
Reichteſt Du dar den Begehrenden, froh ihres Kommens,
Trank der Erquickung.

Hundert Male geſchah es! Zu hundert Malen
Drängte, Labung heiſchend, heran die Menge,
Immer wachſend an Zahl, erfahr'nen Genuſſes
Dankbar gedenkend.
Alſo geſcheh's hinfort auch! — Werde nicht müde,
Deines Amts, des bedeutſamen, fürder zu pflegen;
Unermattenden Fleißes ſammele neue
Früchte des Lebens;
Immer gefüllt zu bieten den Kelch der Labe,
Feurig und mild, von edelſter Geiſtesblume,
Immer größerem Andrang dürſtender Seelen
Froh zu begegnen!
Wieder nach hundert und aber hundert Monden,
Nah'n dann, wie heut, die Freunde Dir heiteren Grußes,
Reichen die Hände im Kreiſe, Treue gelobend
Rühmlichem Werke.

Emile Zola in Paris.

L'oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.

Philipp Zorn in Königsberg.

Die Zeiten der großen Neubildungen im Cultur- und Staatsleben der Menſchheit ſind meiſtens zugleich Zeiten einer tiefen gefährlichen Gährung, welche bis in's Innerſte der Völker eindrang, geweſen. Auch für unſere Zeit trifft dies zu. Wohl waren die inneren Gährungsproceſſe in einigen Perioden der Weltgeſchichte leidenſchaftlicher und wilder, als dies in unſerer Zeit der Fall iſt: daß aber die heutigen Vorausſetzungen des Culturlebens geeignet ſind, jener Entzündung der Volksſeele mehr als je zuvor allgemeinſte Verbreitung und intenſivſte Stärke zu geben, iſt nicht zu leugnen. Es iſt das Vorrecht der wahren Bildung, in jenen krankhaften Zuſtänden die Geſetze der Weltgeſchichte zu erkennen: kein neues Leben entſteht, im Werdeproceſſe der Völker wie der Individuen, ohne die ſchmerzlichen Wehen der Geburt. Die Halbbildung aber, unfähig zur Erfaſſung univerſalhiſtoriſcher Entwickelungen, verfällt in ſolchen Perioden in einer oft erſchreckenden Weiſe der Skepſis bis zur Verzweiflung. Alle Ideale des individuellen und Völkerlebens, auf welchen der Bau der Zeiten ruht, werden dann zur „conventionellen Lüge" erniedrigt, und die Frechheit predigt dann bald von religiöſem, bald von politiſchem, bald von naturwiſſenſchaftlichem Standpunkt mit lauter Anmaßung das Evangelium der zügelloſen Freiheit und der vorausſetzungsloſen Gleichheit. Diejenige Preſſe, welche mitten inne ſteht in dem leidenſchaftlich bewegten Leben des Tages, vermag nur wenig zu thun zur Beruhigung und Klärung der erregten Volksleidenſchaften. Aber die hohe Aufgabe der dem allgemeinen Publikum gewidmeten Zeitſchriften iſt es, die heiligen Güter wahrer Volksbildung zu pflegen: Nichts vermag wirkſamer

dem vergiftenden Einfluſſe anmaßender Halbbildung und der verzweifelnden Skepſis geſchichtsunkundiger Betrachtung zu wehren, als die richtige Erfüllung jener hohen Aufgabe. Die idealen Güter aber, an welchen die Seele ſich zu flammender hingebender Begeiſterung entzündet, ſind das höchſte, heiligſte Beſitzthum eines Volkes; wenn es gelänge, Gott, Seele, Vaterland und häuslichen Herd im Glauben der Maſſen zur „conventionellen Lüge" zu machen, wäre das Volk rettungslos der thieriſchen Barbarei des Krieges Aller gegen Alle verfallen.

Mariannens Mutter.

Schauſpiel in vier Acten

von

Paul Lindau*).

— Berlin. —

Perſonen:

Dr. med. Wilhelmi.
Hedwig Wilhelmi, deſſen Schweſter.
Wilhelm Düringen, Generalconſul von San Marino.
Marianne, deſſen Tochter.
Olga, geb. Boroſoff.
Baſil Boroſoff, deren Bruder.
Hartung, Landwirth.
Martenſtädt, früher Notar, Hartungs Schwager.
Anna, deſſen Tochter.
Dr. jur. Anton Bieringer, Rechtsanwalt.
Brigitte.
Diener bei Wilhelmi.
Diener bei Düringen.

Der erſte und vierte Act ſpielen bei Wilhelmi, der zweite ſpielt bei Düringen, der dritte in Martenſtädts Landhauſe nahe der Hauptſtadt.
Zeit der Handlung: die Gegenwart.

---

*) Das Schauſpiel „Mariannens Mutter“ iſt am 14. März 1883 auf dem Großherzoglichen Hoftheater in Weimar zum erſtenmale aufgeführt worden. Es hat, ſoweit für den ſtark betheiligten Autor die Aufnahme in Beifallsklatſchen bei offener Scene und in Hervorrufen der Darſteller und des Verfaſſers nach Fallen des Vorhangs einen verſtändlichen Ausdruck gewinnen kann, beim Publikum einen unzweifelhaften Erfolg gehabt. Ich wollte mir die durch die immer lehrreiche erſte Aufführung erworbenen Erfahrungen zu nutze machen und an dem Stücke mancherlei ändern. Ich behielt mir dieſe Arbeit für die Mußeſtunden des Hochſommers vor. Da ich aber der Einladung des Präſidenten Henry Villard zu den Feſtlichkeiten der „Northern Pacific-Bahn“ nach Amerika folgte, ſo kam ich nicht dazu. Das Stück blieb alſo in meinem Pulte liegen; und als ich mich endlich an die Arbeit machen und die mir wünſchenswerthen

Erſter Act.

Bei Wilhelmi.

Ein geſchmackvoll und elegant eingerichtetes Zimmer.

Erſte Scene.

Martenſtädt. Bieringer.

Ein Diener öffnet Bieringer die Thür und ſchließt ſie, nachdem Bieringer eingetreten iſt. Martenſtädt, der vorn links an einem Tiſch geſeſſen und in einem Album geblättert, erhebt ſich, nachdem er Bieringer erkannt hat.

Martenſtädt (überraſcht). Sieh da! Herr Doctor Bieringer!

Bieringer (ebenſo). Herr Martenſtädt! Das heiße ich aber eine angenehme Ueberraſchung!

Martenſtädt. Ja, ja! Wir haben uns lange nicht geſehen! . . . ſeit Juni vergangenen Jahres . . . ſeit Kiſſingen! . . (Er lächelt.)

Bieringer (etwas verlegen). Sie haben ein gutes Gedächtniß.

Martenſtädt. Intereſſante Begegnungen vergißt man nicht ſo leicht! (Mit ſcherzhaftem Ausdruck auf Bieringers gelbe Roſe im Knopfloch weiſend.) Und immer mit der gelben Roſe! Das nenne ich Rittertreue!

Bieringer. Aber ich bitte Sie, Herr Martenſtädt!

Martenſtädt (gemüthlich). Ich ſcherze ja nur! Jugend hat keine Tugend. Ich hab's Ihnen nicht weiter übelgenommen. Wilder Moſt gibt klaren Wein.

Bieringer. Sie ſind ein vernünftiger Mann, mein werther Herr Martenſtädt. Ich vermuthete Sie übrigens noch . . . . da unten, in Tyrol, . . oder da oben, an der See . .

Martenſtädt. Der Regen hat uns verjagt . . . Haben Sie denn auch ſo viel Regen gehabt?

Bieringer. Natürlich! Es regnet ja immer im Sommer . . . und überall . . .

Martenſtädt. Ich bin froh, daß ich wieder zu Hauſe bin! Ich hatte gerade genug!

Bieringer. Ich kann es Ihnen nachfühlen! Schreibzeuge mit eingetrockneter Tinte, Kommoden mit Schubläden, die ſich einklemmen und kreiſchen, Uhren, die nicht gehen, Betten, die zu ſchmal, Waſchnäpfe, die zu flach

---

Abänderungen vornehmen wollte, kam ein anderes Stück heraus, das gerade wie das meinige der wichtigen Epiſode eines ſlaviſchen Abenteuers ſeinen Erfolg zum großen Theile verdankte. Dieſe zufällige Uebereinſtimmung hätte mir — da ich nun einen Posttag zu ſpät kam, obwohl ich früher abgereiſt war — in nicht freundlichem Sinne gedeutet werden können. Und deshalb und aus anderen Gründen, über die ich mich bei einem anderen Anlaſſe ausſprechen werde, habe ich von der Bühnenaufführung einſtweilen Abſtand genommen und „Mariannens Mutter" das weniger aufregende Daſein des Buchdramas beſchieden. — Der Ordnung halber muß der Verfaſſer bemerken, daß er ſich alle Rechte vorbehält. P. L.

ſind, Oberkellner mit weißer Cravatte, die überlegen lächeln — mit der Zeit verliert es ſeinen Reiz . . . Und wie iſt denn Ihrer Tochter, dem anmuthigen Fräulein Anna, der Sommer bekommen?

Martenſtädt. Ich danke! Ganz gut.

Bieringer. Das freut mich aufrichtig! Ich hoffte, im vergangenen Winter die angenehme Bekanntſchaft fortſetzen zu können, aber ein Trauerfall in meiner Familie veranlaßte mich, den geſellſchaftlichen Vergnügungen einſtweilen zu entſagen. Und ſo habe ich Ihr Fräulein Tochter ſeit länger denn einem Jahre nicht wiedergeſehen! Ich habe es wirklich damals ſehr lebhaft bedauert, daß Sie ſo plötzlich abreiſen mußten.

Martenſtädt. Ein wichtiges Geſchäft! . . (Lächelnd.) Sie werden uns ſchwerlich vermißt haben!

Bieringer. Aber ich bitte Sie! . . Es kann Ihnen doch unmöglich entgangen ſein, daß mich die liebenswürdige Friſche Ihrer Tochter entzückt hat . . . mich wie alle Welt!

Martenſtädt. Sie hatten ja viel luſtigere Geſellſchaft! (Ihn vertraulich mit dem Ellenbogen anſtoßend.) Sie Schwerenöther!

Bieringer. Aber Herr Martenſtädt!

Martenſtädt. Ich bin verſchwiegen wie ein alter Notar! . . Aber alte Notare ſind bisweilen auch ein bischen neugierig! Und hätte ich die Heldin jenes Sommernachts-Romans, bei dem ich Sie ertappte, ermitteln können, ich hätte Gott weiß was darum gegeben!

Bieringer. Aber laſſen wir doch die alte Geſchichte ruhen!

Martenſtädt. Die „alte Geſchichte"! Für Sie bleibt ſie ewig neu! (Auf die Roſe deutend.) Sie tragen ja noch immer die Farbe der Dame, die Sie lieben und nicht nennen!

Bieringer. Herr Martenſtädt, Sie erweiſen mir einen wirklichen Gefallen, wenn Sie die Sache ruhen laſſen . . .

Martenſtädt. Ich ſcherze ja nur! Ich werde Ihnen doch keine Indiscretion zutrauen! . . . Was führt Sie denn hierher? Hoffentlich wollen Sie doch nicht den Arzt conſultiren?

Bieringer. Ich will mich ſeiner Schweſter vorſtellen. Ich wohne hier im Hauſe. Ich bin dem Herrn Doctor Wilhelmi mehreremale begegnet, wir haben uns begrüßt, einige höfliche Worte getauſcht, und da es für einen jungen Advokaten immer werthvoll iſt, den Kreis ſeiner Bekannten zu erweitern, habe ich um die Erlaubniß gebeten, ſeiner Schweſter, die jetzt ſeinem Hausſtande vorſteht, meine Aufwartung zu machen.

Martenſtädt. Alſo Sie kennen den Doctor nicht näher?

Bieringer. Wie ſollte ich? Die Herrſchaften ſind ja erſt vor kurzer Zeit hierher gezogen. Ich weiß von Wilhelmi eben nur, was alle Welt weiß: daß ſeine Berufsgenoſſen in ihm einen hervorragenden Gelehrten und ausgezeichneten Arzt verehren, daß er ein epochemachendes Werk über Nervenkrankheiten geſchrieben, welches ſeinen Ruf ſogar über den Ocean zu uns

getragen, und daß ihn hier die gesammte Presse bei seiner Rückkehr aus der Neuen Welt mit Jubel begrüßt hat. Er macht übrigens einen ungemein liebenswürdigen Eindruck, und seine Jugend hat mich überrascht. Wie ist denn die Schwester? . . Kennen Sie Fräulein Wilhelmi?

Martenstädt. Frau Wilhelmi! Seit sehr langer Zeit! Ich glaube wohl, daß ich ihr ältester Freund in Europa bin.

Bieringer. So? Das ist mir sehr angenehm. Dann gestatten Sie mir wohl einige Fragen! Es ist nicht die Neugier, es ist die Vorsicht, die mich dazu veranlaßt. Ich gehöre zu den Unglücksmenschen, die im Hause des Gehenkten mit Vorliebe vom Strange zu reden pflegen. Ohne es zu wollen lenke ich mit verhängnißvoller Sicherheit das Gespräch just auf solche Dinge, von denen man an dem Orte der Unterhaltung eigentlich niemals sprechen sollte. Die unbehaglichen Erfahrungen, die ich gemacht habe, haben mich gewitzigt, und betrete ich nun ein mir bisher unbekanntes Haus, so frage ich lieber erst, ob alles stimmt, ob man ganz harmlos von Betrug, Selbstmord, Zuchthaus und dergleichen reden darf. Hier braucht man sich doch wohl keinen Zwang aufzuerlegen?

Martenstädt. Vorsicht ist unter allen Umständen etwas recht Empfehlenswerthes.

Bieringer. Wie meinen Sie?

Martenstädt. Nun, wenn Sie die Verhältnisse hier gar nicht kennen, so seien Sie doch lieber ein wenig behutsam.

Bieringer. Also auch ein wunder Fleck? Auch ein Skelett im Hause?

Martenstädt. Hier wie überall!

Bieringer (leiser). Unfrieden unter den Geschwistern?

Martenstädt. Keineswegs. Das Verhältniß zwischen Wilhelmi und seiner Schwester ist ein geradezu rührendes.

Bieringer. Nun also . . .

Martenstädt (leiser). Aber sprechen Sie hier nicht von Ehescheidungen. Die Schwester des Doctors, die ihren Mädchennamen wieder angenommen hat, ist von ihrem Manne geschieden.

Bieringer. Was Sie sagen!

Martenstädt. Sie war mit dem Consul Düringen verheirathet.

Bieringer. Mit dem Consul von San Marino? An den hätte ich zuletzt als an den Schwager des achtbaren Dr. Wilhelmi gedacht. Ich kenne ihn ja! Und von dem ist sie geschieden? Das nimmt mich für die Frau ein! Ein unausstehlicher Mensch . . . doch hoffentlich nicht Ihr Freund?

Martenstädt. Es ist zwar mein leiblicher Vetter . . .

Bieringer. Natürlich! Ich hätte es errathen müssen!

Martenstädt. Aber Sie brauchen sich keinen Zwang anzuthun, und Sie haben ganz Recht: Düringen ist wirklich nicht sehr liebenswürdig.

Bieringer. Ich meine vielleicht einen Andern. Ich meine den sorg-

ſam zurechtgemachten Lebemann, dem man überall begegnet, wo man geſetzten Männern ſeines Alters nicht begegnen ſollte . . .

Martenſtädt. Das iſt eben mein Vetter Düringen . . .

Bieringer. Alſo doch! Und der war mit Wilhelmis Schweſter verheirathet . . .

Martenſtädt. Und iſt Vater einer erwachſenen Tochter . . .

Bieringer. Die bei der Mutter lebt?

Martenſtädt. Nein, das Kind iſt dem Vater zugeſprochen worden . . . Eine verwickelte unglückliche Sache . . .

Bieringer. Erzählen Sie doch!

Martenſtädt (leiſe). Da kommt ſie!

Zweite Scene.

Hedwig. Die Vorigen.

Hedwig (Martenſtädt die Hand reichend und Bieringer begrüßend, zu Beiden). Ich habe Sie warten laſſen. In dieſen Tagen der neuen Einrichtung darf ich noch auf Ihre Nachſicht rechnen. (Zu Bieringer.) Mein Bruder hat mir Ihren Beſuch angekündigt, Herr Doctor. Wir wollen gute Nachbarſchaft halten, nicht wahr?

Bieringer. Sie ſind ſehr gütig, gnädige Frau. Wenn ich Ihnen bei Ihrer neuen Einrichtung irgendwie dienen kann . . .

Hedwig. Ich danke Ihnen. Ich finde hier überall das freundlichſte Entgegenkommen; und namentlich unſer guter alter Freund Martenſtädt — die Herren kannten ſich ſchon? — iſt unermüdlich in ſeinem Eifer . .

Martenſtädt. Aber ich bitte Sie, Hedwig . . .

Hedwig. Laſſen Sie ſich doch loben, wie Sie es verdienen! Ich hätte wirklich nicht ein und nicht aus gewußt, ohne Ihre Hülfe und ohne die Gewandtheit Ihrer reizenden Tochter Anna — ſie kommt doch heute?

Martenſtädt. Heute wie alle Tage.

Bieringer. Sie ſind alſo hier ganz fremd?

Hedwig. Fremd nicht, aber entfremdet. Vierzehn Jahre ſind eine lange Zeit; das merkt man hier mehr als irgendwo — die ganze Stadt iſt eine andere geworden, und ich finde mich in meiner Heimat kaum noch zurecht . . .

Martenſtädt. Vierzehn Jahre!

Hedwig. Ja, lieber Martenſtädt, ſo lange iſt's her! — vierzehn lange Jahre! — daß wir von hier fortgezogen ſind und uns drüben am Stillen Ocean eine neue Heimat begründet haben.

Bieringer. Und nun ſind Sie wieder die Unſrigen geworden, und wir freuen uns dieſer Rückeroberung und ſind ſtolz darauf. Ob Sie, meine Gnädige, vom egoiſtiſchen Standpunkte der Schweſter ſich dieſer

Ueberſiedlung werden freuen dürfen, — das iſt freilich eine andere Frage. Wir werden Ihnen Ihren Bruder ſo wenig wie möglich laſſen! Die Univerſität rührt ſich ſchon, der Lehrſaal und die Klinik werden bald die Vormittage rauben, und der übrige Theil ſeines Tages wird faſt ausſchließlich jenen Unglücklichen gehören, die man die „leidende Menſchheit“ nennt.

Hedwig. Eine alte Schweſter darf keine zu großen Anſprüche machen. Die wenigen Stunden, die mir gehören, werden gerade, weil es nur wenige ſind, um ſo voller und reicher. Und wenn man ſich beſchäftigen will, hat man immer genug zu thun.

Bieringer. Natürlich! Die Wirthſchaft, der Haushalt, die Kinder . . . (Hedwig ſchlägt die Augen nieder. Martenſtädt räuſpert ſich leiſe und giebt Bieringer, der nun Martenſtädt anſieht, diſcret ein Zeichen. Dieſer fährt befangen fort.) Ich meine nur . . . Sie haben ganz Recht, meine Gnädigſte. Eine Hausfrau, die gewiſſermaßen . . . . ja, man hat wirklich viel zu thun . . . . das ſoll man nie vergeſſen, namentlich nicht bei einem erſten Beſuche. (Er iſt aufgeſtanden.)

Hedwig. Wollen Sie ſchon gehen?

Bieringer. Ich darf Ihre koſtbare Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen, und ich ſelbſt habe jetzt meine Sprechſtunde abzuhalten. Alſo geſtatten Sie mir, daß ich mich Ihnen empfehle.

Hedwig. Auf Wiederſehen denn, Herr Doctor! Ich rechne mit Beſtimmtheit darauf, daß Sie nicht auf förmliche Einladungen warten.

Bieringer (zu Martenſtädt). Darf ich Sie bitten, mich Ihrem anmuthigen Fräulein Tochter auf das Angelegentlichſte zu empfehlen? (Er verneigt ſich nochmals und geht. — Hedwig hat ihn bis zur Thür geleitet.)

Dritte Scene.

Hedwig. Martenſtädt.

Hedwig (geht auf Martenſtädt zu, der ihr die Hand entgegenſtreckt). Was dieſe Zufallswörtchen ſchmerzen . . . Sie begreifen es, alter Freund! Und es iſt unvermeidlich! Ich kann doch nicht jedem fremden Menſchen die Geſchichte meines Lebens erzählen! Ich kann doch nicht Jedermann zurufen: Sprechen Sie nicht von meinem Kinde. Sie thun mir wehe! Ich habe ein Kind, und ich darf ihm nicht Mutter ſein! Die Richter haben es mir genommen, um es der Obhut eines gewiſſenloſen Vaters zu überliefern!

Martenſtädt. Sie hatten Ihren Mann verlaſſen — „böslich“ verlaſſen, wie es in der Sprache der Richter heißt. Sie waren dem Buchſtaben des Geſetzes nach der ſchuldige Theil . . .

Hedwig. Und ich klage mich an, daß ich den Zwang, den das Geſetz mir auferlegt hat, ſo lange ruhig ertragen habe! Ruhig! Nein! Das iſt nicht das rechte Wort! Wie hat es mich nach Mariannen verlangt!

Und wie oft habe ich mich angeklagt, daß ich Ihrem Rathe gefolgt bin, daß ich „Vernunft“ angenommen habe!

Martenstädt. Aber was wollten Sie denn anfangen?

Hedwig. Ach! mein erstes Gefühl war das richtige. Ich hätte mit meinem Kinde fliehen, mich verbergen sollen — Gott weiß wo! Ich hätte nicht darauf warten sollen, bis es mir entrissen würde — kraft Eurer Gesetze, die Ihr Männer unter Euch abgemacht habt, und von denen ich arme Frau nichts verstehen konnte.

Martenstädt. Wir haben Sie gut berathen, sich dem Unvermeidlichen zu fügen! Was vermag der Einzelne gegen das Gesetz auszurichten?

Hedwig. Das Gesetz! Und immer das Gesetz!

Martenstädt. Jawohl, das Gesetz! Mag es in einem besonderen Falle auch hart, ja grausam erscheinen, es ist und bleibt als der feierlichste Ausdruck allgemeinen menschlichen Erkennens schließlich doch immer weiser und milder als der Wille des Einzelnen. Und wer sich dagegen auflehnt, ist ein Thor oder ein Verbrecher. Glauben Sie das einem alten Juristen! Sie sind unglücklich gewesen und schwer getroffen worden, ich gebe es zu; aber wenn auch ein Hagelschlag die Aecker verwüstet, eine Ueberschwemmung die Früchte menschlichen Fleißes hinwegspült — ist unsere alte Erde darum minder gütig und segenspendend? Der Richter hat Sie verurtheilen müssen. Sie sind mit Ihrer Tochter geflüchtet. Sie haben sich entschieden geweigert, zu Ihrem Manne zurückzukehren, ohne stichhaltigen Grund . . .

Hedwig (einfallend). Und diese Demüthigungen jeder Stunde, diese Erniedrigungen aller Art? Dieser Mißbrauch des Vertrauens? Diese erlogene aufgenöthigte Gemeinsamkeit mit einem Manne, dem meine Würde ein steter Vorwurf, wie seine Unwahrheit mir eine ewige Qual war, — Alles das, was mir das Leben an seiner Seite zur Unmöglichkeit gemacht, was mich seelisch gebrochen hat und sittlich zu Grunde zu richten drohte — das Alles sind keine stichhaltigen Gründe?

Martenstädt. Wie kann sich der Richter mit den Vorgängen des Gemüthslebens befassen, die oft so trügerisch im Ausdrucke sind? Die Thatsachen, die er zu beurtheilen hatte, sprachen gegen Sie und für Düringen . . . Ich bin ganz bestürzt, Hedwig, und wahrhaft betrübt, daß ich Sie heute noch in derselben Stimmung wiederfinde, von der Sie damals beherrscht wurden: jeden Augenblick bereit, einen unüberlegten Streich zu begehen, den Sie doch früher oder später bitter bereuen müßten. Wir alle hatten gehofft, daß die Zeit ihr heißwallendes Blut abkühlen, daß die neuen Pflichten, die Sie hochherzig übernommen hatten, Sie auf andere Gedanken gebracht haben würden . . .

Hedwig. Wenn Sie glauben, daß man den Gedanken an sein Kind loswerden kann! . . .

Martenstädt. Das glaube ich nicht, aber ich glaube allerdings, daß

die Jahre auch den herbſten Schmerz mildern. Denken Sie doch an Ihren Bruder! Der grauſame Tod hatte ihm Weib und Kind geraubt. Er ſtreckte ſeine kalte Hand ſchon nach ihm aus. Gebrochenen Herzens ging er daher, des Lebens müde, das damals jeden Werth für ihn verloren hatte. Da kam der Ruf nach Amerika. Seine Freunde meinten, es könnte ſeine Rettung ſein, wenn er ihm folgte. Ihm war Alles gleich. Er ſagte mir: „ich gehe nicht . . . allein!“ Da ergriffen Sie ohne einen Augenblick zu zaudern ſeine matte Rechte, da dachten Sie nicht mehr an den eigenen Schmerz und riefen ihm zu: „Ich begleite Dich!“ Das habe ich Ihnen nie vergeſſen. Und drüben, in dem fernen Lande, hat er dank Ihrer Liebe und Treue die Ruhe wiedergefunden. Ich erhoffte ein Gleiches für Sie . . .

Hedwig. Mein Kind lebt! Es kann meiner in jedem Augenblick bedürfen! Das iſt's, was mich drüben am meiſten gequält und beunruhigt hat! Deswegen habe ich beſtändig auf die Rückkehr in die Heimat gedrängt! Deswegen habe ich nicht eine Stunde reiner voller Freude . . .

Martenſtädt (herzlich). Hedwig! Uebertreiben wir nicht! Als Sie von Düringen geſchieden wurden, war Marianne vier Jahr alt! Der tiefe Schmerz, den Ihnen der unerwartete Richterſpruch bereitete, wurde doch dadurch gemildert, daß Sie Mariannen bei uns — im Hauſe Ihrer treueſten Freundin, meiner guten Frau — wohlgeborgen wußten, und daß Sie mit dem Gefühle von ihr gingen, einer edlen Pflicht zu gehorchen. Dieſes Gefühl, die Erkenntniß Ihrer Ohnmacht und auch die örtliche und zeitliche Trennung müſſen Ihren Schmerz doch einigermaßen beſchwichtigt haben . . .

Hedwig. Ja! Aber um ſo ungeſtümer iſt er hervorgebrochen jetzt, da Marianne in das Alter rückt, in dem das Schickſal ihres Lebens ſich entſcheiden wird, und hier, wo ſie mir erreichbar iſt! Aber nun bin ich hier, Gottlob! Wenn Marianne mich ſucht, ſoll ſie mich finden. Und nun wollen wir ſehen, was kommen mag!

Martenſtädt. Wenn hier nur die Enttäuſchung nicht Ihrer harrt!

Hedwig. Unmöglich! Mein Weg iſt mir klar vorgezeichnet, und ich ſehe das Ziel. Ich werde es erreichen. Der unleidliche Zuſtand muß beſeitigt werden! — Marianne bei ihrem Vater — Sie kennen Düringen, ſeine Genußſucht, ſeinen unverbeſſerlichen Leichtſinn! Marianne getrennt von mir, ihrer Mutter, in der Ungewißheit über mich und mein Weſen! Vielleicht gar ohne Zuneigung zu mir . . .

Martenſtädt. Sie irren! Düringen hat freilich mancherlei begangen und begeht noch mancherlei, was ſich ſchwer rechtfertigen läßt. Aber Eines muß ich ihm laſſen: Marianne hat unter ſeinem Leichtſinn nicht zu leiden gehabt. Er hat ſie ſorgſam gehütet, hat keinen unreinen Luftzug bis zu ihr dringen laſſen und auch kein böſes Wort über Sie. Marianne liebt Sie, auch ohne Sie zu kennen. Dafür haben' wir, haben Ihre Freunde geſorgt. Sie weiß durch Hartung und mich, daß zwiſchen Ihnen und Düringen ein unverſöhnlicher Gegenſatz beſtanden, der das Zuſammenleben un-

möglich gemacht hat, und sie glaubt noch immer, daß Sie in fernen Landen leben.

Hedwig. Aber dieser Glaube muß ihr nun genommen werden! Sie darf die Wahrheit, daß ihre Mutter in derselben Stadt mit ihr leben wird, doch nicht zufällig erfahren!

Martenstädt. Aber Hedwig, bedenken Sie . . .

Hedwig (ihren Bruder bemerkend, schnell und leise). Still! Kein Wort mehr! Mein Bruder!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Wilhelmi.

Wilhelmi (Martenstädt die Hand reichend). Guten Tag, Martenstädt. (Er küßt Hedwig auf die Stirn und betrachtet sie aufmerksamer.) Nun, Hedwig, Du siehst ja so erregt aus?

Hedwig. Ich habe den Kopf etwas voll. Die neue Einrichtung macht doch mehr zu schaffen als ich dachte; es fehlt an allen Ecken und Enden . . . Nichts weiter! . . . Uebrigens habe ich auch unsern Nachbarn, Herrn Dr. Bieringer, empfangen.

Wilhelmi. Er war schon hier? Nun, er hat nicht viel Zeit verloren . . . Wie gefällt er Dir?

Hedwig. Er macht einen angenehmen Eindruck. Ich glaube, es ist ein sehr netter Mensch.

Martenstädt. Ein netter Mensch? O ja! . . . Sogar ein sehr netter Mensch! Aber . . . aber . . .

Wilhelmi. Aber?

Martenstädt. Ein Schwerenöther ist er! das weiß ich.

Wilhelmi. Im harmlosen Sinne?

Martenstädt. Harmlos? Das möchte ich auch nicht behaupten! Im jugendlichen Sinne — ja! (Leise zu Wilhelmi.) Der junge Mann trägt mir zu viel Blumen im Knopfloch — Sie verstehen?

Wilhelmi. Keineswegs!

Martenstädt (schmunzelnd). Wenn ich plaudern wollte, könnte ich Ihnen ein Geschichtchen erzählen. (Zu Hedwig.) Ich weiß freilich nicht, ob Sie jetzt in der Stimmung sind, pikante Geschichten . . .

Hedwig. So gern ich Ihnen sonst zuhöre, heute müssen Sie mich entschuldigen; ich habe noch allerlei zu kramen und anzuordnen . . .

Martenstädt. Bitte, bitte, nur keine Umstände! Ich erzähle sie auch lieber Wilhelmi allein.

Hedwig (sich zum Abgehen wendend). Man sieht Sie doch noch, ehe Sie gehen?

Martenstädt. Jawohl! Ich muß ja auf Anna warten.

(Sie begrüßt Martenstädt freundlich, drückt ihrem Bruder die Hand und geht.)

Fünfte Scene.

Wilhelmi. Martenſtädt.

Martenſtädt (nach einer kleinen Pauſe). Sie ſollte eigentlich ſchon hier ſein ... Anna. (Nach abermaliger kurzer Pauſe zu Wilhelmi, der ſich geſetzt und mit der Hand mehreremale über die Stirn geſtrichen hat.) Sie ſcheinen gar nicht neugierig zu ſein? Sie fragen mich ja nicht?

Wilhelmi. Wonach?

Martenſtädt. Nun, nach der Geſchichte von Bieringer, die ich Ihnen verſchweigen ſollte.

Wilhelmi. Ach ſo!

Martenſtädt. Sie würde Ihnen Spaß machen ...

Wilhelmi (gleichgültig). So?

Martenſtädt. Ich bin zwar verſchwiegen wie das Grab ...

Wilhelmi. Aber Sie erzählen doch ganz gern kleine Geſchichten? Ich kenne Ihre Leidenſchaft ...

Martenſtädt. Mein Gott ... wenn Sie die Sache nicht intereſſirt ...

Wilhelmi. Laſſen Sie ſich doch nicht nöthigen! Sie brennen ja vor Verlangen, die Geſchichte an den Mann zu bringen.

Martenſtädt. Nun, wenn Sie mich wirklich ſehr darum bitten ... Aber ganz unter uns!

Wilhelmi. Verſteht ſich!

Martenſtädt. Ort der Handlung: Kiſſingen. Da habe ich den jungen Bieringer kennen gelernt — im vergangenen Jahre. Er war überall gern geſehen. Er machte allen jungen Damen den Hof — auch meiner Tochter Anna. Einen Augenblick befürchtete ich ſchon ... aber es war nichts, zum Glück. Ich lebte nicht ganz curgemäß und hatte namentlich die leidige großſtädtiſche Gewohnheit des ſpäten Zubettgehens beibehalten. So ſchlenderte ich auch eines Abends zu ſehr vorgerückter Stunde — die ganze Badegeſellſchaft lag ſchon in tiefem Schlummer — einſam durch die menſchenleeren Gaſſen. Da ſah ich etwa fünfzig Schritt vor mir, im hellen Mondenſchein der kurzen Juninacht, ein Pärchen ... Es war eine Freude, es mitanzuſehen, wie ſie ſich an ſich ſchmiegten, wie ſie die Köpfe zuſammenſteckten, bald ſtehen blieben, bald in ungeregeltem Tempo langſam dahinſchlenderten oder haſtig davoneilten ...

Wilhelmi. Ich kann mir das ungefähr vorſtellen, alſo weiter ...

Martenſtädt. Eine Freude, ſage ich Ihnen, lieber Freund! Ich fühlte ſo etwas wie Neid! Ja, wer's auch ſo haben könnte! Die Jugend! Die holde Jugend! ...

Wilhelmi. Nun weiter!

Martenſtädt. Ja ſo! ..; Nun, ich bin ein bischen neugierig.

Ich hatte nichts Beſſeres vor, ich folgte dem jungen Völkchen unbemerkt. Endlich waren ſie am Ziele. Sie nahmen Abſchied! Wie herzlich ſie Abſchied nahmen, ich kann's Ihnen nicht beſchreiben.

Wilhelmi. Es iſt auch nicht nöthig. Wir ſind ja Alle jung geweſen!

Martenſtädt. Ein Händedruck . . . ein letzter . . . Umkehr . . . noch ein Händedruck . . . noch einer . . . und ach ein Kuß!

Wilhelmi. Und ſo weiter!

Martenſtädt. Bis ſie entſchwand.

Wilhelmi. Gottlob!

Martenſtädt. Aber der junge Mann blieb an der Thür ſtehen! Sie öffnete das Fenſter. „Gute Nacht!" hauchte ſie, „Gute Nacht!" hauchte er — mit einem Ausdruck! Einem Ausdruck! Darauf löſte ſie aus ihrem Vorſteckſtrauße ein Blümchen und warf es dem da unten zu. Mit etwas theatraliſchem Ausdruck führte er das duftige Liebespfand an ſeine Lippen; plötzlich ſchloß ſich das Fenſter — ſie mußte mich wohl geſehen haben — und der junge Mann wandte ſich nun um — in der Richtung auf mich. Nun denken Sie ſich mein Erſtaunen, als ich in dem Helden des mitternächtlichen Abenteuers den jungen Bieringer erkannte. Alles was recht iſt, er benahm ſich tadellos! Mit der tapfern Entſchloſſenheit eines ſchlechten Gewiſſens ſchritt er auf mich zu. „Eine ſchöne Nacht!" ſagte er. „O ja, und eine ſehr ſchöne Blume, Ihre gelbe Roſe," ſagte ich. „Jawohl!" verſetzte er — und ohne nach einem Uebergange zu ſuchen, bei hellem Mondenſchein, Nachts um die zwölfte Stunde und in Kiſſingen, fuhr er alſo fort: „Was Berlin in den letzten zehn Jahren für Fortſchritte gemacht hat — es iſt erſtaunlich! Namentlich die Stadtbahn! Schlafen Sie wohl, Herr Martenſtädt!" Und weg war er! Die Heldin habe ich leider nicht ermitteln können, da ich am andern Morgen in aller Frühe auf eine Depeſche hin plötzlich abreiſen mußte. — Nun? . . . Wie gefällt Ihnen meine Geſchichte?

Wilhelmi. Sie erzählen ſie mit einer Gewandtheit, die darauf ſchließen läßt, daß ich nicht der einzige Mitwiſſer bin. Dergleichen ſoll übrigens ſchon mehrfach in deutſchen Badeorten vorgekommen ſein — und auch anderswo!

Martenſtädt. Sie ſind blaſirt, Doctor! In Ihrem Beruf ſehen Sie täglich die ſchauerlichſten Tragödien. Da iſt Ihnen denn der Sinn für die feineren Komödien des Daſeins abhanden gekommen.

Wilhelmi. Welch ein Irrthum! Ich komme juſt von etwas ganz Gewöhnlichem, und doch hat es mich wahrhaft erſchüttert.

Martenſtädt. Was war's denn?

Wilhelmi. Nichts Beſonderes! Eines der üblichen Trauerſpiele, wie ſie ſich im Verborgenen, ich weiß nicht, wie oft, abſpielen. Unter den „Vermiſchten Nachrichten" der Zeitungen ſtehen täglich viel ſchauerlichere Ge-

ſchichten. Eine darbende unverheirathete Mutter, ein krankes Kind, ein jämmerliches Dachſtübchen mit der üblichen Nähmaſchine. Lauter Alltäglichkeiten. Vielleicht hätte es mich auch weniger ergriffen, wenn nicht der Zufall mitgeſpielt hätte. Als ich die Treppe hinaufſtieg, fiel mir ein, daß ich in demſelben Hauſe vor langen Jahren, als meine Frau und mein Kind noch lebten, eine arme Kranke beſucht hatte. Da kam mir der Gedanke an mein eigenes Unglück. Und nun ſchien es mir, als habe das fiebernde Kind, das da vor mir lag, eine wahrhaft unheimliche Aehnlichkeit mit unſerer verſtorbenen kleinen Eliſe. Freilich, kleine Mädchen mit braunen Augen und braunen Locken ſehen ſich in dem Alter alle ähnlich. Ich habe mich nach den Verhältniſſen erkundigt. Wieder die alte Leier! Der Vater, ein Ausländer, der den beſſern Ständen angehört, hat das arme Mädchen etwa ein Vierteljahr vor der Geburt ſeines Kindes verlaſſen und ſich mit einer einmaligen Geldſumme abgefunden, die natürlich längſt aufgezehrt iſt. In ihrer Noth hat ſich die Mutter wieder an ihn gewandt; ihre Briefe ſind unbeantwortet geblieben.

Martenſtädt. Da werden wir alſo aushelfen müſſen. Um Tauſende wird es ſich ja nicht handeln!

Wilhelmi. Mit der ruhigen Beſtimmtheit des gewohnheitsmäßigen Entbehrens hat mir die Mutter erklärt, daß ſie keines Darlehns bedürfe; der Vater werde ſeine Pflicht ſchon erfüllen, er glaube vermuthlich nur nicht an den Ernſt ihrer Schilderungen.

Martenſtädt. Und da haben Sie es natürlich übernommen, mit dem Vater zu ſprechen?

Wilhelmi. Ich komme eben von ihm. Herr Waſſili — ſo nennt er ſich — war vor einer Stunde von ſeiner Sommerreiſe zurückgekehrt und noch nicht zu ſprechen. Ich habe ihm einige ſehr dringliche Worte aufgeſchrieben, auf die er jedenfalls eine Antwort geben muß . . .

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Hartung. Dann Hedwig.

Hartung (ziemlich lebhaft). Gut, daß ich Euch treffe! Wo iſt Deine Schweſter? Ich bin ganz außer Athem, ſo ſchnell bin ich gelaufen! Eine große, große Neuigkeit! Wenn man's luſtig auffaßt, zum Todtlachen . . . Aber wo iſt Hedwig?

Wilhelmi. Im Nebenzimmer, denke ich.

Hartung. Dann bitte ſie hierher! Die Geſchichte intereſſirt ſie noch mehr als Dich . . .

Wilhelmi (tritt an die Thür links. Mit etwas erhobener Stimme). Hedwig!

Martenſtädt. Was gibt's denn?

Hartung. Es gibt . . . es gibt keine Dummheit, deren ein verliebter alter Narr nicht fähig wäre! Es gibt nichts Unmögliches! Es

gibt nur Unglaubliches! (Hedwig, die eben eingetreten iſt, entgegengehend und ihr die Hand küſſend.) Machen Sie ſich auf das Abenteuerlichſte gefaßt, liebe Freundin! Rücken Sie ſich einen Stuhl zurecht, damit Sie bequem umfallen können, und hören Sie!

Hedwig. Was iſt denn geſchehen?

Hartung. Ich muß mir die Sache erſt zurechtlegen, um mir den Schlußeffect nicht zu verderben . . . Alſo geſtern bekam ich einen auffällig vergnügten Brief von Düringen. Ich ſetzte voraus, daß er die Bank geſprengt hatte. Geſtern Abend folgte ein Telegramm, das mir ſeine Ankunft für heute meldete, und in dem er mich bat, Hals über Kopf in die Stadt zu kommen, — jetzt mitten in der Ernte! Ihr könnt Euch denken, wie mir das paßte! — er müſſe mich unbedingt im Laufe des Nachmittags ſprechen . . . Ich laſſe anſpannen, fahre herein . . . Ich komme von ihm . . .

Hedwig. Nun?

Hartung. Eine Wirthſchaft! . . unbeſchreiblich! Die Koffer mitten in der Stube, Herren- und Damengarderobe über den Stühlen, auf dem Tiſch Toilettengegenſtände, am Boden Wäſche von zweifelhafter und unzweifelhafter Beſchaffenheit — und mitten in dieſer Herrlichkeit Düringen ſtrahlend neben einer recht hübſchen jungen Dame mit brennender Cigarrette. Vorſtellung: mein Freund, Herr Rittergutsbeſitzer Franz Hartung — meine Frau!

Wilhelmi } (zuſammen). Seine Frau?!
Hedwig }

Martenſtädt. Seine Frau?

Hartung. Seine Frau! Was ſagt Ihr dazu?

Martenſtädt. Du ſcherzeſt!

Hartung. Ganz und gar nicht.

Wilhelmi. Düringen iſt verheirathet?

Hartung. Gründlich! So verheirathet wie nur möglich! Bei lebendigem Leibe und vom Wirbel bis zur Sohle!

Martenſtädt. Unglaublich!

Hartung. Die Nemeſis hat ihn ereilt.

Hedwig. Und Marianne?

Martenſtädt. Und die Frau?

Hartung. Laßt mich doch zu Athem kommen! Einer nach dem Andern! Alſo die junge Frau Düringen iſt, wie ich ſchon ſagte, gar nicht übel — ſogar eine verführeriſche Perſon — prachtvolle Arme! . . . Ihr kennt ſie übrigens auch, Frau Olga Iwaniew . . . (Kurze Pauſe.) Ihr kennt ſie unter ihrem Mädchennamen, den ſie für die Oeffentlichkeit beibehalten hatte: Olga Boroſoff!

Hedwig. Die Clavierſpielerin?

Hartung. Eine Schülerin von Liſzt — eine ſehr begabte Künſtlerin . . .

Wilhelmi. Etwas extravagant, aber nicht unangenehm . . .

Hartung. Sie ſpricht perfect franzöſiſch und deutſch . . . eben wie eine Ruſſin, und raucht wie ein Türke.

Martenſtädt. Wir haben ſie ja in Kiſſingen gehört . . .

Hartung. Jawohl. Sie ſcheint ſich deſſen aber kaum noch zu erinnern. Wenigſtens deutete keine Miene darauf hin, daß ſie mich wiedererkannte, als ich ihr vorgeſtellt wurde.

Wilhelmi. Und wir haben ſie in San Francisco kennen gelernt. Sie reiſte mit einem berühmten Geiger durch die Vereinigten Staaten und gab viel beſuchte Concerte.

Hedwig. Sie hat ja auch in unſerem Hauſe verkehrt.

Hartung. Ganz recht! Und deſſen erinnerte ſie ſich mit lebhafter Dankbarkeit. Mit Begeiſterung ſprach ſie von der Aufnahme, die ſie bei Euch gefunden . . . Düringen machte ein ziemlich einfältiges Geſicht dazu . . .

Wilhelmi. Aber wie iſt denn Düringen überhaupt an Olga Boroſoff gerathen?

Hartung. Ganz einfach ſo: Frau Boroſoff oder eigentlich Frau Iwaniew hat auch in dieſem Jahre die belebteſten Badeorte beſucht — diesmal in Begleitung ihres Bruders, der ſeit mehreren Jahren im Auslande lebt, in Italien, in der Schweiz, in Frankreich, in Deutſchland . . .

Martenſtädt. Sicher ein Nihiliſt!

Hartung. Die Geſchwiſter haben in Marienbad Düringens Bekanntſchaft gemacht. Der Bruder hat ſich, wie ich höre, ſterblich in Fräulein Marianne verliebt, und gleichzeitig hat die Schweſter die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht, daß der Herr Papa noch ein luſtiger Vogel ſei; ſie hat ihre Netze nach ihm ausgeworfen, hat ihn eingefangen, und nun flattert er richtig im Käfig . . . übrigens vergnügter denn je!

Hedwig. Und Marianne?

Hartung (ernſter). Fräulein Marianne . . . ich fürchte, ihre Rolle iſt die wenigſt luſtige in der Komödie. Unter einem ſchicklichen Vorwande hat ſie ſich vom Orte der zärtlichen Handlung entfernt und ſich von ihrer Freundin Toni Hildebrandt nach Buchſtädt einladen laſſen . . .

Wilhelmi. Der Tochter meines alten Freundes?

Hedwig. Da kommt Anna! Sie weiß beſſer Beſcheid als ich.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Anna.

Martenſtädt (zu Anna). Endlich!

Anna (grüßend). Was ich habe laufen müſſen . . .

Hedwig (eilt ihr entgegen und führt ſie bei Seite). Du haſt Nachrichten von Mariannen?

Anna. Ja! Sie kommt heute Abend an.

Hedwig. Nun? Was ſchreibt ſie?

Anna. Ach, ſie iſt gar nicht luſtig! Sie fürchtet ſich . . . vor den Neuheiten zu Hauſe . . .

Hedwig. Was ſchreibt ſie?

Anna. Eigentlich nichts weiter. Sie ſagt, ihr Herz wäre ſehr ſchwer, aber ich wäre noch zu jung, ſie könne ſich keinem Menſchen anvertrauen . . .

Hedwig (feſt). Sage ihr: daß ich da bin! Und daß ich ſie ſehen muß!

Diener. Herr Waſſili fragt, ob der Herr Doctor zu ſprechen iſt.

Wilhelmi. Ich bitte den Herrn im Vorzimmer Platz zu nehmen. (Diener ab.) Den Herrn muß ich empfangen.

Martenſtädt. Ich weiß . . . (zu Anna.) Ich habe blos auf Dich gewartet. Wir wollen uns empfehlen.

Hedwig. Laſſen Sie mir Anna noch einige Augenblicke . . . Wir haben uns ja noch ſo viel zu ſagen . . . Bitte, kommen Sie in mein Zimmer! . . . Sie auch, Hartung!

Hartung. Ich folge Ihnen auf dem Fuße. (Hedwig, Anna und Martenſtädt nach links ab. Zu Wilhelmi.) Fräulein Marianne muß aus der Wirthſchaft heraus, oder beſſer: ſie darf gar nicht hinein! Ich perſönlich habe zwar kein beſonderes Intereſſe zur Sache, aber . . . nun, Du verſtehſt mich ſchon?

Wilhelmi (der Hartung bis an die Thür geleitet). Ich verſtehe Dich . . . ſehr gut! Du intereſſirſt Dich für Mariannen?

Hartung. Du mein Gott . . . ich habe ſie aufwachſen ſehen, nicht wahr? Wir zanken uns ſeit fünf Jahren. Sie iſt eine empfindſame Stubenpflanze. Mich hat das Bauernleben in der freien Luft ein bischen rauh gemacht. Aber gleichviel . . . wenn man ſich ſo lange kennt . . Du verſtehſt mich ſchon . . .

Wilhelmi. Vollkommen, lieber Hartung! (Er drückt ihm die Hand.)

Hartung. Wenn man ſich ſo lange kennt . . . nicht wahr? (Nach links ab.)

Achte Scene.

Wilhelmi. Boroſoff.

Wilhelmi (iſt an die Mittelthür getreten, die er öffnet). Wenn ich bitten darf . . . (Boroſoff tritt ein. Gegenſeitige tiefe und förmliche Verbeugung.) Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung ſo ſchnell gefolgt ſind. Wollen Sie ſich gefälligſt ſetzen? (Beide ſetzen ſich.) Ohne weitere Einleitung: ich möchte mit Ihnen von Ihrem Kinde ſprechen.

Boroſoff. Das habe ich nach dem Namen und der Adreſſe, unter denen Sie mir geſchrieben haben, vorausgeſetzt. Sie ſind ohne Zweifel der Vormund?

Wilhelmi. Ich werde der Vormund ſein, ich bin der Arzt. Das Kind iſt krank, und die Mutter darbt.

Boroſoff. O Gott!

Wilhelmi. Ich darf Ihnen die grauſame Wahrheit nicht vorenthalten. Es handelt ſich um Tod und Leben . . .

Boroſoff. Ich bitte Sie . . . erſchrecken Sie mich nicht! Die Sache greift mich doch mehr an, als ich zeigen möchte. Gönnen Sie mir einige Tage Friſt! . . . Ich muß mich erſt auf mich ſelbſt beſinnen.

Wilhelmi. Es iſt leider kein Augenblick zu verlieren . . .

Boroſoff (das Tuch an die Stirn drückend). O Gott! (Für ſich.) Mit der Rührung geht's nicht, verſuchen wir es anders. (Mit veränderter Stimme.) Ja, mein Herr, was ſoll ich Ihnen ſagen? Ihre Botſchaft iſt gewiß im höchſten Grade bedauerlich, Sie werden indeſſen auch meine Zurückhaltung begreifen. Der Zuſammenhang zwiſchen der Mutter und mir iſt vollkommen gelöſt und muß es bleiben. Dieſe beſtimmte Erklärung wollte ich Ihnen abgeben, mit der Bitte, ſie der Mutter bekannt zu machen. Deshalb habe ich mich beeilt, Ihrer Einladung zu folgen.

Wilhelmi. Aber vergönnen Sie mir die Bemerkung . . .

Boroſoff. Ich erſcheine Ihnen vielleicht gefühllos und hartherzig! Ich bin's wirklich nicht. Ich bin ſogar ein ſehr gutmüthiger Menſch . . wahrhaftig! Ein Wort wird Ihnen Alles erklären: ich ſtehe im Begriff mich zu verloben. Sie begreifen nun, daß ich mich in dieſem Augenblick mit einer derartigen Sache nicht befaſſen kann noch mag.

Wilhelmi. Aber es iſt doch Ihr Kind?!

Boroſoff. Ja — und nein. Ja, in dem Sinne, den ich weiß nicht gleich welcher Philoſoph der Vaterſchaft beilegt: „Der Vater iſt eines der Mittel, deren ſich das Kind bedient, um zu ſein.“ Nein, im höheren menſchlichen Sinne. Ich habe es nie geſehen. Die tauſend Fäden, durch die wir mit dem Kinde verbunden werden, und die den Zeuger erſt zum Vater machen: — der Umgang jeden Tags und jeder Stunde, die Freude über das Gedeihen, die bange Sorge, wenn eine körperliche oder ſeeliſche Gefahr droht, die Zärtlichkeiten und Liebkoſungen — alle dieſe tauſend Fäden echter Gemeinſamkeit ſind zwiſchen uns niemals geſponnen worden. Ich habe thatſächlich nur eine läſtige Verpflichtung zu erfüllen, nichts weiter!

Wilhelmi. Gar nichts weiter? . . Ich will Ihre Beweisführung zu erſchüttern nicht verſuchen, denn ich wende mich nicht an Ihren Verſtand, an Ihre guten Regungen wende ich mich.

Boroſoff. O, ich bin ſehr gut! Wahrhaftig! Deshalb muß ich mir ſagen, daß ich nicht das Recht habe, mich jetzt um einen unglücklichen Jugendſtreich zu kümmern; ich darf mein Leben, an dem nunmehr eine andere Perſon Theil nehmen wird, meine zukünftige Braut, nicht ungehörig belaſten. Ueberdies habe ich ja gethan, was man von mir zu fordern berechtigt war, und ich werde thun, was ich thun muß.

Wilhelmi. Was gedenken Sie also zu thun, wenn ich fragen darf?

Borosoff. Soeben, bevor ich dies Zimmer betrat — habe ich mich bei dem Rechtsanwalt Bieringer, der in diesem Hause wohnt, nach dem Umfange meiner Verpflichtungen erkundigt. Ich habe die Wahl: ich habe entweder für den nothdürftigen Unterhalt des Kindes weiter zu sorgen, oder ich kann dasselbe, da es vier Jahre alt ist, in natura fordern. Wird es mir verweigert, so hört jede weitere Verbindlichkeit von meiner Seite auf. Ich habe mich für das Letztere entschlossen: ich fordre das Kind.

Wilhelmi. Das ist Ihnen doch nicht ernst gemeint? Was wollen Sie mit einem kranken Kinde, dem Sie theilnahmlos gegenüberstehen? Und gerade jetzt, vor Ihrer Verlobung? Sie wissen ja überdies ganz genau, daß die Mutter lieber zu Grunde geht und das Kind zu Grunde gehen läßt, als daß sie es hergiebt!

Borosoff. Dann sind wir eben quitt.

Wilhelmi (warm). Ich bin ja kein Advocat, und frage nicht, was Rechtens ist, die Stimme der Natur rufe ich an! Die Natur ist doch auch ein Gerichtshof, den Sie anerkennen müssen! Fragen Sie Ihr Gewissen. Es muß Ihnen antworten. Und dann thun Sie das Rechte! (Borosoff sieht nach der Uhr. — Wilhelmi, sich etwas vergessend, erregter.) Sehen Sie nicht nach der Uhr, mein Herr! Der Vater der kleinen Elise sollte keine goldene Uhr zeigen.

Borosoff (sehr verbindlich). Ich möchte Sie nicht verstehen. Sie haben mich doch — sofern ich Ihre Einladung richtig aufgefaßt habe — nicht zu sich beschieden, um mich zu beleidigen.

Wilhelmi (sich beherrschend, ruhiger). Nun wohl, mein Herr! Ihre Zeit ist gemessen, wie ich sehe. Kommen wir also zum Schlusse: Ist es Ihr Wille, daß die Mutter Ihres Kindes und Ihr Kind selbst dem Elend preisgegeben und auf die zufälligen Gaben gelegentlicher Mildthätigkeit verwiesen werden? Ist das der Bescheid, den ich zu überbringen habe?

Borosoff. Nun . . . zu einem einmaligen Opfer will ich mich allenfalls noch verstehen, wenn sich die Mutter feierlich verpflichtet, daß sie mich künftig unbehelligt läßt, und mir gewisse Briefe, die mir unbequem werden könnten, aushändigt.

Wilhelmi. Ich werde die Mutter davon verständigen.

Borosoff. Meinen besten Dank! Und da Sie nun einmal als Mittler eingetreten sind und die Zuziehung eines Dritten mir nicht erwünscht wäre, dürfte ich Sie vielleicht auch bitten, mir die Entschließung der Dame mitzutheilen?

Wilhelmi. Auch dazu bin ich bereit.

Borosoff. Nochmals meinen Dank. Auf Ihre Verschwiegenheit darf ich ja bauen. Hier meine Karte. Ich würde mich freuen, wenn Sie mich mit Ihrem Besuch beehren wollten. Ich schmeichle mir sogar, daß Sie mich mit der Zeit milder beurtheilen werden. Ich bin nämlich wirklich

nicht ſchlecht! Wahrhaftig nicht! Alſo auf die Ehre, Sie wiederzuſehen. Sie wiſſen nun, wo Sie mich finden können. (Gegenſeitige Verbeugung.)

Neunte Scene.

Wilhelmi. Dann Hartung.

Wilhelmi (Boroſoff nachblickend). Und das ſind die Herren der Schöpfung! Du lieber Himmel! . . Die arme Braut! (Er lieſt die Karte.) „Baſil Boroſoff!“ . . (Auf's äußerſte überraſcht.) Was! . . Unmöglich! Dieſer Menſch Mariannens Bräutigam! Unmöglich! (Er iſt an die Thür links getreten, die er öffnet.) Hartung! Auf ein Wort! (Hartung tritt ein.) Wer bewirbt ſich um Mariannens Hand?

Hartung. Der Bruder der Stiefmama.

Wilhelmi (ihm die Karte reichend). Baſil Boroſoff?

Hartung (die Karte leſend). Baſil Boroſoff! Jawohl! Kennſt Du ihn?

Wilhelmi. Ich habe eben ſeine Bekanntſchaft gemacht, und wir werden uns wiederſehen, Herr Boroſoff!

Hartung. Nun?

Wilhelmi. Ein ſchlechter Menſch! Frage nicht weiter!

Hartung (ſehr vergnügt). Ein ſchlechter Menſch! Das freut mich!

Wilhelmi. Das freut Dich?

Hartung. Ja! Es erfüllt mein Herz mit der reinſten aller Freuden: der Schadenfreude!

Wilhelmi. Wieſo?

Hartung. Den gönne ich Mariannen! Nun wird ſie mich endlich würdigen lernen!

Wilhelmi (lächelnd). Vielleicht gelingt's ihr auch auf andere Weiſe.

Hartung. Das wäre mir ſchließlich auch recht!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

Bei Düringen.

Zimmer im Erdgeſchoß gelegen. Thür nach dem Ausgange rechts. Thür links nach der Wohnung. Im Hintergrunde zwiſchen zwei Fenſtern, durch die man den kleinen Vorgarten erblickt, die Thür, die zum Garten führt. Das Zimmer iſt in größter Unordnung. Halbausgepackte Koffer. Auf dem Klavier Hutſchachteln, Cartons. Auf den Stühlen Kleider, Wäſche. Im Uebrigen iſt die Einrichtung reich. Elegante Möbel, koſtbare Stoffe und Teppiche. Links vorn Chaiſelongue, vor derſelben auf dem Boden ein großes Fell. Rechts ein niedriger Tiſch, auf dem Cigarren und Cigaretten liegen. Um dieſen Lehn- und Polſterſtühle.

Erſte Scene.

Olga. Boroſoff.

Olga liegt auf der Chaiſelongue; auf der andern Seite der Bühne, am kleinen Tiſche, hat ſich Baſil auf einen Seſſel geſtreckt; ſeine Füße ruhen auf einem davorgeſtellten Polſterſtuhl. Sie rauchen.

Olga. Du wirſt Dein Lebtag nicht geſcheidt.

Boroſoff. Du haſt gut reden! Du hätteſt nur hören ſollen, wie dieſer Doctor in mich hineingeſprochen hat . . .

Olga (während ſie ſich eine Cigarette anzündet; beim Sprechen paffend). Iſt's übrigens ein Junge oder ein Mädchen?

Boroſoff. Ein Junge, (ſich verbeſſernd) nein, ein Mädchen . . .

Olga. Und Du haſt eine beſtimmte Verpflichtung übernommen?

Boroſoff. Bedingungsweiſe, ja! Ich habe mich zu einer Zahlung bereit erklärt, wenn ich meine Briefe wiederbekomme.

Olga. Du haſt Briefe geſchrieben? . . . Aber Waſſia!

Boroſoff. Der Klügſte begeht einmal eine Dummheit. Ich glaube ſogar, daß ich mich ziemlich unvorſichtig ausgedrückt habe. Deswegen will ich ſie eben wiederhaben — und gleich! Sonſt hätte ich die Geſchichte noch hinausgeſchoben, denn es paßt mir in dieſem Augenblicke ſchlecht, ich bin etwas knapp bei Kaſſe.

Olga. Knapp bei Kaſſe? Wie kommt denn das? Ich vermuthete das Gegentheil. Du mußt doch gerade in jüngſter Zeit recht hübſche Einnahmen gehabt haben.

Boroſoff. Wieſo?

Olga. Nun, Du haſt in dieſen letzten Wochen Düringen wenigſtens recht anſtändige Ausgaben angeſonnen! Seine Grafenkrone kommt ihm doch recht theuer zu ſtehen!

Boroſoff. Du ſprichſt wie die richtige Frau! Meinſt Du, daß die ſchlauen Machthaber von San Marino für einen Apfel zu haben ſind? Düringen will italieniſcher Graf werden: conte Durignano — ſchön! Ich kenne die Leute, die ihm dazu verhelfen können — gut! Ich ſetzte alſo die Maſchine in Bewegung, ich bringe ſie in Gang, aber das Heizmaterial iſt koſtſpielig . . .

Olga. Natürlich!

Boroſoff. Ja, ma chère, das will bezahlt ſein. Für mich iſt bei dem Handel wirklich nicht viel abgefallen — kaum die üblichen Speſen. Du wirſt alſo ſchon die Güte haben müſſen, mir die Kleinigkeit vorzuſchießen...

Olga. Wieviel gebrauchſt Du denn?

Boroſoff. Ich denke, fünfzehnhundert Mark!

Olga. Düringen muß gleich kommen, bringe das Geſpräch darauf.

Boroſoff. Ich gebe es Dir wieder — ſobald ich verheirathet bin.

Olga. Ja ſo! . . . Waſſia, Waſſia, Du machſt mir Sorgen . . .

Boroſoff. Wie ſchade!

Olga. Ja! Du haſt mein Vertrauen zu Deiner Intelligenz erſchüttert.

Boroſoff. Inwiefern?

Olga. Wärſt Du nur halb ſo geſcheidt, wie ich es von Dir dachte, ſo müßteſt Du ja längſt mit Mariannen verheirathet ſein. Daß Du Dir von mir den Vorrang haſt ablaufen laſſen — ſehr bedeutend kann ich es nicht finden!

Boroſoff. Welch ein Vergleich! Bei Dir lag doch die Sache verwünſcht anders!

Olga. Wieſo?

Boroſoff. Du biſt eine junge, elegante Frau, eine bekannte Künſtlerin und haſt einen — wie ſoll ich ſagen? — einen etwas abgeſtandenen Mann genommen, den Vater einer großen Tochter. Marianne dagegen iſt ein ganz junges, ſehr hübſches und ſehr vermögendes Mädchen, ſie hat das Recht, zu wählen, und ich gebe mich keinen Täuſchungen hin: mir fehlt doch mancherlei — eine Stellung zum Beiſpiel, Vermögen und dergleichen.

Olga. Sei doch nicht ſo beſcheiden! Du beſitzeſt ja auch recht achtungswerthe Eigenſchaften, die manche Mängel decken.

Boroſoff. Zum Beiſpiel?

Olga. Du biſt gerade gebaut, Du haſt guten Anſtand, Du giltſt als liebenswürdiger und unterhaltender Menſch, Du biſt ein verwegener Reiter, ein brillanter Schütze . . . und vor allen Dingen: Du verfügſt zu rechter Zeit über die männliche Thräne der Rührung und über den unterdrückten Seufzer ſeeliſcher Ergriffenheit. Ja, Du kannſt ſogar auf Wunſch ohnmächtig werden. Du ſprichſt vom Jenſeits, von überſinnlichen Dingen, Du biſt Spiritiſt . . . Da müßte es doch ganz ſonderbar zugehen, wenn ein unerfahrenes Ding von allen dieſen Reizen ungerührt bliebe. Hätteſt Du Dich beſſer verwerthet, wärſt Du Deinem Ziele ſchon viel näher.

Boroſoff. Aber ich bitte Dich, was ſoll ich denn thun? In Ohnmacht fallen, die Geiſter rufen, reiten, ſchießen, weinen . . . das geht doch nicht ſo ohne Weiteres! Es muß doch ein Anlaß dazu da ſein.

Olga. Beklage Dich! Iſt es je einem Bewerber ſo bequem gemacht! Die Partei wird begünſtigt von der Mutter — das bin zufällig ich, Deine Schweſter, — vom Vater — den haſt Du mit ſeiner Grafengeſchichte am Bändel . . .

Boroſoff. Nicht ſo ganz! Wenn Marianne in's Spiel kommt, hört bei ihm der Spaß auf!

Olga. Du wärſt ein ſchöner Held, wenn Du Dich vor dem gutmüthigen Düringen fürchteteſt!

Boroſoff. Ich fürchte mich nicht vor ihm, ich ſage nur: er iſt in Betreff Mariannens nicht ganz ſo bequem, wie man es vorausſetzen ſollte. Seine Vaterrechte ſind ſein Steckenpferd, und wenn er dieſe gefährdet glaubt, findet er ſogar tragiſche Accente.

Olga. Mit ſeiner Tragik wirſt Du ſchon fertig werden. Du haſt den größten Einfluß auf ihn gewonnen, Du haſt ihm ja ſogar ſchon beigebracht, daß er eigentlich italieniſcher Abkunft iſt. Es handelt ſich demnach blos um Mariannen — um ein ſtilles, in ſich gekehrtes Mädchen, das von der Welt ſo viel wie nichts weiß . . .

Boroſoff. Du unterſchätzeſt Mariannen! Du ſiehſt ja, wie ſie ſich zurückzieht. Sie hat ihr Zimmer heute noch nicht verlaſſen. Sie weicht

uns Allen ſcheu aus. Ich fürchte, dieſer Herr Hartung, von dem ſie mir oft in einem ganz beſondern Tone geſprochen hat, übt einen ſchlechten Einfluß auf ſie.

Olga. Hartung? Der gute Bauerntaps wird Dir nicht gefährlich werden. Mit dem laß mich nur reden, ſprich Du mit Mariannen. — Du biſt am Ende gar verliebt?

Boroſoff. Die Möglichkeit iſt nicht ausgeſchloſſen.

Olga. Das iſt mir gar nicht unlieb, es iſt moraliſcher! A propos moraliſch . . . beinahe hätt' ich's vergeſſen: Du wirſt Mariannen doch glücklich machen?

Boroſoff. Selbſtverſtändlich.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Düringen.

Olga (zu Düringen, der, ſich vergnügt die Hände reibend, eintritt). Haſt Du Deine Briefe geſchrieben?

Düringen. Alles erledigt! An Martenſtädt geſchrieben, an Hartung geſchrieben . . .

Olga. An Hartung? Weshalb denn?

Düringen. Er muß mit Mariannen ein vernünftiges Wort reden. So geht's doch nicht! Sie verſteckt ſich ja förmlich!

Olga. Ich dachte, Du würdeſt ſie mitbringen . . .

Düringen. Das wollte ich auch. Aber ſie läßt ſich entſchuldigen. Sie habe in ihrem Zimmer zu kramen . . .

Boroſoff. Und Sie glauben, daß Hartung . . .

Düringen. Mein Gott, ja! Er kennt ſie von klein auf, und ſie hält große Stücke auf ihn.

Boroſoff (zu Olga, leiſe). Was habe ich Dir geſagt? (Für ſich.) Mit dem Herrn muß ich mich bei nächſter Gelegenheit auseinanderſetzen.

Düringen. Aber laſſen wir das! Es wird ſchon Alles gut werden! (Indem er ſich auf das Fell zu Olgas Füßen ſtreckt.) Kinder! ich bin zu glücklich! . . . Die Familie! . . . Es geht nichts darüber!

Boroſoff. Ja! Sie haben Recht, Schwager! . . . Die Familie, ſie iſt ein ſtarkes, feſtes Band . . .

Düringen. Ach, die Familie!

Boroſoff (zu Olga). Vor Deinem Manne brauche ich alſo kein Geheimniß zu haben? Alſo bringen wir die Sache zum Abſchluß. Wann wirſt Du mir die fünfzehnhundert Mark leihen können?

Olga. Ich denke, gleich . . . Düringen, leih mir fünfzehnhundert Mark, Waſſili gebraucht ſie.

Düringen. Kinder, ſprechen wir nicht von dem leidigen Gelde! Es trübt die Reinheit meiner Freude!

Boroſoff. Ganz meine Meinung . . . leihen Sie mir die fünfzehnhundert Mark, und ſprechen wir nicht mehr davon.

Düringen. Sprechen wir überhaupt nicht mehr davon! Seien wir glücklich! Das Leben iſt ſo ſchön!

Boroſoff. Wenn die Sache nicht drängte! . . Aber es iſt Gefahr im Verzuge!

Düringen. Ich würde Ihnen ja gern mit der Kleinigkeit aushelfen, aber gerade in dieſem Augenblicke . . .

Boroſoff. Ach ſo! Sie gehören auch zu den Leuten, die beſtändig „gerade in dieſem Augenblicke“ nicht helfen können.

Düringen. Meine Baarſchaft iſt wirklich aufgezehrt, meine Papiere liegen feſt; ich habe eben meinen Vetter Martenſtädt zu mir beſchieden, um wieder flott zu werden . . . ich ſagte es Ihnen ja ſchon!

Olga. Martenſtädt? Wozu der Umweg? Ich denke, Marianne iſt als Erbin ihrer mütterlichen Großmutter ein reiches Mädchen. Da wäre es doch einfacher, Du wendeteſt Dich an ſie.

Düringen (plötzlich ernſt werdend). Das iſt doch hoffentlich nur Dein Spaß? Und, mit Verlaub, kein guter Spaß! . . . Von meiner Tochter Geld leihen? So ſtehen wir nicht miteinander! Ich habe Mariannen daran gewöhnt, in mir den Vater zu reſpectiren, und dabei ſoll es auch bleiben! (Er macht einige Schritte im Zimmer.) Dabei ſoll es bleiben!

Olga (leiſe zu Boroſoff). Wahrhaftig, Du haſt Recht! Das habe ich gar nicht hinter ihm geſucht!

Boroſoff. Alſo laſſen wir die Sache fallen! Ich brauche dem Marcheſe von San Marino, mit dem ich wegen Ihrer Angelegenheit zu unterhandeln habe, blos ein Wort zu ſagen, und ich habe, was ich brauche.

Düringen (wieder gemüthlicher). Mit dem ſprechen Sie doch lieber nicht! Ich werde ſchon Rath ſchaffen! Noblesse oblige! . . Wie ſteht's denn übrigens mit der Nobleſſe? Haben Sie gute Nachrichten erhalten?

Boroſoff. Die günſtigſten . . .

Düringen. So? . . Welche denn? . . Mein Gott, ich frage nur ſo, um zu fragen . . . Ob ich ſchlechtweg Düringen oder Graf Durignano heiße — mir iſt's wirklich ganz einerlei! Aber es iſt meine Pflicht, die neunzackige Krone, die mir gebührt, aus dem Schutt hervorzuholen . . .

Boroſoff. Sehr wahr!

Düringen (ſich erwärmend). Das bin ich meinen Ahnen ſchuldig!

Boroſoff. Sehr wahr! Sehr wahr!

Düringen (wie oben). Ja, ſeitdem ich weiß, daß ich einem alten italieniſchen Grafengeſchlecht angehöre, den edlen Durignanos, die, ich weiß nicht in welchem Jahrhundert nach Deutſchland verſchlagen, ihren welſchen Namen allmählich in Düringen verdeutſcht haben, — ſeitdem ich das weiß und mich als Durignano fühle, bin ich ein ganz andrer Menſch! Und daß

Sie das herausgetüftelt haben, das vergeſſe ich Ihnen nie! Denn, ehrlich geſtanden, ich hatte keine Ahnung davon.

Olga. Man braucht Dich nur anzuſehen, um in Dir den alten Italiener wiederzuerkennen.

Düringen. Meinſt Du? Ich bin doch eigentlich recht blond . . . geweſen.

Olga. Das Blond des Titian!

Düringen. Das kann ich ſagen: in meinen Adern rollt etwas . . etwas Heißes . . . wie italieniſches Blut! . . .

Olga. Wenn Du Dich ſo weiter entwickelſt, wirſt Du die deutſche Epiſode Deiner Familie bald ganz vergeſſen haben . . .

Boroſoff. Wie er da ſteht! Was! der reine Coleoni . . . zu Fuß!

Franz (übergiebt Boroſoff eine Karte). Der Herr hat den gnädigen Herrn in ſeiner Wohnung im obern Stockwerk geſucht und iſt hierher gewieſen worden. Er fragt, ob der gnädige Herr ihn empfangen wolle?

Boroſoff (nachdem er die Karte geleſen). Ach ſo! (Zu den Beiden.) Ich kann den Herrn nicht abweiſen. Wenn Ihr nichts dagegen habt, empfange ich ihn hier . . . bei mir ſieht es fürchterlich aus!

Olga (ſich umſehend). Hier iſt es zwar auch noch nicht ſchön, aber wenn Du willſt . . . (Zu Düringen.) Alſo komm, caro mio!

Düringen (ſeinen Arm um ihre Hüfte legend, beim Abgehen). O mia cara! . . O la famiglia! (Beide ab. – Franz öffnet die Thür und geht, nachdem Wilhelmi eingetreten iſt.)

Dritte Scene.

Boroſoff. Wilhelmi.

Boroſoff (nachdem die Herren ſich begrüßt haben). Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie hier im Salon meiner Schweſter empfange . . .

Wilhelmi (überraſcht). Im Salon der Frau Düringen? . . Ich habe der gnädigen Frau meine Aufwartung noch nicht gemacht, und ich muß Ihnen geſtehen . . .

Boroſoff. Bitte! Nur keine Umſtände! Wir kommen eben von der Reiſe zurück, und in meinem Zimmer ſieht es noch unmenſchlicher aus. (Während er einen Stuhl herbeirückt, von dem er ein darüber gebreitetes Kleidungsſtück entfernt hatte.) Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Wilhelmi. Ich danke verbindlich. Das Wenige, was ich Ihnen mitzutheilen habe, kann ich Ihnen auch ſtehend ſagen.

Boroſoff. Wie Sie befehlen, Herr Doctor!

Wilhelmi. Ich habe die Mutter Ihres Kindes wiedergeſehen, aber ich werde in der Angelegenheit keinen Schritt zu Ihren Gunſten thun.

Boroſoff. Ah! . . Darf ich fragen . . .

Wilhelmi. Mein Herr, ich werde ſehr offen ſein. Nachdem ich Ihren Namen erfahren habe und weiß, daß die Dame, die Sie als Ihre

Braut bezeichneten, Fräulein Marianne Düringen ist, bitte ich Sie, auf meinen Beistand in keiner Weise mehr zu zählen. Sie wissen vielleicht nicht, daß Marianne das Kind meiner Schwester ist. Es ist mir keineswegs gleichgültig, wer Mariannens künftiger Gemahl sein wird. Die Begegnung, die wir mit einander gehabt haben, gewährt mir aber in keiner Weise die Bürgschaft dafür, daß meine Nichte als Ihre Gemahlin glücklich werden wird. Ich habe nichts weiter zu sagen. Sie werden nun begreifen, daß ich Ihr Bundesgenosse nicht sein kann. Betrachten Sie mich vielmehr als Ihren entschiedenen Gegner.

Borosoff. Darf ich Ihnen eine Cigarette anbieten?

Wilhelmi. Ich danke.

Borosoff. Ich will Sie nicht fragen, welcher Auftraggeber Ihnen ein Mandat als Sittenrichter über meine Person ertheilt hat. Gewissen und Pflichtgefühl . . . ich kenne die Antwort im Voraus. Aber ich frage Sie: können Sie mit gutem Gewissen das Glück zweier Liebenden zerstören wollen? Nicht um meinetwillen — auf mich kommt ja wenig an! — um Mariannens willen, um Mariannens Ruhe, Mariannens Liebe willen, bitte ich Sie, beschwöre ich Sie: seien Sie mir ein Freund!

Wilhelmi (kalt). Herr Borosoff! Ich glaube Ihnen nicht!

Borosoff. Das ist etwas Anderes! Mit diesem Wort haben Sie mir die Möglichkeit, mich mit Ihnen zu verständigen, abgeschnitten. Sie haben sich das jedenfalls sehr reiflich überlegt. Sie kennen aus meinem Leben freilich nur eine einzige unglückliche Einzelheit, die außer allem Zusammenhange mit meinem Sein und Wesen steht . . .

Wilhelmi. Ich habe Kenntniß von den Briefen genommen, die Sie an Fräulein Brigitte gerichtet haben. (Borosoff macht eine schnelle Bewegung.) Ihre Zuversicht scheint Sie nun zu verlassen? . . . Diese Briefe vervollständigen in der That das Bild, das ich mir von Ihnen gemacht habe. Ich werde nichts dazu thun, daß diese Briefe Ihnen ausgeliefert werden. Mein Entschluß ist Ihnen nun bekannt, er ist unerschütterlich. Ich habe die Ehre . . . (In dem Augenblick, da er sich zum Gehen wendet, treten Düringen und Olga ein.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Düringen. Olga.

Olga (sehr freudig). Ah! unser lieber Doctor aus San Francisco! . . wie freue ich mich! . . . (Düringen tritt betroffen einen Schritt zurück.)

Wilhelmi (sich tief und förmlich vor Olga verneigend). Ich habe die Ehre . . . (Er entfernt sich nach einer leichten Verbeugung gegen Düringen und Borosoff, die diese ebenso erwidern.)

Olga. Das war deutlich. (Erst auf Borosoff, dann auf Düringen blickend, die Beide ziemlich befangen dreinschauen.) Wie steht Ihr denn da? (Sie drückt auf die Klingel.)

Düringen. Ich bin auf's Aeußerste überrascht . . . Wilhelmi! . . . Was hat denn der hier zu suchen . . . Es ist höchst unangenehm! . . . Und ich war so vergnügt!

Olga. Du bist köstlich! Du thust gerade, als ob Du Dir etwas vorzuwerfen hättest, daß der Herr Dein Schwager gewesen ist. Das ist doch eine uralte Geschichte! (Zum Diener, der eingetreten ist.) Bringen Sie den Thee! (Diener ab.)

Düringen. Die Begegnung ist mir fatal — das ist Alles, was ich sagen kann.

Olga. Und was fehlt Dir denn, Basil?

Borosoff. Ein ganz ungemüthlicher Mensch, dieser Wilhelmi! (Für sich.) Ich muß die Briefe wiederhaben — um jeden Preis! (Er nimmt seinen Hut.)

Olga. Willst Du uns verlassen?

Borosoff. Ich habe ein dringliches Geschäft zu erledigen. Auf Wiedersehen!

Fünfte Scene.

Olga. Düringen.

Olga. Was ist denn dem plötzlich zugestoßen? Er war ja ganz bestürzt . . . Und wo bleibt denn Marianne? Will sie denn den ganzen Tag unsichtbar bleiben?

Düringen. Sie bringt ihr Zimmer in Ordnung.

Olga. Immer noch? Kinder! Ihr seid schrecklich ungemüthlich. Ist denn dieser Wilhelmi wirklich so unheimlich, wie Basil meint? Ich habe ihn ganz im Gegentheil als einen harmlosen, gutmüthigen Menschen kennen gelernt. Du mußt ihn doch besser kennen? War er nicht früher Dein Freund?

Düringen. Nie! Wäre es nach seinem Rathe gegangen, so hätte mich seine Schwester nie geheirathet.

Olga. Das war doch sehr nett von ihm. (Der Diener hat inzwischen [mit dem Mädchen einen kleinen Tisch mit Samowar und Gläsern hereingetragen. — Olga füllt die Gläser.) Wie war denn die Geschichte eigentlich? Ich meine die Heirath . . . und die Scheidung. Du hast mir bisher nur Andeutungen gemacht, und vor so einer vernünftigen Frau, wie ich es bin, brauchst Du doch kein Geheimniß zu haben. (Sie setzen sich gemüthlich neben einander und schlurfen, die Gläser in der Hand behaltend, den Thee.)

Düringen. Wie soll's gewesen sein? Wir paßten nicht zu einander, das war Alles!

Olga (eine neue Cigarette anzündend). Hat sie Dich denn geliebt?

Düringen. Alles, was Recht ist; geliebt hat sie mich nie.

Olga. Wie merkwürdig! Weshalb hat sie Dich denn geheirathet?

Düringen. Ihr Vater wollte es durchaus ... Er machte ſeiner Tochter das Leben ſauer, und eines Tages war ich ihr Bräutigam. Alle Welt wunderte ſich — aber keiner mehr als wir, die Meiſtbetheiligten.

Olga. Und der feindliche Bruder?

Düringen. Wie geſagt, er wüthete! Es kam zu ſchrecklichen Auftritten zwiſchen Vater und Sohn. Er brach allen Verkehr mit den Seinigen ab. Er kam nicht einmal zu unſerer Hochzeit. Erſt auf dem Todtenbette hat ſich der Vater mit ihm ausgeſöhnt.

Olga. Wie merkwürdig! ... Und wie war denn Eure Ehe?

Düringen. Ein Jahr lang ging's erträglich. Aber dann! — Ich konnte doch auf die Dauer meinen alten Gewohnheiten nicht entſagen ...

Olga. Du ließeſt Deine Frau allein?

Düringen. Mein Gott, ja! — Zu Hauſe war's langweilig — tödtlich! ... Ich amüſirte mich ...

Olga. Und Deine Frau, amüſirte ſie ſich auch?

Düringen. Danach ſah ſie mir eigentlich nicht aus. Ewige Verſtimmung ... Migräne! Es langweilte mich ſchließlich, und ich machte mich aus dem Staube.

Olga. Nun, und wann kam denn die Entſcheidung?

Düringen. Wenige Tage nach dem Tode ihres Vaters. Da erklärte ſie mir eines Abends, daß ſie das Leben an meiner Seite nicht aushalten könne, daß ſie es für unſittlich halte, vor der Welt die Lüge unſerer Ehe aufrecht zu erhalten, und dergleichen mehr. Und richtig, ſie zog mit Mariannen, die damals ein ganz kleines Kind war, zu einem Verwandten in der Provinz. Wegen des Kindes kam es zu einem harten Kampfe. Sie wollte es auf keinen Fall hergeben. Es mußte ihr gewaltſam abgenommen werden.

Olga. Weshalb haſt Du ſo darauf beſtanden?

Düringen. Weshalb?

Olga. Nun ja! Waren Vermögensintereſſen im Spiele?

Düringen. Das wohl auch. Aber das war nicht das Entſcheidende. Es war mein Kind, ich wollte es behalten.

Olga. Wie merkwürdig!

Düringen. Und ich hatte mir ja nichts Beſonderes vorzuwerfen!

Olga. Nichts Beſonderes ... eben nur das Allgemeine?

Düringen. Die Richter verurtheilten Hedwig nach meinem Antrage wegen böswilliger Verlaſſung und ſprachen mir das Kind zu. Ich brachte es zu Martenſtädts. Sie plante ſogar eine heimliche Entführung. Und wer weiß, welche Scherereien ich gehabt hätte, wenn ſie nicht mit ihrem Bruder, der, glaube ich, krank war, nach Amerika gezogen wäre ... Aber laſſen wir doch die unerquicklichen Geſchichten ruhen! Ich bin ſo gern heiter. Und jetzt bin ich glücklich! (Er ſchlingt ſeinen Arm um Olgas Nacken.) Ach, die Familie! (Es klopft.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Hartung. Martenstädt.

Düringen. Herein! (Die Beiden treten ein.) Nur näher, lieben Freunde!

Hartung. Darf man die Idylle stören?

Olga. Aber ich bitte Sie! . . . Setzen Sie sich doch und nehmen Sie mit uns ein Glas Thee!

Düringen (vorstellend). Das ist also mein lieber Vetter Martenstädt, von dem ich Dir schon so viel erzählt habe.

Olga. Freue mich sehr! Sie wollten uns ja auch Ihre Tochter zuführen, Fräulein Anna?

Martenstädt. Wir haben uns hier Rendezvous gegeben, gnädige Frau! Die jungen Mädchen haben sich ja natürlich tausend Dinge zu erzählen . . .

Olga. Charmant! . . . Ich fülle Ihr Glas?

Martenstädt. Es ist übrigens nicht das erstemal, daß ich die Ehre habe . . . ich habe Sie schon als Künstlerin bewundert . . . im vergangenen Jahre . . . in Kissingen.

Olga. Auch in Kissingen? Alle Welt hat mich in Kissingen gesehen und gehört . . . und das Concert war doch eigentlich mäßig besucht . . .

Düringen (zu Martenstädt, leise). Nun? Was sagst Du zu der Frau?

Martenstädt (leise). Großartig!

Düringen (triumphirend). Nicht wahr? . . . (Mit veränderter Stimme.) Hast Du es mitgebracht?

Martenstädt. Ja.

Düringen. Dann bitte, folge mir in mein Zimmer.

Martenstädt. So eilig ist's ja nicht . . . Warte doch noch einen Augenblick . . .

Olga (laut). Was haben denn die Herren da zu tuscheln?

Düringen. Etwas Geschäftliches . . . ich habe mit Martenstädt eine kleine Sache in Ordnung zu bringen . . .

Martenstädt. Sie drängt nicht, gnädige Frau! Wir können ruhig noch ein Viertelstündchen hier verplaudern . . .

Olga. Es wäre vielleicht grausam, meinem guten Manne diese Geduldsprobe aufzuerlegen . . . Herr Hartung leistet mir einstweilen Gesellschaft.

Düringen. Mit Hartung habe ich später auch noch zu sprechen.

Olga. Gut, also später . . .

Düringen (zu Hartung). Ich bitte Dich dann zu mir . . . Dir lieber Martenstädt, stehe ich sogleich zur Verfügung.

Martenstädt (unwillig halblaut). Diese Eile! Es hätte mir Spaß gemacht, Deiner Frau etwas Angenehmes zu sagen . . .

Düringen. Das kannſt Du ja ſpäter noch! Einſtweilen nimm mit mir fürlieb.

Martenſtädt. Dieſe Eile! — (Sich zu einem freundlichen Geſicht zwingend.) Alſo auf baldiges Wiederſehen, ſchöne Frau . . . (Sehr verbindlich.) Auf Wiederſehen! (Beim Abgehen zu Düringen.) Wie Du das fertig gebracht haſt! Dieſe Frau!

Düringen. Nicht wahr? großartig? . . . (Er wirft ihr Kußfinger zu.)

Martenſtädt (ihn beim Arm faſſend). Wenn Du es denn gar ſo eilig haſt, ſo komm doch ſchon! (Beide ab.)

Siebente Scene.

Olga. Hartung.

Olga. So, Herr Hartung, nun laſſen Sie uns gemüthlich plaudern . . . (Mit Ausdruck.) Vergeben Sie mir?

Hartung (erſtaunt). Mit dem größten Vergnügen . . . Was denn?

Olga. Daß ich Sie bei unſerer erſten Begegnung ſo kalt und fremd behandelt habe. Mein guter Mann iſt, glaube ich, raſend eiferſüchtig.

Hartung. Auf mich nicht, meine Gnädigſte, darüber kann ich Sie beruhigen.

Olga. Wenn nicht auf Sie, vielleicht . . . auf mich.

Hartung. Auf Sie? Meinetwegen? Glauben Sie doch das nicht! Ich bin den Frauen nicht gefährlich.

Olga. Darüber müſſen Sie ſchon uns Frauen ein beſſeres Urtheil zutrauen.

Hartung. Ich habe aber die Erfahrung für mich. Der Umgang mit den Weibern will erlernt ſein wie alles andere. Ich habe ihn wenig geübt. Ich verkehre ſeit Jahren eigentlich nur mit ſolchen Damen, die mir die Ehre erweiſen, meine Kartoffeln auszubuddeln und meine Kühe zu melken . . . Ich bin wirklich unſchädlich . . . überall . . . Aber nirgends ſo unſchädlich wie gerade in dieſem Hauſe. Das weiß Düringen ganz genau.

Olga (aus ihrem Vorſteckſtrauß eine gelbe Roſe löſend und ſie während des Folgenden Hartung zuſpielend). Und werden Sie dieſe rührende Freundſchaft, die Sie mit der Familie verbindet, auch auf deren neueſtes Mitglied übertragen?

Hartung. Aber ſelbſtverſtändlich! (Er hat die Roſe genommen, ſteht auf, dankt mit einer Verneigung des Kopfes und ſagt lächelnd bei Seite.) Wieder eine gelbe Roſe! Sollte ſie mich auch etwa für das Heer ihrer Getreuen werben wollen?

Olga. Nun, dann werde ich Ihre Freundſchaft gleich auf die Probe ſtellen. Ich bin durch meine Verheirathung plötzlich die Mutter einer erwachſenen Tochter geworden . . .

Hartung. Verzeihung, gnädige Frau! Ich bitte Sie inſtändigſt, laſſen wir Fräulein Marianne aus unſerer Unterhaltung — wenigſtens einſtweilen noch. Wenn wir uns erſt etwas näher getreten ſein werden . .

Olga. Da kommt mein Bruder!

Achte Scene.

Die Vorigen. Boroſoff.

Olga (leiſe zu Boroſoff). Du kommſt zu früh! (Laut.) Die Herren kennen ſich bereits?

Hartung. Ich habe noch nicht die Ehre.

Olga (vorſtellend). Alſo: mein Bruder . . . Herr Hartung.

Boroſoff. Ah! Freue mich ſehr . . . (Bei Seite.) Alſo das iſt Hartung? Da können wir ja gleich ein wenig anbändeln. (Laut.) Es intereſſirt mich ſehr, die nähere Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der in ſo nahen Beziehungen zur Familie Düringen ſteht. Fräulein Marianne hat mir ſehr viel von Ihnen erzählt . . .

Hartung. Dann fürchte ich, daß Sie keine ſehr vortheilhafte Meinung von mir gefaßt haben.

Boroſoff. Wieſo?

Hartung. Nun, Fräulein Marianne gehört nicht gerade zu den nachſichtigſten meiner Richter . . .

Boroſoff. Wie ſoll ich das verſtehen? Glauben Sie Urſache zu haben, ſich über Fräulein Marianne zu beklagen?

Hartung. Das weiß ich nicht. Es iſt auch gar nicht erforderlich, daß wir dieſe Frage hier erörtern.

Boroſoff (mit kalter Beſtimmtheit). Ich wünſchte ſie aber erörtert zu ſehen.

Olga. Die Herren discutiren? Da miſche ich mich nicht hinein! Ich mache lieber Muſik dazu. (Sie geht nach hinten, ſetzt ſich an's Clavier und ſpielt ganz leiſe, ſo daß die folgende Auseinanderſetzung zu ungeſchwächter Geltung kommt.)

Hartung (überraſcht, ebenfalls kalt). Jetzt verſtehe ich Sie nicht! Wir ſind uns ſoeben vorgeſtellt, und wir haben keine Veranlaſſung, das einzige Gebiet, auf dem wir uns zu begegnen haben — das Gebiet nichtsſagender Höflichkeiten — zu verlaſſen. Nach dem Tone, in dem Sie eben zu mir geſprochen haben, ſcheinen Sie anderer Meinung zu ſein. Ich halte es für richtig, das Feld zu räumen.

Boroſoff. Das wird Ihnen freiſtehen, ſobald Sie die Güte gehabt haben werden, mir die erbetene Aufklärung zu geben.

Hartung. Es ſteht mir ſogar bedingungslos frei, und ich habe Ihnen gar keine Aufklärung zu geben.

Boroſoff. Sie irren ſich! Nur ungern möchte ich fordern, was ich bisher höflich erbeten habe . . .

Hartung. Sie brechen hier einen Streit vom Zaune und zwingen mich beinahe zu glauben, daß Sie meiner zu einer Action bedürfen, die für Sie von Werth iſt. Ich habe aber keine Neigung, mitzuſpielen.

Boroſoff. Für den Augenblick handelt es ſich noch nicht um unſer Verhältniß zu einander. Darüber läßt ſich ja ſpäter reden. Sie haben ſich über Fräulein Marianne . . .

Hartung. Aber ſo laſſen Sie doch Fräulein Marianne aus dem Spiele! . . .

Boroſoff. Es wird Ihnen ſelbſt durch Ihre Heftigkeit nicht gelingen die Frage zu verwirren. Ich conſtatire, daß Sie ſich in meiner Gegenwart — in Gegenwart eines Ihnen völlig Unbekannten — über die Tochter des Hauſes, in dem Sie ſich befinden, wegwerfende Aeußerungen und bedenkliche Andeutungen erlaubt haben . . .

Franz (tritt ein). Der gnädige Herr erwartet Herrn Hartung in ſeinem Zimmer.

Hartung. Ich komme ſogleich! (Franz ab. — Hartung nimmt ſeinen Hut und tritt nahe an Boroſoff heran.) Ich will Ihnen nur noch Eines bemerken. Ich habe allerdings nicht erwartet, daß ich in dieſem Hauſe, in dem ich ſeit zwanzig Jahren ein- und ausgehe, plötzlich von einem mir unbekannten . . . Gaſte überfallen werden würde. Sie wollen mir die höchſt undankbare Rolle eines Menſchen aufnöthigen, der über junge Damen leichtfertig und gehäſſig vor Fremden ſpricht, und wollen ſich zum Cavalier aufwerfen! Sie reizen mich, in der Hoffnung, daß ich mich in gerechter Entrüſtung zu einer Heftigkeit hinreißen laſſe, die dieſem Auftritte Folgen geben müßte. Sie hätten alsdann das beſſere Theil. Denn kein Menſch würde die Wahrheit glauben, die ja in der That ganz unglaublich iſt. Wäre ich ein paar Jahre jünger, ſo würden Sie wahrſcheinlich ganz richtig gerechnet haben. Aber ich bin in einem Alter, in dem man bei jedem Handel den Werth und Gegenwerth prüft; und ich ſchätze meine Ehre zu hoch, als daß ich ſie für gleichwerthig erachten ſollte mit der ſpeculativen Rauflust eines internationalen . . . Cavaliers, wollen wir ſagen.

Boroſoff. Wir werden uns wieder ſprechen, mein Herr!

Hartung. Das iſt mir ſehr fraglich. (Er wendet Boroſoff den Rücken, verbeugt ſich gegen Olga und geht ab.)

Neunte Scene.

Olga. Boroſoff.

Olga. Nun, wie iſt die Geſchichte verlaufen?

Boroſoff. Ganz nach Wunſch.

Olga. Schlagt Ihr Euch?

Boroſoff. Jenachdem! Wenn es mir nützen kann, ja.

Olga. Wie Unrecht! Und wozu ſoll es Dir nützen, Waſſia?

Boroſoff. Hartung unſchädlich und mich intereſſant zu machen . . . (Mariannen im Vorgarten erblickend.) Still! . . . Marianne!

Olga. Wo?

Boroſoff. Da, im Garten! Ich bitte Dich, laß mich mit ihr allein! Sie wird gerade in der rechten Stimmung ſein, und ich bin gut im Zuge.

Olga (herzlich). Laß es mit Hartung nicht zum Aeußerſten kommen! Hörſt Du, Waſſinka? Er iſt nicht gefährlich! Verlaß Dich darauf! (Sie geht ab.)

Zehnte Scene.

Boroſoff. Dann Marianne.

Boroſoff (die Thür zum Garten öffnend). Nun, mein gnädiges Fräulein . . . wird es Ihnen draußen nicht zu kühl? . . . Oder darf ich mich Ihrem Spaziergange anſchließen? Ich habe Sie ja ſeit Wochen nicht geſprochen, und ich habe Ihnen eigentlich recht viel zu ſagen. (Marianne tritt ein.) Das iſt ſehr liebenswürdig von Ihnen. (Er ſchließt die Thür.)

Marianne (hüſtelnd). Bitte, öffnen Sie ein Fenſter! Ich bin an den Cigarettenrauch nicht gewöhnt. (Boroſoff öffnet das Fenſter. Marianne hebt die am Boden liegenden Kleidungsſtücke auf und ſtellt im Zimmer während des Folgenden einigermaßen Ordnung her. Boroſoff iſt ihr dabei behülflich.)

Boroſoff. Ja, es ſieht hier noch ziemlich wild aus, und die Umgebung taugt ſchlecht zu dem, was ich Ihnen zu ſagen habe. Ich habe Sie noch nicht einmal fragen können, wie es Ihnen während der langen vier Wochen, die Sie auf dem Lande verbracht haben, ergangen iſt?

Marianne. Ich danke, ganz gut.

Boroſoff. Leider habe ich es nicht wagen dürfen, Ihnen zu ſchreiben. Sonſt würde Sie Manches, was Sie jetzt in faſt brutaler Weiſe überraſcht hat, weniger unvorbereitet getroffen haben. Ich hoffe, daß Sie das richtig aufgefaßt und mir nicht etwa als eine Unfreundſchaftlichkeit ausgelegt haben.

Marianne. O nein.

Boroſoff. (Mariannen dabei helfend, einen Koffer, den ſie geſchloſſen hat, bei Seite zu ſchieben.) Verzeihen Sie . . . So! (Sich umblickend.) Sie vollbringen Wunder! Nun ſieht es hier auf einmal ganz behaglich aus . . . Und nun ſchließen Sie die Augen über die noch etwa vorhandenen Mängel und ſetzen Sie ſich, mein gnädiges Fräulein! Da! . . . Mir gegenüber, wenn es Ihnen gefällig iſt. Ich möchte Ihnen in's Auge ſehen, wenn ich mit Ihnen rede . . . (Marianne ſetzt ſich und ſenkt den Kopf.) Aber ſo ſeien Sie doch nicht ſo niedergeſchlagen! . . . Freilich, ich kann mir ja denken, daß es Ihnen nicht

leicht um's Herz iſt . . . Der Trauernde verſteht den Kummervollen . . . und ich bin auch nicht froh! Die Wirkſamkeit der Seele erſtreckt ſich ja nicht blos auf ihre enge körperliche Behauſung, ſie macht ſich auch fühlbar auf den Nächſten, in freundlichem oder feindlichem Sinne — Sympathie und Antipathie — was wäre das anderes?

Marianne. Sie mögen wohl Recht haben.

Boroſoff. Und auch darin täuſche ich mich nicht, Fräulein Marianne: wir ſtammen aus derſelben ſeeliſchen Himmelsgegend, wir werden uns noch verſtehen; ja, wir verſtehen uns ſogar ſchon, ohne daß wir uns darüber auszuſprechen brauchten.

Marianne. Ich verſtehe Sie wirklich nicht . . .

Boroſoff. Beſſer, als Sie glauben, und ich weiß, was Sie empfinden, was Sie dulden — Sie kommen ſich hier wie verrathen und verkauft vor. Und Sie haben Niemanden, vor dem Sie Ihr volles Herz auszuſchütten wagten.

Marianne. Niemanden.

Boroſoff. Auch zu mir fehlt Ihnen noch das volle rechte Vertrauen. Und es iſt recht ſo! Ich verdiene Ihre Güte noch nicht.

Marianne. Ich höre Ihnen zu, aber ich verſtehe Sie kaum. Haben Sie ein wenig Nachſicht mit mir. Mir iſt der Kopf wie zerſtückt.

Boroſoff. Ach, mein armes Fräulein, laſſen Sie dieſe Stunde nicht ungenützt vorübergehen, es iſt die rechte! Wer weiß, ob ich je den Muth wiederfinde, vor Ihnen das zu beichten, was mir ſo ſchwer auf der Seele liegt? . . . O, wenden Sie ſich nicht ab, Fräulein Marianne, weichen Sie mir nicht aus, wie bisher, ſeien Sie barmherzig! Sie ſollen mein Richter ſein! Denn gegen Sie habe ich mich ſchwer vergangen.

Marianne. Gegen mich?

Boroſoff. Ja! Als ich Sie kennen lernte, ſagte ich mir: Da iſt ein hübſches, ein kluges, ein reiches Mädchen, das von der Welt noch nichts geſehen hat — eine gute Partie, mit einem Worte! Vielleicht gelingt es mir, ihr den Kopf zu verdrehen, dann kann ich vergnügt in den Tag hineinleben! Nur meine Selbſtſucht, nicht Ihr Werth beſtimmte meine Handlungen. Ich heuchelte ein Intereſſe, das ich nicht beſaß. Ja, ich war ſo ſchlecht! Aber es hat ſich bitter an mir gerächt. Wir waren für einander beſtimmt, und ich bin Ihnen fremd geblieben, ja unheimlich geworden. Und als Sie des Freundes bedurften, haben Sie ſich geflüchtet. Da iſt es mir wie Schuppen von den Augen gefallen, und was ich gelitten habe . . . laſſen Sie mich davon ſchweigen! Aber in meiner bittern Reue habe ich vor mir und der unſichtbaren Gewalt, die unſere Schritte leitet, feierlich gelobt, vor Ihnen meine Schuld zu bekennen, mich Ihrem Richterſpruch zu unterwerfen, und wenn das Glück meines Lebens dadurch vernichtet werden ſollte! . . . Verurtheilen Sie mich oder können Sie mir um meiner wahrhaftigen Reue

willen vergeben? . . . Marianne, ein Wort . . . ein einziges Wort! Ich beſchwöre Sie!

Marianne. Was ſoll ich Ihnen ſagen, Herr Boroſoff? Es wird mir nicht ſchwer, Ihnen zu vergeben . . .

Boroſoff (Mariannens Hand ergreifend). Marianne!

Marianne (ihre Hand zurückziehend). Bitte, Herr Boroſoff! . . . Denn ich habe Ihnen nicht mehr gezürnt als Anderen; und das, was Sie ſich mir gegenüber vorzuwerfen haben: daß Sie zunächſt auf meine Mitgift ſpeculirt haben, habe ich vorausgeſetzt — bei Ihnen wie bei Andern! . . . Eine jede Mitgift bringt eine andere mit ſich: das Mißtrauen. Es nimmt mich für Sie ein, daß Sie den Muth haben, mir die Wahrheit zu geſtehen, aber ich weiß wiederum nicht, was Sie mit dieſem Geſtändniß eigentlich bezwecken . . .

Boroſoff. Sie ſollen mir nun glauben, wenn ich Ihnen ſage . . .

Marianne. Ich ſoll Ihnen glauben? Ich möchte Ihnen glauben! Aber iſt denn das Vertrauen eine Sache des eigenen Willens? Es läßt ſich ſo wenig erzwingen wie die Ruhe, es wird erweckt durch die Handlungen des Andern, wie der Widerhall durch den Ruf. Sie haben mir, das muß ich zu Ihrem Lobe ſagen, nicht im gewöhnlichen Sinne den Hof gemacht. Sie haben mir vielmehr merkwürdige Dinge erzählt. Sie haben meine Phantaſie erhitzt, haben mich beſchäftigt und erregt, haben mich gefeſſelt; aber ich habe mich vor Ihnen gefürchtet. Und nun weiß ich von Ihnen ſelbſt, daß Sie nicht aufrichtig geweſen ſind . . .

Boroſoff. Ich verſichere Sie . . .

Marianne. Es bedarf keiner Verſicherungen und Betheuerungen mehr. Handeln Sie wie ein Freund! Dann will ich Ihnen glauben.

Boroſoff. So werden Sie mir glauben! Denn ich habe Ihre Erlaubniß nicht erſt abgewartet; ich habe ſchon als Ihr Freund gehandelt.

Marianne. Sie haben gehandelt?

Boroſoff. Ja denn! Ich wollte ſchweigen, aber Ihr Argwohn zwingt mich zu ſprechen. Soeben habe ich mich mit einem Vermeſſenen, der ſich Verdächtigungen über Sie erlaubte, auseinandergeſetzt.

Marianne. Verdächtigungen? Wer könnte mich wohl verdächtigen?

Boroſoff. Ein Mann, den Sie für Ihren Freund gehalten haben.

Marianne (ernſt). Wer? Ich verlange von Ihnen den Namen des Verleumders!

Boroſoff. Wenn Sie mich dazu zwingen — Hartung iſt ſein Name.

Marianne. Unmöglich!

Boroſoff. Wenn nicht meine Worte, ſo werden die Ereigniſſe, die nun unvermeidliche geworden ſind, Sie überführen.

Marianne (den Kopf ſchüttelnd, langſam). Ich bin ganz verwirrt. Ich höre wohl Ihre Worte, aber deren Sinn erfaſſe ich nicht. (Weich.) Herr

Hartung, der mich von klein auf kennt, der mich als Kind verätſchhelt und mich geneckt hat, als ich heranwuchs, Herr Hartung ſollte mir Häßliches nachſagen?! Das wäre zu traurig! Sie haben ganz gewiß mißverſtanden! Was könnte er auch Böſes von mir ſagen?

Boroſoff. Ihre Ehre hat er natürlich nicht verunglimpft! Wozu auch? Es reicht ja ſchon aus, wenn man ein junges Mädchen lächerlich macht . . .

Marianne. Das hätte Herr Hartung gethan?

Boroſoff. Wenn man in hämiſcher Weiſe ihre Eigenthümlichkeiten bekrittelt, ihre keuſche Verſchloſſenheit als ein billiges Mittel bezeichnet, um ſich intereſſant zu machen . . .

Marianne. Das hätte Herr Hartung gethan? (Sie bedeckt ihre Augen.)

Boroſoff (ſanft). Wehren Sie Ihren Thränen nicht, mein Fräulein! Sie werden Ihnen Ihr ſchweres Herz erleichtern! Ich begreife, daß Sie ſich unglücklich fühlen müſſen; in dieſer Umgebung iſt Ihr Daſein ganz unerträglich! Sie haben keine Stütze . . . (Marianne macht eine zuſtimmende Kopfbewegung) — wenn Sie die meinige verſchmähen! Weiſen Sie die Hand, die ich Ihnen verſtändnißvoll und herzlich biete, nicht zurück! (Wärmer.) Sie brauchen nur zu wollen, und Sie finden in mir den Freund, den Sie ſuchen! Einen ſtarken Arm, der Sie aus dieſer entſetzlichen Lage befreit! . . Sie ſchweigen? (Mit wachſender Leidenſchaft.) Darf ich dies Schweigen dahin deuten, daß Sie mich nicht zurückweiſen, daß Sie es verſuchen wollen, glücklich zu werden? Ach, Fräulein Marianne, kein unüberlegtes, grauſames Wort, das dieſen ſchönen Glauben zerſtören und den Zauber vernichten könnte! Eine Welt von Glückſeligkeit ſchlummert in dieſer feierlichen Stunde! Ein Blick, ein Hauch von Ihnen würde ſie erwecken! . . (Er will ihre Hand ergreifen.)

Marianne (weicht erſchrocken zurück). Um Gotteswillen! Laſſen Sie mich!

Boroſoff. Nein, Marianne! Mein übervolles Herz . . .

Marianne (ihm abermals ausweichend, ſieht ſich wie hülfeſuchend um.) Vater!

Boroſoff. Ihr Vater ſegnet unſern Bund!

Marianne (ſich ſchaudernd abwendend, verzweifelt). Was ſoll aus mir werden? Habe ich denn keinen Menſchen . . . (Anna erblickend. Aufjubelnd.) Ah, Anna!

Elfte Scene.

Die Vorigen. Anna.

(Marianne hat Anna leidenſchaftlich umarmt.)

Boroſoff (für ſich, mit unwilliger Geberde). Verwünſcht! (Er beherrſcht ſich ſogleich und tritt mit ſömlicher Verneigung an Mariannen heran, die Annas Hand feſt umklammert hält.) Sie haben einen Freund! In brennender Ungeduld und nicht ganz hoff-

nungslos ſieht er Ihrer Entſcheidung entgegen. (Er grüßt die beiden Damen tief und geht würdevoll ab.)

Anna. Wie Du zitterſt! Was will denn der?

Marianne. Ach, liebſte Anna! Wüßteſt Du . . .

Anna. Hat er Dich gequält? Mach Dir nichts draus! Laß den häßlichen Menſchen!

Marianne. Ich bin ſehr unglücklich!

Anna. Dummes Zeug! Du ſollteſt außer Dir vor Freude ſein, denn ich habe Dir nur Erfreuliches zu ſagen.

Marianne. Ich kann's gebrauchen! . . Alſo ſprich!

Anna (nach der Uhr ſehend). Sechs Minuten vor ſieben . . . Noch ſechs Minuten! Ich habe noch vollauf Zeit, Dich vorzubereiten . . . Alſo: ich habe Dir etwas furchtbar Ueberraſchendes mitzutheilen, das Dich ſelig machen wird. Aber vor allen Dingen mußt Du mir verſprechen, vernünftig zu ſein.

Marianne. Was iſt's denn?

Anna. Verſprichſt Du mir, ganz ruhig zu bleiben?

Marianne. Ja doch! Was iſt's denn?

Anna. Die Andern getrauten es ſich nicht. Ich habe es ihnen abgenommen. Wir verſtehen uns doch am ſchnellſten. Aber Du haſt mir verſprochen, artig zu ſein?

Marianne. Ja, ja, ja! Aber ſo quäle mich doch nicht!

Anna (leiſe, flüſternd, herzlich). Marianne! Deine Mutter iſt hier!

Marianne (ſchwankt). Was ſagſt Du? . . . Meine Mutter?

Anna. Du wollteſt ja vernünftig ſein! . . . Ja, Marianne, die Sehnſucht nach Dir hat ſie hierhergetrieben.

Marianne. Meine Mutter iſt hier?

Anna. Ja!

Marianne. Ich muß ſie ſehen, muß ſie ſprechen!

Anna. Ja! Morgen. Sie kommt zu uns! In unſre Sommerwohnung. Du kommſt auch. Papa ſchicke ich fort. Und dann könnt Ihr Euch ſagen, was Ihr wollt, und küſſen, ſoviel Ihr wollt!

Marianne. Du gute Seele! (Sie umarmt Anna herzlich.) Du haſt ſie geſehen?

Anna. Heute!

Marianne. Wie ſieht ſie aus?

Anna. Entzückend, lieb und gut!

Marianne. Und morgen werde ich ſie ſehen?

Anna. Heute noch!

Marianne. Wie?

Anna. Ich habe Alles in Ordnung gebracht. Sie kommt hier vorüber.

Marianne. Wann? (Die Uhr ſchlägt ſieben.)

Anna. Jetzt.

Marianne (eilt an das offene Fenſter. — Garten im goldigen Lichte des Sonnenuntergangs, der vordere Raum, das Zimmer iſt inzwiſchen dunkler geworden. — Marianne blickt in ſichtlicher Erregung zum Fenſter hinaus. — Kurze Pauſe. — Plötzlich fährt ſie zuſammen). Jetzt grüßt ſie herüber! Mutter, geliebte Mutter! . . Du kommſt wie ein Bote des Himmels! . . Ach . . . mir ſchwirrt's vor den Augen! . . Und ich ſoll ſie ſprechen?

Anna. Morgen!

Marianne (Anna ſtürmiſch umfangend). Nun habe ich guten Muth!

Anna (ſich losmachend, lächelnd). Und Kraft haſt Du auch!

(Die Mädchen umarmen ſich noch einmal.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Auf dem Lande bei Martenſtädt.

Ein Gewächshaus mit tropiſchen Pflanzen, das auf den Garten geht. Gartenmöbel.

Erſte Scene.

Martenſtädt (lieſt eine Zeitung). Anna (mit einer Handarbeit beſchäftigt).

Anna. Das meint Herr Bieringer auch.

Martenſtädt (aufſehend). So? . . . Ich mache Dich darauf aufmerkſam, daß Du in der letzten Viertelſtunde dreimal ohne beſondere Veranlaſſung — mithin in verdächtiger Weiſe den Namen des Dr. Bieringer genannt haſt.

Anna. Habe ich das gethan?

Martenſtädt. Allerdings! dreimal! . . . und ich warne Dich vor dem jungen Manne . . .

Anna. Weshalb?

Martenſtädt. Er trägt mir zu viel gelbe Roſen!

Anna. Wenn das ſein einziges Verbrechen iſt! Ich leugne gar nicht, daß ich mich gefreut habe, ihn wiederzuſehen. Von der ganzen Kiſſinger Geſellſchaft war er doch weitaus der netteſte, und bei ſeinem geſtrigen Beſuche hat er mir wieder ſehr gut gefallen. Das iſt doch kein Unglück. Dazu ſind ja die jungen Männer da. Du wirſt ihn doch bald einladen?

Martenſtädt. Gelegentlich! Es brennt ja nicht. Mit den langweiligen Geſellſchaften werden wir früh genug anfangen müſſen . . . ſobald wir unſere Stadtwohnung bezogen haben werden.

Anna. Mit den langweiligen, ja! Aber ich habe mir gedacht, . . . der Frühherbſt iſt diesmal, nach dem regneriſchen Sommer, ſo ſchön, ſo milde, ſo ſonnig . . . die armen Leute, die jetzt in den verdrießlichen Häuſern und häßlichen Straßen der großen Stadt ihr Leben verbringen

müſſen, thun mir leid . . . Wir ſollten doch unſere guten Freunde zu uns bitten, habe ich mir gedacht — in unſere ländliche Einſamkeit . . . Marianne und Hartung . . .

Martenſtädt. Und Bieringer?

Anna. Und Dr. Bieringer natürlich auch . . . und Wilhelmis . . .

Martenſtädt. Häh? (Er legt die Zeitung bei Seite.) Wie meinſt Du das? Mariannen und Wilhelmis zuſammen?

Anna. Weshalb denn nicht?

Martenſtädt. Es wird Dir doch hoffentlich nicht einfallen, zwiſchen Mariannen und ihrer Mutter die heimliche Vermittlerin zu ſpielen? Daß Du mir da hübſch die Hand aus dem Spiele läßt! Das ſind delicate Sachen, in die wir uns nicht hineinzumiſchen haben! Marianne iſt mit Herrn Boroſoff ſo gut wie verlobt, Düringen iſt glücklich darüber, und er würde es uns ernſtlich verübeln, wenn wir hinter ſeinem Rücken . . .

Anna. Papa, Du wollteſt ja ausgehen?

Martenſtädt. Ich?

Anna. Sagteſt Du es nicht?

Martenſtädt. Gott bewahre!

Anna. Doch! Du haſt es geſagt. Und da wollte ich Dich gleich bitten, für mich einige Beſorgungen zu machen.

Martenſtädt. Aber ich denke ja gar nicht an's Ausgehen.

Anna. Das iſt ſchade. Ich hatte mich feſt darauf verlaſſen, daß Du mir verſchiedene Kleinigkeiten, die ich nothwendig brauche, beſorgen würdeſt. Ich habe Alles aufgeſchrieben . . . Hier iſt die Liſte; nimm ſie auf alle Fälle . . . wenn Du doch ausgehen ſollteſt . . . Wir leben ja hier in einer wahren Einöde . . . Nie kommt ein Menſch hier vorüber . . .

Zweite Scene.

Die Vorigen. Bieringer.

Bieringer (einen großen Strauß in der Hand, aber keine Roſe im Knopfloch). Herr Martenſtädt . . . gnädiges Fräulein . . . (Ihr die Blumen reichend.) Geſtatten Sie mir . . .

Anna. Wie liebenswürdig! Ich danke Ihnen ſehr, Herr Doctor!

Martenſtädt (Bieringer kräftig die Hand ſchüttelnd). Wirklich ſehr liebenswürdig! . . . Aber Sie entſchuldigen wohl einen Augenblick! . . . (Anna etwas bei Seite nehmend.) Anna, komm doch einmal her! (Halblaut.) Du wollteſt mich eben mit Liſt oder Gewalt entfernen, ich bleibe, nun kommt dieſer junge Mann mit Blumen!

Anna. Aber Papa! Wie kannſt Du nur ſo etwas denken! . . . Der reine Zufall!

Martenſtädt. Das will ich auch hoffen!

Anna. Du ſcheinſt doch noch mißtrauiſch zu ſein? Nun! Du thäteſt mir ſogar einen Gefallen, wenn Du ihn mitnähmſt ... Beruhigt Dich das?

Martenſtädt. Einigermaßen!

Anna (ſich ſchmollend abwendend). Aber Papa!

Bieringer. Es erregt Ihr Erſtaunen, daß ich meinen Beſuch ſo ſchnell erneuere ... hoffentlich nicht Ihren Unwillen ...

Martenſtädt. Wie können Sie glauben, junger Freund ...

Bieringer. Ich hatte hier gerade in der Gegend zu thun ... und da wollte ich nicht vorüberfahren, ohne mich erkundigt zu haben ...

Martenſtädt. Natürlich! Man kommt ja hier ſo oft vorüber!

Bieringer (zu Beiden). Es geht Ihnen doch gut?

Martenſtädt. Ich danke.

Anna. Ich auch! ...

Bieringer (nach einer kurzen Pauſe). Es kommt mir vor, als ob ich hier ſtöre. Bitte, ſagen Sie es mir ganz offen ...

Martenſtädt. Aber ganz und gar nicht! Sie ſehen ja, ich las die Zeitung und Anna ſtickte ...

Anna. Ja, ich ſtickte, und Papa las die Zeitung ...

Bieringer. Sie ſtickten? ... Aber bitte, nehmen Sie die aufregende Arbeit ruhig wieder auf!

Anna. Wenn ſie auch nicht gerade aufregend iſt, ſo kann man ſich doch allerlei dabei denken.

Bieringer. Was, zum Beiſpiel? Darf man danach fragen? Es wird ja kein Geheimniß ſein.

Anna. Ich dachte daran, wie wenig ein junges Mädchen erlebt, wenn es ſich nur um ſeine eigenen Angelegenheiten bekümmert.

Bieringer. Darüber werden Sie ſich doch hoffentlich nicht beklagen. Sie ſind eine gute Tochter, eine gute Freundin. Das genügt für's Erſte ... bis Sie eine gute Frau ſein werden. (Martenſtädt, der in der Mitte ſitzt, räuſpert ſich.)

Anna. Das kann aber noch lange dauern.

Bieringer. Es wird lediglich von Ihnen abhängen, wenn es Ihnen belieben wird, ſich zu verlieben. (Martenſtädt räuſpert ſich wieder.)

Anna. Dann fragt es ſich doch noch immer, ob meine Gefühle erwidert werden würden.

Bieringer. Oh! darauf könnten Sie es doch ruhig ankommen laſſen.

Martenſtädt. Bitte, geniren Sie ſich nicht! Das geht ja recht luſtig herüber und hinüber — immer über meinen Kopf weg! — und ich ſitze in der Mitte und mache ein kluges Geſicht dazu!

Anna. Wir ſprechen doch ganz allgemein ...

Martenſtädt. Baſta! ... (Für ſich.) Die Roſe hat er abgelegt. Er ſcheint reelle Abſichten zu haben. (Zu Bieringer.) Wie geht's in der Stadt? Haben Sie Wilhelmis wiedergeſehen?

Digitized by Google

Dritte Scene.

Die Vorigen. Marianne.

Anna. Ah! Marianne! (Die Mädchen begrüßen ſich herzlich.) Das iſt lieb, daß Du den weiten Weg zu uns heraus nicht geſcheut haſt! (Martenſtädt drückt Mariannen die Hand. Bieringer tritt bei Seite. Anna bemerkt dies und ſtellt vor.) Herr Doctor Bieringer . . . (Marianne bei Seite nehmend.) Ich kann ſie gar nicht von hier fortbringen. Plaudre mit Papa, ich werde Dr. Bieringer zu Hülfe nehmen.

Bieringer (zu Martenſtädt, unbefangen). Ob ich Wilhelmis wiedergeſehen habe, fragen Sie? Vor einer Stunde bin ich der gnädigen Frau begegnet. Die arme Dame ſchien ſehr aufgeregt zu ſein, ſie erkannte mich kaum. (Martenſtädt räuſpert ſich. Anna ebenfalls, Marianne blickt ihn groß an. Bieringer ſieht die Drei nacheinander an.) Mein Gott, habe ich ſchon wieder einmal . . .

Anna. Sie wollten ſich ja unſere Victoria regia anſehen? (Bieringer tritt mit Anna bei Seite.) Um Gotteswillen, ſeien Sie ruhig! Marianne iſt ja die Tochter der Frau Wilhelmi!

Bieringer. Die Tochter? Neulich war's die Mutter! . . Wie ich ſo etwas gleich herausfinde! . .

Anna. Wollen Sie mir einen Dienſt erweiſen?

Bieringer. Gern!

Anna. Nehmen Sie Papa mit in die Stadt! Ich bin Ihnen auch wieder einmal gefällig! . . Aber bald!

Bieringer. Sofort.

Anna. Machen Sie es nicht ſo auffällig!

Bieringer (ſich Mariannen und Martenſtädt nähernd). Ich bedauere, gnädiges Fräulein, daß unſere heutige Begegnung nur eine flüchtige ſein kann! Ich habe eine Verabredung mit einem meiner Clienten . . . Herrn Baſil Boroſoff . . . (Anna und Martenſtädt räuſpern ſich wieder. Bieringer blickt befangen auf ſie.)

Marianne. So? Sie ſind der Rechtsbeiſtand des Herrn Boroſoff!

Bieringer (verlegen). Gewiſſermaßen . . . wie man's nehmen will . . .

Anna (Martenſtädt bei Seite nehmend). Papa! Es geſchieht noch ein Unglück! Ich bitte Dich, nimm den Doctor mit in die Stadt . . . aber bald! Wir werden ihn ſonſt nicht los!

Martenſtädt. Wahrhaftig! Er ſetzt ſich wieder!

Anna. Aber mach's nicht zu auffällig!

Martenſtädt. Wie werde ich denn? (Zu Bieringer.) Haben Sie Ihren Wagen warten laſſen?

Bieringer. Ja.

Martenſtädt. Dann brauchte ich eigentlich nicht anſpannen zu laſſen . . .

Bieringer. Es wird mir ein Vergnügen ſein, Sie hineinzufahren . . .

Martenſtädt. Aber Sie werden es weniger eilig haben? Ich habe keinen Augenblick mehr zu verſäumen. Ich habe (die Liſte aus der Taſche nehmend) die ganze Stadt abzufahren . . . und gleich!

Bieringer. Ganz mein Fall! Ich habe mich hier ſchon zu lange aufgehalten.

Martenſtädt. Dann ſind wir ja einig!

Bieringer. Vollkommen einig. (Einen Hut nehmend.) Iſt das Ihr Hut?

Martenſtädt. Danke ſehr. (Einen andern Bieringer reichend.) Das iſt wohl der Ihrige?

Bieringer. Danke vielmals! . . Meine Damen! . .

Martenſtädt. Auf Wiederſehen, Kinder! (Zu Anna, leiſe.) Wie habe ich das gemacht?

Bieringer. Alſo . . . ich habe die Ehre. (Zu Anna, leiſe.) Sind Sie mit mir zufrieden?

Martenſtädt. Bitte . . .

Bieringer. Nach Ihnen . . .

Martenſtädt. Ich bin hier zu Hauſe . . .

Bieringer. Wenn Sie befehlen . . . (Beide Arm in Arm vergnügt ab.)

Vierte Scene.

Marianne. Anna.

Anna (den Herren lächelnd nachblickend). Endlich! . . Was man ſeine liebe Noth hat, wenn man einmal das Geringſte thut, was nicht ganz in Ordnung iſt! . . . Ich habe eine Angſt ausgeſtanden . . .

Marianne. Weiß denn Dein Vater nicht . . .

Anna. Ich wollte es ihm gerade anvertrauen, aber da machte er eine Bemerkung, die mir den Mund verſchloß. Er hat ja Rückſichten auf Deinen Vater zu nehmen; ich brauche blos an Dich zu denken!

Marianne. Ich bin in einer Aufregung! . . . wann kommt denn Mama?

Anna. Sie kann jeden Augenblick hier eintreffen . . . Du brauchſt Dich nicht zu beunruhigen, Marianne! Du biſt reizend! Frage doch . . . Da fällt mir etwas ein, iſt es denn wirklich wahr? Willſt Du Dich mit Herrn Boroſoff verloben? Papa ſprach davon wie von einer abgemachten Sache. Aber ich mag's nicht glauben.

Marianne. Herr Boroſoff hat mir einen Antrag gemacht.

Anna. Nun . . . und Du?

Marianne. Ich habe ihn angehört . . . und geſchwiegen.

Anna. Liebſt Du ihn denn?

Marianne. Ich weiß es nicht.

Anna. Dann liebſt Du ihn auch nicht! Mir iſt das ganz klar! . . Und ich freue mich darüber. Denn ich gönne Dich einem Andern, der Dich ganz gewiß von Herzen lieb hat . . . Du weißt, wen ich meine . . . Onkel Franz.

Marianne. Ach, Herr Hartung! Der ſitzt auf ſeinem Gute, beſtellt ſeine Aecker, verkauft ſeinen Weizen und denkt gar nicht an mich oder vielmehr ... was noch ſchlimmer iſt — er macht ſich über mich luſtig!

Anna. Dummes Zeug.

Marianne. Ich habe die Beweiſe!

Anna. Deine Beweiſe ſind keinen Deut werth.

Marianne. Du ſprichſt wie ein Kind. Du weißt, er hat mich immer gehänſelt. Ich habe es mir Jahre lang gefallen laſſen. Aber vor einiger Zeit haben wir uns ganz ernſtlich erzürnt. Er hat mich ſeitdem zwar nicht mehr wie ein Kind behandelt, aber er hat mich einfach ignorirt. Und nun ſpricht er gar ſchlecht hinter meinem Rücken.

Anna. Thorheit.

Marianne. Und wenn ich Dir nun ſage, daß man mir Aeußerungen von ihm überbracht hat, die mich tief kränken müſſen, — was antworteſt Du dann?

Anna. Ich antworte Dir: ich glaube viel eher daran, daß der Ueberbringer Dich belogen, als daß Onkel Franz Dir Unrecht gethan hat.

Marianne. Gelogen? In dem Augenblicke? Das iſt einfach unmöglich. So ſchlecht iſt kein Mann!

Anna. Lehre Du mich die Männer kennen! Die Männer! Sie verſtehen ja Alles beſſer als wir, und wenn die lügen wollen, können ſie es allerdings noch ganz anders als unſereins ...

Marianne (ſich an Anna anſchmiegend). Ach hätt' ich nur eine Seele, der ich mich ganz vertrauen könnte!

Anna. Du biſt recht freundlich!

Marianne. Verſtehe mich! Du biſt gut und treu, Anna, und biſt verſtändig. Aber Du biſt zu jung! Du kannſt mich doch nicht ganz verſtehen, und ich kann Dir auch nicht Alles ſagen! Nicht einmal die Hauptſache! Ich kann Dir nicht einmal ſagen, weshalb ich mich zu Hauſe ſo unglücklich fühle ... Hätt' ich nur eine Seele, der ich mich ganz vertrauen könnte! (Während der letzten Worte iſt Hedwig eingetreten.)

Anna. Sieh' Dich um! (Sie tritt bei Seite und ſchleicht ſich unbemerkt weg.)

Fünfte Scene.

Hedwig. Marianne.

(Marianne hat Hedwig erblickt. Sie ſtößt einen lauten Freudenſchrei aus und wirft ſich ſchluchzend an die Bruſt ihrer Mutter.)

Hedwig (Mariannen leidenſchaftlich küſſend). Mein Kind! Meine gute, geliebte Marianne!

Marianne. Mutter! .. Ich kann's kaum glauben, daß ich Dich habe! .. Du haſt mich lieb, nicht wahr?

Hedwig. Ueber Alles in der Welt!

Marianne. Ich glaube es Dir! (Sie birgt ihren Kopf wiederum weinend und zitternd an der Bruſt Hedwigs.)

Hedwig. Weine nicht! . . . Wir dürfen nicht weich ſein! Wir müſſen den Augenblick nützen! . . .

Marianne. Ja!

Hedwig. Haſt Du je an mir gezweifelt?

Marianne. Nein!

Hedwig (Mariannens Hand feſthaltend). Du gutes Kind! . . Wie oft habe ich dieſe Stunde herbeigeſehnt! Aber nun ſoll auch nichts Unausgeſprochenes zwiſchen uns beſtehen bleiben, und der Weg zwiſchen unſern Herzen ſoll frei ſein. Du biſt kein unreifes Kind mehr. Ich war jünger als Du, als man mich vermählte. Setz Dich hier und ſieh mich an! . . . Ich muß vor Allem meine Seele von dem qualvollen Gedanken ganz befreien, Du könnteſt Dein Herz von mir abgewandt haben, weil Du nicht verſtehen konnteſt, weshalb wir nicht zuſammen ſind. Ich kann an nichts Anderes denken, ehe ich nicht weiß, daß Du mir gehörſt wie ich Dir.

Marianne. Ich habe nie an Dir gezweifelt, Mutter! Verlangt hat es mich nach Dir. Und wenn Du mir gefehlt haſt, habe ich mir geſagt: es wird wohl ſo ſein müſſen . . . Aber das iſt ja vorüber! Du biſt ja da!

Hedwig. Sieh' mir in's Auge! . . Ich will Dir nicht erzählen mit welchen Mitteln mir von meinem ſtrengen Vater das Jawort abgezwungen wurde. Der Tag meiner Vermählung war der unglücklichſte meiner Jugend. Die Ehe, in die ich widerſtrebend hineingetrieben wurde, war troſtlos. Lange Zeit glaubte ich, die eiſerne Klammer der Mutterpflicht würde mich feſthalten; und der Himmel weiß, wieviel bittere Thränen auf Deinen blonden Scheitel gefallen ſind, wenn Du auf meinem Schooß ſpielteſt. Aber der Gram verzehrte mich, ich verblühte und fühlte, wie Alles, was gut in mir war, verkümmerte. Dieſe unausgeſetzte Lüge vor der Welt drohte mich ſittlich zu Grunde zu richten . . . Nur Einer errieth, was in mir vorging: Mein Bruder. Sein Mund blieb zwar ſtumm. Aber ich las die Erkenntniß meines Elendes in ſeinem ernſten ſorgenvollen Blicke. An dem Tage, an dem ich mich in meinem Jammer durchſchaut fühlte, kam mir auch mein Daſein erſt in ſeiner ganzen Unerträglichkeit zum Bewußtſein. Ich war dem Wahnſinn nahe. Ich dachte nicht an die Zukunft, nicht an das Gerede der Welt, nicht an die Gerichte — ich wußte nur Eines: ein Ende um jeden Preis.

Marianne. Laß mir Deine Hand! (Sie küßt Hedwigs Hand.)

Hedwig. Ich nahm Dich auf den Arm, und mit Dir verließ ich das Haus, wie ich ging und ſtand. Ich kannte die Geſetze nicht. Ich hielt es für undenkbar, daß ſie einer Mutter ihr Kind nehmen würden . . . ich wurde eines Andern belehrt. Die Richter ſprachen das Schuldig über mich — wegen böslicher Verlaſſung, wie ſie es nannten. Und Dich nahmen ſie mir! Nicht ganz — ein Stückchen wollten ſie mir aus Gnade und Barm-

herzigkeit noch laſſen. Allmonatlich einen Tag ſollteſt Du bei mir ſein dürfen! Einen Tag ſollte ich Mutter, dreißig Tage kinderlos ſein! Ich ſollte mir den Umfang meiner Mutterliebe gerichtlich zumeſſen laſſen! Und zu einer beſtimmten Stunde mit dem feſtgeſetzten Glockenſchlage ſollte es mir verboten ſein, Dich zu ſehen, zu ſtreicheln, zu küſſen.

Marianne. Laß mir Deine Hand!

Hedwig. Was half es, daß ich mich auflehnte und empörte! Das Urtheil Salomonis — hier ſollte es in der That vollſtreckt werden! Durch Dein Herz ſollte das ſcharfe Schwert ſchneiden — und ein kleiner Theil davon ſollte mir zufallen! Wie jene bibliſche Mutter rief auch ich: laßt das Kind leben und nehmt es mir ganz! Aber es war kein weiſer Salomo zur Stelle, und keine Stimme ſprach: Gebt dieſer das Kind lebendig, die iſt ſeine Mutter!

Marianne. Weine doch nicht, liebe Mutter!

Hedwig. Mutter, weine nicht! Dieſelben Worte ſagteſt Du mir, als ich Dich zum letzten Male an mich ſchloß. Damals warſt Du ein nichtsahnendes Kind! Heute wiederholſt Du ſie als verſtändiges Mädchen. Und nun wirſt Du auch begreifen, daß ich nicht darein willigen konnte, durch dieſe Löſung Dein kindliches Gemüth in Verwirrung zu bringen, daß ich Dir lieber die Mutter ganz nehmen als eine Mutter laſſen wollte, die ihre Pflichten nicht erfüllen darf, der die Mutterſchaft vom Gerichtshof wie der Magd der Dienſt von einer unzufriedenen Herrſchaft gekündigt werden kann!

Marianne. Ich begreife Alles! Ich habe es gewußt, Mutter, und habe immer gehofft, daß Du mir nicht fehlen würdeſt, wenn ich Deiner ſo recht bedürfen würde. Und der Augenblick iſt da! Mir iſt das Herz ſo voll! . .

Hedwig. Sage mir Alles, mein Kind.

Marianne (leiſe). Du kennſt die Veränderung in unſerm Hauſe? . . .

Hedwig. Jawohl!

Marianne. Ich habe es noch nicht über mich gewinnen können, mit Olga ein Wort zu ſprechen. Mir iſt die Kehle wie zugeſchnürt, wenn ich ſie ſehe . . . Ich muß Dir auch ſagen, weshalb!

Hedwig. Nun?

Marianne (ſich enger an Hedwig anſchmiegend und noch leiſer). Als ich merkte, was vorging, und als es mir auch Herrn Boroſoffs wegen unheimlich wurde, bat ich meine liebe Freundin, Toni Hildebrandt, mich zu ſich auf's Land zu laden. Ich wurde in Buchſtädt mit offenen Armen aufgenommen. Eines Tages bei Tiſch wurde zufällig der Name Olgas ausgeſprochen; es geſchah in unfreundlicher Weiſe, und deshalb ſagte ich, um das Geſpräch abzuſchneiden, daß ich die Dame ſehr gut kenne. „Aber Du verkehrſt doch hoffentlich nicht mit ihr? Es iſt kein Umgang für Dich!“ verſetzte Tonis Mutter, und ſich an ihren Mann wendend fügte ſie hinzu: „Du weißt, es

ist die Person, die in Kissingen mit uns in demselben Hause wohnte!" — „Die Klavierspielerin?" fragte Herr Hildebrandt lachend, und er machte eine so harte, wegwerfende Bemerkung, daß ich mich kaum beherrschen konnte.

Hedwig. Ein böses, unüberlegtes Wort ist schnell gesagt! Und Deine Freunde ...

Marianne. Du kennst die guten Menschen nicht! Sie sind das Wohlwollen selbst ... Ich bin abgereist und habe es nicht gewagt, ihnen zu sagen, wie nahe mir Olga getreten ist! Und ich soll ihr nun noch näher treten! Papa begünstigt augenscheinlich — wie ich glaube, unter dem Einflusse Olgas — meine Verbindung mit Herrn Borosoff. Er weicht fast nicht mehr von meiner Seite, wir sind immer allein. Er ist mir unheimlich, ja, er flößt mir ein geheimes Grauen ein, aber wider Willen fesselt mich der merkwürdige Mann, und ich fühle, wie er mit jeder Stunde größere Macht über mich gewinnt. — (Zärtlich.) Nimm mich zu Dir! Dann wird Alles gut! Bitte, liebe Mutter!

Hedwig. Ich darf es ja nicht!

Marianne. Du darfst es nicht? Wer verbietet es Dir?

Hedwig. Die Menschen, das Gesetz!

Marianne. Ich bin doch kein Kind mehr! Mich verlangt es nach Dir und Dich nach mir! Du hast Dir nie etwas vorzuwerfen gehabt, Du bist nur unglücklich gewesen. Aber hättest Du selbst Deine Seele mit einer Schuld belastet, wie könnte man Dein Kind darunter leiden lassen! Welches Verbrechen wäre groß genug, um eine so grausame Strafe zu rechtfertigen? Um die Mutter mit gefesselten Händen ihrem leidenden Kinde gegenüberzustellen und ihr zu verbieten, seine Qual zu lindern? Was! Du solltest unthätig bleiben und es ruhig mit ansehen müssen, wenn eine Fremde, die mir nichts ist und nie etwas sein wird — ihren Einfluß darauf verwendet, um mich elend zu machen und zu betäuben? Das soll die leibliche Mutter dulden müssen! Das kann nicht sein! Es ist unmöglich!

Hedwig (warm). Du hast Recht! Das soll und wird nicht sein! (Sie umschließt herzlich Mariannen.) Wir sind Eins! Und was die Natur so fest zusammengehämmert hat wie Mutter und Kind, — das sollten Menschen trennen dürfen? Nein, Marianne, das soll und wird nicht sein!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Anna (schnell von hinten kommend).

Anna (hastig). Unverhoffter Besuch! Frau Olga Düringen ist eben vorgefahren.

Hedwig. Um so besser! Laßt mich mit ihr allein! ... Geht, Kinder! geht! ... Ich werde sie erwarten ... (Zu Mariannen.) Aengstigst Du Dich noch?

Marianne. Nein, Mutter, gar nicht! (Die beiden Mädchen ab.)
Hedwig. Vielleicht läßt ſich Alles in Güte abmachen!

Siebente Scene.

Hedwig. Olga.

Olga (überraſcht). Frau Wilhelmi! (Die Damen begrüßen ſich.) Wie freue ich mich! . . . das heißt, ich weiß nicht recht, ob ich mich freuen darf. Der Doctor hat meine freundliche Begrüßung geſtern mit einer ſo bärbeißigen und ſteifleinenen Würde erwidert, daß ich ein bischen argwöhniſch geworden bin. Alſo befehlen Sie, wie wollen wir mit einander verkehren? Harmlos und gemüthlich wie ehedem — zur Zeit meiner amerikaniſchen Pilgerfahrt — oder anders? Krieg und Frieden . . . ich berge Beides in den Falten meiner funkelnagelneuen Herbſttoilette, auf die ich mir übrigens ſehr viel einbilde . . . Alſo kieſen Sie gefälligſt die Looſe unſrer Zukunft!

Hedwig. Weshalb ſollte ich Ihnen feindſelig geſinnt ſein?

Olga. Ja! das frage ich Sie auch, weshalb! Es liegt kein Grund vor! Nun alſo, dann freue ich mich! . . . Und ich freue mich wirklich, Sie wiederzuſehen. Ich habe Ihre Gaſtfreundſchaft in San Francisco nicht vergeſſen . . . (Sich umſehend.) Aber wo bleibt die Kleine, das junge Mädchen?

Hedwig. Ich habe Anna gebeten, mich mit Ihnen allein zu laſſen.

Olga. Ach ſo! . . . Wenn ich uns Beide ſo anſehe . . . ſagen Sie, liebſte Frau, finden Sie unſere gegenſeitige Situation nicht furchtbar komiſch?

Hedwig. Sie hat auch ihre ernſten Seiten.

Olga. Aber die Komik überwiegt doch entſchieden! Daß unſer ſpärlich gelockter Düringen gewiſſermaßen die Brücke ſchlägt zwiſchen Ihrer Vergangenheit und meiner Gegenwart — mir kommt's merkwürdig ſpaßhaft vor. Wahrhaftig! Sie paſſen gar nicht zu einander! Wenn mein Mann zu Ihren Zeiten . . .

Hedwig. Aber ich bitte Sie!

Olga. Sie ſind eine ideale Natur, ſtreng und ſtrebſam und alles Mögliche! Und damals waren Sie ja blutjung. Ein Mann wie Düringen war wahrhaftig nicht dazu angethan . . .

Hedwig (einfallend). Verzeihen Sie! Wenn Sie eine ſolche Sprache führen, ſo begreife ich nicht, wie Sie ſich haben verheirathen können. Es war doch Ihre Wahl!

Olga. Meine Wahl? . . . Das möchte ich eigentlich nicht behaupten. Gewählt hätte ich einen Andern, von dem ich mir ſogar noch bis vor einem halben Jahre eingeredet habe, daß er mich heirathen würde . . . einen jungen Mann, mit dem ich in Kiſſingen viel verkehrte . . .

Hedwig. In Kiſſingen?

Olga. Ja. Ein blutjunger Menſch, ſehr nett! Er ſchwärmte für mich und trug ſtets an ſichtbarſter Stelle die Farbe der Dame, die er liebte. Eine Kinderei, wenn Sie wollen; aber ich finde ſo etwas allerliebſt!

Hedwig. So? In Kiſſingen.

Olga. Ja ... weshalb erkundigen Sie ſich ſo angelegentlich danach?

Hedwig. Weil ich über Ihren Kiſſinger Aufenthalt auch von anderer Seite Nachrichten empfangen habe.

Olga. So? von wem denn?

Hedwig. Von Hildebrandts.

Olga (etwas befangen). Meinen neugierigen Nachbarn, die beſtändig das Ohr am Schlüſſelloch hatten? Was hat man Ihnen denn von mir erzählt?

Hedwig. Gleichgültiges!

Olga. So? — Um ſo beſſer! Das war alſo in Kiſſingen, und auf Helgoland habe ich mich mit Düringen verheirathet. Es iſt nun ſchon über acht Tage her, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut. Und ich werde auch ferner mit Düringen gut auskommen; ich bin ja viel anſpruchsloſer und duldſamer, als Sie es ſein durften.

Hedwig. In dem Hauſe, dem Sie nunmehr vorſtehen, lebt aber ein junges Mädchen, auf das allzuweit getriebene Duldſamkeit verhängnißvoll einwirken könnte.

Olga. Sie ſprechen von Mariannen?

Hedwig. Von meiner Tochter.

Olga. Ah, Mariannen ſehe ich faſt gar nicht; überdies iſt unſer Zuſammenleben nur eine Frage von wenigen Tagen.

Hedwig. Von wenigen Stunden, wenn Sie wollen. Marianne iſt jetzt *im* Hauſe ihres Vaters aller Welt und ſich ſelbſt im Wege. Sie fühlt es und leidet darunter. Sie verlangt nach mir. Ich ſelbſt kann mich an den Vater nicht wenden; er wird es aber ganz natürlich finden, wenn von Ihnen der Vorſchlag ausgeht ...

Olga. Mit tauſend Freuden würde ich Ihren Wunſch erfüllen, liebſte Frau. Aber ich bin nicht nur die Stiefmutter Ihrer Tochter, ich bin auch die Schweſter von Waſſili Boroſoff. Und mein Bruder iſt in Mariannen ganz vernarrt. Da wäre es doch ſehr unſchweſterlich gehandelt, wenn ich Mariannen nun in eine ganz andere Welt brächte, in der ihre knoſpende Zuneigung vielleicht grauſam zertreten würde. Aber ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, verſprechen Sie mir, die Pläne meines Bruders nicht zu durchkreuzen; öffnen Sie ihm Ihr Haus mit derſelben Herzlichkeit, mit der Sie es drüben der Schweſter geöffnet hatten, — und ich ſorge dafür, daß Marianne zu Ihnen kommt — heute noch, in einer Stunde, wann Sie wollen! Das iſt doch ein ehrlicher Handel! Hier meine Hand, ſchlagen Sie ein!

Hedwig. Sie haben für Ihren Vorschlag ein treffendes Wort gewählt: Handel! Ich aber bin die Mutter, und markte und feilsche nicht um das Schicksal meines Kindes.

Olga. Auf das Wort kommt ja weiter nichts an, ich lege nur Werth darauf, daß mein Bruder . . .

Hedwig. Ihres Bruders wegen will ich Mariannen ihrer bisherigen Umgebung entziehen.

Olga. Wieso?

Hedwig. Forschen Sie nicht! Ich möchte die Schwester nicht kränken.

Olga. Geniren Sie sich nicht! Ich bin nicht empfindlich.

Hedwig. Nun wohl, wenn Sie es denn hören wollen, ich wünsche nach Allem, was ich weiß, daß die Verbindung zwischen Mariannen und Herrn Borosoff nicht zu Stande kommt.

Olga. Nach Allem, was Sie wissen? Was wissen Sie denn?

Hedwig. Ich weiß, daß er ein armes Mädchen unglücklich gemacht und im Unglück verlassen hat.

Olga. Wie merkwürdig!

Hedwig. Ich weiß, daß er von denjenigen Männern, zu denen ich das größte Vertrauen hege, deren Milde und Rechtlichkeit ich kenne, daß er von meinem Bruder und von meinem Freunde Hartung . . . nicht geachtet wird. Und das genügt mir.

Olga. Wassia wird nicht geachtet — wie unangenehm! Sie wollen also für den armen Burschen nichts thun?

Hedwig. Nein.

Olga. Nun, dann wird also Wassili für sich selbst zu sorgen haben. Es bleibt Alles beim Alten, und Marianne wird nicht zu Ihnen kommen.

Hedwig. Marianne wird nicht zu mir kommen? Und wenn sie nun kommen will?

Olga. So wird man es ihr verbieten.

Hedwig. Wer?

Olga. Nun . . . ich unter Anderen.

Hedwig. Sie wollen sich unterfangen, den Verkehr zwischen Mutter und Tochter zu regeln?

Olga. Ich will es nicht blos, ich werde es sogar. Seit acht Tagen erfreue ich mich ja der Rechte einer Mutter.

Hedwig. Ich bitte Sie, reizen Sie mich nicht durch die gewollte Frivolität Ihres Auftretens. Ich könnte mich sonst hinreißen lassen, Ihnen Dinge zu sagen, die besser ungesagt blieben.

Olga. Aber nur keinen Zwang! Sie gefallen sich offenbar in der Rolle einer tragischen Mutter.

Hedwig. Schämen Sie sich! Glüht denn in Ihnen kein Fünkchen mitfühlender Weiblichkeit? Sie spötteln, wenn Sie sehen, wie mir das Herz blutet, und können höhnen, wenn Sie fühlen müssen, wie ich gewaltsam den

Schrei der Entrüſtung zurückdränge über jenen Antrag, den Sie mir zu machen wagten, und der mir die Schamröthe auf die Stirn getrieben hat, bei der Verkuppelung meiner Tochter mit Ihrem Herrn Bruder hülfreiche Hand zu leiſten und dafür als Kuppelpelz die Liebkoſungen meines Kindes zu empfangen!

Olga. Wozu denn ſo pathetiſch?

Hedwig. Freilich! Für das Pathos beſitzen Sie kein Verſtändniß! Für Sie iſt ja Alles, auch das, was dem Menſchen heilig ſein ſoll, eitel Tändelei! Und Sie machen aus Ihren Auffaſſungen kein Hehl! Ich aber will meine Tochter vor der Gefahr der Anſteckung bewahren. Sie ſoll nicht mehr mit Ihnen zuſammenkommen, ſie ſoll nicht mehr die Luft einathmen, die Sie und Ihre Sippe verderben. Denn Sie ſind ſchlimmer als ſchlecht — Sie ſind unſittlich! . . . Sie wollten die Wahrheit hören! Nun, ich habe ſie Ihnen geſagt.

Olga. Sie ſind unvorſichtig, ma mignonne! Sie hätten nicht mit Steinen werfen ſollen — wir ſind hier in einem Glashauſe. Da kommt Düringen.

Achte Scene.

Die Vorigen. Düringen.

(Düringen tritt harmlos ein. Nachdem er ſeine Frau begrüßt hat, verneigt er ſich gegen Hedwig, dabei ſieht er Hedwig forſchend an; plötzlich erkennt er ſie und weicht beſtürzt einen Schritt zurück.)

Olga. Ich brauche die Herrſchaften doch nicht erſt einander vorzuſtellen?

Düringen (der ſich gefaßt hat, mit erzwungener Haltung). Komm, Olga! Wir haben hier nichts zu ſuchen.

Olga. Die Gnädige hat, glaube ich, mit Dir zu reden. Man ſoll uns nicht nachſagen, daß wir uns verſtecken.

Hedwig. Allerdings habe ich Ihnen etwas zu ſagen! Und nicht als Schuldige, als Anklägerin trete ich Ihnen entgegen. Meine heißen, inſtändigen Bitten haben Sie ſtets mit demüthigendem Stillſchweigen beantwortet. Jetzt werden Sie mir wohl Rede ſtehen und mir endlich Beſcheid geben, weshalb Sie mich gewaltſam von meinem Kinde getrennt haben, das über alle richterlichen Erkenntniſſe hinweg mein Kind iſt und bleibt, und das ich wie mein Fleiſch und Blut liebe?

Düringen. Es war mein Recht!

Hedwig. So? Und mit welchem Rechte legen Sie jetzt das Schickſal Mariannens gewiſſenlos in die Hand einer Fremden, die damit wie mit einer Waare ſchachert?

Düringen. Mit welchem Rechte? Mit dem beſten von der Welt, mit dem mir geſetzlich zuerkannten.

Hedwig. Was wußten die Richter von unſerer Ehe, von der tödtlichen Einöde, die Sie um mich geſchaffen, von der entſetzlichen Heuchelei,

Digitized by Google

zu der Sie mich Jahre lang gezwungen haben? Die Richter wußten nicht, daß wir geſchieden, noch bevor wir vereinigt waren, und daß ich gehen mußte, da Sie nicht weichen wollten.

Düringen. Ich habe mich nicht vor Ihnen zu verantworten! Was verlangen Sie denn eigentlich? Sie ſchneien hier hinein und halten ſich urplötzlich für berechtigt, die Anordnungen des Vaters zu durchkreuzen! Sie ſcheinen ganz zu vergeſſen, daß ich meiner Tochter ein liebender Vater geweſen bin, daß ich die Stelle, die die Mutter leer gelaſſen hat, ausgefüllt habe, daß mein Kind aufgewachſen iſt in der Liebe zu mir, in Ehrfurcht und Gehorſam! Meinen Sie denn, daß das im Herzen eines Kindes für nichts zählt? daß das einfache Wort „Mutter" genügt, um wie in einem wohlfeilen Luſtſpiele, mit einem Zauberſchlage alle Gefühle zu entfeſſeln?

Hedwig. Das, was Sie für Mariannen gethan, und wofür ich Sie geſegnet habe, — das haben Sie jetzt ſelbſt vernichtet. Ich kann nicht für mein Kind ſprechen, ohne Sie in Ihrer Frau zu beleidigen.

Olga. Aber bitte! Nur keinen Zwang!

Düringen. Alſo darauf ſoll's hinaus?! Sie wollen Unfrieden ſäen zwiſchen Vater und Tochter?! Nun, ich werde dafür ſorgen, daß Sie Mariannen nicht ſehen! . . .

Hedwig (leidenſchaftlich). Sie wollen uns verhindern . . . Nun denn, ich entreiße Ihnen Mariannen, weil ich nicht will, daß ſie Schaden an ihrer Seele nehme! Weil ich das nicht will!!

Düringen (leidenſchaftlich fortfahrend). Und ich verbiete Ihnen, Mariannen zu ſehen. Weil ich nicht will, daß ſie in den unglücklichen Zwieſpalt zwiſchen Vater und Mutter hineingezerrt werde! Weil ich mein Kind liebe!

Hedwig (entrüſtet). Ah! Sie ſprechen von der Liebe zu Ihrem Kinde? Und dieſe Mutter geben Sie ihm? Sie lieben Ihr Kind? Und um einer eitlen Laune willen wollen Sie es einem Abenteurer in die Arme werfen?

Düringen. Halten Sie ein!

Hedwig (mit geſteigertem Affect fortfahrend). Sie lieben Ihr Kind? Und dieſe Frau, die ſelbſt jetzt noch lächeln kann, drängen Sie zwiſchen uns? Sie lieben Ihr Kind und machen es elend? . . . Nach mir verlangt es . . Und ich werde ihr zurufen: komm!

Düringen. Ihr Ruf wird nicht zu ihr dringen. Nur meine Stimme hört ſie.

Hedwig. Glauben Sie? (Rufend.) Marianne!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Marianne.

Marianne (tritt ein. Beim Anblick Düringens und Olgas ſchreckt ſie zuſammen und wirft ſich wie hülfeflehend an die Bruſt ihrer Mutter). Mutter!

Düringen. Du hier! . . Marianne! Folge mir!

Marianne (ſich an Hedwig anſchmiegend). Vater! ich beſchwöre Dich!

Olga (Düringen zurückhaltend, der auf Mariannen zugehen will). Nur keinen Auftritt! . . Hier nicht!

Hedwig (ihre tiefe Rührung gewaltſam unterdrückend). Hörſt Du nicht, mein Kind? Dein Vater befiehlt Dir . . Dein Vater . . der Dir . . bis zur Stunde . . . nur Gutes gethan hat . . . (Mit völliger Beherrſchung, aber innerlich tief ergriffen.) Du haſt ihm zu folgen. (Marianne nähert ſich langſam Düringen, der ſie mit ernſtem, ſchmerzlichem Ausdrucke betrachtet. Als ſie dicht an ihren Vater herangetreten iſt, wendet ſie den Blick zu Hedwig, die ſich nun zu einem freundlichen Ausdruck zwingt und ſanft zu ihr ſagt) Folge Deinem Vater! (Marianne folgt mit geſenktem Haupte Düringen. Olga ſchließt ſich ihnen an.)

Marianne (eilt, als ſie am Ausgange angelommen iſt, noch einmal zu ihrer Mutter und umſchließt ſie leidenſchaftlich). Lebe wohl, Mutter!

Hedwig (mit erzwungener Freundlichkeit). Auf Wiederſehn, mein Kind! (Sie blickt der Davongehenden nach. Sobald ſie allein iſt, läßt ſie ſich auf einen Seſſel fallen und bedeckt ihr Geſicht. Dann plötzlich ſich erhebend, ſagt ſie ſchmerzlich, aber mit großer Entſchloſſenheit) Jawohl! Auf Wiederſehn!

Der Vorhang fällt.

Vierter Act.

Bei Wilhelmi.

Zimmer mit Erker. Der von dem Wohnraume abgeſonderte Erker bildet mit ſeinem kleinen Etabliſſement eine Art Boudoir für ſich. Der Wohnraum macht den Eindruck wohlhabender Behaglichkeit. Der Erker iſt in der ſtumpfen Ecke links; rechts in der ſtumpfen Ecke Thür zum Wartezimmer; im Hintergrunde Thür, die zur Straße, in der Seitenwand links, ziemlich weit nach vorn, Thür, die zur Wohnung führt.

Es iſt ziemlich dunkel. Draußen tobt ein Gewitterſturm. Der Regen klatſcht an die Fenſter. Durch die breiten Scheiben des Erkers ſieht man das helle, bläuliche Aufleuchten der Blitze. Von Zeit zu Zeit hört man das unheimliche Pfeifen des Windes und das dumpfe Grollen des Donners.

Erſte Scene.

Brigitte und Hedwig (an der Thür des Hintergrundes ſtehend).

Brigitte. Dann werde ich alſo wiederkommen.

Hedwig. Bei dieſem Sturm wollen Sie ſich auf die Straße wagen? Iſt der Fall ſo dringlich?

Brigitte. Er iſt nicht mehr dringlich; aber es wird doch wohl beſſer ſein, daß ich gehe.

Hedwig. Mein Bruder muß auch bald nach Hauſe kommen. Sie ſollten doch lieber im Wartezimmer bleiben, bis das Aergſte vorüber iſt, und das Unwetter ausgetobt hat.

Brigitte. Sie ſind ſehr gütig, gnädige Frau. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich alſo die Rückkehr des Herrn Doctors abwarten. (Hedwig begleitet Brigitten bis zur Schwelle des Wartezimmers rechts. Brigitte grüßt artig und geht.)

Hedwig (allein). Das arme Ding ſieht ſo unglücklich aus. (Sie geht nach links hinüber, tritt in den Erker, ſetzt ſich und blickt durch die Scheiben.) Welch' ein Sturm! Es wird einem ganz unheimlich! . . Kaum ſieben Uhr und faſt

Digitized by Google

ſchon Nacht. . . Und Marianne! . . Wo der Brief aus Buchſtädt nur bleibt? . . Und Hartung . . . und mein Bruder! . . (Sie ſeufzt.) Ach, Du lieber Gott! . . Wäre nur der Brief erſt da!

Zweite Scene.

Hedwig. Hartung (den Regenmantel ablegend).

Hartung. Ich danke! Ein angenehmes Mailüfterl! . . Mir ſoll's recht ſein! Haſer in's Naſſe giebt Bünde die Maſſe!

Hedwig (ihm entgegengehend). Endlich! Ich habe die Secunden gezählt . . .

Hartung. Die Pferde ſcheuten vor den Blitzen und wollten nicht vom Fleck . . .

Hedwig. Nun?

Hartung. Ich habe gar nichts ausgerichtet! Düringen iſt einfach unſichtbar geworden. Die Ruſſen commandiren. Das Haus iſt wie von einem eiſernen Gürtel umſpannt, wie ausgeſtorben, alle Fenſter feſt verſchloſſen, die Dienſtboten von Herrn Boroſoff vortrefflich gedrillt . . . Kein Wort aus ihnen herauszubringen . . . Rieſenkoffer im Hausflur . . .

Hedwig. Sie wollen mir Mariannen entführen?

Hartung. Sie wollen reiſen, vermuthe ich . . .

Hedwig. Mit Mariannen? Ich dulde es nicht!

Hartung. Wie meinen Sie das?

Hedwig. Nun, ich klage! Ich führe den Nachweis, daß die Sittenreinheit meiner Tochter gefährdet wird, wenn ſie noch länger in jenem Hauſe bleibt, in das das Gericht ſie bannen will, da dort jetzt eine unwürdige Perſon gebietet.

Hartung. Wie wollen Sie denn das nachweiſen? Da müßten Sie zur Begründung Ihrer Beſchwerde ganz beſtimmte Thatſachen anführen.

Hedwig. Jawohl! Thatſachen!

Hartung. Welche denn? Daß Frau Olga ſehr auffallende Hüte trägt, ſehr viel lächelt, um ihre ſchönen Zähne zu zeigen, ihre weißen Arme gern und daher auch ohne beſondere Veranlaſſung zur Schau ſtellt, Cigaretten raucht, ſich bisweilen etwas übermüthig frei ausdrückt und Grundſätze aufſtellt, die eine brave Penſionsmutter ſchwerlich zu den ihrigen machen dürfte, — das mag Ihnen mißfallen! Es iſt ja auch nicht ſchön und bedeutet viel — im geſellſchaftlichen Verkehr. In den Augen der Richter bedeutet es gar nichts!

Hedwig. Wenn ich aber Gravirenderes feſtſtellen könnte?

Hartung. Gravirenderes? Dann würde ich Ihnen rathen, ſolche Waffen, die Ihrer nicht würdig ſind, zu verſchmähen.

Hedwig. Zartgefühl? Schonung? Dieſer Perſon gegenüber, die ſich zwiſchen mich und meine Tochter drängt? Dieſem Manne gegenüber,

der mir mein Kind entziehen will, um es einem ungeliebten, ſchlechten Menſchen zu überliefern? Ich vertheidige mein Fleiſch und Blut! Zahn um Zahn! Ich ſcheue nun vor dem Aergerniß nicht mehr zurück. Ich werde dieſer Frau Olga mit den weißen Zähnen und Armen — ja, ich werde ihr die lächelnde Larve herunterreißen! Und wenn Düringen dann zu ſeinem Schrecken erkennt, mit wem er ſich für das Leben verbunden hat — mir iſt's einerlei! Ich habe kein Intereſſe daran.

Hartung. Sie ſagen in der Erregung mehr, als Sie verantworten können.

Hedwig. O nein! Ich habe die Sache bereits meinem Anwalte übergeben . . . (Heftiger Windſtoß.) Dieſer Sturm! Es iſt wahrhaft ſchauerlich!

Hartung. Ihrem Anwalte?

Hedwig. Jawohl! Herrn Doctor Bieringer.

Hartung (ſchnell). Wem?

Hedwig. Herrn Doctor Bieringer.

Hartung (bei Seite). Um Gotteswillen! Das wäre gerade der Rechte! Der Mann mit Olgas gelben Roſen. (Laut.) Aber bedenken Sie doch . . .

Hedwig. Es iſt Alles bedacht . . . Und da iſt er.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Bieringer (mit der gelben Roſe im Knopfloch).

Bieringer. Gnädige Frau! . . Eben komme ich nach Hauſe, nnd erſt in dieſem Augenblicke habe ich Ihre Zeilen gefunden. Ich ſtehe nun ganz zu Ihrer Verfügung.

Hedwig. Sie ſind von Allem unterrichtet?

Bieringer. Vollkommen! Sie ſind der Anſicht, daß mit dem Verweilen Ihrer Tochter in dem ihr durch die Richter angewieſenen Hauſe des Vaters nunmehr — nach deſſen Wiederverheirathung mit einer jungen, etwas lebhaften Dame — ernſtliche Gefahren verknüpft ſeien?

Hedwig. Jawohl.

Bieringer. Und zur Begründung berufen Sie ſich auf die ſchriftliche Ausſage eines vertrauenswerthen Mannes, der die Gepflogenheiten jener Dame hat beobachten können?

Hedwig. Jawohl. Ihres Nachbarn in Kiſſingen.

Bieringer (etwas überraſcht). So? In Kiſſingen? (Jetzt erſt Hartung bemerkend, der in den Hintergrund getreten war; mit ſteigender Ueberraſchung.) Ah! Herr Hartung! (Begrüßung.)

Hedwig. Die Herren kennen ſich?

Bieringer. Eine Kiſſinger Bekanntſchaft, gnädige Frau. (Zu Hartung.) Und wir ſprachen gerade von Kiſſingen. Iſt das nicht ein merkwürdiges Zuſammentreffen?

Hartung. Allerdings . . . ein ſehr merkwürdiges Zuſammentreffen! (Bieringer bei Seite nehmend.) Entfernen Sie vor Allem das compromittirende Ding aus Ihrem Knopfloch!

Bieringer (erſtaunt). Wiſſen Sie? . .

Hartung. Alles.

Bieringer (die Roſe aus dem Knopfloch nehmend und unbemerkt auf einen Tiſch legend.) Eine alte dumme Gewohnheit! (Zu Hedwig.) Nun alſo . . . wo ſind die ſchriftlichen Beweiſe?

Hedwig. Ich erwarte ſie jeden Augenblick. Sie ſind mir telegraphiſch für heute mit dem Eilboten angekündigt. Das Unwetter allein kann an der Verſpätung ſchuld ſein.

Hartung. Woher erwarten Sie denn die freundliche Botſchaft?

Hedwig. Aus Buchſtädt . . .

Hartung (ironiſch). Aus Buchſtädt? Von dem guten Papa Hildebrandt?

Hedwig. Allerdings. Und Herr Hildebrandt, der ein alter Freund meines Bruders iſt, der die Wahrheit kennt und weiß, was für mich darauf ankommt, dieſe Wahrheit zu erfahren, hat nur ſeiner Pflicht genügt, daß er . . .

Hartung (lebhaft einfallend). Den Ruf einer Dame vernichten hilft? . . Das ſind Anſichten . . . Nicht die meinigen.

Hedwig. Daß er das verlangte Zeugniß nicht verweigert.

Hartung. Angenehme Leute dieſe Hildebrandts! Bei denen möchte ich wohl einmal meine Sommerferien verbringen.

Bieringer. Wenn es ſich darum handelt, dem gekränkten Rechte zum Siege zu verhelfen, ſo müſſen alle andern Bedenken ſchweigen. Wir werden in der Erfüllung unſerer Pflicht bis zum Aeußerſten ſchreiten! . . .

Hartung. Mäßigen Sie Ihren Feuereifer, jugendlicher Freund!

Bieringer (mit Würde und Nachdruck). Bis zum Aeußerſten!!

Hedwig. Da kommt der Brief . . . Nein! Martenſtädt.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Martenſtädt.

Martenſtädt (ſchnell eintretend). Brrr!! Iſt das ein Wetter! . . . Eben verläßt mich Düringen . . .

Hedwig. Nun?

Martenſtädt. Er hat Abſchied von uns genommen . . . er will Papiere verkaufen . . . er gedenkt ſich in San Marino niederzulaſſen . . eine glänzende Zukunft . . . „conte“ . . . was weiß ich! . . . Er iſt närriſch geworden . . .

Hedwig. Und Marianne?

Martenſtädt. Das iſt es ja eben! Er will ſie durchaus mitnehmen . . . und ſie will durchaus hier bleiben . . . Sie ängſtigt ſich vor dem Ruſſen . . .

Hedwig. Das iſt ja entſetzlich! (Zu Hartung.) Und rathen Sie mir noch immer zur Schonung? (Immer erregter.) Soll ich es ruhig mit anſehen, daß ſie uns entriſſen wird, um unglücklich zu werden? Die Widerſtandskraft eines jungen Mädchens iſt bald gebrochen . . . Du lieber Gott! . . . das weiß ich am beſten! . . . Und er ſoll ja verführeriſch ſein können! . . . Und man wird ihr zureden! . . . Und Niemand zur Stelle, der ſie warnte! . . .

Hartung. Ich eile zu Düringen . . . noch einmal . . . und diesmal werde ich mir den Eintritt erzwingen. Ich werde ihm ſagen . . .

Martenſtädt. Ich habe ihm Alles geſagt. Alles! . . . dringlich! . . . herzlich! . . . vergeblich! Du wirſt ebenſo wenig ausrichten wie ich. Ich ſagte Dir ja: er iſt nicht bei Sinnen.

Hedwig (in ſtarker Erregung ſich bald an dieſen, bald an jenen wendend). Martenſtädt! . . . Doctor! . . . Sie ſind ja beide rechtskundig. Und Sie, Hartung, Sie ſind ſo erfahren, ſo lebensklug! . . . So helft mir doch! Ich habe das gute Recht für mich, kein ehrlich denkender Menſch kann es mir beſtreiten, — und ich ſollte das Geſetz abermals wider mich haben? Bin ich denn wehrlos?

Bieringer. Durchaus nicht! Der Richter wird ſich jetzt entſchieden auf Ihre Seite ſtellen. Aber um zu urtheilen, muß er doch erſt angerufen werden! Nur in der Dringlichkeit liegt die Gefahr.

Hedwig. Und dieſe Gefahr wäre nicht zu beſchwören?

Martenſtädt. Ich wüßte kein Mittel . . . Alle menſchlichen Einrichtungen ſind unvollkommen. Auch das bedächtige Recht ſchreitet mitunter langſamer, als das ungeſtüme Unrecht es erfordern würde. Ich ſehe in der That kein Mittel . . .

Bieringer. Und doch . . . ich ſehe eines . . . ein gewagtes, gewaltſames . . .

Hedwig. Welches?

Bieringer. Wenn wir Fräulein Marianne entführten?

Hartung. Phantaſterei!

Bieringer. Durchaus nicht. Zeit gewonnen, Alles gewonnen . . .

Hedwig. Gewiß!

Bieringer. Fräulein Marianne muß und wird uns zugeſprochen werden! . . .

Hedwig. Jawohl!

Bieringer. Wir werden den Nachweis führen, daß die Stiefmutter dem jungen Mädchen ein ſchlechtes Beiſpiel giebt . . .

Hartung. Auf die Straße wollen Sie es ſchreien?

Bieringer. Wir werden es nachweiſen!

Hartung. Den guten Ruf einer Dame wollen Sie vernichten?

Bieringer (mit Nachdruck). Die Wahrheit über Alles! Wir vertheidigen die Sittlichkeit der Familie, die Reinheit des Herdes!

Martenſtädt (der die Roſe ſpielend vom Tiſche genommen, betrachtet ſie lächelnd und befeſtigt ſie in ſeinem Knopfloch. Zu Hartung, gemüthlich). Dieſer Bieringer! Das ſittliche Pathos hätte ich ihm gar nicht zugetraut.

Bieringer (zu Hedwig). Es iſt doch richtig, daß Sie Ihre Beſchwerde durch glaubwürdige Ausſagen begründen können?

(Der Diener bringt einen Brief, den er Hedwig überreicht.)

Hedwig (ſchnell die Aufſchrift betrachtend). Aus Buchſtädt . . . Endlich! . . . Da iſt der Beweis!

Hartung. Habe ich Ihnen je etwas gegolten, Hedwig, ſo laſſen Sie den Brief unerö̈ffnet.

Bieringer. Auf dieſes unſchätzbare Beweismaterial ſollten wir verzichten? Nimmermehr!

Hartung. Nicht ſo ſtürmiſch, junger Freund!

Bieringer (immer mit vollem Bruſtton). Die Wahrheit über Alles! Der Sieg der guten Sache gilt uns mehr als alles Nebenſächliche!

Hartung. Der Ruf einer Dame iſt nichts Nebenſächliches, junger Freund!

Bieringer. Wir werfen das Glück zweier edlen Frauen, das Glück von Mutter und Tochter, in die Wagſchale, das wiegt ſchwerer als eine leichte Perſon!

Hartung. Vorzüglich! Aber, junger Mann, verſetzen Sie ſich in die Lage jenes andern jungen Mannes, des armen Burſchen, der für ein galantes Abenteuer nun ſo grauſam . . .

Bieringer. Mit jenem leichtſinnigen jungen Menſchen ſollten wir Mitleid haben? Mit einem Wüſtling? . . . Nimmermehr!

Martenſtädt (ſchmunzelnd Beifall ſpendend). Bravo, Doctor! . . . Sehr gut!

Bieringer (mit Pathos). Strafe dem Leichtſinn! Sühne der Schuld! Triumph dem Guten, dem Edeln, dem Sittlichen!

Martenſtädt. Bravo, bravo, Doctor! Untergang der Lügenbrut!

Hartung. Nun denn, meinetwegen! Ich habe Sie gewarnt.

(Sie ſetzen ſich in nachſtehender Reihenfolge um den Tiſch: Hedwig, Bieringer, dem Hedwig den Brief übergeben hat, Hartung, Martenſtädt.)

Bieringer (öffnet den Brief). „Hochgeehrte Frau. So peinlich es mir auch iſt, in einer ſo überaus heikeln Sache . . .“ Und ſo weiter, und ſo weiter! Die einleitenden Entſchuldigungen können wir wohl überſpringen? Eilen wir zur Hauptſache . . . Wo fängt es denn an? . . . Ah, da! . . . Alſo: „Ich kann Sie nur hinweiſen auf einen jungen Mann, der zu ſehr ungewöhnlichen Stunden das von uns gemeinſam bewohnte Haus betreten und verlaſſen hat.“ Aha! Das genügt! „Um den Namen haben wir uns nicht bekümmert . . .“ Schade . . . „Es wird indeſſen nicht ſchwer ſein, denſelben in Kiſſingen feſtzuſtellen, da er mit der Badegeſellſchaft viel ver-

kehrte . . ." Das genügt! . . . „und ſich . . . (langſamer und immer leiſer) durch das beſtändige Tragen einer gelben . . . Roſe . . ."

(Martenſtädt entfernt haſtig die Roſe aus ſeinem Knopfloch und reicht ſie unter dem Tiſche Hartung.)

Hedwig. Eine gelbe Roſe? Ich habe doch hier eben eine gelbe Roſe geſehen?

Bieringer (Meinlaut). Wie hieß denn die Dame?

Martenſtädt (lächelnd). Wer denn? Die „leichte Perſon?"

Bieringer. Die zweite Frau Düringen . . .

Hartung. Olga Boroſoff.

Bieringer (dem Hartung unter dem Tiſche die Roſe gereicht hat, ſticht ſich etwas daran und führt die Hand, in der er dieſelbe verbirgt, unwillkürlich an den Mund; mit dem Ausdruck leichten Schmerzes). Au!

Hedwig. Was fehlt Ihnen?

Bieringer. Nicht das geringſte. (Immer die Roſe in der geballten Fauſt.) Nur ein bischen geritzt . . . an einer Nadel . . . Nichts weiter! . . . Alſo Olga Boroſoff?

Hedwig. Wußten Sie das nicht?

Bieringer. Keine Ahnung.

Martenſtädt (lächelnd). Sie kennen ſie am Ende?

Bieringer. O! Sehr oberflächlich! Sehr oberflächlich! . . .

Hedwig. Alſo bitte, fahren Sie fort!

Bieringer (aufſtehend). Meine Gnädige! Ich frage mich: können wir es verantworten, auf dem betretenen Wege weiterzuſchreiten?

Hartung (Bieringers früheren Ton copirend). Wir werden in der Erfüllung unſerer Pflicht bis zum Aeußerſten gehen!

Martenſtädt. Bis zum Aeußerſten!

Bieringer (zuverſichtlicher, allmählich die frühere Tonart wiederfindend.) Mir aus der Seele geſprochen! Der gute Ruf einer Dame indeſſen . . .

Martenſtädt. Wir vertheidigen die Reinheit des Herdes! . .

Hartung. Und werfen das Glück zweier Frauen in die Wagſchale! . .

Bieringer. Mir aus der Seele geſprochen! Wir ſind ſo ſtark, daß wir großartig ſein können! Wohlan denn, ſeien wir großartig! Schonen wir den Ruf einer vielleicht nur unüberlegten Frau, die für eine wahrſcheinlich ganz harmloſe Unbeſonnenheit zu ſchwer büßen würde!

Hedwig. Sie ſagten doch eben . . .

Bieringer. Jawohl! Ich habe eben . . . mancherlei geſagt und werde wohl auch noch mancherlei ſagen. Das iſt ja mein Beruf . . . Unſer Adlerblick hat den ſchwachen Punkt der gegneriſchen Aufſtellung erſpäht; darauf concentriren wir unſern Angriff; unſere Feinde zittern. Auf einmal, ganz unerwartet, eine gewaltige Flankenſchwenkung, — Moltke in der Champagne! Wir laſſen Frau Olga und den Jüngling mit der gelben Roſe ganz bei Seite . . .

Hartung. Was den Wüſtling? Strafe dem Leichtſinn! . .

Digitized by Google

Martenſtädt. Sühne der Schuld!

Bieringer (liebenswürdig). Ach, es iſt vielleicht ein ganz reizender und lieber Menſch! . . Schonen wir die goldene Jugend! . .

Hedwig. Wir wollen doch hier nicht ſcherzen . . .

Bieringer. Pardon! Ehe unſere Gegner zur Beſinnung kommen, ſind wir bereits auf ein anderes Ziel losgegangen. Und dieſes Ziel iſt . . Fräulein Marianne.

Hartung. Was ſoll denn das? . .

Bieringer. Da wir das Aergerniß einer heimlichen Entführung ſcheuen, ſo führen wir nun einen Dritten in's Treffen, der das Recht hat mitzuſprechen, wenn es ſich um das Schickſal des jungen Mädchens handelt. Wir verloben Fräulein Marianne . . .

Hartung. Er verlobt! . . Der kleine Bieringer iſt köſtlich! . . . Mit wem verloben Sie denn?

Bieringer. Mit wem? Nun mit Ihnen, oder einem Andern . . . gleichviel.

Hedwig. Ich höre Ihnen mit Staunen zu und verſtehe Sie nicht! Was ſollen dieſe Späße? Ich bin in Angſt und Sorge um mein Kind! Ich ſuche Beiſtand. Wollen Sie mir helfen? Können Sie mir helfen? Ja oder nein?

Bieringer. Was ſoll ich Ihnen ſagen . . .

Hedwig (beſtimmt). Ja oder nein!

Bieringer (verlegen). Ehrlich geſagt: ich fürchte, daß mein jugendliches Alter in einer ſo ſchwierigen Sache auf die Richter keinen guten Eindruck machen dürfte . . . und meine, Sie würden doch wohl beſſer thun, wenn Sie einen älteren Rechtsfreund . . .

Hedwig. Sehr wohl! Ich habe nur zu bedauern, daß Ihnen das jetzt erſt einfällt . . .

Bieringer (wie oben). In der That . . . Sehr bedauerlich! . . . Ich ſelbſt bedauere es ja nicht minder . . . (Für ſich.) So ein Schlemihl wie ich muß noch geboren werden. (Er hat ſeinen Hut genommen und verabſchiedet ſich befangen und linkiſch.) Gnädige Frau . . . Meine Herren . . . (Zu Martenſtädt.) Darf ich Sie (mit Betonung) gleichwohl bitten, mich Ihrem anmuthigen Fräulein Tochter zu empfehlen . . .

Martenſtädt. Jawohl, jawohl . . . (Bieringer ſeufzt tief auf und geht ab.)

Fünfte Scene.

Hedwig. Hartung. Martenſtädt.

Hedwig (die erregt vorn auf der Bühne auf- und abſchreitet, während ſich Hartung und Martenſtädt im Hintergrund, in der Nähe des Erkers halten). Ich bin empört! . . Am liebſten liefe ich jetzt davon und holte mir mein Kind . . . (Der Sturm, der nachgelaſſen hatte, bricht mit erneuter Gewalt los.) Wie das ſtürmt! . . . (Während ſie

ſich vorn ſetzt.) Ach! Der Einzige, auf den ich mich ganz verlaſſen kann, iſt doch nur mein Bruder! Käme er nur! . . .

Hartung (halblaut zu Martenſtädt). Die Idee des jungen Bieringer iſt gar nicht ſo thöricht.

Martenſtädt. Mariannen zu verloben?

Hartung. Ach was! . . Mariannen mit Liſt oder Gewalt aus den Klauen der ruſſiſchen Bären zu befreien! Aber es iſt nicht heranzukommen. Dieſer Boroſoff hütet ſie wie ein Cerberus.

(Ein heftiger Windſtoß. Eines der Fenſter ſpringt auf. Ein blendend heller Blitz beleuchtet die Bühne, Marianne erſcheint in der offenen Thür.)

Hedwig (ſpringt erſchrocken auf). Ha! . . .

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Marianne.

Hedwig. Marianne!

Marianne (die einen Augenblick erſchöpft an der Schwelle ſtehen geblieben iſt, ſtürzt athemlos nach vorn und ſinkt dort zu Füßen ihrer Mutter nieder). Da bin ich!

Hedwig. Um Gotteswillen! Was iſt geſchehen?

Marianne. Ich bin davongelaufen . . . bei Wind und Wetter . . Sie werden mich ſuchen! . . . Sie dürfen mich nicht finden! . . .

Hedwig. Aber ſo faſſe dich doch. Was iſt geſchehen?

Marianne. Die Abreiſe war feſtgeſetzt . . . auf heute Abend . . . Sie wollten mich wieder von dir reißen! . . . Und ich war doch ſo glücklich, dich in meiner Nähe zu wiſſen . . .

Hedwig. Beruhige dich nur!

Marianne. All mein Bitten war vergeblich. Heute Abend ſchon! Sie ſagten mir nicht einmal, wohin? Mein Vater war ausgegangen . . . Beſorgungen . . . was weiß ich? Ich war wieder allein mit dem ſchrecklichen Menſchen . . . Und er beſtürmte mich wiederum! „Laſſen Sie mich!“ rief ich ihm zu. Da ſchlich er an mich heran . . . mit Blicken . . . ich kann es Dir nicht ſchildern! . . . Und er ſtreckte die Hände nach mir aus! . . . Ich wich entſetzt zurück . . . er folgte mir! . . . Er wollte mich gewaltſam an ſich ziehen . . . Da ſtieß ich einen Schrei aus und bin davongelaufen wie eine Wahnſinnige! . . . Bei ſtrömendem Regen, bei Blitz und Donner . . .

Hedwig. Mein armes Kind!

Marianne. Zum Glück fand ich einen Wagen . . . und nun bin ich bei Dir, Mutter. Und ich bleibe bei Dir! Gott verzeih' mir, wenn ich an meinem guten Vater Unrecht thue!

Hedwig. Du biſt außer Dir! Sammle Dich nur! Es wird ſchon Alles gut werden. Dein Vater liebt Dich . . .

Marianne. Ja! Und ich bin nie undankbar, nie trotzig geweſen,

Digitized by Google

habe ihn nie durch Ungehorsam gereizt . . . Aber da kann ich nicht mehr bleiben . . . es geht nicht!

Hedwig. Sei außer Sorgen, Kind. Es soll Dir nichts geschehen! Du bist hier unter sicherm Schutz.

Marianne. Ach, wie so ein einzig Wort beruhigt! Was kann ich fürchten, wenn Du mir beistehst? Geliebte Mutter!

Hedwig (Mariannen streichelnd). Wir Alle helfen Dir: mein Bruder, unsere treuen Freunde, da . . der gute Martenstädt, der Dich wie ein Vater liebt . . . und Hartung . . .

Marianne (die jetzt erst die Herren sieht). Ach, Herr Hartung! . . ich hatte die Herren gar nicht bemerkt . . .

Hartung. Jawohl, Herr Hartung! Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ja! . . Und auch ohne Ihre Erlaubniß, wenn es Ihnen so beliebt!

Marianne (zu ihrer Mutter, gereizt). Hörst Du? Das ist der Ton, in dem der Herr beständig mit mir verkehrt!

Hartung (immer erregter und ärgerlicher). Der Ton! Der Ton . . . ich bin auch gerade in der richtigen Verfassung, um meinen Ton harmonisch abzustimmen! Endlich läuft mir die Galle über! Zu viel ist zu viel, und ich bin ein ausgewachsener Mensch . . .

Marianne. Ich bin auch ausgewachsen! . .

Hartung. Das fragt sich sehr! Und nun will ich Ihnen endlich meine Meinung sagen, junges Mädchen! Ah, Sie haben schöne Dinge angerichtet!

Marianne. Mein Gott, was habe ich denn gethan?

Hartung. Nichts! Gar nichts haben Sie gethan! Das ist es ja eben! Wenigstens nichts Gescheidtes! Im Augenblicke der Gefahr davonlaufen — bei strömendem Gewitterregen, mit einer malerischen Spitzenmantille drapirt — das ist kein Kunststück, das kann jede überspannte Romanheldin auch! Dazu braucht man kein so hübsches und kluges junges Mädchen zu sein! Und nun haben wir den Skandal! Kinderthränen, Mutterzähren — es kann ja noch hübsch werden! Und womöglich noch die Polizei! Und Alles hätte vermieden werden können . . .

Marianne. Aber wie denn?

Hartung. Wie? Durch Sie. Durch Sie ganz allein, junges Mädchen! (Stark.) Weshalb haben Sie sich nicht verheirathet?

Marianne. Verheirathet?

Hartung. Oder wenigstens verlobt? Weshalb haben Sie nicht einem anständigen Manne das Recht eingeräumt, vor Ihren Vater zu treten und ihm zu sagen: Erlaube, lieber Papa. Da habe ich, als zukünftiger Mann Deiner Tochter, doch auch noch ein Wörtchen mitzureden . . . Du liebst Deine Bequemlichkeit und gehst unangenehmen Auftritten gern aus dem Wege? Schön! Eine große Tochter und eine junge Stiefmutter — bisweilen geht's ja gut, aber es kann auch höchst unbequem werden und zu

den peinlichſten Auftritten führen . . . Du willſt mit Deiner jungen Frau in die Weite ziehen? Schön! Gerade deswegen wollen wir hier bleiben. Beſſer als unter der Obhut ihrer Mutter und ihres Oheims kann Deine Tochter nicht aufgehoben ſein! Vor Allem aber . . . Du liebſt Dein Kind? Schön! Dein Kind wird indeſſen auch noch von einem Andern geliebt, anders, aber nicht minder, am Ende ſogar noch ein bischen mehr! — Nämlich von mir . . . Und ſie liebt mich auch . . . und ſie wird unglücklich, wenn Du unſere Verbindung verhinderſt . . . und Du wirſt Mariannen doch nicht unglücklich machen wollen . . . denn Du haſt ſie lieb . . . und . . . und ſo weiter!! Ich ſchwatze lauter dummes Zeug, aber ich weiß ganz genau, was ich ſagen will. Und wenn Sie geſcheidter geweſen wären, hätte ich jetzt keinen Unſinn zu reden brauchen. Item, Sie allein ſind an Allem ſchuld, Sie junges Mädchen! Punktum!

(Der Diener überreicht Hedwig eine Karte.)

Hedwig. Was giebt's?

Diener. Der Herr macht es ſehr dringlich.

Hedwig (lieſt). „Waſſili Boroſoff . . . im Auftrage des Herrn Düringen."

Hartung. Ich ſagte es ja, nun haben wir die Beſcheerung. (Auf Mariannen weiſend, die ſich erſchrocken zu ihrer Mutter flüchtet.) Und nun läuft ſie wieder davon!

Hedwig. Soll ich ihn empfangen?

Marianne (ſchnell). Nein, Mutter.

Hartung. Ganz entſchieden, ja!

Martenſtädt. Verſteht ſich! Wir müſſen doch erfahren, was er will! Soll ich als alter Notar . . .

Hartung. Laß mich nur machen! Ich werde am beſten mit ihm fertig. (Hedwig giebt dem Diener die betreffende Weiſung. Inzwiſchen ſind Lampen hereingebracht. Helle Beleuchtung.)

Martenſtädt. Wenn Du mich brauchſt . . .

Hartung. Jawohl, jawohl . . . Ach, dieſe jungen Mädchen! (Zu Mariannen.) Jawohl, dieſe jungen Mädchen! Sie ſind an Allem ſchuld, Sie ganz allein! . .

Marianne. Natürlich.

Hartung. Ganz allein!!

Marianne (zu ihrer Mutter). Verſtehſt Du das?

Hedwig (lächelnd). Sehr gut!

Marianne. Er kann mich nicht ausſtehen!

Hedwig. Er liebt Dich.

Marianne (leiſe). Ah! . . (Sich wieder zu ihrer Mutter wendend.) Aber er beleidigt mich doch in einem fort?

Hedwig. Er liebt Dich . . . Nichts weiter.

Hartung. Aber ſo geht doch nur.

Marianne. Ja doch, ja doch! (An der Thür.) Brummbär! (Alle ab.)

Hartung (während er der Thür zuſchreitet). Es iſt doch gut, daß ſie da iſt! Nun haben wir ſie, und nun halten wir ſie.

Siebente Scene.

Hartung. Boroſoff.

Boroſoff (überraſcht, als er Hartung vor ſich ſieht, grüßend). Mein Herr ...

Hartung. Mein Herr ...

Boroſoff. Ich bin überraſcht, Ihnen hier zu begegnen.

Hartung. Ich war im Gegentheil auf das Vergnügen ſchon vorbereitet.

Boroſoff. Ich habe indeſſen nur mit Herrn Dr. Wilhelmi zu ſprechen ...

Hartung. Der leider nicht zu Hauſe iſt ...

Boroſoff. Wirklich nicht zu Hauſe?

Hartung. Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu ſagen.

Boroſoff. Ich komme als Bevollmächtigter des Herrn Generalconſuls Düringen, um mich nach dem Verbleiben des Fräulein Marianne zu erkundigen ... Iſt der Herr Doctor noch immer nicht zu Hauſe?

Hartung. Noch immer nicht.

Boroſoff. Es iſt das zweite Mal, daß ich mit Ihnen zuſammentreffe; und es macht auf mich den Eindruck, als ob ich auch diesmal mich in einen gewiſſen Gegenſatz zu Ihnen zu ſtellen hätte.

Hartung. Ihre Ahnung täuſcht Sie nicht.

Boroſoff. Dann möchte ich Sie gehorſamſt darauf aufmerkſam machen, daß zwiſchen uns eine Kleinigkeit noch nicht geregelt iſt.

Hartung. Sprechen wir nicht von der Kleinigkeit. Ich habe die Schuld zu den verlorenen geſchrieben und Ihr Conto in meinen Büchern ausgeglichen.

Boroſoff. Sie ſcherzen ... In Ehrenhändeln ſollte man eigentlich nicht ſcherzen.

Hartung. Ich nehme dergleichen auch bitter ernſt, und ich ſcheue eben nur eines: die Lächerlichkeit. Deswegen habe ich mich auch unter der Hand bei einem meiner Freunde, der in ruſſiſchen Perſonalien ſehr bewandert iſt, zunächſt ein wenig erkundigt ... bei Ihrem Botſchaftsſecretär, dem Grafen Oſtrow ...

Boroſoff. Ah!

Hartung. Sie kennen ihn ja?

Boroſoff. Sehr oberflächlich ...

Hartung. Nun, Graf Oſtrow iſt der Typus des vornehmen Ruſſen ... ein Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle ...

Boroſoff. Eine Bemerkung, bevor Sie weiter gehen!.. Das etwaige Leumundszeugniß eines ruſſiſchen Beamten würde ich entſchieden zurückweiſen müſſen. Ich habe, als des Nihilismus verdächtig, meine Heimat verlaſſen müſſen ...

Hartung. Von Nihilismus iſt hier gar nicht die Rede. Graf Oſtrow hat mich ermächtigt, Ihrem Gedächtniß durch den Hinweis auf eine durchaus unpolitiſche Geſchichte zu Hülfe zu kommen. Er hat mir nämlich erzählt, daß Sie vor einigen Jahren in einem vornehmen Petersburger Club mit auffallend andauerndem Glücke geſpielt haben ... Soll ich fortfahren?

Boroſoff. Ich bitte darum.

Hartung. Nun ... eines Nachts zu vorgerückter Stunde — die Köpfe waren erhitzt — will einer der Anweſenden — ich glaube, Graf Oſtrow war's ſelbſt — bemerkt haben, daß Sie ſich mehrfach beim Kartengeben geirrt und einigemale aus Verſehen eine Karte zuviel auf Ihr Knie haben gleiten laſſen, die Sie dann mit großer Gewandtheit mit einer Karte aus der Hand vertauſcht hätten ... Soll ich fortfahren?

Boroſoff. Ich bitte darum.

Hartung. Der Herr war ſo ungalant, Sie und Ihre Mitſpieler auf den Irrthum aufmerkſam zu machen. Scene ... Beleidigung ... Herausforderung ... Sie hatten nun einige Mühe, in der bekannten Petersburger Geſellſchaft einen Cartelträger zu finden ... oder vielmehr: Sie fanden keinen. Die Wahl der Perſönlichkeit aber, welche ſich endlich dazu herbeiließ, machte Ihren Gegner und deſſen Freunde ſtutzig. Es wurden umfaſſende Ermittelungen angeſtellt, und das Reſultat war: Sie wurden ausballotirt, und der vom Club eingeſetzte Ehrenrath verbot Ihrem Gegner, ſich mit Ihnen zu ſchlagen. Deshalb hat Graf Oſtrow gelächelt, als ich ihm meinen Fall vortrug; und dies Lächeln war für mich gerade genug; denn ich möchte mich auf keinen Fall auslachen laſſen.

Boroſoff. Sind Sie nun fertig?

Hartung. Vollkommen.

Boroſoff. Dann habe ich Sie nur zu erſuchen, mir das Alles noch einmal zu erzählen, — und zwar in Gegenwart des Grafen Oſtrow.

Hartung. Gern! Sie kommen unſern Wünſchen nur entgegen.

Achte Scene.

Die Vorigen. Wilhelmi.

Wilhelmi (mit dem Hut auf dem Kopfe aus dem Wartezimmer tretend und in daſſelbe ſprechend). Alſo bitte, folgen Sie mir ... (Er erblickt die Herren, nimmt grüßend den

Hut ab und wendet ſich wieder nach dem Wartezimmer.) Noch einen Augenblick, meine Liebe! Ich rufe Sie gleich . . . (Nach vorn tretend.) Verzeihen Sie! Draußen verlangt Jemand nach dem Arzte. (Hartung die Hand drückend, dann zu Boroſoff.) Was verſchafft mir die Ehre?

Boroſoff. Ich bin von meinem Schwager Düringen bevollmächtigt, an Sie das Erſuchen zu ſtellen, daß Fräulein Marianne, die das elterliche Haus heimlich verlaſſen und ſich hierher geflüchtet hat, meinem Schutze übergeben werde. Hier meine Vollmacht. (Er überreicht ihm ein Schreiben.)

Wilhelmi (erſtaunt). Marianne?

Hartung. Es iſt richtig! Marianne hat ſich den Zudringlichkeiten, denen ſie im Hauſe ihres Vaters von Seiten dieſes Herrn ausgeſetzt war, durch die Flucht entzogen und ſich dem Schutze ihrer Mutter und ihres Oheims anvertraut.

Wilhelmi. So, ſo?

Boroſoff. Mein Schwager iſt geſonnen, ſeine unzweifelhaften Rechte zur Geltung zu bringen . . . mit allen verfügbaren Mitteln; wir erwarten, daß Sie keinen Anſtand nehmen werden . . .

Wilhelmi. Mariannen Ihnen auszuliefern? Das muß ich mir doch noch überlegen.

Boroſoff. Sie weigern ſich alſo?

Wilhelmi. Meine Antwort ſollen Sie gleich hören! Nur einen Augenblick Geduld! Ich muß eine Patientin abfertigen, die ſeit einer Stunde auf mich wartet. Es iſt gleich geſchehen! (Er hat Boroſoff in den Erker geführt. Boroſoff macht eine Verbeugung und ſetzt ſich dort. Wilhelmi, ſich an Hartung wendend.) Bitte, warte! (Hartung bleibt hinten ſtehen, ohne ſich um Boroſoff zu kümmern.)

Neunte Scene.

Wilhelmi. Brigitte. — Boroſoff und Hartung (im Erker).

Wilhelmi (tritt an die Thür des Wartezimmers, die er öffnet). Nun ſtehe ich zu Ihrer Verfügung. (Brigitte tritt ein. Als Boroſoff ſie erkennt, erhebt er ſich ſchnell, ſetzt ſich jedoch gleich wieder. Während Wilhelmi Brigitten nach vorn führt.) Ich hätte im Laufe des Abends auf alle Fälle bei Ihnen vorgeſprochen . . . Wie ſteht's zu Hauſe? Hat ſich der Zuſtand der Kleinen ſeit heute Nachmittag verſchlimmert?

Brigitte (mit tiefer Ergriffenheit, leiſe, ohne Thränen zu vergießen). Sie iſt todt, Herr Doctor. (Wilhelmi nickt langſam, als beſtätige dies ſeine Annahme.) Wirklich todt! . . Ich habe ihre kleine Hand erfaßt, ſie iſt ſchwer auf die Decke gefallen. Nun liegt ſie ruhig da, wie befreit. Meine Nachbarin wacht bei ihr. Und ich bin zu Ihnen gekommen, Herr Doctor, um Sie zu bitten, beim Hausherrn ein gutes Wort für mich einzulegen. Während der Krankheit des Kindes habe ich wenig arbeiten können und wenig verdient. Ich ſchulde

dem Wirth den letzten Miethszins, und er hat mir heute ſagen laſſen, daß ich morgen das Zimmer zu räumen hätte, er habe anderweitig darüber verfügt. Und wo ſoll ich jetzt hin? Mit dem Kinde?

Wilhelmi. Machen Sie ſich keine Sorgen! Es wird für Alles Rath geſchafft werden. Ich ſtehe Ihnen dafür ein. Es ſteht nicht in meiner Macht, Ihren Schmerz zu lindern, aber vor bitterer Noth werde ich Sie mit guter Menſchen Hülfe ſchützen. Verlaſſen Sie ſich darauf!

Brigitte. Sie ſind ſehr gütig, Herr Doctor, und ich danke Ihnen von Herzen. Daß ich mich gerade jetzt um mein Unterkommen bekümmern ſollte, — es war mir wie eine Entweihung meines Schmerzes. Und mein Schmerz — glauben Sie mir, Herr Doctor — es iſt noch das Einzige, was mir in dieſem Daſein lieb und heilig iſt. Das kleine Weſen, das der Tod mir genommen hat — was war es für die Uebrigen? Ein blaſſes, hübſches, zartes Kind, ſonſt war es nichts. Für mich war es Alles! Mein ganzes Herz hing an dem Kinde, und mit ihm habe ich Alles verloren.

Wilhelmi (ſehr ſanft). Aber liebſte Brigitte!

Brigitte. Sie brauchen mich nicht zu tröſten, Herr Doctor! Mich verlangt's gar nicht nach Troſt. Es iſt gewiß gut, daß Alles ſo gekommen iſt, wie es hat kommen ſollen. Hätte die Kleine gelebt, — was wäre aus ihr geworden? In der Dürftigkeit wäre ſie aufgewachſen, und vielleicht wäre es ihr ergangen wie mir ſelbſt . . .

Wilhelmi. Laſſen Sie das Unabänderliche!

Brigitte. Ich kann es nicht! Ich muß an Ihn denken, der alles das verſchuldet hat! Nicht mit Haß, aber mit Verachtung muß ich des Elenden gedenken, der nicht einmal weiß, was er verloren hat, dem nicht einmal das Recht zuſteht, um den Tod ſeines eigenen Kindes zu trauern! Ich allein darf es . . . Ja, Doctor! Man iſt rechtſchaffen und brav, der Stolz der Seinigen . . . bis Einer kommt, der Alles das für nichts erachtet, und der das argloſe Mädchen zu Grunde richtet, damit er einige luſtige Stunden mehr in ſeinem luſtigen Leben zählen könne! . . . Sie haben die Briefe jenes Menſchen geleſen — dieſes wohlüberlegte, planmäßige Vergiften meiner Seele. Sein Weib — „ſchon heute vor Gott, und ſo Gott es will, in wenigen Tagen vor den Menſchen" — hat er mich geheißen. Und wie eine zugelaufene Dirne hat er mich wieder laufen laſſen, als ſeine hungrigen Sinne geſättigt waren! Und das ſollte unvergolten bleiben? Nein, ich glaube es nicht! . . . Vergeben Sie mir, Herr Doctor! Seit langen Jahren habe ich mein Herz nicht ausſchütten können. Und in den einförmigen Tagen und endloſen Nächten füllt ſich das Herz, und der Mund geht davon über. (Sie reicht ihm die Hand, die Wilhelmi herzlich drückt und in der ſeinigen feſthält.) Vergeben Sie mir!

Wilhelmi. Ich komme noch heute zu Ihnen. Es wird Alles

geordnet. Ich komme heute noch! (Wilhelmi begleitet sie bis zur Thür und drückt ihr nochmals die Hand. Währenddem sagt)

Brigitte. Ich danke Ihnen . . . Ich will nun gehen . . . zu meinem Kinde. (Langsam ab.)

Zehnte Scene.

Wilhelmi. Hartung. Borosoff.

Borosoff (hervortretend; für sich). Das Spiel ist hoffnunglos. Verlieren wir die Partie mit Anstand. (Auf Wilhelmi zugehend; zu diesem halblaut, mit eindringlichem Tone.) Ich drücke die Hand, die mich so grausam züchtigt. Ich werde meine Schuldigkeit zu thun wissen. Denn ich bin wirklich kein schlechter Mensch. Wahrhaftig nicht!

Wilhelmi. Wollen Sie nun Herrn Düringen mittheilen, daß ich mich entschieden weigere, meine Nichte Ihnen anzuvertrauen.

Borosoff. Sehr wohl! Und ich nehme allerdings Anstand, gleich bis an die äußerste Grenze meiner Vollmacht zu gehen. Schließlich . . . was geht's mich an? Mag Herr Düringen selbst sein Kind fordern, da er darauf besteht, daß Fräulein Marianne ihn nach Italien begleite . . .

Hartung. Also wirklich . . . nach Italien? Und mit Ihnen? Da hätte ich doch auch noch ein Wörtchen mitzusprechen.

Borosoff. Wieso?

Hartung. Wieso? Nun . . . weil ich meine Zustimmung versage . . . Jawohl! Ich, Franz Hartung, Gutsbesitzer und Amtsvorsteher, Fräulein Mariannens angelobter Bräutigam!

Borosoff. Fräulein Mariannens Bräutigam?

Hartung. Zu dienen . . . wenn es Ihnen nicht weiter unangenehm ist.

Borosoff (zu Wilhelmi). Dann möchte ich Sie nur noch bitten, Fräulein Marianne in meiner Gegenwart zu fragen: ob sie ungeachtet der väterlichen Vorstellungen freiwillig in diesem Hause bleibt, und ob hier irgend jemand mit den Rechten eines Verlobten für sie eintreten darf?

Wilhelmi. Mit Vergnügen. (Er wendet sich nach links.)

Hartung (zu Wilhelmi, dem er gefolgt ist, leise). Woher denn dieser plötzliche versöhnliche Umschwung?

Wilhelmi. Er ist der Vater . . .

Hartung. Des verstorbenen Kindes?

Wilhelmi. Ja.

Hartung (mit einem Blicke verächtlichen Zornes auf Borosoff). Der Lump! (Seine Erregung beherrschend.) Eine gewisse Vielseitigkeit läßt sich dem Herrn nicht absprechen!

Borosoff (der nach der anderen Seite herübergegangen ist, für sich). So wird es mir noch leidlich bequem gemacht, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Elfte Scene.

Die Vorigen. Marianne, der Hedwig und Martenſtädt folgen.

Wilhelmi (an der Thür). Marianne, darf ich Dich bitten? (Marianne bleibt einen Augenblick zögernd an der Schwelle ſtehen. Dann wirft ſie ſich an Wilhelmis Bruſt, der ſie herzlich umarmt.)

Marianne. Geliebter Onkel!

Wilhelmi. Mein gutes Kind, ſammle Dich! . . . Du ſollſt dem Herrn, der von Deinem Vater abgeſandt iſt, einen wichtigen Beſcheid geben . . .

Hartung (der an ſie herangetreten iſt, leiſe und ſchnell). Was immer Sie hören mögen, wundern Sie ſich über nichts, und ſagen Sie zu Allem: ja!

Wilhelmi. Herr Boroſoff will alſo aus Deinem Munde vernehmen, daß Du keinem Zwange gehorchſt, wenn Du bei uns bleibſt, und daß Du Dich unter unſerm Schutze — unter dem Schutze Deiner Mutter, Deines Oheims und (auf Hartung weiſend) Deines Bräutigams (Marianne fährt auf) genügend ſicher fühlſt. Antworte frei und offen: iſt dem ſo?

Marianne (nach einer kleinen Pauſe, freudig, mit feſter Stimme). Es iſt ſo!

Boroſoff. Dann iſt mein Auftrag zu Ende . . . Alſo: „es iſt ſo!“ Mit dieſen drei grauſamen Worten haben Sie den reinſten und ſchönſten Traum meines Daſeins vernichtet. Möchten Sie es nie zu bereuen haben! Sie haben meinem Herzen zu nahe geſtanden, als daß ich Sie je vergeſſen könnte. Gedenken Sie bisweilen auch eines einſamen Unglücklichen, der Sie über Alles liebt! . . . Mich rufen andere Pflichten. Leben Sie wohl! (Er geht ab.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen ohne Boroſoff.

Hartung. Das war aber ſchön geſagt!

Marianne (ſich an Hedwig anſchmiegend). Und nun bleibe ich bei Dir, Mutter! Nicht wahr? Immer!

Hedwig (gerührt.) Wer weiß, Kind!

Martenſtädt. Und Du, mein Herr Schwager, — Du verlobſt Dich ſo . . . ohne Weiteres?

Hartung (zu Marianen). Verzeihen Sie mir die Nothlüge! . . . Zeit gewonnen . . .

Marianne (an Hedwigs Bruſt, halb zu dieſer, halb zu Hartung). Man ſollte eigentlich niemals lügen, auch nicht in der Noth . . .

Hartung (ſehr freudig). Wie war das? Aber ein Wort! Ein Blick. Und ich mache es zur Wahrheit! . . . Marianne, ſoll es wahr ſein? . . Hedwig? . . . (Hedwig ſtreckt ihm die Hand entgegen, die er ſtürmiſch ergreift. Sie legt ſie in Mariannens Hand und tritt lächelnd zurück. Hartung ſchließt Mariannen leidenſchaftlich an ſich.) Sind wir nun endlich einig?

Marianne. Ja! Endlich!

Hartung. Und wir zanken uns nie wieder?

Marianne. Nie! Weshalb haben wir uns nur beſtändig gezankt?

Hartung. Daran war ich ganz allein ſchuld! . . . Mit meiner Bauernderbheit . . .

Marianne. Nein. Meine Empfindlichkeit! . . .

Hartung. Erlaube! . . . (Sich lächelnd unterbrechend.) Ganz wie Du willſt! . . . Wir ſind ja einig!

Wilhelmi. Wir wußten es längſt.

Marianne. Aber mein Vater?

Hartung. Ah! . . . Das laß meine Sorge ſein! Ich werde ihm ſagen: Erlaube, lieber Papa! Du liebſt Dein Kind und willſt es glücklich ſehen? Schön! Du gehſt nach Italien? Schön! Dann bleiben wir hier . . . Denn eine große Tochter und eine junge Stiefmutter . . .

Marianne (lächelnd einfallend). Das haſt Du ja Alles ſchon einmal geſagt!

Hartung. Dann ſage ich es ihm eben noch einmal! Und auf der Hochzeitsreiſe beſuchen wir ihn! Punctum! (Er umarmt Mariannen noch einmal.)

Hedwig. Du wirſt mir wieder genommen. Aber Du bleibſt mir doch! Nicht wahr, mein Kind?

Marianne (ſich aus der Umarmung losmachend und Hedwig, die ihr Tuch an die Augen drückt, zärtlich umſchließend). Weine nicht, Mutter!

Der Vorhang fällt.

Realismus und monumentale Kunst.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

Ueberblicken wir den historischen Entwicklungsgang der bildenden Künste, so bemerken wir alsbald zwei Strömungen des künstlerischen Lebens, im Wesen entgegengesetzt, manchmal selbst einander ausschließend, doch auch oft sich gegenseitig bedingend. Das eine ist die unbefangene Hingabe an die Welt der Erscheinungen, deren schlichte Spiegelung in der Kunst wir Realismus nennen. Ihm gegenüber tritt schon früh das Bestreben auf, über die Schranken des sinnlich Wahrnehmbaren hinaus zu inneren Anschauungen ewiger Gedankenwelten vorzudringen, diese im Bilde zu verklären, in dauernden Formen für alle Zeiten festzuhalten. Wir bezeichnen dies als monumentale Kunst.

Am prägnantesten haben beide Richtungen sich vor vielen Jahrtausenden schon in der Kunst der alten Aegypter ausgesprochen. Zum Frühesten, was sonst irgendwo von künstlerischen Schöpfungen sich erhalten hat, zählen bekanntlich die Pyramiden von Gizeh, die kolossalsten Zeugnisse, welche der Monumentalsinn jemals auf Erden hingestellt hat. Aber kaum minder früh sind jene gleichfalls dem ältesten Reiche von Memphis angehörenden Einzelgestalten, welche wie der bekannte hockende Schreiber im Louvre oder die merkwürdige Holzfigur des Museums von Bulak mit der vollen Schärfe des frappantesten Realismus das individuellste Leben wiedergeben. So weit entfernt sind diese Werke von dem typisch Conventionellen der späteren ägyptischen Kunst, daß, als die Fellaharbeiter die letztgenannte Figur, einen wohlbeleibten kahlköpfigen Mann mit dem Knotenstock in der Hand, an's Licht zogen, sie mit dem einstimmigen Schrei „unser Dorfschulze" ihrem Staunen

Ausdruck gaben. Wie ein aus der unmittelbaren gegenwärtigen Wirklichkeit geschöpfter Eindruck wirkte dies über fünftausend Jahre zählende Werk. Derselbe starke Zug zum Realismus verläßt aber auch in der späteren Entwickelung die ägyptische Kunst keinen Augenblick. Denn als der Monumentalsinn sich zu jenen gewaltigen Tempeln und Grabanlagen steigerte, wie sie keine Zeit und kein Volk so staunenswerth wieder hervorgebracht, und als in den strengen, typisch gebundenen Kolossalgestalten der Plastik ein nicht minder monumentaler Schmuck hinzugefügt wurde, blieb in den Gemälden und Koilanaglyphen, welche sämmtliche Flächen, selbst Säulen und Pfeiler bekleiden, ein Rest jener ältesten Realistik zurück. Gewirkten Teppichen gleich in leuchtender Farbenpracht schildern sie größtentheils mit erstaunlicher Naivetät das Leben der Pharaonen, das Volk bei seiner Arbeit, aber stets mit Beziehung auf den Herrscher, Kriegszüge, Jagdscenen, friedliche Thätigkeiten aller Art voll realistischer Treue und Schärfe. Dem genauen Betrachter entgeht aber nicht, daß eine gewisse Dissonanz zwischen dem großen monumentalen Stil der Bauten sammt ihren plastischen Einzelfiguren und diesem naiven Chronikenstil der erzählenden Decorativkunst besteht. Dies war jedoch die nothwendige Folge der Aufgaben, die hier den Künstlern gestellt wurden: die monumentale Verherrlichung des Pharaonenthums in Denkmälern des riesigsten Maßstabes, deren Schmuck völlig realistisch sich auf das Leben der Herrscher bezog. Schon hier zeigt sich, daß die bildende Kunst im Wesentlichen das zu gestalten hat, was das allgemeine Bewußtsein, was die herrschenden Mächte von ihr verlangen. Denn während Poesie und Musik frei aus dem Inneren strömen, keinem Zwange unterthan, keinem äußeren Gebot gehorchend, sind die bildenden Künste meist an die Aufgaben gebunden, die ihnen gestellt werden, abhängig von dem allgemeinen Verlangen, das sie umgiebt.

Ganz anders wurde es aber bei den Griechen. Zwar die ältere Kunst der heroischen Zeit, die noch unter dem Einfluß des Orients stand, folgte den realistischen Antrieben, die sie von dort empfing. Wenn wir bei Homer die Beschreibung des von Hephästos selbst gearbeiteten Schildes des Achill lesen, Darstellungen des menschlichen Lebens im Frieden und im Kriege, in der Stadt und auf dem Lande, der Beschäftigungen der Jahreszeiten, Säen und Ernten, friedliches Weiden der Heerde, Angriff zweier Löwen auf die Rinderheerde, Hochzeitszug, Reigentanz und Volksversammlung, so glauben wir die Gemälde ägyptischer Tempel und Gräber, die Reliefs assyrischer Königspaläste vor Augen zu sehen. Dieselbe schlicht realistische Sittenschilderung finden wir auf mancher silbernen Schale und manchem Broncefchilde Etruriens und Cyperns, wo die Ausgrabungen Cesnolas neuerdings vieles Derartige an's Licht gezogen haben; wir finden sie ferner in den merkwürdigen Funden Schliemanns und endlich in großer Fülle auf den griechischen Vasen des ältesten Stils. Sobald aber der griechische Geist genugsam erstarkt war, um sich von diesen orientalischen Anschauungen zu

befreien, trat sofort ein Umschwung ein zu Gunsten jener großen monumentalen Kunst, in welcher Alles den erhabensten Ideen des Volksgemüthes, dem Cultus der Götter zu dienen bestimmt war. An die Stelle des Herrscherpalastes der heroischen Zeit tritt der Tempel, an die Stelle jener naiven Genrebildnerei die große Idealkunst eines echt monumentalen plastischen Stils. Ihre Themata sind fortan der Göttermythos und die Heroensage, die besonders in den Metopen, Friesen und Giebelfeldern zu vielfacher Verwendung kommen. Wenn wir die uns gebliebenen Denkmäler dieser Art von jenen ältesten Metopen zu Selinunt, der Gigantomachie am Schatzhaus der Megarenser zu Olympia, dem Zeustempel daselbst und dem Tempel zu Aegina bis zu den Wunderwerken des Parthenon und Theseion betrachten, so erkennen wir einen stetigen Fortschritt von alterthümlicher Gebundenheit zu höchster Freiheit, herbeigeführt durch ein fortgesetztes, tief eindringendes Studium der Natur. Gewiß giebt es nichts Feierlicheres, Großartigeres, Monumentaleres als die Giebelsculpturen des Parthenon, und doch verbindet sich in jeder Figur die feinste Naturwahrheit, der unmittelbarste Ausdruck des Lebens mit den großen Gesetzen monumentaler Composition, und so wird hier eine Harmonie architektonischer und plastischer Schöpfungen erzielt, wie sie den Aegyptern und dem gesammteu Orient unerreichbar war. Diese große Kunst wurde aber getragen und gefördert von dem hohen monumentalen Sinne eines Volkes, dem nach dieser Seite die größten Opfer nicht unerschwinglich waren, das aus der marathonischen und salaminischen Siegesbeute die erhabensten Kunstwerke errichten ließ und für das Tempelbild der Athene allein an Gold die Summe von vierundvierzig Talenten, gegen 2½ Millionen Mark, aufwandte. Ohne solche opferwillige Hingebung giebt es nirgends eine hohe Monumentalkunst.

So ist in dieser großen Zeit bei den Griechen Alles ausschließlich monumentale Kunst, wie denn das private Leben zunächst keinen Ausdruck in der Kunst findet, und die Wohnhäuser selbst der angesehensten Männer und Führer des Staatswesens die äußerste republikanische Einfachheit verriethen. Namentlich die Plastik bewegte sich fast ausschließlich in den großen Formen das monumentalen Stils, und nur die neueren Gräberfunde von Tanagra haben uns in jenen zierlichen graziösen Thon-Figürchen, die schon durch ihren Farbenreiz den Eindruck des unmittelbarsten Lebens machen, Beispiele einer fast realistisch zu nennenden Genrekunst vor Augen gestellt. Denn neben Figuren eines mehr idealen Gepräges begegnen uns besonders die anmuthigen Gestalten griechischer Frauen und Mädchen ganz in der Weise wie das tägliche Leben sie zeigte; dann aber auch humoristische Scenen, wie jene kleine Gruppe, die uns auf's Lebendigste in die Bude eines böotischen Barbiers versetzt. Darstellungen ähnlicher Art fehlten auch der griechischen Malerei in der späteren Zeit nicht, wie denn Piraikos wegen seiner zierlich ausgeführten Bilder von Barbier- und Schusterbuden in der alexandrinischen Zeit berühmt war. Freilich deutet der Scherzname Rhyparographie

(Schmutzmalerei) darauf hin, daß es nicht an Spottreden über diese den Griechen sonst so fern liegende Kleinmalerei im Stil der Niederländer fehlte, wenngleich diese Bildchen von den Liebhabern zu hohen Preisen gekauft wurden. Dies sind aber auch die einzigen Spuren einer realistischen Genrekunst bei den Griechen, deren Streben nach hoher Monumentalkunst so durchgreifend war, daß sie selbst in der spätesten Zeit noch ein so großartiges Werk wie die pergamenische Gigantomachie hervorbringen konnten. Und obwohl dies eine königliche Stiftung war, bestimmt, die Heldenthaten des attalidischen Herrschergeschlechtes zu feiern, so geschah dies doch nicht im realistischen Sinn des Orients, sondern in dem hohen griechischen Idealismus, der den Göttern die Ehre gab und die menschlichen Ereignisse im mythischen Spiegelbilde verklärte.

Mit dem Auftreten des Christenthums vollzieht sich ein tief einschneidender Umschwung im Leben der bildenden Künste. Wie in allen Epochen die durch das religiöse Pathos beherrscht werden, wendet sich auch jetzt wieder die gesammte Thätigkeit der Phantasie einzig darauf, den erhabensten Ideen, den Anschauungen vom Göttlichen zu machtvollem monumentalen Ausdruck zu verhelfen. Mehr als je ist es die Architektur, welche den Reigen führt; aber zur Vervollständigung ihrer Wirkungen nimmt sie zunächst nicht mehr wie bei den Griechen und Römern die Plastik zu Hülfe, sondern beruft die Malerei in die erste Stelle. Die Religion der Innerlichkeit braucht zur Ausprägung ihrer Gedankenkreise die innerlichste unter den bildenden Künsten. Und nicht minder bezeichnend ist, daß diese sich nicht am Aeußern, wie die Plastik der Griechen, sondern im Inneren der Gotteshäuser zu bethätigen hat. Es entstehen jene gewaltigen Mosaikcyclen, welche an Wänden und Gewölbflächen der Basiliken und der centralen Kuppelbauten noch jetzt mit ihrem strengen Ernst und ihrer feierlichen Farbenpracht auf goldstrahlendem Grunde das Gemüth in mystische Stimmung versetzen und mit der Ahnung des Unendlichen erfüllen.

Dieser ausschließliche Zug auf's Monumentale bleibt der mittelalterlichen Kunst während ihres mehr als tausendjährigen Bestehens treu, und es hat wohl nie die Menschheit eine so lange Zeit hindurch in ihrem künstlerischen Schaffen so unverwandt diese eine Richtung verfolgt. Und das gilt nicht blos von den ausgedehnten Gemäldecyclen der romanischen Zeit, wie sie uns schon in der Frühepoche in den Wandbildern jener kleinen Basilika auf der Reichenau entgegen treten, sondern auch von den unermeßlichen in Stein gehauenen Riesengedichten, wie sie im 13. Jahrhundert die Façaden der Kathedralen von Paris, Chartres, Amiens, Rheims, Straßburg und so vieler anderen Dome schmücken. Aber wir wissen auch aus zahlreichen Beispielen, wie die religiöse Begeisterung überall zu kirchlichen Stiftungen und Monumentalwerken hindrängte, wie gelegentlich bei Bauten dieser Art Alt und Jung, Vornehm und Gering, Männer und Frauen sich nicht scheuten, sogar Handlangerdienste zu thun. Einer der liebenswürdigsten

Züge, die uns berichtet ſind, bezieht ſich auf den Neubau der Kloſterkirche zu Walkenried im Harz, wo ein Bäuerlein eine Fuhre Steine zum Geſchenk bringt, dann aber den Wagen ſammt den Pferden hinzufügt und ſelbſt die Peitſche zurückläßt, um nichts für ſich zu behalten. Bei dieſem, alles Andere zurückdrängenden Monumentalſinn iſt es bezeichnend für den Geiſt der Epoche, daß in formaler Hinſicht die ganze Kunſt im Typiſchen feſtgebannt blieb. Selbſt Giotto, der große Erneuerer der italieniſchen Malerei, der ſie aus den byzantiniſchen Feſſeln befreite, hat bei aller Kraft und Tiefe des Naturgefühls noch nicht das Verſtändniß des menſchlichen Organismus, um ſeine Geſtalten naturwahr durchbilden zu können. So tief verſchleiert war dem ganzen Mittelalter die Natur, ſo ausſchließlich blieb die Kunſt der ganzen Zeit im Symboliſchen und Mythiſchen gefangen.

Und doch, wenn man genauer zuſchaut, ſchlummert auch in dieſer Epoche nicht ganz der dem Menſchen tief eingepflanzte Sinn für die unmittelbaren Aeußerungen des alltäglichen Lebens: in die feierlichen Statuenreihen der Kathedralen miſchen ſich kleine Reliefſcenen des menſchlichen Treibens, wie es der Wechſel der Jahreszeiten mit ſich bringt; voll naiven Reizes ſind auch die auf Giotto zurückzuführenden Reliefs mit den Schilderungen der menſchlichen Culturentwickelung am Campanile des Domes zu Florenz; frei und heiter ſpielt die Miniaturmalerei bei der Ausſchmückung der Dichterhandſchriften, indem ſie ritterliches Gebahren und Minnetreiben anmuthvoll uns vor Augen ſtellt; ja mit derbem Humor und tollem Mummenſchanz ergeht ſich die Laune der Bildſchnitzer in den genrehaften und nicht ſelten poſſenmäßigen Bildwerken an den verſteckteren Stellen der Chorſtühle, beſonders an den Miſericordien.

Was hier überall, namentlich gegen Ausgang des Mittelalters, immer unaufhaltſamer zu Tage ringt, fröhliche Weltluſt, unbefangene Freude an Natur- und Menſchenleben, ſollte nun im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, getragen von dem mächtigen Frühlingswehen, das eine neue Zeit, die Zeit des Forſchens und Erkennens, begleitete, zu einer vollſtändigen Erneuerung der Kunſt führen. Der heiße Drang der Menſchheit, der die Grenzen der bekannten Erde in's Unermeßliche erweiterte und in der Entdeckung einer neuen Welt gipfelte, ſuchte und fand im künſtleriſchen Schaffen ſeine Befriedigung in jener wiſſenſchaftlichen Vertiefung, die wir als die Entdeckung der Natur und des Menſchen bezeichnen können. Erſtaunlich, mit welcher Gewalt, einem Alpenſtrome gleich, der aus tief verſteckten Klüften auf einmal hervorbricht, dieſe Tendenz ſich zu Tage ringt und zu gleicher Zeit im Norden wie im Süden ſich in großartigen Schöpfungen bethätigt. Wie ein Wunder tritt die Kunſt der Brüder van Eyck ſogleich mit dem größten Meiſterwerke des 15. Jahrhunderts dieſſeits der Alpen in die Erſcheinung, und um dieſelbe Zeit weiſen in Florenz die großen Bahnbrecher Brunellesco, Ghiberti, Donatello, Maſaccio der Kunſt völlig neue Wege. Der Organismus der menſchlichen Geſtalt, die Geſetze der Proportionen und der Per-

Digitized by Google

spective, von denen die Menschheit über ein Jahrtausend lang keine Ahnung gehabt hatte, werden in angestrengtem Studium erforscht, und so groß war der wissenschaftliche Eifer unter den Künstlern, daß es nicht vereinzelt steht, wenn Paolo Uccello sich abmühte, „Körper mit 72 Flächen wie Diamantspitzen, dabei auf jeder Fläche Stäbe, die von unten auf gewunden waren, darzustellen," und daß er ganze Nächte mit solchen Studien zubrachte und seiner Frau, wenn sie ihm zugeredet, er möchte sich schlafen legen, nur entzückt antwortete: „O, welch ein anmuthig Ding ist diese Perspective."

Bei den Italienern aber war neben der Natur die wiederentdeckte Herrlichkeit der Antike ein mächtiges Förderungsmittel, durch welches vor Allem ihr Sinn für Größe des Stils und monumentale Auffassung sich immer höher steigerte. So entstand denn jene große Kunst, die uns besonders in den Fresken eines Masaccio, Fra Filippo und Filippino Lippi, Mantegna, Pier della Francesca, Signorelli, Botticelli, Domenico Ghirlandajo, Benozzo Gozzoli und so vieler Andern noch jetzt durch die unerschöpfliche Kraft und Lebensfülle in Erstaunen setzt. So quellenfrisch sprudelte diese Fähigkeit, daß es uns nicht Wunder nimmt, wenn der große Ghirlandajo nach Vollendung seiner Fresken in Sta. Maria Novella und Sta. Trinita dem Bedauern Ausdruck giebt, daß es ihm nicht vergönnt sei, die ganzen Stadtmauern von Florenz mit Fresken zu bedecken. Was die Florentiner des 15. Jahrhunderts so in frischer Lebenskraft begonnen hatten, führten Michelangelo und Rafael in ihren vaticanischen Fresken zur höchsten Vollendung, das tiefste Naturgefühl mit einer durch das Studium der Antike geläuterten Form verbindend und die monumentale Malerei zu einer nie wieder erreichten Vollendung führend.

Fragen wir aber, was diese Vollendung ermöglichte, so ist es der Umstand, daß mit dem höchsten Monumentalsinn das tiefste Naturgefühl sich in der Durchbildung bis in's Einzelne hinein vermählte. Bezeichnend ist, daß Lionardo, als er an die Ausführung seines Abendmahls ging, in jenem sich nie genugthuenden Verlangen nach höchster Vollendung anstatt des Freskos die Oelmalerei wählte, dadurch freilich seinem Werke den Keim der Vernichtung einpflanzend. Gewiß wäre aber das allen Meistern jener Zeit gemeinsame Streben nach Vollendung nicht so lange auf der Höhe erhalten worden, wenn nicht die ganze Nation freudigen Antheil an ihren Schöpfungen genommen hätte, wenn vor Allem nicht eine Schaar hochgebildeter Kunstfreunde, Päpste wie Nikolaus V., Pius II., Julius II. und Leo X., Prälaten, städtische Magistrate, bürgerliche Corporationen gewetteifert hätten, die edelsten Schöpfungen der Kunst nicht blos als Stiftungen der Frömmigkeit, sondern auch als ruhmverleihende Werke hinzustellen. Denn davon war die ganze italienische Renaissance auf's Tiefste durchdrungen, daß nichts so sehr geeignet sei, unsterblichen Nachruhm zu verleihen, als die Schöpfungen der Kunst. Diese große Gesinnung, ohne welche die ganze Herrlichkeit der damaligen Kunst nicht zu denken wäre, ist uns durch unzählige Beispiele be-

zeugt. Der große Coſimo Medici verwendete auf Bauten, Almoſen und Steuern die für die damalige Zeit enorme Summe von 400 000 Goldgulden und meinte, in 50 Jahren werde von Beſitz und Herrlichkeit des Hauſes Medici nur übrig ſein, was er gebaut habe. Auch die Kleineren wurden von dieſem monumentalen Ruhmſinn ergriffen, wie jener von Burckhardt citirte Catanese, der ſich an enormen Fundamenten arm baute und ſich damit tröſtete, ſchon daraus werde wenigſtens die Nachwelt ſchließen, daß er ein großer Herr geweſen. Das prägnanteſte Zeugniß aber liefert der große Seneſchall Niccolo Acciajuoli, der mit großem Aufwand die ungeheure Certoſa bei Florenz bauen ließ, mit den bezeichnenden Worten: „Und wenn die Seele unſterblich iſt, wie Monſignor der Kanzler ſagt, ſo wird meine Seele, wohin ihr auch befohlen werde zu gehen, ſich dieſes Baues freuen.“ Was damals in Italien unter dem mächtigen Impuls ſolcher Geſinnungen tauſendfach an Werken monumentaler Kunſt ausgeführt wurde, iſt ein Schatz von ſo unvergleichlichem Reichthum, wie kein anderes Land ihn aufzuweiſen vermag.

Wieder einmal war eine Zeit gekommen, die ſich faſt ausſchließlich in monumentalem Schaffen Genüge that, und zwar mit einer ſo durchgreifenden und großen Tendenz, daß dem Realismus wenig Spielraum blieb. Freilich wurden ſogar Meiſter wie Lionardo und Raſael auch zu Bildnißdarſtellungen herangezogen, aber ſelbſt ihre Portraits verrathen jenen großen Stil, der aus der Beſchäftigung mit monumentaler Kunſt ſich über alles Gleichzeitige zu verbreiten pflegt. Wenn von Realismus bei den Italienern geſprochen werden ſoll, ſo kann nur von den Venezianern die Rede ſein, wo freilich Künſtler wie Carpaccio und Gentile Bellini ſchon im Ausgang des 15. Jahrhunderts Mirakelſcenen und legendariſche Darſtellungen zum Vorwand für ihre naiven Schilderungen des zeitgenöſſiſchen Lebens nahmen, und ſelbſt Catharina Cornaro ſammt den Damen ihres Hofſtaates bei einer dieſer feierlichen Proceſſionen als Staffage verwendet wird. In der Folge ſollte dann Paolo Veroneſe dieſe Richtung in ſeinen herrlichen Gaſtmahlbildern bei aller realiſtiſchen Beſtimmtheit zur Höhe eines echt hiſtoriſchen Stils erheben.

In ganz anderen Bahnen ſehen wir zur ſelben Zeit die nordiſche Kunſt ſich bewegen. Von demſelben Naturgefühl ausgehend wie die italieniſche gelangt ſie unter den völlig verſchiedenen Bedingungen von Land und Volk zu faſt entgegengeſetzten Ergebniſſen. Tiefere Naturwahrheit, ſchärfere Auffaſſung der Wirklichkeit, herzlichere Freude an der geſammten Außenwelt, als ſie uns in den Brüdern van Eyck entgegentritt, iſt weder im Süden noch im Norden zu finden. Mit der Transcendenz des Mittelalters ſchwindet der abſtracte Goldgrund, der als echter Ausdruck derſelben bezeichnet werden kann, und die frei bewegten Geſtalten, meiſtens im prachtvollen Zeitcoſtüm mit Sammet und Goldbrokat und blitzendem Geſchmeide, treten auf weitem blumenreichen Wieſenplan, aus ſchattigen Baumgründen, in denen ſich die

Vegetation des Nordens mit der südlichen mischt, uns lebenswahr entgegen, ein heiterer Frühlingshimmel, von lichten Wölkchen durchzogen, spannt sich darüber aus, und den Hintergrund schließen Alpengebirge mit schimmernden Firnen. Oder auch die heilige Versammlung zeigt sich in den weiten Hallen mittelalterlicher Dome, in deren Darstellung die neue Kunst der Perspective sich mit Vorliebe ergeht. So sehr aber hier überall mit Allgewalt die Wirklichkeit hereinbricht, so ist und bleibt doch die Gesinnung durchaus eine kirchliche, und in dem Genter Altar vollzieht sich eine Verschmelzung des neuen Realismus mit der überlieferten typischen Symbolik, die den feierlichen Rhythmus eines echten Monumentalwerks zur Geltung bringt. Die gesammte weitere Entwickelung der flandrischen Schule hat nichts Aehnliches mehr aufzuweisen. Sie streift immer mehr die Gesetze rhythmisch monumentaler Composition ab, und würde sich dem realistischen Zuge, der ihr im Blute steckt, ungehemmt hingeben, wenn nicht die religiöse Tradition sie daran hinderte. So weit diese es irgend gestattet, ist schon die altflandrische Kunst durchaus realistisch, und die Scenen der Kindheit oder des Leidens Christi, die Legenden und Martyrien der Heiligen werden in die unmittelbare Gegenwart versetzt und wirken dadurch nur um so ergreifender.

Die gesammte deutsche Kunst der Epoche empfängt bekanntlich die stärksten Einwirkungen von den Flanderern, und die ältere Generation des 15. Jahrhunderts trägt durchaus das Gepräge dieses Einflusses. Hier aber zeigt sich schon der Unterschied der deutschen Art von der flandrischen: Deutschland erreicht nirgends die hohe technische Vollendung, die meisterliche Durchführung der flandrischen Kunst, aber es übertrifft diese an Phantasiefülle und geistiger Beweglichkeit. Und dabei vermag sie sich noch weniger zu monumentalen Schöpfungen zu erheben als jene. Wir kennen die naive Klage, welche Meister Lucas Moser seinem Magdalenen-Altar der Kirche zu Tiefenbronn anvertraut hat: „Schrie kunst schrie und klag dich sehr, din begert jecz niemen mer. So, o we.“ Wir dürfen annehmen, daß diese Worte vielleicht keine Uebertreibung enthalten, denn trotz der massenhaften Production kirchlicher Werke scheint im Ganzen mehr die Devotion als der Kunstsinn an ihrer Herstellung betheiligt zu sein. Wir kennen die erbärmlichen Honorare, für welche der ältere Holbein meist arbeiten mußte, der für das große Bild der Basilika Maria Maggiore 60 Gulden, für die Vetter'sche Votivtafel gar nur 26 fl. erhielt; wir wissen, daß er trotz großen Fleißes in den kümmerlichsten Verhältnissen lebte und wiederholt um wenige Gulden gepfändet, ja einmal um 32 Kreuzer verklagt wurde. Daß unter solchen Verhältnissen die Künstler oft nur oberflächliche Dutzendarbeit liefern konnten, liegt auf der Hand; wessen man sich zu angesehenen Meistern versah, geht aus dem Contract mit Michel Wohlgemuth wegen des Schwabacher Altars hervor, falls die Tafel „an einem oder mer Orten ungestalt wird“, so lange daran zu ändern, bis eine beiderseits ernannte Commission sie für „wolgestalt“ erkenne, „wo aber die Tafel dermaßen so große Ungestalt

gewinnt, der nit zu ändern were, so sol er soliche Tafeln selbs behalten und das gegeben Gelt on Abgang und Schaden widergeben". Allerdings mußte auch Andrea del Sarto, freilich als ganz junger Anfänger, seine herrlichen Fresken im Scalzo für 10 Dukaten das Stück ausführen, dagegen erhielt er aber auf der Höhe seiner Meisterschaft von Franz I. für das Portrait des Dauphins die damals ansehnliche Summe von 200 Dukaten. Immerhin will es scheinen, als ob man im Norden damals die monumentale Malerei nicht besonders geschätzt habe, denn der Rath von Basel sagt in einem bekanten Decret an Hans Holbein, man wisse wohl, daß seine Kunst zu gut sei, um an altes Gemäuer verschwendet zu werden. Und in der That, die Renaissance hatte mit dem gesteigerten Werth der Persönlichkeit den künstlerischen Ausdruck derselben, das Bildniß, in besondere Protection genommen. Aber in Italien war daneben doch, und zwar in erster Linie, eine große, monumentale Malerei erblüht. Von dieser hatte man offenbar im Norden keine Ahnung. Die einseitige Entwickelung der Gothik, welche alle Flächen in Gliederungen auflöste, hatte im Norden der Wandmalerei, die dort während der romanischen Epoche so glänzend geblüht hatte, den Todesstoß versetzt. Die Glasmalerei konnte dafür wohl an Pracht, nicht aber an freiem künstlerischen Gehalt Ersatz bieten. Auch darin war Italien ganz anders verfahren, und die Gothik, deren Hauptmeister wie Giotto, Orcagna, Gaddi, selbst zugleich Maler waren, hatte der Wandmalerei die großen Flächen nicht entzogen. Ohne die unermeßliche monumentale Malerei Giottos und seiner Schule wären die herrlichen Freskencyclen von Masaccio bis auf Michelangelo und Rafael schwerlich entstanden. Es gehörte der Monumentalsinn eines halben Jahrhunderts dazu, um eine solche Entwickelung zu zeitigen.

Von alledem, wie gesagt, finden wir im Norden so gut wie nichts. Im 13. Jahrhundert mit dem Auftreten der Gothik stirbt die Wandmalerei ab, um sich nicht wieder zu erheben. Die großen Meister, welche von Martin Schön bis auf Dürer und Holbein damals bei uns erstanden, waren, wenige Ausnahmen abgerechnet, auf Kunstschöpfungen kleineren Maßstabs beschränkt. Dennoch darf man sagen, daß in gewissen Andachtsbildern, wie Martin Schöns Madonna im Rosenhag, Stephan Lochners Dombild zu Köln, vor Allem dem halben Dutzend großer Altartafeln Dürers und endlich Holbeins Madonna des Bürgermeisters Meyer zu Darmstadt etwas von jener Größe des Stils sich offenbart, die wir der monumentalen Kunst vindiciren. Aber mit diesen Werken war in Deutschland kein materieller Erfolg zu erzielen; wir kennen aus der Correspondenz Dürers mit Jacob Heller von Frankfurt, der bei alledem noch als wohlwollender Kunstfreund sich offenbart, die Klagen des Meisters über die großen Mühen der Arbeit und das geringe Honorar. Nachdem er ein Jahr daran gearbeitet, begnügt der bescheidene Mann sich mit einem Honorar von 200 Gulden und fügt nur die Bitte seiner Hausfrau um ein Trinkgeld bei, das denn auch gewährt

wird. Wir verstehen aber, daß er das „fleißig Klaiblen“ verschwört und künftig mehr seines Stechens zu warten sich vornimmt. Dieses Stechen ist nun überhaupt für die deutschen Meister das eigentliche Ausdrucksmittel, durch welches sie den Reichthum ihrer Phantasie, oder wie Dürer sagt „den versammelten heimlichen Schatz des Herzens“ zu gestalten suchen. Der Kupferstich und daneben der Holzschnitt spielen in der deutschen Kunst jener Epoche ungefähr die Rolle, wie in der italienischen die Wandmalerei. Wenn man nur die Kupferstiche Schongauers und Dürers, sowie das Holzschnittwerk des letztern durchmustert, so bekommt man den Eindruck einer unerschöpflich reichen Phantasie, die sich eben so wohl im Großen und Feierlichen, im Anmuthigen und Holdseligen, wie im scharf Charakteristischen zu Hause fühlt. Dies Alles aber ruht auf realistischer Grundlage, auf naiver Wiedergabe der Eindrücke der Wirklichkeit. Mag die Madonna dargestellt werden, mögen Scenen aus der Kindheit oder dem Leiden Christi, mögen legendarische Vorgänge den Gegenstand der Schilderung bilden, wir glauben stets in die Straßen Nürnbergs oder Colmars versetzt zu sein und die Mitbürger unsrer Meister in der vollen Bestimmtheit zeitlicher Erscheinung vor Augen zu sehen. Mit derselben Schärfe der Beobachtung wird aber auch das Treiben der Zeitgenossen in den verschiedensten Lebenskreisen geschildert, ritterliches Leben, das trutzige Gebahren der Landsknechte, Handel und Wandel der Bürger und Bauern und die bunte Welt der Landstreicher und Zigeuner. Hier sind die ersten deutlichen Keime jener Sittenbildnerei, welche nachmals in den Niederlanden so üppig in Blüthe schießen sollte.

Ein reicheres monumentales Leben entfaltet die gleichzeitige Plastik, die schon in der unabsehbaren Fülle der Holzschnitzaltäre mit ihrem prächtigen Gold- und Farbenschmuck und mit ihrer meist derb realistischen Ausdrucksweise der Stimmung des Volkes am besten entsprach. In einzelnen Meistern wie Jörg Sürlin, Veit Stoß, Riemenschneider, Adam Kraft und Peter Vischer erreicht das plastische Vermögen der Zeit einen Höhepunkt wie er der gleichzeitigen Malerei kaum irgendwo bei uns beschieden war. Aber auch hier bildet die realistische Auffassung den Grundzug des Schaffens.

War in dieser Epoche fast überall die Kunst für kirchliche Bedürfnisse berufen und daher trotz ihres realistischen Hanges von einer religiösen Grundstimmung getragen, so wird der Realismus zu vollster Freiheit entfesselt in demjenigen Lande, welches ihn überhaupt zuerst in der Kunst zur Geltung gebracht hatte: in den Niederlanden. Und zwar sind es die nördlichen Theile, das heutige Holland, in welchem sich auf dem Boden politischer und religiöser Freiheit diese Neugestaltung der Kunst vollzieht. Denn, während die katholisch gebliebenen, durch den spanischen Despotismus niedergehaltenen südlichen Provinzen des Landes auch ferner in großartigem Umfange die kirchliche Kunst pflegen, in welcher ein Meister wie Rubens den energischen niederländischen Naturalismus durch die hinreißende Gewalt seiner Auffassung zu monumentaler Höhe zu steigern weiß, bringt in Holland

der Calvinismus eine vollständige Loslösung von aller kirchlichen Kunst zu Wege, so daß zum ersten Mal, so weit geschichtliche Ueberlieferungen reichen, eine Kunst entsteht, die einen durchaus profanen Inhalt hat. Während die mittelalterlichen Kirchen ihrer alten Kunstwerke beraubt werden und bezeichnend genug an Stelle der früheren Hochaltäre die Monumente berühmter Staatsmänner und Seehelden treten, findet die neu erstehende Kunst ihr ausschließliches Genügen in der eingehenden und nachdrücklichen Schilderung der Wirklichkeit. Ungehemmt von traditionellen Anschauungen entfaltet sich eine Genremalerei, deren einziges Ziel ist, was unser Dichter so beredt mit den Worten bezeichnet: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant." Mit wahrer Lust stürzen sich die Teniers, Brauwer, Ostade und viele Andere in das Leben des niedern Volkes, das sie in seinen derben Ergötzlichkeiten, seinen Kirmessen mit ihren wilden Gelagen und Raufereien, mit jener lebensprühenden Kraft eines kecken Humors schildern, der diesen Schöpfungen das Bürgerrecht im Reiche der Kunst verleiht. Andere, wie Jan Steen, bewegen sich in den mittleren Bürgerschichten und wissen ihren Darstellungen durch besondere novellistische Züge einen pikanten Reiz zu verleihen, oder sie lassen uns wie Pieter de Hoogh in das sonnige Behagen stiller friedenvoller Häuslichkeit blicken, während die Dou, Terborgh, Mieris, Netscher das feinere Leben der höheren Stände schildern und durch bewunderungswürdig zarte Ausführung uns in die Atmosphäre eines verfeinerten Culturzustandes mit seinem abgemessenen Ceremoniel, seinen vielfachen Bedürfnissen und raffinirt ausgebildeten Formen, aber auch seinem anheimelnden Behagen blicken lassen. Und doch ist es überall nichts Anderes als die alltägliche Wirklichkeit, welche freilich durch die echt künstlerische Auffassung, die vollkommene Technik und den Reiz eines unvergleichlich harmonischen Colorits geadelt wird. Daneben aber erhält zum ersten Mal die Landschaft ihre volle künstlerische Ausbildung, und in den meist schlichten Flachlandschaften mit dem stillen Wasser der Canäle, die von reichem Gebüsch mit üppigem Baumschlag eingefaßt werden, in den fein abgetönten Mittelgründen, aus denen in der Ferne etwa eine Stadt mit mittelalterlichen Backsteinkirchen und Thürmen aufragt, in dem gedämpften, von Wolken halb verschleierten Licht, das mit dem feuchten Hauch der Lüfte die Formen zart umspinnt, erhebt sich die Landschaftsmalerei auf streng realistischer Grundlage oft, wie bei Rembrandt und Jacob Ruisdael, zu hochpoetischer Stimmung. Und das Gleiche gilt von den Marinen, mögen sie uns die ruhige oder die stürmisch bewegte See schildern, von den Hafenansichten, den Städteprospecten, den architektonischen Interieurs, den Thierstücken mit ihren reichen landschaftlichen Gründen, endlich den Blumen- und Fruchtstücken, Frühstücksbildern und Stillleben aller Art. Mit einem Wort, diese völlig profane Kunst erobert das ganze Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren, erweitert in's Unermeßliche die Grenzen der malerischen Darstellung, indem sie gleichsam Spinozas pantheistische Lehre von dem in's Universum

ausgegossenen göttlichen Geist in künstlerische Sprache übersetzt. Denn hier wird die alltäglichste Wirklichkeit durch die höchste Vollendung malerischer Auffassung in's Reich des Schönen emporgehoben; die Kunst hat die engen Hallen der Kirche verlassen und ist in den unermeßlichen Tempel der Natur hinausgetreten, wo sie Alles, was sie berührt, selbst das scheinbar Niedre und Geringe adelt und verklärt. Bei keinem freilich unter diesen Meistern zeigt sich die geistige Freiheit und die malerische Gewalt so siegreich wie bei Rembrandt, der in Gemälden und Radirungen dann auch wieder biblische Themata behandelt, aber ebenfalls durchaus realistisch und nach Dürers und Schongauers Vorgange völlig in den Lebensformen seiner Zeit. Was alle diese Werke nordischer Kunst den italienischen gegenüber an formaler Schönheit vermissen lassen, wird aufgewogen durch die ergreifende Gewalt der Innerlichkeit, die aus der tief erregten Subjectivität des Künstlers die Gestalten überströmt und durchgeistigt und durch das unvergleichlich fein abgetönte Colorit, den Zauber des Helldunkels, das die Seele wie mit einer sanften Musik stimmungsvoll bewegt. Wir dürfen hier wohl von einer eminent protestantischen Kunst sprechen.

In diesem unerschöpflich reichen Schaffen wo bleibt die monumentale Kunst? Scheint es doch, als ob sie völlig abgedankt habe und nach Verlust der kirchlichen Aufgaben in's Nichts zurückgekehrt sei. Und doch, wenn wir genauer zuschauen, finden wir auch hier ihre Spuren. Ich meine die Schützen- und Regentenstücke, in welchen der trotzige und zugleich fröhliche Geist dieser stattlichen, nur auf sich selbst ruhenden, keine andere Autorität als die selbst geschaffene anerkennenden Männer sein Freiheitsgefühl und seinen Unabhängigkeitssinn verherrlicht hat. Im frohen Genusse, beim gemeinsamem Mahl oder beim Auszuge zum Schießplatz sind sie versammelt, diese wettergehärteten kampferprobten gedrungenen Gestalten, denen man es anmerkt, daß durch sie und ihresgleichen die letzten Reste mittelalterlicher Geistesknechtschaft, kirchlicher und staatlicher Bedrückung mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden sind.

Hier hat die holländische Malerei ein Thema so recht nach ihrem Herzen gefunden und ohne allen Anspruch historischer Bedeutsamkeit Werke geschaffen, die gleichwohl voll historischen Lebens sind. Wenn man van der Helst's Friedensmahl, Rembrandts Nachtwache, oder die ganze Reihe gewaltiger Schützen- und Regentenstücke von Franz Hals im Rathhaus zu Harlem sieht, so erkennt man, daß hier die holländische Kunst auf der Höhe ihrer Entwickelung sich zu einer Größe des Stils aufgeschwungen hat, wie die profane Kunst sie nur selten zu erreichen vermag. Allerdings dauerte diese Blüthe nur kurze Zeit und fiel schon im Beginn des 18. Jahrhunderts einer Verflachung anheim; doch wird das Sittenbild gerade in jener Epoche von den Franzosen aufgenommen und weiter gepflegt, wobei freilich die Welt, welche ein Watteau, Boucher, Lancret, Pater u. A. zu schildern haben, in ihrem üppig frivolen Treiben sich weltenweit von der holländi-

schen Ehrbarkeit unterscheidet. Immerhin ist aber auch hier diese völlig weltlich gewordene Kunst von bedeutendem malerischen Reiz.

Als in unserem Jahrhundert die Kunst aus der Veräußerlichung wieder zu einem tieferen Inhalt und strengerer Formensprache emporstrebte, trat ein Umschwung ein, wie er so einschneidend kaum jemals in der Kunst stattgefunden hat. Es spiegeln sich darin die erschütternden Katastrophen jenes Weltgerichts, das in der französischen Revolution mit den verrotteten Zuständen einer innerlich verfaulten Civilisation aufgeräumt hatte.

Nicht minder radical verfuhr die Kunst eines Jean Louis David, die trotz der dürftigen Begabung des Meisters ungeheure Verbreitung durch eine überaus zahlreiche Schule fand. Bei uns war es bekanntlich der kleine aber erlesene deutsche Künstlerkreis, der sich in Rom zusammengefunden hatte und aus welchem Peter Cornelius wie ein Riese aufragt. Schon in den Fresken der Casa Bartholdi versuchten er und seine Genossen die Malerei wieder zur Höhe einer echten Monumentalkunst empor zu heben. Aber es gehörte die volle Begeisterung eines fürstlichen Mäcens, wie König Ludwig, dazu, um dies Streben durchgreifend zu verwirklichen. So entstanden die beiden großartigen Cyclen der Glyptothek und der Ludwigskirche, denen sich als dritter die im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. entworfenen Campo santo-Compositionen für Berlin anschlossen. Hier war wieder monumentale Kunst im größten Stil, getragen von einer erhabenen Gesinnung, die in der Kunst nur das Ewige wollte, in ihr nur die Verkündigerin der Ueberzeugungen, Anschauungen und Schicksale einer ganzen Welt erkannte. Auf Alles, was nicht monumental war, auf die gesammten Gebiete des Sittenbildes, der Landschaft, der Kleinkunst, selbst des Bildnisses blickte diese Kunst mit Verachtung herab. Aber diese Verachtung rächte sich; denn in der scharfen Einseitigkeit ihrer idealistischen Tendenz verschmähten Cornelius und die Seinen das eindringende Studium der malerischen Technik und jenen tieferen Naturalismus, ohne welchen der großartigste Idealismus in's Schemenhafte sich verflüchtigt und künstlerisch nicht zur Vollendung gelangen kann. Wir wollen damit keinen Vorwurf aussprechen, sondern nur ein historisches Verhältniß bezeichnen, wie es in den einseitigen Entwicklungsstadien menschlicher Bestrebungen unvermeidlich ist und wie es den damaligen Erneuerern unserer Malerei durch den bewußten Gegensatz gegen eine technisch immer noch sehr geschulte, innerlich aber hohl und frivol gewordene Kunst aufgezwungen wurde. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß eben jene formalen Mängel es waren, welche die allgemeinere Wirkung und die Popularisirung dieser Kunst unmöglich machten. Es war also nicht jene barbarische Gesinnung, welche die allerneueste Tageskritik dem damaligen Publikum von München in die Schuhe schiebt, wenn sie fast frohlockend ausruft: „Was gingen die Münchener der Trojanische Krieg und die griechische Göttermythe an?"

Wie sich namentlich die moderne Entwicklung fast immer in schroffen Sprüngen und Gegensätzen bewegt, so konnte ein Umschwung nach jener

herben Einseitigkeit nicht ausbleiben. Er vollzog sich durch eine fast vollständige Frontveränderung der heutigen Kunst, die mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in das Lager des Realismus und der Coloristik überging. Auf diesen Bahnen bewegt sich heut zu Tage fast ausnahmlos, nach dem Vorgange Frankreichs, die Kunst in Deutschland, den Niederlanden und England, in Oesterreich mit allen seinen verschiedenen Stämmen, ja sogar in Spanien und Italien, welch letzteres Land in einem schroffen, vielfach plebejischen Realismus einen Protest gegen seine alte große Kunst und ein Glaubensbekenntniß seines neuesten schier nordamerikanischen Demokratismus ablegen zu wollen scheint. Constatiren wir hier zunächst die außerordentliche Breite und Kraft dieser Bewegung, die sicherlich überall mit den demokratischen Tendenzen der Zeit zusammenhängt, constatiren wir ferner die allgemeine Theilnahme, welche dieser Kunst entgegen kommt und sie zu einer eminent volksthümlichen macht. Vergleichen wir die Anfänge dieser Kunstrichtung, wie sie vor mehr als einem Menschenalter sich mühsam Bahn zu brechen suchte, mit den heutigen Leistungen, so ist der ungeheure Fortschritt nicht zu verkennen. An Lebenswahrheit, Unmittelbarkeit und Frische der Auffassung, vor Allem an Feinheit malerischer Durchbildung steht die Mehrzahl der heutigen Schöpfungen hoch über den früheren, und es ist nicht zu verkennen, daß sich hier ein Realismus voll Gesundheit und Kraft entwickelt hat. Sein nächstes Ziel ist die Schilderung des gesammten Daseins unseres Volkes in Freude und Leid, in Scherz und Ernst, in seinen gemüthlichen Familienscenen und seinen öffentlichen Aeußerungen, in den schlichten Beziehungen des bäuerlichen Lebens und den complicirteren Zuständen der bürgerlichen Kreise und der höheren Gesellschaftsschichten. Dazu kommt die ganze Natur in den wechselnden Erscheinungen der Tages- und Jahreszeiten, Hochgebirge, Flachlandschaft, Küsten- und Seebilder, wobei der Hauptreiz auf dem Spiele von Luft und Licht, in den mannigfachen Stimmungen atmosphärischer Vorgänge beruht. Kein Wunder, daß diese Jedermann bekannte Welt auch Jedermann besonders anzieht und fesselt, und daß durch ihre Allgemeinverständlichkeit diese Kunst in vollem Maße volksthümlich geworden ist. Und wer möchte sich nicht gern ihrem Zauber gefangen geben, die Fülle von Schönheit und Anmuth, Kraft und Leben, die Wahrheit der Empfindung und vor Allem den malerischen Reiz auf sich einwirken lassen! Auch darf dieser Realismus keineswegs mit der mechanischen Thätigkeit des Photographen verwechselt werden, denn die einfachste Erscheinung der Wirklichkeit muß, um zum Kunstwerk umgestaltet zu werden, ihren Durchgang durch die auffassende Seele und die umbildende Phantasie des Künstlers nehmen. So steckt in dem schlichtesten aus dem Alltagsleben geschöpften Motiv immer ein Stück der geistigen Individualität des Künstlers.

Und dennoch ist nicht zu verkennen, daß auch hier eine Einseitigkeit droht, welche leicht zur Verflachung, ja zur Trivialität führen könnte. Schon jetzt sind die Auswüchse zu spüren, wie sie denn in den Impressio-

niſten, in Manet und ſeinen Nachfolgern ſich in bedenklicher Weiſe breit machen und auch bei uns vielfach auf das berüchtigte „le laid c'est le beau“ hinſteuern. Solcher Entartung gegenüber muß immer der hohe Werth einer monumentalen Kunſt betont werden, die aus dem zufälligen Anſchauen alltäglicher Wirklichkeit den Geiſt auf die Höhe allgemeiner Gedanken, ewiger Ideen emporhebt, und die reichen Quellen idealen Geſtaltens in Mythos, Sage und Völkerleben friſch erhält. Dieſe „Große Malerei“ iſt nur zu lange vernachläſſigt worden, und ſie kann freilich nur da blühen, wo im Volke ſich der Sinn für ideale Anſchauungen regt, wo der Staat und die Gemeinden, Corporationen und Einzelne, wie in der Zeit der Renaiſſance, wetteifern in der Stiftung monumentaler Werke. Nicht jeder Künſtler freilich iſt berufen, auf dieſem Gebiet thätig zu ſein, aber ohne Anregung von außen vermag auch die größte Begabung ſich nach dieſer Seite nicht zu entfalten, und ſelbſt ſo geniale Naturen wie Rethel und Feuerbach, die für die monumentale Kunſt begabt waren, wie wenig Andre, konnten die ganze Macht ihres Talentes nicht frei entfalten. Nur da wo die monumentale Kunſt mit der realiſtiſchen gemeinſam gepflegt wird, kann ſich ein allſeitiges freies Kunſtleben entwickeln, kann die reiche Gedankenwelt, welche der deutſche Geiſt in ſich ſchließt, auch in der Kunſt zum vollen Ausdruck kommen. Mehr als je aber müſſen wir danach ſtreben, dies Ziel in voller Ausdehnung zu erreichen, um das geiſtige Leben unſerer Nation vor Einſeitigkeit und Verkümmerung zu bewahren. Ebenſo iſt nicht zu verkennen, daß nur die monumentale Kunſt im Stande iſt, in ausgedehnten Gedankencyclen feierlichen Aufbau, rhythmiſch bewegte Compoſition, groß und machtvoll entwickelte Form, architektoniſch gegliederten Zuſammenhang zum Ausdruck zu bringen.

Nichts iſt erfreulicher im Kunſtleben der Gegenwart als der mächtige Aufſchwung, den die Architektur in den letzten Decennien genommen hat. Getragen und gefördert durch die großartige Erneuerung des nationalen Lebens, durch die endliche Verwirklichung der Sehnſucht unſeres Volkes nach Einheit und Macht, hat die Baukunſt dem unendlich geſteigerten Geſammtleben einen Ausdruck verliehen, der gegen die frühere Aermlichkeit auf's Glänzendſte abſticht und hie und da ſogar ſchon in ein bedenkliches Gegentheil des Ueberladenen umzuſchlagen droht. Aber dieſe Architektur, die im höchſten Maße den Ausdruck des Monumentalen anſtrebt, bedarf zu ihrer Vollendung in ganz anderer Weiſe als es bisher geſchehen der Mitwirkung von Malerei und Plaſtik. Anlaß genug, dieſe Künſte in umfaſſenderer Weiſe zur Mitwirkung bei den monumentalen Schöpfungen heranzuziehen. Nur an ſolchen Aufgaben können ſich Bildhauer und Maler für dieſen höheren Monumentalſtil heranbilden; vorauszuſetzen iſt aber dabei, daß die Erziehung unſerer Künſtler die ſeitherige Einſeitigkeit abſtreife, daß die jungen Maler und Bildhauer nach der Art der alten großen Künſtler des Mittelalters und der Renaiſſance ſich auch mit den Geſetzen und Formen

des architektonischen Schaffens vertraut machen, sowie umgekehrt, daß die jungen Architekten gründlicher, als es bisher im Allgemeinen der Fall war, sich mit dem Studium der menschlichen Gestalt vertraut machen.

Es fehlt nicht an Anzeichen, die darauf hindeuten, daß die ausschließliche Herrschaft des Realismus zu Ende geht, und daß auch die monumentale Kunst wieder zu größerer Geltung gelangt. Immer mehr wird in einzelnen Ländern bei staatlichen Neubauten, bei Museen, Theatern, Justizgebäuden, Rathhäusern, höheren Schulen, die monumentale Kunst, namentlich die Malerei, zu umfassender Anwendung gebracht. Dieser schönen Sitte überall Bahn zu brechen ist eine Aufgabe, die für unser Culturleben nicht ohne Bedeutung bleiben kann. Wenn die realistische Kunst fast ausschließlich für die Wohnräume und die Sammlungen reicher Liebhaber arbeitet, so ist die monumentale Kunst berufen, wie es einst im Mittelalter war, als Lehrerin des ganzen Volkes aufzutreten, ihm seine höchsten Anschauungen und die entscheidenden Momente seiner Geschichte in lebensvollen Gestalten verkörpert vor Augen zu stellen, und durch die ergreifende Macht dieser Bilderschrift auf sein Gemüth und seinen Geist, auf seinen Willen und seine Ueberzeugung hinzuwirken. Was könnte es Größeres geben für unsre heutige Kunst, als in öffentlichen Bauten und Denkmälern die großen Thaten, durch welche das neue deutsche Reich herrlich erstanden ist, zu schildern und für alle Zeiten dem Volke zur Nachbildung hinzustellen. Was auch nach dieser Seite überall schon geschehen ist, es darf nicht als abschließend bezeichnet werden, denn genug monumentale Aufgaben bleiben noch zu lösen für die Verherrlichung der großen Männer der Nation, der Führer in den Schlachten des Geistes und des Schwertes, aber auch des Volkes selbst in seinem gemeinsamen Ringen und Kämpfen um die höchsten Ziele des nationalen Lebens und der Culturentwicklung. Für solche Aufgaben aller Orten die Gesammtheit zu begeistern, daß ein freudiger Wetteifer erwache, der Kunst die höchsten und würdigsten Aufgaben zu stellen, daß sie in immer breiterer und tieferer Wirksamkeit das gesammte innere und äußere Leben der Nation spiegle und dem ganzen Volke immer mehr eine Herzenssache werde, das ist ein Ziel, zu dessen Erreichung auch die Kunstwissenschaft ihre Kraft einzusetzen berufen ist.

Michelangelo und Vittoria Colonna in ihren freundschaftlichen Beziehungen.

Von

Friedrich Bodenstedt.

— Wiesbaden. —

Wie man von Dante nicht reden kann, ohne seiner Beatrice, und von Petrarca, ohne seiner Laura zu gedenken, so ist der Name Vittoria Colonnas unlösbar mit dem Namen Michelangelos verknüpft; allein sie selbst nimmt in weit höherem Grade unser Interesse in Anspruch als jene beiden ätherischen Frauengestalten, deren Bedeutung blos in der poetischen Verherrlichung liegt, welche sie gefunden haben, während Vittoria Colonna schon durch sich selbst, ihr Schaffen und ihre Schicksale eine hochbedeutende, vielgefeierte Persönlichkeit war, lange bevor Michelangelo sie kennen gelernt. Er stand, als ein Sechziger, schon im Abend seines Lebens zur Zeit, da er ihr zuerst persönlich nahe trat; sie war um fünfzehn Jahre jünger, hatte aber, obwohl noch immer eine wegen ihrer seltenen Schönheit bewunderte Frau, längst der Eitelkeit der Welt entsagt, als sie in Rom mit Michelangelo zusammentraf und in längerem Verkehr einen so wunderbaren, immer wachsenden Einfluß auf ihn übte, daß er sich selbst wie in einem neuen, höheren Leben wandelnd vorkam und Alles, was ihm die Vergangenheit geboten, für nichts erachtete im Vergleich mit dem Glücke und Hochgefühl, das er in Vittorias Freundschaft gefunden. Er war nicht der Einzige, der die sanfte aber immer siegreiche Gewalt ihres Einflusses fühlen sollte; seine bedeutendsten Zeitgenossen haben dies Schicksal mit ihm getheilt, allein auf keinen Andern hat sie so tief und nachhaltig eingewirkt wie auf ihn, dem in seiner herben Abgeschlossenheit und bei seiner rauhen Außenseite am schwersten beizukommen war. Er hat die Art dieser Einwirkung selbst am klarsten ausgedrückt in den Versen:

Nehm' ich dem Marmorblock die rauhe Hülle,
Zu lebensvollem Bild ihn zu gestalten,
Gewinnt er durch Verlust der Ueberfülle
Weit höh'ren Werth als er zuvor enthalten,
So kannst auch Du — mir nehmend, was zuviel
Erdrückend mich umhüllt im Fleisch und Blute
Und meinen Geist fernhält vom höchsten Ziel —
Aus mir erlösen das verborg'ne Gute;
Ausglätten kannst du meine rauhe Rinde,
Daß sie sich mind're, meinen Werth zu mehren,
Nicht Kraft, Vernunft und Tugend in mir binde,
Den Flug zum höchsten Ziel mir zu erschweren.

Ihre Zeitgenossen sagten von der seltenen Frau, die unter den Dichterinnen Italiens noch heute den ersten Platz einnimmt, daß in ihr der Geist Petrarcas sich verschmolzen habe mit dem Geiste Platos. Dies kann nur so verstanden werden, daß sie sich mit den Werken beider Männer innig vertraut gemacht und in den Formen ihrer Ausdrucksweise sich Beide zum Muster nahm. Sie selbst hat zwar keine Dialoge geschrieben, aber die Aufzeichnungen ihrer Unterhaltungen mit Michelangelo und andern bedeutenden Männern erinnern lebhaft an die Dialoge des Plato, ohne jedoch im Geringsten die tiefgehende Eigenart ihres Denkens und Fühlens zu verleugnen. Noch wärmer und überzeugender kommt diese Eigenart zum Ausdruck in ihren Sonetten, die nur durch die Form auf Petrarca als ihr Vorbild zurückweisen, während die besten unter ihnen mir einen weitaus tieferen und nachhaltigeren Eindruck hinterlassen haben als alle Sonette Petrarcas zusammengenommen.

Die Größe des genialen Sprachbildners und Meisters des Wohllauts verliert nichts durch die Thatsache, daß einige seiner Nachfolger der von ihm geschaffenen Form einen bedeutenderen Inhalt zu geben wußten als er selbst vermocht oder gewollt hat. Ich halte die letztere Annahme für die wahrscheinlichere, da Petrarca mehr Gewicht auf seine lateinischen Schriften legte als auf seine italienischen Gedichte und sein Ruhm sich auch lange mehr auf jene gründete als auf diese. Aber gewiß haben die Italiener guten Grund, ihn noch heute als den größten lyrischen Dichter ihres Landes zu preisen, schon wegen des unübertroffenen Zaubers seiner Sprache, der in Uebersetzungen nicht wiedergegeben, kaum angedeutet werden kann und für fremde Ohren selbst an der Quelle mehr berauschend als begeisternd wirkt.

Meine Schätzung fremder Dichter von hervorragender Bedeutung, soweit mir dieselben in ihrer Sprache zugänglich waren, hat sich immer nach der Lebhaftigkeit des Dranges bemessen, mir Einiges aus ihren Werken durch Uebersetzungsversuche ganz heimisch zu machen. Ich habe darin den Schlüssel zum Verständniß ihrer Eigenart gefunden und leicht erkannt, ob diese die gesunde Farbe der Ursprünglichkeit trug oder nur angekünstelt war. Hohe

Kunstbildung, feiner Geschmack und reicher Bilderschmuck können in schönen Versen leicht über den Mangel an tieferem Gehalt hinwegtäuschen, aber keinen vollen Ersatz dafür bieten.

Mir ist selbst bei den hervorragendsten Sonetten von Petrarca nie so warm um's Herz geworden wie bei denen von Vittoria Colonna, in deren Dichtungen ein ernstes, dem Höchsten zustrebendes Menschenleben, dem nach strahlendem Glück die schwersten Prüfungen beschieden waren, in zugleich ergreifender und erhebender Weise sich offenbart. Sie schrieb nicht um zu glänzen oder den Beifall der Menge zu gewinnen, da ihr Eitelkeit so fern lag wie Ruhmsucht; erst der Schmerz hat sie zur Dichterin gemacht und den zündenden Funken in ihre Seele geworfen, deren Gluth ihre Verse entsprangen, so daß sie in Wahrheit von sich sagen konnte: „Ich schreibe nur aus tiefstem Herzensdrange." Ihre Gedichte sind der treue, ungekünstelte Ausdruck ihres geheimsten Denkens und Fühlens. Die Trauer um den ihr schon früh durch den Tod entrissenen Gatten wird verklärt und gesänftigt in der Erinnerung an das reine Glück, das sie einst an seiner Seite genossen, sowie durch den Glanz seines ihn, in Folge ruhmvoller Thaten, überlebenden Namens. Ihr ganzes Sinnen ist nun darauf gerichtet, seiner würdig zu leben, in dem festen Glauben, dereinst wieder mit ihm vereint zu werden in einer besseren Welt, wo es keine Trennung mehr giebt. Sie begreift nicht wie man ihr zumuthen kann, sich wieder zu vermählen. An fürstlichen Bewerbern um ihre Hand fehlt es nicht, aber der bloße Gedanke an eine neue Ehe erscheint ihr als Sünde. Die Sonne ihres Lebens — wie sie den Verstorbenen nennt — ist untergegangen, allein in der Erinnerung leuchtet sie fort mit einem Glanze, den die Zeit nicht verdunkeln kann. —

Aus solchen Stimmungen der Dichterin ist die erste Sammlung ihrer Sonette entstanden, wovon hier ein paar in eigener Uebersetzung folgen mögen.

„Ich schreibe nur aus tiefstem Herzensdrange,
Mein Weh zu lindern quellen Lied und Zähren,
Nicht meines Lebens Sonne zu verklären,
Die noch fortglänzt nach ihrem Untergange.

Ich muß in meiner Trauer heiligem Zwange
Des Todten Ruhm vermindern, nicht vermehren,
Denn sonst würd' ich bewährtern Stimmen wehren
Zu rühmen ihn mit vollem Ruhmesklange.

Mein reiner Glaube und mein großer Schmerz
Sei mir Entschuldigung, daß mein glühend Herz
Nicht durch Vernunft noch Zeit zur Ruh' zu bringen.

Von bitt'ren Thränen, nicht von süßem Klang,
Von dumpfen Seufzern und von Ueberschwang
Der Wehmuth wird mein kunstlos Lied erklingen."

* * *

Digitized by Google

„Welch' ruhiges Meer mit himmelklaren Wellen
Hat wohlbewahrt mein Fahrzeug schon durchzogen!
Mit reicher, edler Last geschmückt die Wogen,
Umhaucht von reinen Lüften, sonnighellen.

Doch nun verbergen sich die milden Quellen
Des Lichtes am getrübten Himmelsbogen:
Das Glück, so hold einst meiner Fahrt gewogen,
Dräut jetzt im Zorn mein Fahrzeug zu zerschellen.

Grausam und wandelbar in seinem Walten
Sucht's alle seine Schrecken zu entfalten
In Blitz und Hagel, Sturm- und Fluthgetriebe.

Doch mag es ringsum prasseln, stürmen, toben:
Mein treues Herz sieht durch das Dunkel oben
Unwandelbar noch seinen Stern der Liebe."

* * *

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Gehalt und Gestalt der Urschrift in deutscher Nachbildung nicht ebenbürtig wiedergegeben werden kann; diese soll ja auch nur denen als Ersatz dienen, welche nicht selbst aus der Quelle zu schöpfen vermögen. Immerhin wird das Gebotene genügen, jedem empfänglichen Leser die poetische Eigenart Vittoria Colonnas zu veranschaulichen, wenn ich zum Vergleich hier eines der gepriesensten Sonette Petrarcas folgen lasse:

„Was, wenn nicht Liebe, macht mein Herz so schlagen?
Doch, ist es Liebe, Gott! wie mag sie sein?
Wenn gut, warum schließt sie so Herbes ein?
Wenn schlecht, woher so süß sind ihre Plagen?

Lieb' ich freiwillig — woher Leid und Klagen?
Und unfreiwillig — ist die Schuld dann mein?
O süßes Weh, lebendige Todespein,
Wie kommt's, daß ich gezwungen euch muß tragen?

Und ungezwungen — klagt' ich ohne Grund!
In morschem Kahn treib' ich auf hohem Meer
Ganz steuerlos, ein Spiel der Wind' und Fluthen.

So leicht an Wissen und im Wahn so schwer,
Daß, was ich möchte, selber mir nicht kund;
Im Sommer beb' ich, fühl' im Winter Gluthen."

* * *

Man sieht hier, wie überall bei Petrarca, in vollendeter Form ein anmuthig geistreiches Spiel mit Bildern und Antithesen und einer Spitzfindigkeit in der Zergliederung der Empfindungen, welche keine warme Theilnahme aufkommen läßt, aber ganz dazu angethan ist, Schule zu machen. So hat denn auch Petrarca mehr Nachahmer gefunden als irgend ein anderer Dichter, weil seine poetische Dialektik entschieden verführerisch wirkt in der Harmonie, dem Schmelz und wechselvollen Reiz seiner Verse.

Darin erreicht ihn Vittoria Colonna nicht ganz; hingegen hat sie, was ihm fehlt und sich nicht nachahmen läßt: eine Gluth des Herzens und Ursprünglichkeit des Ausdruckes, welche unwillkürlich mit sich fortreißen und gleichsam auf jedes Wort das Gepräge ihrer Persönlichkeit drücken, wie beispielsweise aus nachfolgendem Sonett zu ersehen, welches zu einer Zeit entstanden ist, als sie schon eine gefeierte Dichterin war.

„Wenn ich nicht kunstvoll meine Verse feile,
Für kritische Augen nicht in allen Stücken
Bemüht bin sie zu läutern und zu schmücken,
Vielmehr im Schreiben oft mich übereile:

Geschieht's nur, weil ich nicht bei jeder Zeile
Erst ängstlich frage, wie's damit mag glücken:
Mich treibt's, was mich erregt, warm auszudrücken,
Ob's nun zum Ruhm führt, ob zum Gegentheile!

Ein göttlich Feuer fühl' ich in mir glühen,
Das weiter zünden will; ich kann's nicht halten,
Auch gegen meinen Willen sprüht es Funken!

So mögen sie in edle Herzen sprühen!
Zu reichem Danke wird sich mein's entfalten,
Blieb' es auch ganz in schönem Wahn versunken."

* * *

Alfred von Reumont, einer der gründlichsten Kenner italienischer Literatur, hat im ersten Bande seines Werkes „Beiträge zur italienischen Geschichte" (Berlin bei Decker 1853) eine fesselnde Schilderung der historischen Bedeutung des fürstlichen Hauses der Colonna und des Lebensgangs Vittorias gegeben. Hier, wo wir es hauptsächlich mit der Dichterin in ihren Beziehungen zu Michelangelo zu thun haben, mag es genügen, einen orientirenden Rückblick auf ihre früheren Lebensphasen zu werfen.

Am Saume der anmuthigsten Hügelgruppe Latiums, zwischen Albano und Frascati liegt das Städtchen Marino, dessen halbverfallene Burgwohnungen und Wachtthürme von schroffen, mit Gebüsch umkränzten Felsen in das waldreiche Thal der Ferentina hinabschauen. Dort, auf dem alten Schlosse ihres Vaters Fabricio Colonna, wurde Vittoria im Jahre 1490 geboren als letztes Kind ihrer Mutter Agnes de Montefeltro, einer Tochter des Herzogs von Urbino. Sie erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, erregte schon früh durch ihre Schönheit Aufsehen und vermählte sich in ihrem neunzehnten Lebensjahre mit dem wenig älteren Francesco Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara. War diese Verbindung auch ursprünglich aus politischen Gründen geplant worden als eine Vereinigung der beiden mächtigsten und reichsten Familien Italiens, so erwies sie sich doch als eine ungetrübt glückliche bis zum Ausbruch der Kriegsstürme, die Vittorias Gatten von ihrer Seite rissen.

König Karl VIII. hatte Erbanſprüche auf Neapel geltend gemacht und war von den Alpen bis zum Veſuv gezogen ohne Widerſtand zu finden, weil die Zwietracht der italieniſchen Fürſten kein gemeinſames Handeln gegen den äußeren Feind aufkommen ließ. Es war die Zeit, wo die Fremdherrſchaft ſich feſtzuſetzen begann, erſt in Neapel, um deſſen Beſitz Frankreich und Spanien lange ſtritten, bis es dieſem anheim fiel; dann in der Lombardei, deren Herrſcher, die Sforza, die Hauptſchuld an dem Uebel trugen und unter den Erſten dafür büßten. Papſt Julius II. würde wohl der Mann geweſen ſein, den heilloſen Zuſtänden ein Ende zu machen, wenn nicht der Fluch der Vergangenheit ihn verfolgt hätte. Denn, als er noch Cardinal war, hatte er aus Haß gegen die Borgias den Franzoſen die Hand geboten, und als er nun Papſt geworden und die Republik Venedig nördliche Provinzen des Kirchenſtaats beſetzt hielt, mußte er noch einmal die Franzoſen zu Hilfe rufen. Nachdem nun aber, in Folge der Ligue von Cambray, Venedig an den Rand des Abgrunds geführt war, änderte ſich des Papſtes Politik. Mit den alten Feinden wandte er ſich gegen die zu mächtig gewordenen Freunde, aber er mußte die Spanier zu Hülfe rufen. Bei Ravenna in der Romagna ſiegte zwar das Heer der Franzoſen über die Verbündeten, allein bei der Verfolgung der Beſiegten fand Gaſton de Foix den Tod, und der Sieg wurde ſo ſchlecht benutzt, daß bald die Franzoſen den Rückzug über die Alpen antreten mußten.

An dieſem Kriege nahmen auch Vittorias Vater und Gatte Theil. Auf der Inſel Iſchia, dieſem kleinen Paradieſe im Golf Neapels, welches der Familie d'Avalos als Lehn gehörte, hatte das junge Paar zwei ſonnige Jahre verlebt, mit ernſten Studien beſchäftigt und in lebhaftem Verkehr mit auserwählten Gäſten aus der Nähe und Ferne, Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern. Unter dieſen ſtanden ihnen am nächſten Sannazar, Verfaſſer der Arcadia, Bernardo Taſſo, Torquatos Vater, und Paolo Giovio, der Hiſtoriker. Der Krieg machte dieſem glücklichen Leben ein Ende. In der Schlacht von Ravenna, in welcher Vittorias Vater, Fabricio Colonna, die ſchwere Cavallerie befehligte und der Marcheſe von Pescara die leichte, wurde dieſer, ſchwer verwundet, mit ſeinem Schwiegervater gefangen genommen. Man brachte Beide in das Caſtell von Mailand. Vittoria, welche ihren Gemahl beſtärkt hatte in ſeinem Vorſatz, zum Heere zu ziehen, war auf ihrer Inſel zurückgeblieben, mit der Erziehung ihres Neffen Alfonſo d'Avalos — des ſpäteren Marcheſe del Vaſto — beſchäftigt, da ſie ſelbſt kinderlos war. Da erhielt ſie die Kunde von der verlorenen Schlacht und der Gefangenſchaft der beiden Lieben; es war, wie ſie ſelber ſchreibt, am Oſtertage, ein finſterer Nebeltag, an welchem der Avernerſee lachte und die Meeresgottheiten um Iſchias Strand zu weinen ſchienen. Die Nachricht, daß ihr Gatte, wenngleich verwundet, doch geborgen ſei, war ihr Troſt; ſie richtet an ihn eine poetiſche Epiſtel, in welcher ſie ihre Gefühle ſchildert und wie das Beginnen der Männer ihren Angehörigen ſo oft Leid bringe. Wer ein

d'Avalos sei oder Colonna, schließe mit dem falschen Glück nie Waffenruhe. Indem er sie, Vittoria, verlassen, habe er den Sieg verlassen; es sei nicht gut, daß die für das Leben Vereinten getrennt würden durch das Leben. — Es ist dies die älteste Dichtung, die wir von ihr besitzen. Pescaras Gefangenschaft, wie die seines Schwiegervaters, sollte nicht lange dauern. Die Gatten wurden bald wieder vereint, aber nur bis die Wunden Pescaras geheilt waren. Inzwischen hatte Leo X. den päpstlichen Stuhl und Karl V. den Kaiserthron bestiegen. Pescara war bei ihm in Flandern mit den Abgeordneten Neapels und nahm Theil an den Feldzügen in der Lombardei und Provence unter Karl gegen König Franz I. Während der langen Trennung von ihrem Gemahl leitete Vittoria die Erziehung ihres Neffen und trieb Studien wie ein Gelehrter. Man rühmt ihr nach und es sind Beweise dafür vorhanden, daß sie ebenso meisterhaft Latein schrieb wie Italienisch. Ihre Stellung brachte es mit sich, daß sie auch an großen Hoffesten theilnehmen mußte, wo sie dann durch ihre Schönheit und fürstlichen Glanz ihres Aufzuges Alles überstrahlte. Ich werde später darauf zurückkommen, um hier noch mit ein paar Worten den Schluß der glänzenden, aber kurzen Laufbahn des Marchese von Pescara zu schildern, der als Sieger in der großen Schlacht von Pavia den Höhepunkt seines Ruhmes erreichte, welcher zugleich der Wendepunkt seines Glückes werden sollte.

Nach der Schlacht von Pavia, bei welcher die Blüthe des französischen Adels fiel und der gefangene König Franz I. ausrief, daß Alles verloren sei, nur die Ehre nicht — suchten die Verbündeten den Sieger gegen den Kaiser zu gewinnen und ließen ihm sogar durch den Kanzler des Herzogs von Mailand die Krone von Neapel anbieten. Clemens VII. verstärkte diese Verheißung durch Domenicus Sauli, welchen er ihm von Rom aus zusandte; denn auch bei ihm wie früher bei Julius II. und Leo X. überwogen entschieden die gemeinsamen Interessen Italiens. — Vittoria, welche damals auf Ischia lebte, schrieb an ihren Gemahl: er möge sich durch keine Lockung verblenden lassen, sondern seiner bewährten Tugend eingedenk bleiben, deren Ruf und Preis schon das Geschick vieler Könige überflügelt habe; nicht die Größe der Reiche und Titel bringe die wahre Ehre, sondern diese werde nur auf dem geraden Wege des Rechts und der Tugend errungen, um dann in reinem Glanz auf die Nachkommen zu vererben. Sie verlange nicht das Weib eines Königs zu sein, wohl aber das eines großen Feldherrn, welcher nicht blos im Kriege durch Tapferkeit, sondern auch im Frieden durch jenen Seelenadel hervorrage, der die größten Könige besiegt habe.

Der Brief hatte die gewünschte Wirkung; Pescara nahm die Königskrone von Neapel nicht an und wurde vom Kaiser zum Oberfeldherrn von ganz Italien ernannt; starb aber in Folge seiner übergroßen Anstrengungen schon im Jahre 1525, kaum 35 Jahre alt geworden, doch mit dem Ruhme des größten Feldherrn Italiens. Ein paar Jahre vorher hatte Vittoria ihre Mutter verloren; ihr ältester Bruder und ihr Vater waren kurz nach

einander gestorben. Nun als junge Wittwe fühlte sie sich ganz vereinsamt in der Welt und zog nach Rom, wo sie in dem Clarissenkloster S. Silvestro eine stille Zufluchtsstätte fand, die ihrer Gemüthsstimmung mehr zusagte als die Paläste ihrer Verwandten. Papst Clemens VII. aber hielt es für nöthig, den Nonnen bei strenger Kirchenstrafe zu verbieten, die Marchesa ohne seine besondere Genehmigung den Schleier nehmen zu lassen, falls sie, ihrem Schmerze mehr als reifer Ueberzeugung folgend, die Welt verlassen wollte. Doch auch im Kloster war ihr keine lange Ruhe beschieden; denn es bereiteten sich die grauenvollen Scenen vor, welche die Regierung Clemens VII. zu der unheilvollsten machten, die Rom seit Jahrhunderten gesehen. Das Bündniß des Papstes mit Frankreich führte zu einem Aufstande der kaiserlichen Partei, an deren Spitze die Häupter der Familie Colonna standen. Sie überfielen in der Morgenfrühe des 20. September 1526 den Vatican, plünderten die Peterskirche und die umliegende Leostadt. Der in der Engelsburg eingeschlossene Papst ward zum Vergleich genöthigt. Diesem Vorspiele sollte die eigentliche Tragödie erst folgen; ein kaiserliches Heer wälzte sich nach Rom, um dort Monate lang Greuel ohne Gleichen zu verüben.

Um dem Elend des ausgehungerten Volkes zu steuern, opferte Vittoria ihr ganzes Vermögen, und es gelang ihr auch sonst, als Vermittlerin zwischen den feindlichen Parteien, eine Wendung zum Besseren herbeizuführen. Sie zog sich dann nach Ischia zurück, von wo sie bald wieder durch die Pest vertrieben wurde und Zuflucht in dem Bergstädtchen Arpino, dem Geburtsort Ciceros suchte. So vergingen mehrere Jahre, ehe sie wieder zu längerem Aufenthalt nach Rom kam, bald nachdem dort Michelangelo (1534) sich niedergelassen hatte.

Vittoria Colonna war inzwischen schon durch die dem Andenken ihres unvergeßlichen Gatten gewciheten Sonette eine in ganz Italien hochgefeierte Dichterin geworden. Von Paul III., dem Nachfolger Clemens VII. auf dem päpstlichen Stuhle, wurde sie mit großer Auszeichnung empfangen und auch Kaiser Karl V. versäumte nicht, ihr durch seinen Besuch zu huldigen, als er seinen prunkvollen Einzug in Rom hielt. Doch alle weltlichen Ehren und Auszeichnungen hatten für sie keinen Reiz mehr, seit sie dieselben nicht mehr mit ihrem Gatten theilen konnte. Ihre Seele trauert mehr darüber, daß sie noch festgehalten ist im irdischen Kerker, als daß der Geliebte ihn schon gesprengt hat. Die grauenvollen Eindrücke, welche nach seinem Tode auf sie einstürmten, konnten nur dienen, ihren Lebensüberdruß noch zu erhöhen. Krieg, Aufruhr und Pestilenz folgten einander wie die verschiedenen Acte eines Trauerspiels, dem kein Ende abzusehen war als der Untergang alles Großen, Schönen und Heiligen. Italien, die Leuchte der Welt in Glauben, Kunst und Wissenschaft, war zur Brandfackel geworden, die schlimmsten Leidenschaften entzündend. Wo blieb der so hoch gepriesene veredelnde Einfluß der Kunst, wenn selbst in Rom, wo die größten Künstler unsterbliche Werke schufen, allgemeine Verwilderung herrschte und während das Volk in

Noth und Elend verkam, der übermüthige Adel in Glanz und Ueppigkeit schwelgte. Welche Früchte konnte ein Glaube tragen, dessen Priester das Gegentheil von dem thaten was sie predigten, und was nützte eine Wissenschaft, die gegen die Verderbniß der Zeit kein Heilmittel zu finden wußte!

Solche Gedanken bedrängten Vittorias Gemüth noch schmerzlicher als die Trauer um ihren Gatten, zumal ihre eigenen Verwandten zu den größten Unruhstiftern gehörten. Sie sehnte sich nach dem Tode, wie ein Wanderer, dem die Kräfte versagen, nach Ruhe. Offen gestand sie, daß nur die Religion sie vor einem gewaltsamen Ende bewahre. In Paul III., der sich mit erleuchteten und gelehrten Männern umgab, begrüßte sie den Papst, der berufen sei, die Kirche wieder mit wahrhaft christlichem Geist zu erfüllen. Sie schlägt jetzt in ihren Sonetten, denen sie Alles anvertraut was ihr Gemüth bewegt, nur religiöse Töne an und hält strenges Gericht über sich selbst, um ihr Herz von allen Schlacken zu läutern und ganz nach Christi Vorbilde zu leben. Dieses Streben nach Vollendung durch Ueberwindung aller Selbstsucht giebt vielen ihrer späteren Gedichte noch einen höheren Schwung als wir in den früheren, dem Andenken ihres Gatten gewidmeten finden. Hier ein Beispiel:

„Durchleuchtet mich im dunklen Weltgetriebe
Das Lebenslicht geklärter Hoffnung wieder,
Sprengt sie das starre Eis, das Herz und Glieder
Bedrückt, daß es zergehe und zerstiebe.

O daß dies Gnadenlicht mir immer bliebe!
Es zieht der Sünde dunklen Mantel nieder,
Im weißen Kleid fühl' ich die Reinheit wieder
Der ersten Unschuld und der ersten Liebe.

Und such' ich sorgsam auch den Strahl von oben
Mit sicherm Schlüssel in mir zu verschließen:
Er weilt nicht bei unwürdigen Gedanken. —

Bald flüchtig hat er wieder sich erhoben.
Ich bete, während bitt're Thränen fließen:
Komm wieder, laß mich nicht im Dunklen schwanken!"

* * *

Die gewaltige Bewegung, welche die Reformation in Deutschland hervorgerufen hatte, warf ihren Wellenschlag auch nach Italien, wo viele erleuchtete Köpfe sie als einen willkommenen Anlaß begrüßten, auf eine gründliche Läuterung der katholischen Kirche hinzuarbeiten, um ihrem gänzlichen Verfall zu steuern und ihr neues Leben einzuflößen. Berathen von so aufgeklärten Männern, wie die Cardinäle Pole, Contarini und Bembo waren, schien Paul III. wirklich geneigt, zu einer Versöhnung der Gegensätze die Hand zu bieten. Vittoria Colonna, zu deren Bekanntenkreise die genannten Kirchenfürsten gehörten, betheiligte sich mit ganzer Seele an ihren Bestre-

Digitized by Google

bungen. Sie ſtand auch in lebhaftem Verkehr mit dem gelehrten Franciscanermönch Ochino, der, dem Beiſpiele Luthers und Zwinglis folgend, aus einem Manne der Wiſſenſchaft ein flammender Volksredner geworden war und in allen Kreiſen großen Anhang gewann. Nichts ſpricht ſtärker für die Macht ſeiner Beredtſamkeit, als daß ſie ſelbſt auf ſo ernſte Geiſter wie Michelangelo und Vittoria Colonna zündend wirkte. Ihr felſenfeſter Glaube wurde nicht dadurch erſchüttert, ſondern vertieft und von allerlei ſtörendem Beiwerk befreit. Vittoria ſelbſt hat über die Kirche ihrer Zeit Sonette geſchrieben, die an bleibendem Werth die Reden Ochinos weit überragen. Die Anführung eines einzigen wird genügen zu zeigen, daß ihr klarer Blick nicht getrübt wurde durch ihre Frömmigkeit.

„Ich ſeh' den heiligen Geiſt die Fackel ſchwingen,
Der morſche Kirchenwuſt fängt Gluth wie Zunder,
Zum Himmel ſtinkt in Rauch der alte Plunder,
Erneuerung ſoll die Gluth der Kirche bringen.

Aus ihrer echten Helden Augen ſpringen
Der Wahrheit Funken wie Erlöſungswunder,
Sie künden ſiegbewußt: nur ein geſunder
Kampf gegen Wahn kann wahren Frieden bringen.

Vom Himmel hör' ich ſchon Poſaunen tönen,
Die Götzendiener rufend zum Gerichte,
Die nur dem Gaumen und der Wolluſt fröhnen.

Das Laſter — ſelbſt vom Heiligenkleid umgeben —
Verbirgt ſich nicht vor Gottes Angeſichte:
Er fordert neuen Willen, neues Leben."

* * *

Die ſchönen Hoffnungen Vittorias und ihrer Freunde, in dem neuen Papſt einen Heiland der alten, an allen Gliedern kranken Kirche zu finden, ſollten ſich nicht erfüllen. Die Gegenpartei gewann bei ihm bald wieder die Oberhand unter der Führung des energiſchen Pietro Caraſa von Theate, der nach einander drei Päpſte beherrſchte und dann ſelbſt (als Paul IV.) den heiligen Stuhl beſtieg. Er gab zu, daß die Kirche an mancherlei Gebrechen leide, hielt die Heilung derſelben aber nicht für ſo wichtig als die Aufrechthaltung der unfehlbaren Autorität des Papſtes, die keinen Widerſpruch dulde und keinen Widerſtand ungeſtraft laſſen dürfe. Seine Handlungsweiſe entſprach völlig dem Satze Machiavellis, daß es in allen menſchlichen Dingen weder auf Religion noch auf Moral, ſondern lediglich auf Klugheit, Macht und Gewalt ankomme.

Paul III., der als Aleſſandro Farneſe längſt eines der angeſehenſten Mitglieder der Curie geweſen war, aufgewachſen und grau geworden in einer Zeit völliger Kirchenverwilderung, wurde nach ſeinen fruchtloſen Verſuchen, durch Legaten in Worms und Regensburg eine Verſtändigung mit

den Protestanten herbeizuführen, unter dem Einflusse des fanatischen Carafa der eifrigste Ketzerverfolger, Jesuitenfreund und Kirchendespot. Nun ließ er die Inquisition darüber wachen, daß an dem Buchstaben der römischen Satzung nicht ferner gedeutelt werde. Der Legat Contarini wurde aus Deutschland abberufen, wohin sich Ochino vor dem Ketzergericht rettete und dann heftige Proteste gegen die Wendung der Dinge in Rom erließ. Cardinal Pole wurde nach Viterbo verbannt; selbst Vittoria Colonna fiel in Ungnade und folgte dem Cardinal, überwacht von der Inquisition. Die Sonette, welche sie in dieser Zeit äußerer Unfreiheit geschrieben, gehören zu ihren schönsten und bedeutendsten. Es war, als ob der Himmel ihr Flehen erhört hätte, das sie in einem ihrer frühesten geistlichen Sonette an ihn gerichtet, ihre Kraft des Liedes wachsen zu lassen zu seinem Preise. Das Sonett lautet:

Wohl Manchem überschwänglich scheint mein Streben,
Zu reden von unnahbar ewigen Dingen,
Die unsre Augen aufzublicken zwingen,
Doch nie vor Sterblichen den Schleier heben.

Der Zweifler mag nicht in der Demuth leben,
Ruhm, Ehr' und Gut als Opfer darzubringen
Und, um den Geist zum Himmel aufzuschwingen,
Der Eitelkeit der Welt sich zu begeben.

Der Glaube lehrt die höchsten Pflichten kennen
Den, der sie üben will; fest eingegraben
Steh'n sie in meinem Herzen, mir zur Lehre.

Dich bitt' ich, den wir den Allmächtigen nennen,
Den Geist mit Kraft des Liedes zu begaben,
Daß er die Zunge löse, Dir zur Ehre!

* * *

Ein anderer, fast männlicher Ton geht durch die späteren Gedichte, welche über die Verderbniß der Kirche klagen, wie das vorletzt angeführte Sonett, dem hier noch ein ähnliches folgen möge:

Mit Schlamm und Meertang seh' ich überladen
Dein Netz, o Petrus! Die Gefahr zu mehren
Braucht nur ein Wogensturz es zu versehren
Und es zerreißt, dem Schifflein selbst zum Schaden,

Das nicht mehr friedlich auf gewohnten Pfaden
Hingleitend, sich der Wogen nicht kann wehren,
Die grollend gegen seinen Bau sich kehren,
Der nur noch abhängt von der Sturmfluth Gnaden

Der Steuermann — im höchsten Rath erkoren,
Nachfolger Dir zu sein — rührt Herz und Hände,
Daß er die Fahrt zum sichern Hafen wende.

Doch ohne Dich bleibt alle Müh' verloren;
Ein Spielball böser Mächte, treibt schon lange
Dein Schiff entgegen seinem Untergange.

* * *

Schon nach den hier mitgetheilten Proben wird man sich eine Vorstellung von der Begeisterung machen können, mit welcher Vittorias geistliche Sonette — deren Zahl in der Ausgabe von Visconti 200 übersteigt — von ihren Zeitgenossen aufgenommen wurden. Aber nach den Zeugnissen aller bedeutender Männer, die in näherem Verkehr mit ihr gestanden, muß der Zauber ihrer Persönlichkeit noch größer gewesen sein als der ihrer Dichtungen. Am tiefsten hat das der gewaltigste Mann ihrer Zeit, Michelangelo, noch in seinen alten Tagen empfunden, dessen in Welterfahrung zur Weltverachtung gereifte Seele sich ihr in so glühender Verehrung erschloß wie nie zuvor einem andern weiblichen Wesen.

Jeder Versuch, in Prosa die wunderbare Wirkung Vittorias auf Michelangelo zu schildern, kann nur zu einem Nachstammeln seiner eigenen poetischen Bekenntnisse führen, durch welche er sich noch am Abend seines Lebens den Lorbeer des Dichters zu seinen andern Ruhmeskränzen errungen hat. Darum lassen wir ihn für sich selbst reden.

Nimmt in sich auf die Kunst, die göttlich reine,
Ein Menschenbild, so ist ihr erstes Streben,
In niederem Thon es sichtbar zu beleben,
Daß es als Erstgeburt des Geist's erscheine.

Dann kommt die zweite, wo im harten Steine
Der Hammer hält das Wort das er gegeben:
Er läßt das Bild erstehn zu schönerm Leben,
Daß seinem Dasein ewiger Ruhm sich eine.

So kam auch ich nur als Entwurf zur Erde,
Daß erst durch Dich ein Kunstwerk aus mir werde,
Erhabene Frau! Drum hilf, mich zu vollenden!

Vermindre mein Zuviel, tilg' meine Mängel
Durch Mitleid, werde mein Erlösungsengel,
Laß nicht mein wildes Herz in Unheil enden!

* * *

Herrin, wie mag's nur sein — und doch bewährt
Es die Erfahrung — daß weit längeres Leben
Dem Bildwerk als dem Bildner wird gegeben,
Deß Meisterhand den rohen Stein verklärt?

Der Schöpfer schwindet, das Geschaffene währt,
Kurzlebig muß Natur vor Kunst erbeben;
Ich weiß es, der ich, ganz der Kunst ergeben,
Klar sehe, wie die Zeit mit mir verfährt.

So könnt' ich langes Leben wohl uns Beiden
Verleih'n, ob Stein, ob Farbe Dir beliebt,
Ließ' ich ein Bild von uns ganz treu und wahr:

Daß man noch tauſend Jahr nach unſerm Scheiden
Säh', wie Du ſchön warſt, wie ich Dich geliebt,
Und daß mein Lieben keine Thorheit war!

* * *

Das Feuer darf der emſige Schmied nicht ſcheuen,
Sein Eiſen neu und kunſtvoll zu geſtalten;
Mit Kraft des Feuers muß der Meiſter ſchalten,
Will er des lautern Goldes ſich erfreuen.

Der einzige Phönix kann ſich nicht erneuen
Eh' er verbrennt. So auch in Gluthgewalten
Hoff' ich zu ſterben, mit den Lichtgeſtalten
Vereint, die Tod und Zeit nicht mehr bedräuen.

O ſüßes Sterben! Selig wer ſo brennt!
Wenn ich zu Aſche nach und nach verſtoben,
Nicht unter Todten leben muß fortan.

Ja, wenn ſich von Natur dies Element
Zum Himmel hebt, ſteig' ich, mit ihm erhoben,
Gradauf, in Feuer verwandelt, himmelan!

* * *

Ein Schwefelherz in einem ſtrohernen Leibe,
Mit Knochen wie geſchnitzt aus dürren Aeſten,
Ein Flackergeiſt, der ſich der Erſten, Beſten
Hingiebt, bethört von jedem üppigen Weibe;

Ein Scheinmenſch, blind für Höh'res, mürb' wie Zunder,
Dergleichen viele auf der Glücksjagd rennen,
Mag lichterloh im Augenblick entbrennen
Gleichwie vom Blitz gerührt: es iſt kein Wunder!

Mir konnte nur die höchſte Schönheit taugen,
Zu ewigen Werken heilige Gluth zu ſchüren:
Ihr Glanz allein ließ mich ſo hoch erheben.

Klein ſchien mein Größtes mir in Deinen Augen:
Ich floh das Volk, Dich Einzige zu erküren:
Mein Werk gab meiner Liebe ewiges Leben.

* * *

In den letzten ſechs Verszeilen des vorſtehenden Sonetts giebt der Meiſter ſelbſt klares Zeugniß von dem großen Einfluſſe Vittorias auf ſein Schaffen. Die wichtigen Verſe lauten in der Urſchrift:

Ma non potea se non somma bolezza
Accender me, cho da lei sola tolgo,
A far mie opre eterne, lo splendore.

Vidi umil nel tuo volto ogni mia altezza:
Rara ti sciolsi, e me tolsi dal volgo;
E fia con l'opre eterno anco il mio amore.

Man hat besonders das Jüngste Gericht in Beziehung gesetzt zu denjenigen Sonetten Vittorias, in welchen sie von der Verderbniß der Kirche und den drohenden Strafgerichten Gottes spricht, wie in den beiden bereits angeführten, wovon das eine beginnt:

„Ich seh' den heiligen Geist die Fackel schwingen'

und das andere:

„Mit Schlamm und Meertang seh' ich überladen
Dein Netz, o Petrus!"

Hier mag noch ein drittes, in demselben Sinne geschriebenes folgen:

„Fest ist mein Hoffen auf den Herrn gegründet,
Der uns aus Liebe nur mit Strafen trifft,
Und durch des Himmels heilige Blitzesschrift
In kalten Herzen neue Gluth entzündet.

Er trifft den Felsen, drauf der Tempel gründet,
Der durch die Welt, die er beherrscht, sein Licht
Ausstrahlt für Alle, — und hält streng Gericht,
Wo Gleißnerei sich Göttlichem verbündet.

Sein großer Schlag wird zum Verderben Jenen,
Die heuchlerisch an Christi Fels sich lehnen:
Er stürzt sie in den Abgrund ihrer Sünden.

Doch auf die Andren, die sich rein bewahren,
Wird nicht sein Blitz verderblich niederfahren:
Sie nur zu höherer Lebensgluth entzünden.

* * *

Ueber die Art des persönlichen Verkehrs zwischen Michelangelo und Vittoria Colonna wird man am besten belehrt durch die Aufzeichnungen eines portugiesischen Malers, Francesco d'Ollanda, der in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts von seinem Könige auf längere Zeit nach Italien geschickt wurde und bei seiner Rückkehr schriftlichen Bericht von seinen Beobachtungen und Erlebnissen gab. Graf Raczynski erhielt in Lissabon Einsicht in das Manuscript und theilt Uebersetzungen daraus mit in seinem französisch geschriebenen Buche über die Kunst in Portugal. — Francesco d'Ollanda, der das Glück hatte, die Marchesa von Pescara in ihrem Verkehr mit Michelangelo Buonarroti näher kennen zu lernen, sagt von ihr, daß alle Tugenden sie zierten, die einer Frau zum Lobe gereichen. Er rühmt ihre anmuthig geistvolle Art, Michelangelo zum Sprechen zu bringen, und weiß den Gang der Unterhaltung mit lebensvoller Anschaulichkeit wiederzugeben. Charakteristische Auszüge aus diesen fesselnden Schilderungen giebt

Hermann Grimm in ſeinem eingehenden „Leben Michelangelos“. Hier kann nur darauf hingewieſen werden als ganz der Vorſtellung entſprechend, zu welcher das Studium des eigenen Nachlaſſes der beiden erlauchten Geiſter führt. Der Ausdruck der Begeiſterung, mit welcher der große Meiſter die von ihm vergötterte Marcheſa in ſeinen Verſen preiſt, iſt nicht zu überbieten, und ebenſowenig der Ausdruck ihrer Verehrung für ihn in ihren Briefen. Einer derſelben, worin ſie ihren Dank für ein ihr von ihm gemaltes Chriſtusbild ausſpricht, beginnt: „Was Ihr zu ſchaffen im Stande ſeid, reizt faſt zu dem übermüthigen Begehren, mit Augen zu ſehen, ob es möglich ſei, das Vollkommene noch zu übertreffen. Und Euch gelingt es! Omnia sunt possibilia credenti: man braucht nur zu glauben und die Dinge geſchehen . . .“ Sie bewundert ſeinen Muth, ſich den Anſprüchen der Welt ganz zu entziehen, um die Arbeit eines ganzen Lebens als ein einziges großes Werk hinzuſtellen, und er findet das Glück ihrer Freundſchaft größer als Alles, was die Welt ſonſt bieten kann. Sein Schüler und Biograph Condivi erzählt, ſie habe den theuern Meiſter herzlich gebeten, ihr nicht ſo oft ſeine glühenden Briefe und Verſe zu ſchicken, ſonſt werde ſie darüber verſäumen ihre Abendandacht zu halten, und er, die Morgenſtunden bei ſeiner Arbeit in der Peterskirche zuzubringen.

Zu dieſen glühenden Verſen mögen wohl folgende gehören:

„Natur ließ allerwärts
Verſuchsweis Würd' und Schönheit erſt in Frauen
Und Mädchen uns, bis zu der Einzigen ſchauen,
Die glühen und erſtarren macht mein Herz
Zu gleicher Zeit. Drum hat mein großer Schmerz
Mit andern Menſchenleiden nichts gemein:
Denn meine thränenvolle Liebespein,
Weil tiefer gründend, muß auch höher reichen:
So hat ſie mir im Leben
Zugleich ein Glück gegeben,
Dem ſich kein anderes jemals kann vergleichen!

* * *

Ein ſchönes Antlitz ſpornt mich himmelan;
Nichts Andres freut mich mehr, da ſchon im Leben
Ich darf empor zu ſeligen Geiſtern ſchweben —
Ein Glück, wie ſelten es ein Menſch gewann.

So ſehr zum Schöpfer ſtimmt ſein Werk: ich kann
Durch Gottgedanken mich zu Gott erheben,
Vom Himmel wird mir Geiſt und Wort gegeben,
Seit ich erglüht in holdem Liebesbann.

Drum kann ich von zwei ſchönen Augen nimmer
Den Blick abziehn, als ob zum höchſten Glück,
Empor zu Gott ihr Licht den Weg mir wieſe —

Und fühl' ich mich durchglüht von ihrem Schimmer,
Strahlt mir aus ihrer edlen Gluth zurück
Das ewige Lächeln ſeliger Paradieſe.

* * *

Durch's Auge dringt in's Herz mit Blitzgewalten
Jedwede Schönheit: gleich beim ersten Nah'n
Sind ihr die Pforten soweit aufgethan,
Daß keine Kraft vermag, sie fernzuhalten.

Deum schwank' ich furchtsam vor des Irrwahns Walten,
Der jeden Geist verlockt auf falsche Bahn,
Denn keinen sah ich noch, der nicht am Wahn
Des kurzen Menschenglücks sich festgehalten.

Nur wenige streben himmelan: wer lebt
In Liebesglück und trinkt ihr Gift (denn Liebe
Ist unsres Lebens Mitgift hier auf Erden),

Und wen nicht Gnade zum Urschönen hebt,
Wer nicht zum Höchsten wendet alle Triebe,
Ach, welch ein Elend muß ihm Liebe werden!

* * *

Wenn Herzensfreude das Gesicht verschönt
Und Gram es mißgestaltet,
Und scharf zu unterscheiden sich gewöhnt
Mein Auge, wie sich Reiz um Reiz entfaltet
In meines Sternes Formenspiel und Schimmer,
Dann stimmt die Schönste aller Schönen immer
Mich traurig, sich zum Schaden, nimmt's im Scherz
Und sagt oft: schuld sei nur mein eig'nes Herz
An meinen bleichen Wangen.
Nie kann ganz unbefangen
Der Künstler schaffen; will er Andre schildern,
Malt er sich selbst zugleich in seinen Bildern.
Er kann, was in ihm glüht, nicht unterdrücken.
Wie aber könnte mir Dein Bild nun glücken,
So lang' mein Auge trüb von bitt'ren Zähren?
Laß Deine Huld die Seele mir verklären!
So mal' ich schön Dich, wenn ich nicht muß weinen,
Und minder häßlich werd' ich selbst mir scheinen.

* * *

Vasari und Cellini berichten, daß Michelangelo in der Jugend von Torrigiano das Nasenbein eingeschlagen wurde, wovon er Zeitlebens die Spur behielt. Darauf mögen sich die letzten Verszeilen des vorstehenden Gedichtes beziehen, welches, trotz der Thränen, davon es singt, doch an schönere Tage erinnert als die waren, welche die Marchesa in Viterbo verleben mußte. Zu den Bedrängnissen der Seele gesellte sich ein schweres Körperleiden, welches wohl durch ärztliche Kunst gemildert, aber nicht geheilt werden konnte. Gegen Ende des Jahres 1544 kam sie nach Rom zurück, um im Kloster der Benedictinerinnen von St. Anna bessere Pflege zu suchen, als sie in Viterbo finden konnte. So siechte sie noch ein paar Jahre dahin, körperlich gebrochen, aber geistesstark bis zum letzten Athemzuge. Erst nachdem die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hatten, sie länger am Leben zu

erhalten, wurde ſie in den nahen Palaſt ihres Vetters Giuliano Ceſarini gebracht, wo ſie Ende Februar 1547, im Alter von 57 Jahren, ſtarb.

Als Michelangelo die Kunde von ihrem Tode erhielt, eilte er in den Palaſt Ceſarini, kniete, überwältigt von Schmerz, am Lager der Geſtorbenen nieder, drückte ihre Hand an ſeine Lippen und weinte bitterlich. Sein Freund Condivi erzählt, Michelangelo ſei von der Leiche gradeswegs zu ihm gekommen, um ihm zu klagen, wie ſehr es ihn gereue, „nur Vittorias Hand auf dem Todesbette geküßt zu haben, nicht auch Stirn und Wange“. Er hat die Verklärte noch in manchem tiefempfundenen Sonett gefeiert. Hier eines davon:

„Als meiner Sehnſucht Urquell aus den Schranken
Des Staubes erlöſt ward auf des Himmels Ruf,
Stand die Natur, die Schöneres nie erſchuf,
Beſchämt: — in's Grab viel heiße Thränen ſanken.

Wo finden Dich fortan die ſehnſuchtkranken,
Verweinten Augen, mein verlorenes Glück?
Die Erde nahm den ſchönen Leib zurück,
Der Himmel Deine heiligen Gedanken.

Doch mühte ſich der falſche Tod vergebens,
Auch Deines Ruhmes reinen Klang auf Erden
Zu trüben, mit dem Leib ihn zu vernichten:

Er blüht und klingt aus Blättern ewigen Lebens,
Die unvergänglich von Dir zeugen werden,
Wie rein Du warſt im Leben und im Dichten.“

* * *

Es mag hier noch ein Wort über die äußere Erſcheinung Beider geſagt werden. Michelangelo ſpricht ſelbſt oft in ſeinen Gedichten von ſeiner Häßlichkeit, womit jedoch nur die durch eine Verletzung etwas entſtellte Naſe gemeint ſein kann; denn auf den von ihm vorhandenen Bildern zeigt ſein Geſicht ſonſt nicht unſchöne, aber ſtark ausgeprägte Züge. Es geht Alles darin über das Gewöhnliche hinaus: Die gewaltige Stirn, das mächtige Auge, der etwas große, aber wohlgeformte Mund. Die Bildung des Kinnes iſt wegen des verhüllenden Bartes nicht zu erkennen. Es iſt ein Herrſcherkopf, groß angelegt und aus einem Guſſe, wie Alles was daraus hervorgegangen. Man begreift beim Anblick dieſes geiſtſprühenden Geſichts den Ausſpruch Vittoria Colonnas über Michelangelo, daß wer nur ſeine Werke bewundert, das Geringſte an ihm ſchätzte.

Bei genauer Betrachtung des Bildes von Vittoria in der Gallerie des Palazzo Colonna in Rom fiel mir auf, daß ſich in der Eigenthümlichkeit ihrer Geſichtsbildung eine gewiſſe Aehnlichkeit mit derjenigen Michelangelos offenbart, nämlich in den ungewöhnlich weit von der Naſe abſtehenden Augen und den etwas ſtark hervortretenden Backenknochen. Das beeinträchtigt die reine Schönheit ihres geiſtvollen Geſichts durchaus nicht, ſondern giebt ihr nur einen eigenartigen Ausdruck.

In den Tagen ihres Glückes gab die Marchesa von Pescara ihrer schönen Gestalt auch gern eine schöne Hülle. Ein Augenzeuge schildert den Aufzug, in welchem sie bei der Vermählungsfeier König Sigismunds von Polen mit Bona Sforza, einer Tochter der Herzogin von Mailand, Isabella von Aragonien, erschien: „Die berühmte Marchesa Colonna ritt auf einem schwarz und weißen Zelter, den eine Decke zierte von dunkelrothem Sammet mit goldenen und silbernen Fransen besetzt. Sechs Lanzenknechte umgaben sie, deren Wamms und Rock von rothem und gelbem Atlas war. Sie selbst trug ein Kleid von carmoisin roth durchwirktem Sammet, mit großen Zweigen von geschlagenem Gold übersäet; auf dem Kopfe eine Haube von Gold und darüber ein Barett von carmoisinrothem Atlas mit gleicher Arbeit von geschlagenem Golde. Ihr folgten sechs Kammerfrauen in himmelblauen kreisförmig durchwirkten Damast gekleidet." . . . Wahrscheinlich datirt aus dieser Zeit das Bild, welches Gaudenzio Ferrari, ein Schüler Raffaels, von ihr malte. — Nach dem Tode ihres Gatten trug sie bis an ihr Lebensende immer nur ein schlichtes Trauergewand und blieb auch darin mit dem edlen Oval ihres Gesichts und den großen sinnigen Augen die Bewunderung Aller, die sie kennen lernten.

* * *

Michelangelo Buonarroti und Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara waren nach allen Richtungen hin so tief in das Leben ihrer Zeit verflochten, daß man sie nur im Zusammenhang mit dieser in ihrer ganzen Bedeutung schildern kann. Ich mußte mich hier darauf beschränken, ihr in der Welt einzig dastehendes Freundschaftsverhältniß zu veranschaulichen und meine Aufgabe war, sie in der Hauptsache mit ihren eigenen Worten reden zu lassen.

Die Freilegung des Tempels von Luqſor

mit einem Worte über die Verſchleppung der Obelisken und ihre Aufſtellung in modernen Städten.

Von

Georg Ebers.

— Leipzig. —

Wenn der Tempel von Luqſor ſich auch keineswegs rühmen darf, der größte oder ſchönſte in Aegypten zu ſein, ſo iſt er doch der berühmteſte von allen. Seine Verſtümmelung, und zwar durch die Franzoſen, hat ihm einen ſo großen Namen gemacht. Zu beiden Seiten des Thores, welches an der Nordſeite des Tempels Einlaß in ſein Inneres gewährte, hatte je ein ſtattlicher Obelisk geſtanden, und eine von dieſen Spitzſäulen war in Folge eines Vorſchlages des großen Champollion und als Geſchenk Muhamed 'Alis an Louis Philipp am 31. October 1831 von Frankreich in Beſitz genommen und dann mit Sorgfalt und Geſchick auf das eigens zu dieſem Zwecke nach Theben geſandte Schiff „Louxor" geladen und endlich über Roſette, Alexandria, Toulon, Gibraltar, Cherbourg und Rouen nach Paris befördert worden, wo er Ende September 1833 anlangte, aber erſt 1836 auf der place de la concorde aufgeſtellt werden konnte.

Wenn Victor Hugo, fortgeriſſen von dem gewaltigen Schwung ſeiner patriotiſchen Begeiſterung, Paris als den Mittelpunkt und die Sonne der Welt proclamirt hat, ſo iſt er damit viel zu weit gegangen, aber ſicher wird nichts ſo weithin geſehen und von der geſammten gebildeten Welt bemerkt, als was ſich in der Seineſtadt Bedeutendes ereignet. Die Errichtung eines großartigen Monumentes in Mitten des ſchönſten Platzes dieſer merkwürdigen Capitale, eines Denkmals, welches bald zu ihren Wahrzeichen gezählt werden mußte, konnte nicht verfehlen, alle Augen auf ſich zu ziehen

und „der Obelisk von Luqſor“ gehört längſt zu denjenigen Gegenſtänden, welche in der Vorſtellung keines Gebildeten fehlen. Freilich wiſſen unter dieſen nur wenige von dem vielgenannten Luqſor mehr zu berichten, als daß es ein Ort in Aegypten ſei. Wir gedenken den Leſer zu demſelben hinzuführen, und hoffen ſeine Theilnahme für die großartige Unternehmung zu erwecken, welche, während wir dieſe Zeilen ſchreiben, der ausgezeichnete Hüter und Conſervator aller Denkmäler in Aegypten, Dr. Maspero, daſelbſt zu Ende zu führen beſtrebt iſt.

Er hat die Rieſenarbeit auf ſich genommen, den Tempel dieſes Ortes von Allem, was ſich zwiſchen ſeinen Mauern und Säulen aufgehäuft, eingedrängt und geniſtet hat, zu befreien und was von ihm erhalten blieb, unbeeinträchtigt von Beiwerk, heiße es wie es wolle, dem Bewunderer und Forſcher vor Augen zu ſtellen.

Bevor wir nun auf die Geſchichte und Geſtalt dieſes Heiligthums, ſowie auf den Erfolg der Thätigkeit Masperos näher eingehen, mag es uns geſtattet ſein, ein Wort über die Verſchleppung der Obelisken und ihre Verwendung als Zier öffentlicher Plätze in Europa zu ſagen.

In Alexandria hatten ſich nur noch drei Wahrzeichen der Größe dieſes Weltortes in alter Zeit erhalten: Die „Pompejusſäule“ und die ſogenannten Nadeln der Kleopatra. Nach der erſteren hat noch niemand die Hand ausgeſtreckt, die letzteren ſind nach London und New-York transportirt worden, nehmen ſich in ihrer neuen Heimat recht fremdartig aus, und was ihr Geſchick in regenreichen Zonen ſein wird, lehrt der Obelisk auf der place de la concorde, welcher jetzt ſchon über und über von Sprüngen und Riſſen entſtellt wird, während ſein in Theben zurückgebliebener Genoſſe ſo untadelig und wohlerhalten daſteht, wie bei ſeiner Errichtung vor länger als 3000 Jahren. — Einſam ſteht eine ihrer Gefährtin beraubte Spitzſäule gegenwärtig vor dem hohen Pylon des herrlichſten Tempels. Iſt dieſer freigelegt, was bald der Fall ſein dürfte, ſo wird jeder ſeinen verſtümmelten Eingang beklagen. Dort, zur Seite der von Koloſſen bewachten Tempelpforte, waren die Obelisken am rechten Platze, waren ſie unentbehrlich als ſinnvolle und einem architektoniſchen Kunſtwerke organiſch zugehörende Glieder. Wie mächtig das Obeliskenpaar gewirkt hat, als es noch ungetrennt vor der Pforte des Heiligthums von Luqſor ſtand, dem giebt Savary, ein Franzoſe, Ausdruck, dem es noch vergönnt war, es unbeeinträchtigt zu dem reinen Blau des ägyptiſchen Himmels hinaufweiſen zu ſehen. „Nichts,“ ſagt dieſer Reiſende, „giebt eine beſſere Vorſtellung von der ganzen Großartigkeit des Bauwerkes von Luqſor, als zwei Obelisken, die zu ſeiner Ausſchmückung gehören. Beide beſtehen aus einem einzigen Granitblock, und die Härte dieſes Geſteins hat ſie vor jeder Unbill der Witterung geſchützt. Die majeſtätiſche Wirkung, welche durch dieſe Obelisken hervorgebracht wird, iſt ganz unvergleichlich, und Aegypten iſt auch das einzige Land, wo dergleichen hergeſtellt werden konnte.“

Indem man die eine Spitzsäule nach Paris verschleppte, hat man die Wirkung der ganzen Tempelfaçade verdorben, das herrliche Eingangsthor ist seiner majestätischen Wirkung beraubt worden, und es sieht nunmehr aus wie ein schönes Gesicht, das ein Auge verloren. Ist noch ein Jahrhundert in's Land gegangen, so wird die „Unbill der Witterung", die in Theben dem Granit nichts anhaben kann, das Monument auf dem schönen Platze an der Seine in einen Pfeiler mit abgebröckelten Flächen, auf denen einst Inschriften gestanden, verwandelt haben. Die Pariser empfinden selbst, daß es zu theuer erkauft worden ist. „Jedes Pfund dieses Obelisken," kann man sie spotten hören, „kommt auf vier Francs zu stehen." Und das ist richtig; denn das Denkmal auf der place de la concorde wiegt 500 000 Pfund und sein Transport von Luqsor nach Paris hat an 2 Millionen Francs gekostet. Ein hoher Preis für eine granitene Spitzsäule!

Und ist die Wirkung denn schön, welche ein einzelner Obelisk auf modernen Plätzen hervorbringt? Wir meinen diese Frage verneinen zu sollen. So stattlich sich diese Kunstwerke zu zweien an der Front der ägyptischen Pylonen ausnehmen, so berechtigt der Platz ist, welcher ihnen im Organismus des ägyptischen Tempelbaues zukommt, so nackt, mager und unberechtigt erscheinen sie in Mitten moderner Plätze, besonders wenn sie dort (was in Paris nicht der Fall ist) den Mittelpunkt eines Kranzes von breiten Häusern bilden, die sie hoch überragen. Zu Rom hatte man sie verständnißvoll in ägyptischer Weise zu zweien, gleichsam als Wächter am Eingange des Mausoleums des Augustus aufgestellt, auf dem weiten und freien Marsfelde diente ein Obelisk als Sonnenweiser, im Circus standen Spitzsäulen auf der Spina, der Mauer, welche die Bahn der Länge nach theilte, und konnten dort dem Auge der Agitatoren als Richtpunkte dienen. An der Tiber wie am Nil hingen sie, wenn sie nicht, wie auf dem Marsfelde, einem bestimmten Zwecke dienten, stets mit einem monumentalen Bau zusammen, und Obelisken aus vielen Theile zusammenzusetzen, wäre für die feine Kunstempfindung der Alten etwas geradezu Unmögliches gewesen.

Bei uns geschieht das ohne Bedenken, und so hat denn einer der geschmackvollsten Kunstkritiker unserer Zeit, Jakob Burckhardt, ganz recht, wenn er ausruft: „Neue wundern sich bisweilen mit Unrecht, wenn ein aus Hunderten von Steinen zusammengesetzter Obelisk, einsam in die Mitte eines großen, viereckigen Platzes einer modernen Hauptstadt hingestellt, trotz aller Höhe und trotz allen Ornamenten nur als reinster Ausdruck der langen Weile wirkt."

Mögen doch diejenigen, welche in unserer immer schöner erblühenden Reichshauptstadt einen Obelisken aufzustellen gedenken, diese Mahnung beherzigen! Man hat von einer neu herzustellenden Spitzsäule gesprochen, aber was kann an einer solchen interessiren? Ein antiker Obelisk hat wenigstens den Reiz alles dessen für sich, was grau vor Alter, merkwürdig und fremd ist! Doch woher man einen solchen auch nehme, unvermeidlich

wird dabei jedenfalls ſein, daß man ein ſchönes Bauwerk verſtümmelt oder eine ehrwürdige Stätte ihres Wahrzeichens beraubt. Als letzter von den vielen Obelisken, welche den berühmten Sonnentempel von Heliopolis geſchmückt haben, deſſen prieſterliche Vorſteher die Lehrer des Pythagoras, Plato und Eudox geweſen ſind, iſt einer aus ſehr alter Zeit im freien Felde ſtehen geblieben. Die Nadeln der Kleopatra und viele der nach Europa gebrachten ägyptiſchen Spitzſäulen ſind, wie die Inſchriften lehren, ſeine Genoſſen geweſen. Man könnte ihn fortſchaffen, ohne ein architektoniſches Bild zu beeinträchtigen; aber wäre es recht, eine der ehrwürdigſten Stätten des geſammten Alterthums ihres letzten Erinnerungszeichens zu berauben?

Will unſere liebe Vaterſtadt durchaus einen Obelisken haben, und ſcheuen ſich die Berliner nicht das großartigſte Baudenkmal auf Erden zu plündern, ſo mögen ſie doch gleich in das Heiligthum von Karnak, dem älteren und größeren Bruderbau des Tempels von Luqſor, greifen! Dort erheben ſich die herrlichſten von allen Monumenten dieſer Art, und zwar unter architektoniſchen Gruppen, welche ohnehin längſt beſchädigt ſind. Den großen Obelisken der Hatſchepſu fortſchaffen, hieße eine gigantiſche aber durchführbare Aufgabe löſen; denn es iſt ja den Römern mit ihren weit hinter den unſeren zurückſtehenden techniſchen Mitteln gelungen, den großen lateraniſchen Obelisken*), welcher den pariſer an Höhe weit überbietet, vom Nil an den Tiber zu ſchaffen. Dabei würde dieſer Raub das architektoniſche Geſammtbild des Tempels von Karnak verhältnißmäßig wenig beeinträchtigen, während durch die Fortführung des pariſer Obelisken das Heiligthum von Luqſor eine ſchwere und nie zu erſetzende Einbuße erfahren hat. Solch Monument erſten Ranges iſt wohl Werth einer Sünde; aber rathen möchten wir doch nicht zu dieſem Raube, denn ſo wundervoll ausgeführt und grandios das bezeichnete Denkmal auch ſein mag, hat es doch, wie jeder andere Obelisk, nur am Platze ſeiner erſten Aufſtellung rechten Sinn und Werth. Dort ſollte es zu den ſpäteſten Nachkommen reden, dort den Zuſammenhang der verſunkenen mit den beſtehenden und neu erblühenden Geſchlechtern herſtellen; und es von dort entfernen, um es Zwecken dienen zu laſſen, die ihm urſprünglich fremd waren, heißt wenn nicht vandaliſch, ſo doch pietätlos und ſelbſtſüchtig handeln.

Edele Monumente der Vorzeit verunſtalten oder gar zerſtören, um ſie niedrigen, nützlichen Zwecken dienen zu laſſen, iſt ſchändlich; und dergleichen Frevel iſt nirgends häufiger und ſorgloſer geübt worden als gerade in Aegypten. Wir haben daſelbſt viele ſchöne Denkmale auseinanderreißen und die von den Alten ſorgſam behauenen Werkſtücke zum Bau von Häuſern, mehrmals, wie zu Erment, von Zuckerfabriken des Chediw, verwenden, haben andere

*) Der pariſer Obelisk iſt 22,83 Meter hoch, der vom Lateran 45,5 Meter. Als Sixtus V. ihn aufrichten ließ, beſtand er aus drei Stücken. Der der Hatſchepſu zu Karnak, auf den wir hinwieſen, iſt 33,20 Meter hoch, alſo über 10 Meter höher als der pariſer.

Monumente in Oefen wandern und sie zu Kalk verbrennen sehen. Aus dem harten Granit eines köstlichen Kolosses sind in unserer Zeit von den Fellachen scheibenförmige Steine für ihre Handmühlen hergestellt worden, und viele liebevoll und reich mit Bilderschmuck versehene Grüfte sowie schöne Tempelbauten dienen heute noch armseligen Fellachenfamilien zur Wohnung. Wie Eulen unter dem Dach, wie Bettelgesindel in den Sälen und Ratten sich in den Kellern eines verlassenen Königspalastes einnisten, haben obdachlose Bauern und Bürger Besitz von den Heiligthümern genommen, deren Gottheit ihrer Würde, deren Priesterschaft ihres Unterhaltes beraubt ward, und dieses Schicksal hat ganz besonders, und zwar schon recht früh, den Tempel von Luqsor betroffen. Dies Luqsor ist die größte der verschiedenen Fellachen-Niederlassungen, die sich unter den Trümmern des hundertthorigen Theben gebildet haben. Wir möchten es einen Flecken nennen, und der größte Theil desselben hat sich in den herrlichen Tempel eingebaut, den eine Reihe von mächtigen Königen hart am Ufer des Nils, im Süden ihrer Residenz, für Amon, den größten unter den Göttern Thebens, errichteten. Der Name Luqsor bedeutet „die Schlösser" (el-qusûr) und bezieht sich auf die majestätischen Säulenhallen, Pylonen und Gänge, an die sich der Flecken knüpfte, und in welche er eindrang.

In einem anderen Hefte dieser Zeitschrift haben wir das westliche Theben mit seiner Todtenstadt geschildert*); der Tempel von Luqsor erhob sich in der östlichen, von den Bürgern und Königen bewohnten „Stadt der Lebendigen" am rechten Ufer des Nils. Er hing mit dem gewaltigen Reichsheiligthume, welches wir heute, gleichfalls nach einem Fellachendorfe, den Tempel von Karnak nennen, durch Sphinxreihen und jene hohen Pylonen zusammen, welche die Griechen veranlaßten, Theben das Hundertthorige zu nennen.

„Hundert hat sie der Thor', und es ziehen zweihundert aus jedem
Rüstige Männer zum Streit auf Rossen daher und Geschirren."

So singt Homer, der ehrwürdigste Dichter des Abendlandes, und auch die ehrwürdigste Schrift des Orients, die Bibel, erwähnt Theben und nennt es No Amon, den Amonsort. Die Aegypter selbst bezeichneten beide Heiligthümer, das südlichere Luqsor und das nördlichere Karnak zusammen, mit dem Namen der Apu, und aus diesem Worte (mit dem femininen Artikel T-apu) scheint das griechische Θῆβαι (Thebai oder Thebe) mit Rücksichtnahme auf die ägyptische Pluralform entstanden zu sein. Der Tempel von Luqsor war das t-ape des Südens, und er ist später als das Reichsheiligthum von Karnak entstanden, denn während dies schon im alten Reiche gegründet worden ist, hat sich in Luqsor bisher kein älterer Königsname gefunden, als der des Pharao Amenophis III., welcher zu der 18. Herrscherreihe im

*) Mein Grab in Theben. Nord und Süd, 10. Heft, Januar 1878. Deutsche Bücherei. (S. Schottlaender, Breslau).

Anfang des neuen Reiches gehört. Die wunderlich winkelige Weiſe, mit der ſich einer ſeiner Haupttheile an den anderen ſchließt, ſcheint zu beweiſen, daß die Architekten, welche unter Ramſes II. neue Stücke an den älteren Bau zu fügen hatten, dem Beſtreben gefolgt ſind, den Tempel von Luqſor in organiſchen Zuſammenhang mit den ſüdlichen Theilen des älteren von Karnak zu bringen. Zwiſchen den beiden genannten großen Tempelgruppen hat ſich, gleichſam vermittelnd, ein ſtattliches Heiligthum erhoben, welches mit ſeinen Vorhöfen und den beinahe 600 Statuen der katzenköpfigen Göttin Sechet, die ſie umſtanden, demſelben Amenophis III. den Urſprung verdankt, den wir als Gründer des Tempels von Luqſor kennen, und deſſen Perſon die berühmten Memnonskoloſſe auf dem andern Ufer des Nils zur Darſtellung bringen. — Er iſt ein gewaltiger Bauherr geweſen, und das Schickſal hat uns auch mit dem Namen des ägyptiſchen Leonardo da Vinci bekannt gemacht — Amenophis Sohn des Hapu ward er gerufen — der nicht nur in der Staats- und Kriegskunſt Hervorragendes leiſtete, ſondern auch als vorzüglichſter Baumeiſter ſeiner Zeit dem Pharao diente. Unter ſeiner Leitung ward wohl auch der Grundplan des Tempels von Luqſor entworfen; aber die Vollendung dieſes groß angelegten Bauwerkes mußten er und ſein Monarch ſpäteren Herrſchern überlaſſen.

Zwar trägt das Sanctuarium, bei dem regelmäßig der Bau eines Tempels begonnen wurde, den Namen Alexanders II.; aber dieſer ſpäte macedoniſche Fürſt hat das alte Allerheiligſte nur reſtaurirt, während die Inſchriften, von denen es umgeben wird, lehren, daß ſowohl das Sanctuarium als die Kammern und Säle in ſeiner Nähe von Amenophis III. hergeſtellt worden ſind. Dieſer Pharao vollendete auch die gewaltige Halle, in der $4 \times 8 = 32$ Säulen die Decke trugen und den weiten Vorhof, an deſſen öſtlicher und weſtlicher Seite ſich je eine Colonnade mit langen doppelten Säulenreihen hinzieht. Ein Pylon ſchloß dieſes weite Periſtyl an, und mit ihm ſetzte Ramſes II. den großartigen Vordertheil des Tempels durch einen Säulengang in Verbindung, welcher im ſtumpfen Winkel von dem älteren Bauwerke ausging und deſſen mit Glockencapitälen gekrönte 2×7 Säulen auch vom Strome her einen majeſtätiſchen Anblick gewähren. Er mündete bei einem anderen hohen Pylon, welcher das große Periſtyl Rhamſes II., den lange Colonnaden mit doppelten Säulenreihen (2×12 an jeder Seite) rings umgeben, nach hinten abſchließt, und zu dem ein dritter Pylon, der größte und höchſte von Allen, Einlaß gewährte.

Die Prozeſſionen, welche ſich dieſem gewaltigen Thorbau näherten, bei dem, wenn irgendwo das ägyptiſche Kunſtelement der Großartigkeit ſich mächtig entfaltet, hatten die Sphinxallee zu paſſiren, welche die erſten Heiligthümer und Pylonen der ſüdlichen mit denen der nördlichen Tempelwelt verband, und Ehrfurcht erweckend und wie abwehrend traten ihnen ſeine wie Feſtungswälle geböſchten himmelhohen Wände entgegen, auf denen Schlacht-

bilder und lebendige Darstellungen von Lagerscenen an den Kriegsruhm ihres gewaltigen Erbauers erinnerten und an den Dank mahnten, den er und das Volk dem Vater Amon für erfochtene Siege schuldeten. Die Obelisken an der Eingangspforte feierten mit stolzen Worten die göttliche Größe des Fürsten, der den Himmlischen solches Denkmal errichtet, und die Kolosse zu ihren Seiten zeigten den Thebanern ihren König und dienten den beiden Flächen des ungeheueren Thorbaues zum Schmucke.

So leicht es nun auch sein mag die Anordnung dieses schönen und großen Tempels (er hat eine Längenausdehnung von etwa 255 Meter) mit einem von kundiger Hand unter schweren Mühen hergestellten Plane vor sich, zu beschreiben, so schwer ist es noch vor Kurzem dem Reisenden gefallen, sich an Ort und Stelle eine rechte Vorstellung von dem Grundriß dieses merkwürdigen Heiligthumes zu bilden; denn wenn man von Karnak aus darauf zukam, machten zwar die vordersten Pylonen Ramses II. einen großen Eindruck, aber man mußte sich sagen, daß sie noch weit gewaltiger hätten wirken können; war doch ihr ganzer unterer Theil so tief verschüttet, daß die Kolosse an der Seite der Obelisken nur von den Oberarmen an sichtbar waren. Wenn man vom Strome, also von Westen her, den Tempel zu überblicken versuchte, so übte die Höhe der Säulen und Mauern, besonders aber die den älteren und jüngeren Theil des Bauwerks vermittelnde Colonnade eine großartige Wirkung, doch es war unmöglich den Intentionen der Architekten zu folgen, denn neue Bauten von jeder Gestalt und Größe mischten sich störend in alle Theile des Tempels. Groß, eigenartig und malerisch im höchsten Grade war immerhin das Gemälde, welches dieses Convolut von alten, schön gestalteten, gigantischen Architekturgliedern und kleinen, regellos an einander geklebten elenden Nützlichkeitsbauten bot, wenn die Sonne hinter den libyschen Bergen im Westen unterging und ihr Widerschein den östlichen Horizont röthete. Dann stellten sich in diesem ungeheueren Gebäudecomplex Lichter und Schatten in wunderbar wirkungsvollen Contrast, das rauhe gelbe Gestein der Alles überragenden Glockensäulen glänzte wie lauteres Gold, und zwischen ihren Schäften hindurch leuchtete wie ein purpurner Vorhang das feurige Roth des abendlichen Himmels. Stand der Vollmond am Himmel, so verwandelte sich in Silber, was Gold vor Einbruch der Nacht gewesen, und statt des Purpurs breitete sich sattes, mit glühenden Sternen geschmücktes Schwarzblau hinter den Säulen aus.

Die Etesieen, Aegyptens periodische Winterwinde, welche schon das Schiff Herodots von Norden nach Süden getrieben, wehen frischer und kräuseln die Oberfläche des Stromes. Aus den Furchen des Wassers werden höhere Wellen, die unsere Feluka auf und nieder werfen. Das Spiegelbild des Tempels, das noch vor Kurzem regungslos auf der glatten Fläche des stillen Wassers gelegen, beginnt mit den Wellen zu schwanken, die Formen des Riesenbauwerkes schieben sich in- und auseinander, und der Träumer sieht

es ſich neigen, ſieht Säulen, Pylonen und Mauern lautlos zuſammenſinken und den Strom rauſchend über ſeine Trümmer hinweggehen. Aber der Wind hat ermunternde Kraft. Wachen Auges ſchauen wir uns um, und nun nehmen wir wahr, daß unſer Traum gar bald zur Wirklichkeit werden muß, wenn der Menſch der raſtloſen Arbeit des Elementes nicht Einhalt gebietet. Schon hat das Waſſer Stück für Stück losgelöſt von dem braunen, fruchtbaren Uferlande, auf dem das Heiligthum ſteht. Die Ueberſchwemmung jedes Jahres reißt neue Erdſchollen von der öſtlichen Lehne des Flußbettes ab, und wenn Niemand dem gefährdeten Tempel beiſpringt, wird er, bevor ein Menſchenalter vorbei iſt, ſein Grab auf dem Boden des Stromes gefunden haben, der ſchon ſo viel edles Menſchenwerk, das ſich am Saum ſeines Laufes erhoben, zum Opfer gefordert. —

H. Maspero hat Recht, wenn er Alles einſetzt, um das Ufer von Luqſor durch Mauerwerk zu ſtützen. Das Denkmal dieſes Ortes zu Grunde gehen laſſen, würde heißen, eine der ehrwürdigſten und vollendetſten Proben menſchlichen Kunſtvermögens dem Untergang preisgeben, und erſt jetzt wird geſtattet ſein, recht zu erkennen, ein wie herrliches Meiſterwerk der ägyptiſchen Architektur wir in dieſem Heiligthum beſitzen, deſſen Größe und Schönheit voll zu würdigen dem Beſchauer durch tauſenderlei Nebenwerk verwehrt wird.

Schon bald nachdem die letzten Gebete und Opfer dem Amon in ſeinen Räumen dargebracht worden waren, hatten ſich Bekenner der neuen Religion Jeſu Chriſti in dem älteren (hinteren) Theile des Tempels eine Stätte für ihren Gottesdienſt eingerichtet. Um die Blicke der Frommen vor dem verderblichen Anblicke der alten Götzenbilder und heidniſchen Schriften zu ſchützen, war es ihnen nöthig erſchienen, die mit Darſtellungen und Hieroglyphen geſchmückten Wände mit Stuck zu bewerfen; den aber hatten ſie mit Bildern bedeckt, welche den Chriſten kein Aergerniß boten, und die theilweis bis heute erhalten blieben. In einer überwölbten Niſche ſtellten ſie zwiſchen Säulen ihren Altar auf, welche der korinthiſchen Ordnung am nächſten ſtehen, und, wie die erwähnten Bilder, von guten Künſtlern aus früher byzantiniſcher Zeit — vielleicht aus dem ſechſten Jahrhundert — hergeſtellt worden zu ſein ſcheinen.

Später bauten Kopten, ägyptiſche Chriſten, welche ſich zu der monophyſitiſchen Lehre bekennen, ihre Kirche mitten in den Tempel hinein. Ueber den ordnungslos umbauten, ausſkulptirten Lotosknospenſäulen aus der Zeit Amenophis III., eine der edelſten Ordnungen der Pflanzenſäule, erhob ſich ein großes rohes Gebäude von gemeinen Nilziegeln, das nach den franzöſiſchen Ingenieuren, die ſich darin niedergelaſſen, als es den Obelisken von Luqſor nach Frankreich zu ſchaffen galt, die Franzoſenburg (Qasr fransawi) genannt wird. Hier hatten Araber, dort Kopten ihre elenden Wohnhäuſer, Viehſtälle und Taubenſchläge zwiſchen majeſtätiſchen Säulen eingeklebt. Das wunderliche runde Gebäu von Nilſchlamm, das ſich dort neben anderen Lehmcylindern, in denen die Fellachen ihre Brotfrüchte aufbewahrten, erhob,

war ein Brütofen, in dem Kopten junge Hühner auf künſtlichem Wege zum Auskriechen brachten — eine ſchon dem Ariſtoteles bekannte Kunſt der Aegypter — und von Ziegelwänden umgeben, welche man wie Schranken zwiſchen Säulen eingebaut hatte, ſaß dort eine Schaar von arabiſchen Buben und ſprach mit der Blechtafel in der Hand und auf und nieder pendelndem Oberkörper dem Fikih, vor deſſen Füßen Hühner und Tauben Körner aufpickten, die Koranverſe nach, welche er ihnen vorrecitirte. Ein Eſel ſchrie aus ſeinem Stall, den er mit zwei Kameelen theilte, in den Unterricht hinein. Neben der Wohnung eines italieniſchen Photographen hauſte in einer Wohnung, die er mit Ziegen und Hühnern theilte, ein Mann, der mit Antiken Handel trieb. Sein Sohn unterſtützte ihn bei dieſem Geſchäft durch die Herſtellung von falſchen Skarabäen. — Dem gleichen Gewerbszweige (nicht gerade der Skarabäenfälſchung, ſondern dem Antikenhandel) widmete ſich, wenn auch in größerem Stil, der Herr, welcher das größte und ſchönſte unter dieſen Sperlingsneſtern im Adlerhorſt beſaß: Muſtafa Aga, ein ehrwürdig ausſehender alter und reicher „dunkler Ehrenmann", der nur zu geſchickt falſche unter die echten Monumente zu miſchen verſteht, und deſſen ſich Fellachen aus der Todtenſtadt gern zum Zwiſchenhändler für die Alterthümer bedienen, die ſie in ihrer Heimat finden. Muſtafa iſt engliſcher und belgiſcher Viceconſul, und dieſe Würde, welche ihn gegenüber der Regierung des Landes unantaſtbar macht, weiß er geſchickt auszunutzen. Was von britiſchen Reiſenden in Theben landet, findet bei ihm die erwarteten Briefe, und indem er jene zu Abendgeſellſchaften einlädt, bei denen arabiſche Tänzerinnen und Muſikanten ihre Künſte zum Beſten geben, wirbt er Käufer für ſeine Antiquitäten. Sein Haus hat bisher nicht angetaſtet werden dürfen; aber auch ſeine Stunde ſchlägt, und der eiſerne Beſen des begeiſterten Alterthumsfreundes wird es wie all die anderen Tempelparaſiten aus dem entweihten Heiligthume fegen.

Es war nichts Kleines, die vielen Hunderte der zwei- und vierbeinigen, gefiederten und behaarten Eindringlinge, welche ſeit Generationen im „Hauſe des Amon" Unterkunft gefunden, wie weiland die Wechsler und Händler aus dem Tempel zu jagen; aber Maspero hat ihre Exmittirung durchzuſetzen verſtanden. Sein Vorgänger im Amte, Mariette, hatte ihm den Weg gezeigt, als er das große Dorf, welches ſeit Jahrhunderten mit Mann, Weib, Kind und Vieh in dem Tempel von Edfu eingeniſtet geweſen war, aus demſelben entfernte und ſeinen Bewohnern eine andere Anſiedelungsſtätte anwies. Wie wenige Tage und Thaler bedarf auch der Fellach, um ſich ein neues Haus aus Nilſchlamm zu erbauen und es mit dem Holz und den Wedeln der Palme oder thönernen Töpfen zu bedachen! — Masperos Aufgabe war ſchwerer, denn Luqſor verhielt ſich zu Edfu wie ein Flecken zu einem Dorfe, die Häuſer im Innern ſeines Tempels waren zum Theil von ziemlicher Größe und ihre Bewohner weder, wie die ältere Generation, der Zwangarbeit unterworfen, noch, wie in den Glanztagen des abgeſetzten Chediw

Ismaʼil — willig, ſich jeder Maßregel der Regierung widerſtandslos zu unterziehen. — Aber der umſichtige und für ſeine Aufgabe begeiſterte Gelehrte iſt doch zum Ziele gekommen! Die Freilegung des Tempels von Luqſor darf eine vollendete Thatſache genannt werden, und an die Stelle eines Gebäudecomplexes wird in kurzer Zeit einer der herrlichſten Tempel getreten ſein. Wir dürfen auf die Möglichkeit rechnen, ſeine ganze Großartigkeit bald erfaſſen und jeden ſeiner Theile ſtudiren zu können. Noch vor Kurzem war es nicht thunlich, das Epos des Pentaur, die ſchönſte Dichtung aus den Glanztagen der Pharaonenherrſchaft, mit der auch hier der Bau Ramſes II. geſchmückt iſt, ganz zu copiren, und wie dieſes wichtige Stück der ägyptiſchen Literatur wird nunmehr manche andere Inſchrift für die Forſchung zugänglich werden.

Herr Maspero theilt uns in ſeinem letzten Briefe das Folgende mit: „Der ganze ſüdliche Theil des Tempels liegt ſchon frei bis zum Hauſe Muſtafa Agas, und auch auf dem nördlichen Theile haben wir die meiſten Häuſer niedergelegt. Der Tempel wächſt im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Erde heraus. An einigen Stellen habe ich ſchon den Schutt in einer Höhe von 8 Metern abräumen laſſen, und ich bin noch wenigſtens 5—6 Meter vom Boden entfernt. Es wird ſich ein wundervolles Geſammtbild ergeben. Die Säulen, welche umzuſinken drohen, laſſe ich ſtützen und vor dem Einſturz bewahren. Luqſor iſt nicht mehr wieder zu erkennen, und ſobald eine Photographie hergeſtellt ſein wird, ſollen Sie ſie haben, damit Sie ſich ſelbſt überzeugen können, welch' eine wunderbare Veränderung da vor ſich gegangen iſt. Sie können ſich wohl denken, daß dies Alles nicht mühelos zu bewerkſtelligen war: Die Bewohner des alten Heiligthums haben Widerſtand geleiſtet und Intriguen geſchmiedet, und was ich noch an Bachſchiſch auszugeben habe, iſt ganz unglaublich. Dieſer Kampf gegen die orientaliſche Spitzbüberei hat mich mehr angegriffen als Alles, was mir ſonſt in Aegypten zu leiſten oblag. Alle Hinderniſſe ſind freilich noch immer nicht beſeitigt, aber nach und nach ſchaff' ich ſie doch aus dem Wege. Was die Koſten der Freilegung angeht, ſo hab' ich ſie mit Hülfe einer Subſcription beſtritten, die ich voriges Jahr in Frankreich eröffnet hatte, und welche in drei Tagen 22 000 Francs ergab. Auch die ägyptiſche Regierung hat viel guten Willen gezeigt, und vielleicht hab' ich ſchon genug beiſammen, um zu Ende zu führen, was ich begonnen."

An einer anderen Stelle verſichert Maspero, der freigelegte Tempel von Luqſor werde an Großartigkeit nicht weit hinter dem von Karnak zurückſtehen. Die Hoffnung, daß die Engländer, welche ſo viel Unheil über Aegypten gebracht haben, ſich wenigſtens der Alterthümer annehmen und ſich für ihre Conſervirung intereſſiren würden, iſt eitel geweſen. Sie haben die Verbrecher aus den Gefängniſſen entlaſſen und eine Unſicherheit in Aegypten hergeſtellt, welche in den letzten Jahrzehnten unbekannt war, und das Alles, um — wenn mein zuverläſſiger Gewährsmann Recht hat — um

eine augenfällige Urſache für die Nothwendigkeit ihres Verbleibens am Nil aufweiſen zu können. Wie eine furchtbare Landplage iſt ihre Occupation auf alle Gebiete des Lebens gefallen, und niemals, ſeit dem Beſtehen des Muſeums von Bulaq, iſt ſo wenig für die Denkmäler und Ausgrabung geſchehen, als ſeit der Schandthat von Alexandria und der Herrſchaft Albions über Aegypten. — Von Großbritannien aus iſt wenig für Masperos ſchöne Beſtrebungen zu erwarten; aber auch in Deutſchland leben viele Freunde des ägyptiſchen Alterthums, giebt es Hunderte, die am Nile ſelbſt an der Großartigkeit der ägyptiſchen Tempelwelt das Herz erhoben haben, und wenn der Tempel von Luqſor freigelegt iſt und es gelten wird das Ufer zu ſtützen, welches ihn trägt, dann gedenken wir unſere Landsleute zu einer Subſcription aufzurufen, welche hoffentlich dem wackeren franzöſiſchen Hüter der Alterthümer in Aegypten ſchöne und reichliche Subſidien zuführen wird.

Die Eheſtandspredigt.

Eine Dorfgeſchichte aus Steiermark

von

P. K. Roſegger.

— Graz. —

Im Dorfe Sanct Staſen wird was.

Schon den ganzen Tag iſt die Unruh. Der Kirchplatz und die Gaſſen werden mit Beſen ausgefegt und etwas ganz Beſonderes geſchieht, die Leute kehren vor ihren eigenen Thüren. Der Fleiſchhauer hat zwei Kälber geſchlachtet und eben ſo viele Ferkel, auch noch welche in lebendem Zuſtande vorbereitet, denen der morgige Tag ebenfalls das Leben koſten kann, wenn die Frömmigkeit beſonders zahlreich zugelaufen kommen ſollte. Der Bäcker backt tauſend Semmeln, und noch ſchwant ihm, es würden ihrer zu wenig ſein, daß auch Brotlaibe aufgeſchnitten werden müßten. Der Kranzelwirth iſt heut ſchon den ganzen Tag im Keller; „ja, Narren," ſagt er, „wenn ſo ſchlechte Jahre ſind, da iſt's eine Kunſt, gute Weine zu haben!" Zum Glück verſteht er die Kunſt, ſie wenigſtens „ſüffig" zu machen.

„Man merkt das Kirchenfeſt gleich an den vielen Juden, die anrucken mit ihren Bündeln," ſagt der alte Steffel, der auf ſeiner Hausbank ſitzt und den Krämern zuſieht, wie ſie auf dem Platz ihre Buden aufrichten. Das Thor der zweithürmigen Kirche wird mit einem Reiſerkranz geziert, an der Kirchhofsmauer unter der Linde wird aus rauhen Brettern eine Kanzel errichtet, denn an ſolchen Sommertagen predigt der Pfarrer lieber im Freien als in der dunſtigen Kirche, gleichwohl der alte Steffel, der ſein Salz überall dazu geben muß, der Meinung iſt: der Pfarrer hätt' freilich leicht predigen im Baumſchatten, aber die Zuhörer müßten parhauptig daſtehen in der Sonnenhitze und ſei es kein Wunder, wenn der Spielmichel

immer sage, alle guten Vorsätze, die er sich während der Predigt in den Kopf gesetzt, seien ihm allemal wieder geschmolzen.

So schwatzen sie und wissen nicht, wie mühevoll eine Festpredigt herzustellen ist. Vom Dorfe geht ein breitgetretener glatter Fußweg mälig zwischen etlichen Gärten und Feldern hinan und oben auf flacher Höhe in den Wald hinein. Es stehen fast lauter Birken dort, mit ihrem lustigen Laub sachte rieselnd, und auch einige junge Lärchen wachsen am Wege, so daß es aussieht, dieser Weg sei zu Ehren eines Wandernden so freundlich geschmückt.

Wer am Waldrand Ausschau hielt, der sah das weite Rund des Gebirges und den Thalkessel, durch welchen ein stattlicher Fluß, die Plein, sich schlängelte bis weit hinaus, wo er sich in einer felsigen Engschlucht verlor.

Heute hielt aber Niemand Ausschau. Auf unserer Höhe, zwischen den Birken und Lärchen wandelt langsam der Pfarrer von Sanct Stasen dahin. Die eine Hand hält er auf den Rücken hinüber, wo sie mit einem braunen Spazierstöcklein spielend so ein wenig auf die schwarzen Rockschößen klopft, als wolle sich der Herr selber damit vorwärts treiben oder zu etwas anspornen. In der andern Hand hält er ein Stück Papier, auf das er manchmal einen Blick wirft, um ihn dann wieder zerstreut in das grüne Gebüsch schlüpfen zu lassen. Der schon etwas betagte Herr schaut nicht besonders munter drein und bisweilen fährt er mit einem blauen Tuch, das er unter dem Papier zu einem Knollen gepreßt in der Faust hält, sich über das glatt rasirte Gesicht.

Da kam ihm etwas entgegen. Es war schon ein Weilchen früher zu hören gewesen durch die Büsche her, bevor man es sah. So ein Pipsen und Wispeln war das, als wäre ein ungeheures Vogelnest in der Nähe, und nun trottete er heran, der kleine behendige Mann mit seinem korbartigen Rückenkäfig, der drei Stockwerke hatte, in welchen junge Hühner pipsend und kreischend hin- und herflatterten. Das war der Hendl-Heinl, oder um es klarer zu sagen, der Hühner-Händler-Heinrich.

Das Männlein stack in einem grauen Lodengewand, das über und über voller Federchen war, wie sie aus dem Käfig flogen. Unter dem Lederschilde einer aufgebauchten Tuchmütze guckten ein Paar kecke Aeuglein hervor, die krumme scharfe Nase und das spitze graubartstoppelige Kinn hatten etwas hahnenartiges, wie es ja heißt, der Mensch nähme innerlich wie äußerlich von den Thieren an, mit denen er zumeist umgehe.

Als nun der Hendl-Heinl den Pfarrer erblickte, schrie er ihm mit dünner scharfer Stimme entgegen:

„Gott's Gruß, Bruder, hochwürdiger Herr Pfarrer!"

„Ja, ist schon recht," antwortete der Angesprochene und schaute auf sein Papier, „geh nur, Heinrich und laß' mich in Fried', ich muß Predig studiren."

„Uh, da hat er heut' ſeinen giftigen Tag!“ rief der Heinl lachend aus.

„Bruder,“ ſagte der Pfarrer und ließ die Hand mit dem Excerpt raſch ſinken, „das muß ich mir ausbitten. Du kannſt vielleicht Hühner rupfen und Kapauner ſtopfen, aber was Predigt ſtudiren heißt, davon weißt Du einen Pappenſtiel. Es iſt nicht das erſte Mal, daß Du Dich luſtig machſt über meine Noth, die ich mit dieſem verd— Predigtſtudiren habe. Jedem iſt's nicht gegeben. Der Eine kann gut predigen, hat aber kein Sitzfleiſch zum Beichthören, beim Andern iſt's wieder umgekehrt.“

„Ja, Bruder, muß es denn ſein?“ fragte der Heinl und ſtützte ſeinen Stock unter den Tragkäfig, „Deine Bauern zu Sanct Staſen wiſſen es eh ſchon lang, was Du von ihrem Lotterleben für eine Meinung haſt und was Du ihnen für Zeit und Ewigkeit Gutes wünſcheſt. Und wollen ſie ſchon angewettert ſein von der Kanzel herab, ſo lies ihnen aus einem Büchel was vor und ſchreie es recht herab, iſt juſt ſo gut, als hätteſt Dir ſelber ausſtudirt, iſt juſt ſo gut.“

„Oder beſſer,“ ſetzte der Pfarrer bei, „ich mach's auch ſo, wenn ich mit meinen Pfarrkindern allein bin. Aber morgen kommen fremde Wallfahrer von oben und unten, die wollen was Beſonderes hören.“

„Ach Jeſſes!“ rief der Heinl aus, „morgen iſt ja Euer Athanaſiafeſt zu Sanct Staſen! Ah, da nachher freilich. Das wird wieder was werden! Und wollen ſcharf angepredigt ſein, daß nachher das Wirthshaus beſſer ſchmeckt. Wenn wenigſtens nach einer guten Predigt des Kranzelwirths Wein nicht ſo ſtark Kopfweh thät machen!“

Der Pfarrer machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Nun alſo!“ ſagte der Heinl, „warum laufen ſie nur auch ſo weit zuſammen von weit her, das möcht' ich wiſſen.“

„In ſolchen Sachen,“ ſagte jetzt der Pfarrer mit einem ruhigen Ernſt, der ihm ganz trefflich ſtand, „in ſolchen Sachen biſt Du gottlos unwiſſend, mein lieber Bruder. Und muß Dir's ſchon als kleines Kind unſere Mutter ſelig erzählt haben, wie ſie mir's erzählt hat. Und kommſt ſo oft auf Staſen herüber und biſt ſchon ſo alt, und weißt das nicht?“

„Alles verſchwitzt,“ entgegnete der Heinl, „ich hab' auf was Anderes zu denken, als auf Euer Athanaſiafeſt. Ich hab' mich in den Siebengräben und in der Breitenau herumzukümmern, wo ich mein Geflügel auftreib', und hab' mich in Kindberg und Oberſtätten zu bekümmern, daß ich mein Geflügel wieder anbring'. — Ah, ich werd' nicht der Narr ſein und da ſtehen mit der Krazen, ich ſetz' ab.“

Mit allerlei Umſtändlichkeit ſtellte er den Käfig auf den Boden und hockte ſich ſelber neben hin. Der Pfarrer ſagte: „Jetzt weil ich ſchon einmal herauſſen bin aus dem Sermon, jetzt iſt's ſchon Alles aus.“ Und ſetzte ſich auf einen bemooſten Stein, der am Wege lag. „Weißt Du doch ſonſt allerlei Geſchichten und Schnurren fortweg und biſt voller Poſſen.

Daß Du nur gerade für unsere heilige Athanasia kein Gedächtniß hast, das verdrießt mich."

„Willst mir was von ihr erzählen, Bruder, Herr Pfarrer, ist mir recht. Gieb mir halt wieder einmal einen löffelvoll Christenthum ein. Mußt aber laut, wenn Du mein Hendlvolk überschreien willst. Wer am lautesten schreit, dem glaub' ich."

„Ist ganz gut," sagte der Pfarrer, und begann mit gehobener Stimme: „Die heilige Athanasia, das ist eine fromme Ehefrau gewesen. Hat zwei Männer gehabt."

„Auf einmal?" fragte der Heinl drein.

„Als der erste gestorben, hat sie den zweiten genommen. Der zweite ist nachher Priester geworden und auch gestorben; die heilige Athanasia ist in's Kloster gegangen und seither eine Schutzpatronin für Eheleute geworden. In unserer Kirche zu Sanct Stasen ist das Bildniß dieser großen Heiligen aufgestellt und an ihrem Gedächtnißtage, dem vierzehnten August, das ist morgen, kommen Andächtige herbei aus Nah und Ferne, Eheleute, um sich das eheliche Glück, den häuslichen Frieden und dergleichen zu erbitten. Zumeist sind's Frauenzimmer, denke mir, weil diese die schwächeren sind und zur Schutzheiligen ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn deren Mann grob dreinfährt. Verstehst Du das?"

Der Hendl-Heinl schüttelte den Kopf.

„Leuchtet es Dir nicht ein?" fragte der Pfarrer und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Stirn.

„Will mir nicht einleuchten," entgegnete der Heinl, „im Ehekrieg bleibt, so viel ich weiß, schier allemal das Weib obenauf. Bei wem soll denn der Mann Zuflucht suchen? Die Athanasia hält's mit den Weibern. Wen haben denn die Männer? Die Männer sind arm, mein lieber Herr Pfarrer!"

„Du bist ein Lästerer," antwortete der Pfarrer. „Uebrigens hast diesmal recht — nur diesmal, nicht allemal. Obzwar Unsereiner im heiligen Ehestand keine große Erfahrung hat, so viel weiß man doch, daß das Weib gern jede Schuld auf den Mann wirft und sich selber als eine Märtyrin betrachtet und hinstellt, und deswegen ist's ja, wenn sie kommen zu unserer heiligen Athanasia, daß man ihnen predigen muß, heiß zu Gewissen reden auf der Kanzel und im Beichtstuhl, und daß sie wenigstens um einen Groschen Selbsterkenntniß mitheimbringen von der weiten Wallfahrt."

Jetzt hieb der Heinl dem Pfarrer die flache Hand auf die Achsel: „Das ist ein geistlich Wort gewest, Bruder, das ist ein schönes Wort gewest! — Aber — mußt mir's nicht für übel halten, wenn ich's sag' — was man so hört und sieht und spürt auf der lieben Welt: das Predigen nutzt nicht viel."

„Leider Gottes!"

„Oft denk ich mir, wenn Einer recht schreit und mit der Faust dreinhaut in die Kanzel — Unserer thut's auch, in Breitenau — denk ich mir:

Iſt Schad' die Lungen. Die Leut' haben zwei Ohren, bei einem hinein, beim andern hinaus. Nun gut, wem's Spaß macht, das Predigen, wie Unſerm in Breitenſtein, alsdann ſoll er predigen ſo viel und ſo lang er will. Aber wem's ſo hart ankommt, wie Dir Bruder, und doch Alles für die Katz' iſt, da ſag' ich: laß' den Krempel bleiben."

„Für morgen iſt noch dazu eine ganze Proceſſion von Eheweibern aus Neuhofen angeſagt," theilte der Pfarrer nicht ohne Beklommenheit mit.

„So? Aus Neuhofen Eheweiber? Eine ganze Proceſſion?"

„Die Männer zu Neuhofen — hab' ich gehört — ſollen Flegel ſein, ſammt und ſonders," ſagte der Pfarrer.

„Ich hab juſt das Gegentheil gehört," verſetzte der Heinl, „die Weiber ſollen dort die Unverträglichſten ſein. Die Stiegenbäuerin kenn ich von meinem Hendlkaufen her, ſie iſt ein Band! Die Stoſelhuberin und die Beuglerin ſind Schlangen, die Oberbrunnerin iſt ein Hausdrach', die Bäuerin von Steinſchlag iſt auch einer. Beim Steggerhaus iſt der Mann nichts nutz, aber das Weib hat ihn verzagt gemacht, er iſt ein Süffling worden. Beim Hochwindbauer iſt's auch ſo. Der Lentner-Franz zieht mit einer Andern um, kein Wunder, ſein eigen Weib hat ihm kein gutes Aug' gezeigt daheim, ſo lang' er ſie auch noch gern hat gehabt. Der Weber-Martin ſpielt Karten, was er nicht verſpielt das vertrinkt ſein Weib in Branntwein. Der Strobel-Hies hat ſeinem Weib im Jähzorn einmal einen Streich gegeben, ſeitdem hat er die Höll' auf Erden und ſeine beſſere Hälft' ſchreit's um, was er für ein Büffel wär'. Der Trentner-Schuſter" —

„Geh, Bruder, laß' gut ſein mit Deiner Litanei."

„Nicht wahr? Nicht wahr, in ſolchen Stücken weiß ich wieder mehr, als Du? Ja, Herr Pfarrer, das ſind die Leut' von Neuhofen, wo herüber die Weiber morgen wallfahren kommen nach Sanct Staſen, und ſich beſchweren und beweinen und ihre Männer anklagen und wieder mit Scheinheiligkeit heimgehen und ihre Männer weiter quälen und alleweil noch ſchlechter machen als ſie ſchon ſind. — Bruder! Ich ſag Dir Eins. Die meinige kann ich ausnehmen, wenn ich mag — kann's auch mitzählen, wenn ich mag, die Geſchichte iſt ſo: Wenn in einem Haus Unfrieden iſt, ſo hat der Mann daran ein Viertel Schuld und das Weib drei Viertel. Allemal! Schier allemal Herr Pfarrer!"

„Ich habe auch in meiner Pfarre Beiſpiele hiervon," gab der Pfarrer gern bei. „Und dann wenn gäh Eins ſtirbt! So als wir vor etlichen Wochen den Bergbauer von da oben begraben haben — ich habe meiner Tage keinen größeren Jammer geſehen. Das Weib hat in's Grab wollen nachſpringen. Zwei Männer haben ſie mit Gewalt müſſen zurückhalten. Und immer geſchrieen: Ich bin die Schuld! Meinetweg hat's Dir das Herz zerriſſen. Nur einmal, mein lieber Mann, nur einmal ſteh' mir noch auf, ich will recht ſein, ich will gut ſein auf Dich! Du biſt ja mein tauſendlieber Mann! — Da habe ich mir gedacht: Ihr umſtehenden Ehefrauen

allſammt, kommt nur herbei und höret was ſie ſagt, das greift wohl tiefer als die ſchönſte Predigt vom Pater Kochem."

Der Heinl griff in ein Säcklein, das er ſich vorne an den Bauch gebunden hielt, zog aus demſelben eine Hand voll Broſamen und ſtreute ſie in den Korb auf und zwiſchen die Hühner.

„Schau Du," ſagte er. „Die Hendln raufen auch, wenn ſie was Gutes kriegen. Wenn's ihnen ſchlecht geht, haben ſie Fried'. Und die Mandeln und Weibeln ſind gerad' am biſſigſten aufeinand — ſind das Vieher! Weißt Du, hochwürdiger Herr, weswegen juſt die Mandeln und Weibeln ſo viel miteinander raufen? — Ja, Narr, wenn ſie ſich einander laſſen kunnten, ſo thäten ſie nach dem erſten Raufen ſchon auseinander gehen. Aber ſie können ſich halt nicht laſſen. Und weißt ja, wie unſer Vater gern geſagt hat, wenn die Eheleut' nichts zu ſtreiten hätten miteinander, ſo müßten ſie ſich vor lauter Lieb' auffreſſen. — Gieb' aber jetzt einmal Ruh', vertracktes Aaſel neidiſches! Das kleine Vieh iſt hell wie der Geier auf die Kameraden." — Dieſe letzten Worte gingen ein kleines Hähnchen an, das fortwährend Händel ſtiftete im Käfig und jedem andern die beſten Biſſen wegſchnappte, aber nicht um ſie ſelbſt zu verzehren, ſondern um ſie zwiſchen die Käfigſpangen hinauszuſchnellen.

„Folge des erſten Sündenfalls!" ſagte der Pfarrer mit Salbung. „Es bekriegt ſich alle Creatur."

„Pfarrer!" rief plötzlich der Heinl und fing ihn am Arm, „ich will Dir was ſagen. Gleichwohl ich nichts hab' gelernt als Hendel aßen und Fabeleien machen, wie Du ſagſt, ſo will ich dem Geſindel einmal meine Predigt halten, die ſtärker einſchlägt, als wie Deine geweihten Kanzelſprüche, die man nur anhört, wie man das Glockengebimmel anhört in der Kirchen weils ſo der Brauch iſt."

„Du kannſt Deinen Hühnern predigen, wie der heilige Franziskus den Vögeln!" verſetzte der Pfarrer ärgerlich, „Ihr Weltleut' wollt ja immer Alles beſſer verſtehen und trottet mitſammt Eurer Weisheit ſchnurgerade der Hölle zu."

„Thu' Dich nicht giften, Bruder, es iſt nicht ſchlimm gemeint. Dich und Deine heilige Weih' in Ehren, aber eine Predigt halt' ich doch, von der Du hören ſollſt. Jetzt ſtudir' weiter. Ich muß anrucken, daß ich nach Oberſtätten hinüber komme, ehevors finſter wird. Ihr Sanct Staſener kauft's ſo keine Hendeln."

Damit ſchupfte das Männlein ſeinen Käfigkorb auf den Rücken, ſo ſcharf, daß drinnen Alles keuchend übereinander flatterte; „behüt' Gott, Herr Pfarrer. Mach in Deiner Predigt, daß das Wort vor dem Amen ein gutes iſt, das iſt die Hauptſach! Behüt' Gott!"

Damit trottete der Hendl-Heinl haſtig davon und der Pfarrer hört noch lange das Pipſen und Schreien des Geflügels.

„Das Wort vor dem Amen ein gutes? Er hat Recht. Wenn der Heinl Geiſtlich worden wär, und ich Hendltrager . . .?

Am nächſten Tage ging's los. Der Kirchplatz Sanct Staſen war voller Menſchengewirr, wie es auf einem Kirchfeſte eben der Fall iſt. Bisweilen kam eine ſingende Kreuzſchaar dahergezogen — lauter Weiberſtimmen. Dicke, kugelrund, gar gutmüthig ausſehende Frauchen watſchelten daher; ſchlanke, magere, zaundürre Matronen ſchritten in aufrechter Würde, und mancher zahnloſe Mund ſchien beſſer zum Keifen eingerichtet zu ſein, denn zum Beten und Singen. Andere richteten ſich gar nicht nach dem Vorbeter, ſondern ſteckten ihre Köpfe zuſammen und erzählten ſich gegenſeitig — aber auch gleichzeitig, ohne das Eine auf die Andere hörte, ihr Hauskreuz. Hauskreuz und Hauskrieg! Ach Jerum, und was das für eine Schlamperei ſein werde daheim, wenn der Mann der Hahn im Korbe iſt! Es ſei halt gar kein Verlaß auf die Mannerleut', gar keiner! Und meinen ſie, wenn ſie das biſſel Geld in's Haus bringen, ſo kunnten ſie weiters ſchon treiben was ſie wollten. Mein Gott, das Geldverdienen iſt keine Kunſt, wenn man ein Mannsbild iſt! — Verblendete Leut', dieſe Mannsleut'! Jede wollte heute beten um den lieben Hausfrieden, und beten für ihren Mann, daß er ſich beſſere. Der Eine ſoll nicht trinken, der Andere nicht ſpielen, der Dritte nicht rauchen, der Vierte ſoll einmal die Nachbarin bei den Haaren nehmen, dieſes „falſche Bradel", der Fünfte ſoll nicht ſo viel ſchlafen, der Sechſte ſoll kein ſolcher Duckmauſer ſein, luſtige Leut' hat man gern! Der Siebente ſoll's im Wirthshaus nicht ſo toll treiben, ſoll hübſch ehrbar daheim bleiben, wie es ſich ſchickt für einen ernſthaften Hausvater. Der Achte ſoll auf die Kinder nicht ſo grob ſein, der Neunte ſoll die Kinder nicht ſo verhätſcheln. Der Zehnte ſoll den ſchaudbaren Geiz ablegen, tragen andere Eheweiber auch ihr Seidengewand! Der Elfte ſoll nicht ſo flegelhaft dreinſchlagen, der Zwölfte ſoll nicht gar ſo lahmlackig ſein — zu ſchämen mit ſo einem Mann! — „Wenn er den und den Fehler nicht hätt', der meinige," ſagt Jede, „er wäre der beſte Menſch. Ich kunnt mir gar keinen beſſeren wünſchen."

So ſangen und ſchwatzten ſie ſich in die Kirche hinein. Das Bildniß der heiligen Athanaſia war mit einem dreifachen Roſenkranze umgeben und vor demſelben auf dem ſteinernen Tiſche brannten zahlloſe Wachskerzen, weiße, blaue, rothe. Auch wächſerne Herzen waren hingeopfert worden auf den Tiſch, im ſchmerzhaften Gedenken an Männer, die kein Herz hatten. Auch wächſerne Augen waren da, eine Liebesgabe ſolcher Weiber, deren Männer verblendet waren. Ein Bauernweibchen fragte draußen in einer Bude, ob nicht auch ſchlafende Opferaugen zu haben wären, derſelbigen ſchien erwünſcht zu ſein, daß der Ihrige die Augen manchmal zudrücke.

Die Weiber von Neuhofen, die beſonders andächtig in Sanct Stafen eingezogen waren, hatten zuſammengeſchoſſen auf ein feierliches Hochamt mit

Windlichtern, Trommeln und Trompeten — und die Herrlichkeit begann nun.

Nach dem Hochamt folgte die Predigt. Anfangs, nachdem der Pfarrer auf die Kanzel getreten war, betete er drei Vaterunser. Dann las er langsam und stockend, als ob ihm die Kunst des Lesens nicht recht geläufig wäre, das für Kirchweihfeste vorgeschriebene Evangelium vom Zachäus auf dem Feigenbaum. Hernach betete er wieder drei Vaterunser. Endlich begann er nach allerlei sonstigen Vorbereitungen mit dem Sacktuch, mit der Schnupftabaksdose, mit den Aermeln des Chorrocks, die Predigt. Unbedachter Weise war er in derselben dem Zachäus auf dem Feigenbaum gefolgt. Da sprach er eine Weile herum von guten und schlechten Früchten, von Blättern, die verdorren, von dürrem Holze und so weiter, und ward ihm allmählich unbehaglich auf dem Feigenbaum, und wußte er nicht, wie er jetzt vom Baume hinunterkäme und auf die Eheweiber. Da fielen ihm zum Glück die Worte Christi ein: Zachäus, steig' vom Baum herab! „Und so will," knüpfte der Prediger an, „auch ich vom Baum herabsteigen, vom Feigenbaum. Hingegen auf den Baum des heiligen Ehestandes hinauf, der auch Früchte tragen soll, heißt das gute Früchte!" Das war doch ein prächtiger Uebergang! „Aber leider Gottes!" fuhr der Prediger fort, „der Ehestandsbaum wird allzuoft Wehestandsbaum, heißt das zu einem Giftbaum, auf welchem wohl der Apfel der Eva ist, aber auch die Schlange, heißt das, das böse Weib, welches gemeiniglich die Hauptschuld trägt am Unfrieden und Unglück für Zeit und Ewigkeit. Darum, meine Lieben, soll man die Gebote Gottes halten, ein frommes christliches Leben führen, die heiligen Sacramente empfangen und fleißig beten. Alsdann wird der Gottesfegen über Euch kommen und Ihr werdet eingehen in die ewige Freud' und Seligkeit. Amen."

Wohl war der Pfarrer gewahr geworden, daß ein langes Zwischenglied, an welchem er gestern so sorgfältig herumgefeilt hatte — es handelte von der christlichen Geduld — ausgeblieben war. Aber als er einmal bei den Geboten Gottes und bei den Sacramenten angekommen, da ging's auf diesem gewohnten Geleise unaufhaltsam dem Schlusse zu, und da er an dem allseitigen ‚Vergeltsgott!' merkte, daß die Zuhörer mit der Predigt zufrieden gewesen waren, war es auch er und war froh, dieses mühsame Geschäft für diesmal wieder glücklich hinter sich zu haben.

Nach dem Gottesdienst füllten sich die Wirthshäuser. Manches Eheweib war jetzt schier traurig, den Mann nicht bei sich zu haben, und wie sie sonst auch brummte, er solle nicht so schreckbar viel Geld ausgeben, beim Braten griff sie doch tapfer zu, und beim Weinglas schließlich auch, besonders wenn Zucker drin war.

Hernach gingen die Wallfahrerinnen auch zu den Marktbuden, kauften leine Angedenken. Manche suchte für ihren Mann sogar ein Tabakspfeifenzeug aus, oder ein Uhrkettlein, oder gar noch was Feineres, und Mancher

wurde ganz warm um's Mieder, da ſie jetzt an ihren abweſenden Mann dachte und wie ſie ihm eine Freude mit heimbringen wolle.

Die Trentner-Schuſterin aus Neuhofen beſonders, die konnte nie an ihren Mann denken, ohne daß ſie in eine innere Erregung kam. Entweder es war liebreiches Gedenken, Hinaufheben ihres kreuzbraven, herzensguten Mannes bis in den Himmel, oder es war giftiger Aerger über ihn. Das Letztere zumeiſt, wenn ſie bei ihm, das Erſtere, wenn ſie ihm ferne war. Die Trentner-Schuſterin war ein lebendiges Beiſpiel von dem Ausſpruch, den der Hendl-Heinl einmal gethan: Es giebt gar nichts, was zwei Liebesleut' enger zuſammenbringt, als das, wenn ſie recht weit auseinandergehen. Und Liebesleute ſind ſie doch, die meiſten Eheleute, ſie mögen ſich zeitweilig ſpinnefeind ſein, Liebesleute ſind ſie doch. Dagegen hilft eben Alles nichts.

Am Nachmittag machten ſich die Wallfahrer endlich wieder auf den Heimweg, die Einen oben, die Andern unten aus.

Die Kreuzſchaar der Neuhoferinnen ging unten aus. Dieſe Wallfahrerinnen hatten einen weiten Weg, und als ſie zur Dreiwaſſermühle kamen, waren die Meiſten ſchon ſo müde und durſtig, daß man in der Mühle einkehrte. Es ging auch ſelten Eins vorüber, ohne in der Dreiwaſſermühle abzuraſten. Sie war weitum das einzige Wirthshaus, hatte ein ganz paſſirliches Trinken und die Müllerischen waren geſprächige Leut'.

Die Weiber von Neuhofen beſetzten zwei lange Tiſche. Sie neſtelten ihre Handbündel auf, denn was ſie an Brot und ſonſtigem Eſſen mithatten, das brauchten ſie nicht zu kaufen. Obſtwein tranken ſie und tauchten Brotſchnitten in die Gläſer und tranken — Anfangs verſchämt in kurzen, gar beſcheidenen Zügen, ſpäter in längeren und kräftigeren. Und weil heute Keine ihren Mann bei ſich hatte, ſo mahnte ſich Dieſe und Jene fortwährend ſelber: „Das iſt ſchon völlig zu viel! Narr, ich bin heut' frei durſtig worden. Der Wein iſt gut. Aber jetzt muß ich aufhören, mir geht's ſchon Alles im Kopf um. Einmal muß ich mir noch nachfüllen laſſen, einmal. Jetzt iſt's ſchon Alles eins, ein wenig rauſchig bin ich eh' ſchon. Geh, Kellnerin, ſei ſo gut!"

Die Trentner-Schuſterin drängte zum Aufbruch. Sie hätten noch über zwei Stunden auf heim. Und in die Nacht hineingehen, ſo ohne Mannsbild, das ſei keine Sach'.

Jetzt trat der Hendl-Heinl in die Stube.

„Uh!" murmelte er verwundert, „da giebt's Gäſt'! Und lauter Weiberleut! Lauter ſaubere Weiberleut! Gehen gewiß auf den Kornſchnitt hinüber in's Greſſenthal. So, Kränzen, Du ſtehſt mir gut da hinten im Winkel."

Mit den letzten Worten ſtellte er ſeinen Käfigkorb — er war leer — hinter den Ofen, rieb ſich hierauf die Hände, faltete ſie und neigte ſein

Haupt vor, als ob er beten wolle. Dann ſetzte er ſich an den Ofentiſch und verlangte ein ‚Stamperl Zwetſchgengeiſt'.

Der Wirth brachte ihm das verlangte Gläschen Branntwein und fragte in leutſeliger Wirthsart, ob er heute dableibe.

„Heim muß ich!" antwortete der Heinl kurz und ſtürzte den Inhalt ſeines ‚Stamperl' in die Gurgel.

„Wie weit gehſt denn her?" fragte der Wirth.

„Haſt keinen ſtärkern?" knurrte der Heinl und ſchob das leere Gläschen hin.

„Dem iſt heut' was Beſonderes," dachte der Wirth; aber ſolche Leute geben das Vorhaben, von ihren Gäſten Neuigkeiten und Groſchen herauszulocken, nicht ſobald auf.

„Weißt heut' nichts Luſtiges, Heinl?" fragte er.

„Luſtiges leicht wohl nicht heut," antwortete der Hühnerhändler. „Ich muß ſchaun, daß ich weiterkomm'."

„Es muß ihm heute des viele Weibervolk nicht taugen," dachte der Wirth, beim Eintritt hat er noch ſein luſtiges Geſicht gehabt.

„Die da," ſagte er und deutete mit dem ausgebogenen Daumen auf die Wallfahrerinnen, „die wollen heut' noch nach Neuhofen hinüber, da wirſt Du auch noch nach Breitenau kommen.

„Nach Neuhofen? So?" verſetzte der Heinl faſt heiſer, „haben Recht. Nur heim. Ich geh' auch zu meinem Weib. Ich ſag' das, ſo lang' Eheleut' leben, ſollen ſie keine Stund' verlieren und ſchön beiſammen bleiben. Dauert eh nicht lang' auf der Welt. — Wirſt es ja gehört haben, das Unglück bei der Hirſchwand!"

„Ein Unglück?" fragte der Wirth. „Ein Unglück?" rief die Wirthin. „Was für ein Unglück?"

Jetzt horchten auch die Wallfahrerinnen auf: Der Hendl-Heinl weiß ein Unglück!

„Das iſt ja der Bruder vom Herrn Pfarrer zu Staſen!" flüſterten ſie ſich zu. „Nu, da kann er ſchon was wiſſen." Alles wandte ſich ihm erwartungsvoll zu.

Der Heinl ſtützte ſeine Fauſt auf die Tiſchkante, lehnte ſich rückwärts an das Ofengeländer, legte den kleinen, kurzgeſchorenen Kopf in den Nacken, drückte das eine Auge zu, mit dem andern ſchaute er längs der ſcharfen Schneide ſeiner Naſe hinaus, gleichſam um zu beobachten, ob ſie noch ihre richtige Linie habe; er guckte aber nur die Weiber an.

„Du magſt Einen frei erſchrecken," ſagte jetzt die Wirthin.

„Habt Ihr denn noch nichts gehört davon?" fragte der Heinl. „Bei der Hirſchwand hat ſich Einer in's Waſſer geſtürzt."

„Jeſus Maria!" ging es — hier laut rufend, dort flüſternd — durch die Stube.

Der Heinl nickte nachdenklich mit ſeinem Haupt. „Dreißig Klaftern

hoch," ſagte er wie in ſich hinein, „das iſt höher als die Kirchthürme von Staſen, wenn man ſie thät' übereinander ſtellen." Hierauf beugte er ſich vor und ward lebhaft. „Unterwegs muß er an eine Felsrippe angeflogen ſein, weil er ſo ſchauderlich zugerichtet iſt."

„Wer denn? Wer denn?" fragten ſie von den Tiſchen her.

„Unterhalb der Schlucht, wo die Sandbank iſt, hat ihn die Plein ausgeſchwemmet," fuhr der Erzähler fort. „Voller Schlamm über und über."

„Wann iſt's denn g'weſt, wann?" wollte der Wirth wiſſen.

„Jetzt vor ein paar Stunden. Mir zittert noch der ganze Leib. Ich bin juſt zurecht gekommen. Aber zugerichtet, Leut', ich ſag's Euch, nicht ein Knochen kann ganz geblieben ſein, und das Blut! Das Blut!"

„So ſag' uns doch, Heinrich, wer? Wer?"

„Weiß ich's?" fuhr der Alte unwirſch drein. „Einer aus der Neuhofner Gegend ſoll es ſein. Es war ja ſchier nichts zu erkennen. Der Kopf ſchreckbar zerſchlagen — mitten auseinander über den Scheitel, daß man einen Finger kunnt hineinlegen. Eine Hand iſt auch weggeriſſen. Mein Himmel, wie es ihn durchgearbeitet haben wird zwiſchen den Steinen, das wilde Waſſer! Alles voller Wunden und Schlamm, oh Gott, mir wird ſchlecht wenn ich dran denke!" Er verdeckte mit beiden Händen ſein Geſicht.

Die Wallfahrerinnen waren von den Bänken aufgeſtanden: „Einer von der Neuhofer Gegend, ſag'ſt?"

„So habe ich gehört. Dem Hut nach — ein dunkler Filzhut iſt dahergeſchwommen — muß es ein Bauers- oder ein Handwerksmann geweſen ein. Ich bin in Neuhofen nicht viel bekannt. Die Leut' — es ſind bald Leut' dagweſt — die haben ihn noch genannt beim Hausnamen. Ich hab's vergeſſen. Es iſt ſo ein Schreck g'weſt. Und ſelber — haben die Leut geſagt — ſoll er ſich haben um's Leben gebracht. Seines Weib's wegen. Weil ſie ein Drach' wär' geweſt, ein grauſam zuwiderer Drach'. Und ſein Weib, die ſoll gar nicht daheim ſein —"

„Gar nicht daheim?"

„Soll auf Sanct Staſen hinübergegangen ſein, Kirchfahrten —"

„Was meinſt, Heinl, auf Sanct Staſen?" fragten mehrere der Weiber.

„Soll von Allem noch nichts wiſſen, getraut's ihr auch Niemand zu ſagen, wenn ſie heimkommt, weswegen es geſchehen iſt. Schon geſtern ſollen ſie ihn halbverzagt umgehen geſehen haben. In der Muttergotteskapelle, die unterhalb Neuhofen an der Straße ſteht, ſoll er hineingeſchrieen haben, ganz wahnſinnig hineingeſchrien: ‚Sie geht jetzt hinüber auf Staſen und verklagt mich bei der heiligen Athanaſia, und ich weiß nimmer, wie ich anders ſein kunnt, als ich bin. Ich kann's nicht. Ich hab' wohl auch meine Fehler, aber dieweilen ich ſie will ablegen, macht ſie ſie noch größer. Was ich ſagen mag, 's iſt ihr nichts recht; was ich thun mag, 's iſt ihr nichts recht. Und unredlich iſt ſie gegen mich. Und ſchlecht macht ſie mich vor den Leuten und peinigen thut ſie mich, als wenn ich ihr leibigſter Feind thät ſein.

Und ich, Du meine liebe Mutter Gottes, Du bist mein Zeuge!' — soll er ausgerufen haben — ‚wie ich diese Person lieb hab' gehabt. Mit Keiner kunnt ich leben, als mit ihr, mit Keiner! Und jetzt ist sie so grenzenlos unglücklich an meiner Seiten; wenn ich anders wär, als mich Gott erschaffen hat, so kunnt sie glücklich sein. Leben wir noch so weiter, ist's unser Beider Verderben für all' Zeit und Ewigkeit. Ich will ein End' machen. Ich will sie frei machen. Bitt' für mich, Du heilige Jungfrau Maria, und wenn sie einmal kommen sollt' und bei Dir beten, tröste sie, gieb ihr einen guten Rath. Sie soll glücklich werden! Behüt' Dich Gott, Maria, ich mach' ein End'!' — So soll er laut gesprochen haben mit der Mutter Gottes, wie man noch keinen Menschen hat reden gehört, und ihm es hätt' am wenigsten zugetraut. Wohl tiefer muß es ihm zu Herzen gegangen sein, als er's gezeigt hat vor den Leuten. Und jetzt möcht man ihn gern trösten, und jetzt wird sie, wenn sie heimkommt, Alles gut machen wollen. Und jetzt ist's zu spat."

„Oh du armer, armer Mensch!" rief die Wirthin aus.

Die Wallfahrerinnen waren still. Keine that eine Frage mehr. Nur die Klein-Schneiderin, die ihren Mann drüben in den Siebengräben auf der Ster (Wochenarbeit) wußt, trat an den Heinl und fragte, ob er noch liege auf dem Sand?

„So viel ich weiß, haben sie ihn nach Neuhofen in die Todtenkammer getragen," berichtete der Hühnerhändler. „Wird ja draußen verscharrt, hinter der Kirchhofsmauer."

Wer jetzt die Weiber angesehen hätte, sie waren todtenblaß im Gesicht, Eine wie die Andere. Die Wirthin legte ihren Arm um den Nacken ihres Mannes und weinte.

„Da ist mein Geld," sagte der Heinl, warf eine Münze auf den Tisch und nahm den Korb auf den Rücken. „Mitgeht wohl eh Niemand in's Breitenau hinüber. Muß ich halt allein fort in Gottesnamen. Behüt' Gott allmiteinander!"

Als er schon zur Thür hinaus war, schoß ihm ein rundes Weibchen nach, die Steinleitnerin aus Neuhofen, die faßte ihn draußen an der Hauseck am Korbrand und flehte: „Du Heinl, ich kann's nicht lassen. Des großen Unglücks wegen, hast wohl sein Alles gesagt, was Du weißt? Ich bitt' Dich!"

„Bist Du leicht Eine von Neuhofen?" fragte der Heinl. „Nachher wirst es ja selber erfahren und genauer, als ich Dir's sagen kann." Damit riß er sich los und war fort.

Wirst es ja selber erfahren! Das Wort war ihr wie ein Stich in's Herz gegangen. Vor den Augen ward ihr ganz blau, sie hörte nicht mehr das Mühlfloß rauschen, in ihren Ohren war ein seltsames Klingen.

Als die übrigen Wallfahrerinnen aus dem Hause traten — denn plötzlich war Jeder um's Heimgehen, um's eilige Heimgehen — kamen sie just

recht, um die Steinleitnerin zu Boden ſinken zu ſehen. Man labte ſie mit kaltem Waſſer, dabei war auch mancher Anderen ſchlecht zum Umfallen.

Eine Weile ſprachen ſie unterwegs — Jede ſcheinbar ruhig — von dem Ereigniſſe an der Hirſchwand. Sie muthmaßten, wer und wer? Eine iſt unter ihnen, die es getroffen, aber welche? Auf welche wartet das ſchreckbare Unglück, wenn ſie nach Hauſe kommt?

„Es iſt närriſch," ſagte jetzt die Heidenbacherin, „daß man nur daran denkt, aber der Meine kann's nicht ſein. Geſchweige das Sonſtige, aber der Meine ſteigt nicht auf die Hirſchwand, der iſt zu ſchwindlig." „Und der Meinige," ſagte eine Andere, „trägt Gott Lob und Dank keinen dunklen Hut, ſondern einen grünen."

„Grün iſt auch dunkel," meinte die Erſte.

„Ich brauche mich nicht zu fürchten," verſetzte die Trentner-Schuſterin, „für meinen Mann ſtehe ich nicht auf den Hut an und nicht auf den Schwindel, bei dem trifft gar nichts zu, was der Heinl erzählt hat."

Die Heidenbacherin that endlich den Vorſchlag, ein lautes Gebet anzuſtimmen, wie es auf Wallfahrtswegen ſich gezieme. So beteten ſie und dabei wurde jedem der Weiber bang und banger, je näher ſie der Gegend von Neuhofen kamen. Neben der Straße rauſchte die Plein. Die Berge engten ſich an beiden Seiten, die Wallfahrerinnen kamen zur Schlucht, die das Waſſer vor Urzeiten durch das Gebirge geriſſen hat. In dieſer Schlucht lag ſchon die Finſterniß des Abends. Steinige Hänge an beiden Seiten, und von einem der höchſten Riffe derſelben ging es ſenkrecht nieder in die Tümpel der Plein. Das war die Hirſchwand. Sie war grau wie Blei und nur an den Riſſen und Klüften mit wenigem Moos und Gekräute bewachſen. In einer der Klüfte ſchienen Falken zu horſten, einer dieſer Vögel ſchoß an dem Gewände hin und her und ſtieß ſcharfe Pfiffe aus. Zwiſchen der Hirſchwand und der Straße war die giſchtende brauſende Plein, die in hohen Wellen über ihr Grundgeſtein dahinfluthete. Mitten aus dem Waſſer ragten mächtige Felsblöcke, ſtumpfkantig und mit dem dunkelgrünen Sammete des naſſen Moſes überzogen. Das Waſſer umwallte ſie trotzig, ſprang manchmal mit Zorn über ſie hin. Es hatte ſich tief unter die Wand eingegraben und in den Tümpeln kreiſte der Schaum und ſpritzte empor an das überhängende Geſtein, um dann von demſelben wieder träge niederzutriefen. Es lag in dieſem Felſen und in dieſem Waſſer eine große Wildheit der Natur, und der ſich von da oben herabſtürzen konnte, dem mußte es furchtbar Ernſt geweſen ſein mit dem Sterben.

Die Weiber warfen kurze, ſcheue Blicke hinüber auf den grauſigen Hang, aber ſie hielten nicht an, eng aneinandergedrückt, wie ein Rudel von Schafen, die ſich fürchten, ſo eilten die Weiber, leiſe ihrem Pſalter murmelnd vorüber.

Etliche hundert Schritte weiter unten lichtet ſich die Schlucht, das Waſſer flacht ſich weiter auseinander und am Ufer ſtraßenſeitig iſt weißer

Sand. Da also hatte es ihn ausgeworfen, den Armen, den Unseligen, den selbst die Elemente, in welchen er Zuflucht gesucht, von sich gestoßen! Im Sande sah man noch etwas wie die Fußspuren der Männer, die ihn hinweggetragen hatten. Die Weiber ließen auch da ihre Blicke nur kurz und scheu hingucken und eilten von dannen.

Als sie in's breite Thal hinauskamen und die Mauern des Dorfes Neuhofen im Schein des Abendrothes erglühend vor ihnen dastanden, trennten sie sich allmählich, die Eine ging über den Feldweg hin, die Andere über den Wiesensteig, die Dritte blieb auf der Straße, um später abzuzweigen gegen ihr Haus, gegen ihren Hof. Der Abschied von einander war fast kurz und gedämpft; nur Eine oder Zweie lachten überlaut auf, um eben so laut aufzuseufzen, als sie mit sich allein waren.

Die Trentner-Schusterin ging ihrem Häuslein zu, das außerhalb des Dorfes, halb unter Ulmen versteckt, sich an einem Berghang kauert. Je näher sie der Behausung kam, desto zögernder wurden ihre Schritte. Es ging ihr nicht aus dem Sinn, was der Hendl-Heinl erzählt hatte; jedes Wort überdachte sie und kam ihr vor: „Mein Mann, just so kunnt er geredet haben bei der Kapelle, just so kunnt er's gemacht haben!" — Dort stand sie ja, die Kapelle, die rothe Ampel schaute der Schusterin entgegen wie ein betrübtes vorwurfsvolles Auge aus tiefer finsterer Höhle. Das Weib ging hin, kniete nieder vor dem lebensgroßen Bildniß der Mutter Gottes und that ein heißes Gebet. In dieser ernsten Abendstille, bei diesem Gedanken an ihren Mann, fielen ihr allerhand Sachen und Vorgänge ein, die sich in ihrem Eheleben zugetragen. Wie mancher Hader und Streit! Wie manch herzlose Bosheit und Feindseligkeit, wie wenige Stunden des häuslichen Friedens! Und seltsam, sonst war sie stets überzeugt gewesen, daß er an Allem die Schuld trage — warum that er das? Warum unterließ er jenes? Er war Schuld! Heute kam es ihr vor, es wäre umgekehrt gewesen. Er war sanftmüthig, da hatte sie ihn aufgestachelt, denn sie konnte die sanftmüthigen Männer nicht leiden. Er wurde ärgerlich, da hatte sie ihn gespottet, verhöhnt, den Aerger muß man züchtigen. Er gerieth endlich in Zorn, da hatte sie ihn gereizt bis zur Wuth, und versetzte er ihr einmal etwas Derbes, dann sank sie wie gebrochen hin und weinte kläglich, weil sie wußte, dieses Weinen drehte ihm das Herz um. Und hierauf konnte sie ihn schmähen und quälen nach Belieben, er war ein Haustyrann, ein Wütherich, ein Höllenlaster auf zwei Füßen, ein neundoppelter Lumpenschelm, der nur ein Weib genommen, um sie unglücklich zu machen. Er war entwaffnet und sie triumphirte unter ihren falschen Thränen. — Der Heinl hatte erzählt von dem Weibe des Selbstmörders, das nach Sanct Stasen gegangen. Von Kindern war keine Rede. Schier die meisten Ehemänner in und um Neuhofen haben Kinder, der Trentner-Schuster hatte keine und mußte schon auch darum von seinem Weibe manch giftig Wort einstecken. So ist er oft gar verzagt worden. Hat sogar mehrmals gesagt, das

Beſte für ihn, wen's aus wäre. O Gott, Alles ſtimmt! — Die Angſt des Weibes wurde immer größer.

Zur Angſt kam plötzlich auch das Grauen wie ein kalter Hauch von Gräbern her. Sie raffte ſich auf und ſchlich ihrem Hauſe zu. Da war's ſo ſtill drinnen, zum Herzabdrücken ſtill. Sonſt hört man den Schuſter doch hämmern auf's Leder, auf die Leiſten. Aus dem Fenſter fiel kein Lichtſchein; und ſonſt arbeitet er noch um ſolche Zeit, denn er iſt ein fleißiger Mann. — Sie hat nicht den Muth, in's Haus zu treten.

Auch dem Fenſter weicht ſie aus, es könnte die Magd herausſchauen und ihr das ſchreckbare Wort in's Ohr ſchreien. Sie will noch etliche Athemzüge thun, ehe ſie Gewißheit hat und ganz und gar verdammt iſt.

Eine Weile ſteht ſie da unter den Bäumen und horcht und hört ſonſt nichts, als das Pochen ihres Herzens. Dann wankt ſie davon. Sie will in's Dorf hineingehen, aber wo ſie in der Dunkelheit einen Menſchen ſieht, da weicht ſie ihm aus. Sie wird's noch früh genug erfahren. Sie geht über die thaunaſſen Felder hin und dem Friedhofe zu, der abſeits vom Dorfe liegt. Die weißen Punkte dort, das ſind die Kreuze. Liegen viele Bekannte und Verwandte darunter. Gott geb' ihnen die ewige Ruhe! Sie fürchtet ſich heut gar ſeltſam vor den Todten, ſie ſträubt ſich, aber ſie wird hingezogen wie mit tauſend unſichtbaren Armen. Die blaſſe Wand dort, da iſt die Todtenkammer. In die Todtenkammer haben ſie ihn getragen. Aus dem Fenſter ſchimmert ein Lichtlein. Sie redet ſich ein, ſie fürchte ſich nicht, ſie will hin, obgleich ihre Füße bei jedem Schritt wie an die Erde gewachſen ſind. Aber im Fenſter iſt Alles ſchwarz und was ſie für ein Lichtlein gehalten, das war das Glänzen eines Johanneswürmchens.

Sie kehrte wieder um und da war ihr, als huſche etwas hinter ihr her, dann ſchwirrte es über ihrem Kopfe hin. — Es kann eine Fledermaus geweſen ſein, es kann aber auch die arme Seele eines Verlorenen geweſen ſein. — Im Kirchthurm läutet jetzt eine Glocke. In alten Zeiten haben ſie nicht geläutet, wenn ſich Einer ſelber das Leben genommen, dachte die Trentner-Schuſterin, heute ſind ſie barmherziger. Und haben wohl Recht. Die ſich ſelber das Leben nehmen können, das ſind Märtyrer. Die müſſen ein ſchweres, ſchweres Leben gehabt haben, daß ſie es nicht mehr haben ertragen können.

Das Weib brach in ein bitterliches Weinen aus, und hatte heiße Reue und machte heiliges Fürnehmen.

Die Glocke ſchwieg. Die Schuſterin raffte ſich neuerdings auf.

„In Gottes Namen!" ſtöhnte ſie, „einmal muß es doch ſein," und ging zur Straße hinab und ihrer Behauſung zu. — Da ſieht ſie vor ſich eine Geſtalt. Die kommt ihr entgegen, ſcheint aber unſchlüſſig zu ſein. Leicht zu denken, mit der Unglücksbotſchaft!

„Na endlich, da iſt ſie!" rief die Geſtalt, „aber ſo ſpat! Nach dem Betläuten erſt! Grüß Dich Gott, Agatha, biſt recht müd' worden?"

Mit einem Freudenschrei sprang sie ihm an die Brust. Er war's, ihr Mann, und lebendig.

Nachher hätt's ihr schier einen Augenblick leid gethan, daß sie ihm ihre ganze Liebe so plötzlich gezeigt; Männer sollen nie wissen, wie gern man sie hat! Aber sie kehrte doch wieder zurück zu ihrer redlichen Freude und legte ihre feuchte Wange an die seine und flüsterte: „Du bist mein lieber Mann!"

Der Schuster war völlig starr vor Verwunderung.

„Wär's doch richtig?" murmelte er wie verloren in die finstere Nacht hinein. „Ich hab nie was gehalten auf die Sanct Stasener Wallfahrt. Sollt's mich betrogen haben? Soll sie doch was nutz sein?"

Aehnlich wie die Trentner-Schusterin erging es den Anderen. Fast keine von denen, die auf der Wallfahrt waren, getraute sich heute auf dem kürzesten Wege nach Hause; sie irrten umher, die Eine auf den Feldern, die Andere im Schachen oder in den Gärten. Den Dorfleuten, wie sie noch am Abende umhergehen, wichen sie aus und wollten doch wieder Näheres über die Neuigkeit erfahren und hatten nicht den Muth dazu. Die Hochwindbäuerin verbarg sich an einem Reisighaufen und erst als der Frost kam, schlich sie zähneklappernd in ihr Haus, in ihre Stube. Das Bett ihres Mannes war leer.

Der Hochwindbauer hatte lang in die Nacht hinein auf sein Ehegespons gewartet, endlich aber gesagt: „Wenn sie nicht kommt, gehe ich auch davon." Und war hinabgestiegen zum Dorfwirth. Am nächsten Morgen bekam er sein Theil von der Hausfrau: Ob bei ihm denn gar nichts nütze? Ob er denn wirklich als Saufaus sterben wolle?

„Nur kein Wasser nit!" trällerte der Bauer.

„In Gottes Namen, so trink' Dein Tröpfel Wein daheim, kannst einen besseren haben als im Wirthshaus. Nur nicht fortgehen! Schau, Mann, ich habe Dich ja so viel gern daheim. Wenn ich auch bisweilen brummen thu', 's ist nicht so schlimm gemeint. Mußt halt auch ein wenig Geduld haben mit mir."

Laut hub er an zu heulen, der Hochwindbauer, vor Rührung über ein *solches* Wort von seinem Weibe. Alle zehn Finger hob er auf zum Schwur, ihr zu Liebe nicht mehr in's Wirthshaus zu gehen.

Freilich erkundigten sich die Frauen alsbald auch nach dem Hergang an der Hirschwand und wer es denn sei, den die Gnade Gottes so sehr verlassen?

Man wußte von nichts.

Darüber war die Eine und die Andere so aufgebracht, daß sie den Hendel-Heinl, diesen „verdächtigen Lugenschippel", zerreißen wollte. Als die Weiber allmählich in's Gleichgewicht kamen, meinten sie doch, es sei besser, daß es nicht wahr wäre. Aber er soll ihnen nur wieder einmal kommen, Hendel einkaufen, sie würden ihn lehren, ehrliche Leute anschwatzen, sie würden ihm die Wahrheit schon sagen!

Ein gutes Weilchen ſpäter war's, zur Zeit um das Allerheiligenfeſt, als die beiden Brüder wieder einmal zuſammen kamen und bei einem Glas Apfelwein ſaßen im Pfarrhof. — Wieder wer vom Predigtſtudiren die Rede und ſagte der Pfarrer zum Heinl:

„Zehnmal ſo gern und zehnmal ſo leicht ſtudire ich ietzunter, ſeit ich Erfahrung hab', daß meine Predigten auch was ausrichten."

„So?" antwortete der Heinl.

„Haſt es wohl auch ſchon gehört, daß ſeit meiner letzten Eheſtandspredigt am Athanaſiafeſte die Eheweiber, beſonders die in der Neuhofener Gegend ganz anders worden ſind, gar nicht mehr zu erkennen gegen voreh. Ich habe ihnen aber auch Etwelches an den Kopf gepfiffen, daß es nur ſo geblitzt und gedonnert hat in der Kirche. Sie ſind Alle bekehrt!"

„So," ſagte der Heinl, und machte aus ſeinem Glaſe einen bedächtigen Schluck. Dann wiſchte er ſich den Mund mit der umgekehrten Hand und ſprach: „Alle Ehr' vor Deinem Gotteswort, hochwürdiger Herr Bruder. Aber diesmal hat eine andere Eheſtandspredigt gewirkt. Sie haben ihre Männer ſterben geſehen, und auf der Bahre geſehen, ſie haben ihre Männer begraben, und da iſt am Grabe ein Geſpenſt, das böſe Gewiſſen, aufgeſtanden, und das, mein Herr Pfarrer, das hat ihnen erſt die richtige Eheſtandspredigt gehalten. — Haſt denn nichts gehört davon, daß ſich am Athanaſiatag Einer über die Hirſchwand geſtürzt hätt'?"

„Iſt ja eine Lug geweſen."

„Freilich iſt's eine geweſen. Denn nicht Einer, Alle haben ſich über die Hirſchwand geſtürzt, alle die Männer der ehrenwerthen Frauen von Neuhofen, die auf der Wallfahrt waren. Und wieder von den Todten auferſtanden! Kannſt Du das machen, hochwürdiger Herr? Nicht? Ich kann's. Mag aber gar nicht übermüthig ſein deswegen. Die Weiber fallen wieder zurück. Da giebt es nichts, keine Lehr' und keine Mär' und kein Fürnehmen — die Weiber fallen wieder zurück. — Ich habe nur zeigen wollen — ich, der kleine Hendl-Heinl dem Herrn Pfarrer — wie man die Herzen ſchütteln muß, bis ſie einmal aufwachen. Ich will Dir aber auch ſagen, wann Deine Predigt angreift. Am Grabe des Mannes halte ſie, und Du wirſt das Weib bekehren."

Als er ſo geſprochen hatte, der kleine Alte, ſchier ernſthaft, da ward er auf einmal gemüthlich. Er ſtreichelte den Pfarrer, der gar nachdenklich daſaß, am Arm, guckte ihm in's würdige Geſicht hinein und ſagte:

„Biſt mir aber nicht böſe, Bruder, gelt? — Ich habe ein Kapaunlein daheim, das iſt ſchon hübſch rund und wird noch alle Tage runder. Und wenn es ganz rund iſt, kugelrund, alsdann bringe ich Dir's. Behüt' Dich Gott!"

Engliſches Zeitungsdeutſch.

Von

Carl Abel.

— Berlin. —

Die Haſt, mit welcher unſere Zeitungen in dieſen telegraphiſchen Tagen geſchrieben werden, hat ihrem Styl einen merklichen Zuwachs an Schärfe und Kürze, und eine kaum weniger fühlbare Einbuße an feinen, treffenden und ermäßigenden Ausdrücken gebracht. Beides war unvermeidlich. Was der einzelne Schriftſteller zu thun vermag, um die Bewegung möglichſt wohlthätig zu geſtalten, liegt in der Vermeidung von Extremen.

Gleichzeitig mit dieſem Anlaß zu einer allmählichen Veränderung der Tagesſprache iſt ein anderer, ähnlich wirkender aufgetreten. Die Menge überſetzter Mittheilungen, welche aus der fremden Preſſe in die deutſche dringt, iſt eine außerordentlich große geworden. Zumal engliſche und franzöſiſche Citate werden uns in einer Fülle zu Theil, welche die Anſichten unſerer Nachbarn in reichſter und dankenswertheſter Weiſe wiederzugeben pflegt.

Dieſe journaliſtiſchen Ueberſetzungen ihres urſprünglichen Styles zu entkleiden, würde ſich nicht empfehlen, ſelbſt wenn die Zeit dazu ausreichte. Wo es gerade darauf ankommt, das Fremde in ſeiner Fremdartigkeit kennen zu lernen, nehmen wir lieber mit einem eckigen Deutſch fürlieb, als daß wir auf einer vollendeten Uebertragung, welche die Gefahr einer leiſen Gedankenveränderung immerhin einſchließt, beſtünden.

Indeß, es iſt *eins*, die Eigenthümlichkeit des fremden Gedankens auf Koſten des vollendeten deutſchen Ausdrucks wahren; es iſt etwas *anderes*, eine allzu wörtliche Ueberſetzung machen, wo ſie falſch iſt und den urſprünglichen Gedanken verhehlt oder verdreht. Wenn das erſte der höchſten Sprachkenntniß entſpringt, oder entſpringen kann, ſo verräth das zweite einen Mangel an der elementarſten; wenn das eine den Redefluß hemmt, um ihn nicht zu denationaliſiren, ſo verunſtaltet das andere den Sinn, gerade indem es ihn täppiſch zu erhalten vermeint.

Beiſpiele der letzteren Art ſind in engliſchen Citaten neuerdings zahlreich genug geworden, um einige Bemerkungen zu rechtfertigen. Das Uebel hat mancherlei Quellen. Einerſeits iſt unſer philologiſcher Unterricht immer noch ſo beſchaffen, daß, trotz all ſeiner grammatiſchen Geiſtesgymnaſtik, grobe Ueberſetzungsſchnitzer, welche die Vernunft verwehren ſollte, auch wo die Sprachkenntniß mangelt, nicht ausgehen; andererſeits

werden die betreffenden Ueberſetzungen vielfach von verengländerten Deutſchen in London gefertigt, und, obſchon handgreiflich anglo-deutſch, in Deutſchland unbeſehen und unverbeſſert abgedruckt. Wie hoch das Aergerniß geſtiegen iſt, wolle man aus den folgenden Beiſpielen erkennen, welche in zwei Nummern einer der älteſten und ausgezeichnetſten deutſchen Zeitungen eben geſammelt worden ſind. Der beſſeren Würdigung halber — oder was vielleicht daſſelbe iſt, Scherzes halber — ſind der gedruckten falſchen Ueberſetzung die richtige Ueberſetzung und der muthmaßliche engliſche Text hinzugefügt:

Falſche Ueberſetzung.	Richtige Ueberſetzung.	Engliſcher Text.
Der Wind war hoch.	Der Wind war heftig.	The wind was high.
Seine Verwundung war ſehr peinlicher Natur, und er war von vornherein von den Aerzten aufgegeben.	Seine Wunde war ſchmerzhaft.	His wound was very painful.
General Buller iſt auf Gakdul zurückgefallen.	General Buller hat ſich nach Gakdul zurückgezogen.	General Buller has fallen back on Gakdul.
Wir haben nicht die geringſte vernünftige Verſicherung, daß die Politik der Regierung in Zukunft weiſer ſein wird.	Wir haben nicht die geringſte vernünftige Sicherheit.	We have not the least rational assurance.
Das Parlament geht unter traurigen Anzeichen auf.	Die Seſſion beginnt unter traurigen Anzeichen.	Parliament opens amid melancholy symptoms.
In der berühmten Weſtminſterhalle, wo einſt Karl I. gerichtet wurde.	In der Weſtminſterhalle, wo einſt über Karl I. Gericht gehalten wurde.	In Westminster Hall, where Charles I. was tried.
Im Parlamentspalaſt war die Polizeiaufſicht von jeher ſtreng. Nun ſind die Maßregeln höchſt peinlich, aber nothwendig verſchärft.	Jetzt ſind die Maßnahmen in ſehr bedauerlicher, aber unumgänglicher Weiſe verſchärft worden.	Now measures are deplorably but most necessarily aggravated.
Eine Erneuerung der Rebellion würde auch nicht zur Behaglichkeit der Verzagteren beitragen; indeß	Eine neue Rebellion würde die Verzagten nicht eben beruhigen.	A new rebellion would hardly comfort the timid.

In faſt allen dieſen Beiſpielen iſt von den mehreren Bedeutungen, die das betreffende engliſche Wort haben kann, die an der jeweiligen Stelle unrichtige gewählt. Ein Dutzend ähnlicher Blüthen könnten leicht in denſelben beiden Nummern gepflückt werden; desgleichen mehrere Dutzend etwas weniger arger. Ebenſo in den meiſten anderen Blättern. Hat doch ſogar ein großes Telegraphen-Bureau neuerlich lost hope mit „verlorene Hoffnung“ anſtatt mit „Sturmfreiwillige“ überſetzt! Das reicht ſchon an die berufenen franzöſiſchen Mißverſtändniſſe des Deutſchen heran, über welche wir uns mit mehr Selbſtgefälligkeit als Berechtigung zu beluſtigen pflegen. Und ſo geht es täglich. Möchte wenigſtens die Londoner lithographirte Correſpondenz ſorgfältiger redigirt, oder in Deutſchland ſorgfältiger corrigirt werden. Auch in ſprachlicher Correctheit liegt nationale Selbſtachtung.

Illustrirte Bibliographie.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten auf ungefähr 400 Tafeln und im Texte. 16 Bände. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

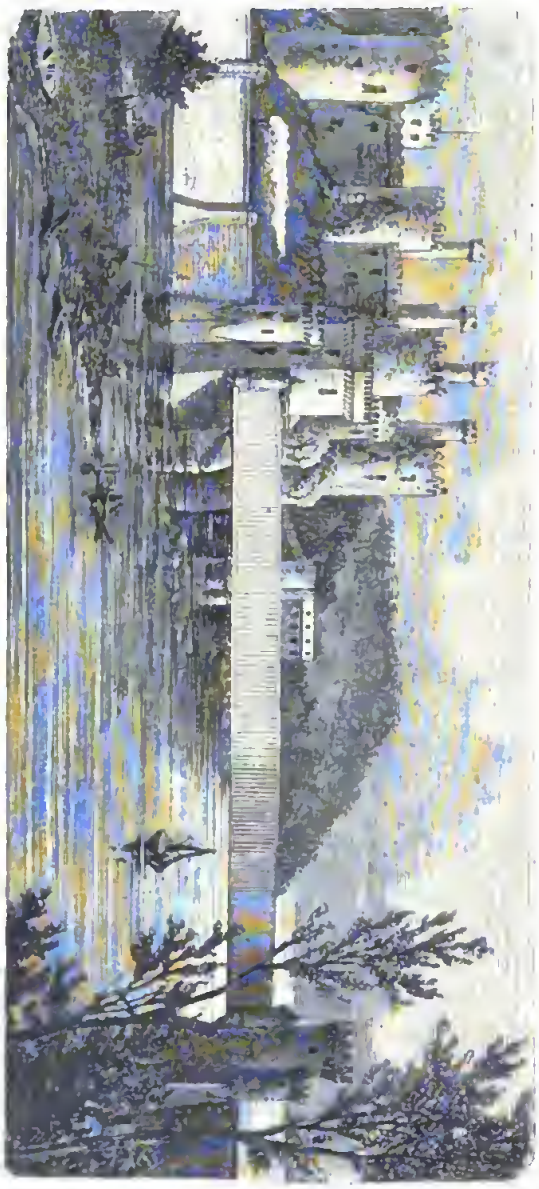
Wie man unser Jahrhundert wohl das Zeitalter der Erfindungen, des Dampfes oder des Papiers genannt hat, so darf man gewiß mit gleicher Berechtigung in der Literatur — wenn man es einmal gelten lassen will, eine Zeit nach dem zu benennen, was ihr ein besonderes Gepräge aufdrückt — von einem Zeitalter der Encyklopädien reden, denn wahrlich, die Aufgabe, welche diese erfüllen, die Rolle, welche sie spielen, ist keine geringe. Durch die Anhäufung und die hierdurch hervorgerufene Theilung der geistigen Arbeit bedingt, ist das Bedürfniß im Laufe der Zeiten immer lebendiger hervorgetreten, für die sich stets mehr decentralisirenden Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens eine Art Reservoir zu schaffen, von dem aus einem Jeden das für ihn Wissenswerthe zugeführt wird. Die Uranfänge dazu, diesem Bedurfnisse Rechnung zu tragen reichen in's Alterthum zurück; indeß erst durch Diderots bekannte Encyklopädie trat ein merklicher Aufschwung in der Durchführung dieses Gedankens ein. Die Schwülstigkeit, wie überhaupt die Art der Behandlung des Stoffes schoben jedoch einer weiten Verbreitung dieses Werkes von vornherein einen Riegel vor. F. A. Brockhaus, dem Begründer der jetzt wohlbekannten Verlagsfirma gleichen Namens, war es vorbehalten, diese Schranken mit genialem Blicke zu durchbrechen und den Grund zu einem Werke zu legen, welches im Laufe der Decennien im wahren Sinne des Wortes immer mehr zu einem Gemeingut des Volkes geworden ist. Das Conversations-Lexikon — mit diesem Namen belegte man von da ab eine solche Encyklopädie — wie es F. A. Brockhaus schuf, ist ein Factor im geistigen Leben geworden! Mag auch mancher Sprach-Pedant mit dem Ausdrucke „Conversations-Lexikon" hadern,

Stieleiche (Quercus pedunculata). 2 und 3 Traubeneiche (Quercus sessiliflora). 4—10 Stieleiche.

3. Bergulme (Ulmus montana). 1—6 Bergulme. 7—10 Flatterulme (Ulmus effusa).

Aus: Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Auflage. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Wissen und Können Tausenden und Abertausenden zu bringen. Die zehn stattlichen Bände, welche seit dem Beginn der neuen Auflage fertig vorliegen, liefern den Beweis dafür, daß das Werk in jeglicher Beziehung auf der Höhe der Zeit steht. Gleich auf den ersten Blick fällt eine Wandelung in's Auge, durch welche sich die jetzige Auflage in der äußeren Erscheinung den früheren gegenüber auf's Vortheilhafteste auszeichnet. Es ist dies die 2spaltige Anordnung des Textes und die Beigabe eines großen Illustrations- und Karten-Materials. Infolge besonderer Druckeinrichtung ist es möglich geworden, in der neuen Auflage ein Viertel mehr Text zu bieten, während die Zahl der Artikel sich sogar auf über das Doppelte vermehrt hat. Gleichwie bei den früheren Auflagen liegt der Schwerpunkt in der Gediegenheit und in der — dem gegebenen Raum entsprechenden — Gründlichkeit, mit welcher die einzelnen Artikel verfaßt sind: 200 der berufensten Fachgelehrten sind unablässig im Dienste des Werkes thätig und lassen so die Allgemeinheit an ihrem Wissen theilnehmen. Namen wie Carrière, Credner, Gneist, v. Holtzendorff, v. Reumont, v. Rönne, Vogt u. s. w. bieten die sicherste Gewähr, daß den Fortschritten und Veränderungen auf den resp. Gebieten im vollsten Umfange Rechnung getragen wird, gleichwie die Redaction sich mit Geschick die Auswahl der Artikel angelegen sein läßt, auf daß das Werk Keinem die gewünschte Antwort schuldig bleibe.



Röhrenbrücke bei Conway.

Aus: Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Auflage. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Hand in Hand mit dem Texte gehen die in großer Anzahl auf separaten Tafeln und im Text selbst beigegebenen Illustrationen und Karten. Jegliches Gebiet ist, wo es das Verständniß des Textes erfordert und fördert, durch Illustrationen erläutert: Sämmtliche Zweige der Naturwissenschaften, die Technik, Industrie, Landwirthschaft, Kriegswissenschaft u. s. w. sind in gleicher Weise berücksichtigt. Viele der

Illuſtrationstafeln ſind mit wahrer Meiſterſchaft ausgeführt — man vergleiche nur die Tafeln Laubhölzer, Bauſtile, Bildnerei, Blattpflanzen, Herz des Menſchen, die zoologiſchen Tafeln — und ein ganz beſonderer Schmuck iſt dem Werke durch die Zugabe von Chromobildern geworden, wie die Tafeln das menſchliche Auge, Buchdruckerkunſt, Giftpflanzen, Keramik, Menſchenraſſen u. ſ. w., die mit der vollendetſten Technik der Neuzeit hergeſtellt ſind, beweiſen. Von der hier gebotenen Fülle mag der Umſtand Kenntniß geben, daß in den bisher erſchienenen 10 Bänden

Kanne.
Erſte Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Kanne mit Paſſichdrechslerei.
Erſte Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Aus Brockhaus' Converſations-Lexikon. 13. Auflage. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

gegen 400 Abbildungen zur Darſtellung gebracht ſind, die ſich zum kleineren Theil im Texte vertheilen, in der größeren Maſſe jedoch auf 189 Tafeln Platz gefunden haben. Auch die auf den neueſten Forſchungen baſirenden Karten zeichnen ſich durch Sauberkeit und Klarheit aus. So haben denn dieſe ſämmtlichen Factoren zuſammengewirkt, dem Brockhausſchen Converſations-Lexikon den altberühmten Namen zu wahren und zu befeſtigen, und in der That, es verdient die Würdigung, die ihm ſeitens der Preſſe und des Publikums widerfahren iſt, im vollen Maße.

Um Afrika.

Wer vor zehn Jahren prophezeit hätte, daß im Jahre des Heils 1885 die deutſche Flagge in der Südſee, im ſüdlichen und weſtlichen Afrika, ſchützend über deutſchen Colonien wehen würde, der wäre im günſtigſten Falle als ſonderbarer Schwärmer verlacht worden: „Deutſchland und Colonien! Als wenn England ſo etwas zugeben würde! Und nun erſt in Afrika! Da gehört ja Alles England, und wenn der ganze Continent bis jetzt in Stielers Atlas noch nicht roth angemalt iſt, ſo kommt das nur daher, daß England für den Augenblick noch keine Zeit hatte, den Reſt zu annectiren.“ — Das war die damalige Auffaſſung! —

Das Blättchen hat ſich heute gewandt! Dank unſerem Heldenkaiſer und unſerem eiſernen Kanzler, Dank dem unermüdlichen Eifer unſerer deutſchen Forſchungsreiſenden, dem Unternehmungsgeiſte unſerer Kaufleute, haben wir es erreicht, jenſeits des Aequators die Anfänge eines deutſchen Colonialbeſitzes, eines einſtigen Colonialreiches entſtehen zu ſehen. Trotz des Neides und der Mißgunſt der Nachbarn, wird dieſe heut noch zarte Pflanze ſich im Laufe der Jahre zum lebenskräftigen Stamm entwickeln, unter deſſen ſchützendem Laubdach ſtets wieder friſch aus dem Mutterlande nach der neuen Heimat verſetzte Stecklinge und Ranken, Wurzel ſchlagend, abermals zu fruchttragenden Reben gedeihen können!

Daß dies Erwachen Deutſchlands der alt- und erbeingeſeſſenen Colonialmacht England angenehm geweſen ſei, wird Niemand behaupten wollen. Aber die Zeiten ſind glücklicherweiſe vorbei, wo wir uns — ſowohl in der hohen Politik wie im Privatleben — von jedem „Mylord“ auf die Füße treten ließen und vielleicht noch mit einem „thank you Sir“ für die erwieſene Aufmerkſamkeit dankten.

Heute concurriren deutſche Dampferlinien im interoceaniſchen Verkehr mit den beſten engliſchen: der Kaiſer von China läßt ſeine Kriegsſchiffe auf deutſchen Werften bauen und mit deutſchen Kanonen armiren und ein Deutſcher führt als chineſiſcher General chineſiſche Soldaten zum Sieg über europäiſche Truppen; Marocco läßt ſeine Inſtructoren bei uns drillen, der König von Hawai uniformirt ſeine Armee ſogar mit echt preußiſchen Montirungsſtücken, dort, ebenſo wie in Japan hat der „kleine Mirus“ Wolſeleys „soldier's pocket book“ verdrängt — — — kurz aller Orten muß England aus den Poſitionen, in denen es früher alleinherrſchend war, zurückweichen.

Wer würde es noch vor ein paar Jahren bei uns in Deutſchland geglaubt haben, daß eine deutſche Zeitung ihre „own special correspondents“ in die entfernteſten Winkel der Erde ſenden würde, um ihren Leſern von dort zu berichten? Gerade in dieſer Beziehung aber haben die Beſitzer der „Kölniſchen Zeitung“ Großes geleiſtet und ſind allen anderen Zeitungen mit gutem Beiſpiel vorangegangen. Kaum iſt ihr Berichterſtatter von der erſten Weltumſegelung zurückgekehrt, ſo finden wir ihn wieder an Afrikas Weſtküſte, um dem deutſchen Publikum die neuen Colonien in Wort und Bild vorzuführen, ja ſogar um in Verfolgung nationaler Intereſſen und um voreiligem Eingreifen antideutſcher Elemente vorzubeugen, ſelbſt Terrains für Deutſchland zu erwerben! Mit dem Rang und der wachſenden nationalen Bedeutung einer ſolchen Zeitung nimmt endlich auch bei uns — gerade ſo wie ſchon lange zumal in England — die Zahl ſolcher Mitarbeiter zu, die von Haus aus Alles eher denn „Reporter“ oder „Zeitungsſchreiber von Beruf“ ſind und die es ſich zur Ehre anrechnen, ihre Arbeiten in dem betreffenden Weltblatt veröffentlicht zu ſehen. Zu dieſen Letzteren gehört auch der Verfaſſer der im vergangenen Jahre in der „Kölniſchen Zeitung“ erſchienenen „W. J.“ gezeichneten Reiſebriefe aus Süd- und Oſt-Afrika.

Digitized by Google

Früher waren es faſt ausſchließlich engliſche und zwar häufig recht unausſtehliche engliſche Jünglinge, die „Weltreiſen" unternahmen, um nach 24ſtündigem Aufenthalt an jedem Platz die dort gewonnenen Eindrücke und gemachten „Studien" verquickt mit unfehlbaren und weltverbeſſernden Gedanken in mächtigen Reiſewerken niederzulegen, an denen Papier, Druck und Einband das Beſte waren. Wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß ſich ſolche Globe-trotters, der Schreck aller Conſuln und Kaufleute im Ausland — beſtrebt ſich doch ein Jeder draußen, den betreffenden Jüngling aus der Fremde, um ihn ſchleunigſt los zu werden, in möglichſt warmem Empfehlungsbrief an ſeinen Freund im nächſten Hafen weiterzuladen — allein aus Engländern rekrutiren, ſondern producirt auch Deutſchland van der Sorte Manches, ſo können wir es doch umgekehrt als eine ſehr erfreuliche Erſcheinung bezeichnen, daß gerade in letzter Zeit die Sproſſen unſerer fürſtlichen Häuſer mit den Söhnen unſerer Graß-Induſtriellen, unſerer Geiſtes- und Geldariſtakratie, wetteifern, nicht nur den heute ſchon flach getretenen Weg „um die Welt" fürbaß zu ſchreiten, ſondern ausgerüſtet mit gediegenſter Kenntniß, mit ernſtem Willen und fröhlichem Muth, ſich die entlegenſten Erdenwinkel, die wildeſten Wilden auszuſuchen, um unter Mühen und Entbehrungen aller Art, in uneigennützigſter Weiſe eingehende Studien über Land und Leute, Sprache und Sitte, politiſche und ſociale Verhältniſſe dort anzuſtellen. Vor Allem zeigen unſere Muſeen bereits reiche, von dieſen Herren denſelben geſchenkte Sammlungen und ebenſo haben manche van ihnen in tüchtigen Büchern der Allgemeinheit die Reſultate ihrer Reiſen dargebracht. Gerade im letzten Jahre ſahen wir vier ſolcher Männer van ihren Reiſen zurückkehren, vier Männer, auf die jeder Deutſche mit Recht ſtalz ſein kann: Dr. H. Meyer, Dr. E. Riebeck, Dr. K. van Steinen und Dr. Wilhelm Joeſt.

Mit einem neuen Buch des Letzteren*) haben wir es heute zu thun.

Joeſt iſt als Reiſeſchriftſteller vielen unſerer Leſer wohlbekannt. Sein Buch „Durch Sibirien" erregte vor zwei Jahren berechtigtes Aufſehen. Seitdem veröffentlichte Joeſt in den verſchiedenſten wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften und politiſchen Tagesblättern — meiſt ſich nur mit den Initialen W. J. zeichnend — theils Abhandlungen wiſſenſchaftlicher Natur, theils Schilderungen ſeiner Kreuz- und Querzüge durch alle Länder der Erde. Unſer Verfaſſer ſchreibt ſtets anregend und unterhaltend, nie und nirgends langweilend. Wenige Menſchen haben ſo viel van unſerem Planeten geſehen, wie er. Bald hörten wir während der letzten zehn Jahre van ihm aus Weſtbald aus Oſt-Indien, bald aus Pataganien, bald aus Sibirien. Einmal iſt er bei den Wilden der Malukken, ein Jahr ſpäter bei denen der Kurilen; dann wiederum ſchauen die öden Hochgebirge Centralaſiens auf ihn herab, das anderemal jagt er in den feuchten Urwäldern Südamerikas. Ein Mann van ſtählernem Körper und geſundem Geiſt, hat unſer Verfaſſer überall mit ſcharfem Auge zugeſchaut; gut empfahlen und ſtets gern geſehen, hat er einen Schatz van Kenntniſſen und Erfahrungen geſammelt, der es ihm ermöglicht, mit einem Blick den neu betretenen Ort mit ſeinen Verhältniſſen zu erfaſſen. Unabhängig in jeder Weiſe, kennt er kein Vorurtheil.

In ſeinem „Um Afrika" ſchildert uns Joeſl ſeine letzte Reiſe: er hatte 1884 Europa verlaſſen, um ſich über Afrika zu einer Forſchungsreiſe in die Südſee zu begeben. Nur die erſte, leichtere Hälfte dieſer Aufgabe wurde vollendet. Im Augenblick, in dem unſer Verfaſſer ſich in Aden für Madagascar einſchiffen wollte, überfiel ihn tückiſche Krankheit und zwang ihn zur Heimreiſe. Den Erlebniſſen nun ſeiner Tour um und durch einen Theil van Afrika iſt das vorliegende Buch gewidmet.

Mit Madeira beginnend führt Joeſt uns über St. Helena nach dem Cap der guten Hoffnung, nach Pt. Elizabeth und den Diamantfeldern in Kim-

*) „Um Afrika" van Dr. Wilhelm Joeſt, Köln, Du Mont-Schauberg.

berley. Alles das sind zwar keine unbetretenen Pfade, aber Joest hat das Talent, überall wo er hinkommt, Neues zu entdecken und Dinge und Leute so fesselnd zu schildern, daß man seine Schriften erst aus der Hand legt, nachdem man das letzte Blatt gelesen. Wirklich prächtig sind seine Beschreibungen der afrikanisch-holländischen Buren, ihres patriarchalischen Familienlebens, sowie ihrer mehr als einfachen und alles andere eher denn appetitlichen Sitten und Gewohnheiten. Dabei wird Joest aber nie ungerecht; so unangenehm ihm der Boer als Individuum auch ist, so läßt er doch seiner Vaterlandsliebe, seinem Unabhängigkeitsdrang dem annexionssüchtigen England gegenüber, sowie seiner von dem germanischen Vorfahren ererbten Biederkeit und Gottesfurcht, alle Gerechtigkeit widerfahren.

Bei seinem Zuge durch Basutoland, Natal und Sululand (der Verfasser schreibt Sulu, nicht Zulu) stößt er auf deutsche Colonisten — eine deutsche Ackerbau-Colonie inmitten von Kaffraria! Vor Allem aber berührt es wohlthuend, zu vernehmen, daß fast in allen von Joest berührten Hauptorten des Verkehrs, zumal in den englischen Colonialländern, deutsche Firmen die bedeutendsten sind, ja der deutsche Einfluß geht so weit, daß auf dem Markt von King William's Town, der Hauptstadt von britisch Kaffraria, fast ausschließlich deutsch gesprochen wird.

Die Schilderung des von unserem Verfasser der Leiche des Königs Ketschwayo abgestatteten Besuchs ist seiner Zeit aus der „K. Z." in unzählige Tageblätter übergegangen.

In Natal besteigt Joest das Schiff, um die portugiesischen Besitzungen der Ostküste zu besuchen, und bei seiner Schilderung von dort befällt uns trotz des Verfalls der Paläste der früheren Sclavenhändler, trotz des Ruins dieser einstigen Millionäre, trotz der Bummelei und liebenswürdigen Lüderlichkeit der portugiesischen Beamten und Offiziere, die Sehnsucht, hinauszusegeln nach jenen märchenhaft schönen Orten, um unter dem überwältigenden Eindruck paradiesischer Harmonie von Himmel, Meer und tropischer Vegetation den Rest des Lebens zu verträumen!

Aus dem portugiesischen Afrika geleitet uns der Verfasser sodann in das Gebiet des Sultan von Sansibar (sic!). Dort entrollt er vor uns farbig bewegte Bilder des sinnverwirrenden Straßentreibens der Hauptstadt: die afrikanischen Baschibozuks führen ihre Tänze auf, wir machen eine Hochzeit mit u. s. w. und abermals freuen wir uns, daß die deutschen Firmen auch in Sansibar ihrer englischen Concurrenz den Rang abgelaufen haben.

Weiter lernen wir die bedeutendsten Orte der Küste nördlich von Sansibar kennen, in deren Nähe nunmehr deutsche Pioniere festen Fuß zu fassen sich anschicken.

Mitten im Hochsommer kosten wir sodann mit unserem Verfasser unter der glühenden Sonne Arabiens die Freuden und Leiden des Daseins auf der Felseninsel Aden.

Dort bricht der Bericht ab, resp. Joest kehrt von Aden durch den Suez-Canal in die Heimat zurück.

Dem Inhalt des Buchs entsprechend ist seine Ausstattung. Eine Reihe von Abbildungen ethnographischer Gegenstände erhöht den Reiz desselben, ebenso die zahlreichen Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen des Verfassers. Manche dieser Lichtdrucke, wie z. B. die tropische Landschaft oder das Portrait des Kaffernhäuptlings (ein Prachtobject für Schweninger!) sind ausgezeichnet.

Möge das Buch in weitesten Kreisen die wohlverdiente Anerkennung finden.

M. P.

Rouſſeau als Muſiker.

Als 1878 in Paris das Rouſſeau-Jubiläum feſtlich begangen wurde, ließ man es an Verherrlichung des Dichters, des ſocialiſtiſchen Schriftſtellers und des Philoſophen nicht fehlen; an den Muſiker dachte Niemand. Man ſchien vergeſſen zu haben, daß Rouſſeau einſt hervorragend an dem Kampfe, der ſich um die Superiorität franzöſiſcher und italieniſcher Muſik entſponnen hatte, Theil genommen, und daß er ſich als Muſikſchriftſteller, ſowie als Componiſt einen weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinausgehenden Ruf erworben hatte. Auch in Deutſchland dürfte, wenn man von der Handvoll Muſiker abſieht, die ſich eingehender mit der Geſchichte ihrer Kunſt beſchäftigen, Rouſſeau als Muſiker eine ziemlich unbekannte Größe ſein. Ein neues Werk von Albert Janſen*), für den Fachmuſiker ebenſo intereſſant wie für den Laien, erſcheint berufen, in dieſer Beziehung eine fühlbare Lücke auszufüllen. Der Verfaſſer geht durchweg mit gründlicher Kritik zu Werke. Seine Behauptungen ſind ſtets durch Nachweiſungen aus der einſchlägigen Literatur unterſtützt. Am meiſten ſind natürlich Rouſſeaus eigene Werke benutzt worden. Die angezogenen Stellen ſind nach der neuen Pariſer Geſammt-Ausgabe (Hachette et Cie. 1872) citirt, ein Umſtand, der für deutſche Leſer, die über die Ausgaben des vorigen Jahrhunderts häufiger verfügen, erſchwerend wirkt. Rouſſeaus muſikaliſche Thätigkeit iſt kurz folgende. Als Componiſt errang er durch ſeine Operette Le devin de village (1752) große Erfolge, einzelne Stücke daraus wurden geradezu populär (pag. 161—187). Die Muſik iſt im Gegenſatz zu den verſchnörkelten und kühlen Tonweiſen Campras und Rameaus von ausgeſuchter Einfachheit: ſie iſt der Fehdehandſchuh, den Rouſſeau dem alten franzöſiſchen Opernſtil hinwarf. Die theoretiſche Begründung folgte bald der praktiſchen Ausführung. In ſeinem Briefe über die franzöſiſche Muſik erklärte er die franzöſiſche Sprache kurzweg für ungeeignet und unfähig zur Verwendung bei natürlichem und kunſtmäßigem Geſange und ſprach ſeinen Landsleuten überhaupt alle Befähigung zur Operncompoſition ab (pag. 201 ff.). Conſequenz iſt Rouſſeaus Sache nie geweſen. Hatte er vorher für Rameau geſchwärmt, ſo waren nun die Italiener ſeine Ideale. Als Gluck auftrat, war Rouſſeau anfangs ſein Gegner (371), bald aber einer ſeiner begeiſtertſten Anhänger und Vertheidiger. Seine „Observations sur Alceste“ (381 ff.) ſind von glühendem Enthuſiasmus und feinem Verſtändniß für den Reformator der Oper dictirt. Rouſſeaus bedeutendſtes literariſches Werk iſt das „Dictionaire de musique“, eine Zuſammenfaſſung und Neubearbeitung der vorher in der Encyclopédie von Diderot und d'Alembert erſchienenen Artikel (115 ff. und 263 ff.). Das Buch iſt heut noch, obſchon Manches als veraltet anzuſehen iſt, von Werth. Als Curioſum darf man die „Dissertation sur la musique moderne“ betrachten, es handelt ſich darin um einen mißglückten Verſuch, die Tonleitern durch Ziffern anſtatt der Noten darzuſtellen. Eine ſehr klare Auseinanderſetzung hierüber findet ſich auf pag. 44—47. Der Abdruck eines längeren Beiſpiels aus dem Originalwerke (mit Uebertragung in moderne Notation) wäre wünſchenswerth geweſen. Daß derſelbe Mann, der als der bedeutendſte muſikaliſche Schriftſteller Frankreichs im 18. Jahrhundert gelten kann, nebenbei die bis zur Leidenſchaft geſteigerte Marotte hatte, ſein tägliches Brot durch Noten-Copiren mühſam zu erwerben, wird der Mehrzahl der Leſer ebenſo überraſchend wie neu ſein (pag. 439—448). Der Anhang enthält Mittheilungen ungedruckter Handſchriften (455—479) und als beſonders dankenswerthe Beigabe ein chronologiſches Verzeichniß der Compoſitionen und muſik-theoretiſchen Schriften Rouſſeaus (480—482). — Ein alphabetiſches Regiſter iſt dem Werke leider nicht beigefügt.

E. B.

*) Jean Jacques Rouſſeau als Muſiker. Von Albert Janſen. Berlin, Georg Reimer.

Bibliographiſche Notizen.

Ruſſiſche Günſtlinge (von G. Ad. W. von Helbig). Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Tübingen. In der J. G. Catta'ſchen Buchhandlung. 1809. Mit Portraits der Kaiſerin Catharina II. nach Daniel Chodowiecki. Stuttgart. J. Scheibles Verlagsbuchhandlung.

Helbigs vor Jahren berühmtes und viel geleſenes Buch iſt allmählich ſo ſelten geworden, daß man es bei Antiquaren nur für einen ſehr hohen Preis erſtehen kann. Es enthält aber der thatſächlichen Mittheilungen und treffenden Bemerkungen über ruſſiſche Sitten und Unſitten ſo ungemein viel, daß der Neudruck, den die Scheible'ſche Buchhandlung veranſtaltet, nicht nur gerechtfertigt erſcheint, ſondern geradezu zahlreichen Wünſchen entgegenkommt. Helbig begann ſeine Carriere als ſächſiſcher Legationsſecretär am preußiſchen Hofe und ſchloß dieſelbe als Geheimer Legationsrath und Reſident der freien Stadt Danzig. Er ſtarb am 14ten November 1813 zu Dresden. Sein Aufenthalt in Petersburg fällt in das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts, in eine für perſönliche Beobachtungen höchſt intereſſante Zeit. Aus Helbigs Mittheilungen geht hervor, daß er die beſten ſchriftlichen und mündlichen Quellen benutzt hat, und Alles, was er niederſchreibt, macht den Eindruck des unbedingt Zuverläſſigen. Fehlt ihm auch die Gabe, ähnliche Verhältniſſe ſo verſchiedenartig darzuſtellen, daß die Aufmerkſamkeit des Leſers immer von neuem gefeſſelt wird, ſo erſetzt er dieſe Mängel durch die bereits erwähnte Glaubwürdigkeit und durch die Fülle wichtiger Anekdoten. Sein Buch erhärtet den oft wiederholten Satz, daß die kleinen Triebfedern, welche die Weltgeſchichte hinter den Couliſſen vorbereiten, nicht minder wichtig ſind, als die großen Urſachen, die wir Alle mit Augen wahrnehmen und als Geſchichte zu bezeichnen pflegen. Der Neudruck iſt durchaus getreu und bietet als erwünſchte Zugabe das Portrait derjenigen Herrſcherin Rußlands, welche auch in Helbigs Buche den größten Raum einnimmt. rl.

Kürſchners Taſchen-Converſations-Lexikon. Fünfte Auflage. Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Das Ziel, welches dem Herausgeber bei der Zuſammenſtellung dieſes Buches vor Augen ſtand, ein „lexikaliſches Hand- und Hilfsbuch zu ſchaffen, welches einerſeits neben den vorzüglichen großen Werken dieſer Gattung zu momentaner Beantwortung auftauchender Fragen benutzt werden kann, andererſeits auch jenen Kreiſen den Beſitz eines Lexikons ermögliche," denen ſelbſt die kleinen Ausgaben von Meyer und Brockhaus unerreichbar ſind — dieſes Ziel hat er vollkommen erreicht. Es war ihm dies nur durch den glück-

lichen Gedanken möglich, gewiſſe Worte durch Zeichen wiederzugeben, Endſilben zu kürzen und einzelne Buchſtaben, die leicht zu ergänzen ſind, fortzulaſſen. Die vorliegende fünfte Auflage beweiſt, daß das Taſchenlexikon einem Wunſche des Publikums entgegengekommen iſt, und es läßt ſich nach dieſem Erfolg erwarten, daß ſich „der kleine Kürſchner" ſchnell einbürgern wird. av.

Sammlung muſikaliſcher Vorträge, herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Fünfte Reihe. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1884.

Enthält neun ſelbſtſtändige Abhandlungen zumeiſt hiſtoriſchen Inhalts. C. H. Bitter ſchildert die Söhne Sebaſtian Bachs, Carl Philipp Emanuel, Friedemann, Johann Chriſtian und Johann Chriſtoph Friedrich. Wie in des Verfaſſers größerem Werke, ſo iſt auch in der vorliegenden gedrängten, aber für das größere Publikum vollkommen ausreichenden Skizze C. Ph. Emanuel als derjenige der Bach'ſchen Söhne, der die Tradition ſeines großen Vaters am reinſten bewahrt und der Nachwelt nutzbar gemacht hat, mit beſonderer Vorliebe behandelt. — G. Kretzſchmars Händel-Biographie iſt eine um ſo willkommenere Gabe, als Chryſanders Werk ſeit 1867 in's Stocken gerathen iſt, und der 200jährige Geburtstag Händels gewiß bei vielen den Wunſch rege gemacht hat, ſich über das Leben dieſes von England adoptirten, ſeinem Weſen nach aber echt deutſchen Meiſters zu orientiren. Ein kleiner Irrthum, der ſich pag. 67 vorfindet, ſei hier berichtigt. Die Hymne „God save tha King" iſt nicht von H. Carey componirt, ſondern von John Bell (1563—1628). — Eine erſchöpfende und unparteiiſche Biographie Richard Wagners wird ſobald nicht zu erwarten ſein; mag alſo Richard Pohls Abhandlung einſtweilen als Abſchlagszahlung gelten. Daß der Verfaſſer Wagnerianer sans phrase iſt, darf als bekannt vorausgeſetzt werden. — Franz Beier hat einen höchſt dankenswerthen Beitrag zur Geſchichte der Muſik in ſeinen Eſſays: „Ueber Johann Jacob Frobergers Leben ꝛc." geliefert. Die von Ambros (Muſikgeſchichte IV, 463 ff.) gewonnenen Reſultate werden in mancher Beziehung erweitert und vervollſtändigt und ein thematiſches Verzeichniß der Clavierſuiten dieſes originellen Meiſters hinzugefügt. — S. Bagges Studie „Die Symphonie in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung" beſchäftigt ſich zum größten Theil mit Haydn und Mozart. Beethoven wird nur dann und wann geſtreift. Die Vorgeſchichte der Sinfonie iſt, wie es bei der jetzigen Kenntniß der Muſikgeſchichte des 17. Jahrhunderts nicht anders ſein kann, ſehr dürftig behandelt. — Max Runge liefert eine äſthetiſche Beurtheilung Carl Loewes und kommt zu dem ziemlich richtigen Schlußſatz, daß alle Compoſitionen Loewes eigentlich mehr oder weniger verkappte Balladen ſind. — Der Herausgeber beſchäftigt ſich ſpeciell mit der Geſammtausgabe der Werke Paleſtrinas, die in nicht zu langer Zeit vollendet ſein wird. A. Niggli hat eine gedrängte Biographie Meyerbeers beigeſteuert. — Huga Riemann hat das Verdienſt, in dem Aufſatze „Der Ausdruck in der Muſik" wichtige äſthetiſche Grundſätze, die allerdings jeder gewiſſenhafte Muſikpädagoge von jeher befolgt hat, klar und ſcharf ausgeſprochen zu haben. eb.

Coeur-Dames. Zwei Novellen von Moritz von Reichenbach. Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlags-Anſtalt (vormals Eduard Hallberger).

Moritz von Reichenbach bewegt ſich mit Vorliebe in den ariſtokratiſchen Kreiſen und ſucht ſeine Conflicte ganz beſonders in dem Zuſammenſtoß dieſer mit den bürgerlichen Schichten unſrer Geſellſchaft. Er kennt ohne Zweifel die Kreiſe, die er ſchildert, ſehr genau, und ſo gelingt es ihm, ſowohl in der Charakteriſtik der Perſonen, wie in den zum Handeln führenden

Motiven sehr glücklich die Wahrheit zu treffen. Die erste der zwei Novellen, „Loreley“ betitelt, schildert die seltsame Wirkung, die eine durch Schönheit, hohe Bildung und Geist ausgezeichnete Aristokratin auf alle Männer ausübt, die in ihre Nähe kommen, und im Besondern den verhängnißvollen Einfluß auf das Gemüth eines jungen Künstlers, der ihr zu Liebe ein von allen Künsten der Koketterie freies, bürgerliches Mädchen opfert. Die Novelle ist ungemein anziehend. Sie würde an Abrundung noch gewinnen, wenn der Verfasser — oder, dürfen wir sagen, die Verfasserin, denn wer weiß heut nicht, daß hinter dem männlichen Decknamen Moritz von Reichenbach sich die Gräfin Bethusy-Hue verbirgt? — wenn der Verfasser vermieden hätte, die Opfer der Loreley zu häufen. — „Das verlorene Paradies“, eine feine psychologische Studie, spielt in der Heimat der Dichterin und schildert mit glücklichem Humor die Trübung des Verhältnisses zweier glücklicher Ehegatten und das wiedergefundene Glück. Das Hauptmotiv dieser Novelle scheint uns etwas harmlos, ist aber geschickt verarbeitet. Der Styl der zwei Novellen ist ein besserer, als der in unserer erzählenden Literatur die durchschnittlich übliche.

rl.

Friedrich Graf. Zur Frage der Organisation des Kleingewerbes und des genossenschaftlichen Creditwesens wider den Druck des Geldmonopols. Leipzig, Gustav Kloetzsch.

Im Vorwort dieser Brochüre versichert ein J. B. Graßl (?), daß der Verfasser mit den wirthschaftlichen Zuständen der Gegenwart „aufs Innigste vertraut ist“, daß das vorliegende „Werkchen“ (notabene auf 67 Seiten) ein „Compendium volkswirthschaftlichen Wissens“ enthält, „formvollendete Lebensweisheit ausspricht“ und „mit logischer Hand (!) die Wege weist“, welche die Handwerker künftig zu gehen haben.

In Wahrheit giebt Herr Graf, Verleger des süddeutschen Bank- und Handelsblattes, lediglich eine Recapitulation der wohlbekannten Kritik des „liberalen Doctrinarismus“, welche weder nach Form noch Inhalt auf Originalität Anspruch machen kann. Das Gleiche gilt von seinen positiven Vorschlägen zur Reform des Gewerberechts: Einführung von Arbeitsbüchern, Verbot anderweiter Beschäftigung contractbrüchiger Arbeiter, Zwanginnungen und obligatorischen Creditgenossenschaften.

Immerhin ist die Darstellung gewandt und faßlich, die Polemik ohne Gehässigkeit, und die übersichtliche Zusammenfassung der einschlägigen Gesichtspunkte trotz der einseitigen Färbung nicht ungeeignet, Fernerstehenden das Verständniß der „Handwerkerfrage“ einigermaßen zu vermitteln.

is.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Arent, Wilhelm, Moderne Dichter-Charaktere. Mit Einleitungen von Hermann Conradi und Karl Henkell. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers.

Bamberg, Felix, Friedrich Hebbels Tagebücher. Mit einem Vorwort. Nebst einem Portrait Hebbels nach Stahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. 1. Band. Berlin Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Baumgarten, Dr. Johannes, Die aussereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und culturgeschichtliche Darstellungen. Kassel, Theodor Kay.

Beaucaire, Vicomte Horric de, Une mésalliance dans la maison de Brunswick (1665–1725). Éléonore Desmier d'Olbreuze, duchesse de Zell. Paris, librairie H. Oudin, librairie Fischbacher.

Beaulieu, G. von, Spanische Frühlingstage. Leipzig, Hoffmann & Ohnstein.

Bitter, C. H., Gesammelte Schriften. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Bleetschli, J. C., Denkwürdiges aus meinem Leben, I. Bd Zürich (1808–1848). II. Bd. München (1848–1861). III. Bd. Heidelberg 1861–1881). Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Bormann, Edwin, I nu heern Se mol! Allerleehand nachdenkliche Stammdisch-Geschichden ans Kleen-Baris. Mit Illustratioonen. München, Braun & Schneider.

Brehm, Otto, Heinrich von Kleist. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

Bratuscheck, Ernst, Die Erziehung Friedrichs des Grossen. Aus dem Nachlass von Ernst Bratuschek. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Ed. Mätzner. Berlin, Georg Reimer.

Brehm, Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreiches. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Colorirte Ausgabe. 8. 9. 10. Band. Leipzig, Bibliograph Institut.

Brown, Jane, Repertoire de Shakespeare lectures et commentaires. Avec une préface de M. Ferdinand Brunetière. (Richard III., Le marchand de Venise, Cymbeline. — Jules César, Le roir Lear.) Paris, librairie académique Didier, Emile Perrin.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-Tornow. 14. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit dem Bildnisse Georg Büchmanns. Berlin. Hande- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Derenburg, Friedrich, Russische Leute. Berlin, Julius Springer.

Egelhaaf, Gottlob, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gekrönte Preisschrift des Allgem. Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

Fawcett, H., Travail et salaires. Traduit et précédé d'une préface par Arthur Raffalovich. Paris, librairie Guillaumin & Cie.

Feuillet, Octave, Monsieur de Camors. Onze compositions par S. Rejchan. Collection Calmann Lévy, A. Quantin.

Flaubert, Gustave, Oeuvres complètes de, I Madame Bovary. Paris. A. Quantin.

Fontane, Theodor, Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Gagern, Carlos von, Todte und Lebende. Erinnerungen. Erste und zweite Reihe. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.

Goetscharow, J. A., Oblomow. Roman. Aus dem Russischen von Gustav Kenchel. Mit einem Verwort von Eugen Zabel. Berlin, A. Deubner.

Gottschall, Rudolf von, Literarische Todtenklänge und Lebensfragen. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

Gsell-Fels, Dr. Th., Italien in 60 Tagen. 3. Auflage. 1. Band. Mit 4 Karten, 12 Plänen und Grundrissen. — 2. Bd. Mit 10 Karten, 13 Plänen und Grundrissen. Leipzig, Bibliograph Institut.

Hagen, Adolf und **Fels**, Erich, Wehr und Waffen. Deutsche Dichtungen des jungen Oesterreich. Leipzig, Otto Wigand.

Handbuch für das Deutsche Reich für 1885. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Hartmann, Eduard von, Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Hausegger, Dr. Friedrich von, Die Musik als Ausdruck. Wien, Carl Konegen.

Heysse, Armand, L'Être social. 2me Édition. Paris, ancienne librairie Germer Baillière et Cie. Felix Alcan.

Heintz, Albert, Die Meistersinger von Nürnberg von Richard Wagner. Versuch einer musikalischen Erklärung. Mit 84 in den Text lithograph. Notenholspielen. Charlottenburg, Verlag der „Allgem. Deutschen Musik-Zeitung".

Helmholtz, Hermann von, Vorträge und Reden. Zugleich dritte Auflage der „Populären wissenschaftlichen Vorträge" des Verfassers. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 2 Bde.

Herf, Antonie, Briefe einer jungen Frau aus Indien. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hierlzeese, Adolf, Das deutsche Schriftsteller-Album. Herausgegeben unter Mitwirkung Ernst von Wildenbruchs. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Jastrow, D. J., Geschichte des deutschen Einheitsstrebens und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

Kleinpaul, Dr. Rudolf, Italienischer Sprachführer. Conversations-Wörterbuch für Reisende. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliograph. Institut.

Köhler, Carl Sylvio, Die Weisheit der Tragiker. Realconcordanz der Sprüche und Lehren in den Tragödien des Aeschylos, Sophokles, Euripides. Griechisch-Deutsch. Halle a. S., Otto Hendel.

Laenener, Aimée, Echos poétiques. Vienne, Ch. Gerold fils.

Leo, F. A., Die Baco-Gesellschaft. Nebst einigen Excursen über die Baco-Shakespeare-Affaire. Separat-Abdruck aus dem XX. Bande des Shakespeare-Jahresberichts pro 1885.

Lindau, Paul, Aus der neuen Welt. Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten. Berlin, Ferdinand Salomon.

— Richard Wagner avec le portrait de Richard Wagner. (Tannhäuser, à Paris. L'Anneau du Nibelung, à Bayreuth et à Berlin. Parsifal, à Bayreuth. La mort de Richard Wagner.) Traduit en français par Johannès Weber. Paris, Hinrichsen et Cie.

Lüling, R. G., Mahnruf eines Nachtwächters. Von einem Schüler zum Eintritt in die Bildungsanstalt. Witten a. R., Selbstverlag des Vorfassers.

Mädler, Dr. J. H. von, Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie. Achte etc. Auflage. Strassburg, R. Schultz & Co. Lief. 9—11.

Meisner, J. Dr. jur., Goethe als Jurist. Berlin Fr. Kortkampf.

Meissner, Alfred, Geschichte meines Lebens. II. Band. Wien und Teschen, k. k. Hofbuchhandlung, Karl Prochaska.

Morley, John, La vie de Richard Cobden. Traduit par Sophie Raffalovich. Paris, Librairie Guillaumin et Cie.

Müller, Eduard, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. 2 Theile. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Cöthen, Paul Schettler.

Müller, Moritz senior, Unser „berechtigte Kerne" sowie, über die Zeit, wo vielleicht „nicht mehr gewählt werden wird". Eine Denkanregung. Pforzheim, G. Delffs.

Nägeli, C. v., Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. Mit einem Anhange. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Nekrassow, Nicolai Alexejewitsch, Sämmtliche Werke. Aus dem Russischen metrisch übertragen von H. J. Köcher. 1. Band. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Oberländer, Richard, Deutsch-Afrika. Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Colonien. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Pecht, Friedrich, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Vierte Reihe. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Pröll. Der nationale Nothstand der Deutschen in Oesterreich, Klagen und Anklagen der deutschen Volksvertreter im österreichischen Parlamente wider das „System Taaffe". Herausgegeben von Karl Pröll und Leopold Schönhoff in Berlin.

— Das Deutschthum in Oesterreich und Ungarn einst und jetzt von Fremund. Herausg. von Karl Pröll in Berlin.

Raffalovich, Mark André. Tuberose and Meadowsweet, London, David Bogue.

Reich, Adolph, Phantastikon, Märchen, Novellen und ästhetische Briefe. Berlin, Siegfried Cronbach.

Riehl, W. H., Freie Vorträge. 2. Sammlung. Stutgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Rodbertus. — Zwei verschollene staatswirthschaftliche Abhandlungen. Neu herausgegeben und eingeleitet von Dr. Max Quarck, Wien, Verlag der „Deutschen Worte" (E. Pernerstorfer).

Sanders, Daniel, Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. Eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutschsprachlichen Wörterbücher (einschliesslich des Grimm'schen) Mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.

Scheresberg, Ernst, Fürst Bismarck. Ein Charakterbild für das deutsche Volk. Elberfeld, Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung.

Schmidt, Maximilian, Die Fischerrosl von St. Heinrich. Lebensbild vom Starnbergersee. München, Georg D. W. Callwey.

Sophokles, Oedipus in Kolonos. Aus dem Griechischen im antiken Versmaass übertragen von H. A. Feldmann, Dr. Hamburg, Hermane Grüning.

Teuber, Oscar. Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. 2. Theil. Prag. Verlag der k. k. Hofbuchdruckerei. A. Haase.

Tolstoi, Graf Leo, Die Kosaken. Kaukasische Novelle. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Berlin, A. Deubner.

Ueberweg, Friedrich, Schiller als Historiker und Philosoph. Mit einer biographischen Skizze Ueberwegs von Fr. A. Lange. Herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Carl Reissner.

Weltrich, Richard, Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. 1. Lieferung. Mit dem Bildniss der Dannecker'schen Schillerbüste. Stettgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wesselhöft, Johannes, Vollständiger Unterricht, den Hausgarten als Blumen-, Gemüse- und Obstgarten in einfacher und gemischter Form nach Regeln anzulegen und zu bewirthschaften Halle, Otto Hendel.

Wolff, Albert. La Haute Noce. Paris, Victor-Havard.

Wolzogen, Ernst von, George Eliot. Eine biographisch-kritische Studie. Leipzig, Albert Unflad.

— Wilkie Collins. Ein biographisch-kritischer Versuch. Leipzig, Albert Unflad.

Zabel, Eugen, Literarische Streifzüge durch Russland. Berlin, . Deubner.

Zimmermann, Oswald, Die Wunde des Leids. Beiträge zur Erkenntniss des menschlichen Empfindens in Kunst und Leben. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, Carl Reissner.

Ziegeler, Dr. Karl Theodor, Karl Anton von Hohenzollern und die Beziehungen des fürstlichen Hauses Hohenzollern zu dem Hause Zähringen-Baden. Festschrift zur Goldenen Hochzeitsfeier Ihrer Königlichen Hoheiten des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und der Fürstin Josefine, geb. Prinzessin von Baden, am 21. October 1884. Sigmaringen, C. Tappen.

Zöller, Hugo, Das Togoland und die Sklavenküste. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Zwikki, Nepomuk, Führer durch die Oetzthaler Alpen. Gera, Amthor'sche Verlagsbuchhdlg.

Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht für 1884. Frankfurt a. M. Selbstverlag der Frankfurter Handelskammer.

La Revue contemporaine littéraire, politique et philosophique. Tome I, No. 2. 3. 4. Tome II, No. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1885er Frische Füllung 1885er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58·0 R.
Mühlbrunn .	44·0 R.
Schlossbrunn.	44·0 R.
Theresienbrunn.	43·0 R.
Neubrunn .	49·0 R.
Marktbrunn .	39·0 R.
Kais. Kronquelle	28·0 R.
Felsenquelle .	47·0 R.
Kaiser Karls-Qu.	34·0 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*
} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Coblenz,	M. Gladbach,	Karlsruhe,	Osnabrück,
Augsburg,	Crefeld,	Görlitz,	Kassel,	Remagen,
Baden-Baden,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Saarbrücken,
Bamberg,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Schwerin i/M.
Barmen,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig	Stettin,
Berlin,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Stuttgart,
Bielefeld,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Trier,
Bochum,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Wiesbaden,
Bonn,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Worms,
Braunschweig,	Essen,	Herford,	München,	Würzburg,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Ingolstadt,	Münster i W.,	Zweibrücken
Celle,	Freiburg i/B.,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 34. — Heft 101.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1885.

Breslau-Berlin
S. Schottlaender.

Expedition in Berlin: SW. Jerusalemerstraße 43 (dicht am Dönhofsplatz).

August 1885.

Inhalt.

Seite

W. Hildebrandt in Naumburg.

Der Skat-Onkel. Erzählung 205

Erich Schmidt in Wien.

Adolf Sonnenthal 224

Wolfgang Eras in Breslau.

Die Kunst Bowlen zu brauen 231

Wilhelm Geiger in München.

Die Russen in Turkestan 247

Carl du Prel in München.

Ein Problem für Taschenspieler 286

Elise Orzeszko in Wien.

Nebelbilder. Erzählung 305

Klaus Groth in Kiel.

Eine neue plattdeutsche Bibelausgabe 333

Bibliographie. 341

Alte und neue Kunst (Fritz Stey, Moderne Kunst) mit Illustrationen. Zwei neue Bücher von Johannes Scherr. — Salvatore Farina.

Bibliographische Notizen 349

Hierzu ein Portrait von Adolf Sonnenthal.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIV. Band. — August 1885. — 101. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adolf Sonnenthal.)

1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Skat-Onkel.

Von

W. Hildebrandt.

— Naumburg. —

„Willy, 's iſt gut, daß Du kommſt!“ rief mir meine Mutter entgegen, ohne einen Blick von dem Inhalte des eiſernen Topfes zu wenden, in welchem ſie am Herde emſig mit dem hölzernen Kochlöffel herumrührte.

Ich war ganz der gleichen Anſicht. Ich hatte den Vormittag über auf dem Maisfelde tüchtig gearbeitet, und als ich jetzt die Schwelle des einfachen Blockhauſes betrat, wallte mir von drinnen der köſtliche Duft von dürren Erbſen und geräuchertem Hirſchfleiſch entgegen.

„Well Ma'm!“ ſagte ich und ſtrich mir mit dem leinenen Hemdärmel den Schweiß von der Stirn.

„Ach, laß mir das engliſche Kauderwelſch!“

„Sei mir doch nicht böſe; es fuhr mir nur ſo heraus.“

Die Mutter hob geſchäftig den Topf vom Feuer und ſtürzte ſeinen Inhalt in die große irdene Schüſſel um.

„Ich bin Dir ja gar nicht böſe,“ ſagte ſie, indem ſie das liebe freundliche Geſicht, das von der Hitze des Heerdes noch glühte, mir lächelnd zuwendete. „Aber Du weißt, ich kann nun einmal das Engliſche nicht leiden. Wozu denn auch? Leben wir denn hier nicht wie mitten in Deutſchland? Wohnen denn auf funfzig Meilen in der Runde andere Leute als Deutſche? — Na ſetz Dich nur erſt und iß, wirſt wohl hungrig ſein!“ damit ergriff ſie die ſchwere Schüſſel, ſtellte ſie auf den Tiſch herüber und reichte mir den Löffel hin.

Ich ließ mich nicht lange nöthigen; wer jemals einen ganzen Vormittag bei drückender Sonnenhitze auf einem Maisfelde gearbeitet hat, weiß,

was das ſagen will, und daß dann der Hunger ſchon von ſelbſt kommt, zumal, wenn man erſt ſechszehn Jahre alt iſt.

Die Mutter hatte mir gegenüber Platz genommen und ſah mit ſtillem Vergnügen zu, wie es mir ſchmeckte. Erſt als bei beginnender Sättigung mein Löffel ſich in langſamerem Tempo bewegte, nahm ſie die Unterhaltung wieder auf.

„Weißt Du wohl, woran ich vorhin dachte?“

Ich legte den Löffel nieder und ſah ſie erwartungsvoll an.

„Na, iß nur dabei immer ruhig weiter, wenn's Dir ſchmeckt,“ ermunterte ſie. „Aber weißt Du, mir fiel vorhin beim Kochen ein, daß übermorgen meines Bruders Geburtstag iſt. Da ſchickt es ſich doch wohl, daß wir ihm diesmal gratuliren, ſonſt nimmt er es uns am Ende übel. Im vorigen Jahre ging's beim beſten Willen nicht; da hatten wir hier noch alle Hände voll zu thun mit bauen und einrichten. Aber in dieſem Jahre muß es gehen. Dein Vater kann freilich nicht abkommen; der wird drüben in den Teſſery-Mounts mit der neuen Farm für uns bis zum Herbſte kaum fertig; und bis zum Herbſt muß dieſe Farm ſchon wieder verkauft ſein, wenn wir ein gutes Geſchäft machen wollen. An Käufern und guten Preiſen fehlt es ja nicht, der Zuzug aus dem Oſten läßt noch immer nicht nach. Sieh, und da dachte ich, Du könnteſt hinüber reiten zum Onkel Wilhelm und ihm gratuliren. Es iſt ja noch dazu Dein Pathe. Willſt Du?“

Ob ich wollte? Welche Frage? Heraus aus dem ewigen Einerlei unſerer Einſamkeit, frei von der mühſamen Feldarbeit, ganz mein eigener Herr, mir völlig ſelbſt überlaſſen über Berg und Thal durch Wald und Steppe tagelang zu ſtreifen, einmal wieder andere Menſchen zu ſprechen und andere Gegenden zu ſehen, welch' prächtiger Gedanke! Das freudige Aufleuchten meiner Augen gab die beſte Antwort.

„Ich dachte,“ fuhr die Mutter, die meine Aufregung lächelnd bemerkt, fort, „es würde Dir ſelbſt Vergnügen machen. Du biſt ja ſchon groß und verſtändig genug, daß man Dir ſo etwas auftragen kann. Von den Indianern hat man auch ſeit langer Zeit nichts mehr gehört; ſie ſcheinen ſeit dem letzten Zuſammenſtoß am Horſe-River verſprengt zu ſein, oder ſich nach einer anderen Gegend verzogen zu haben. Du nimmſt natürlich den Fuchs-Pony; es iſt ein kluges und flinkes Thier und hat ſchon einmal Deinen Vater noch glücklich nach Hauſe gebracht, als ihm die Indianer bereits dicht auf den Ferſen waren. Und die kurze Büchſe nimmſt Du auch, ſie iſt leichter und handlicher als das Doppelgewehr, und Du biſt einmal daran gewöhnt.“

„Und Du?“ fragte ich mit beſorgtem Blicke.

„Mach Dir deshalb keinen Kummer. Ich behalte das Doppelgewehr und die beiden Hunde. Das iſt mehr als ausreichend. Und nun waſch Dich nur und zieh' Dich an. Wenn Du zeitig fortreiteſt, ſo kannſt Du heute Abend noch vor Dunkelheit bei Lindenbergs am rothen Steine ſein, morgen haſt Du dann einen mäßigen Tagesritt bis zu Müllers Farm und übermorgen gegen Mittag biſt Du beim Onkel.“

Während ich draußen den Pony sattelte und aufzäumte, sah ich durch die geöffnete Thür meine Mutter emsig in ihrer geöffneten Lade kramen. Sie hatte sich über die Ecke gebeugt, in welcher sie ihre wenigen Schmucksachen und das baare Geld aufzubewahren pflegte. Was suchte sie? Wollte sie mir Geld mit auf die Reise geben? Wozu das? Bei uns im Walde giebt's weder Wirthshäuser, noch bezahlte Gastfreundschaft, auch Trinkgelder giebt es nicht, weil man keine Dienstboten hält. — Endlich hatte sie es gefunden. Es war ein blendend weißer breiter Klappkragen, den sie nicht ohne einen Anflug leiser Wehmuth betrachtete.

„Hier, Willy," sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit, „thu den Kragen um; Du mußt schmuck sein, wenn Du unter die Leute kommst. Aber nimm mir den Kragen ja recht in Acht, daß Du ihn nicht verlierst, und daß nichts dran kommt. Mein Vater seliger hat ihn noch als Student auf der Wartburg getragen!"

„Was war es mit der Wartburg, Mutter?"

„Ja, liebes Kind, das weiß ich eigentlich selbst nicht so recht. Mein Vater hat uns ja als Kindern gar oft davon erzählt, aber ich war damals noch ein junges oberflächliches Ding, und hab's nicht verstanden und behalten. Ich denke immer, ich finde doch noch einmal Jemand, der mir sagen kann, was es mit der Wartburg gewesen ist. Etwas Großes, oder der erste Anfang zu etwas Großen muß es wohl gewesen sein, das habe ich meinem Vater immer angemerkt, vielleicht so etwas, wie damals mit dem englischen Theeschiff in Boston, von dem in unserem Schulen so viel erzählt wird. Aber hinterdrein ist es meinem Vater gar schlimm ergangen; sie haben ihn festgesetzt, und die Mutter, die eine Professorstochter aus Jena war und nicht von ihm hat lassen mögen, hat sich mit ihm im Gefängniß trauen lassen, und als sie nichts auf ihn haben bringen können, haben sie ihn freigelassen, aber nach Amerika hat er auswandern müssen. Halt mir den Kragen in Ehren, Willy, das bitt ich Dich; Dein Großvater hat ihn auch in Ehren gehalten und ihn nur bei ganz besonderen festlichen Gelegenheiten getragen."

Sie ging wieder hinein und brachte meines Vaters stählerne Uhrkette heraus.

„Da hier, häng' die Kette an, es braucht Niemand zu wissen, daß keine Uhr daran ist. Dein Vater braucht die Uhr jetzt nothwendiger, als wir."

Mit mütterlichem Wohlgefallen musterte sie mich.

„Jetzt siehst Du ganz aus, wie ein deutscher Student, Willy," sagte sie befriedigt. Ein deutscher Student, das war nach den Ueberlieferungen ihres seligen Vaters das höchste; darüber hinaus ging nichts.

Ich brannte vor Ungeduld, mich in den Sattel zu schwingen. Ein neckischer Kobold, meine überschäumende Jugendlust trieb mich, im letzten Augenblicke noch einmal das Verbot zu übertreten, mit welchem sie kaum erst gegen mich die englische Sprache belegt hatte.

„Fare well!" rief ich, indem ich ihr zum Abschied die Hand entgegen streckte.

Die Mutter machte ein ernſtes Geſicht und drohte mit dem Finger.

„Wieder das Engliſch!“ ſagte ſie, indem ſie vorwurfsvoll den Kopf ſchüttelte.

„Ach, Herzensmütterchen, es war ja nur zum Spaß.“

„Ja, ja, jetzt noch zum Spaß und ſpäter im Ernſt. Ich fürchte, daß Du doch noch einmal das Deutſche verlernſt und ein richtiger Amerikaner wirſt. Gott verhüt's.“

Noch ein herzlicher Kuß, und im nächſten Augenblick richtete ich mich freudeſtrahlend auf dem ungeduldig ſtampfenden Pony im Sattel zurecht.

„Ja, und Willy,“ ſagte meine Mutter, indem ſie an das Pferd herantrat, „wenn Du zum Onkel kommſt, ſo grüßt Du ihn recht ſchön von uns Allen, auch vom Vater, verſtehſt Du? Und gratulirſt ihm von uns, und wünſcheſt ihm Geſund und langes Leben. So verlangt's der Anſtand. Hörſt Du, Willy?“

„Werd's ſchon beſorgen.“

„Und wenn Dir unterwegs etwas begegnet und Du etwa ſchießen mußt, ich glaub's nicht und will's nicht hoffen, aber es könnte ja doch einmal ſein, dann weißt Du, daß Du Dich hinter dem Halſe vom Pony deckſt. Es iſt beſſer, das Pferd geht verloren, als daß Du getroffen wirſt. Und zielſt erſt richtig und giebſt nicht zu ſchnell Feuer. Verſtehſt Du?“

„Will mich ſchon vorſehen.“

„Sieh lieber erſt noch einmal nach, ob das Pulverhorn friſch gefüllt iſt.“

„Iſt ſchon geſchehen.“

„Du haſt doch zur Vorſicht noch ein paar Kugeln mitgenommen?“

Ich klatſchte vergnügt mit der Hand auf die Hoſentaſche. „Sechs in der Taſche und eine im Laufe, das reicht bis an's andere Ende der Welt.“

„Na, dann behüt Dich Gott. Reiſe glücklich, mein Junge!“

„Willy!“ rief mir meine Mutter in zärtlicher Fürſorge noch einmal nach, als ich im raſchen Trabe bereits die Umzäunung erreicht hatte.

Ich parirte das ungeduldige Pferd.

„Willy, was ich Dir noch ſagen wollte — daß Du mir nicht etwa kalt trinkſt, wenn Du erhitzt biſt.“

Ich nickte zur Beſtätigung, ſchwenkte ein letztes Mal noch den breiten Hut,. und im nächſten Augenblick hatte mich bereits das Waldesdunkel aufgenommen.

* * *

Die Etappen, welche mir von meiner Mutter vorgezeichnet waren, hatte ich richtig eingehalten, und als am Vormittag des dritten Tages die Sonne etwa auf zehn Uhr ſtand, begann der Wald ſich zu lichten, und ich erblickte die Farm meines Onkels vor mir.

Ein wüthendes Gebell von Hunden empfing mich, und gleich darauf

kamen zwei mächtige Rüden aus der Umzäunung auf mich zugestürzt und machten die beste Miene, mich vom Pferde zu reißen. Die Thiere waren prächtig auf den Mann dressirt, das sah ich gleich auf den ersten Blick, denn ohne sich lange zu besinnen, nahm mich der eine Hund gleich von der linken, der andere gleich von der rechten Seite, so daß ich vollauf zu thun hatte, sie mir mit der schweren ledernen Reitpeitsche vom Leibe zu halten.

Die gedrungene, kräftige Gestalt meines Onkels folgte ihnen fast auf dem Fuße.

„Kastor, Rustan! Wollt Ihr wohl!" rief er mit volltönender Stimme den wüthenden Bestien zu, die noch immer nicht von mir abließen.

„Was giebt's? Wer ist's?" wendete er sich dann gegen mich, indem er mich mit prüfendem Blick musterte.

„Guten Morgen, lieber Onkel —" rief ich erregt, denn ich mußte fortwährend die beiden Hunde im Auge behalten, die mich ganz außer Athem gebracht hatten.

„— Ich gratulire Dir recht herzlich —" damit sauste meine Reitpeitsche wuchtig auf den einen Köter hernieder, der gerade nach mir in die Höhe schnappen wollte.

„— und wünsche Dir Gesundheit und —" die Peitsche fuhr dem andern Köter um die Ohren, daß dieser heulend zurückprallte.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich von des Onkels Armen gefaßt, und, so schwer ich auch war, mit einem Ruck aus dem Sattel gehoben und auf die ebene Erde gestellt.

„Herr Gott, Du bist's, Willy, mein Junge!" rief der Onkel, der mich jetzt erst erkannt hatte.

„— und langes Leben," vollendete ich mit einem tiefen Athemzuge meine Gratulation mit Hindernissen.

Die Hunde gingen sofort zu der Rolle stummer wohlwollender Beobachter über, als sie sahen, daß ich mit ihrem Herrn gut Freund war. Wahrhaftig, ein Paar prächtig dressirte Thiere!

„Willy, mein Junge, ich hätte Dich wahrlich kaum wiedererkannt," rief Onkel Wilhelm, indem er mich mit unverkennbarer Freude in die Arme schloß. „Wie bist Du groß geworden! Was für ein stattlicher, straffer Bursche."

„Ich gratulire Dir auch recht herzlich —" begann ich von Neuem, weil ich glaubte, der Onkel werde über dem Geheul der Hunde den Anfang meiner Ansprache überhört haben.

„Ja, aber wozu gratulirst Du mir denn nur?" fragte er, indem er mit den freundlichen klaren Augen mich lächelnd ansah.

„Nun, zu Deinem Geburtstage."

„Zu meinem Geburtstage? — Donnerwetter, ist ja richtig. Heute ist ja mein Geburtstag. Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Ihr habt Euch den Tag besser gemerkt, als ich selbst. — Na, dann danke ich Dir auch recht schön, mein Junge. — Wie geht's denn daheim?"

„Ich danke, wir ſind Alle geſund. Die Mutter läßt vielmals grüßen," richtete ich meinen Auftrag weiter aus, „und Vater auch."

„Wo ſteckt denn Dein Vater jetzt?"

„In den Teſſery-Mounts."

„Aha, macht wieder urbares Land; verdient viel Geld dabei, wird aber dahinter ſeines Lebens nicht froh. Habt Ihr ſchon wieder Abnehmer für die jetzige Farm?"

„Es iſt uns ſchon das Dreifache von dem geboten worden, was ſie uns gekoſtet hat."

„Verdammt viel Geld; könnt's aber nicht genießen. Ich lobe mir doch dagegen ein Leben, wie hier, wo man mit anderen Menſchen und mit der Welt Verkehr hat."

Wir waren inzwiſchen bis zur Thür des Hauſes gelangt. Der Onkel blieb ſtehen und muſterte mich nochmals mit wohlgefälligem Blicke. Plötzlich hielt er mich auf Armlänge von ſich ab und fragte mit lautem Lachen:

„Aber ſag mir nur einmal, Junge, was trägſt Du denn für eine rieſige weiße Nothflagge um den Hals?"

Die Röthe ſchoß mir in's Geſicht.

„Es iſt meines Großvaters Kragen, den er als Student auf der Wartburg getragen hat," entgegnete ich mit gekränktem Stolze.

„Des Vaters Kragen, ah, ja;" murmelte Onkel Wilhelm und ſein ſonſt fröhliches Geſicht nahm vorübergehend einen ernſten Ausdruck an. Einen Augenblick herrſchte Schweigen, dann hatte er ſich wieder gefaßt und ſagte: „Nichts für ungut, mein Junge, aber ſolche Kragen trägt man heutzutage nicht mehr. Gegenwärtig ſind nur noch Stehkragen Mode."

Dabei wies er mit einer gewiſſen ſtutzerhaften Selbſtgefälligkeit nach ſeinem Halſe, den ein abgetragener Papierkragen von höchſt fragwürdigem Weiß zierte.

Er ſchien zu errathen, daß ich innerlich Vergleichungen anſtellte, die nicht gerade zu Gunſten ſeiner eigenen Toilette ausfielen; denn er ſetzte ſogleich entſchuldigend hinzu:

„Es iſt der letzte; das Dampfboot mit friſcher Papierwäſche legt erſt wieder in der nächſten Woche hier an;" und, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, fragte er, nach meiner Weſte deutend: „Eine Uhr haſt Du auch ſchon?"

„Es iſt nur die Kette," entgegnete ich ehrlich; „die Uhr hat der Vater mit in den Teſſery-Mounts."

„So, ſo, nun Dein Vater hätte Dir längſt ſchon eine Uhr kaufen können, an Geld dazu fehlt es ihm wahrlich nicht. Na warte nur, mein Junge, bei nächſter Gelegenheit beſorge ich Dir eine als Pathengeſchenk. Und nun komm herein und ſtärke Dich nach dem langen Ritt."

Beim Frühſtück mußte ich ihm ausführlich erzählen, wie es uns in der letzten Zeit ergangen war, und wie wir auf unſerer Farm lebten.

„Du ſpielſt doch Skat?“ unterbrach er mich plötzlich, indem er mich anſah.

„Skat?“ ſtotterte ich überraſcht durch dieſe unerwartete Frage. „Skat? Was iſt das, Onkel?“

Mein Onkel legte das Meſſer nieder und ſah mich erſtaunt mit weit geöffneten Augen an.

„Junge — Du weißt nicht, was Skat iſt? — Aber Du ſpielſt doch mindeſtens Sechsundſechzig?“ forſchte er mit geſpannter Erwartung.

Ich hatte das unklare Gefühl, daß es ſich für mich um ein recht beſchämendes Geſtändniß handelte, aber ich wollte wenigſtens nicht lügen. Stumm und verlegen ſah ich den Onkel an und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Er ſchnellte von ſeinem Sitze in die Höhe.

„Du verſtehſt nicht einmal Sechsundſechzig?“ rief er, indem er die Fäuſte auf den Tiſch ſtemmte und ſich zu mir herüberbog, während ſeine Blicke mich durchbohren zu wollen ſchienen. „Aber die Karten kennſt Du doch?“

Scham und Verlegenheit trieben mir das Blut in das Geſicht; aber die Wahrheit mußte heraus.

„Habe noch keine geſehen,“ murmelte ich reſignirt und auf Alles gefaßt.

Mein Onkel erhob verzweifelt die gefalteten Hände über das Haupt.

„Haſt noch nicht einmal eine Karte geſehen? Menſch und ſo biſt Du aufgewachſen? So hat Dich Dein Vater aufwachſen laſſen? Wie einen Wilden? Wie einen Indianer? Nein, das iſt ja himmelſchreiend. Was nutzt es ihm denn, wenn er jährlich ſo und ſo viel Hundert Dollars in die Bank trägt und darüber Deine Ausbildung verſäumt? Kein Skat, kein Sechsundſechzig? Hat noch nicht einmal eine Karte geſehen? Da hört ja die Weltgeſchichte auf. Was willſt Du denn anfangen, wenn Du einmal aus Deiner Wildniß heraus unter andere Leute kommſt und nicht Karte ſpielen kannſt? Du blamirſt Dich ja überall, wohin Du kommſt. Kennt noch nicht einmal die Karten? Nein, ſo etwas lebt nicht weiter.

„Dir, mein armer Junge, mache ich keinen Vorwurf daraus,“ ſetzte er in ruhigerem Tone begütigend hinzu, als er meine Verwirrung gewahrte.

„Du kannſt ja nichts dafür. Aber mit Deinem Vater werde ich einmal ein ernſtes Wort reden. Als Onkel und Pathe habe ich das Recht und die Pflicht dazu. Das muß anders werden. Ein Menſch von ſechszehn Jahren und kennt noch nicht einmal die Karten! Nein, nein, das kann und darf nicht ſo fort gehen!“ Und er ſchüttelte in ernſter Mißbilligung den mächtigen Lockenkopf.

Wir ſchwiegen Beide. Ich ſtocherte mit dem Meſſer auf meinem Teller herum und der Onkel rang offenbar nach Ruhe und Faſſung.

„Komm, Willy,“ ſagte er endlich, indem er ſich erhob, „ich will Dir die Farm zeigen.“ ſeine Stimme klang dabei weich, faſt mitleidig, „das bringt uns auf andere Gedanken.“

Die Anſiedelung war vorzüglich im Stande und reizend gelegen. Sie zog ſich auf einem Plateau hin, von welchem aus man weithin über die

Berge und Wälder ſehen konnte. Drunten in der Tiefe rollte, vom dichten Laube des Hochwaldes ſtreckenweiſe ganz verdeckt, der ſchiffbare Fluß ſeine gelben Wellen vorüber.

Der Onkel hörte mein Lob, mit welchem ich nicht zurückhielt, wohlgefällig lächelnd an.

„Du verſtehſt wenigſtens Dein Fach und weißt worauf es ankommt," ſagte er. „Aber ich wollte mich an Eurer Stelle ſchön bedanken, wenn ich mich dort hinten in der Wildniß lebendig begraben ſollte. Ihr macht dort viel Geld zuſammen, das iſt ja richtig. Aber was habt Ihr denn vom Leben? Abſolut gar nichts. Und wenn dort die Dollars auf dem Acker lägen, wie die Kieſelſteine, ich würde nicht hingehen. Man will doch auch unter Menſchen leben und ſein Daſein ein bischen genießen. Sieh, hier lebe ich mitten in der Welt; in Paris kann's nicht beſſer ſein. Das Dampfboot legt alle vierzehn Tage an und bringt Zeitungen, Zucker, Kaffe, Seife, Alles, was das Herz nur begehrt. Man erfährt fortwährend, wie es in der Welt zugeht, und hat alle Wochen mindeſtens ein paar Mal Gelegenheit, andere Leute zu ſehen und zu ſprechen und ſich an ihrem Anblick zu erinnern, wie eigentlich ein richtiger Chriſtenmenſch ausſehen muß. Sieh', rings um mich herum wohnen gute Freunde von mir, lauter feine und gebildete Leute, ſage ich Dir, und Alles richtige echte Deutſche, die noch in der Wolle gefärbt ſind.

„Siehſt Du," fuhr er fort, indem er in die Ferne deutete, „dort drüben rechts, ganz in der Nähe — man könnte faſt ſagen nebenan, denn es iſt durch die Luft gemeſſen kaum eine halbe Stunde — wohnt gleich ein lieber Freund von mir. War drüben in Deutſchland in Dingsda, na, wie heißt's doch gleich, Lieutenant. Kam hierher arm und ausgehungert wie eine Kirchenmaus. Hat wohl über ein halbes Jahr lang bei mir gewohnt und mir bei der Arbeit mitgeholfen. Wollte gerade weiter nach Weſten ziehen, da verunglückte drüben der Farmer beim Holzfällen und er heirathete die Wittwe. Jetzt geht's ihm recht gut. Hat aus Deutſchland fort gemußt, weil er ſeinem Hauptmanne gegenüber, mit dem er beim Spiel in Streit gerathen war, die Hand an den Degengriff gelegt hatte. So erzählt er's wenigſtens. Vielleicht hat ſich die Sache auch anders zugetragen, wer kann das wiſſen. Nennt ſich einfach Breslauer; wird wohl aber nicht ſein richtiger Name ſein. Trägt wenigſtens am Finger einen goldenen Ring mit einem adeligen Wappen, das einzige Werthſtück, das er mitbrachte, und von dem er ſich abſolut nicht trennen wollte. Ein wahres Feldherrntalent. Du glaubſt gar nicht, wie meiſterhaft er uns bei dem letzten Streifzuge gegen die Indianer geführt hat. Und ein Kartenſpieler, vor dem man den Hut abnehmen muß: alle Spiele kennt er, im Skatſpiele übertrifft ihn kein Fürſt.

„Dort noch ein halbes Stündchen weiter wohnt wieder ein Freund. 's iſt ein Schulmeiſter aus Sachſen, hat aber den vielen Aerger mit den Schulkindern, der Gemeinde, dem Paſtor, dem Gutsherrn und der Schulbehörde überdrüſſig bekommen und iſt ausgewandert. Der Boden iſt ihm

auch erſt ein bischen heiß geworden, hatte nach Schulmeiſterart gedoctert und gequackſalbert und manche von ſeinen Patienten hatten nicht für ſeine Medicin getaugt und ihm den boshaften Streich geſpielt, früher zu ſterben, ehe er ſie geſund gemacht hatte. Hierher in die Gegend iſt er durch ein gelehrtes Verſehen gekommen. Als er eintraf, fragte er gleich nach den Palmenwäldern und nach den Kolibris; und als ich ihm erwiderte, die gäbe es bei uns nicht, nach denen müſſe er ſchon eine gute Strecke weiter nach Süden gehen holte er ein geographiſches Buch heraus, blätterte darin und rief mit einem Male: ‚Weeß Knöbbchen, da habe ich, wie ich mir mein neies Vaterland ausſuchte, eene Seite überhüppt un bin nach Braſilien gekommen. Na, bei Ihnen gefällt es mir nu aber eenmal, und ich bleibe da'. Eine grundehrliche, kreuzbrave Haut, nur daß ihm die Skatregeln noch nicht recht in den Kopf wollen!"

Mein Onkel wies mit der Hand nach links. „Siehſt Du dort hinten die große Anſiedelung? Ein Prachtſtück von Farm. Gehört gleichfalls einem Deutſchen, der erſt vor Kurzem friſch zugewandert iſt und ſich dort mit allem möglichen Luxus, den es hier giebt, eingerichtet hat. Soll in Köln oder Düſſeldorf Kaſſirer bei einer großen Bank oder etwas Aehnliches geweſen ſein und ſich ohne Urlaub auf die Reiſe gemacht haben. Hat ein ſehr ſchönes Vermögen mitgebracht. Frau und Kinder hat er auf einem anderen Wege nachkommen laſſen. Iſt noch etwas ſcheu und zurückhaltend, wenn die Rede auf ſeine Verhältniſſe kommt. Braucht ſich deshalb keine Sorge zu machen. Hier in Amerika frägt man Niemand, was er drüben in Europa war und weshalb er eigentlich herüber kommt. Das wäre gegen Anſtand und gute Sitte. Man würde damit nur die Leute beläſtigen und die Wahrheit doch nicht erfahren. Hier bei uns iſt er jedenfalls bis jetzt ſtets ſtreng reell und gewiſſenhaft aufgetreten. Der Lieutenant und ich haben ihm gar manchmal beim Kartenſpiel auf die Finger geſehen, aber noch nicht ein einziges Mal bemerkt, daß er gemogelt hat. Nennt ſich Schulze; ſcheint auch wirklich ſein richtiger Name zu ſein; habe ihn ſchon ein paar Mal unverſehens ſo angerufen und er hat immer gleich darauf gehört.

„Na, Du wirſt ja die Herren kennen lernen, mein Junge," ſchloß er die Perſonalbeſchreibung; „werde ihnen gleich telegraphiren, daß ſie mich heute Nachmittag ein bischen beſuchen ſollen."

„Was, Du haſt auch einen Telegraphen?" rief ich überraſcht und neugierig; denn ich hatte zwar ſchon manchmal von einem Telegraphen reden gehört, aber noch keinen geſehen. „Ach, bitte, lieber Onkel, zeige ihn mir. Wo iſt er?"

„Dort im Holzſtalle. Sollſt ihn gleich zu ſehen bekommen."

Er ging nach dem Holzſtalle und kehrte mit einem Haufen dürrer Aeſte zurück, die er zu einem Holzſtoß kunſtgerecht aufbaute.

„Das iſt er," ſagte er mit dem Finger darauf deutend, als er mit ſeiner Arbeit fertig war.

„Was denn? der Telegraph?" fragte ich ungläubig.

„Der Telegraph, mein Junge, wie ich Dir ſage," und er nickte, ſein Werk nochmals mit den Blicken muſternd, zur Beſtätigung mit dem Kopfe.

„Aber Onkel," rief ich enttäuſcht, „das iſt ja gar nichts Neues, gar nichts Beſonderes, das kenne ich ja ſchon längſt. Ich habe mir unter einem Telegraphen etwas ganz Anderes vorgeſtellt."

„Ja, ja, ſo geht es in der Welt. Die Dinge heißen mitunter ganz anders, als ſie ausſehen. Ich habe einmal einen Freund gehabt, der hieß Schwarz und war der ſchönſte Brandfuchs, den man ſich denken konnte. — Na, ſollſt nun auch den Telegraphen arbeiten ſehen."

Er ſetzte den Holzſtoß in Brand.

„Siehſt Du," ſagte er, indem er auf den emporſteigenden dichten Qualm wies, das heißt in der Telegraphenſprache: Ich gebe mir die Ehre und lade die Herren auf heute Nachmittag zu einem gemüthlichen Skat ein. — Die Antwort wird gleich eintreffen."

Richtig; nach wenigen Minuten erhoben ſich erſt beim Lieutenant, dann auch beim Schulmeiſter und beim Kaſſirer gleiche Rauchſäulen.

„Das heißt," verſtändigte mich mein Onkel mit wichtiger Miene: ‚Wir nehmen die freundliche Einladung mit ergebenſtem Danke an und werden uns pünktlich einſtellen.'"

„Aber lieber Onkel," ſagte ich und wies dabei auf eine Farm, die näher, als die übrigen, und faſt gegenüber, auf der anderen Seite des Fluſſes lag, „von dort drüben kommt keine Antwort. Sind die nicht mit eingeladen?"

„Nein!" Seine Stirn zog ſich dabei in leichte Falten.

„Wer wohnt denn dort?"

„Ein Herr Haſelhuhn mit ſeiner Tochter."

Die Antwort klang ſo kurz, faſt barſch, daß ich merkte, der Onkel wollte nicht weiter gefragt ſein, und deshalb ſtill ſchwieg. —

Der Telegraph hatte vortrefflich ſeine Schuldigkeit gethan. Mit Beginn des Nachmittags trafen in kurzen Zwiſchenräumen die Geladenen auf ihren Pferden pünktlich ein; man begrüßte einander, und ich wurde den Gäſten vom Onkel mit einem gewiſſen verwandtſchaftlichen Bedauern als ſein in der Wildniß aufgewachſener Neffe vorgeſtellt, den man entſchuldigen möge, wenn er noch keine blaſſe Idee vom Kartenſpiel habe, der aber im Uebrigen ein lieber, guter und tüchtiger Junge ſei.

Während der Lieutenant, eine noch friſche und jugendliche Erſcheinung von feinen und gefälligen Umgangsformen, ſich freundlich mit mir in eine längere Unterhaltung einließ, ſtand der Onkel mit unverkennbaren Zeichen der Ungeduld daneben.

„Aber liebſter Lieutenant, ich bitte Sie," unterbrach er endlich das Geſpräch, „laſſen Sie uns doch nicht die edle Zeit mit ſolchen Dingen vergeuden. Wir hätten ſchon längſt einmal herumgeſpielt haben können. — Nicht wahr, Willy, Du nimmſt es mir nicht übel? Aber die Zeit iſt zu koſtbar, und wir ſind doch wahrlich nicht hier beiſammen, um einander

ſchöne Complimente zu ſagen. Du kannſt ja zuſehen, da lernſt Du etwas, und dort liegt auch Holz, wenn Du einſtweilen ein bischen ſchnitzen willſt. — Alſo, meine Herren, immer 'ran an den Tiſch, daß der Skat endlich ſeinen Anfang nimmt!"

Er eilte an ſeine Commode, kramte darin geſchäftig herum, und kehrte mit einem Spiel Karten zurück. Aber was für Karten! Alt, abgegriffen, in einer undefinirbaren Färbung, welche kaum noch die Figuren hindurchſchimmern ließ, und gegen welche des Onkels Papierkragen noch blendend weiß erſchien.

Der Lieutenant hatte, während der Onkel noch kramte, den beiden Anderen einige Worte zugeflüſtert. Jetzt traten alle drei in Reih und Glied auf den Onkel zu.

„Mein lieber Freund und Nachbar Krauſe," begann der Lieutenant mit einem verbindlichen Lächeln, „geſtatten Sie uns, ehe das Spiel beginnt, den Ausdruck unſerer aufrichtigſten und herzlichſten Glückwünſche zu Ihrem heutigen Wiegenfeſte."

„Was? Woher wiſſen Sie? Hat Willy geplaudert?" ſtotterte der Onkel verwirrt und verlegen.

„Werde ich doch niemals Zeit meines Lebens den Geburtstag des Mannes vergeſſen, dem ich zu ſo außerordentlichem Dank verpflichtet bin;" betheuerte der Lieutenant. „Und damit Sie ſehen," fuhr er fort, „daß ich nicht erſt jetzt und durch Zufall Kenntniß von der Bedeutung des heutigen Tages erlangt habe, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen hier dies kleine Angebinde feierlichſt zu überreichen."

Dabei zog er aus der Bruſttaſche ein kleines Packet in Papier und hielt es dem Onkel mit einer ſcherzhaften Verbeugung entgegen.

Dieſer griff mechaniſch zu und ſchlug das Papier auseinander. „Kinder," rief er plötzlich, während ſeine Augen in heller Freude aufleuchteten, „iſt's möglich? eine Karte? eine funkelnagelneue deutſche Karte! Lieutenant! Hauptmann! General! Generaliſſimus! Prachtkerl! Wo haben Sie dies Ideal von einer Karte aufgetrieben?"

„Ich habe ſie einem deutſchen Matroſen abgekauft, als ich neulich unten in der Stadt war."

„Soll leben, dieſer edle Biedermann von einem Matroſen! hurrah hoch! Kinder, eine neue deutſche Karte!" Damit hüpfte der Onkel in dem Zimmer herum und ſchwenkte die Karte bald hoch in der Luft, bald drückte er ſie feſt an ſeine breite Bruſt.

„Sie iſt doch aber auch vollzählig?" fragte er, indem er plötzlich ſtehen blieb, den Lieutenant anſah und dann die Blätter haſtig zwiſchen den Fingern hindurchgleiten ließ.

„Vollzählig natürlich!" bekräftigte dieſer, „ich habe ſie ſelbſt nachgezählt."

„Das wird unſere Feſtkarte!" beſtimmte der Onkel in freudigſter Erregung. „Für gewöhnlich muß noch die alte Karte herhalten. Nur an beſonderen Feſttagen — —"

„Zum Beiſpiel heute," fiel der Lieutenant lächelnd ein.

„Heute, natürlich! Heut wird nur mit der neuen Karte geſpielt," jubelte der Onkel.

Man kann ſich denken, daß nach einer ſo angenehmen Einleitung das Spiel einen ſehr frohen und heiteren Verlauf nahm. Der Onkel war in der köſtlichſten Laune, die Anderen waren es nicht minder und ich, der ich zwar nichts von ihrem Spiele verſtand, hatte meine Freude an dem Vergnügen Aller. Das Spiel ſchien meinem Onkel ganz beſonders günſtig zu ſein.

„Das macht nur die neue Karte," warf der Kaſſirer lächelnd hin.

„Ich meine das auch," beſtätigte der Onkel, „es iſt eine Glückskarte!" und indem er beim Miſchen eine Karte emporhob und mir hinhielt, rief er: „Da ſieh, Willy, den Herrn hier auf der Karte mußt Du Dir merken, das iſt der Haupt-Matador, der Eichelwenzel! Vor dem wirſt Du ſchon noch Reſpect bekommen."

„Tauſend, das war einmal ein Spiel!" rief er nach einer Weile, als er wieder einmal gewonnen hatte, „vier Wenzel und der Reſt nichts als hohe Trümpfe! Solch eine Karte habe ich noch nie in meinem Leben gehabt."

„Ich denke doch wohl!" warf der Lieutenant leicht hin, während es ihm ſchelmiſch um die Mundwinkel zuckte.

„Ich wüßte aber wirklich nicht," betheuerte der Onkel und legte, ſich beſinnend, die Hand an die Stirn.

„Nun, ich meine das Spiel mit den fünf Wenzeln," lächelte der Lieutenant.

„Giebt's denn die, meine Herren?" fragte der Schulmeiſter verwundert, indem er bald den Einen, bald den Anderen anſah. „Ich denke, es ſind im Ganzen nur vier Wenzel in der Karte?"

Mein Onkel gab dem Lieutenant mit den Augen ein Zeichen, daß er ſchweigen ſolle, aber der Kaſſirer und der Schulmeiſter hatten es bemerkt und baten lebhaft um Aufklärung. Der Lieutenant lachte und ſah fragend nach meinem Onkel herüber. Dieſer zögerte erſt einen Augenblick, dann rief er: „Na, meinetwegen, dann kann's der Lieutenant erzählen! Es kommt ja doch herum, ſo wie ſo; dafür werden die Haſelhuhns da drüben ſchon ſorgen. Da iſt's beſſer, die Herren erfahren es gleich aus erſter Quelle. Aber bitte, lieber Lieutenant, faſſen Sie ſich kurz, damit wir nicht ſo viel Zeit am Spiel verſäumen!"

„So kurz als es ſich thun läßt," antwortete der Lieutenant, indem er lächelnd am Schnurrbarte drehte. „Sie müſſen nämlich wiſſen, junger Freund," begann er zu mir gewendet, „daß Sie bei einem Haare jetzt keinen Erbonkel mehr gehabt hätten."

„Gehört nicht zur Sache!" wehrte der Onkel ab. „Zur Sache! Zur Sache! damit wir wieder an's Spiel kommen."

„Nun, die Herren wiſſen ſämmtlich, zu welch' großem Danke ich unſerm Freunde Krauſe durch ſeine uneigennützige Gaſtfreundſchaft verpflichtet bin."

„Gehört wieder nicht zur Sache.“

„Sie entſchuldigen, das gehört ſehr wohl dazu. — Meine kleine, brave Frau denkt nämlich über die Dankbarkeit genau ſo wie ich; nur über die Mittel gehen unſere Meinungen etwas auseinander. Und ſo glaubte meine Frau, meinem lieben Freunde Krauſe da unſere Dankbarkeit nicht beſſer beweiſen zu können, als indem ſie ihn glücklich unter die Haube brachte. Sie wiſſen ja, meine Herren, eine jede Frau fühlt mehr oder weniger den Beruf, ein bischen zu kuppeln, oder, um es milder zu ſagen, der Vorſehung ein bischen in die Hände zu arbeiten. Die Frauen ſind nun einmal von der Unübertrefflichkeit ihres Geſchlechts ſo felſenfeſt überzeugt, daß ſie einen jeden Mann für unglücklich halten, der nicht ein Ehegeſpons an der Seite hat, und dieſem Mangel aus reiner Nächſtenliebe abzuhelfen bemüht ſind. Als daher Freund Krauſe vor einiger Zeit bei uns zum Beſuch war, glaubte meine Frau den günſtigen Augenblick gekommen und nahm ihn vertraulich bei Seite.

„Sie ſchilderte ihm erſt Grau in Grau das ganze Elend des Junggeſellenlebens, um ihm ſodann in deſto lebhafteren Farben das ganze Glück einer Häuslichkeit auszumalen, in welcher eine verſtändige liebevolle Hausfrau waltet.

„Als Krauſe dagegen einwendete, daß er ſeines einſamen Lebens nicht im Mindeſten überdrüſſig ſei, und daß er bei ſeiner eiſenfeſten Geſundheit bis jetzt noch nicht die zarte Pflege einer Frauenhand vermißt hatte, begann ſie ein anderes Regiſter aufzuziehen. Sie erzählte ihm, wie gemüthlich es ſei, wenn ich ermüdet von der Arbeit nach Hauſe komme, und ſie dann die Karten herbeihole, um mit mir noch ein kleines harmloſes Spielchen zu machen. Das wirkte ſchon beſſer. Krauſe horchte nach und nach auf und verſtieg ſich ſogar ſchließlich zu der ſchüchternen Frage: ‚Aber wenn ich nun auch wirklich wollte, wo ſollte ich denn eine Frau finden, die für mich paßt?‘

„Das war es, worauf meine Frau hinauswollte.

„‚Wenn's weiter nichts wäre,‘ verſetzte ſie eifrig, ‚da würde ſich wohl bald Rath ſchaffen laſſen.‘

„‚Aber ich bitte Sie, Wen — — —?‘

„‚Nun, da brauchen Sie ſich doch wahrlich nicht erſt weit umzuſehen. Wie wär's denn gleich in Ihrer Nachbarſchaft mit Fräulein Haſelhuhn?‘

„‚Die — —?‘ fragte Freund Krauſe gedehnt.

„Meine Frau ließ ſich nicht abſchrecken. ‚Nun ja, Fräulein Haſelhuhn iſt über die erſte Jugend hinaus, aber damit auch über die Jugendthorheiten. Ich kann Ihnen verſichern, daß es ein ſehr liebenswürdiges, guterzogenes Mädchen iſt, man muß ſie nur erſt kennen lernen; und dabei kerngeſund, verſtändig und voll guter Laune. Die würde Sie ſicher glücklich machen. Und denken Sie nur einmal, wenn der alte Herr einmal die Augen zuthut; Ihr Beſitzthum ſtößt faſt an das ſeine, nur der Fluß liegt dazwiſchen. Das gäbe einmal einen Grundbeſitz.‘

„Freund Krauſe wollt noch immer nicht recht anbeißen. Aber meine Frau hatte den beſten Trumpf für zuletzt aufgeſpart.

„‚Fräulein Haſelhuhn war erſt kürzlich bei mir,‘ erzählte ſie in gleichgiltigem Tone, ‚und da kam auch die Rede auf unſer Kartenſpiel. Erſt zögerte ſie etwas verſchämt, aber dann rückte ſie gegen mich vertraulich mit dem Geſtändniß heraus, daß auch ſie gern mit ihrem Vater Karten ſpiele, Sechsundſechzig und noch eine Menge anderer Spiele zu Zweien, die ich wieder vergeſſen habe. Und wenn einmal ihr Onkel auf Beſuch komme, dann würde Skat mit dem Strohmann geſpielt. Skat ſei ihr beſonderes Lieblingsſpiel.‘

„‚Dieſer Schuß traf endlich in's Ziel. Krauſe ſchnellte in die Höhe: ‚Iſt's wahr? Skat iſt ihr Lieblingsſpiel? Können Sie mir das verſichern?‘

„‚Wie ich Ihnen ſage; ich weiß es aus ihrem eigenen Munde.‘

„‚Krauſe ſann und grübelte. ‚Aber würde ſie mich auch nehmen wollen?‘ fragte er endlich zaghaft.

„‚Welche Frage? Sie müßte geradezu blind ſein, wenn ſie Nein ſagen wollte. Einen Mann wie Sie, und nicht nehmen wollen, wo denken Sie hin.‘

„‚Wenn ich da nur erſt Gewißheit hätte, ehe ich es wagte, mich gegen ſie auszuſprechen.‘

„‚Wenn Ihnen daran beſonders gelegen iſt, da wird ſich leicht Rath ſchaffen laſſen! Ich lade Fräulein Haſelhuhn zu mir herüber; Sie kommen etwas früher und verſtecken ſich hier irgendwo, etwa dort im Schrank, oder unter dem Sopha. Ich bringe dann die Rede auf die Herren im Allgemeinen und auf Sie insbeſondere. Sie werden alsdann ſelbſt hören können, wie die Dame über das Heirathen und über Sie denkt. Wenn wir dann das Zimmer verlaſſen haben, kommen Sie aus Ihrem Verſteck hervor, thun, als ob Sie eben erſt eingetroffen wären, machen ſich an die Seite des Fräulein Haſelhuhn, bringen nach einer Weile ihre Worte hübſch an, und die Sache iſt gemacht.‘

„Das leuchtete meinem lieben Freunde ſonnenklar ein, und ſo wurde denn gleich für den folgenden Tag die Ausführung des Planes verabredet.

„Zur feſtgeſetzten Stunde traf denn auch Krauſe wieder bei uns ein. Nach einigem Ueberlegen einigt man ſich dahin, daß der Platz unter dem Sopha für ihn der geeignetſte ſei, um das Geſpräch der beiden Damen ungeſtört belauſchen zu können. Man wartet, man ſpäht, und als man endlich in der Ferne Fräulein Haſelhuhn herankommen ſieht, muß ſich Freund Krauſe dazu bequemen, unter das Sopha zu kriechen, was bei ſeinem ſtattlichen Körperbau nicht ohne Schwierigkeiten ſich bewerkſtelligen läßt. Meine Frau wirft noch in aller Haſt eine Decke auf das Sopha, um ebenſowohl den Lauſcher den Blicken des Beſuches, als die Füße der Dame den Blicken des Lauſchers zu verbergen, dann eilt ſie hinaus, der Dame entgegen. Die Beiden haben ſich natürlich erſt draußen nach der erſten Begrüßung unendlich viel zu erzählen, und es vergeht geraume Zeit, ehe ſie in's Zimmer treten.

„‚Und nun, mein liebes Fräulein Haſelhuhn,‘ ſagt meine Frau im verbindlichſten Tone, ‚nehmen Sie Platz!‘ und damit nöthigt ſie dieſelbe auf das Sopha.

„‚Wie ist es Ihnen ergangen in der langen Zeit, daß ich Sie nicht gesehen habe?‘

„‚Und wie geht es Ihrem werthen Herrn Papa.‘

„‚O ich danke, recht gut.‘

„‚Hat er sich wieder etwas erholt?‘

„‚Bitte, mein Papa ist gar nicht leidend gewesen.‘

„‚Nun, er sah in der letzten Zeit mitunter recht angegriffen aus.‘

„‚Das habe ich gar nicht bemerkt. Papa hat auch niemals geklagt.‘

„‚So etwas merkt ein Patient am letzten und ein Fremder am Ersten.‘

„‚Sie erschrecken mich! Sie meinen doch nicht — —?‘

„‚Ach, gar nichts. Aber Sie müssen bedenken, daß Ihr guter, lieber Herr Papa schon in etwas vorgerücktem Alter ist, und da muß man sich schon daran gewöhnen, mit Möglichkeiten zu rechnen.‘

„Bei diesen Worten ließ sich unter dem Sopha ein langgezogenes, dumpfes, rasselndes Geräusch vernehmen.

„Fräulein Haselhuhn fuhr zusammen: ‚Ach, was ist das?‘ fragte sie unruhig.

„‚O nichts,‘ beruhigte sie meine Frau, der mit einem Male etwas unheimlich zu Muthe wurde. ‚Es ist der neue Hund, der noch einige Untugenden hat.‘

„‚Er ist doch nicht bösartig?‘

„‚Nicht im Mindesten, nur noch etwas unartig, wie man das bei jungen Hunden findet.‘

„‚Oh, haben Sie mich vorhin mit Ihren Worten erschreckt, ich habe noch nie in meinem Leben an die Möglichkeit gedacht — —‘ und Fräulein Haselhuhn strich sich mit der Hand über die Stirn.

„‚Aber, liebes Kind, man darf doch vor solchen Dingen die Augen nicht verschließen, die Enttäuschung würde sonst doppelt bitter sein. Wir sind Alle sterblich. Man muß sich in den Lauf der Dinge zu finden lernen und bei Zeiten seine Vorkehrungen treffen. Wir armen Frauen sind ja in solchen Fällen stets am schlimmsten daran. Ich weiß das aus eigener Erfahrung; ich habe das ja selbst mit durchgemacht.‘

„Das dumpfe rasselnde Geräusch unter dem Sopha wurde lauter und vernehmlicher. Fräulein Haselhuhn warf einen ängstlich fragenden Blick auf meine Frau, in welcher eine entsetzliche Ahnung aufstieg. Dem Freunde Krause hatte das Warten zu lange gedauert, er war eingeschlafen und — schnarchte.

„‚Die Männer sind nun einmal ein unentbehrliches Uebel,‘ fuhr sie lächelnd fort, während ihr der kalte Angstschweiß vor die Stirn trat. ‚Was will eine arme Frau für sich allein ohne den Rath und die Stütze eines tüchtigen erfahrenen Mannes anfangen?‘

„Das Schnarchen dauerte fort.

„‚Zum Glück zeichnet sich gerade unsere Gegend durch tüchtige und solide Männer aus, welche eine Frau glücklich zu machen wissen.‘

„Meine Frau ſagte das mit erhobener Stimme, um den Schläfer zu wecken. Vergebens, er ſchnarchte weiter, und Fräulein Haſelhuhn wurde immer unruhiger.

„‚Da war zum Beiſpiel geſtern ein Herr hier — er beſucht uns vielleicht auch heute wieder —‘

„Das laute Schnarchen war einem behaglichen Brummen gewichen. Freund Krauſe begann zu träumen.

„‚Sie kennen ihn ja auch, ſind ihm ſchon öfter bei unſeren Zuſammenkünften begegnet — es iſt ja eigentlich Ihr nächſter Nachbar —‘

„Krauſe hielt einen Augenblick mit Schnarchen und Brummen inne. Meine Frau ſchöpfte wieder neue Hoffnung und fuhr zuverſichtlicher fort:

„‚— ein wirklich ſchöner Mann in den beſten Jahren — von tadelloſer Vergangenheit — fein gebildet und liebenswürdig — ein vollendeter —

„‚Hurrah hoch! Ein Grand mit fünf Matadoren!‘ brüllte plötzlich eine Löwenſtimme unter dem Sopha.

„Fräulein Haſelhuhn that einen lauten Schrei und ſchnellte entſetzt von dem Sopha in die Höhe. Auch meine Frau hatte ſich beſtürzt erhoben und rang vergebens nach Faſſung.

„Der Schrei hatte Krauſe geweckt. Ohne die Veranlaſſung deſſelben zu ahnen, und ohne eine Idee von dem, was ſich während ſeines erquickenden Schlummers zugetragen, lag er ſtill und unbeweglich da und horchte.

„‚Was iſt das?‘ rief Fräulein Haſelhuhn, welcher der Schreck die Glieder lähmte, und ſie da, wo ſie ſtand, feſtbannte. ‚Was iſt unter dem Sopha? — Wer iſt unter dem Sopha?‘

„Meine Frau vermochte kein Wort zu antworten.

„‚Wer iſt unter dem Sopha?‘ wiederholte Fräulein Haſelhuhn aufgeregt. ‚Ich ſterbe vor Angſt! Ich bitte Sie! Ich beſchwöre Sie! Ich muß wiſſen, wer unter dem Sopha iſt!‘

„Krauſe ſah ſein Verſteck verrathen. Was half's da weiter, ſich noch länger verborgen zu halten? Wohl oder übel mußte er ſich in das Unvermeidliche fügen.

„Erſt tauchten ein Paar Beine unter dem Sopha hervor, dann präſentirte ſich mit zurückgeſchobenen Rockſchößen und nicht ohne einige Anſtrengung die pralle Achterſeite, endlich folgte keuchend und ſtöhnend der übrige Mann nach und ſtellte ſich verwirrt und noch halb ſchlaftrunken vor den Damen auf die Füße.

„Bei dieſem Anblick ging der jähe Schreck des Fräulein Haſelhuhn plötzlich in die ausgelaſſenſte Heiterkeit über. Vergebens ſtammelte Krauſe einige verlegene Worte der Entſchuldigung; vergebens miſchte ſich auch meine Frau ein. Das ausgelaſſen convulſiviſche Lachen des Fräulein Haſelhuhn war nicht zu bändigen. Jeder neue Verſuch Krauſes, die Sache aufzuklären, hatte nur neue und noch ungeſtümere Lachanfälle der ausgelaſſenen Dame zur Folge. Er bat, ſchwor und betheuerte, und ſie glaubte vor Lachen er-

ſticken zu müſſen — Endlich gab er die Hoffnung auf. Verzweifelt ſtürmte er aus dem Zimmer, im Hausflur an mir vorüber, ohne mir auf meine Frage, was ſich zugetragen, Rede zu ſtehen, fort nach dem Stall, auf's Pferd — und im nächſten Augenblicke jagte er auch ſchon wie toll davon.

„Seit jener Zeit kann mein Freund den Namen Haſelhuhn nicht gut nennen hören, und ſelbſt unſer Haus hat er anfänglich einige Wochen lang gemieden, als ob wir mit an der ganzen Geſchichte Schuld geweſen wären."

Mein Onkel hatte den Lieutenant ruhig zu Ende erzählen laſſen und ſelbſt in unſer Lachen wiederholt gutmüthig mit eingeſtimmt.

„Im Allgemeinen iſt die Sache richtig," ſagte er, indem er die Karten durch die Hand gleiten ließ. „Nur hat der Lieutenant hier und da mehr Farbe aufgetragen."

„Hären Se 'mal," tröſtete ihn der Schulmeiſter, „am Ende kriege Se Fräulein Haſelhuhn doch noch. Mer kann nich wiſſen. 's giebt Sie ſolche Fälle."

Der Onkel zuckte mit den Achſeln.

„Aber hären Se mal, keſtatte Se mal," forſchte der Schulmeiſter, „wie ſah denn nu eegentlich der finfte Wenzel aus, den Se im Grand hatten?"

„Ja, lieber Freund, das läßt ſich gar nicht beſchreiben. Ganz himmelblau war er."

„Herrjemine, en himmelblauer Wenzel!" jubelte der Schulmeiſter vergnügt.

„Na, und nun, dächt ich, gingen wir wieder an die Arbeit," mahnte mein Onkel, indem er friſche Karten austheilte. „Wir haben Zeit genug mit der dummen Geſchichte vergeudet und müſſen das Verſäumte wieder einbringen."

Es dämmerte bereits ſtark, als die Gäſte ſich wieder zum Aufbruch rüſteten. Aber noch lange, nachdem dieſelben ſich wieder entfernt hatten, ſaß mein Onkel da und ließ die Blätter der neuen Karte mit ſchmunzelndem Behagen durch die Hand gleiten. Dann endlich ſchlug er dieſelben ſorgfältig in Papier, verſchloß das Packet in ſeiner Commode und ſteckte die Schlüſſel zu ſich. Im Laufe des Abends ging er noch wiederholt über die Commode, um nachzuſehen, daß ſein Schatz noch vorhanden ſei, und wenn mich nicht ein Traum getäuſcht hat, ſo habe ich ihn ſelbſt noch in der Nacht vor der Commode ſtehen und die Karte betrachten geſehen. —

Am folgenden Morgen war ich früh auf den Beinen und drängte zum Aufbruch. Mein Onkel, der mich zwar noch einige Tage bei ſich behalten hätte, verzichtete auf alle Einwände, als ich ihn darauf aufmerkſam machte, daß die Mutter ganz allein zu Hauſe zurückgeblieben ſei.

„Ich werde Dich eine Strecke begleiten," ſagte er, „im Felde giebt es ja ohnedies jetzt wenig zu thun."

Die Pferde waren bereits geſattelt.

„Wie mache ich es nur mit der neuen Karte?" fragte der Onkel nach-

denklich. „Wie leicht könnte etwas damit in meiner Abweſenheit paſſiren. Ich thue wohl am Beſten, wenn ich ſie mitnehme. Man kann nicht wiſſen!“

Damit kehrte er noch einmal in das Haus zurück, nahm die Karte aus der Commode und ſteckte ſie in die Bruſttaſche.

Dann erſt ging es auf's Pferd und fort.

Wiederholt erinnerte ich daran, daß es nun Zeit ſei, uns zu trennen. Immer gab er noch eine neue Strecke zu. Es war, als ob er ſich von mir nicht zu trennen vermöge. So ritten wir denn in traulicher Unterhaltung immer weiter durch den Wald.

„Aber nun, lieber Onkel,“ erklärte ich ihm endlich beſtimmt, „kann ich Deine Begleitung nicht länger annehmen. Du biſt zu Hauſe nothwendiger. Wir müſſen uns hier trennen.“

„Ach, weißt Du, mein Junge, es iſt mir ſo curios, als dürfte ich Dich noch nicht allein weiter reiſen laſſen. Nur noch ein halbes Stündchen, mein Junge, bis zu der Schierlings-Tanne dort oben. Da wollen wir endlich Abſchied nehmen.“

Das Wort war kaum über ſeine Lippen, als in unſerer unmittelbaren Nähe ein Schuß krachte.

Ich ſah meinen Onkel im Sattel wanken, ſich zur Seite neigen und vom Pferde ſinken, das wiehernd einen Seitenſprung that und im Gebüſch verſchwand. Mit Blitzesſchnelle hatte ich mir die Situation klar gemacht. Sprang ich vom Pferde, um dem Onkel Hilfe zu leiſten, ſo riskirte ich, daß auch mein Klepper davon lief; und während ich mich mit meinem Onkel beſchäftigte, hatte der Feind volle Muße, friſch zu laden und auch mich auf's Korn zu nehmen.

So ließ ich denn den Onkel liegen, riß meinen Pony herum und ſprengte, das Gewehr ſchußgerecht im Arm, in der Richtung, aus welcher der Schuß gefallen war. Ich glaubte auch mitunter in der Ferne eine dunkle Geſtalt durch das Dickicht gleiten zu ſehen, aber dieſelbe hatte bereits zu viel Vorſprung gewonnen, als daß es ſich noch verlohnt hätte auf dieſelbe zu feuern; denn das dichte Geſtrüpp bot einem Reiter mehr Hinderniſſe, als einem Fußgänger, zumal einem Indianer. Ich ließ daher von der weiteren Verfolgung ab, machte bald das zweite Pferd wieder ausfindig, und kehrte, mit demſelben am Zügel, von bangen Ahnungen erfüllt zu der Stelle zurück, wo ich meinen Onkel verlaſſen hatte.

Zu meiner Freude fand ich ihn, mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, auf der Erde ſitzen. Er hielt das Kartenſpiel in der Hand und betrachtete daſſelbe.

Noch nie zuvor hatte ich ihn ſo traurig geſehen.

„Ach, Willy, die neue Karte!“ rief er mir wehklagend entgegen, als ich aus dem Gebüſche auftauchte.

„Onkel, biſt Du verwundet? Wie geht's Dir?“ forſchte ich beſorgt.

„Ach, mir geht's ja gut. Nichts weiter als eine leichte Contuſion auf der Rippe. Aber da hier, ſieh doch nur Willy, meine ſchöne neue Karte!" Und mit Thränen in den Augen hielt er mir das Kartenſpiel entgegen, in welchem die feindliche Kugel feſt eingekeilt ſaß. „Das ganze Spiel iſt verdorben."

„Aber, Onkel, welches Glück!"

„Nun ja doch, es war ja gut gezielt. Aber konnte ich nicht mindeſtens die alte Karte in die Bruſttaſche thun, oder ſonſt ſo etwas. Ein leichter Streifſchuß wäre mir lieber geweſen, der wäre doch wieder geheilt. Der blaue Fleck auf meiner Bruſt vergeht ſchon wieder und das Loch im Rocke flick ich mir auch wieder zu; aber was fange ich nun mit meiner Karte an? Meine ſchöne neue Karte! Sieh nur, hier beim Eichel-Wenzel iſt die Kugel eingedrungen und auf der rothen Achte iſt ſie ſitzen geblieben. Armer Eichel-Wenzel! Mitten durch! — hier, Willy, ich will ihn Dir ſchenken, ich mag ihn gar nicht mehr anſehen, der Anblick ſchneidet mir zu tief in's Herz. Behalt ihn als Andenken!"

Ich erbot mich, den Onkel nach ſeiner Farm zurückzubegleiten.

„Laß nur," lehnte er mit ſchwermüthigem Lächeln mein Anerbieten ab, „ich bin ſchon wieder wohl auf und finde den Weg allein. Gefahr hat's, wie ich denke, auch nicht mehr. Wären's ihrer mehr geweſen, ſo würden wir das ſchon geſpürt haben. So iſt's nur ein einzelner Lump von Indianer geweſen, muthmaßlich von jener Bande, die wir da neulich verſprengt haben. Der denkt gewiß, daß wir ihm jetzt auf den Ferſen ſitzen, und ſorgt dafür, daß er ſeine Haut in Sicherheit bringt. Na wart nur, Burſche, Dir ſoll ich nur einmal im Walde begegnen! Dir will ich es eintränken, mir meine gute neue Karte zu zerſchießen!"

Nach kurzer Raſt und herzlichem Abſchiede trennten wir uns und ohne weitere Abenteuer langte ich am Abende des zweiten Tages wohlbehalten zu Haus wieder an.

Die Mutter war wohlauf und empfing mich mit ihrer gewohnten Zärtlichkeit. Natürlich mußte ich ihr alle meine Erlebniſſe haarklein berichten. Als ich auch auf unſer letztes Abenteuer im Walde zu reden kam und zum Beweis den durchſchoſſenen Eichel-Wenzel hervorzog, erbleichte ſie.

„Mein Bruder in ſolcher Lebensgefahr!" ſtammelte ſie, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Und Du, Willy, was wäre aus Dir geworden, wenn Du allein geritten wäreſt?"

Lange betrachtete ſie die Karte. Dann drückte ſie dieſelbe innig an die Lippen.

Ich glaube, daß wohl noch nie ein Eichel-Wenzel ſo inbrünſtig geküßt worden iſt, als dieſer.

Adolf Sonnenthal.

Von

Erich Schmidt.

— Wien. —

Die Kunſt des Schauſpielers iſt in ihren Werken tranſitoriſch, ſagt Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie. Sie ſchafft kein bleibendes Werk, ſondern arbeitet ganz für die Gegenwart. Nur kann ihre Energie weiterreichende Anregungen geben und eine ſtiliſtiſche Ueberlieferung wecken, deren Umriſſe mehrere Generationen hindurch Geltung behalten. Aber die Geſchichte des Theaters baut auf ſchwankem Grunde, ſobald ſie über eine Summe von Daten hinaus entwickelnde Darſtellung der Schauſpielkunſt im allgemeinen und einzelnen ſein will. Ihr Material ſind abgeriſſene, verſchwommene und widerſprechende Berichte ferner Augenzeugen, die nicht genügend confrontirt und verhört werden können. Auch Selbſtcharakteriſtiken, Memoiren, Briefwechſel hervorragender Mimen überliefern uns nur ſchattenhafte Andeutungen, oft eitle Beſpiegelungen. Bei erfahrenen, höchſt bühnenkundigen Berichterſtattern, wie z. B. Heinrich Laube, kommen doch überall bewußt oder unbewußt perſönliche Sympathien und Verſtimmungen in Anſchlag. Und in je einfacheren Linien ſich die Art eines großen Darſtellers bewegt, je ungeſuchter und ſparſamer ſeine Mittel ſind, je inniger Natur und Kunſt in ihm verſchmelzen, um ſo verzweifelter wird die Aufgabe auch für den ſchärfſten, geübteſten Beobachter. Die Virtuoſen, in deren künſtelnder Moſaikarbeit man ſtets die Berechnung der Effectchen ſpürt, laſſen ſich leicht mit Worten haſchen, während die ſchlichte, runde Vollendung der nachtappenden Reproduction trotzt. Wer die Gabe Waſſer zu ballen beſäße wie die „reine ſchöne Frau des hohen Bramen“ bei Goethe,

der vermöchte vielleicht auch die verſchwimmende und verrauſchende Leiſtung der Geberdenſprache und des lebendigen Wortes zu fixiren.

Wir ſprechen von Stilen der Schauſpielkunſt. Während Leſſing die ganze bildende Kunſt akademiſch unter das Joch des antiken Schönheitsideals zwingen wollte, ſagt er von der Schauſpielkunſt nur: „Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr, ſie iſt verloren, ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden.“ Deutſchland hatte im ſechzehnten Jahrhundert eine marionettenhafte, im ſiebzehnten und länger eine rohnaturaliſtiſche, im achtzehnten Jahrhundert eine geſpreizte Manier voll Tanzmeiſtergrazie und weitausholender Schlangenlinien. Auch ein Garrick, wenn anders man z. B. den Macbethbildchen trauen darf, war von der Unart, mit den Armen die Luft zu durchrudern und „krieplichte Achten“ zu beſchreiben, keineswegs frei. Meiſter Ekhof vermittelte zwiſchen der Reuber-Schönemann'ſchen Convenienz und dem Schröder'ſchen Realismus, der ſich wohl zu wenig aus der bürgerlichen Stimmung emporſchwang. Iffland, der erſte gaſtirende Virtuos, tiſchte den Deutſchen die Mätzchen einer Detailmalerei auf, welche unausrottbar fortwuchernd gewöhnlich Hand in Hand geht mit dem ſchlimmſten Feind eines ausgeglichenen Enſemble, dem Gelüſt, auf der Bühne allein beachtet zu werden, allein zu herrſchen: Lichter aus! mein Lämpchen nur! Die Weimarer Schule als Extrem konnte keine bedeutende Individualität, kein ſtarkes Naturell brauchen; auf neuen klaſſiſchen Werken fußend und formalen Experimenten zugethan, gängelte ſie die Schauſpieler höchſt idealiſtiſch, und Goethe ſchrieb einen Codex voll ſteifer Regeln, die man nicht ohne Lächeln leſen kann. Es wird auch kaum angehen mit dem Anatomen Henke zwei Stile, einen klaſſiſchen der idealmaleriſchen Wirkung, der harmoniſch begleitenden und durchcomponirten Mimik und andererſeits als mehr germaniſch eine ruckweis abſetzende und markirende Art energiſch iſolirter Geſten als ausſchließende Gegenſätze aufzuſtellen, da doch der Stil der Darſtellung dem Stil des Darzuſtellenden ſich anpaßt. Die Comédie française giebt Racine in einem andern Stil als Augier, Moliere in einem andern Stil als Sardou. Die Italiener kennen eine neue Spielart, ſeit ihre erſten Künſtler ſich Shakeſpeares Tragödien angeeignet haben. Jene idealiſirende Malerei wird vom Schauſpieler im antiken Drama, bei den alten Franzoſen, in Nathan, Iphigenie, Taſſo, in Schillers Jambenſtücken ſtrenger oder freier angeſtrebt werden, dieſe realiſtiſchere und exploſivere bei Shakeſpeare, in Emilia Galotti, Götz, den Räubern, Kabale und Liebe, bei Kleiſt, im modernen Drama der Franzoſen und aller Charakteriſtiker unſeres Jahrhunderts. Wir ſehen denſelben Künſtler heut in Wort und Geberde edel gebändigt durch den Idealiſator Schiller'ſcher Rhetorik, morgen von einem Realiſten zum Realiſten umgewandelt; dieſelbe Künſtlerin heut als Antigone in den Poſen antiker Plaſtik, morgen im Sittenſtück des Tages von gegenwärtiger Beobachtung gefördert. Nur Ein Geſetz bleibt in unverbrüchlicher Geltung: die innere Wahrheit.

Es giebt nicht Eine Schauſpielkunſt und Einen allein ſeligmachenden Stil, ſondern es giebt ſo viele echte Kunſtſtile der Darſtellung, als es echte Arten des Dramas giebt, und der geborene Schauſpieler wird, ſeinem mythiſchen Ahnen Proteus gleich, vielgeſtaltig in die Eigenart jeder Gattung, jedes Dichters eintauchen.

Der kunſtreichſte und vielſeitigſte Schauſpieler der Gegenwart iſt Adolf Sonnenthal. Das Burgtheater war die Stätte ſeiner ſchüchternen Anfänge. Es ſah ihn wachſen vom Schüler zum Meiſter, vom Statiſten zum erſten Regiſſeur. Sonnenthals Geſchichte iſt raſch erzählt: Am Sylveſtertag 1834 in Peſt geboren, kam er als blutjunger Handwerker nach Wien, begeiſterte ſich auf der vierten Galerie des winkeligen Hauſes am Michaelerplatz für die Muſen, wußte Dawiſon und Laube durch ſeinen leidenſchaftlichen Drang und kleine Talentproben zu intereſſiren und floh Abends aus der Schneiderhölle in den Himmel der geliebten Kunſt, der er vor der Hand nur als beſcheidener Statiſt diente. Nach einiger Zeit commandirte Laube: „Sie müſſen ſpielen, junger Menſch! Fort, hinaus!“ Und Sonnenthal ſpielte in Hermannſtadt, dann in Graz, endlich weit oben in Königsberg, wo damals Döring und Marr wirkten. Laube hatte ihn ſcharf im Auge behalten; er ließ Sonnenthal am 18. Mai 1856 als Mortimer gaſtiren und ſetzte, unbekümmert um Zweifel und Widerſpruch, gleich darauf zum Heil des Burgtheaters ſein Engagement durch. Noch ſtanden Anſchütz, Löwe, Fichtner, La Roche im Vordertreffen, Veteranen, deren Beiſpiel jedem Rekruten vorleuchtete. So hat Lewinsky vor einigen Jahren an ſeinem Ehrenabend den „großen Alten“ den erſten Zoll der Pietät entrichtet, und Sonnenthal möchte mit dem gleichen Dank nicht kargen. Aber wir dürfen weiter zurückgehen: Sonnenthal iſt ein Sohn Ungarns, wo es an ſchauſpieleriſchen Talenten ſo wenig fehlt, daß ich z. B. im Peſter Nationaltheater ein Converſationsſtück ohne die geringſte Silbe zu verſtehen mit wahrem Entzücken vom Anfang bis zum Ende genoß. Nach beſtimmenden Wiener Eindrücken hat Sonnenthal in Graz von Holtei, dem alten Practicus, dem unübertroffenen Vorleſer, dem wohlwollenden und klugen Lehrer, manchen werthvollen Wink empfangen, und als er, durch eine norddeutſche Campagne gefördert, aber noch recht unfertig, in das große Enſemble der Burg eintrat, wurde ihm allen voran Fichtner ein herrliches Vorbild für Liebhaber und jugendliche Bonvivants. Die ſtramme Zucht Laubes, der ſeine Leute tüchtig in Athem hielt, und die nicht immer gelinden Lectionen der Wiener Tageskritik, fanden Sonnenthal gelehrig. Auf angeborenes Talent zu pochen und leichtſinnig nach Stimmung und Einfällen zu improviſiren, lag ihm früh gar fern, vielmehr arbeitete er energiſch an ſeiner Bildung und ſetzte ſich allmählich durch verweilendes Studium in den Beſitz einer faſt unverſieglichen Technik. Dieſe Technik arbeitet aber nicht als Mache, ſondern nur als vorbereitender Apparat. Sonnenthals Leiſtungen ſind warm und liebenswürdig. Nicht zu den

Künſtlern gehörig, die durch Erſcheinung und Stimme ſofort beſtricken, ſondern darauf angewieſen, ein fremdes Parterre allgemach zu erobern, gewöhnte ſich Sonnenthal die ernſteſte Kunſtübung an, ohne den Geruch der Studirlampe mit in's Theater zu bringen. Das von Bauernfeld und den Franzoſen weislich zehrende Luſtſpielrepertoire der Burg ward ihm eine Schule der Leichtigkeit: da lernte man die ungezwungenſte Bewegung und das gewandteſte Geplauder, und Sonnenthal hatte in ſeinen Anfängen das Glück, eine Luiſe Neumann zur Partnerin des Geſprächs zu haben. Seinem umflorten Organ und einem leicht magyariſchen Accent, den Unkundige für Ziererei nahmen, zum Trotz wurde er früh ein höchſt gewandter, launiger Cauſeur. Er ging nach Paris und ſtudirte die Meiſter des théâtre français. Und die glänzende Erſcheinung Salvinis, der vom Tectoſagen Ingomar zum Mohren Othello und herab in den Jammer der Morte civile mit kühner Sicherheit auf- und niederſtieg, kam in den ſiebziger Jahren der weiteren Entwickelung Sonnenthals zu Gute.

Wir ſehen das Repertoire Sonnenthals wachſen und ſich wandeln. Die jugendlichen Liebhaber à la Mortimer und Franz gab er zuerſt auf, und an ſeine beſten jugendlichen Luſtſpielrollen klammerte er ſich nicht. Ja, ſelbſt ſeine Meiſterleiſtung „Clavigo" iſt von ihm ſchon ſeit geraumer Zeit einer jüngeren Kraft abgetreten worden. Jener Reihe Leſſing'ſcher und Goethe'ſcher Liebhaber, die im Clavigo und im Prinzen von Guaſtalla gipfeln, trug Sonnenthal alles entgegen, was ſie heiſcht. Schwäche ſo mit Liebenswürdigkeit vereint wie in Sonnenthals Clavigo wird ſelten auf der Bühne geſchaut werden. In der Scene mit Beaumarchais erſt die vornehmſte, anmuthigſte Verbindlichkeit, dann mit feinſter Nuancirung und Steigerung ein innerer Kampf von Verlegenheit, Betroffenheit, Scham, Reue; in dem großen Auftritt bei Guilberts ein anſchwellender Strom der Liebesrede, ein verhängnißvolles Stocken bei dem dreimaligen „Marie", ein nervöſes Geſprudel der Betäubung vor dem Abgang, das Geſicht von den jähen Aufregungen durchwühlt, die Stimme von heißen Thränen erſtickt, Herzenstöne mit verrätheriſchen Lauten kämpfend — — wer Zeuge davon war, kann es nicht vergeſſen. Liebenswürdigkeit iſt eine der hervorſtechendſten Seiten des Sonnenthal'ſchen Talentes, mag es humoriſtiſch aufwallen, übermüthig ſpielen, verhalten werben oder klogen, leidenſchaftlich aufflammen. Zu dieſem Ahasver darf Eſther ſagen, man liebe doch ſonſt was liebenswerth, und nach einer ſolchen Liebesſcene verlangt ſich niemand mehr eine Fortſetzung: das Stück iſt fertig. Dieſe Liebenswürdigkeit macht uns Sonnenthals Konrad Bolz ſo werth, obwohl er dem braven Piepenbrink gegenüber unwillkürlich ein bischen an eine vornehme Maske erinnert, die ſich auf einem Feſte incognito beluſtigt. Dieſe Liebenswürdigkeit, gepaart mit einer dem nachgiebigen Naturell Sonnenthals ſo wohl liegenden Melancholie, vergoldet ſeinen Grafen Thorane, und bricht unwiderſtehlich ſiegend durch die Blaſirtheit des Grafen Waldemar durch. So legt

Sonnenthal im „Narciß“ den Hauptaccent nicht auf das Cynische, und durch die Flicken seines Gewandes schimmert thränenerzwingend die angeborene, mißhandelte, aber nicht erstorbene Güte dieser Natur durch. Ich habe nie so weiche Herzenstöne, tief aus der Brust herauf, sei es im halberstickten Seufzer, sei es im lauten Schluchzen entladen, gehört als von Sonnenthal. Er hat in solchen Momenten ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, wie es im „Götz“ heißt. Ganz dem einen Gefühl hingegeben, pflegt er dann mit geschlossenen Augen in einer Krisis zu erstarren, bis sich die Empfindung in einen Hauch oder einen leidenschaftlichen Ausbruch löst. Wie vornehm, ehrenhaft, ritterlich und gut ist sein Tellheim, wie gepreßt und elegisch sein Appiani, wie edel flammt er in der kleinen Rolle des Secretärs in „Maria Magdalena“, einer seiner besten Episoden, auf. Sonnenthals vornehme Liebenswürdigkeit hebt, von technischer Ausarbeitung im Einzelnen ganz abgesehen, manchmal eine neue triviale Lustspielrolle in ungeahnter Weise. Er spielt denn die ungräflichsten Grafen, als stünde Bolinbroke der Herzogin von Marlborough gegenüber, und ein feines Geplänkel zwischen Sonnenthal und Frau Gabillon gehört zu den erlesensten Genüssen, sowie das unübertrefflich ausgeglichene Zusammenspiel Sonnenthals und der Wolter die crasse „Feodora“ sehr sehenswerth macht. Sogar der Paraderolle des Dichters Heinrich in „Lorbeerbaum und Bettelstab“ hilft Sonnenthal durch eine schöne Verinnerlichung, die nicht blos mit immer schäbigeren Röcken und immer trisseren Masken rechnet, wieder auf die alten Beine; wenn er den Schwengel dieser Holtei'schen Thränenpumpe anrührt, hilft kein Widerstehen. Ich liebe den „Uriel Acosta“, wo des Helden geistiger Titanismus latent bleibt und nur wie eine bekannte Thatsache erwähnt wird, gar nicht sehr, aber ich liebe Sonnenthals hoheitvolle Haltung im Anfang, die Herzenstöne gegen Judith, den Herzkrampf vor der blinden Mutter, das Martyrium in der Synagoge.

Sonnenthal hat in den letzten zehn Jahren seinen tragischen Kreis sehr erweitert, und es kam ihm äußerlich zu Statten, daß das Regime Dingelstedt nur für ein paar begünstigte Talente arbeitete. Von Shakespeare'schen Rollen fügte er zu den kranken und müden Königen Johann und Heinrich VI. auch den Antonius in Dingelstedts eigenwilliger, für Sonnenthal und die Wolter geschaffener Bearbeitung, den Hamlet, den Othello. Die Wahl dieses Antonius war selbstverständlich, Hamlet sehnte sich seit Joseph Wagners Tod nach einem Vertreter (sowie das Ensemble des Wiener Hamlet sich schon lang und noch heute nach einer gründlichen Umgestaltung sehnt), und der Othello kam an Herrn Sonnenthal, wie ihm auch Lear und Macbeth nach und nach zufallen werden. Von Goethe'schen Rollen übernahm er den Faust im ersten und zweiten Theil nach Wilbrandts nur im Eingang angefochtener, sonst ausgezeichneter Einrichtung. Von Schiller den Tell und den Wallenstein. Man sieht: ein mächtiger Zuwachs. Sonnenthals eigenste Sphäre war bis dahin nicht die

Tragödie hohen Stils, das Große und Heroiſche, ſondern das Luſtſpiel, das Schauſpiel, das bürgerliche Trauerſpiel. Für den Antonius brachte er alles mit, für den Hamlet viel, für den Othello einiges Unmittelbare und eine gereifte Kunſt. Die Scenen mit Ophelia, in denen manche Mimen ein rohes Unverſtändniß an den Tag legen, mag man ſich nicht wehmüthiger denken, beſonders wie Liebe und die Verachtung von Welt und Weib ſich in dem Wort „Geh in ein Kloſter" mengen; vorzüglich gelingt der überlegene, vom leicht malitiöſen Witz bis zum bitteren Ekel reichende Verkehr mit Polonius und dem Paar Roſenkranz-Güldenſtern; bis zum wüthendſten Geſtammel ſteigt der Auftritt im Zimmer der Mutter; tief elegiſch verklingt das Ende. Was mich am wenigſten befriedigt, ſind die Monologe. Sonnenthal, ein geſelliger Schauſpieler, bedarf des Partners, um ſeine ganze Kunſt der Wechſelwirkung zu entfalten, und ſeiner Redeweiſe fehlt manchmal der große Athem für längere Perioden des Selbſtgeſprächs und die klar aufbauende Gliederung. So zerpflückt er, wie übrigens ſchon Seydelmann gethan, als Tell die von Schiller nun einmal unwiderruflich declamatoriſch behandelte Rede in der hohlen Gaſſe. Als Othello ſehr intereſſant, wo Jago ihn hetzt, und höchſt ergreifend an Desdemonas Lager, läßt er in der Rede vor dem Senat den ungemeinen Stolz vermiſſen, auf deſſen hohen Wogen die ganze Erzählung dahinfluthet. Sein Fauſt ergriff erſt, dann aber auf's Tiefſte, bei dem Vers „die Thräne quillt", ſtieg in der Gretchenſcene bis zu der Katechiſation und weiter zu dem wundervoll gebrachten „daß ſie dem guten Gretchen gleicht" der Walpurgisnacht und dem erſchütternden Schauder der Kerkerſcene. Der Schlußabend — zugleich ein Triumph des Corpsgeiſtes in der Burg — ſah Sonnenthal durchaus auf der Höhe ſeines künſtleriſchen Vermögens: er erglühte beim Schattenſpiel, er unterbrach Lewinskys wundervollen Vortrag von den Müttern mit durchſchauernden Lauten der Verwunderung, war bei Helena ganz liebender Ritter und langte als hundertjähriger Fauſt ahndevoll in die Ewigkeit hinüber; eine große, hoheitvolle, tönereiche Leiſtung von unvergeßlichem Zauber. Im Tell ſtörte manchen Zuſchauer die große Rührſcene vor dem Apfelſchuß: Tell mag weinen wie ein Held des Homer, aber nicht wie ein Iffland'ſcher Vater. Man hörte das voreilige Urtheil, Sonnenthal tauge nicht in's heroiſche Gebiet, er habe vielmehr in den letzten bürgerlichen Rollen das ganze Feld ſeines Könnens ausgemeſſen. Allerdings hatte Sonnenthal alle Welt durch ſeinen Fabricius und Risler frappirt und beim Auftreten des Zuchthäuslers ſowie in der großen Scene des braven Schweizers einen meiſterlichen Realismus in Ton und Mimik bis zu unarticulirten Gurgeltönen und furchtbaren Wutherploſionen entfaltet. Er ſchien in dieſen neuen Rollen ſo ſicher, wie in den eleganten Salonpartien der „Guten Freunde", der „Vornehmen Ehe", wo er bald eine anmuthig fuchtelnde Beredſamkeit der Hand ſpielen ließ, bald beide Hände feſt in die Taſchen des Jaquets gegraben nervös auf und ab ſchritt, immer Cavalier vom Scheitel bis zur

Sohle. Die Skepsis verstummte, als Sonnenthal voriges Jahr den Wallenstein spielte. Jedermann schüttelte den Kopf bei der Ankündigung, Director und Regiecolleg hatten Bedenken, doch gerade solche Zweifel wurden nur ein Sporn mehr zum Gelingen, und nicht in erster Reihe die Gemüthstöne wie „Max, bleibe bei mir", die man dem Künstler ohne Weiteres zugetraut, sondern die Scene mit den Generalen, die große Krisis nach Wrangels Besuch, und — in der Première noch zu sehr parlando, zu wenig im Stil Flecks genommen — die visionäre Erzählung setzten sich als vollendete Schöpfungen Sonnenthals fest, der zudem einem trefflichen Bild des Friedländers aus dem 17. Jahrhundert entstiegen schien.

Das Münchener Gesammtgastspiel, das Wiener Jubiläum, auswärtige Erfolge von Moskau bis New-York boten während der letzten fünf Jahre glänzende Zeugnisse für Sonnenthals Bedeutung und Ruhm. Uns bleibt am wertheſten seine stetige, hingebende, nie vordringliche Wirksamkeit im Rahmen des Burgtheaters, im Dienst eines harmonischen Ensemble.

Die Kunſt Bowlen zu brauen.

Von

Wolfgang Eraß.

— Breslau. —

Immer, wenn im zeitigen Frühjahr die erſten Treibhauserdbeeren von den Delicateßwaarenhändlern zur Schau ausgeſtellt werden und die Breslauer Weinwirthe ihren Gäſten den erſten Waldmeiſter vorzeigen, den Mainzer und Trarbacher Geſchäftsfreunde ihnen eingeſchickt haben, — zu einer Jahreszeit alſo, wo die eigentliche Bowlenſaiſon noch nicht gekommen iſt, — tritt die Verſuchung an mich heran, über die Kunſt der Bowlenbereitung zu ſchreiben und einen auf dieſem, literariſch noch ſo gut wie unbeackerten Gebiete geſammelten langjährigen Erfahrungen größeren Kreiſen zugänglich zu machen.

Ich ſage die Verſuchung, denn ich ſehe im Voraus, daß ich mir mit meinem harmloſem Geplauder über dieſen intereſſanten und nationalökonomiſch nicht unwichtigen Gegenſtand allerhand üble Nachrede zuziehen werde. Meine präſumtiven Gegner theile ich in drei Klaſſen:

Die Erſten ſehe ich ſchon die Naſe rümpfen und höre ſie darüber ſpötteln, wie ein Schriftſteller, den Amt und Beruf auf andere „wiſſenſchaftliche“ Probleme hinweiſen, dergleichen Allotria treiben kann. Man kennt den liebenswürdigen Ton dieſer Aufpaſſer, welche auch die „Aetiologie des Falles“ natürlich nicht unerörtert laſſen dürfen und daher achſelzuckend mit der Bemerkung ſchließen: „Nun, es iſt ja richtig, er (damit iſt der Autor gemeint) ſitzt ja oft genug in der Kneipe“ ꝛc ꝛc.

Mit dieſen Biedermännern kann ich mich raſch abfinden. Ihre Gehäſſigkeiten laſſen mich kalt, und was den geringen ſachlichen Inhalt ihrer Expectorationen betrifft, ſo meine ich, daß ſeit dem Erſcheinen der „Phyſiologie

des Geschmacks" bereits sechszig Jahre in's Land gegangen sind, weshalb man heute der Mühe überhoben sein sollte, die Berechtigung und culturelle Bedeutung des Studiums der Tafelgenüsse im Einzelnen nachzuweisen.

Die zweite Gruppe meiner Widersacher besteht aus solchen Leuten, welche die Herstellung einer trinkbaren Bowle für die einfachste Sache von der Welt halten und es beinah wie eine persönliche Beleidigung aufnehmen, daß Einer kommt, der sich vermißt, ihnen darüber etwas Neues sagen zu wollen. — Das sind Ignoranten, deren Tadel ebenfalls keine Kopfschmerzen macht.

Weit ernster ist die dritte Klasse der Gegner zu nehmen. Deren Mitglieder negiren die Zulässigkeit der Bowlenbereitung überhaupt, indem sie diese Kunst als eine zwar gesetzlich erlaubte, aber vom höheren ästhetischen und gastronomischen Standpunkte aus durchaus verwerfliche „Weinpantscherei" bezeichnen. Die Gemeinde der Bowlenfeinde kat'exochen ist viel zahlreicher als man glauben sollte; man findet unter ihnen, namentlich im herrlichen Rheingau, Weinverständige von erster Qualität. Diesen Herren gegenüber muß ich mich ordentlich in's Zeug legen!

Zunächst gebe ich zu, daß die Frage der Bowlenbereitung nicht acut geworden wäre, wenn die durstigen Seelen, die sich heute mit der Sache beschäftigen, immer in der Lage gewesen wären über einen edlen Rhein- oder Moselwein nach Gefallen verfügen zu können. Aber wenn ich einen Blick auf die Weinbaukarten des Rhein- und Moselgebiets werfe, so finde ich, daß die besseren und guten Lagen ein verdammt kleines Gesammtgebiet ausmachen. Und wie steht es denn mit dem Gedeihen der edlen Frucht in unserm oft unwirthlichen Klima? Der selige Kaufmann Oeffner in Wiesbaden, allgemein bekannt unter dem Namen der „alte" Oeffner, ein feiner Weinkenner, der mit der Pürschbüchse nicht minder vertraut war, wie mit Pinsel und Palette, die er einst unter der Anleitung seines Freundes C. F. Lessing zur Hand genommen, hatte 1856 ein ergötzliches Bildchen gemalt: „Wie die Gäste des Bürgermeisters in Walluf die letzte Flasche 1849er, nachdem sie selbige unter viel Wehklagen ausgetrunken, feierlichst begraben." Sieben Jahre lang, von 1850—1856 war im Rheingau nichts weiter gewachsen als — Essig.

Der Wein soll ein Natur-, kein Kunstproduct sein, sagen die Bowlenverächter. Aber hat nicht Liebig ganz recht, wenn er behauptet, jeder Wein — ohne Ausnahme — sei ein Kunstproduct? „Ich bin gewiß," schrieb Liebig schon vor dreißig Jahren, „daß in einem Menschenalter bei schlechten Jahrgängen längs des ganzen Rheins die Weinverbesserung ganz allgemein in Gebrauch sein wird und daß unsere Nachkommen über die Bedenklichkeiten und Einwürfe lächeln werden. Die Natur erzeugt keinen Wein, es ist immer der Mensch, der ihn fabricirt, der durch die künstlichen Mittel der sogenannten Veredlung die Naturkräfte nach seinen Zwecken lenkt und wirken läßt."

Wie Liebig urtheilen auch andere hochrenommirte Gelehrte über die Sache.

Nun, wenn es nach dem Ausspruche unserer ersten wissenschaftlichen Autoritäten nicht nur zulässig, sondern geradezu ein verdienstliches Werk ist, geringe Weine schon im Entstehen mit unschädlichen Mitteln zu verbessern, dann kann es meines Erachtens ebenso wenig oder noch weniger unstatthaft sein den fertigen Wein durch Zusatz von aromatischen Früchten oder Kräutern und ein wenig Zucker angenehmer im Geschmack und dabei doch nicht unbekömmlicher zu machen.

„Nicht unbekömmlicher" — wohlgemerkt! Denn wer ohne magenkrank zu sein und ohne von dem Genuß gewöhnlichen reinen Weines üble Folgen zu verspüren, nach seiner Betheiligung an einer Bowle Unannehmlichkeiten gehabt hat, mit dem wette ich Hundert gegen Eins, daß die Bowle nichts taugte. Im Bowlenbereiten wird allerdings unendlich viel und oft, auf mannigfaltige Weise gefrevelt und gesündigt! — Doch davon später.

Wenn man den Wein verbessert im Werden — zur Zeit des Gährungsprocesses, so kann man hauptsächlich dreierlei erzielen: man kann ihm einen Theil seiner natürlichen Säure, bezw. Schärfe nehmen, man kann ihm einen größeren Alkoholgehalt geben und man kann ihn etwas versüßen — ohne zu unerlaubten Hilfsmitteln greifen zu müssen. Unmöglich ist es aber, ihm ein künstliches Bouquet, einen eigenthümlichen Wohlgeruch zu verleihen, wenn nicht die Grenze überschritten werden soll, wo die eigentliche Weinfälscherei beginnt.

Nun liefert uns der Weinhändler solch ein kleines Rhein- oder Moselweinchen, welches, immer noch recht sauer und recht leicht, ganz wie dazu geschaffen ist, um in heißen Sommertagen die durstige Kehle damit nachhaltig zu befeuchten — und auf der andern Seite reicht uns der Gärtnersmann (es darf auch seine blondgelockte Tochter sein) ein Körbchen Erdbeeren — ein paar duftige Pfirsichen — die erste hochreife, dicht mit weißen Zuckerperlen bedeckte Ananasfrucht. Möchte man da nicht an eine Art Vorbestimmung der gütigen Mutter Natur glauben? Weist sie uns nicht direct darauf hin, den Wein zu verbessern und eine Bowle anzusetzen? Welch' herrliches Aroma! Das ganze Gemach wird von dem Dufte erfüllt. Es giebt keine zweite Gelegenheit, den ganzen Wohlgeschmack der aromatischen Walderdbeere, der langsam gereiften mitteleuropäischen Pfirsich, und unserer Treibhausananas (der besten bekanntlich, die es überhaupt giebt) so vollkommen zu genießen und zu würdigen, wie in der Bowle!

Auch auf die Tradition kann ich mich berufen, indem ich mich als Vertheidiger der Bowlenbraukunst aufwerfe. Die Sache ist so alt wie die Weinbereitung selbst, nur der Name ist neueren Datums. Wenn die Griechen schon in alter Zeit ihren Weinen einen Harzzusatz gaben, so geschah dies allerdings wesentlich in der Absicht, sie haltbarer zu machen. Um einen geharzten Wein (Resinatwein) wohlschmeckend zu finden, muß man die Zunge

durch Uebung gegen den harzigen Beigeſchmack erſt abgeſtumpft haben oder man muß ein „geborener Grieche“ ſein. — Aber auch lediglich um des Wohlgeſchmackes willen iſt der Wein von den Griechen und von den Römern verſetzt worden und zwar mit Waſſer, mit Meerwaſſer, mit Kräutern, mit Gewürzen, mit Mehl, ja ſogar mit Käſe und mit wohlriechenden Salben! Es exiſtirten unzählige antike Recepte für die Herſtellung eines guten Getränks aus bereits fertigen Weinen. Ungemiſcht und unverſetzt wurde faſt gar kein Wein getrunken.

Häufig hat man die Miſchung allerdings bald nach dem Moſten, gleich nach der Auspreſſung der Beeren vorgenommen. Marcus Portius Cato der Aeltere, der Cenſor, welcher vor mehr als 2000 Jahren lebte, hat uns das Recept hinterlaſſen, nach dem er ſeinen eigenen Wein bereitete. Er nahm 10 Theile Moſt, 2 Theile ſcharfen Eſſig, 2 Theile eingekochten (ſyrupartigen) Moſt, 50 Theile ſüßes Waſſer und 1¼ Theil Meerwaſſer.

„Dieſer Wein,“ ſchreibt Cato naiv, „wird ſich halten bis zur Sommerſonnenwende; wenn aber dann noch etwas übrig iſt, ſo wird dies der ſchönſte und ſchärfſte Eſſig werden.“ Nach dieſem Pröbchen finde ich es begreiflich, daß der ehemalige Proconſul ſich rühmen durfte, ſelbſt zur Zeit ſeiner glänzendſten Heldenthaten und größten Machtſtellung keinen beſſeren Wein getrunken zu haben, als ſeine niedrigſten Ruderknechte. Es giebt, wie Brillat-Savarin einmal treffend bemerkt, auch im Reiche des Geſchmackes „Blinde und Taube“.

Zu den Bowlen oder verſetzten Weinen, Weingemiſchen im weiteſten Sinne, gehört auch der Champagner. Wie über die Schädlichkeit oder Unſchädlichkeit unſerer Bowlen noch heutigen Tages geſtritten wird, ſo iſt im 17. und 18. Jahrhundert von Aerzten, Gelehrten und Feinſchmeckern auch über die guten oder ſchlechten Eigenſchaften des Schaumweins geſtritten worden. Sogar mit dem gleichen Rüſtzeug, mit ganz denſelben Argumenten. Champagner und Burgunder rangen längere Zeit mit einander um die Palme. Univerſitätsrectoren und Dichter von Ruf ergriffen in lateiniſchen Oden pro und contra Partei. Endlich entſchied im Jahre 1778 die mediciniſche Facultät zu Paris, nach einer längeren gelehrten Disputation, daß der Champagner keineswegs für die Geſundheit ſchädlich ſei und in dieſer Beziehung ſogar den Vorzug vor dem Burgunder verdiene.

In eben dieſer Weiſe wird der Proceß, den man heute noch hier und da den Bowlen macht, ſeinerzeit zur völligen Freiſprechung der verehrten Angeklagten führen. Ich halte mich feſt überzeugt davon!

Und nun zur Bowlenbereitung ſelbſt. Man kann den Gegenſtand nicht ernſt genug behandeln. Eine fehlerhaft bereitete Bowle hat bei Theilnehmern mit minder kräftigem Verdauungsapparat ſchon wochenlang andauernde Indiſpoſitionen und ſelbſt Erkrankungen hervorgerufen. Zank und Streit, Contrahagen und blutige Affairen habe ich aus Bowlengelagen entſtehen ſehen, bei denen der „Stoff“ nichts taugte. Die Gefährten des edlen Dulders Odyſſeus werden durch einen von der Circe ihnen bereiteten „Sauſoff“ (Bowle von der ſchlimmſten Sorte) in Schweine verwandelt:

Und sie setzte die Männer auf prächtige Sessel und Throne*),
Mengte geriebenen Käse mit Mehl und gelblichen Honig
Unter gramnischen Wein, und mischte bethörende Säfte
In das Gericht, damit sie der Heimat gänzlich vergäßen.
Als sie Dieses empfangen und ausgeleert, da rührte
Circe sie mit der Ruthe und sperrte sie dann in die Koben,
Denn sie hatten von Schweinen die Köpfe, Stimmen und Leiber,
Auch die Borsten; allein ihr Verstand blieb völlig wie vormals.

Mir ist diese Geschichte niemals unglaublich, sondern stets nur äußerst charakteristisch erschienen und zugleich als eine Mahnung zur Vorsicht!

Das erste Erforderniß zur Bereitung einer tadellosen Bowle besteht in der Verwendung eines absolut sauberen Gefäßes und fehlerfreier Ingredienzien. Der Wein, ein Stück Eis und etwas Zucker bilden die breite Basis für Eure Operation! Prüfet Alles und Jedes! Jede Flasche einzeln und sogar das Stück Eis, ehe Ihr es verwendet, denn manches Eis ist dumpfig und verleiht dann auch der Bowle einen unangenehmen Beigeschmack. Das Dumpfigwerden der Weine auf Flaschen rührt entweder von einer Unreinigkeit in der Flasche oder vom Korken her. Die catalonische Eichenrinde, aus welcher dieser geschnitten, beherbergt eine ziemlich große Menge Insecten und Larven. Die Poren des Korks gestatten einen Contact des Inhalts der Flasche mit den kleinen Thiercadavern und auf diese Weise wird der Wein, oder wie man incorrect zu sagen pflegt „die Flasche" dumpfig. Das von einigen Weingroßhandlungen neuerdings in Anwendung gebrachte Verfahren, die Korke vor dem Gebrauch mit Stearin zu imprägniren, scheint ein ziemlich sicherer Schutz gegen den Korkgeschmack zu sein, hat aber den Nachtheil, daß — namentlich bei längerem Liegen — stets einige Stearinpartikelchen in der Flüssigkeit herumschwimmen und ihr daher den Anschein geben, als sei der Wein etwas „kahnig". Uebrigens sind diese Stearinatome, wie Fachgelehrte versichern, absolut unschädlich. — Wenn Sect zur Verwendung kommt, so vergeßt nie, den Bindfaden, welcher hinter dem Wulst am Flaschenhalse sitzt, vor dem Ausgießen vollständig zu entfernen.

Dieser Bindfaden, dessen obere abgeschnittene Enden von gewissenlosen Kellnern garnicht beachtet zu werden pflegen, hat, indem der Flascheninhalt darüber hinwegrieselte, schon manche Bowle verdorben, und die Verfertiger haben sich vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, was die Ursachen gewesen sein möchten?

Ist Eis so reichlich vorhanden, daß man damit nicht zu knausern braucht, so empfiehlt es sich, das Bowlengefäß in ein größeres Gefäß zu setzen und den Zwischenraum mit Wasser und Eisstücken anzufüllen. Die angefertigte Bowle kühlt dann schnell und gründlich von außen, ohne daß

*) Der alte, ewig neue Kunstgriff: Durch glänzende Ausstattung des Locals ꝛc. die durstigen Seelen über die Niederträchtigkeit des verabreichten Getränkes zu täuschen! In mancher Berliner Winkelkneipe, auf welche die dortige Polizei ein wachsames Auge hat, macht man es noch heute gerade so.

gleichzeitig eine Veränderung ihres Inhalts vor sich geht, was natürlich unvermeidlich ist, wenn ein größeres Stück Eis darin herumschwimmt und sich successive auflöst. Ich finde es sehr praktisch, die Eisstücke in die Schöpfkelle zu legen, diese mit der linken Hand im Bowlengefäße hoch zu heben und nun mit der Rechten Flasche für Flasche ganz langsam und bedächtig darüber auszugießen. Die Abkühlung ist bei Anwendung dieser Methode eine viel schnellere und durchgreifendere, als wenn man das Eis in der Flüssigkeit herumschwimmen läßt; das Volumen des Eisblocks vermindert sich sehr rasch, namentlich wenn der Wein warm war; die Bowle nimmt bald ihre definitive Zusammensetzung an und der verbliebene Eisrest kann entfernt werden.

Es giebt Bowlen, die, abgesehen von Ausnahmefällen, nur zu einer gewissen Jahreszeit bereitet werden können, weil das „Gemüse" ein Erzeugniß der „Saison" ist, und andere, die jederzeit herzustellen sind, weil die gütige Natur die Hauptzuthaten uns niemals vorenthält.

Ich beschäftige mich zunächst mit den

Jahreszeit-Bowlen.

Die erste unter ihnen ist die Waldmeister-Bowle. Den ersten Waldmeister findet man, wenn das Frühjahr ein recht zeitiges ist, im Freien bereits im März; wurden die Pflänzchen in's Frühbeet gebracht und dort angetrieben, so kann man schon im Januar frische Stengel haben. Die Hochsaison ist im Mai, kurz zuvor, ehe der wild wachsende Waldmeister in die Blüthe tritt. Daher heißt diese Bowle in vielen Gegenden schlechtweg Maibowle.

Die Ansichten über ihren Werth sind sehr getheilt. Viele Fachleute glauben, daß man von jeder Waldmeisterbowle, und wäre sie auch noch so sorgfältig zubereitet, Kopfschmerzen bekomme. Das ist unrichtig. Gut zubereitet, bildet die Waldmeisterbowle ein sehr aromatisches, leichtes und erfrischendes Getränk, von dem man viel trinken kann, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu empfinden.

Ich verdanke mein Recept dem Herrn Conditor R. in W., dessen conservirte Früchte sich eines ausgezeichneten Rufes erfreuen, am ganzen Rhein nicht nur, sondern auch in der fröhlichen Donaustadt, in Spree-Athen und selbst in Paris! Nur in Folge ganz besonderen Wohlwollens hat mich Herr R. vor langen Jahren einen Blick in sein Laboratorium thun lassen, woselbst er in der Saison stets eine verzinnte Kupferterrine mit Maibowle in einem mit Eiswasser gefüllten Kühlschaff stehen hatte. Diese Terrine war am inneren oberen Rande mit 10 oder 12 kleinen Häkchen versehen und an diesen hingen ebenso viele Bündel Waldmeister, mittelst eines Fädchens in der Weise befestigt, daß nur die oberen Hälften der Pflänzchen in die Flüssigkeit eintauchten, die abgeschnittenen oder Wurzel-Enden aber unbespült blieben. Die Extraction, welche im Prineip mit der Art, wie von den

Orientalen das ſogenannte Roſenöl bereitet wird, übereinſtimmte, dauerte in der Regel ein paar Stunden. Man darf ſich in dieſer Beziehung vollſtändig auf den Verſuch verlaſſen, indem man die Kräuter entfernt, ſobald der Wein genügend nach Waldmeiſter ſchmeckt. Herr R. behandelte den Bowleninhalt quaſi als Eſſenz, indem er die Bowle ſehr ſtark einbraute, und wenn ein Glas verlangt wurde, einen Schuß Wein oder zwei zugab, je nach dem (ihm ſchon bekannten) Geſchmack ſeiner geehrten Kunden.

Ich habe mich bemüht, das Verfahren zu vereinfachen, weil nicht Jedermann in dem Beſitz eines ſo kunſtvoll aptirten Bowlengefäßes ſein dürfte, wie mein Freund, der Conditor in W. Danach modificirt ſich das urſprüngliche Recept unter Hochhaltung des Princips wie folgt:

Nehmt 4—5 Bündel recht friſchen Waldmeiſter und befeſtigt ſie mit einem Faden an den Schwanzenden unter einander. In Ermangelung des Fadens können auch einige Zahnſtocher dazu dienen. Dann ſtellt die Bündel — einem kleinen Getreideſchober nicht unähnlich — mit den Köpfen zu unterſt auf den Boden einer flachen Glas- oder Porzellanſchüſſel von etwa 1 Lt. Inhalt, gießt Wein dazu, aber nur ſo viel, daß die Enden der Stengel noch mindeſtens 1 Zoll hoch aus der Flüſſigkeit herausragen und bedeckt das Ganze mit einer zweiten Schüſſel oder einem umgekehrten tiefen Teller. Nachdem der Wein lange genug gezogen, habt Ihr die herrlichſte Eſſenz zur Bereitung einer Bowle von 3—4 Flaſchen.

Ein Privatgelehrter der „Kölniſchen Zeitung“ will gefunden haben, daß der Träger des Waldmeiſteraromas ein in Waſſer leicht löslicher Stoff ſei, welcher in den Pflänzchen ſich auch dann vollſtändig conſervire, wenn man dieſelben trocknet. Er kommt daher zu dem Reſultat, daß getrockneter Waldmeiſter eben ſo gut ſei wie friſcher. Ich bedaure dieſen Mann. Getrockneter Waldmeiſter riecht allerdings ſehr gut; aber friſches Heu thut dies auch; Mr. Atkinſon in London bereitet daraus ein treffliches Parfüm, kein Zweifüßler iſt jedoch bisher auf die ſublime Idee gekommen, eine Bowle damit anzuſetzen. Unter den vielen Waldmeiſter-Bowlen-Eſſenzen, deren Anwendung ich im Allgemeinen nicht empfehlen kann, iſt die von Herrn Banſi in Bielefeld bereitete immer noch die relativ beſte. Ihr Verfertiger legt aber den größten Werth darauf, nur friſche junge Pflänzchen zu verwenden.

Auch mein Rath geht dahin: Nehmt ſtets nur friſche Kräuter, die noch keine Blüthen angeſetzt haben! Je friſcher, je beſſer! Und hütet Euch wohl, die Wurzel- oder Schnittenden mit der extrahirenden Flüſſigkeit in Berührung zu bringen! Das Aroma, nicht der Saft der Pflanze ſoll extrahirt werden. Einige Bowlenbrauer pflegen die Blättchen und Zweigſpitzen mit einer Scheere abzuſchneiden und direct in die Bowle zu werfen, welche ſpäter durch ein Sieb gegoſſen wird und nun freilich nicht mehr das Grünfutter, aber faſt den ganzen Pflanzenſaft enthält. Dies iſt die beſte

Bowlenbereitung zum Zwecke gründlicher Vergiftung des Magens und daraus folgender Erzeugung von Kopfschmerz*) alias „Brummschädel".

Wenn man gewöhnlich sagt, daß der Sect keine Bowle verdirbt, so kann ich dieser Ansicht nicht zustimmen. — Waldmeisterbowle verträgt nach meiner Ansicht keinen Sectzusatz. Warum? Darüber kann ich nur eine Vermuthung äußern. Ich nehme an, daß das sehr zarte Aroma des Waldmeisters (und dasselbe nicht im Ueberfluß hervortreten zu lassen, ist eine wichtige Regel!) sich mit der Kohlensäure des Schaumweins schlechterdings nicht verträgt. In den rheinischen und westfälischen Städten, wo die Maibowlen zur Frühjahrszeit allgemein an der Tagesordnung sind, pflegt man wohl bei der Erdbeer-, Pfirsich- und Ananasbowle einen Sectzusatz zu gestatten, aber bei der Waldmeisterbowle bleibt der Sect fast immer fort.

An mehreren Orten ist es üblich, einige sorgfältig von der weißen Schale befreite und entkernte Apfelsinenspalten in die fertige Waldmeister-Bowle zu werfen. Dagegen finde ich etwas Wesentliches nicht zu erinnern.

Die Erdbeerbowle ist in der Reihe der Jahreszeit-Bowlen die zweite. Wer das Glück hat gut eingerichtete Treibhäuser zu besitzen, kann reife Erdbeeren während des ganzen Jahres haben. Auch der Handel schafft solche jederzeit herbei, aber erst von Mitte April ab zu Preisen, die für den Mittelstand erschwinglich sind.

Was die verschiedenen Arten des zur Verwendung kommenden Gemüses anbetrifft, so ist es eine ausgemachte Sache, daß die hochreife Gebirgs-Wald-Erdbeere die saftreichste und meistaromatische ist. Die gewöhnliche, im Flachlande wild wachsende Erdbeere ist schon weit weniger gut und wird von der Gartenerdbeere oft in Bezug auf Wohlgeschmack übertroffen. Sobald dem Wildling nicht eine ausgezeichnete sonnige Lage (etwa am Gebirgsabhange) zu Gute kommt, entwickelt er außerordentlich kernreiche Früchte — und dies ist oft störend bei der Bowlenbereitung. Unter den künstlich getriebenen Erdbeeren giebt es jetzt eine Sorte, welche so groß wird, wie ein kleiner Borsdorferapfel und dabei so hocharomatisch, daß $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stück vollkommen ausreichen zur Herstellung einer Flasche Bowle. Die Anfangspreise sind 1—2 Mark per Stück.

Die Bereitung der Erdbeerbowle muß sich stets nach der Beerenart richten. Sind die Beeren noch theuer und habe ich schöne hochreife getriebene Exemplare, so entferne ich nur den Stiel mit dem Fruchtboden nebst den anhängenden grünen Blättchen, zerdrücke die Früchte mit klarem Zucker und schütte die Masse, wie sie ist, in das Bowlengefäß. Man wird keine

*) Zwischen Kopf und Magen besteht bekanntlich ein inniger Freundschaftsbund. Giebt man Jemandem einen so kräftigen Schlag auf den Kopf, daß eine schwere Gehirnerschütterung nicht ausbleibt, so entledigt sich der Magen sofort auf retrogradem Wege seines jeweiligen Inhalts, und verderben wir uns auf irgend eine Weise den Magen, so giebt der Kopf sein Mitgefühl durch heftige Schmerzen kund.

Unbequemlichkeiten davon verspüren, wenn man das zarte Fleisch der Erdbeeren in der Bowle mit verzehrt. Habe ich Garten- oder gemeine Walderdbeeren, so zerdrücke ich dieselben ebenfalls mit Zucker, setze aber das Gemüse dann mit Bowlenwein an — es braucht nur ein paar Minuten zu ziehen — und gieße den Extract durch ein Haarsieb, oder durch einen Schleier. Stehen mir Gebirgs-Erdbeeren zur Verfügung, so setze ich dieselben lediglich mit klarem Zucker an, lasse sie eine Zeitlang in einer verdeckten Schüssel stehen und füge schließlich den Wein hinzu ohne die Früchte zu zerdrücken, welche so zart sind, daß sie uns auf der Zunge zergehen.

Es dürfte hier der Ort sein, auch ein Wort über den Zucker zu sagen. Ich halte es für eine Thatsache, daß der Rohrzucker besser ist als der Rübenzucker, wenn schon die Chemie beide Stoffe für identisch erklärt hat. Vielleicht ist eben die Rübenzucker-Raffinade noch einen Grad chemisch-reiner als die Rohrzucker-Raffinade, und was uns an der Letzteren imponirt, ein kleiner von dem Rohmaterial herrührender Beisatz, der dem Product ebenso zur Zierde gereicht, wie dem Cognac der von der Weinbeere, dem Maraschino der von den Pfirsichen, und dem Slibowitzer der von den Zwetschken herrührende Beigeschmack. Geraspelter (auf dem Reibeisen geriebener) Stückenzucker ist besser als gewöhnlicher Farin. Sogenannten Puderzucker (mehlförmigen Farin) verwende ich niemals zur Bowle, weil er sehr häufig Stärkemehl enthält; ebensowenig zerlassenen Zucker, welcher, von den Weinwirthen in Flaschen an warmen Orten aufbewahrt, meist schon nach wenigen Stunden chemischen Veränderungen ausgesetzt ist, die der Kenner leicht herausschmeckt, aber gänzlich unbeachtet bleiben Seitens der berufsmäßigen Bowlen-Pantscher.

Die Erdbeerbowle gehört zu denjenigen Bowlen, welche durch den Zusatz von Sect entschieden gewinnen. Das Mischungsverhältniß sei 2 Mosel (oder Rheinwein) zu 1 Sect; doch läßt sich auch mit 3 : 1 auskommen. Was die Sectsorte anbetrifft, so sehe ich keinen Grund, französische Schaumweine in die Bowlen zu gießen; denn wenn es auch einige französische Marken giebt, die so vorzüglich sind, daß deutsche Fabrikanten ihnen bisher etwas Gleichwerthiges nicht entgegenzustellen vermochten, so können sich doch viele deutsche Secte mit den mittelfeinen französischen Schaumweinen vollkommen messen. Und wer wird eine erste Champagnersorte in die Bowle gießen? Hierzu fehlt jede Veranlassung. Beim Sect — vom kleinsten angefangen bis hinauf zum hochfeinsten — liegt der Werth und das charakteristische Gepräge hauptsächlich in der „Façon", die er erhalten hat, als man die Flasche von den im Halse abgesetzten Gährungsproducten befreite, sie aufrichtete und den Wein „fertig machte". Ist aber die Bowle richtig zubereitet, also mit dem Gemüse nicht geknausert worden, so wird die Façon des verwendeten Champagners gänzlich verloren gehen. Niemand ist im Stande mir zu sagen, was für eine bekanntere Sorte französischen oder deutschen Sect, ja, nicht ein Mal ob ich französischen oder deutschen Schaumwein in eine Erdbeerbowle von 3 Flaschen (Verhältniß 1 : 2) gegossen habe!

Solche Proben ſind ſchon dann ſchwer genug, wenn es ſich um den bloßen blanken Seet handelt!

An einem ſchönen Sommerabende des Jahres 188* hatte der bekannte Großinduſtrielle Commerzienrath L. Sch., ein Mann, der, auch was die Schaumweinfabrikation anbetrifft, das Product der nationalen Arbeit hoch gehalten wiſſen will, ein kleines Comité von fünf zuverläſſigen Anhängern des unvergleichlichen Brillat-Savarin zum Abendbrote eingeladen. Die Geſellſchaft beſtand aus dem Hausherrn, einem Univerſitätsprofeſſor, einem Dragoneroffizier, einem rheiniſchen Fabrikanten, dem Hausarzt und meiner Wenigkeit. Man promenirte in den wohlgepflegten Gartenanlagen und ſetzte ſich dann in dem anſtoßenden Parterre-Salon zu Tiſch. Eine Schüſſel prächtiger Forellen und ein Rehrücken von ſeltener Zartheit fanden die aufrichtige Bewunderung der Gäſte, die, wenn ich mich recht erinnere, ausnahmlos den ausgeſucht feinen Rhein- und Moſelweinen des freundlichen Wirthes vor den franzöſiſchen Rothweinen den Vorzug gaben. Als wir beim Deſſert angelangt waren, wartete unſer eine ebenſo angenehme wie eigenartige Ueberraſchung. Gläſer und Flaſchen wurden auf einen Wink des Hausherrn entfernt und vor jedem Gaſte marſchirte eine kleine Batterie auf, beſtehend aus vier Champagner-Gläſern, von denen das erſte mit einem weißen, das zweite mit einem rothen, das dritte mit einem blauen und das vierte mit einer grünen Bändchen verſehen war. Die gleichen Farben trug eine doppelte Garnitur von Flaſchen, welche, eines jeden anderen äußeren Kennzeichens ſchon vorher entkleidet und ſorgfältig eingekühlt, in einem großen Kupferſchaff, in denſelbem Augenblicken demaskirt wurde, wo man uns mit dem nöthigen Handwerkzeug verſah. Zu dem letzteren gehörte, wie ich bald zu ſagen vergeſſen hätte, auch noch ein geſpitzter Bleiſtift und ein Stimmzettel, auf welchem die vier Sectſorten, die uns eingeſchenkt werden ſollten, verzeichnet waren: Rheingold von Söhnlein in Schierſtein; Heidſieck-Monopol; Pommery et Greno; Veuve Cliquot. Nachdem wir wohl eine Stunde lang probirt und disputirt, wurde zur Abſtimmung geſchritten, welche folgendes Reſultat ergab. Alle 6 Theilnehmer hatten richtig herausgefunden, welcher von den 4 Seeten der Heidſieck-Monopol war; die meiſten hatten 2 Sorten richtig benannt; der Dragoner alle vier. Dem Profeſſor, dem Hausarzt und mir war das Malheur paſſirt, daß wir Pommery und Rheingold verwechſelt hatten. Der Hausherr bemerkte aber zu unſerer Entſchuldigung, daß er in Schierſtein zur heutigen Probe einen beſonders alten und herben Seet beſtellt habe, wogegen der Pommery, den wir getrunken, verhältnißmäßig jung ſei.

Die Stimmzettel ſind nachmals, verſehen mit den eigenhändigen Unterſchriften der Theilnehmer, in den Archiven des gaſtlichen Hauſes niedergelegt worden.

Als dritte in der Reihe der Jahreszeit-Bowlen iſt die Pfirſich-Bowle aufzuführen. Manche Freunde der Bowlenbraukunſt wollen in ihr

die Perle aller Bowlen finden; doch kann ich dieser Ansicht nicht beitreten. Die Erdbeere, die Pfirsich und die (frische) Ananas stehen meines Erachtens als Bowleningredienzien in vollkommen gleichem Range.

Hinsichtlich des zu benutzenden Materials gilt, was ich schon oben bei der Erdbeerbowle gesagt habe: von der Auswahl der zu verwendenden Früchte hängt ungeheuer viel ab. Es sollen womöglich nur vollkommen reife Pfirsichen verwendet werden, die sich gleich gut schälen, wie eine abgekochte Kartoffel. Ferner wolle man beachten, daß die inländische, langsam gereifte Treibhaus-Pfirsich stets aromatischer ist, als die ungarische und italienische Pfirsich und daß ein kleiner Stockfleck oft der ganzen Frucht einen dumpfigen Beigeschmack giebt, so daß kein Ausschneiden hilft.

Was die Zerkleinerung der Pfirsichen bei der Bowlenbereitung anbetrifft, so sind verschiedene Methoden in Anwendung. Am verfehltesten ist es, die Früchte in kleine Würfel zu zerschneiden und diese in die Bowle zu werfen. Nicht nur, daß die Extraction in diesen Fällen eine sehr unvollkommene bleibt, sondern es erregt auch ein unangenehmes Gefühl im Munde, resp. im Halse, wenn man diese Schnitzel mit dem Trank hinunter spülen soll. Zarte Scheiben, dünn wie Mohnblättchen und vor der Verwendung eine Viertelstunde lang eingezuckert, lasse ich, wenn unbedingt geschnitzelt werden soll, mir schon eher gefallen; am besten scheint es mir aber, die Frucht, nachdem sie sorgfältig geschält und entkernt worden ist, unter Zusatz von gestoßenem oder geriebenem Zucker mit einer Gabel zu zerdrücken. Man erhält auf diese Weise einen Mus, der das ganze Pfirsich-Aroma in kürzester Frist an den Wein abgiebt. Hatten die Früchte eine starke Muskulatur, oder mit anderen Worten, sind viel Sehnen im Fleische vorhanden, — was nach meinen Erfahrungen bei einer rationellen Züchtung sehr wohl zu vermeiden ist, — so bilden sich in der Bowle leicht ganze Faser-Bündel, die beim Einschenken an der Kelle hängen bleiben und das Auge beleidigen. Es sieht auch nicht gut aus, wenn sie dann von dem Theilnehmer mit einem Theelöffel aus den Gläsern herausgefischt werden. Da nun aber der Stoff, aus welchem diese Theile des benutzten Gemüses bestehen, für den menschlichen Consum ganz unschädlich ist, so empfehle ich Euch, verehrte Freunde, die zerquetschte Pfirsich wenn nöthig noch mit Gabel und Messer ein wenig zu bearbeiten, damit in dem Gemüse nur kurzgeschnittene Fasern vorkommen. Wenn Einige zu behaupten wagen, daß dann der Fruchtsaft von dem Messer einen metallischen Beigeschmack annähme, so ist das eitel Geschwätz. Ich nehme an, daß Eure Messer immer höchst sauber und von unvergleichlicher Schärfe sind!

Die Pfirsichbowle wird besser aus Rheinwein als aus Moselwein bereitet; ein Sectzusatz ist erwünscht, aber nicht unbedingt erforderlich. An manchen Orten färbt man die Bowle mit ein paar Gläsern Rothwein, ich kann diesem Gebrauche aber keinen Geschmack abgewinnen. Auch einen Zusatz von Maraschino di Zara halte ich für verwerflich, doch kann man mit

Hülfe einer kleinen Quantität dieſes Liqueurs, der bekanntlich aus Pfirſichen bereitet wird, in Ermangelung des Gemüſes eine Pfirſichbowle imitiren, wie ich es im alten Hanſen'ſchen Locale (in Breslau) auf Veranlaſſung einiger mir befreundeter Spaßvögel zuweilen gethan habe.

Nach Schluß der Pfirſich-Saiſon tritt als vierte und letzte in der Reihe der Jahreszeitbowlen die Ananasbowle in ihre Rechte. Wir Schleſier ſind in dieſer Beziehung in einer beſonders erfreulichen Lage, denn es dürfte wenig Provinzen im Reiche geben, wo ſo viele leiſtungsfähige Ananastreibereien exiſtiren, wie bei uns. Ich erinnere mich noch heute, wie ich im Jahre 1867 auf der internationalen Gartenbauausſtellung in Hamburg zu meinem Erſtaunen gewahr wurde, daß ein ſchleſiſcher Freiherr (v. Falkenhauſen-Wallisfurt) die ſchönſten und größten, von der Jury mit dem erſten Preiſe gekrönten Ananasfrüchte geſchickt hatte. Der Wallisfurter Schloßgärtner hat die alte Regel, daß man den „Bock" nicht zum Gärtner beſtellen ſoll, glänzend zu Schanden gemacht!

Unter den gereiften Ananas ſind diejenigen, welche oberhalb nur wenige und kleine grüne Blätter entwickelten, in der Regel die beſten. Als ein beſonderes willkommenes Zeichen wird es angeſehen, wenn ſich die Frucht, noch während ſie äußerlich vollkommen grün iſt, über und über mit einer weißen Zuckerausſchwitzung bedeckt.

Um eine Ananasbowle mit gutem Erfolge anzuſetzen, iſt es nöthig, daß nicht zu viel und nicht zu wenig Gemüſe verwendet und dieſes möglichſt fein geſchnitten, auch, wenn dies angänglich, eine Zeitlang, mit Zucker durchſtreut, ſtehen gelaſſen wird. Indem man ſehr dünne Scheiben winkelrecht zur Fruchtachſe abſchneidet, kann man mit wenig Material ebenſoviel erreichen, wie ein Anderer mit einer größeren Portion. Ich bediene mich zu dieſem Zwecke eines Meſſers mit Parierſtange, wie es die Köchin beim Bohnenſchneiden verwendet, aber größer.

Im Uebrigen iſt dieſe Bowle die Ariſtokratin unter den Bowlen: ſie verlangt unter allen Umſtänden einen Sectzuſatz.

Von den in Zucker eingelegten Ananas halte ich nichts und verzichte lieber auf die Herſtellung einer Bowle, als daß ich mich ihrer bediene. Dagegen wird von einer Firma in Singapor ſeit einiger Zeit Ananas als Dunſtfrucht in verlötheten Blechdoſen in Handel gebracht, welche ich als Nothbehelf empfehlen kann. Die ſo conſervirten Früchte ſind blos geſchält, unzerſchnitten und hell von Farbe. Der wenige Saft, welcher ſich nebenbei in der Büchſe vorfindet, iſt nach meinen Beobachtungen unbrauchbar und wird von mir weggegoſſen. Mit der Frucht verfährt man wie mit einer friſchen Ananas.

Die im Vorſtehenden beſchriebenen vier Bowlen ſind die eigentlichen Jahreszeit-Bowlen. Wir könnten dieſes Capitel jetzt beſchließen, wenn nicht die Rückſicht auf Vollſtändigkeit uns nöthigte zu erwähnen, daß es Leute giebt, die noch mittelſt der Blüthen des Weinſtockes, aus reſp. in einer Melone und mit Benutzung der blühenden Reſeda Bowlen bereiten.

Die Reſedabowle halte ich direct für einen Unfug und warne Euch ernſtlich davor, ein ſolches Parforcemittel anzuwenden um a tout prix eine ſtark duftende Weinmiſchung herzuſtellen.

Die Melonenbowle iſt meines Erachtens eine Erfindung von ſehr zweifelhaftem Werth. Man nimmt eine recht große hochreiſe Netzmelone, ſchneidet am Stielende einen Deckel ab, höhlt die Frucht durch Entfernung der Kerne und Weichtheile vollſtändig aus und füllt ſie mit Sect, worauf das improviſirte Gefäß in einer geräumigen Schüſſel mit Eis eingekühlt wird und mindeſtens eine halbe Stunde lang unberührt bleibt, damit der Inhalt gehörig „ziehen" kann. Manche Liebhaber dieſes ſüßlichen Trankes ſchwenken die entkernte Melone zunächſt mit etwas Cognac fine Champagne aus, weil das Getränk dadurch herzhafter werden ſoll. Die Bowle ſtammt aus Rußland, wo man in der Erfindung neuer und eigenthümlicher Getränkcompoſitionen bekanntlich unerſchöpflich iſt. Im Sommer 1882 wurde ich von Moskauer Freunden im Ermitagegarten eines ſchönen Abends (richtiger Morgens) mit einem Getränk regalirt, welches aus ſrappirter Limonade gazeuse und Elixir de Spaa im Verhältniß von 2 : 1 beſtand. Das war damals das Neueſte!

Die Bowle aus blühenden Weintrauben würde wohl häufiger bereitet werden, wenn nicht jeder rechtſchaffene Weinzüchter durch eine gewiſſe heilige Scheu davon zurückgehalten würde, den blühenden Weinſtock zu plündern. Man hängt die Trauben eine Zeit lang vorſichtig in den Wein, doch ſo, daß die Stielabſchnitte außerhalb der Flüſſigkeit bleiben. Die Bowle darf durchaus nicht zu ſüß gemacht werden. Das Aroma, welches ſich raſch entwickelt, iſt ein angenehm-liebliches, für kräftige Naturen vielleicht etwas zu weichlich.

Unter denjenigen

Bowlen, welche jederzeit herzuſtellen ſind,

ſteht die Pomeranzenbowle als eine durchaus ſolide, wohlſchmeckende und bekömmliche Bowle obenan. Wird ſie ſorgfältig zubereitet, ſo übernehme ich jede Garantie dafür, daß Ihr keinen Kopfſchmerz davon bekommt! Man nimmt ein oder zwei kleine dunkelgrüne Pomeranzen und ſchält ſie mittelſt eines haarſcharfen Meſſers ganz fein. Die Schale, welche dünner ſein muß als ein Mohnblättchen, wird in einem verdeckten Weinglas mit Waſſer extrahirt. Auch die abgeſchälte Kugel kann man eine Zeit lang in das Waſſer legen, doch nicht länger als 1 Minute, während die Schale 1/4 Stunde und länger ziehen darf. Die Bowle beſteht aus zwei Flaſchen Weißwein und einer Flaſche Rothwein. Sect gehört nicht hinein. Der Extract wird ſehr vorſichtig und nur nach und nach unter beſtändigem Probiren zugeſetzt, weil man leicht zu viel nehmen kann. Ich pflege auf Grund meiner langjährigen gewiſſenhaften Beobachtungen zu behaupten, daß dieſe Bowle geeignet iſt, einen durch viel Sect- oder Biergenuß am Tage vorher ſehr herunter gekommenen Magen vollſtändig wieder auf den Strumpf zu bringen.

Vor der Benutzung des käuflichen Pomeranzenextractes zur Erzeugung von Bowlen warne ich auf das Dringendste.

Die Apfelsinenbowle kann man aus dem sorgfältig von der weißen Rinde und dem Kerne befreiten Fleisch der Apfelsine, Weißwein und Sect bereiten. Wird ein Zusatz von Schalenextract beliebt, so braucht man nur etwa die Hälfte einer Frucht fein abzuschälen und die Schale in Wasser zu extrahiren. Eine recht mäßige Benutzung dieses ungemein stark riechenden Extractes kann nicht oft genug empfohlen werden. Die Präparation des Apfelsinenfleisches wird am besten von zarter Frauenhand vollzogen. Zerschnittene Apfelsinenkerne sollen in der Bowle so schädlich sein wie Gift. Ich habe dies aus naheliegenden Gründen nicht selbst probirt, will es aber gern glauben.

Um die Citrone als Bowlengemüse zu benützen, setzt man eine sogenannte Cuirassierbowle an. Das älteste preußische Reiterregiment hat sich durch die Erfindung und Vervollkommnung dieser Bowle bleibende gastronomische Verdienste erworben. Der Saft einer in Scheiben zerschnittenen Citrone wird durch zwischengelegte Zuckerstückchen aufgesogen. Dieser Zucker kommt in die Bowle, die Citrone selbst bleibt fort. Das Weingemisch besteht aus einer Flasche Rhein- oder Moselwein, einer Flasche Champagner und einem Glase (nicht mehr!) Burgunderwein. Unter Zufügung eines großen Stück klaren Eises — das später wieder herausgenommen werden kann — erhält man ein sehr angenehmes, erfrischendes Getränk, welches die Nerven stärkt und das wallende Blut beruhigt.

Der menschliche Geist ist unerschöpflich in neuen Wendungen und Combinationen, wenn es sich darum handelt, der Genußsucht zu fröhnen. Er hat es nicht nur verstanden Gemüse auszuwählen, welche während des ganzen Jahres zur Bowlenbereitung verfügbar sind, er hat es auch zu Wege gebracht, den Bowlenbrauer von der Gemüsebenützung überhaupt zu emancipiren.

In dieser Beziehung steht die sogenannte Kramsta- oder Vier-Loth-Bowle unerreicht da. Das Recept ist das Einfachste von der Welt: 2 Flaschen Chambertin und eine Flasche Sect über ein großes Stück klaren Eises gegossen. Dazu 4 Loth Zucker (genau abgewogen). Probatum est.

Auch die Bereitungsvorschrift für meine liebe Angostura-Bowle sei hier dem kleinen Veilchen gleich auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt. Was man unter Angostura versteht, brauche ich wohl kaum erst zu sagen. Ein deutscher Doctor Namens Siegert, Schlesier von Geburt und alter Corpsstudent, auch während langer Jahre Generalarzt der Armee von Venezuela, bereitet in Port of Spain einen aromatischen Kräuterbittern, welcher sich in den verschiedensten Fährnissen des menschlichen Lebens auf's Glänzendste bewährt hat. In Amerika wird die Angostura als unentbehrlicher Zusatz bei vielen dort üblichen „Drinks", z. B. beim Hahnenschwanz (Brandy-Cocktail) betrachtet.

Digitized by Google

Mein Freund Dr. Braun hat, obwohl gleich mir einer andern Facultät als Dr. Siegert angehörend, auf ſeiner Orientreiſe die großartigſten Magencuren mit ſeinem Angoſturafläſchchen ausgeführt; ich ſelbſt war in der Lage auf hoher See den geknickten Lebensmuth eines berühmten Mitgliedes der Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges in Schanghai durch wiederholte kleine Angoſtura-Gaben allmählich zu kräftigen und wieder aufzurichten! Mittelſt dieſes edlen, aber freilich ſehr bitteren Schnapſes kann man eine prächtige kleine Privatbowle wie folgt anfertigen: ½ Flaſche Moſelwein, ½ Flaſche Sect, 1 Gläschen Angoſtura. Alles wird wie gewöhnlich über ein Stück Eis gegoſſen, im Bedarfsfalle etwas Zucker zugeſetzt. Mit ſolchem Trank im Leibe iſt jeder halbwegs nervenſtarke Mann im Stande, ſelbſt die haarſträubendſten Berichte über Verheerungen der Cholera in fernen Zonen und Ländern ohne alle Gemüthsaufregung zu hören oder zu leſen.

Wenn ich nach dieſer kurzgefaßten Anleitung, Bowlen zu brauen, meine Abhandlung ſchließe, ſo muß ich mich darauf gefaßt machen, daß der Eine oder Andere kopfſchüttelnd bemerkt, ich hätte eine recht wichtige Bowle, die Selleriebowle, weggelaſſen. Als Milderungsgrund für ſolche Afterkritiker will ich annehmen, daß ſie dieſes Gefäß nicht perſönlich, ſondern nur vom Hörenſagen kennen. Man verſteht unter dem Sellerie in England ein Staudengewächs, welches raſch aufgeſchoſſen und darum äußerſt zart, namentlich roh genoſſen zu einem Stück Cheſterkäſe vortrefflich mundet und darum in der Saiſon auf keiner wohlbeſetzten Tafel fehlen darf. Uns Deutſchen iſt derſelbe Ausdruck als die Bezeichnung jenes Knollengewächſes geläufig, welches abgekocht, in Scheiben geſchnitten und mit Eſſig und Oel oder beſſer, mit einer Majonnaiſe-Sauce angemacht, einen von Arm und Reich gleich geſchätzten Salat giebt. Ob der Selleriefalat diejenigen ſtimulirenden Eigenſchaften beſitzt, welche ihm u. a. von Heinrich Heine in den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski zugeſchrieben werden (vergl. Heines ſämmtliche Werke, Ausgabe vom Jahre 1867, Bd. 4, S. 144) darf hier füglich dahin geſtellt bleiben. Es genügt mir zu conſtatiren, daß als Kräutergewürz unſere einheimiſche Sellerieknolle geradezu unentbehrlich iſt bei der Herſtellung von Suppen und Brühen ſowohl, wie beim Fiſchſieden. Hierher gehört der Sellerie, in den Suppentopf, in den Fiſchkeſſel; hier ſoll er uns ſtets willkommen ſein; aber ſein Eindringen in den Bowlennapf iſt eine Uſurpation, gegen welche wir Namens der berechtigten Eingeſeſſenen: des Junkers Waldmeiſter, der Jungfrau Erdbeere, der Madame Pfirſich, der gnädigen Frau Ananas und ihrer Trabanten feierlichen Proteſt einlegen müſſen!

Gern hätte ich über die Gefäße, in welchen die Bowlen angeſetzt, bezw. aus denen ſie getrunken werden ſollen, noch einige Betrachtungen angeſtellt; aber ich finde, daß dieſes Thema viel zu groß und zu wichtig iſt, um ſo en passant abgemacht zu werden. Nur ſoviel erlaube ich mir einſtweilen zu bemerken, daß die Bowlen ſtets aus farbloſen Gläſern, welche größer

als ein Wein- aber kleiner als ein Waſſerglas ſein ſollen, getrunken werden müſſen, wenn man Spaß davon haben will. Rückert ſingt bekanntlich:

Man kann, wenn wir es überlegen,
Wein trinken fünf Urſachen wegen:
Ein Mal um eines Feſttags willen,
Sodann vorhandnen Durſt zu ſtillen,
Ingleichen künft'gen abzuwehren,
Ferner dem guten Wein zu Ehren,
Und endlich um jeder Urſach willen.

Die Bowle wird namentlich zur Sommerszeit weſentlich aus dem zweiten Grunde getrunken und iſt das Gefäß zu klein — nicht größer als unſere gewöhnlichen Weingläſer, ſo bleibt dieſer Zweck unerreicht. Aber auch zu groß darf das benutzte Gefäß nicht ſein, wenn man eine gute Bowle würdig conſumiren will. In einem Waſſerglaſe credenzt, erleidet das edle Getränk eine inſtinctive Mindertaxation, in ganz derſelben Weiſe, wie ein feines Compot, wenn der Gaſt genöthigt wird, es mit dem Suppenlöffel zu eſſen.

Endlich erlaube ich mir auch noch in Betreff der allgemeinen diätetiſchen Rückſichten, welche beim Bowlentrinken zu nehmen ſind, ein kurzes Wort. Seit Brillat-Savarin in ſeinen vortrefflichen Abhandlungen über die Urſachen der Fettleibigkeit und die Mittel ihr vorzubeugen (Physiologie de Gout, Méditation XX u. ff.) den unumſtößlichen Satz aufgeſtellt hat: „Tout ce qui mange peut s'engraisser" ſind die Menſchen allmählich dahinter gekommen, daß es zweckmäßig iſt, mäſtende Nahrungs- und Genußmittel zu meiden, ſofern man Anlage zum Gaſtrophoren (Bauchträger) hat. Die Frage iſt daher berechtigt und ich erwarte ſie ſogar: „Mäſten Deine Bowlen?" Gewohnt, der Wahrheit die Ehre zu geben, kann ich darauf leider nur antworten, daß die Bowlen ſüß ſind und daher mäſtende Eigenſchaften haben, wie das Bier und der Champagner — wenn auch nicht im völlig gleichen Maße. Indeſſen aus dieſem Grunde will ich Euch, die Ihr mit Eurer Leber auf geſpanntem Fuße lebt, nicht gänzlich abrathen eine dünne Bowle zu trinken; nur macht Euch Bewegung, nehmt Veranlaſſung Euch die Berechtigung, ein Bowlchen anzuſetzen, durch einen $1\frac{1}{2}$- bis 2-ſtündigen Spaziergang zu erkaufen! Ich habe einen werthen Freund, welcher die Bowlen leidenſchaftlich liebt, alljährlich zwei Calsbader Brunnencuren abſolvirt und dabei, wie er ſelbſt ſagt, dem Grundſatze huldigt: ſich die Kirchen von außen, die Wirthshäuſer von innen, die Bergwerke von oben und die Berge von unten anzuſehen. Wenn er wenigſtens in dem letzten Punkte ſeinem Princip untreu werden und fleißig Berge ſteigen wollte, ſo würde mir ſeine Liebhaberei keine Sorge machen!

Die Ruſſen in Turkeſtan.

Zur Orientirung über die centralaſiatiſche Frage.

Von

Wilhelm Geiger.

— München. —

Die centralaſiatiſche Frage iſt in der jüngſten Zeit wieder einmal in den Vordergrund des öffentlichen Intereſſes getreten. Weiter und weiter hat in den letzten Jahren Rußland ſeine Herrſchaft über die Turkmanen und deren Gebiet ausgedehnt; indem es vom Kaſpiſchen Meere aus ſeine Grenzen immer mehr in der Richtung gegen Afghaniſtan vorſchob, war die Colliſion mit dieſem Staate früher oder ſpäter unvermeidlich.

Nun hat aber keineswegs der Conflict Rußlands mit Afghaniſtan an ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Bedrohlich erſchien die Sache erſt dadurch, daß auch England in den Conflict verwickelt wurde; mittelbar, weil zwiſchen der britiſchen Regierung und dem Emir von Afghaniſtan ein Bundesverhältniß beſteht, welches die erſtere zum Schutze des letzteren verpflichtet; unmittelbar, weil England von dem Anwachſen der ruſſiſchen Herrſchaft in Centralaſien eine Gefahr fürchtet für ſeine indiſchen Colonien und deren geſicherten Beſitz. Der Gedanke eines engliſch-ruſſiſchen Krieges hatte aber ſchon darum etwas Beängſtigendes, weil bei der Verſchiedenartigkeit der Mittel, welche beiden Mächten zur Verfügung ſtehen, ſich ſchwer angeben läßt, welche Dimenſionen ein ſolcher Krieg annehmen und wie er enden werde. Nun muß man aber zugeben, daß die Bedingungen zu einem Conflict fortbeſtehen, ſo lange einerſeits Rußland ſeine Stellung in Mittelaſien behauptet oder ſeine dortige Machtſphäre noch erweitert, und ſo lange andrerſeits England hinter der Politik, welche Rußland

seit einem halben Jahrhundert in Centralasien verfolgt, als letzten Endzweck die Eroberung Indiens argwöhnt.

Das ist es, was die centralasiatische Frage zu einer dauernden macht und sie wesentlich unterscheidet von solchen politischen Fragen, welche einem mehr oder weniger momentanen Conflict entspringen. Die centralasiatische Frage hat ihre Geschichte, und es ist kein Zweifel, daß sie noch nicht am Endpunkt ihrer Entwickelung angelangt ist. Ein genaueres Eingehen auf diese Geschichte benimmt aber, glaube ich, der Frage viel von ihrem bedrohlichen Charakter. Wir werden sehen, daß das Anwachsen der russischen Macht in Centralasien einer Art von Nothwendigkeitsgesetz folgt, begründet in den historischen Verhältnissen jener Landstriche, in dem Wesen und der Art ihrer Bewohner und in ihrer geographischen Beschaffenheit. Wir werden einerseits die gegen Rußlands Vorgehen in Mittelasien bestehenden Vorurtheile als grundlos erkennen und demselben aufrichtige Sympathie und gerechte Anerkennung, wo es eine solche verdient, nicht versagen. Andrerseits wird sich uns ergeben, daß sich für die russische Politik in Centralasien recht wohl andere Zielpunkte und andere Beweggründe auffinden lassen, als eine Invasion in Indien. Es ist dies die Abrundung der asiatischen Besitzungen Rußlands durch Herstellung einer der Landesnatur und den topographischen Verhältnissen angepaßten Grenze im Süden von Turkestan.

Von den Ufern des Kaspischen Meeres erstreckt sich nach Osten ein ausgedehntes Steppengebiet. Im Süden ist es begrenzt durch den Rand des afghanisch-persischen Hochlandes, im Osten durch die reich gegliederte, zu mächtiger Höhe anstrebende Gebirgswelt des centralen Asiens. Gegen Norden geht es allmählich in die Acker- und Waldzone Sibiriens über, westwärts nach dem südlichen Europa setzt es sich fort in den Steppenregionen an der unteren Wolga, dem Don und längs der Nordküste des Schwarzen Meeres.

Das Fehlen bestimmter Grenzen nach Norden und die gleichmäßige Einförmigkeit der landschaftlichen Physiognomie, welche eben nur die verschiedenen Uebergangsstufen von der Grassteppe bis zur vollständigen Salz- oder Sandwüste aufweist, sind die beiden Hauptmerkmale des umschriebenen Gebietes. Dazwischen treffen wir auf vereinzelte, wenig ausgedehnte Oasen Fruchtlandes, und nur im Mündungsgebiet des Amu-Darja, südlich des Aralsees, findet sich zusammenhängendes Culturland von bedeutenderer Ausdehnung: das Gebiet des Chanats Chiwa. Doch auch dieses trägt den Charakter einer Oase, da es auf allen Seiten umschlossen ist von öden Wüstenstrecken.

Ein anderes Bild entfaltet sich vor unseren Augen, wenn wir von der Steppe aus den Abhängen der sie umrandenden Gebirge uns nähern. Hier

treffen wir im Oſten, wie im Süden, allenthalben auf fruchtbare Landſtriche, welche bei gehöriger Bewirthſchaftung eine hohe Productionskraft beſitzen.

Allem Anſcheine nach beſteht der Boden dieſer Gebiete aus Löß. Der Löß iſt ein gelbgrauer, feiner Lehm. Unter dem Einfluſſe der Sonnenſtrahlen und der trockenen Atmoſphäre wird er zu einer compacten Maſſe, nur höchſt ſpärlich mit Vegetation bekleidet, und klafft in Spalten auf. Die Oberfläche zerbröckelt zu dürrem Staub, der im leiſeſten Windhauche aufwirbelt und oft tagelang die Luft erfüllt, einem Nebel gleich, durch welchen die Sonne als trübe rothe Scheibe hindurchblickt. Aber ſobald dem Löß genügende Feuchtigkeit zugeführt wird, iſt das Bild wie mit einem Zauberſchlage verwandelt. Mit üppigem Grün überzieht ſich der Boden und der Löß entwickelt eine erſtaunliche Fruchtbarkeit, welche ſelbſt der Productionsfähigkeit der berühmten Schwarzerde Rußlands nicht nachſteht.

Eine künſtliche Irrigation iſt aber gerade in den an die Steppe im Süden und Oſten angrenzenden Landſtrichen möglich. Eine Reihe von Flüſſen und Bächen entſtrömt dem Hochlande, und ſie ſind gerade in der heißeſten Jahreszeit am waſſerreichſten, weil der ſchmelzende Schnee des Hochgebirges ſie ſpeiſt. So treten am Rand des ſonſt ſo einförmigen Steppengebietes die ſchroffſten Gegenſätze zu Tage, und dieſe Gegenſätze waren zu allen Zeiten von weittragender geſchichtlicher Bedeutung.

Wenn es eine culturhiſtoriſche Thatſache iſt, daß der Menſch in ſeinem wirthſchaftlichen und ſocialen Leben unter dem Einfluſſe des Bodens ſteht, auf welchem er lebt, und daß er nur innerhalb gewiſſer Schranken wiederum die ihn umgebende Natur beherrſcht, ſo hat dieſes Geſetz hervorragende Giltigkeit für das Steppengebiet Mittelaſiens und hat in der Geſchichte zu aller Zeit dieſe Giltigkeit bewieſen.

Hochgebirge locken den Menſchen zur Vereinzelung und Abſonderung. Hügelland begünſtigt die Anlegung feſter Siedelungen, bald größer, bald kleiner je nach dem Maße des vorhandenen Ackerlandes. Große Ebenen mit Steppencharakter begünſtigen oder erheiſchen nomadiſches Leben.

Mittelaſien war in ſeinen Steppenlandſtrichen je und je die Heimat von unbändigen Nomadenſtämmen, und zugleich der Ausgangspunkt oder doch das Durchgangsgebiet aller jener großen Völkerſtürme, welche ſeit den früheſten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters Weſtaſien und Oſteuropa erſchütterten. In den fruchtbaren Gebieten am Rand der Steppe dagegen konnten bereits im Alterthum ſeßhaftes Leben und Ackerbau ſich entwickeln. Schon vor Jahrtauſenden herrſchte dort eine intenſive Bodencultur, und durch ununterbrochene Uebung hat ſich dort unter dem Drucke der Noth eine ſtaunenswerthe Fertigkeit in der künſtlichen Bodenbewäſſerung ausgebildet.

Allein in der unmittelbaren Nachbarſchaft räuberiſcher Nomaden konnten trotzdem keine ſtabilen Verhältniſſe, keine Staaten von dauernder geſchichtlicher Bedeutung ſich entwickeln. Gerade durch ihre Fruchtbarkeit mußten

jene Landstriche, gegen die Steppe hin offen und ohne Schutz, ein steter Anziehungspunkt für die Nomadenstämme sein. Rasch wechseln sie Bewohner und Beherrscher; ein Eroberer verdrängt den andern; kaum ist ein Staat zu Macht und Blüthe gelangt, so segt ein neuer Völkersturm das Bestehende rücksichtslos hinweg.

So weit die geschichtliche Tradition zurückreicht, kämpfte die Ackerbau treibende und seßhafte Bevölkerung Mittelasiens einen harten Existenzkampf gegen die Steppennomaden. Wenn im Alterthum Cyrus oder Alexander der Große Festungen am Syr anlegten, so wollten sie damit die Nordostgrenze des Reiches gegen die „Scythen", die nomadischen Bewohner der Steppe, schützen. Allein schon im zweiten Jahrhundert vor Christus wurde das Reich, das die Nachfolger Alexanders in Baktrien, dem nördlichen Afghanistan, gegründet hatten, von dem Wandervolk der Weißen Hunnen vernichtet. Vier Jahrhunderte später folgte diesen der Mongolenstamm der Yeta und kurz danach wanderten Turkvölker in die Landstriche am Syr und Amu ein. Dann wurden sie von den Arabern dem Islam erobert. Seldschuken und Uiguren lösten die Araber ab, bis im dreizehnten Jahrhundert die Mongolen unter Tschingis-Chan im Lande einbrachen und damit eine Geschichtsepoche eröffneten, deren Merkmale wilde Anarchie, zügellose Grausamkeit, blutige Bruderkriege, Mord und Verwüstung sind. Im folgenden Jahrhundert behielten die türkischen Stämme wieder die Oberhand. Timur besiegte die Mongolen und stiftete sein Weltreich, das die verschiedensten Völkerschaften Asiens umfaßte. Samarkand war seine Lieblingsresidenz, und er schmückte die Stadt mit herrlichen Gebäuden. Mit seinem Tode zerfiel sein Werk. Während der Bruderkriege, welche unter seinen Nachfolgern das ganze Reich in Unruhe und Verwirrung stürzten, begannen die Usbeken, ein Volk von türkischer Abstammung, ihre Einfälle in die Gebiete am Syr und Amu. Seit dem 16. Jahrhundert bilden sie in den Chanaten Chiwa, Buchara und Kokan die herrschende Bevölkerung. Als Eroberer gaben sie dem Lande die Herrscher und die höheren Beamten. Ursprünglich Nomaden, haben sie den Hang zu nomadischem Leben bewahrt und derselbe äußert sich auch noch bei solchen Usbeken, welche in den Städten reich geworden sind. Mit Verachtung sehen sie auf die gewerbefleißigen und unternehmenden Tadschiks, die Bewohner der mittelasiatischen Chanate von persischem Geblüt, herab. Zu Hause sind sie faul; die Frauen, welche wie Sclavinnen behandelt werden, müssen alle Arbeit verrichten. Ihr Charakter weist wenig sympathische Züge auf: Verschlagenheit, Kriecherei, verbunden mit religiösem Fanatismus.

Neben den Usbeken haben in Kokan ebenfalls seit dem 16. Jahrhundert die rein tatarischen Kiptschaks sich festgesetzt, ein tapferer und kriegerischer Stamm, welcher während der Wirren im Chanate, welche der Annexion desselben seitens der Russen vorhergingen, eine bedeutsame Rolle spielten.

Ueberblicken wir noch einmal die kurz skizzirte Geschichte der Länder

am Sſyr und Amu, ſo ſpringt deren Grundzug: fortwährender Wechſel, Unſtätigkeit aller Verhältniſſe, ſofort in's Auge. Solche Zuſtände aber können nur durch ein Mittel conſolidirt werden: wenn eine civiliſirte Großmacht die ſämmtlichen Gebiete unter ihrer Herrſchaft vereinigt. Auf dieſe Weiſe allein wird den verſchiedenen, zum Theil einander widerſtreitenden Intereſſen eine höhere Einheit gegeben. Die einzelnen Stämme, durch Sprache, Abſtammung und Lebensweiſe getrennt, werden geeinigt als Glieder eines gemeinſamen Staates, dem gegenüber ſie alle die gleiche Stellung einnehmen, der auch die Schwächeren gegen die Uebergriffe der Stärkeren zu ſchützen vermag.

Man behaupte nicht, daß eine ſolche Herrſchaft eine Utopie ſei. England ſelbſt hat mit ſeinem rieſigen Colonialbeſitz, ſpeciell in ſeinem indiſchen Kaiſerreich, eine ähnliche Aufgabe gelöſt. Man ſage auch nicht a priori, daß Rußland zur Erfüllnng einer ſolchen Miſſion ungeeignet iſt. Dies wird und kann erſt durch Erfahrung bewieſen oder widerlegt werden. Aber das darf man zugeben und muß man zugeben, daß vom Standpunkt der allgemeinen Humanität, insbeſondere auch im Intereſſe des Handels und des Verkehrs, eine Ordnung und Feſtigung der mittelaſiatiſchen Verhältniſſe wünſchenswerth, ja dringend nothwendig, und daß naturgemäß der ruſſiſche Staat in erſter Linie berufen war, dieſer Aufgabe ſich zu unterziehen.

Das Steppengebiet Mittelaſiens gehört geographiſch zu Sibirien, von welchem keine natürliche Grenze es ſcheidet. Gegen Süden dagegen iſt es durch das afghaniſch-perſiſche Hochland feſt begrenzt. Zwiſchen Indien und Centralaſien ſchiebt ſich der breite und hohe Gebirgswall des Hindukuſch als trennende Schranke ein. Wenn man alſo die allmähliche Ausbreitung der ruſſiſchen Macht in Mittelaſien hätte hindern wollen, ſo durfte das nicht erſt jetzt geſchehen, auch nicht vor zehn oder zwanzig Jahren, man hätte ſich den erſten Schritten Rußlands auf aſiatiſchem Boden entgegenſtellen müſſen. Nachdem dieſelben aber einmal gemacht ſind, läßt ein Stillſtand ſich erſt dann erwarten, wenn feſte, durch die Natur vorgezeichnete Grenzen nach allen Seiten hin erreicht ſind.

Daß die ruſſiſche Politik in Centralaſien eine bewundernswürdige Conſequenz beſitzt, wird Niemand beſtreiten wollen. Dieſe Conſequenz wird aber weit weniger bedingt durch Ehrgeiz und rückſichtsloſe Expanſionsluſt, als vielmehr durch die zwingende Macht der Verhältniſſe. Gerade weil dies der Fall iſt, weil es naturgemäß ſo kommen mußte, wie es gekommen iſt, war es möglich, daß ein ſo trefflicher Kenner des Landes und ſeiner Bewohner, wie Vámbéry, ſchon ſeit geraumer Zeit den Gang der Ereigniſſe mit überraſchender Beſtimmtheit vorherſagen konnte, und daß die Geſchichte ſeine Vorherſagungen ausnahmslos rechtfertigte. Damit kommt aber auch der Vorwurf in Wegfall, daß die centralaſiatiſche Politik Rußlands von Selbſtſucht und bloßen Eroberungsgelüſten dictirt werde.

„Die Stellung Rußlands in Centralaſien," äußert ſich Gortſchakow in

seiner bekannten Circularnote vom 21. Novbr. (3. Decmbr.) 1864, „ist die aller civilisirten Staaten, welche sich im Contact mit halbwilden, umherstreifenden Völkerschaften ohne sociale Organisation befinden. In dergleichen Fällen verlangt das Interesse der Sicherheit der Grenzen und der Handelsbeziehungen stets, daß der civilisirtere Staat ein gewisses Uebergewicht über Nachbarn übe, deren unruhige Nomadensitten sie äußerst unbequem machen."

Nachdem sodann in der Note entwickelt worden, wie naturgemäß mit nomadischen Grenznachbarn immer wieder neue Conflicte entstehen und diese neue Gegenmaßregeln seitens des Culturstaates erheischen, heißt es weiter: „Der Staat befindet sich in der Alternative, diese nie endende Aufgabe aufzugeben und seine Grenzen beständigen Unordnungen, die daselbst jedes Gedeihen, jede Sicherheit, jede Civilisation unmöglich machen, preiszugeben, oder mehr und mehr in das Innere wilder Gegenden vorzudringen, wo die Schwierigkeiten und Lasten, welche er auf sich nimmt, mit jedem Schritte wachsen."

Mit Recht weist Gortschakow hier auf geschichtliche Beispiele hin: „Dieses Loos hatten alle Staaten, welche sich in ähnlichen Verhältnissen befanden: die Vereinigten Staaten in Nordamerika, Frankreich in Algier, Holland in seinen Colonien, England in Indien; sie haben alle unvermeidlich diesen fortschreitenden Gang verfolgen müssen, an welchem der Ehrgeiz weit weniger Antheil hat als eine gebieterische Nothwendigkeit, und wo die größte Schwierigkeit darin liegt, im richtigen Augenblick Halt zu machen."

„Die Fortschritte der Civilisation," heißt es in einem späteren Theil der Note, „kennen keine erfolgreicheren Agenten als die Handelsbeziehungen. Diese verlangen zu ihrer Entwickelung überall Ordnung und Stetigkeit; in Asien verlangen sie jedoch eine gründliche Umwandlung der Sitten. Vor allen Dingen muß man den asiatischen Völkern begreiflich machen, daß es vortheilhafter für sie ist, den Handel der Karawanen zu begünstigen und sicher zu stellen, als dieselben zu plündern. Diese Grundwahrheiten können nur da in das öffentliche Bewußtsein eindringen, wo ein Publikum vorhanden ist, d. h. ein socialer Organismus, und eine Regierung, welche ihn leitet und vertritt."

Man wird wenigstens zugeben, daß diese Note an Offenheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie stellt es als Grundsatz auf, daß ein Culturstaat keine Nomadenvölker an seiner Grenze dulden kann, ohne über dieselben ein Protectorat auszuüben, wofern er nicht mit dem Geständniß seiner politischen und militärischen Ohnmacht die Vertretung der Interessen seiner eigenen Unterthanen außer Acht lassen will. Und von diesem Grundsatze ausgehend, entwickelt Gortschakow Rußlands Politik in Central-Asien mit der bezeichnenden Schlußbemerkung: „Das Kaiserliche Cabinet, indem es sich dieser Aufgabe widmet, hat die Interessen Rußlands im Auge.

Es glaubt aber gleichzeitig den Intereſſen der Civiliſation und Humanität zu dienen. Es hat das Recht, auf eine gerechte und loyale Würdigung des Ganges, den es verfolgt, und der Principien, die es leiten, zu zählen."

In der Theorie dürften die von Gortſchakow entwickelten Grundſätze wohl kaum irgendwie angefochten werden. In der Wirklichkeit aber wird die ruſſiſche Politik gleichwohl weit mehr mit Mißtrauen als mit Wohlwollen und objectiver Beurtheilung der Sachlage verfolgt.

Nun lehrt uns aber in der That ein Blick auf die Geſchichte der Entwickelung des ruſſiſchen Uebergewichts in Central-Aſien, daß dieſes langſame Anwachſen und ſtetige Fortſchreiten ein naturnothwendiges war, veranlaßt durch die Macht der Verhältniſſe, durch die Zuſtände Mittelaſiens in der Zeit, da Rußland auf deſſen Boden erſchien, durch den Charakter und die Lebensweiſe ſeiner Bewohner, durch die Rückſicht auf die Intereſſen des Handels und der allgemeinen Humanität.

I. Die Begründung der ruſſiſchen Macht in den mittelaſiatiſchen Chanaten.

Das Steppengebiet Central-Aſiens iſt durchfloſſen von zwei mächtigen Strömen, dem Sſyr- (Sir) und dem Amu-Darja. Beide entſpringen den Hochgebirgen an der jetzigen ruſſiſch-chineſiſchen Grenze, dem Thian-ſchan und dem Pamir-Syſtem. Beide wenden ſich, nachdem ſie in Ebenen eingetreten ſind, nach Nordweſten. Beide durchfließen nun weite Steppen- und Wüſtenſtrecken, um ihre Waſſer ſchließlich dem Becken des Aralſees zuzuführen.

Im Gebiet dieſer beiden Ströme fanden die Ruſſen, als ſie in unſerem Jahrhundert zuerſt den centralaſiatiſchen Verhältniſſen eine ernſtere Aufmerkſamkeit zuwandten, usbekiſche Staaten vor: die Chanate Chiwa, Buchara und Kokan. Die beiden erſtgenannten haben eine freilich beſchränkte Selbſtändigkeit bewahrt; Kokan — auch die Schreibung Chokand findet ſich auf unſeren Karten — wurde vor zehn Jahren dem ruſſiſchen Reiche einverleibt.

Die Lage von Chiwa habe ich ſchon kurz charakteriſirt. Es iſt eine Oaſe, ungefähr von der Ausdehnung des Königreichs Sachſen, am Unterlaufe des Amu-Darja; dazu noch Steppengebiete von dem dreifachen Umfange. Der Boden iſt wohl cultivirt; zahlreiche Waſſercanäle, vom Amu abgeleitet, ſind über das Land verzweigt und bedingen deſſen Fruchtbarkeit.

Folgen wir dem Sſyr-Darja ſtromaufwärts gegen die Berge zu, ſo erreichen wir die Grenzen des ehemaligen Kokan. Hier dehnt ſich am Mittellaufe des Sſyr zu beiden Seiten des Stromes die weite Thalebene Ferghana aus, eine uralte Culturlandſchaft, welche auch heute zu den fruchtbarſten Theilen des ruſſiſchen Turkeſtan zählt. Faſt auf allen Seiten iſt ſie umſchloſſen von den Weſtausläufern des Thian-ſchan; nur nach Weſten iſt ſie offen, und

durch dieſes Thor tritt der Sſyr in die turkeſtaniſche Ebene ein, um ſich ſofort mit ſcharfer Biegung nach Norden und ſpäter nach Nordweſten zu wenden. Außerhalb dieſes Thors von Ferghana, auf der rechten Seite des Sſyr, liegen die Städte Taſchkent und weiter nördlich Tſchimkent und Hasret-i-Turkeſtan, auch Turkeſtan ſchlechthin genannt. Gerade am Eingang zu Ferghana liegt am Ufer des Sſyr die Stadt Chodſchend; in Ferghana ſelbſt iſt Kokan, das dem Chanate ſeinen Namen gab, der wichtigſte Ort.

Im Süden und Südweſten grenzte unmittelbar an Kokan das Gebiet des Emir von Buchara. Es iſt durchfloſſen von dem Seraſſchan, deſſen Lauf wieder von Oſt nach Weſt gerichtet iſt; er wendet ſich ſpäter dem Amu-Darja zu, erreicht jedoch dieſen Strom nicht, ſondern verliert ſich in einem Steppenſee. In ſeinem Oberlauf durchfließt der Seraſſchan ein enges, tief in die Ausläufer des Thianſchan eingeſchnittenes Gebirgsthal. Dann tritt er in eine äußerſt fruchtbare, im Süden und Norden, ähnlich wie Ferghana, von Berg- und Hügelketten eingeſchloſſene Ebene ein. Hier liegt die Stadt Sſamarkand inmitten blühender Gärten und üppiger Felder. Der Unterlauf des Seraſſchan gehört der Ebene an. An ihm liegt Buchara, die Hauptſtadt des Chanats, zu welchem außer dem Gebiet am unteren Seraſſchan gegenwärtig auch noch im Oſten die Gebirgslandſchaften am oberen Amu gehören. Sſamarkand und die Thalebene, in welcher es liegt, iſt dem ruſſiſchen Turkeſtan einverleibt.

Im Norden des Sſyr, als Grenznachbarn von Chiwa und Kokan, nomadiſirten und nomadiſiren noch heute die Kirghiſen, oder, wie ſie ſelbſt ſich nennen, die Kaſaken. Sie ſind ein zahlreiches, in viele Stämme, Clans und Geſchlechter zerſpaltenes Volk, der tatariſchen Raſſe zugehörig. Ihr Gebiet erſtreckt ſich vom Uralfluß oſtwärts bis zum Thianſchan; ja auch auf den Hochſteppen dieſes gewaltigen Gebirgsrückens nomadiſirt ein Zweig jenes Volkes.

Im Jahre 1734 erkannten die Kirghiſen zuerſt die Oberhoheit des Zaren an. Sie hielten das mehr für einen formellen Act, als für einen thatſächlich bindenden Vertrag, welcher ſie in eine Art Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland brachte. Sobald ſie daher die Folgen ihrer freiwilligen Unterwerfung gewahr wurden, begannen ſie mit Rußland einen mehr als hundert Jahre währenden Kampf um ihre Freiheit und Selbſtändigkeit. Später lernten ſie in ihren Streitigkeiten mit Chiwa und Kokan den Werth des ruſſiſchen Schutzes und der ruſſiſchen Herrſchaft kennen.

Sie waren gegen Ende der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts treue Bundesgenoſſen der Ruſſen. Aber auch nach dieſer Zeit kamen Aufſtände und Empörungen vor, und noch im Jahre 1870 revoltirten, von Chiwa gehetzt und unterſtützt, die Kirghiſen des Bezirks Mangyſchlak am Oſtufer des Kaſpiſchen Meeres.

Südlich des Amu, alſo in unmittelbarer Nachbarſchaft von Chiwa und Buchara, bis an das Kaſpiſche Meer und gegen Süden bis an die

Grenzen von Afghaniſtan und Perſien dehnt ſich das Gebiet der Turkmanen aus, auf die ich ſpäter zurückkommen werde.

Zwiſchen Chiwa und Rußland beſtanden ſchon zur Zeit Peters des Großen Handelsverbindungen. Dieſelben wurden jedoch vielfach durch Feindſeligkeiten geſtört und trugen wenig zur friedlichen Annäherung beider Staaten bei. Seitens der Ruſſen wurde ſogar eine militairiſche Expedition unter der Führung des Fürſten Bekowitſch gegen Chiwa ausgerüſtet; allein dieſelbe verlief unglücklich. Chiwa blieb nun mehr als ein Jahrhundert unangegriffen.

Im Jahre 1839 fand Rußland Veranlaſſung, ſich mit größerer Energie in die centralaſiatiſchen Angelegenheiten einzumiſchen.

Die Engländer drangen nämlich damals aus Indien in Afghaniſtan ein, und ruſſiſcherſeits beſorgte man eine Ausdehnung der engliſchen Herrſchaft von Afghaniſtan aus über die im Norden daran angrenzenden turkeſtaniſchen Gebiete. An Veranlaſſungen zu entſchloſſenem Vorgehen fehlte es der ruſſiſchen Regierung nicht. Die Chiweſen hatten Karawanen geplündert, ruſſiſche Unterthanen in die Gefangenſchaft fortgeſchleppt, die den Ruſſen tributpflichtigen Kirghiſen zur Empörung aufgeſtachelt. Allein die unter Perowskij ausgerüſtete Expedition verlief abermals erfolglos und Chiwa behauptete, Dank ſeiner iſolirten Lage inmitten ſchwer paſſirbarer Wüſten, noch immer ſeine Selbſtändigkeit.

Wer es etwa noch bezweifeln wollte, daß dieſer Ausgang der Expedition Perowskijs im Intereſſe der Civiliſation und der Humanität nur zu beklagen war, den wird — des bin ich gewiß — ein Blick in den Charakter der Chiweſen und in die chiweſiſchen Verhältniſſe vor der ruſſiſchen Occupation überzeugen.

Den Charakter der Usbeken habe ich ſchon oben kurz berührt. Der Ruſſe Danilewskij ſchildert dieſelben als hinterliſtig, habgierig, grauſam und lügenhaft. Vámbéry dagegen ſtellt ihren Charakter in ein beſſeres Licht; gerade die Usbeken Chiwas bezeichnet er als einfach und bieder. Allein mit dieſer Schilderung ſtimmen die Thatſachen nicht wohl überein, welche der ungariſche Reiſende, der bekanntlich im Jahre 1863, als Derwiſch verkleidet, Mittelaſien durchwanderte, ſelber berichtet. Es mag genügen, hier an eine Scene zu erinnern, welcher Vámbéry als Augenzeuge beiwohnte, und welche wenig für den Biederſinn der Usbeken zu ſprechen ſcheint, wohl aber geeignet ſein dürfte, die damaligen chiweſiſchen Zuſtände zu illuſtriren. Eben von einer Audienz bei Seid Mehemed Chan kommend, ſah Vámbéry im äußerſten Vorhof des Palaſtes gegen 300 kriegsgefangene Turkmanen vom Stamme der Tſchaudor. Die Tſchaudors hatten eine Karawane auf dem Wege von Orenburg nach Chiwa überfallen und ausgeplündert; die Reiſenden waren von ihnen ſo mißhandelt worden, daß ſie faſt Alle in der Wüſte umkamen. Die Chiweſen unternahmen zur Beſtrafung der Tſchaudors einen Zug gegen

dieſelben und brachten jene Gefangenen zurück. Die jungen Leute wurden als Sclaven verkauft, die älteren zum Tode verurtheilt.

„Die erſteren wurden je 10 bis 15 mit eiſernen Halsringen an einander gekettet fortgeführt, die letzteren fügten ſich geduldig in das über ſie verhängte Urtheil und erſchienen wie gebundene Lämmer in den Händen ihrer Henker. Während man Mehrere zum Galgen oder Block fortführte, ſah ich ganz dicht neben mir, wie acht Greiſe auf einen Wink des Henkers ſich mit dem Rücken auf die Erde niederlegten. Man band ihnen Hände und Füße, und der Henker ſtach ihnen der Reihe nach beide Augen aus."

Nach einer weiteren Ausmalung dieſer Greuelſcene, die ich abſichtlich übergehe, fährt Vámbéry fort:

„Uebrigens iſt dieſe haarſträubende Beſtrafung von Kriegsgefangenen durchaus nicht als Ausnahme zu betrachten. In Chiwa ſowie in ganz Mittelaſien weiß man nicht, was Grauſamkeit iſt, dieſes Verfahren gilt für ganz natürlich, da Sitten, Geſetze und Religion damit übereinſtimmen. Der gegenwärtige Chan wollte ſich den Ruf eines Beſchützers der Religion verſchaffen, den er dadurch zu erlangen glaubte, wenn er das kleinſte Vergehen gegen die Religion mit großer Härte beſtrafte. Ein Blick auf eine verſchleierte Dame genügte, um durch Redſchm, wie die Religion befiehlt, hingerichtet zu werden."

Nach Schilderung der ſchauderhaften Hinrichtungsart heißt es weiter: „Nicht nur Ehebruch, ſondern auch andere Vergehen gegen die religiöſen Vorſchriften ließ der Chan mit dem Tode beſtrafen, ſo daß in den erſten Jahren ſeiner Regierung die Ulemas ſeinen Religionseifer abkühlen mußten; doch vergeht kein Tag, an dem nicht Jemand von der Audienz des Chans durch das verhängnißvolle alib barin („nehmt ihn mit!") weggeführt wird."

Man wird zugeben, daß dieſe Erzählung Vámbérys eher zu dem Urtheile Danilewskijs über die Usbeken ſtimmt als zu ſeinem eigenen. Doch dies nur nebenher! Genug: Perowskijs Expedition ſchlug fehl und dem Usbekenſtaate am Amu war noch eine Gnadenfriſt gewährt.

Im Jahre 1848 legten die Ruſſen am Syr-Darja, in der Nähe ſeiner Einmündung in den Aralſee das Fort Aralsk an, als feſten Stützpunkt für weitere Unternehmungen ſowie zur Sicherung der Grenzen gegen die Uebergriffe der Chiweſen und Kokanzen.

In Buchara und Kokan herrſchten in jener Zeit fortwährend die ärgſten Wirren und Zwiſtigkeiten. Die Feindſeligkeiten der beiden Staaten gingen in alte Zeit zurück. Die Dynaſtie der Scheibaniden hatte die Herrſchaft von Kokan mit der von Buchara vereinigt. Später riß Kokan ſich los und gewann, von den benachbarten Bucharioten mit Neid und Mißgunſt beobachtet, beſonders unter der Regierung von Mehemmed Ali Chan, an Macht und Bedeutung. Der Emir Nasrulla von Buchara, ein Wütherich ohne Gleichen, beſiegte zwar die Kokanzen und Mehemmed Ali Chan verlor im Kampfe gegen ihn Thron und Leben; allein die Kiptſchaks bemächtigten

ſich nun der Leitung der Angelegenheiten in Kokan. Ein Regentenwechſel folgt auf den andern; jeder iſt verbunden mit Meuchelmord, Verrath und Blutvergießen.

Daß bei ſolchen Zuſtänden es nicht an Conflicten zwiſchen den Kokanzen und den in ihrer Grenznachbarſchaft wohnenden, unter ruſſiſchem Schutz ſtehenden Kirghiſen fehlen konnte, verſteht ſich von ſelber. Eine große Zahl von Kirghiſen, welche bereits zu ſeßhaftem Leben übergegangen waren, verließ, der ewigen Plackereien und Unruhen überdrüſſig, Felder und Dörfer und kehrte zum Nomadenleben zurück. Andere begaben ſich unter den Schutz von Chiwa, das mit Buchara je und je in erbitterter Feindſchaft lebte, um jedoch von den neuen Herren nur noch mehr bedrückt zu werden. Da entſchloſſen die Ruſſen ſich zur Intervention und wurden von den Kirghiſen mit Jubel als Retter und Befreier begrüßt. Es galt vor allem die Stellung am Syr zu ſichern und die Befeſtigungen, welche zum Schutz der Grenze dienten, längs dieſes Fluſſes in der Richtung gegen Kokan vorzuſchieben. Im Jahre 1852 wurde das kokanziſche Fort Ak-Mesdſched, 90 Meilen oberhalb der Syrmündung und des Forts Aralsk, von General Perowskij angegriffen und im folgenden Jahre genommen. Zwar verſuchten die Kokanzen, es den Ruſſen wieder zu entreißen; allein die kleine ruſſiſche Beſatzung leiſtete der zehnfachen Uebermacht der Feinde tapferen Widerſtand und behauptete ſich im Beſitze des Forts.

Die Situation der Ruſſen wurde damals noch beträchtlich erſchwert durch einen Aufſtand der Kirghiſen unter Kutebar. Fünf Jahre hindurch gelang es dieſem kühnen und liſtigen Nomadenhäuptling, ſich gegen die Ruſſen zu behaupten; erſt durch vortheilhafte Anerbietungen ſeitens der ruſſiſchen Regierung ließ er ſich zu freiwilliger Unterwerfung (1858) bewegen.

Die Thronſtreitigkeiten in Kokan dauerten inzwiſchen ununterbrochen fort. Die Kiptſchaks hatten Chudajar Chan, einen Enkel Mehemmed Ali Chans, auf den Thron erhoben. Derſelbe wurde 1857 von ſeinem eigenen Bruder geſtürzt und begab ſich nun zu dem Emir Muſaffer-ed-din von Buchara, dem Nachfolger Nasrullas. Von ihm unterſtützt kehrte er nach Kokan zurück. Auch die tapferen Kiptſchaks erlagen den Turkmanen, welche der Emir gegen ſie in's Feld führte. So kam Kokan wieder unter buchariotiſchen Einfluß, und die Bucharioten betheiligten ſich nun eifrigſt an den Feindſeligkeiten der Kokanzen gegen die Ruſſen. Letztere, durch den Krimkrieg genugſam in Anſpruch genommen, ſahen ſich vollſtändig auf die Defenſive angewieſen und waren zufrieden, ihre Poſitionen am Syr zu behaupten.

Erſt im Jahre 1864 war Rußland wieder in der Lage, ſein Anſehen und ſein Uebergewicht in Mittelaſien herzuſtellen. Es wurde eine Expedition gegen die Grenzſtadt des kokanziſchen Chanats, Turkeſtan, ausgerüſtet und dieſelbe genommen. Die Kokanzen, um dem weiteren Vordringen der Ruſſen einen Damm entgegenzuſtellen, befeſtigten Tſchimkent. Allein in den erſten

Wochen des September rückte General-Major Tschernjajew gegen die Stadt vor und nahm sie, trotz des entschlossenen Widerstandes der Vertheidiger, mit Sturm. Damit war den Russen die Syr-Linie gesichert; gleichzeitig aber besaßen sie eine starke Basis für weitere Operationen gegen Kokan, zunächst gegen die Städte Taschkent und Chodschend.

Die Kokanzen machten nun die ernstesten Anstrengungen, sich der verlorenen Positionen wieder zu bemächtigen, und erfochten einen bedeutenden Sieg über die russischen Truppen. Allein eine zweite Schlacht beraubte sie wieder der gewonnenen Vortheile und Tschernjajew hatte nun den Weg auf Taschkent sich gebahnt. Die Bewohner dieser Stadt wandten sich an Emir Musaffer-ed-din um Hilfe. Um diesem zuvorzukommen, besetzten die Russen Taschkent am 15. Juni 1865. Den Einwohnern wurde vollständige Autonomie unter russischer Oberhoheit und freie Religionsübung garantirt, und dieselben erst später auf ihr eigenes Ansuchen officiell in den russischen Unterthanenverband aufgenommen.

Musaffer-ed-din knüpfte nun zwar Unterhandlungen an, ließ aber eine russische Gesandtschaft in das Gefängniß werfen. Der Krieg begann daher von Neuem und zwar gegen die verbündeten Kokanzen und Bucharioten. In der Schlacht von Irdschar, unweit des Syr-Darja gelegen, besiegte General Romanowskij die zwölffache Uebermacht des Emir Musaffer. Hierauf wendeten sich die Russen gegen die Kokanzen, bombardirten und erstürmten Chodschend und beendigten ihre Operationen mit der Besetzung der wichtigsten buchariotischen Grenzfestungen. Während nun der Emir sich um die Unterstützung Englands bemühte, wurde von der russischen Regierung das neu erworbene Gebiet in ein General-Gouvernement umgewandelt, und dieses von dem thätigen und umsichtigen General Kaufmann organisirt.

Obwohl Musaffer die erwartete Hilfe von England nicht erhielt, war doch er es, welcher wieder die Feindseligkeiten begann. Auch in Kokan brach ein Aufstand gegen die Russen aus; Chiwa verbündete sich mit den Turkmanen und begann zu rüsten. Ein glänzender Sieg der Russen bei Ssamarkand eröffnete den Feldzug. Während nun die Hauptarmee längs des Serafschan nach Buchara vorrückte, wurde die kleine Besatzung der Citadelle von Ssamarkand durch eine zweite buchariotische Armee, welche von Süden her anrückte, belagert. Acht Tage lang leisteten die Handvoll Russen einer Armee von 25 000 Mann heldenmüthigen Widerstand, bis General Kaufmann die hart bedrängte Schaar entsetzte.

Nun entschloß sich der Emir, mit Rußland Frieden zu machen und das Gebiet am mittleren Serafschan mit Ssamarkand an den Zaren abzutreten.

Buchara war gedemüthigt; Chudajar Chan in Kokan verhielt sich ruhig; nur Chiwa verharrte in seiner feindlichen Haltung gegen die Russen. Die Chiwesen fuhren fort, russische Karawanen zu plündern und in das Gebiet der Kirghisen einzufallen. Im Jahre 1870 unterstützten sie

die Revolte der Kirghisen von Mangyschlak. Nun endlich (1873) wurde der Feldzug gegen Chiwa in Angriff genommen. Zwei Colonnen unter Markosow und Lomakin rückten von Kaspisee gegen das Chanat vor, das dritte führte von Osten her General von Kaufmann durch die Sandwüste Kysyl-kum gegen Chiwa. Markosows Truppen mußten, nachdem sie in der Wüste durch glühende Hitze und Wassermangel die furchtbarsten Mühsalen erduldet hatten, unverrichteter Sache wieder umkehren; Lomakin und Kaufmann dagegen trafen gleichzeitig vor Chiwa ein. Am 10. Juni fiel die Stadt und der Chan mußte die ihm vom General Kaufmann dictirten Bedingungen annehmen. Er trat in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland und mußte diesem das rechte Ufer des Amu räumen.

Bald darauf begannen in Kokan neue Verwickelungen. Die Kiptschaks rebellirten gegen Chudajar Chan; dieser flüchtete sich zu den Russen und stellte sich unter deren Schutz. Obwohl nun Unterhandlungen mit den Kiptschaks geführt wurden, ließen diese sich Grenzverletzungen zu Schulden kommen. Sie wurden jedoch bei Machram, in der Mitte zwischen Chodschend und Kokan gelegen, von Kaufmann geschlagen und die Hauptstadt des Chanats genommen. Nach längeren Kämpfen mit den Aufständischen ward Kokan im Januar 1875 unter dem historischen Namen Ferghana dem General-Gouvernement Turkestan einverleibt.

II. Das Land der Turkmanen und seine Bewohner.

Ich glaube, daß diese kurze Skizze von der Begründung und Ausbreitung der russischen Macht in den Chanaten von Syr und Amu für die Beurtheilung der central-asiatischen Frage nicht bedeutungslos ist. Einerseits ergiebt sich aus derselben wohl jedem unbefangenen Leser die Thatsache, daß die Verhältnisse, wie sie um die Mitte unseres Jahrhunderts in Central-Asien gelagert waren, die Intervention einer civilisirten Macht dringend erheischten. Andrerseits dürfte es unzweifelhaft erscheinen, daß zu einer solchen Intervention Rußland in erster Linie berufen war. Nachdem aber einmal Rußland diese Mission übernommen, mußte es in einem Lande, wo die Natur keinerlei feste Schranke aufgerichtet hat, gewissermaßen von selbst und ohne sein Zuthun Schritt für Schritt weiter geführt werden. Es wird sich, denke ich, ergeben haben, daß die Fortschritte Rußlands ganz allmähliche waren und die Ereignisse sich naturgemäß Eines aus dem Anderen entwickelten. In der That dürfte es schwer fallen zu sagen, wo die Linie war, über welche Rußland nicht hätte hinausgehen sollen, wann der Zeitpunkt, an welchem es Halt machen mußte.

Allein mit der Unterwerfung Chiwas und Bucharas war der Proceß noch nicht abgeschlossen. Nun war Rußland hart an die Gebiete der Turkmanen, des wildesten Nomadenstammes in Mittelasien, herangerückt. Abermals

befand es sich in der von Gortschakow in seiner Circularnote geschilderten Situation, ein nomadisches Volk zu Grenznachbarn zu haben, und der Conflict mit demselben war für den Culturstaat unvermeidlich.

Ueber die Turkmanen fließen die Literaturquellen sehr reichlich. Alle mittelasiatischen Reisenden, von welcher Nationalität sie auch sein mochten, haben sich mit diesem Volke beschäftigt und mehr oder minder umfangreiche Schilderungen über ihren Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Lebensweise und ihre socialen Einrichtungen geliefert. Der englische Politiker Marvin hat die in den Schriften eines Burnes, Conolly, Abbott, Murawiew, Vámbéry, Petrusewitsch, Ferrier, Grodekow zerstreuten Notizen und Mittheilungen zu einem ziemlich umfangreichen Buche zusammengestellt.

Ich will versuchen, in Kürze nach Lage und Ausdehnung das Territorium zu skizziren, welches von turkmanischen Stämmen bewohnt wird.

Das Turkmanenland liegt auf gleicher Breite mit Spanien und dem südlichen Italien. In seiner größten Ausdehnung von West nach Ost erstreckt es sich über elf Längengrade. Diese Entfernung entspricht einer Linie, welche wir von Lissabon aus quer durch die ganze pyrenäische Halbinsel und noch über deren Ostküste hinaus unter die Länge der Pithyusen gezogen denken; in Deutschland etwa einer Linie von der Mündung der Ems bis zur Mündung des Pregel. Seine größte Breite hat es im Westen längs der Küste des Kaspischen Meeres, gegen Osten läuft es in einen spitzen Winkel zu.

So entsteht annähernd ein rechtwinkeliges Dreieck, die Hypotenuse bildet die Nordostgrenze des Turkmanenlandes, die Katheten die Grenzen gegen Süden und gegen Westen. Der Hypotenuse entspricht der Lauf des Amu-Darja von seinem Eintritt in die Ebene bis dahin, wo er das Gebiet von Chiwa erreicht, und einer Linie, welche man von dieser Stelle in der nämlichen Richtung fortlaufend gezogen denkt, bis sie die Ostküste des Kaspischen Meeres trifft. Folgt man dieser Küste gegen Süden bis zur Mündung des Atrek, d. h. bis zum Anfang des persischen Territoriums, so ist damit die Westgrenze des Turkmanengebiets gegeben.

Schwieriger ist es, die Südgrenze mit wenigen Worten zu bestimmen, obwohl oder vielmehr gerade weil hier die Gebirge eine festere Begrenzung bilden. Die gerade Linie erscheint hier daher mehrfach gebrochen.

Als Ausgangspunkt mag die Stelle dienen, wo das Thal des Tedschent oder des Herirud, des Flusses von Herat, in die Steppe sich öffnet, wo bisher die politische Grenze Persiens und Afghanistans sich berührte. An dieser Stelle liegt Sserakseh, ein Fort, welches den Persern als Sicherheitsposten gegen die Turkmanen diente, ohne daß diese jedoch dadurch von ihren Raubzügen sich hätten abhalten lassen. Ziehen wir von Sserakseh aus eine Linie, fast genau nach Osten, nur wenig nach Norden geneigt, bis sie den Amu-Darja erreicht, so entspricht dieselbe der bis auf die neueste Zeit

von Afghanistan gegen das Turkmanengebiet in Anspruch genommenen Nordgrenze.

Von dieser Grenze aus steigt das Land nach Süden allmählich gegen die Hochgebirge an, welche die centralen Theile Afghanistans ausfüllen. Man bezeichnet es als das Afghanische Turkestan, weil es von Turkvölkern bewohnt, von den Afghanen aber beherrscht wird. Das Land ist fruchtbar und wegen der gegen die Steppe hin sich öffnenden Thäler vom Norden her leicht zugänglich. Wir begreifen daher, daß die Turkmanen sich wenig um jene nominelle Grenze bekümmerten, sondern gerade das Afghanische Turkestan vielfach mit ihren Raubzügen heimsuchten. Manche turkmanische Stämme nomadisiren sogar auf Landstrecken, welche Afghanistan als eigenen Grund und Boden beanspruchte.

Schärfer gezeichnet ist die Südgrenze des Turkmanengebietes und der Turkmanensteppe gegen Persien hin, d. h. auf der Strecke vom Tedschent bis zur Küste des Kaspischen Meeres.

Bei Sseraksch beginnt nämlich auf dem linken Ufer des Tedschent ein Gebirgssystem, welches sich nach Nordwesten zieht in der Ausdehnung der Alpen vom Bodensee bis Wien. Steil und einem Walle vergleichbar, ohne bedeutende Unterbrechung steigt es aus der Ebene auf, über deren unabsehbare Fläche von seinem Kamme aus die Blicke ungehindert schweifen. Eine Gesammtbezeichnung für dieses Gebirge existirt bis jetzt nicht. Aus später sich ergebenden Gründen möchte ich den Namen Achal-Gebirge vorschlagen. Auf unseren Karten finden wir für den westlichen Theil die Benennung Kopet-Dagh, für den östlichen Gulistan-Gebirge verzeichnet.

Längs des Kammes des Achal-Gebirges lief die nominelle Grenze zwischen dem Gebiet der Turkmanen und der persischen Provinz Chorassan. Trotzdem hier die politische Grenze mit einer natürlichen zusammenfiel, wurde sie von den Steppennomaden durchaus nicht respectirt, und das nördliche Chorassan hatte unter den turkmanischen Raubzügen nicht minder zu leiden als das Afghanische Turkestan.

Noch in einer Entfernung von 150 Kilometer vom Gestade des Kaspischen Meeres erreicht bei dem Ort Kysyl-arwat der Wall des Achalgebirges sein nordwestliches Ende. Es erheben sich zwar auch noch weiter gegen Nordwesten vereinzelte Gebirgsstöcke, darunter ein ziemlich bedeutender, über das Niveau der Ebene; allein die natürliche Begrenzung der Steppe ist nunmehr unterbrochen, und damit auch die Grenze ihrer Bewohner, der Turkmanen. Wir können dieselbe nur mehr approximativ angeben durch eine Linie, welche wir vom Ende des Achalgebirges scharf nach Südwesten bis an die Mündung des Atrek ziehen.

Das in Kürze umschriebene Gebiet ist nun hinsichtlich seiner Bodenbeschaffenheit durchaus nicht gleichartig. Weite Strecken desselben sind selbst für Nomaden absolut unbewohnbar. Da, wo Flugsand den harten Thonuntergrund bedeckt oder Salz in Uebermenge mit dem Boden vermischt ist,

finden auch die Turkmanen für ihre Heerdethiere, besonders für ihre Pferde, kein genügendes Futter mehr. Auch fehlen die Brunnen, oder man trifft sie nur in großen Zwischenräumen, oder sie liefern schlechtes, brakisches Wasser, das für Menschen und Thiere ungenießbar ist. So stößt an die Südgrenze des fruchtbaren Chiwa die öde Sandwüste Kara-kum, „der schwarze Sand", deren Dünen zungenartig in das angebaute Land hinein sich erstrecken, ja sogar der Hauptstadt selber sich nähern. Hier kann selbst von nomadischem Hirtenleben keine Rede sein.

In anderen Strecken, wo die Vegetation eine reichere ist, liegen die Verhältnisse günstiger, am günstigsten in den an Afghanistan und Persien angrenzenden Gebieten. Die südwestliche Ecke des Turkmanengebietes, das Gebiet des Atrek-Flusses, ist sogar von großer Fruchtbarkeit; manche Stämme sind hier zu Ackerbau und seßhaftem Leben übergegangen. Ein schmaler Streifen Fruchtlandes erstreckt sich längs des Achal-Gebirges. Er erhält die nöthige Feuchtigkeit durch die zahlreichen Gewässer, meist nur unbedeutende Bäche, welche von diesem Gebirge herabfließen und nach kurzem Laufe im Steppensande versiegen. Diesen Landstrich, welcher von Kysyl-arwat bis an den Tedschent bei Sseraksch sich erstreckt, bezeichnen die Einwohner mit dem Namen Achal, und es dürfte nicht unpassend sein, diesen Namen auch auf das Gebirge anzuwenden. Achal war bis vor wenigen Jahren im Besitze des wildesten aller Turkmanenstämme, der Tekke, welche hier sogar das Feld bestellten und zu befestigten Dörfern sich zusammengeschlossen hatten. Von nicht geringerer Bedeutung ist die Oase Merw, welche nördlich von Sseraksch ziemlich weit in die Steppe vorgeschoben ist, bewässert vom Murghab-Flusse, welcher hier sein nördliches Ende erreicht, indem er gleich den übrigen Flüssen, welche von den südlichen Gebirgen her der Ebene zufließen, im Wüstensande sich verliert. Auch Merw war im Besitze der Tekke. Die Bodencultur ist in der Oase nicht unbedeutend; noch größer ist ihre Wichtigkeit als Kreuzungspunkt der bedeutendsten Karawanenstraßen, und diese verdankt sie in erster Linie ihrer exponirten Lage.

Im Thale des Murghab oberhalb Merw nomadisiren, auf früher nominell afghanischem Boden, die Ssaryk und die Ssalor; weiter gegen Osten hin, ebenfalls an den Grenzen des Afghanischen Turkestan, die Kara-Turkmanen und die Alieli, längs des Amu die Ersari, zwischen Aral- und Kaspisee die Tschaudors, seit längerer Zeit bereits russische Unterthanen.

Wieder andere Gebiete sind jetzt zwar Steppenboden, nur dürftig mit Gras bewachsen; aber bei gehöriger Bewirthschaftung und vornehmlich bei genügender Bewässerung könnten sie anbaufähig und in ergiebiges Ackerland verwandelt werden. Dies gilt ganz besonders nach den Angaben des bekannten Berichterstatter der Daily News, O'Donovan, der im Sudan ein trauriges Ende nahm, von dem ganzen Gebiet zwischen Sseraksch und Merw. Es ist eben wahrscheinlich, daß der Untergrund wenigstens am Rande des

Turkmanengebietes aus Löß beſteht, der an ſich, wie bemerkt, unfruchtbar erſcheint, aber bei genügender Bewäſſerung große Productionskraft entfaltet.

Naturgemäß bilden den Hauptreichthum der Turkmanen ihre Heerden, welche vornehmlich aus Kamelen beſtehen. Berühmt ſind die turkmaniſchen Pferde, beſonders wegen ihrer Schnelligkeit und beiſpielloſen Ausdauer.

So viel über das Gebiet der Turkmanen, über ſeine Grenzen und ſeine wirthſchaftlichen Verhältniſſe. Das eine dürfte wohl klar ſein: Es war nicht der Werth des Landes an ſich, was die Ruſſen veranlaßte, ſo bedeutende Anſtrengungen zu der Erwerbung deſſelben zu machen. Wenn es ſich auch nicht leugnen läßt, daß bei geordneten Zuſtänden und richtiger Bewirthſchaftung die Ertragsfähigkeit deſſelben gehoben werden kann, ſo wird dieſelbe doch niemals ſo bedeutend werden, daß ſie die Koſten der Verwaltung und Regierung eines ſo ausgedehnten Gebietes zu decken vermag. Dagegen iſt das Turkmanenland von Wichtigkeit für den aſiatiſchen Handel, und es bleibt ferner die Möglichkeit, daß die ruſſiſche Regierung es nur als eine Etappe auf dem Wege nach Indien betrachtet. Endlich kann angenommen werden, daß der Charakter und die Lebensweiſe der Turkmanen Rußland, nachdem es nun einmal deren Grenznachbar geworden war, zu einer aggreſſiven Politik zwangen.

Die Turkmanen ſind nach der übereinſtimmenden Angabe aller Reiſenden der wildeſte, trotzigſte und unbändigſte aller Nomadenſtämme Mittelaſiens. Mit Stolz bezeichnen ſich ſelbſt als ein Volk, das keinerlei Herrſcher gehorcht. Die Regierungsform iſt eine rein patriarchaliſche. In zahlreiche Stämme und Geſchlechter zertheilt, wohnen ſie dorfweiſe zuſammen. Jedes Dorf beſteht aus den von je einer Familie bewohnten Filzhütten oder Kibitken. Wenn die Weide, woſelbſt ſie ſich niedergelaſſen haben, nicht mehr ausreicht zur Ernährung ihrer Heerden, ſo werden die Hütten abgebrochen und neue Weidegründe aufgeſucht. Wie alle Nomaden ſind auch die Turkmanen gaſtfrei. Wer in ihr Zelt eingekehrt iſt, der darf ſich für ſicher und geborgen halten. Mit ſeinem Leben würde der Wirth für ſeinen Gaſt einſtehen, was ihn jedoch nicht hindert, denſelben gegebenen Falles, wenn er an einen drittem Orte außerhalb des Dorfes ihm begegnet, zu beſtehlen oder auszurauben. Vámbéry weiß davon Ergötzliches zu erzählen.

Stolz, Freiheitsliebe, Gaſtlichkeit — das mögen wohl die einzigen ſympathiſchen Züge an dem Charakter der Turkmanen ſein. Ihre Tapferkeit iſt nicht über allen Zweifel erhaben. Die Angaben und Urtheile der Reiſenden gehen hier merkwürdig auseinander. Ehe die Turkmanen mit den Ruſſen in Krieg geriethen, hatten ſie es nur mit feigen und unkriegeriſchen Gegnern zu thun. Wenn aber auch die Ruſſen manchen Mißerfolg gegen die Turkmanen aufzuweiſen haben, ſo trugen dieſe daran gewiß weniger die Schuld, als vielmehr die Natur des von ihnen bewohnten Landes welche ihren Widerſtand höchſt wirkſam unterſtützte. Gewiß iſt, daß die Turkmanen in ihrem Angriffe äußerſt ungeſtüm ſind, daß es ihnen aber an

Ausdauer und Zähigkeit fehlt. Die Chiwesen haſſen ſie, die Perſer verachten ſie, vor den Ruſſen haben ſie Reſpect, weil dieſen es gelungen iſt, ihnen Furcht einzujagen.

Als Sunniten ſind die Turkmanen geſchworene Feinde der Perſer. Der Glaubensunterſchied geſtattet dieſen gegenüber jegliche Gewaltthat. Ueberhaupt wird der Fremde, ſofern er nicht Gaſt iſt, als vogelfrei angeſehen. Hat man die Macht dazu, ſo plündert man ihn aus, wo nicht, ſucht man ihn in Handel und Wandel möglichſt zu übervortheilen. Die Turkmanen ſind habgierig und heimtückiſch, Raub und Diebſtahl ſind ihre Lieblingsbeſchäftigung, und dabei ſind ſie von einer beſtialiſchen Grauſamkeit. Dies aber ſind Charaktereigenſchaften, durch welche ſie für ihre Grenznachbarn höchſt gefährlich werden und die Einführung geordneter Zuſtände und geſetzlich geregelter Verhältniſſe unmöglich gemacht haben, Eigenſchaften, welche ihre Unterwerfung mit Waffengewalt als eine Culturnothwendigkeit, als eine gebieteriſche Forderung der Humanität und der Civiliſation erſcheinen laſſen.

Wollte ich hier auf die Zuſtände in den an die Turkmanenſteppe angrenzenden Gebieten, wie ſie durch jenes Raubgeſindel verſchuldet ſind, auch nur einigermaßen eingehen: es würde Stoff genug geben zu einem Buche. Darum nur in Kürze das Allernöthigſte. Man ſchlage nur die Reiſewerke eines Burnes, Vámbéry, Mac Gregor auf — weder die Verſchiedenheit der Nationalität des Reiſenden, noch auch die politiſche Anſchauung kommt hier in Betracht; es handelt ſich nur um Thatſachen, von Augenzeugen berichtet — faſt jedes Blatt erzählt von den Greuelthaten der Turkmanen. Nicht blos die Karawanen, welche die Wüſte durchzogen, waren von ihnen bedroht, ſo daß eine Reiſe von Perſien nach Chiwa und Buchara in der That ſtarke Nerven erheiſchte; auf ihren Alamans oder Raubzügen drangen ſie auch oft mehrere Tagereiſen weit in die an ihre Steppe angrenzenden Landſtriche Choraſſans und Afghaniſtans. Aber nicht nur Hab und Gut, Vieh und Erntevorräthe waren das Ziel ihrer Wünſche; eine weit werthvollere und erwünſchtere Beute waren die armen Landeseinwohner ſelbſt. Männer, Weiber und Kinder ſchleppten ſie gefangen fort und verkauften ſie als Sclaven in Chiwa und Buchara. Und nicht blos die Einzelnen, welche ſie zufällig auf freiem Felde trafen, fingen ſie auf, ſondern in größeren Trupps legten ſie ſich in Hinterhalt in der Nähe der Verkehrsſtraßen oder der Siedelungen, und mit dem erſten Morgengrauen fielen ſie über die vorüberziehenden Karawanen oder über die Dörfer her, um mit der erworbenen Beute ſo raſch als möglich wieder in ihre Wüſten ſich zurück zu ziehen.

Ein lebhafter Menſchenhandel ward ſo in Mittelaſien betrieben. Chiwa und Buchara waren die erſten Märkte, wo die Turkmanen ihre Waare losſchlugen. Tauſende von Perſern lebten in den Chanaten als Sclaven der hartherzigen, faulen Usbeken. Erſt die Intervention der Ruſſen machte dieſen nichtswürdigen Zuſtänden ein Ende. Der Sclavenhandel wurde verboten, eine große Zahl von Gefangenen freigegeben. Viele kehrten in die

Heimat zurück; viele, welche in die neuen Verhältniſſe ſich gefunden oder Vermögen und Selbſtändigkeit erworben hatten, oder welche keine Beziehungen mehr an das Vaterland ketteten, blieben zurück und bilden nun denjenigen Theil der Bevölkerung, auf welche die ruſſiſche Regierung in den neu erworbenen Landestheilen am meiſten ſich zu ſtützen vermag.

Die Unſicherheit des Lebens, der Freiheit und des Eigenthums mußte natürlich auf die wirthſchaftlichen Verhältniſſe der angrenzenden Landſtriche Perſiens und Afghaniſtans in deſtruirender Weiſe einwirken. Die Perſer waren unfähig, dem Uebel zu ſteuern. Verſuchten ſie es mit Gewalt, ſo wurde ihre Armee — übrigens das erbärmlichſte Truppenmaterial, das man ſich nur denken kann — beſiegt und aufgerieben. Die Afghanen ſind in den Landſchaften nördlich des Hindukuſch ſelbſt erſt im vorigen Jahrzehnt als Eroberer aufgetreten und haben kein Herz für deren Bewohner, welche ihnen nicht minder, wie den Turkmanen, zur Befriedigung ihrer Habgier dienen müſſen.

Die fruchtbarſten Thäler Choraſſans liegen wüſte und unbebaut, ſofern ſie von der Steppe her zugänglich ſind. Ihr Anblick wirkt um ſo niederſchlagender, weil man allenthalben den Spuren einer früheren Blüthe begegnet: Ruinen von Dörfern und Weilern, verwüſteten Feldern, zerſtörten Waſſer-Canälen. In einem Diſtrict auf der Grenze zwiſchen Afghaniſtan und Perſien gab es vordem 350 bewohnte Niederlaſſungen, welche zur Zeit, als Grodekow denſelben durchritt, ſammt und ſonders in Trümmern lagen.

Zu allem dieſem Elend kommt nun noch der Umſtand, daß der unglücklichen Perſer, welche in die Hände ihrer erbarmungsloſen Gegner fielen, ein geradezu ſchaudervolles Loos wartete. Vámbéry wohnte als Augenzeuge in einem Turkmanendorfe, nahe der Atrekmündung, der Rückkehr einer ſolchen Räubertruppe bei. Er ſchildert die Greuelſcenen, welche er mit anſah, mit lebhaften Farben und ſchließt mit den bezeichnenden Worten: „Und dieſe ſchrecklichen ſocialen Verhältniſſe ſind über Petersburg, Niſchnij-Nowogrod und Aſtrachan kaum vierzehn Tage weit entfernt von Europa!“

Lautet das nicht, als wolle es Vámbery als eine Pflicht Rußlands hinſtellen, ordnend in dieſe Zuſtände eingreifen? Aber wenn das der Verfaſſer auch nicht ſagen wollte, wir werden es zugeben müſſen, wofern wir objectiv die Sachlage beurtheilen: Hier mußte Abhilfe geſchaffen werden, und wir haben nicht lange nach Neigungen oder Möglichkeiten zu fragen. Die Ehre und die Anerkennung gebührt der Nation, welche eine ſolche Aufgabe thatſächlich übernommen und durchgeführt hat, und dieſe Nation iſt die ruſſiſche. Was hilft uns die Phraſe: die Engländer hätten das weit beſſer gekonnt. Damit wird kein einziger Perſer aus entehrenden Ketten befreit, kein einziges der zerſtörten Dörfer wieder aufgebaut, keine einzige Karawane auf ihrem Zug durch die Wüſte geſchützt.

Der engliſche Reiſende Mac Gregor traf auf ſeiner Reiſe durch Choraſſan mit einem alten Manne zuſammen, welcher kurz zuvor bei einem

Ueberfall der Turkmanen ſein Weib, drei Söhne und eine Tochter verloren hatte. „O Herr," ſchloß er die Erzählung des Unglückes, das ihn betroffen hatte, „ich wünſche zu Gott, daß entweder ihr kommen möget oder die Ruſſen, um uns von dieſen Teufeln zu befreien!"

Nun, der Wunſch des alten Chorassani, der zugleich ja der Wunſch aller ſeiner Landsleute war, iſt zum Theil ſchon in Erfüllung gegangen. Die Engländer ſind zwar nicht gekommen, den turkmaniſchen „Teufeln" das Handwerk zu legen, wohl aber die Ruſſen.

III. Die Beziehungen Rußlands zu den Turkmanen.

Rußland war ſchon verhältnißmäßig frühzeitig zu den Turkmanen in Beziehung getreten. Zu der Zeit Peters des Großen wurden bereits zwei Befeſtigungen an der Oſtküſte des Kaſpiſchen Meeres angelegt, im Norden an der Alexandersbai und weiter im Süden auf der Landzunge Kraßnowodsk. Später wurden beide Forts wieder verlaſſen. Ein ſeitens der Turkmanen geäußerter Wunſch, in den ruſſiſchen Unterthanenverband aufgenommen zu werden, wurde zurückgewieſen. Und zwar begründete man dieſen Entſchluß durch folgende Erwägungen: „Rußland hat keinen Vortheil, die Turkmanen unter ſeinen Schutz zu nehmen, noch weniger ſie als Unterthanen anzuerkennen; denn dieſes Volk, von Natur wild und räuberiſch, ſucht unter der Art von Botmäßigkeit nur Unterſtützung an Lebensbedürfniſſen. Es giebt kein Mittel, mit ihnen einen wohlorganiſirten Handel zu führen; denn ſie machen es ſich zur Aufgabe, die Kaufleute zu berauben oder zu tödten oder ſie in ſchwere Gefangenſchaft zu bringen."

In den erſten Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts wurden größere Turkmanenabtheilungen, welche auf dem Uſt-urt-Plateau zwiſchen Ural und Kaſpiſee nomadiſirten, unter das Protectorat Rußlands geſtellt.

Gleichzeitig ging man überhaupt darauf aus, an der Oſtküſte des Kaſpiſchen Meeres wieder feſten Fuß zu faſſen. Im Jahre 1833 wurde Nowo-Alexandrowsk auf der Halbinſel Mangyſchlak gegründet; mehr und mehr Turkmanenſtämme, welche in der Nähe der Küſte des kaſpiſchen Meeres nomadiſirten, ließen ſich in den ruſſiſchen Unterthanenverband aufnehmen; im Jahre 1869 endlich wurde die Kraßnowodsk'ſche Befeſtigung angelegt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Rußland bei dieſen Unternehmungen in erſter Linie handelspolitiſche Zwecke verfolgte. Es galt den Verkehr der Schiffe auf dem Kaſpiſchen Meere und die Fiſcherei an der Oſtküſte deſſelben gegen die Räubereien der Turkmanen zu ſchützen. Für die Anlegung der Befeſtigung von Kraßnowodsk war zugleich der Reichthum benachbarter Inſeln an Naphtha maßgebend. Allein die Blicke der ruſſiſchen Politik ſahen ohne Zweifel über dieſe nächſtliegenden Zwecke hinweg. Wenn man bedenkt, daß gerade in den vierziger Jahren die Operationen gegen die Chanate in

umfaſſenderer Weiſe und mit größerer Energie aufgenommen wurden, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß auch die Occupation der Oſtküſte des Kaſpiſchen Meeres mit jenen Unternehmungen im Zuſammenhang ſtand. Man wußte recht wohl, daß man hier dereinſt für die Beherrſchung des ganzen Steppengebietes von Mittelaſien einen feſten Stützpunkt haben werde.

An den chiwefiſchen Feldzug im Jahre 1873 ſchloſſen ſich nun auch die erſten militäriſchen Expeditionen der Ruſſen gegen die Turkmanen an.

Zu einem aggreſſiven Vorgehen war Rußland nicht blos berechtigt, ſondern auch genöthigt. Die Turkmanen hatten ſich in offene Feindſeligkeiten gegen die Ruſſen eingelaſſen; aber mehr als dies: ſie waren eine culturfeindliche Macht, welche beſeitigt werden mußte. Sie machten den Karawanenverkehr unmöglich, ſie gefährdeten die neugeſchaffenen Grenzen. Allein Rußland erkannte wohl, daß ſie nur durch eine vollſtändige Umgehung beſiegt und dauernd beherrſcht werden konnten. Die Sclavenmärkte in Chiwa und Buchara waren zwar aufgehoben und daher den Turkmanen ein Hauptabſatzgebiet entzogen; allein ſo lange dieſe an Choraſſan und dem Afghaniſchen Turkeſtan überhaupt noch ein Feld für ihre Raubgelüſte hatten — und hier hauſten und wütheten ſie in der That nach wie vor — war an ihre dauernde Beherrſchung und an eine mehr als vorübergehende Regelung und Ordnung der mittelaſiatiſchen Zuſtände, insbeſondere auch der Verkehrsverhältniſſe, nicht zu denken. Es ſtand eben naturgemäß zu erwarten, daß der Mord häufiger werden würde als der Menſchenraub, aber keineswegs, daß die Turkmanen ihrer Lieblingsbeſchäftigung, den Alamans, gutwillig entſagen würden. Uebrigens beſtand auch jetzt noch ein, wenngleich beſchränkterer, Menſchenhandel mit einzelnen Provinzen Afghaniſtans.

Noch im Jahre 1873 unternahm General von Kaufmann eine Expedition gegen die an der chiwefiſchen Grenze nomadiſirenden Jomud-Turkmanen, deren Widerſtandsfähigkeit jedoch erſt in den beiden folgenden Jahren durch Oberſt Iwanow vollſtändig gebrochen wurde.

Ich will hier durchaus nicht verſchweigen, daß nach manchen Berichten gerade dieſe Kriegszüge gegen die Jomuden ſeitens der Ruſſen mit großer Härte und Schonungsloſigkeit ausgeführt wurden. Alt und Jung, Wehrloſe wie Widerſtandsfähige, Greiſe und Kinder, Männer und Weiber, ſo heißt es, ſeien erbarmungslos niedergemacht worden. Ich möchte dieſe Sache auch nicht mit dem traurigen „c'est la guerre“ entſchuldigen, noch weniger darauf hinweiſen, daß auch bei anderen Culturſtaaten im Kriege mit barbariſchen Völkern Dinge vorgekommen ſind, welche mit den Geboten der Humanität kaum in Einklang ſtehen. Allein das dürfen wir doch nicht außer Acht laſſen, daß dieſe Berichte auf engliſche Quellen zurückzuführen ſind, und daß man engliſcherſeits natürlich tendenziös alles hervorſucht, was die ruſſiſche Politik in Centralaſien discreditiren könnte. Aber geſetzt auch, jene Grauſamkeiten wären im vollen Umfange richtig, ſo kann man doch we-

nigstens darauf verweiſen, daß es die Ruſſen damals mit gleich grauſamen und unbarmherzigen Gegnern zu thun hatten, und daß dadurch die Erbitterung der Soldaten beſonders groß geweſen ſein mag. Jedenfalls würde der gerechte Vorwurf durchaus nicht die geſammte ruſſiſche Politik treffen, ſondern eben nur die damalige Heeresleitung.

Die Ruſſen ſelbſt — audiatur et altera pars! — behaupten im Allgemeinen, daß ihre Soldaten ſich den centralaſiatiſchen Völkern gegenüber der größten Milde und Mäßigung befleißigen. Sobolew bemerkt geradezu mit Rückſicht darauf, daß die Briten ſich bekanntlich bei den Nationen, mit welchen ſie in Berührung kommen, durchaus keine Sympathien zu erwerben pflegen: „Die ruſſiſchen Offiziere und Soldaten ſind mitleidig gegen den Feind. Hier liegt das Geheimniß unſeres Preſtiges und unſerer Macht, und mit dieſen Waffen werden wir die Engländer in Aſien beſiegen.“

Mehr als dieſe Unternehmungen gegen die Jomuden nehmen die nun folgenden Expeditionen gegen die Tekke-Turkmanen von Achal unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ausgangspunkt derſelben waren die feſten Plätze der Ruſſen am Kaſpiſchen Meer, Kraßnowodsk und Michailowsk. Zu ihrer Durchführung wurden umfaſſendere Mittel in Bewegung geſetzt; auch ſind ſie von größerer Bedeutung, weil mit der Beſetzung von Achal jene Taktik der Umgehung begonnen war. Rußland hatte damit ſein erſtes Gebiet im Süden der Turkmanenſteppen gewonnen und ſich gleich einem Keil zwiſchen dieſe und das perſiſche Choraſſan eingeſchoben. Ueberdies iſt Achal, wie ich ſpäter auseinander ſetzen werde, von ganz hervorragender Wichtigkeit für den Aufmarſch der Ruſſen gegen Afghaniſtan.

In dem nämlichen Jahre, in welchem Ferghana dem ruſſiſchen Turkeſtan einverleibt wurde, machten die Achal-Tekke — nebenbei geſagt, der tapferſte und kriegeriſchſte, aber auch der wildeſte und raubluſtigſte Stamm unter den Turkmanen — einen Angriff auf benachbarte Stämme, welche unter Rußlands Schutz friedlich in der Nähe von Kraßnowodsk wohnten. Einen Zug, welchen General Lomakin gegen Kyſyl-arwat, dem nächſtgelegenen und weſtlichſten feſten Platz in Achal, unternahm, ſchlug fehl. Nicht glücklicher war derſelbe General in den beiden folgenden Jahren.

Größere Vorbereitungen wurden für das Jahr 1879 getroffen. Vom Atrek-Thale aus rückten die Ruſſen in Achal ein und drangen hier bis Dengil-tepé, d. h. halbwegs bis Seraksch vor. Allein ſie wurden geſchlagen und mußten ſich unter großen Verluſten an die Küſte des Kaſpiſchen Meeres zurückziehen. Der Engländer Marvin hat dieſen unglücklichen Feldzug der Ruſſen in einem eigenen Buche geſchildert.

Nun erhielt General Skobelew den Oberbefehl über die transkaſpiſchen Truppen. Am 2. Juni 1880 marſchirte er mit 2500 Mann von Tſchikiſchlar, nahe der Atrek-Mündung, ab. In der Achal-Oaſe angelangt, errichtete er, durch die Erfahrungen, welche Lomakin hatte machen müſſen, gewarnt, bei Bami ein Fort. Daſſelbe ſollte als Baſis für weitere Operationen

Digitized by Google

dienen, zugleich auch bei einem etwaigen Mißerfolg als feſter Punkt, auf welchen die Truppen ſich zurückziehen konnten. Die Thatſachen rechtfertigten dieſe kluge Maßregel. Im Juli rückte Skobelew bis Dengil-tepé vor, mußte aber nach Bami ſich zurückziehen. Hätte er dieſes Stützpunktes entbehrt, ſo wäre ihm vermuthlich das nämliche Schickſal wie ſeinem Vorgänger zu Theil geworden.

Im folgenden Monat wurde der Bau einer Eiſenbahnlinie von Michailowsk (ſüdlich von Kraßnowodsk) am Kaſpiſchen Meere nach Kyſyl-arwat in Angriff genommen. Im December marſchirte Skobelew mit ſeiner ganzen Streitmacht, die nach mehrfacher Verſtärkung ſich auf acht- bis zehntauſend Mann nebſt 52 Geſchützen belief, vor Dengil-tepé, welches der feſteſte Platz der Achal-Tekke war, bei uns in der Regel fälſchlich bekannt unter dem Namen Gök-tepé oder gar Geok-tepé. Die regelrechte Belagerung des Platzes begann am 4. Januar 1881; am 24. des gleichen Monats wurde er mit Sturm genommen. Auch bei dieſer Gelegenheit ſoll es nicht an Grauſamkeiten ſeitens der Ruſſen gefehlt haben, ohne daß ich es wagen möchte, eine Entſcheidung in einer ſo heiklen Frage zu geben. Gewiß iſt, daß Achal raſch beruhigt war, was doch dafür ſpricht, daß die Ruſſen den Beſiegten gegenüber nicht allzu hart vorgegangen ſein mögen.

Mit dem Falle von Dengil-tepé war der Krieg mit den Tekke entſchieden. Der übrige Theil der Oaſe bis nach Sſeraksch fiel ohne Schwierigkeiten den Ruſſen in die Hände. Die Tekke ſahen die Nutzloſigkeit weiteren Widerſtandes ein und unterwarfen ſich. Viele derſelben waren bei Beginn der Feindſeligkeiten zu ihren Brüdern, den Tekke von Merw, geflohen. Sie kehrten, da die Gemüther ſich beruhigten und Ruhe und Sicherheit wieder herrſchten, nach und nach in ihre Heimat und zu ihrer gewohnte Beſchäftigung zurück.

Allein die Beſiegung der Achal-Turkmanen trug, wie das leicht voraus zu ſehen war, noch weitere Früchte. Der Erfolg der Ruſſen imponirte den Nomadenſtämmen, welche bisher noch keinen Feind gefunden hatten, der ihnen gewachſen geweſen wäre. Auch die Tekke von Merw, welche während der Belagerung von Dengil-tepé eine Unterſtützungstruppe nach Achal entſendet hatten, boten ihre Unterwerfung an. Ihre Oaſe, welche ſeit langer Zeit von keinem Fremden betreten worden war — nur der verwegene O'Donovan hatte es verſtanden, das Mißtrauen der Tekke zu zerſtreuen und bei ihnen ehrenvolle Aufnahme zu finden — wurde dadurch dem Verkehr eröffnet und bald darauf paſſirten die erſten Karawanen friedlich und unbehelligt das wegen ſeiner räuberiſchen Einwohner berüchtigte Merw.

IV. Das Afghaniſche Turkeſtan.

Die Ereigniſſe und Unternehmungen in Centralaſien drängen, wie wir ſahen, bisher alle darauf hin, eine feſte Grenze der ruſſiſchen Beſitzungen

im Süden, d. h. gegen Persien und Afghanistan zu schaffen. In der That erklären sich alle Vorgänge bisher aus diesem einzigen politischen Gesichtspunkte vollständig. Einem geschichtlichen Nothwendigkeitsgesetze folgend wurde Rußland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer in die mittelasiatischen Verhältnisse verwickelt.

Von Etappe zu Etappe schritt es vorwärts auf dem Wege, welcher ihm von der Natur gewissermaßen vorgezeichnet war. Auf diese thatsächliche Erfahrung bauend, können wir nun auch die Ueberzeugung aussprechen, daß diese Vorwärtsbewegung erst dann zum Stillstand kommen kann, wenn jene natürlichen Grenzen gefunden sind, wenn Rußland sich mit solchen Territorien berührt, wo ein wenigstens einigermaßen geordneter Staatsorganismus besteht. Ob sie dann auch thatsächlich zum Stillstand kommen wird, diese Frage lassen wir hier zuvörderst aus dem Spiele.

Was nun die Strecke vom Tedschent bis zum Kaspischen Meer anlangt, so hat nun hier Rußland seine festen, in der Natur des Landes begründeten und durch Verträge sanctionirten Grenzen gegen Persien. Die persische Regierung aber, sofern sie ein Herz für ihre Unterthanen in Chorassan hat, kann sich der neuen Grenznachbarn im Gegensatz zu den früheren, den Tekke-Turkmanen, füglich nur freuen und um diesen Preis auch einige Gebietstheile verschmerzen, deren Besitz ohnehin mehr oder minder prekär war. Hier also besteht für Rußland keine Nöthigung zu weiterer Expansion, und in der That hat es sich hier mit der Einverleibung der Küstenstriche nördlich des Atrek und der Achal-Oase in seine Grenzen begnügt.

Anders liegt aber die Sache, wenn wir nun dem Afghanischen Turkestan, als der Nordgrenze Afghanistans, uns zuwenden. Daß die Turkmanen nicht als vollständig lahm gelegt gelten können, so lange nicht auch hier ihr Gebiet von russischem Territorium eingeschlossen ist, d. h. so lange sie nicht von allen Seiten umspannt sind, dürfte wohl einleuchten. Es war nun, wie mir scheinen will gerade der Versuch der Russen, sich im Afghanischen Turkestan festzusetzen und auch hier seine Grenzen selbst zu reguliren, was den gegenwärtigen russisch-englischen Conflict herbeiführte..

Werfen wir nun einen Blick auf diese Gebiete.

Das heutige Afghanistan bildet im großen Ganzen ein Quadrat. Ziemlich genau im Mittelpunkt erhebt sich der Bergkoloß des Kohi-baba, dessen höchste Spitze wohl noch den Montblanc überragen dürfte. Von ihm aus zieht nach Nordosten die Schneekette des Hindukusch in diagonaler Richtung, indem sie sich an die centralasiatischen Plateauerhebungen der Pamir angliedert. Nach Westen erstrecken sich in äquatorialer Richtung vom Kohibaba zwei gleichfalls hohe und noch wenig bekannte Parallelketten: der südlichere Sija-koh und der nördlichere Sefid-koh (der Paropanisus), das „Schwarze und das Weiße Gebirge".

Die zahlreichen Verzweigungen und Ausläufer nun, mit welchen der

Hindukuſch und der Seſid-koh nach Norden gegen die Turkmanenſteppe ſich abdachen, bilden das aus Bergen, Hügeln und Hochflächen beſtehende Terrain des Afghaniſchen Turkeſtan.

Der Boden hat hier einen ganz anderen Charakter als in Achal oder an der Küſte des Kaſpiſchen Meeres. Weideland und Ackergrund iſt allenthalben und zwar auch in zuſammenhängenden Strecken vorhanden. Eine Reihe von Flüſſen fließt vom Gebirge nach Norden der Ebene zu. Der Schnee des Hochgebirges nährt ſie, und ihm vornehmlich wird es gedankt, daß es im Afghaniſchen Turkeſtan nicht an Waſſer gebricht, ja, daß hier unter den gegenwärtigen Verhältniſſen, wo der Anbau nicht mit der gehörigen Intenſität betrieben werden kann, viel von dem in Mittelaſien ſo koſtbaren und für die Bodenwirthſchaft hochwichtigen Element nutzlos verloren geht, während anderweitig, z. B. in Samarkand, das Waſſer mit einem wahren Raffinement zur Cultur ausgenützt wird.

In dem näher gegen das Gebirge gelegenen Theilen iſt der Ackerbau freilich auf den Thalgrund der Flüſſe beſchränkt. Die Plateaus, welche die Thäler von einander ſcheiden, und welche der künſtlichen Irrigation nicht zugänglich ſind, bieten vorzügliche Weidegründe. Den Höhepunkt der Fruchtbarkeit aber erreicht der Boden naturgemäß da, wo die Flüſſe in das ebene Land eintreten und ihr Waſſer in weitverzweigten Canalſyſtemen über ausgedehntere Strecken vertheilt werden kann. Daher nehmen ſie auch, zur Irrigation aufgebraucht, am Rande der Steppe ausnahmslos ihr nördliches Ende und keiner derſelben erreicht den Amu, welchem ihr Lauf zugewendet iſt.

So kommen hier die ſchroffſten wirthſchaftlichen Contraſte in unmittelbare Berührung: reiches Culturland, zu jedem Anbau fähig, und die unfruchtbare Steppe.

Schon in uralter Zeit entwickelte ſich hier eine hochbedeutende Cultur. Hier, auf den Nordabdachungen des Hindukuſch, lag das alte Baktrien, deſſen Blüthe und Glanz der Machtentfaltung des Perſerreichs vorausging. Hier iſt die Heimat eines der größten Religionsſtifter aller Zeiten, des Zoroaſter, und die Stätte ſeiner erſten Wirkſamkeit. Später erweiſt die hohe Beſteuerung Baktriens unter den Achämenidenkönigen, welche Herodot überliefert, daß es dort an Culturland von anſehnlichem Ertrage nicht gefehlt haben kann. Nach dem Tode Alexanders von Macedonien, welcher das perſiſche Reich erobert hatte und ſogar bis an den Syr vorgedrungen war, gründete einer ſeiner Nachfolger in Baktrien eine ſelbſtändige Herrſchaft. Dieſem griechiſchen Reiche machten die Yuetſchi, wie ich ſchon erwähnte, ein Ende. Aber trotz aller Unglücksfälle, trotz alles Wechſels in der Regierung und den Bewohnern hat Baktrien ſich immer wieder erholt. Erſt ſeit dem Einbruch der Tataren ging ſeine Cultur mehr und mehr zurück. Noch heute beſitzt das afghaniſche Turkeſtan eine Reihe von Städten; allein ihre

Bedeutung läßt sich mit dem Glanze früherer Jahrhunderte nicht entfernt vergleichen.

Indessen jede Machtentfaltung eines Staates beruht in ihren letzten Wurzeln in den Hilfsmitteln, welche der Boden birgt, auf dem er sich bildete und entwickelte. Auch das alte Baktrien verdankte seine Größe dem natürlichen Reichthum des Landes. Die wirthschaftlichen Bedingungen jener Größe bestehen auch heute noch. Die Flüsse fließen noch wie ehedem; der Lößboden am Rand der Wüste birgt noch unermeßliche Schätze in seinem Schoß, soferne man nur durch rationelle Bodenwirthschaft sie zu heben versteht; im mittelasiatischen Handelsverkehr endlich wird dem Afghanischen Turkestan durch seine Lage für alle Zeiten eine wichtige Stelle gewährleistet. Wenn Sicherheit und Vertrauen in die Gemüther der Bewohner eingekehrt sind, wenn Leben und Eigenthum geschützt sind, Ordnung und Recht im Lande walten, so kann das Afghanische Turkestan immerhin wieder zu einer wirthschaftlichen Blüthe gelangen. Es ist kein Zweifel, daß dieses Gebiet an und für sich weit mehr die Russen anlocken kann, als etwa die Achal-Oase oder überhaupt der ganze transkaspische Bezirk.

Die östlichste Stadt des Afghanischen Turkestan ist Balch. In diesem Worte hat der Name des alten Bactra sich erhalten. Die Stadt liegt da, wo der Fluß Dehas, welcher am Kohi-baba entspringt und in gewundenem Lauf das Hochland durchfließt, in die Ebene eintritt. Der Dehas ist in eine Unmasse von Canälen zertheilt, welche sein Wasser weithin über das umliegende Land verbreiten. Allein die Canäle sind meist versumpft und ihre Miasmen erzeugen tödtliche Fieber. Aber trotz der Mangelhaftigkeit des Anbaues ist die Gegend so fruchtbar und ergiebig, daß sie als Kornkammer für viele Provinzen Turkestans dient. Von der ehemaligen Größe der Stadt selbst legen die Ruinenfelder, welche, noch undurchforscht, meilenweit über die Ebene sich ausdehnen, ein stummes und doch beredtes Zeugniß ab. Wenige elende Hütten bergen die jetzigen Bewohner der „Mutter der Städte", wie die Orientalen in ihrer bilderreichen Sprache das alte Balch bezeichnen.

Weiter westlich von Balch liegen Schibarghan und Andchui, Siripul und Maimane, die ersten beiden ziemlich weit in die Steppe vorgeschoben, die letzteren höher droben in den Bergen. Ueberall begegnen wir den gleichen Verhältnissen wie bei Balch: großer natürlicher Reichthum des Landes, soweit es der Bewässerung zugänglich ist; aber Rückgang aller Cultur infolge der mangelnden Sicherheit und Ruhe des Landes.

Der letzte und der bedeutendste unter allen Flüssen, welche aus dem afghanischen Hochlande in die Turkmanensteppe abfließen — vom Herirud in geradem Abstand nach Osten nur etwa so weit entfernt, wie der Inn vom Lech bei ihrem Eintritt auf die Bayerische Hochebene — ist der Murghab. Wie der Lech im Gebirge in nordöstlicher Richtung fließt und erst, um dasselbe zu verlassen, nach Norden abbiegt, so ist der Lauf des Murghab

im Hochlande nach Nordwest gerichtet; unterhalb des in letzter Zeit so viel genannten Pendsch-deh, bei dem Orte Ak-tepé („weißer Hügel"), wendet er sich nach Norden. Er ist hier wasserreich und klar und fließt in einem tiefen Bette, das er in den Lehmboden des weiten Thales eingegraben hat. die steilen Uferränder sind mit Tamarisken und Buschwerk bewachsen. Die Landschaft hat hier bereits einen einförmigen Steppencharakter. Zur rechten Seite erheben sich niedrige Hügel, zur linken, gegen Seraksch hinüber, dehnt sich die Steppe aus, ein Sandboden, mit Stauden und Kameldorn bewachsen. Allmählich nimmt auch das rechte Ufer die eintönige Physiognomie der Wüste an, bis der Fluß nach einem Laufe von 120 Kilometer von Pendsch-deh an — nahezu der Länge des Lech von seinem Austritt aus den Alpen bis zu seiner Mündung entsprechend — die Oase von Merw erreicht.

Merw, „die Königin der Welt," ist nicht eigentlich eine Stadt. Es ist vielmehr der Name für ein bestimmtes Areal Culturlandes, dessen Ausdehnung ungefähr der des Herzogthums Braunschweig entspricht, wenn man dessen getrennte Theile zusammengelegt denkt. Ringsum dehnt sich die Wüste aus, nur nach Süden bildet das Thal des Murghab einen natürlichen Zugang zu dem afghanischen Hochlande. Innerhalb der Oase liegen mehrere Ruinenfelder früherer Städte oder Befestigungen; ihren gegenwärtigen Mittelpunkt bildet eine von Erdwällen umgebene Citadelle, neben welcher etwa 1000 turkmanische Hütten zerstreut sind. Die Fruchtbarkeit der Oase wird einstimmig gerühmt; aber wieder ist dieselbe vollkommen abhängig von der Zuführung von Wasser, welche den trockenen, unter der Einwirkung der Sonne in dürren Staub sich auflösenden Thonboden tränkt und zum Anbau fähig macht.

Die Tekke-Turkmanen waren bis 1884 die Herren von Merw; die nominelle afghanische Nordgrenze kreuzte den Murghab südlich von der Oase, ungefähr auf halbem Wege nach Pendsch-deh. Seitdem nun die Tekke sich freiwillig unterworfen haben, wurde Merw in das russische Turkestan einverleibt, und indem die Russen den Murghab aufwärts ihre Posten vorschoben, ohne Zweifel in der Absicht, in dem Afghanischen Turkestan festen Fuß zu fassen, begannen die ersten Händel mit den Afghanen, welche allmählich solch bedrohliche Dimensionen annahmen, daß sie zu einem Kriege zwischen Rußland und England führen zu wollen schienen.

Wenn es nun auch von selbst einleuchtet, daß eine Annexion des Afghanischen Turkestan für die Abrundung der russischen Südgrenze in Centralasien und für die dauernde Beherrschung der Turkmanen eine Nothwendigkeit geworden, so läßt sich doch auch noch eine Reihe anderer Momente zu Gunsten eines solchen Vorgehens der Russen anführen.

Wir haben gesehen, daß es den fraglichen Gebieten nicht an natürlichen Reichthümern fehlt. In dem an zusammenhängendem Culturland so armen

Mittelasien dürften sie berufen sein, dereinst eine wichtige Rolle unter den dortigen Besitzungen Rußlands zu spielen. Allein gegenwärtig liegen Feldbau und Bodencultur ebenso darnieder, wie Handel und Verkehr, und zwar nur aus äußeren Gründen. Eine Consolidirung der Verhältnisse, mit welcher eine Hebung der wirthschaftlichen Lage zweifelsohne Hand in Hand gehen würde, dürfte von den Landeseinwohnern selbst mit Freude begrüßt werden, auch wenn sie von russischer Seite ausgehen sollte.

Wie nämlich schon der Name besagt, steht das Afghanische Turkestan zwar unter der Herrschaft der Afghanen, es ist aber keineswegs von Afghanen bewohnt, sondern von einer Turkbevölkerung und zwar von Usbeken, welche stammverwandt ist mit den bereits mittelbar oder unmittelbar unter russischer Herrschaft stehenden Bewohnern der Chanate Chiwa, Buchara und Kokan.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts zerfiel das Afghanische Turkestan in eine Reihe von unabhängigen kleineren Chanaten oder Fürstenthümern. Balch, Andchui, Schibargan, Sfiri-pul, Maimane bildeten eigene Staaten, ganz abgesehen von den noch weiter östlich gelegenen Provinzen Kundus und Badachschan, sowie von einigen kleineren Gebieten. Diese Chanate lagen untereinander in ununterbrochenen Fehden und Kämpfen, und diesen Zwistigkeiten konnte nur ein Ende gemacht werden durch eine auswärtige Macht, welche diesen Duodezfürstenthümern ihre Selbständigkeit benahm. Vor noch nicht vierzig Jahren nun wurde Balch von den Afghanen erobert, erst im Jahre 1874 folgten Sfiri-pul, Schibargan und Maimane. Die Stadt Maimane behauptete sich sechs Monate gegen die Afghanen; sie ward mit Sturm genommen und 18 000 ihrer Vertheidiger niedergemacht.

Die Afghanen betrachten die Usbeken, weil sie feige und unkriegerisch sind, als eine inferiore Menschenrasse, sie tragen ihre Verachtung ihnen gegenüber offen zur Schau und behandeln sie roh und gewaltthätig. Obwohl daher vor der afghanischen Invasion Mord, Plünderung und Kriege an der Tagesordnung waren und mit der Herrschaft der Afghanen immerhin eine Besserung der Verhältnisse eintrat, so fühlen die Usbeken doch das Joch des Eroberers schwer auf ihrem Nacken lasten. So erklärt es sich, daß sie die Ankunft der Russen keineswegs fürchten, sondern herbeisehnen.

Als Oberst Grodekow im Jahre 1878 das Afghanische Turkestan durchreiste, wurde er allenthalben von den Usbeken warm aufgenommen. Als er in Sfiri-pul anlangte, wo eben Markt war, begrüßte ihn die zahlreiche Menschenmenge mit lautem Zuruf und begleitete ihn zu seiner Wohnung. Der Wunsch nach der Befreiung von dem verhaßten afghanischen Joche durch die Russen wurde überall kund gegeben.

Wir haben keinen Anlaß, diese Schilderungen Grodekows für tendenziöse Erfindungen zu halten. Die Geschichte, welche die Chanate des Afghanischen Turkestan hinter sich haben, erklärt zur Genüge eine derartige Stimmung der dortigen Usbeken. Auch der verzweifelte Widerstand, welchen Maimane

Digitized by Google

leistete, beweist, wie ungern sie sich einer Afghanischen Herrschaft fügten, und daß sie vor einem solchen Schicksale bangten, begreifen wir zur Genüge bei dem gewaltthätigen Charakter der Afghanen.

Allein sehen wir davon ganz ab. Unter allen Umständen würde die rechtliche Stellung der Russen zu dem Afghanischen Turkestan nach dessen Annexion durchaus die nämliche sein wie die gegenwärtige der Afghanen. Beide Völker sind nur Eroberer, nicht angestammte Besitzer des Landes. Will man also nicht den Chanaten ihre Freiheit und Selbständigkeit wiedergeben und damit der zügellosesten Anarchie Thür und Thor öffnen, so bleibt nur die Wahl: afghanische oder russische Oberherrschaft?

Nun, ich denke, selbst dem enragirtesten Russenhasser dürfte die Entscheidung in dieser Wahl nicht schwer werden, wenn man die Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner im Auge behält.

Für den Freund der Wissenschaft hat aber das Afghanische Turkestan seine besondere Bedeutung. Er sieht in ihm, wie kaum in einem anderen Theile Mittelasiens, ein durch uralte Cultur und Geschichte so zu sagen geheiligtes Land. Oft genug schon haben siegreiche Armeen zugleich auch der friedlichen Arbeit der Wissenschaft die Wege gebahnt. Gerade die russischen Eroberungen in Mittelasien haben es möglich gemacht, daß nunmehr eine Reihe in geographischer, ethnographischer und geschichtlicher Beziehung hochwichtiger Gegenden: der Thianschan, das Pamirplateau, die Alpenlandschaften am oberen Amu, der Forschung erschlossen sind. Möge dasselbe bald auf die gleiche Weise mit dem Afghanischen Turkestan geschehen. In der That ist hier eine erfolgreiche wissenschaftliche Forschung nur dann möglich, wenn das Land in russischem Besitze sich befindet und nach Einführung geordneter Zustände der Reisende sicher und ungehindert sich zu bewegen vermag.

Wenn aber das Afghanische Turkestan dem russischen Reiche einverleibt ist, dann ist Rußland wieder um einen Schritt dem Ziele seiner Politik in Mittelasien: Abrundung der Grenze im Süden, näher gerückt. Der Kamm des Hindukusch wird die von der Natur vorgezeichnete Grenzlinie zwischen Afghanistan und Russisch-Turkestan bilden, wie er auch in geographischer und vornehmlich in ethnographischer Beziehung eine Schranke ist, der die nördlich und südlich gelegenen Landschaften scheidet.

Allein eine bedeutende Schwierigkeit bietet die Frage, wie die Verbindung hergestellt werden kann vom Westende des Hindukusch und des Kohibaba hinüber zu der bereits bestehenden [naturgemäßen Grenze in Achal, welche bei Serakhs den Tedschent berührt. Und damit kommen wir auf den Punkt, welcher allerdings immer wieder Verwickelungen veranlassen kann; denn es handelt sich hier um die Frage, ob Rußland das Thal des Herirud und die Stadt Herat seinen Grenzen einverleiben wird oder nicht.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die Gestaltung der Südgrenze Turkestans, wie ich sie als wahrscheinlich hingestellt habe, selbstverständlich erst nach und nach, nicht heute oder morgen, aber früher oder später einmal

ohne Zweifel sich vollziehen wird. Daher treten wir aus dem Gebiete der Vergangenheit nunmehr in das der Zukunft ein. Wir fragen:

1) Welche Bedeutung in wirthschaftlicher, commerzieller und strategischer Hinsicht besitzt das Thal des Herirud und im besonderen die Stadt Herat?
2) Wird Rußland voraussichtlich Herat besetzen? Ist dies vom allgemein-humanitären Standpunkt wünschenswerth, oder kann Rußland irgendwelche Momente zu Gunsten einer solchen Action geltend machen?

V. Herat und seine Bedeutung.

Vom Kohi-baba nach Westen ziehen, wie schon bemerkt, zwei parallele Gebirgsketten. Zwischen ihnen liegt das obere Thal des Herirud. Es ist noch fast gänzlich unbekannt; nur der französische Reisende Ferrier hat es einmal gekreuzt, aber in solcher Eile, daß er keine Zeit auf seine auch nur oberflächliche Erforschung verwenden konnte. Auf eine Strecke, welche der Lauflänge des Inn von seinem Ursprunge bis Kufstein entspricht, fließt der Herirud in einem beiderseits von steilen und hohen Gebirgsmauern eingeschlossenen Thale. Dann treten die Berge vom Flußufer zurück und es dehnt sich zwischen ihrem Fuße eine breite Ebene aus — die Ebene von Herat.

Von einer Menge von Canälen durchzogen, besitzt die Ebene eine Fülle von Wasser. Ihre Fruchtbarkeit ist sprichwörtlich; zahlreiche Dörfer beleben sie. Das Gebirge im Norden, der Kaitu, eine Fortsetzung des Sefid-koh (Paropanisus), ist höher, rauher und felsiger als die Hügelketten, welche im Süden das Thal begrenzen; der Kaitu tritt auch näher an das Flußufer heran. Von ihm aus ist der Blick auf die prächtige Ebene, welche an Ausdehnung nicht viel hinter der Rheinebene bei Mannheim zurücksteht, mit ihren Aeckern und Weinpflanzungen, trotzdem der Baumschmuck vollständig fehlt, besonders anziehend. Das Klima ist gesund und mild. Das Wasser der Canäle und ein beständig wehender Westwind läßt im Sommer die Hitze nicht allzu drückend werden. Im Winter hält die Kälte niemals lange an und der Schnee bleibt selten zwei Wochen nach einander liegen. Im Herbst ist die Durchsichtigkeit der Atmosphäre eine ganz unvergleichliche: der nächtliche Sternenhimmel strahlt in wunderbarer Pracht, und die Milchstraße leuchtet mitunter in so intensivem Glanze, wie dies anderswo kaum gesehen wird.

Wenn das Land ruhig wäre, meint der englische Reisende Marsh, würde die ganze Ebene eine Fläche von Culturen bilden. Da der Boden fruchtbar und das Klima gesund ist, genügten wenige Jahre, diese ganze Wüste — denn als solche bot sich im Jahre 1872 die Umgegend Herats

Digitized by Google

ſeinen Augen dar — in einen blühenden Garten zu verwandeln. Alſo wieder die nämliche Miſère: natürliche Reichthümer in Hülle und Fülle, aber Herabgekommenheit, Verödung, Armuth in Folge der elenden politiſchen Zuſtände.

Unter den Producten der Umgegend von Herat ſind Weizen, Gerſte und Wein die wichtigſten. Die Pferde von Herat ſind vorzüglich und werden in großer Zahl ausgeführt. Schafe und Ziegen giebt es in Menge. Die Berge enthalten Eiſen und Blei, nach Angabe älterer arabiſcher Reiſenden auch Silber.

Herat ſelbſt war in früheren Jahrhunderten eine blühende, wegen ihrer prächtigen Bauwerke weit bekannte Stadt. Beſonders der arabiſche Reiſende Ibn Hauqal, welcher ſie zur Zeit ihres Glanzes beſuchte, weiß von der Schönheit ihrer Moſchee, der keine zweite in Choraſſan zu vergleichen ſei, von dem Reichthume der Umgebung an Waſſer, von der Fülle ihrer Gärten und Obſthaine zu erzählen. Bei der ſtürmiſchen Geſchichte, welche die Stadt durchlebte, bei dem ſteten Wechſel der Beherrſcher, bei den Schrecken mehrfacher Belagerung, Einnahme und Plünderung, die ſie beſonders auch in der neueren Zeit erfuhr, dankt ſie es nur der Wichtigkeit ihrer Lage, daß ſie überhaupt noch beſteht. Noch immer iſt Herat nicht unbedeutend. Nach Grodekows Schilderung, welcher abgeſehen von den Mitgliedern der Grenzcommiſſion wohl der letzte Europäer war, der es beſuchte, ſteht es an Größe nicht hinter Taſchkent zurück und hat 50 000 Einwohner. Die Straßen ſind, wie in allen aſiatiſchen Städten, eng, krumm und ſchmutzig. Die Stadt iſt umgeben von einem gegen 12 Meter hohen Erdwall und einem ſeichten Graben. Vorwerke giebt es nicht, wie denn überhaupt die ganze Befeſtigung den modernen Anforderungen durchaus nicht entſpricht. Mitten in der Stadt liegt die Citadelle auf einer künſtlichen Anhöhe; ihre Befeſtigung beſteht in einem Wall und einem tiefen Waſſergraben.

Abwärts von Herat behält der Fluß noch auf eine Strecke von 90 Kilometer ſeine weſtliche Richtung bei, dann biegt er zwiſchen den Orten Gurian und Kuſan nach Nordweſten und ſchließlich nach Norden um, nunmehr auf der ganzen Strecke bis Sſeraſchk die bisherige Grenze zwiſchen Perſien und Afghaniſtan bildend. Sein Thal iſt noch immer breit, eben und fruchtbar; allein der Anbau hört mehr und mehr auf wegen der mangelnden Sicherheit vor den Alamans der Turkmanen. Zur Zeit als Vámbéry Herat beſuchte, wagten ſich dieſe auf ihren Raubzügen ſogar bis unmittelbar vor die Thore der Stadt.

Auch auf der Strecke von Kuſan bis Sſeraſchk, welche dem geraden Abſtand zwiſchen München und Bamberg entſpricht (200 Kilom.), behauptet das nunmehr von Süd nach Nord gerichtete Thal des Herirud meiſt den Charakter einer weiten Ebene. Die Hügelketten treten nur auf der Strecke einer Tagereiſe ſüdlich von Sſeraſchk näher an den Fluß heran, ſonſt begleiten ſie ihn in beträchtlicher Entfernung und der Thalgrund iſt eben und breit und

bei gehöriger Bewirthschaftung wohl auch anbaufähig. Bei Sserakſch erreicht der Tedschent — dieſen Namen trägt nun der Fluß — die Turkmanenſteppe. Er wendet ſich nach Nordweſten und verliert ſich in einem Sumpfe.

Im Orient, wo man bekanntlich eine etwas hochtrabende und bilderreiche Ausdrucksweiſe liebt, giebt es ein Sprichwort: „Choraſſan iſt die Muſchel der Welt und Herat iſt ihre Perle.“ Auch mit dem Namen „die paradieſiſche“ wird die Stadt am Herirud bezeichnet.

Das iſt nun freilich etwas übertrieben; allein ſo viel dürfte aus der kurzen Schilderung, die ich gegeben habe, klar ſein, daß Herat immerhin ein nicht zu unterſchätzendes Annexionsobject für Rußland wäre. Jedenfalls iſt es keine Sandbüchſe, wie man verächtlich von den in letzter Zeit in Beſitz genommenen Landſtrichen geſagt hat. Seine eigentliche Wichtigkeit und ſein hauptſächlicher Werth liegt aber nicht in der Fruchtbarkeit ſeiner Umgebung, ſondern in ſeiner eminenten Bedeutung für den Handel in Mittelaſien, für den ganzen Karawanenverkehr zwiſchen Perſien und Turkeſtan auf der einen und Indien auf der anderen Seite. Dies iſt es, was je und je Herat zum Streitobject der benachbarten Staaten gemacht hat, und was es auch heute wieder zu dem noli me tangere für die Ruſſen macht.

Im Weſten und Südweſten von Herat dehnt ſich die perſiſche Salzwüſte aus, welche zum Theil ganz unpaſſirbar iſt, unter allen Umſtänden aber einem einigermaßen lebhaften Handelsverkehr unüberſteigbare Schranken entgegenſtellt. Oeſtlich von Herat ſteigt das Gebirge mehr und mehr an bis zu den Schneehäuptern des Kohi-baba und des Hindukuſch. Es kreuzt nun zwar allerdings eine Reihe von Päſſen den Kamm dieſes Gebirges; allein dieſe Päſſe ſind beſchwerliche Saumpfade und einen großen Theil des Jahres hindurch von tiefem Schnee verſperrt, ſo daß ſie überhaupt nur während einiger Monate benutzt werden können.

So erklärt es ſich aus der Landesnatur, daß im Thal des Herirud, ſpeciell in Herat, alle wichtigen Karawanenrouten ſich vereinigen, daß ſie von hier aus ſtrahlenförmig nach den verſchiedenſten Himmelsrichtungen auslaufen.

In gerader nördlicher Richtung führt, das Kaitu-Gebirge überſchreitend, eine Straße nach Merw und von hier durch die Wüſte an den Amu-Darja und weiterhin nach Buchara. Nordöſtlich gelangt man über Maimane und Sſiri-pul, alſo durch das ganze Afghaniſche Turkeſtan, nach Balch, kreuzt dann den Amu und kann nun auf verſchiedenen Wegen Buchara oder Sſamarkand-Taſchkent erreichen. Dies ſind die beiden Hauptrouten, welche Herat mit dem ruſſiſchen Turkeſtan verbinden. Die perſiſche Straße führt von Herat über Kaſan in nordweſtlicher Richtung nach Meſched und von hier gerade weſtwärts nach Teheran, wo ſie den Anſchluß an die europäiſchen Routen erreicht.

Wenden wir uns von Herat nach Süden und überſteigen mittels des niedrigen Sangi-ſija- (Schwarzenſtein-) Paſſes die auf dieſer Seite das

Herirud-Thal begrenzenden Hügelketten, ſo befinden wir uns auf der „Hochſtraße nach Indien“. Dieſelbe hat im Ganzen eine ſüdöſtliche Richtung und führt über Sebſar, Fara und Giriſchk nach Kandahar. Hier zweigt gegen Nordoſten der Weg nach Kabul ab, während die Hauptroute ſich mehr gegen Süden wendet und über Quetta, das hart an der afghaniſch-balutſchiſchen Grenze gelegen iſt, auf die Bahnlinie ſtößt, welche die Engländer von Indien aus über das Suleiman-Gebirge (Bolan-Paß) durch das nordöſtliche Eck von Balutſchiſtan geführt haben.

Zu dieſen Straßen hat nun Rußland eine neue hinzugefügt, die geeignet ſein dürfte, in Zukunft eine große Bedeutung für den europäiſch-indiſchen Ueberland-Verkehr zu gewinnen. Dieſe Straße führt von Herat das Thal des Herirud abwärts bis Sſeraksch, dann durch die Achal-Oaſe nach dem Fort Michailowsk am Oſtufer des Kaſpiſchen Meeres. Die Bahnlinie, welche 1880 von Michailowsk nach Kyſyl-arwat erbaut wurde, habe ich bereits erwähnt. Dieſe Linie wurde nun aber ſeither fortgeſetzt und iſt bis Sſeraksch theils ſchon fertig geſtellt, theils in Vorbereitung. Ihrem Ende bei Michailowsk entſpricht aber gerade gegenüber am Weſtufer des Kaſpiſchen Meeres der Endpunkt der transkaukaſiſchen Bahnlinie Poti- (Schwarzes Meer-) Tiflis-Baku. Denken wir dieſe Bahn von Sſeraksch über Herat und Kandahar bis Quetta fortgeführt und an die indiſch-balutſchiſche Bahn angeſchloſſen — weſentliche Terrainſchwierigkeiten dürften ihrem Bau nicht im Wege ſtehen — ſo iſt damit ein Schienenweg geſchaffen, der einen großen Theil des Verkehrsſtromes von Europa nach Indien über ruſſiſches Territorium zu leiten geeignet iſt.

Die große Bedeutung des Beſitzes von Herat für die Ruſſen kann nach dem Geſagten nicht bezweifelt werden. Daß eine ruſſiſche Occupation der Stadt immerhin auch eine Gefahr für die britiſche Herrſchaft in Indien birgt, läßt ſich nicht leugnen. Es ergiebt ſich dies ſchon daraus, daß Herat den Ausgangspunkt zu jener „Indiſchen Hochſtraße“ bildet. Nicht mit Unrecht hat man die Stadt daher als das „Thor von Indien“ bezeichnet.

Wenn wir die Geſchichte befragen, ſo machen wir die in der That überraſchende Beobachtung, daß alle großen Eroberer des Mittelalters und der neuern Zeit, mit einziger Ausnahme des Sultan Baber von Ferghana, Herat in ihrem Beſitze hatten, ehe ſie in Indien einfielen, oder geradezu Herat zum Ausgangspunkt ihrer Züge in die reichen Tiefebenen am Indus und Ganges machten.

Mahmud von Ghasna war im Beſitze von Herat, ehe er zu Anfang des 11. Jahrhunderts Hinduſtan eroberte und damit eine der entſetzlichſten Epochen in der Geſchichte dieſes Landes eröffnete. Auch Tſchingis-Chan führte ſeine Armee durch dieſes Thor. Im Jahre 1381 bemächtigte ſich Timur der Stadt und 17 Jahre ſpäter drang er von Herat aus in Indien ein, um hier ein blutiges Schreckensregiment zu führen, das nicht viel mehr als ein halbes Jahr währte, aber für das Land von den traurigſten Folgen

war. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerieth Herat durch Nadir-Schah unter persische Herrschaft. Von Herat aus rückte dieser Fürst nach Kandahar vor, und von hier brach er in Indien ein. Nach seinem Tode erstürmte der Afghanenfürst Ahmad-Schah-Durani die Stadt, und auch ihm diente sie als Stützpunkt für seine Expedition gegen Hindustan.

Dies würde uns beweisen, daß Rußland, wenn es Herat occupirt, allerdings eine starke Aggressivstellung gegen Britisch-Indien besitzt. Daß aber die Gewinnung einer solchen Position die eigentliche Triebfeder seiner centralasiatischen Politik war, dies nachzuweisen dürfte sehr schwer fallen. Jedenfalls ist die Erörterung einer solchen Frage höchst unfruchtbar, da man aller objectiven Anhaltspunkte entbehrt und eben nur seine persönliche Meinung aussprechen kann.

Wir haben meines Erachtens wohl zu unterscheiden zwischen dem Ziele, welches die Russen eigentlich in Centralasien anstrebten und anstreben mußten: Abrundung ihrer Grenzen gegen Süden in Uebereinstimmung mit der Landesnatur — und zwischen dem militärischen Vortheil, welcher sich ihnen hiebei gewissermaßen von selbst und nebenher England gegenüber ergeben hat. Daß Rußland einen Conflict mit England geradezu provociren wollte und auf dieses Ziel seit Jahrzehnten bereits mit nie rastender Energie hingearbeitet habe, das will doch nicht recht glaublich erscheinen. Ein derartiger Krieg ist denn doch auch für die russische Regierung eine sehr ernste Frage. Allein es ist klar, daß gegebenen Falles Rußland einmal die Vortheile, welche es in Centralasien errungen hat, England gegenüber mit Nachdruck ausnützen kann, sobald eine Differenz mit diesem Staate zum Austrag gebracht werden soll, dessen Ursachen möglicher Weise auf einem ganz anderen Gebiete entstehen können als an der Nordgrenze Afghanistans.

Ich möchte hier aber nicht verschweigen, daß die Gefahr, welche dem britischen Indien aus einer Besitzergreifung Herats seitens der Russen erwachsen würde, doch durchaus keine so unmittelbar drohende ist, wie man vielleicht aus der Erregung schließen könnte, mit welcher man in England diese Eventualität bespricht.

Die Entfernung von Herat bis Quetta, d. h. bis zum britischen Außenposten an der balutschisch-afghanischen Grenze ist noch ungefähr so groß, wie der directe Abstand zwischen Bremen und Königsberg. Wenn man nun bedenkt, daß auf dieser ganzen Strecke nur eine einzige Straße besteht — stellenweise allerdings zwei parallele Wege — und daß auf dieser Route die Verpflegung einer bedeutenderen Truppenmasse auf große Schwierigkeiten stoßen würde, so wird man zugeben, daß eine Invasion in Indien von Herat aus durchaus keine so einfache Sache ist, besonders, so lange England die Afghanen auf seiner Seite hat und die Russen demnach durch Feindesland marschiren würden. Es fehlt übrigens der „Indischen Hochstraße" Herat-Kandahar-Quetta auch nicht an natürlichen Schwierigkeiten. Man hat wüste und wasserlose Strecken von 30, ja 40 Kilometer zu passiren. Der Ueber-

gang über die Flüſſe, welche der Weg kreuzt, dürfte möglicherweiſe beträchtlichen Aufenthalt verurſachen. So iſt der Kaſchrud zur Zeit ſeines hohen Waſſerſtandes wegen ſeiner heftigen Strömung ſehr ſchwer zu überſchreiten. Das Gleiche gilt vom Hilmend, der, wenn angeſchwollen, eine Breite von 70 Meter und eine Tiefe von 4 Fuß erreicht und dabei ſehr reißend wird. Im Allgemeinen gilt für die Flüſſe Afghaniſtans das Geſetz, daß ſie im Sommer, ſpeciell im Juli, am waſſerreichſten ſind, weil um dieſe Zeit in den Hochgebirgen der Schnee ſchmilzt und die Quellen ſpeiſt. In den heißen Monaten wird mithin in jeder Hinſicht die Bewegung einer Armee längs der geſchilderten Route am ſchwierigſten ſein.

Hat ein Heer, welches gegen Indien marſchirt, Kandahar erreicht, das von Herat 600 Kilometer entfernt iſt, alſo ſo weit wie in gerader Linie Berlin von Straßburg oder Lyon von Cöln, ſo werden die Verhältniſſe allerdings ungleich günſtiger. Außer der Route über Quetta und den Bolan-Paß, auf welcher vor dieſer Stadt ein über 2000 Meter hoher Gebirgsrücken überſtiegen werden muß, hat daſſelbe nunmehr auch die Angriffslinie über Kabul und die Chaiberpäſſe, ſowie die Straßen längs des Kurum über den Paiwarpaß und längs des Gomal zur Verfügung. Sämmtliche Wege führen nicht ohne Schwierigkeiten über das Suleimangebirge in die Tiefebenen des Pendſchab.

Dieſer Blick auf Länge und Beſchaffenheit der Verbindungsſtraße zwiſchen Herat und dem Industhal beweiſt uns wohl, daß die Ruſſen keineswegs ſo ohne weiteres Gewehr über Schulter von Herat aus nach Indien marſchiren könnten. Andererſeits aber zeigt er uns, daß es den Engländern überaus ſchwer, ja unmöglich ſein dürfte, einem Verſuch der Ruſſen, jene Stadt zu nehmen, in wirkſamer Weiſe zu begegnen. Die Angriffslinien der Ruſſen auf Herat dagegen ſind um ſo ſtärker und werden im Ernſtfalle, wenn nicht die Afghanen einen unerwartet kräftigen Widerſtand leiſten, ſchnell zum Ziele führen.

Den bequemſten Zugang von Norden her auf Herat bildet ohne Zweifel das Tedſchent-Thal. Karawanen können von Sſerakſch aus dieſe Stadt am fünften Tage erreichen. Der Weg führt nach der Schilderung des engliſchen Reiſenden Mac Gregor am erſten Tage längs des linken Ufers des Tedſchent durch vollkommen ebenes Land, wo es zwar an Brennholz und Waſſer fehlt, aber Futter reichlich ſich findet, bis Puli-chatun. Hier ſetzt er auf das rechte Ufer des Fluſſes über. Das Terrain wird hügelig; der Weg iſt nicht gut, aber doch auch für Geſchütze praktikabel. Waſſer, Brennholz und Futter giebt es im Ueberfluß. Der dritte Tagmarſch geht längs des Fluſſes bequem und ohne daß an Waſſer oder anderen zur Verpflegung von Truppen nöthigen Dingen Mangel wäre, von Tſchaſchmaſaus bis Kuſan. Bei Kuſan wird die Krümmung des Herirud erreicht. Das Land iſt fruchtbar und angebaut, wenn auch früher die Unſicherheit der Gegend — die Turkmanen dehnten ihre Alamans bis hierher aus — Wohlſtand und Gedeihen ver-

hinderten. Dörfer und Weiler, wie Tirpul, Schabaſch und Ghurian, ſind über die Ebene zerſtreut. Herat wird von Kuſan aus ohne Schwierigkeit am zweiten Tage erreicht. Für die Ruſſen iſt das Herirud-Thal von beſonderer Wichtigkeit, weil ſie mittelſt der Achal-Bahn gerade nach Seraksch und an den Tedſchent relativ raſch größere Truppenmaſſen werfen können.

Allein auch das Murghab-Thal iſt als Zugang zu Herat von Wichtigkeit. Bei Ak-tepé verändert, wie wir wiſſen, dieſer Fluß ſeine bisherige nordweſtliche Laufrichtung in die nördliche. Hier mündet auf der linken Seite, genau von Süden kommend, der Kuſchkrud in den Murghab. Folgt man dem Fluſſe bis zu ſeinen Quellen in der Nähe des Ortes Kuſchk, ſo ſteht man nun am Nordfuß des Kaitu-Gebirges (Paropamiſus), jenſeits deſſen die Ebene Herat ſich ausdehnt. Ueber den Kaitu führen zwei Päſſe. Der eine, welchen Vámbéry und Grodekow benützten, wird von beiden Reiſenden als äußerſt ſchwierig geſchildert und iſt für Artillerie nicht zugänglich. Dieſer Umſtand veranlaßte auch den ruſſiſchen Oberſt zu der Behauptung, daß Merw (und die Murghab-Linie) nicht der Schlüſſel zu Herat ſei. Allein es giebt noch einen zweiten Uebergang, welchen wir aus der Beſchreibung des engliſchen Reiſenden Abbott kennen, und der allem Anſchein nach keine beſonderen Schwierigkeiten bietet.

Folgt man von Ak-tepé aus in ſüdöſtlicher Richtung dem Laufe des Murghab flußaufwärts, ſo erreicht man über Pendſch-deh und Merutſchak bei Bala-Murghab wiederum eine wichtige Karawanenſtraße, nämlich die Route, welche von Balch aus durch Maimane quer über die Gebirge nach Kuſchk und Herat führt.

Um die Bedeutung, welche das Thal des Herirud und das des Kuſchkrud für einen Vormarſch auf Herat haben, zu erläutern, mag es geſtattet ſein, ein Beiſpiel aus der eigenen Umgebung zu wählen. Denken wir uns, es handle ſich um einen Angriff auf Innsbruck von der bayeriſchen Hochebene aus, ſo würde ungefähr Roſenheim der Feſtung Seraksch entſprechen und das Innthal dem Thale des Tedſchent oder Herirud. Das Iſarthal aber und der Uebergang über die Scharnitz würde ungefähr die gleiche Rolle ſpielen wie das Thal des Kuſchkrud und die Kaitu-Päſſe. Freilich müſſen wir die Diſtanzen nach den Angaben, die ich gemacht habe, entſprechend erweitern und Weſt mit Oſt uns vertauſcht denken. Auch müßten wir uns den Scharnitzübergang ziemlich ungebahnt vorſtellen.

Es fragt ſich nun aber, ob eine Annexion Herats durch die Ruſſen vorausſichtlich erfolgen wird. Dies glaube ich bejahen zu müſſen. Ich für meinen Theil bin der feſten Ueberzeugung, daß wir dieſes Ereigniß früher oder ſpäter werden eintreten ſehen. Wenn die ruſſiſche Politik dieſen letzten Schritt zu thun zögerte, ſo geſchah das offenbar nur aus dem Grunde, weil England in der Beſetzung der Stadt einen casus belli ſieht. Ob es ſelbſt in dieſem Falle zum Krieg käme, iſt freilich noch immer zweifelhaft, aber wenigſtens möglich.

Digitized by Google

Wie ich aber ſchon vor zwei Jahren anderweitig es ausgeſprochen habe, ſo iſt es auch heute noch meine Anſicht, daß eine Occupation von Herat durch die Ruſſen im Intereſſe der Hebung und Sicherung des Verkehres in Mittelaſien und im Intereſſe der Stadt ſelber und der künftigen Entwickelung derſelben zu einem der wichtigſten Verkehrsplätze jener Gebiete ſich durchaus rechtfertigen läßt.

Allerdings würde das ruſſiſche Turkeſtan ſeine Abrundung nach Süden gefunden haben, wenn die Grenze über den Kamm des Hindukuſch und des Kohi-baba, dann über den Paropamiſus (Sefid-koh und Kaitu) zum Herirud und an dieſem abwärts bis Sſerakſch gezogen würde. Bei einer ſolchen Regulirung der Grenze bliebe Herat außerhalb des ruſſiſchen Territoriums. Allein ich glaube kaum, daß Rußland gerade da Halt zu machen ſich entſchließen kann, wo der reichſte, wichtigſte und begehrenswertheſte Landſtrich beginnt. Nach meiner Meinung würde auch England und überhaupt irgend eine andere Culturmacht dieſe Mäßigung und Zurückhaltung kaum beſitzen. Wenn Rußland Herat nehmen *kann* oder nehmen *darf*, wird es das thun, vielleicht ſchon bald, vielleicht erſt ſpäter. Irgend einmal wird ſich die Gelegenheit, die Möglichkeit oder auch Nothwendigkeit unzweifelhaft bieten.

Die Südgrenze des ruſſiſchen Turkeſtan gegen afghaniſches und perſiſches Gebiet wird ſich dann folgendermaßen geſtalten. *Vom Kohi-baba läuft ſie über den Kamm des Sija-koh auf dem linken Ufer des Herirud. Den Sangi-ſija-Bergen folgend, beſchreibt ſie einen Bogen nach Süden um Herat, wendet ſich ſodann nach Norden und führt längs der das Tedſchent-Thal auf der linken Seite begleitenden Hügel nach Sſerakſch, wo ſie an die bereits vertragsmäßig feſtgeſtellte ruſſiſch-perſiſche Grenze auf dem Kamme des Achalgebirges ſich anſchließt.*

Wenn dieſe rein theoretiſche Grenze einmal factiſch beſteht, dann allerdings kann Rußland ſeine dreifache Aufgabe in Mittelaſien: Abrundung ſeines Territoriums in Uebereinſtimmung mit der Landesnatur, Einſchließung aller Nomadenſtämme in ſeine Grenzen, Sicherung des Verkehrs aus Perſien und Turkeſtan nach Indien, als gelöſt betrachten. Dann dürfte keine Veranlaſſung zu weiterer Expanſion ſich finden. Dann kann es die Blicke nach innen wenden und das begonnene Friedenswerk: die Einführung europäiſcher Cultur in Mittelaſien, mit Erfolg fortſetzen und zu Ende führen.

Man müßte es als einen poſitiven Mißſtand bezeichnen, wenn Herat in den Händen der Afghanen bliebe. So lange dies der Fall iſt, wird der Handelsverkehr ſtets bis zu einem gewiſſen Grade beeinträchtigt ſein. Die Afghanen können ihn durch unmäßige Zölle und Abgaben ſchädigen, und ich glaube nicht, daß Verträge einem Volke, wie ſie ſind, gegenüber alle Schwierigkeiten beſeitigen würden. Sollte es aber mit der Zeit gelingen, jene europäiſch-indiſche Ueberlandbahn Sſerakſch-Herat-Kandahar-Quetta fertigzuſtellen, ſo muß der Schlüſſel und Knotenpunkt derſelben, Herat, nothwendig im Be-

ſitze einer civiliſirten Macht, ſei es Englands, ſei es Rußlands, ſich befinden. Hier aber wird es ergehen wie überall: wer der erſte am Platze iſt, der hat die Macht in Händen.

Wenn aber Rußland ſich Herats factiſch bemächtigen wird, ſo kann es einen immerhin gewichtigen Grund anführen, um ein ſolches Vorgehen zu rechtfertigen. Die Herati ſind ebenſo wenig Afghanen, wie die Bewohner von Balch, Maimane und Andchui. Sie ſind ein Miſchvolk von Perſern und Turkſtämmen. Die Afghanen ſind nichts weiter als die Eroberer, welche mit Gewalt die Stadt genommen und gegenwärtig mehr oder minder zufällig in ihrem Beſitz haben. Im Jahre 1717 eroberten ſie Herat zum erſten Mal. Vierzehn Jahre ſpäter nahm der perſiſche Eroberer Nadir-Schah es ein; nach ſeinem Tode erſtürmten es abermals die Afghanen. In der Folge bildet es fortwährend den Zankapfel zwiſchen Afghanen und Perſern, und vielfach wurde um ſeinen Beſitz gekämpft. Vom November 1837 bis zum September 1838 belagerten die Perſer die Stadt; 1855 bis 1856 zum zweiten Mal. Nun aber nöthigten die Engländer Perſien, Herat aufzugeben und 1863 kam es in die Gewalt das Emir Doſt Mohammed und ſeiner Afghanen.

Die Folgen und Wirkungen dieſer letzten Erſtürmung ſah Vámbéry mit eigenen Augen. „Die Stadt," ſagt er, „hatte ein düſteres, betrübendes Ausſehen, die Furcht vor den wilden Eroberern malte ſich auf den Geſichtern ihrer Einwohner, und der Gegenſtand der Unterhaltung war noch immer die letzte Belagerung, die Einnahme und Plünderung." Was die letztere anbetrifft, ſo berichtet der ungariſche Reiſende: „4000 afghaniſche Soldaten, die aus verſchiedenen Stämmen und Regimentern dazu gewählt wurden, ſtürzten auf ein gegebenes Zeichen von mehreren Seiten der Stadt über die unvertheidigten Häuſer her, und ſollen nicht nur Geld, Kleider, Waffen, Hausgeräth und ſonſtiges Gut, was ihnen in's Auge fiel, weggenommen, ſondern jeden gezwungen haben, ſich faſt nackt auszuziehen, ſo daß die Einwohner halb nackt in den gänzlich entblößten und ausgeleerten Häuſern zurückblieben . . . Wer die Habgier dieſer ſchmutzigen und geizigen Afghanen kennt, wird ſich leicht einen Begriff machen können, wie ſie ſich bei einer Plünderung benehmen. Die Stadt wurde einen Tag, die Umgebung monatelang von dem belagernden Corps gebrandſchatzt."

Wenn nun auch dieſe Ereigniſſe ſchon mehr als zwei Jahrzehnte hinter uns liegen, ſo iſt doch wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß in der Zwiſchenzeit die Herati beſondere Sympathien für die Afghanen gewannen.

In der That redete vor wenigen Jahren Malleſon, der über Herat ein ganzes Buch compilirt hat, einer Occupation dieſer Stadt durch die Engländer das Wort. Er begründete ſeinen Vorſchlag damit, daß ja auch die Afghanen nicht rechtlich die Beſitzer von Herat wären, ſondern nur die Eroberer. Vor ihm ſprach auch Boulger den Gedanken aus, daß eine Reihe von Befeſtigungen von Herat aus quer durch das Afghaniſche Tur-

Digitized by Google

keſtan über Maimane und Balch bis nach Chulm mit engliſchen Garniſonen die beſte Sicherung Indiens gegen eine ruſſiſche Invaſion ſei.

Daß Herat unter engliſcher Herrſchaft ſich ganz unvergleichlich mehr heben würde, als unter afghaniſchem Joche, wer wollte das beſtreiten? Allein das Argument, aus welchem Malleſon das Recht Englands zu einer Occupation der Stadt deducirt, kann doch von Rußland nicht minder in Anſpruch genommen werden. Wenn aber England ſeine „Culturmiſſion" in Herat verſäumt hat, warum ſollte man den Ruſſen, wenn ſie nun dieſe Aufgabe zu der ihrigen machen, ein brüskes „hands off" zurufen.

Es giebt nur ein einziges Motiv für die Animoſität der Engländer gegen die Ruſſen. Die Briten leitet nicht etwa der Gedanke, Rußland habe ſich eine Culturmiſſion angemaßt, welche billigerweiſe ihnen zugekommen wäre: daß Mittelaſien bis an die afghaniſche Grenze heran geographiſch eher zu Nordaſien gehört als zu Indien, das werden ſie wohl nie beſtreiten. Sie werden auch kaum behaupten, daß Rußland ſeiner Aufgabe in Mittelaſien nicht gewachſen ſei, daß es ſtatt Ordnung und Wohlfahrt wirthſchaftlichen Verfall und Unfrieden ſtifte: da ſprechen denn doch die Thatſachen zu laut, und ein einfacher Vergleich der gegenwärtigen Zuſtände mit denjenigen, welche vor zehn oder zwanzig Jahren beſtanden, liefert den ſchlagendſten Beweis. Auch daß die Theilnahme mit den Afghanen und das Intereſſe für deren Emir, ihren Schutzbefohlenen, ſie veranlaſſe, alle Hebel in Bewegung zu ſetzen, um Rußland von Herat abzuhalten, erſcheint wenig glaublich: die Geſchichte der Beziehungen zwiſchen den Afghanen und den Engländern in den letzten vierzig Jahren ſprechen nicht dafür, daß die beiden Völker beſonders warme Sympathien für einander hegen. Nein, die Engländer werden bei allem, was ſie gegen Rußland und deſſen Politik ſchreiben, reden und unternehmen, ausſchließlich beherrſcht von der Furcht, der Zar könne ſich mit den bisherigen Eroberungen nicht zufrieden geben, ſondern auch nach Indien ſeine ſiegreichen Fahnen tragen und England dieſe wichtigſte aller ſeiner Colonien zu entreißen verſuchen.

Die Briten ſind bei der centralaſiatiſchen Frage unmittelbar betheiligt. Für ſie handelt es ſich eventuell um die Ehre und das Anſehen ihres Staates. Wer wollte es ihnen daher verübeln, wenn ſie mit allen Mitteln einer Gefahr zu begegnen ſich bemühen, welche zwar vorläufig nur in das Bereich der Möglichkeit gehört, aber für ſie von der weittragendſten Bedeutung werden kann? Wer aber über den Parteien ſteht, möge eine objective Anſchauung zu gewinnen ſuchen und jede einſeitige Beurtheilung möglichſt vermeiden. Suum cuique! Wie wir neidlos Englands Verdienſte um Indien und ſeine Erfolge in dieſem Lande anerkennen, ſo wollen wir auch offen und unumwunden zugeben, daß Rußland in Mittelaſien eine edle und große Culturaufgabe übernommen, daß es dieſelbe theilweiſe ſchon zum Heile des Landes und ſeiner Bewohner gelöſt hat und vorausſichtlich zu einem ruhmvollen Ende führen wird.

Ein Problem für Taſchenſpieler.

Von

Carl du Prel*).

— München. —

I. Die Thatſachen.

Daß die Phänomene des Spiritismus Thatſachen ſeien, wird bekanntlich von der öffentlichen Meinung in Deutſchland beſtritten. Daß aber die rapide Verbreitung des ſpiritiſtiſchen Glaubens, und zwar auch in Deutſchland, eine Thatſache ſei, kann Niemand leugnen. In beiden Fällen iſt daher eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung der ſogenannten ſpiritiſtiſchen Phänomene von der größten Nothwendigkeit; wenn

*) Wir nehmen keinen Anſtand, den nachſtehenden Aufſatz hier zu veröffentlichen. Wir halten es auch für überflüſſig, beſonders Verwahrung dagegen einzulegen, daß die Aufnahme deſſelben die Uebereinſtimmung der Anſichten der Redaction mit den in dieſem Aufſatze niedergelegten Anſchauungen ausſprechen ſolle. Es iſt von jeher der leitende Grundſatz unſerer Zeitſchrift geweſen, allen ihren Mitarbeitern die völlige Freiheit ihrer politiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Meinungen zu laſſen. Einſtweilen laſſen ſich die wirklich gebildeten und gelehrten Schriftſteller, die ſich zum Spiritismus bekennen, an den Fingern abzählen, und ein jedes Zeugniß für den Spiritismus aus wiſſenſchaftlicher Feder hat zum mindeſten ein pſychologiſches Intereſſe. Unſere perſönliche Anſicht über den ſogenannten Spiritismus haben wir zu wiederholten Malen öffentlich ausgeſprochen. Die Thatſache, daß hochgebildete Männer, ja Gelehrte erſten Ranges von der Wahrhaftigkeit der ſpiritiſtiſchen Kundgebungen überzeugt ſind, und ſchon den Verſuch gemacht haben, ſie auf wiſſenſchaftlich ſpeculativem Wege ſogar zu begründen, fordert gewiß zum Nachdenken heraus. Solange aber der moderne Spiritismus uns Laien nichts weiter lehrt, als daß die Geiſter durch den Willen eines beliebigen Tiſchlergeſellen oder Handſchuhmachers in unſere Geſellſchaft geladen werden können, um recht mittelmäßige Sachen zu ſchwatzen, in den Möbeln zu knacken, an den Wänden herumzuklatſchen, Klingeln zu ziehen, Spieldoſen in Bewegung zu ſetzen, zwiſchen Schiefertafeln zu kritzeln und dergleichen, ſolange

er Humbug ſein ſollte, um dieſer krankhaften Epidemie Einhalt zu thun; wenn er Wahrheit ſein ſollte, um dieſer ſelbſt willen. Um ſo nothwendiger erſcheint eine ſolche Unterſuchung, als die Actien des Spiritismus nicht nur in Bezug auf die große Anzahl ſeiner Bekenner ſehr im Steigen ſind, ſondern auch in Bezug auf das Gewicht der Stimmen, und zwar letzteres in doppelter Hinſicht.

Ich werde nämlich kaum einem Widerſpruch begegnen, wenn ich ſage, daß bezüglich der Frage, ob der Spiritismus auf Taſchenſpielerei beruhe, nicht Naturforſcher und Philoſophen competent ſind, ſondern in erſter Linie die Taſchenſpieler ſelbſt. Nun haben aber die geſchickteſten Taſchenſpieler, Bosco, Houdin, Hermann, Bellachini, Hamilton ꝛc., die ihnen vorgeführten Medien vom Verdachte des Betruges freigeſprochen*). Andrerſeits ſind aber bezüglich der Frage, ob die Erſcheinungen real ſind, die Gelehrten in dem Maße competent, als ſie ſich auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete als vorſichtige und geſchickte Experimentatoren erwieſen haben. Das kann man aber — um nur die bekannteſten Namen zu nennen — einem Crookes, Wallace und Zöllner gewiß nicht abſprechen, und dieſe haben ſich für die Erſcheinungen erklärt.

Da nun die Aufforderung an die Taſchenſpieler, die Phänomene unter denſelben Bedingungen nachzumachen, gewiß eine berechtigte, und ihr Urtheil vom größten Werth iſt, möchte ich denſelben im Nachfolgenden ein Problem zur Löſung unterbreiten.

In Folge einer freundlichen Einladung, die ich bei meinem jüngſten Aufenthalte in Wien erhielt, wohnte ich nämlich einer Reihe von Sitzungen in vier verſchiedenen Häuſern bei, und ſtelle im Nachfolgenden die Reſultate derjenigen Sitzungen zuſammen, bei welchen die Experimente wiederholt wurden, die Profeſſor Zöllner mit dem amerikaniſchen Medium Slade anſtellte, und wobei die in ſeiner „Transcendentalen Phyſik" beſchriebenen Tafelſchriften erhalten wurden. Ich greife unter meinen Sitzungen gerade dieſe heraus, weil die eine davon am hellen Tage, eine zweite beim Scheine von ſechs auf Tiſch und Zimmer vertheilten großen Lampen, die dritte beim Scheine von drei Gasflammen über dem Tiſch, und nur die vierte im

---

dieſe Geiſter mit einem Worte nur Dinge verüben, die weder anmuthig noch bedeutend, ſondern einfach überraſchend ſind, weil ſie unerklärlich erſcheinen, vermögen wir beim beſten Willen für dieſe Kundgebungen aus einer andern Welt eine beſondere Theilnahme nicht zu hegen. Einſtweilen ſtehen wir alſo noch immer auf dem Standpunkt des Horatio und können allen Leiſtungen der Abgeſchiedenen, die uns durch die Medien vermittelt werden, immer nur das eine Wort entgegenſtellen: „Es braucht kein Geiſt vom Grabe herzukommen, um das zu ſagen." Die Redaction.

*) Zöllner: Wiſſenſchaftliche Abhandlungen. III. 42. 197. Wallace: Eine Vertheidigung des modernen Spiritualismus. 27. 124. 125. Hermes (Flammarion?) Les forces naturelles inconnues. 91—94. Bericht der dialektiſchen Geſellſchaft in London. III. 89. Pſychiſche Studien IV. 19. V. 43. 516. VII. 566.

Dunkel ſtattfand. In den drei erſten Fällen war das Medium Mr. Eglinton aus London, im letzten ein akademiſch gebildetes Privatmedium, deſſen Namen zu nennen ich nicht autoriſirt bin, und bei dem ich durch einen Wiener Profeſſor eingeführt wurde.

Bekanntlich erfordern die ſpiritiſtiſchen Phänomene verdunkelte Zimmer, vertragen manchmal wohl auch Halbdunkel, treten aber nur bei hochgeſteigerter Kraft des Mediums auch bei Licht ein. Bezüglich der Tafelſchriften liegt nun aber der günſtige Umſtand vor, daß das Zimmer in beliebigem Grade erhellt werden kann, weil man die für das Phänomen nöthige Dunkelheit innerhalb dieſer Helle erzeugen kann. Man nimmt nämlich eine einfache Schiefertafel und legt dieſelbe entweder auf die obere Tiſchfläche — wodurch die untere Tafelfläche verdunkelt iſt — oder drückt ſie gegen die untere Tiſchfläche — wodurch die obere Tafelfläche verdunkelt wird —, oder man nimmt auch eine durch Charniere verbundene Doppeltafel, die wie ein Buch zuſammengeklappt werden kann, wodurch ihre beiden Flächen verdunkelt werden, und die man dann ebenfalls auf oder unter den Tiſch drücken oder nach Belieben frei in der Luft halten kann. Es handelt ſich nun darum, gerade auf dieſen verdunkelten Tafelflächen, die alſo den Händen des Mediums unzugänglich ſind, ſchriftliche Antworten auf zu ſtellende Fragen zu erhalten, zu welchem Behufe ein kleines Schieferſtück vorher hineingelegt wird. Es iſt klar, daß unter ſolchen Umſtänden ein Betrug einfach unmöglich iſt, wenn der Experimentirende auch nur Ein geſundes Auge haben ſollte. Ich beſitze deren zwei, und zwar gute. Nebenbei nur ſei geſagt, daß die Hypotheſe präparirter Tafeln geradezu lächerlich iſt, wie es die nachfolgenden Experimente zeigen werden.

Die Controle des Vorgangs, ob die Schriften wirklich direct — nicht indirect durch das Medium — erhalten werden, iſt um ſo leichter, weil

1) die Thätigkeit des Mediums darauf beſchränkt werden kann, ſeine Hände auf oder an die Tafel zu halten;
2) in manchen Fällen auch das überflüſſig iſt, und die bloße Nähe des Mediums genügt;
3) das Medium keine Kenntniß der Frage zu haben braucht, die man auch, entfernt von ihm, auf die einfache, oder in die Doppeltafel ſchreiben kann.

Unter ſolchen Umſtänden könnte man alſo höchſtens einem Blinden die Fähigkeit abſprechen, den Vorgang zu controliren.

Aber auch das kann ſehr leicht controlirt werden, ob die Schrift durch das hineingelegte Griffelſtück vermittelt wird. Man kann nämlich an einem eingeritzten Zeichen nach geöffneter Tafel die Identität des Griffels erkennen und ſieht denſelben, beſonders bei längeren Mittheilungen, durch das Schreiben abgenützt. Endlich geſchieht das Schreiben deutlich hörbar und fühlbar für die aufgelegte Hand, der die leiſen Erzitterungen der Tafel mitgetheilt werden. Der Umſtand aber, daß das Medium die Fragen nicht

vorausweiß, ja überhaupt nicht zu wiſſen braucht, während doch die Antwort ganz zutreffend iſt, beweiſt bis zur Evidenz, daß die Antwort erſt nach geſtellter oder geſchriebener Frage erfolgt. Als einen Nebenumſtand, der vielleicht nicht allgemeine Regel iſt, mir aber ein paar Mal auffiel, erwähne ich noch, daß die Schrift nicht gegen das Medium gekehrt erſcheint, ſondern gegen den Frageſteller gerichtet, wenn er dem Medium gegenüberſitzt.

Wie jeder Veränderung in der Welt, ſo muß auch dieſen Tafelſchriften eine Kraft zu Grunde liegen. Es frägt ſich alſo, welcher Quelle dieſe beim Schreiben in mechaniſche Bewegung umgeſetzte Kraft entnommen wird. In erſter Linie iſt das Medium ſelbſt dieſe Quelle. Die leichten Convulſionen, von denen es dabei ergriffen wird — was aber nicht von jedem Medium gilt — zeigen an, daß Kraft von ihm abſorbirt wird. Aber auch der Cirkel der Experimentirenden, deren Hände auf dem Tiſche die Kette bilden, trägt offenbar Kräfte bei. Als ich bei einer der Sitzungen die äußeren Finger meiner rechten, und dann meiner linken Hand von denen meiner Nachbarn erhob, hörte das Schreiben ſofort auf, fing aber ſogleich wieder an, als ich die Finger wieder niederlegte und dadurch die Kette ſchloß. Dieſelbe Erſcheinung wird auch von Zöllner berichtet*).

Von dieſer beim Schreiben verwendeten mechaniſchen Kraft abgeſehen, erfordert aber eine intelligente Mittheilung noch eine andere Kraft, nämlich Intelligenz. Daß eine ſolche thätig iſt, beweiſen die ſinnvollen Antworten, die, den Fragen angepaßt, erfolgen. Nach meinen Erfahrungen iſt es einfach nicht wahr, wenn von den Gegnern behauptet wird, daß gewöhnlich läppiſche Antworten zum Vorſchein kommen, die — wie einer derſelben ſich ausdrückt — „dem Gebiete des höheren oder niederen Blödſinns angehören, namentlich aber des niederen, d. h. völlig inhaltsleer ſind“.**)

Welches iſt nun aber die dabei thätige Intelligenz? Die des Mediums, das die Fragen gar nicht zu kennen braucht, iſt es jedenfalls nicht. Auch waren die Antworten oft in Sprachen ertheilt, die das Medium nicht kennt. Bei einer der Sitzungen, bei welcher außer dem Medium und mir noch ein Herr und eine Dame beiwohnten, wurde, während Mr. Eglintons Kenntniſſe der deutſchen Sprache und Schrift kaum nennenswerth ſind, drei Viertel der Tafelſeite ſchnell und hörbar deutſch beſchrieben, während den Reſt der Tafel eine ſpeciell an die Dame gerichtete engliſche Botſchaft einnahm. Die deutſche Schrift, der keine beſtimmte Frage vorherging, lautete: „Dieſes iſt die richtige Wahrheit, was auch gegen dieſelbe unternommen wird. Die Thatſachen ſprechen für ſich ſelbſt. Iſt es nicht Pflicht von Jedem, der Anſpruch auf Intelligenz macht, die verborgenen Geheimniſſe der Natur und des menſchlichen Lebens zu unterſuchen? Zu Euch zu kommen in dieſer Weiſe muß den harrenden Herzen wohlthun und muß Euch einführen in die Erkenntniß des kommenden Lebens.“

*) Zöllner: Transcendentale Phyſik 266. 280. — **) Ebendort 287.

Als ich den erwähnten Herrn sodann ersuchte, eine kurze Frage von ganz präcisem Inhalt in die Tafel zu schreiben, begab er sich damit in die Zimmerecke, und nachdem auf die zurückgebrachte Tafel unmittelbar die Hände aufgelegt waren, erfolgte sofort hörbar das Schreiben, und nach Eröffnung der Tafel lasen wir Frage und richtige Antwort: Wie viel Uhr ist es? Zwölf Minuten nach 3 Uhr.

Daß die Antworten meistens kurz lauten, kann nicht befremden. Es ist etwas mehr Kraft nöthig, als wir zum Schreiben und Sprechen brauchen, und die häufig unzulänglichen Kräfte des Mediums und Cirkels legen der thätigen Intelligenz Sparsamkeit auf. Aber diese Kürze, da sie unbeschadet des Sinnes stattfindet, kann nur zu Gunsten der Intelligenz gedeutet werden. Als ich z. B. die Frage stellte, was ich den „Entlarvern" Eglintons in München sagen sollte, war die englische Antwort eben so kurz als treffend: Dies ist die Antwort.

Sollte gleichwohl Jemand Verdachtsgründe aus dieser Kürze schöpfen, so kann ich ihm mit einer längeren aufwarten: Als ich einst Vormittags mit Eglinton und Baron Hellenbach zusammentraf, wurde durch Tafelschrift verlangt, daß wir drei, ohne Zuziehung weiterer Personen, eine Sitzung halten sollten. Diese fand am gleichen Abende statt. Baron Hellenbach und ich gingen von der Voraussetzung aus, daß wir das beste Resulat erzielen würden, wenn wir der Sache ihren freien Lauf ließen, statt, wie es meistens in skeptischer Anwandelung der Experimentirenden geschieht, der Sache willkürliche Bestimmungen aufzuerlegen. Diese Erwartung bestätigte sich vollkommen, und die Beweiskraft der Phänomene konnte nicht größer sein, so daß Eglinton selbst nachträglich erklärte, es sei die beste Sitzung, die er gehabt. Unsere Tafeln lagen auf dem von drei Gasflammen beleuchteten Tische. Eglinton, den wir ganz sich selber überließen, gerieth bald in einen Zustand, in dem er offenbar nicht mehr ganz bewußt handelte, sondern instinctiven und unwillkürlichen Impulsen folgte. Er saß am Tische, stand aber dann auf, und ging, mit veränderter Stimme redend, umher. Zunächst verlangte er von Baron Hellenbach unbeschriebenes Papier, und als ihm aus einer Schublade ein Packet von ziemlich steifen Correspondenzblättern in der Größe einer Postkarte gereicht wurde, nahm er ein Blatt, legte es auf den Tisch, und begab sich sodann zu einem Kasten, von dem er aus einer Reihe von Büchern zufällig Zöllners „Transcendentale Physik" herabholte und ebenfalls auf den Tisch legte. Hierauf riß er von dem Correspondenzblatt eine Ecke ab, die er mir in die Hand gab, und legte das leere Blatt in das aufgeklappte Buch, das sofort geschlossen wurde, nachdem noch eine Bleistiftspitze hineingelegt worden war. Wir vereinigten sodann unsere sechs Hände über dem Buche, wozu Eglinton zwischen uns auf dem Boden kniete.

Baron Hellenbach stellte nun eine seine Privatangelegenheiten und Studien betreffende Frage, die eine längere Antwort erheischte. Schon nach

einigen Secunden glaubte ich das Schreiben in einer der Hände durchzufühlen, und als ich mein Ohr an das Buch legte, hörte ich deutlich das abgedämpfte Geräuſch, welches einem ſehr ſchnellen Schreiben auf ſolcher Unterlage entſprach. Drei raſche Klopflaute, ebenfalls abgedämpft aus dem Buche kommend, meldeten uns — wie jedes Mal — daß wir öffnen ſollten, und wir fanden nun zwiſchen den Seiten 386—387 des Buches das eben noch leere Blatt mit 30 enggeſchriebenen Zeilen bedeckt. Das abgeriſſene Eck mit ſeiner wegen der Dicke des Blattes ſchiefen und faſerigen Bruchfläche paßte vollkommen genau, während bei ſpäterer Controle ſich zeigte, daß die aufgelegene Buchſeite zwar einige leichte Eindrücke, aber nicht den geringſten Bleiſtiftſtrich aufwies. Die Botſchaft war in engliſcher Sprache abgefaßt, war aber nicht abgeſchloſſen und enthielt wegen Raummangels nur die theilweiſe Beantwortung der geſtellten Frage.

Durch dieſen Erfolg ermuthigt, überließen wir das Medium auch weiterhin ſeinen Impulſen die noch immer den Charakter der Unwillkürlichkeit trugen. Dasſelbe rückte nun die auf dem Tiſche liegenden Tafeln in größere Nähe zu uns, legte in die eine derſelben — es war eine Doppeltafel — ein weiteres leeres Blatt und ein drittes Blatt zwiſchen zwei aufeinandergelegte einfache Tafeln, jedes Mal unter Beifügung einer Bleiſtiftſpitze, und bewarf dann mit ſichtbarer Anſtrengung die Doppeltafel — vielleicht weil die Holzbekleidung derſelben hier das Experiment erſchwerte — mit magnetiſchen Handbewegungen. Wir vertheilten nun unſere Hände auf die beiden Tafeln. Nach wenigen Secunden erklärte Baron Hellenbach, das Schreiben auf ſeiner nur durch ihn allein gehaltenen Tafel durchzufühlen; ich legte mein Ohr an die andere, und hörte nun auch dort ſchreiben. Ich vermag nicht zu ſagen, ob beide Blätter gleichzeitig beſchrieben wurden, halte es aber nicht für unmöglich, weil auch Zöllner*) von einem Experiment berichtet, wobei zwei Griffelſtücke innerhalb Einer Tafel ſchrieben, der eine von links nach rechts, der andere umgekehrt. Bei unſerem Experiment konnte die gleichzeitige Beſchreibung beider Blätter nicht conſtatirt werden, weil wir, nicht darauf gefaßt, eine Controle nach dieſer Richtung unterließen. Die Schnelligkeit aber, womit die Antwort erfolgte, erſcheint nur um ſo wunderbarer, wenn ein Nacheinander in der Beſchreibung der Blätter angenommen wird. Wieder hörten wir drei Klopflaute, öffneten die Tafeln, und fanden nun auf dem einen Blatt 28, auf dem anderen 24 enggeſchriebene Zeilen, welche die im Buche unvollendet gebliebene Antwort ergänzten, und zwar in ſehr gewählter Sprache und intelligenter Weiſe. Die Handſchrift war der von Eglinton ſelbſt, wovon ich mir ſpäter eine Probe erbat, durchaus unähnlich; dagegen glich ſie, nebſt der Unterſchrift Erneſt, ganz der auf einer anderen Tafel befindlichen, die früher ohne mein Beiſein in engliſcher, deutſcher und griechiſcher Schrift erhalten worden war.

*) Zöllner, a. a. O 238.

Ich wiederhole, daß wir bei drei Gasflammen jede Bewegung Eglintons genau beobachten konnten und daß kein irgendwie auffälliger Stillstand in den getroffenen Anordnungen eintrat. Will aber der Skeptiker durchaus uns das Sehvermögen absprechen und annehmen, Eglinton hätte die Blätter schnell beschrieben und dann irgendwie hinein gebracht, so hätte doch nur die untere Fläche beschrieben werden können, da wir ganz deutlich die oberen Flächen leer sahen. Die Schrift stand nun aber oben, als wir eigenhändig die Tafeln öffneten; also hätte Eglinton nicht nur die Geschicklichkeit besitzen müssen, beim Scheine von drei Gasflammen, schnell und ungesehen von uns, mit 82 Zeilen auf den gereichten Blättern eine noch gar nicht gestellte Anfrage zu beantworten, sondern er hätte auch noch das Kunststück leisten müssen, innerhalb eines zusammengeklappten Buches und geschlossener Tafeln, worauf unsere Hände lagen, die Blätter umzukehren. Hier trifft es also wohl zu, daß übertriebener Skepticismus in Unsinn ausarten kann.

Ich habe diese Sitzung so ausführlich geschildert, weil meine schon vorher gefaßte Ueberzeugung bestätigt wurde, daß auch moralische Factoren in diesen Dingen mitspielen, und daß im Großen und Ganzen, gleich günstige Bedingungen vorausgesetzt, jedem Cirkel gerade so viel geboten wird, als er verdient. Ich bin überzeugt, daß wir durch nörgelnde Anordnungen skeptischer Art, durch Auferlegung unserer eigenen Bedingungen, nur uns selbst geschädigt hätten, während wir durch unser moralisches Entgegenkommen Phänomene von stupender Art erzielten, ohne daß doch die Beweiskraft derselben abgeschwächt worden wäre. Wer vorurtheilslos herangeht, und überzeugt werden will, der wird gewiß auch überzeugt werden. Ich könnte das durch meine Erfahrungen bei anderen Sitzungen bestätigen. Durch die ganze, auch historische Mystik zieht sich die Lehre, daß Glauben und Vertrauen sehr wirksame Factoren sind. Wer aber überall Betrug wittert, als entschlossener Apriorist sich an den Tisch setzt und im Voraus überzeugt ist, nur Humbug zu erleben, der wird auch seine Bekehrung sich kaum holen. Dieses, und nicht etwa die Aufklärung ist daran Schuld, daß, auch historisch genommen, die Mystik mit dem Glauben an sie verschwindet. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese günstige moralische Disposition durch wissenschaftliche Vorsicht geschädigt würde. Vom skeptischen Standpunkt aus müßte man nämlich annehmen, daß je ungebildeter, je gläubiger und unvorsichtiger der Cirkel, desto auffälligere Phänomene durch das Medium geleistet würden. Davon geschieht aber das Gegentheil: Zu den vorsichtigsten Experimentatoren gehören gewiß Naturforscher, wie Crookes und Zöllner, und gerade diese haben die merkwürdigsten Erscheinungen erlebt. Was ich also sagen will, ist nur dieses, daß die Experimente dieser Forscher, trotzdem sie mit der größten wissenschaftlichen Vorsicht angestellt wurden, gefördert wurden durch ihre geistige Disposition, die Wahrheit finden zu wollen, aber nicht die Bestätigung einer vorgefaßten Meinung.

Eglinton selbst sagte uns nach der Sitzung, daß er das Experiment

innerhalb eines geſchloſſenen Buches bisher nur einigemal angeſtellt, aber dabei immer nur einige Worte als Antwort erhalten hatte.

Die Behauptung, daß nur läppiſche Tafelſchriften zu Stande kommen, iſt durch keine meiner Erfahrungen beſtätigt worden. Im Gegentheil lieferten die Antworten oft Beſſeres, als ſich von einem menſchlichen Durchſchnittsweſen erwarten ließe. Andererſeits habe ich auch kein Anzeichen einer übermenſchlichen Intelligenz gefunden. Was immer die dabei thätigen Kräfte ſein mögen, ſie werden uns menſchlich in ſehr hohem Grade nahe gerückt. Das zeigt ſich ſehr auffallend bei den Irrthümern, die dann und wann eintreten. Zur Abwechslung zeichnete ich einmal, entfernt vom Medium, ein menſchliches Geſicht in die Tafel, die ſodann vom Medium, das ebenfalls eine Variation vornahm, dem neben ihm ſitzenden Baron Hellenbach ſo untergeſchoben wurde, daß er darauf ſaß. Wir erhielten ſofort die Copie des Geſichts. Als ich aber dann, ebenfalls in der Entfernung, ein Pentagramm und daneben das ziemlich ähnliche theoſophiſtiſche Zeichen — zwei ſich kreuzende Dreiecke — in die Tafel zeichnete, und die Copie verlangte, wurde nur das letztere Zeichen, dieſes aber zweimal, nachgezeichnet. Es muß alſo von Seite der thätigen Intelligenz irgendwie ein der Möglichkeit eines Irrthums ausgeſetzter optiſcher Vorgang vorausgeſetzt werden. Ein ähnlicher lehrreicher Fall war der folgende: Ein Herr des Cirkels begab ſich vom Tiſch hinweg, legte eine Banknote in die Tafel, und brachte dieſe verſchloſſen mit dem Verlangen zurück, Werth und Nummer der Banknote zu erfahren. Die Antwort lautete: Ein Gulden. 806 149. Für die Zahl acht hätte drei ſtehen ſollen. Als man aber die Banknote betrachtete, die nicht mehr neu und glatt war, ergab ſich auch für unſere Augen die leichte Möglichkeit eines ſolchen Irrthums bei oberflächlicher Betrachtung. Es kann alſo keine abſtracte Kenntnißnahme eingetreten ſein, etwa durch Hellſehen, ſondern eine irgendwie ſinnlich vermittelte, die dem Irrthum ausgeſetzt war. Der Skeptiker wird ſagen, das Medium habe ſich verſchaut. Ich frage aber: wie kann das Medium unter ſolchen Bedingungen ſchreiben? Und zwar ſind es, wie geſagt, die Taſchenſpieler, von denen ich die Antwort erhalten will.

Es verbleibt dem Skeptiker nur die Annahme, ich ſei bei den verſchiedenen Sitzungen in verſchiedenen Häuſern und in Anweſenheit verſchiedener Perſonen getäuſcht worden, indem jedes Mal der ganze Cirkel mit dem Medium einverſtanden geweſen ſei. Ich könnte das Argument dadurch entkräften, daß ich die Namen nenne. Das fällt mir aber bei der moraliſch ſo zweifelhaften Beſchaffenheit unſerer Journaliſtik nicht ein. Den Baron Hellenbach konnte ich allerdings nennen, weil ich von ihm weiß, daß er in demſelben Maße, wie ich ſelbſt, journaliſtiſchen Angriffen gegenüber zu den Dickhäutern gehört.

Manche Zweifler betonen, daß es Taſchenſpielerkunſtſtücke giebt, die eben ſo unbegreiflich ſeien, als die Leiſtungen der Medien. Dies iſt zum Theile richtig, aber es folgt aus der Gleichheit dieſes Merkmals doch wahr-

lich noch keine Identität des Proceſſes. Zum Theile iſt aber dieſe Behauptung ganz unrichtig; denn Taſchenſpielerkunſtſtücke können von Jedermann durch Uebung erlernt werden, während die Leiſtungen der Medien an eine beſtimmte Organiſation gebunden ſind, deren Beſchaffenheit noch ſehr unklar iſt. Die Leiſtungen der Taſchenſpieler ſind mechaniſch, und beruhen entweder auf Apparaten oder auf Fingerfertigkeit; die der Medien aber ſind organiſch, und aus der bloßen Analyſe derſelben, aus der Zerlegung derſelben in ihre einzelnen Beſtandtheile ergiebt ſich eine ſcharfe Grenzlinie, welche ſie von bloßen Kunſtſtücken trennt. Dieſe Trennungslinie ſoll im Nachfolgenden gezogen werden.

Manche Zweifler verdächtigen nämlich die Leiſtungen der Medien, weil einzelne Theile derſelben nachgemacht werden können. Haben ſie einen ſolchen Splitter gefunden, ſo triumphiren ſie, überſehen den ganzen Balken, der unerklärt bleibt, und ziehen den unberechtigten Schluß, daß jener Splitter auch unter denſelben Bedingungen nachgemacht werden kann. Dieſes Verfahren hat keinen Sinn; denn nachmachen kann man Alles, ſogar Geſpenſtererſcheinungen, wie jeder Theatermaſchiniſt weiß. Das reicht aber wahrlich nicht aus zu der Behauptung, daß Alles auf eben ſolche Weiſe gemacht ſein muß. Oder läßt ſich etwa aus der Exiſtenz gefälſchter Banknoten folgern, daß es keine echten giebt?

Ein objectiver Beurtheiler wird daher ganz anders verfahren, und eben dadurch wird er auch die zu ſuchende ſcharfe Trennungslinie zwiſchen Kunſtſtücken und medialen Leiſtungen finden. Unter den letzteren nämlich giebt es Beſtandtheile, deren mechaniſche Entſtehung trotz aller Unerklärbarkeit doch möglich iſt, und andere Beſtandtheile, deren mechaniſche Entſtehung logiſch undenkbar, alſo unmöglich iſt, die nach allen uns bekannten Geſetzen nicht eintreten können, demnach nur durch ein uns noch unbekanntes Naturgeſetz zu Stande kommen können. Der objective Beurtheiler, ſtreng unterſcheidend zwiſchen bloßer Unerklärlichkeit und Undenkbarkeit, wird alſo nach ſolchen Beſtandtheilen medialer Leiſtungen ſuchen, die überhaupt nicht, oder wenigſtens nicht unter den gegebenen Bedingungen, nachgemacht werden können, deren mechaniſche Entſtehung alſo undenkbar iſt. Damit iſt dann die Exiſtenz einer transcendentalen Urſache ſelbſt dann bewieſen, wenn alles Uebrige wirklich nur Betrug wäre. Der Maßſtab der Unerklärlichkeit iſt alſo ganz unbrauchbar, denn dieſe beweiſt weder für noch wider, und ſagt über die wirkliche Urſache um ſo weniger aus, weil dieſes Merkmal der Unerklärlichkeit ein bloß ſubjectives auf Seite der Beurtheiler iſt, und ſogar ein wechſelndes, je nach dem Scharfſinn derſelben. Es muß alſo ein objectives Merkmal an der Leiſtung ſelbſt geſucht werden, und zwar ein ſolches, das nicht wechſelt, das nicht verſchieden beurtheilt werden kann, ſondern deſſen Auslegung nach mechaniſchen Geſetzen den Ausleger in Widerſprüche verwickelt, alſo undenkbar iſt. Das Unerklärliche iſt gleichwohl möglich; das Undenkbare iſt unmöglich, und zwar gleichmäßig für alle Beurtheiler. Wenn

es alſo trotzdem geſchieht, ſo iſt damit der Beweis einer transcendentalen Urſache erbracht.

Die Anwendung dieſes Grundſatzes auf die Tafelſchriften ergiebt ſich nun von ſelbſt. Nehmen wir an, Eglinton ſei ein Taſchenſpieler, ſo frägt es ſich, wie er betrügt und wann er betrügt. Beſchränken wir die Unterſuchung blos auf das Wie, ſo ſtoßen wir zwar auf Unerklärliches, aber nicht auf Unmögliches. Daß nämlich ſpiritiſtiſche Tafelſchriften nachgemacht werden können, weiß ich ſelbſt, und zwar indirect eben vom Erfinder dieſes Verfahrens. Um ſo mehr bin ich in der Lage, die Leiſtungen von Slade und Eglinton als echt bezeichnen zu können, was, nebenbei geſagt, auch jener Erfinder der Nachahmung thut. Auf eine Undenkbarkeit aber, alſo Unmöglichkeit und ſomit auf die nothwendige Annahme einer transcendentalen Urſache ſtoßen wir dann, wenn wir das *Wann* des vorausgeſetzten Betruges unterſuchen. Klar iſt nämlich, daß dieſer Betrug erſt *nach* geſtellter Frage vorgehen könnte; denn um eine Frage ausführlich und vernünftig zu beantworten, muß man ſie kennen, und wäre es ſelbſt durch bloße Gedankenübertragung. Klar iſt ferner, daß, weil das Medium die Frage nicht kennt, die mechaniſche Entſtehung durch Apparate, die in dieſem Falle nur präparirte Tafeln ſein könnten, ausgeſchloſſen iſt, daß alſo nur mehr die mechaniſche Entſtehung durch Fingerfertigkeit und zwar *nach* geſtellter Frage noch denkbar wäre. Nun ſind aber gerade dieſe wenigen Minuten, welche zwiſchen der Frageſtellung und dem ſchließlichen Oeffnen der Doppeltafel verſtreichen, durch gänzliche mechaniſche Paſſivität des Mediums ausgefüllt. Seine Hände liegen unbeweglich auf der Tafel, es iſt alſo ein Widerſpruch, zu denken, daß unbewegliche Hände *gleichzeitig* Fingerfertigkeiten ausüben ſollten. Für den Betrug ſind alſo nur wenige Minuten gegeben; innerhalb derſelben iſt er aber erſt recht unmöglich, nämlich logiſch undenkbar, alſo iſt er überhaupt unmöglich. Es liegt alſo eine transcendentale Urſache vor, wobei das Medium nur organiſch aber paſſiv wirken kann, indem aus ſeinem Organismus die Kraft geſchöpft wird, die, in mechaniſche Bewegung umgeſetzt, die Tafelſchriften erzeugt.

Der Zweifler kann nur zwiſchen dieſen zwei Entſtehungshypotheſen wählen: präparirte Tafeln oder Fingerfertigkeit. Damit ſind die Möglichkeiten innerhalb der mechaniſchen Entſtehungsweiſe erſchöpft. Da nun aber beide Annahmen, wie wir geſehen haben, zu Widerſprüchen führen, ſo folgt daraus, daß bei allen Experimenten, die in der von mir geſchilderten Weiſe vorgenommen worden, die Betrugstheorie mit einem logiſchen Denkfehler behaftet iſt.

II. Folgerungen und Reflexionen.

Die logiſchen Folgerungen, die wir aus den berichteten Thatſachen ziehen müſſen, ſind theils phyſikaliſcher, theils philoſophiſcher Art. In

ersterer Hinsicht ist fast Alles noch dunkel; klar ist nur das Eine, daß wir vor einer unerbittlichen Alternative stehen, daß nämlich diese Tafelschriften, die nach den Gesetzen unserer phänomenalen Welt unmöglich sind, einer transcendentalen Ursache zugeschrieben werden müssen, wobei wir diesem in unsere Sinneswelt übergreifenden Vorgang entweder eine höhere Mannigfaltigkeit des Raumes zu Grunde legen müssen — wie Zöllner gethan — oder Durchdringung der Materie angenommen werden muß.

Zerlegen wir übrigens den Vorgang in seine einzelnen Theile, so ergiebt sich:

1. Die Hypothese präparirter Tafeln ist ausgeschlossen, denn die Fragen werden im letzten Moment gestellt, oder ohne Wissen des Mediums aufgeschrieben, und dennoch zutreffend beantwortet.
2. Der Ort, worauf die Schriften entstehen, ist den Händen des Mediums ganz unzugänglich. In einzelnen Fällen wurde der Verschluß der Doppeltafeln durch Schloß oder die zur Aufnahme des Griffels bestimmten cylindrischen Messinghülsen sichergestellt.
3. Daß die Schriften durch ein wirkliches Schreiben entstehen, hört man.
4. Daß das Medium nicht schreibt, sieht man.
5. Es wird mit dem hineingelegten Stück Grissel oder Bleistift geschrieben. Das kratzende Geräusch auf der Schiefertafel ist dem ganzen Cirkel vernehmlich. Das Geräusch correspondirt immer der verwendeten Fläche und dem verwendeten Stifte. Als einst ein Skeptiker einen Rothstift in die Tafel legte, schrieb es eben mit dem Rothstift. Endlich bemerkt man an dem verwendeten Stifte eine Abnützungsfläche, während die Identität des Stiftes mit dem hineingelegten an einem eingeritzten Zeichen erkannt wird.

Soviel in physikalischer Hinsicht. In philosophischer Hinsicht ergiebt sich noch Folgendes:

6. Es wird von einem intelligenten Wesen geschrieben, denn die Antworten passen genau auf die Frage.
7. Dieses Wesen liest, schreibt und versteht menschliche Sprachen und Schriften, häufig solche, die dem Medium unbekannt sind.
8. Durch den Grad seiner Intelligenz, wie durch die vorkommenden Irrthümer gleicht es in hohem Grade einem Menschen.

Diese Wesen sind also zwar unsichtbar, aber sie sind von menschlicher Art in intellectueller Hinsicht. Es nützt ganz und gar nichts, sich gegen diesen Satz zu sträuben; es liegt nicht im Belieben des Einzelnen, welche logische Folgerungen er aus Thatsachen zieht, und das ist sehr gut; denn die Menschheit würde sich sonst gewiß nicht einmal durch Thatsachen belehren lassen.

Sollten wir nun diese Wesen Geister nennen? Dazu sind wir durch Nichts berechtigt; denn davon abgesehen, das der Begriff eines Geistes, als

Digitized by Google

eines blos denkenden Weſens, wie Kant ſagt*), nur ein erſchlichener Begriff iſt, weil ihm keine Erfahrung zur Seite ſteht, beweiſt die Unſichtbarkeit noch keine Immaterialität noch Formloſigkeit; jeder Naturforſcher weiß, daß es Aggregatzuſtände der Materie giebt, die nicht zu unſeren Sinnen ſprechen.

Nur um nicht den Glauben zu erwecken, als fällte ich ein vorſchnelles Urtheil, ſetze ich das Verzeichniß der ihm zu Grunde liegenden Erfahrungen noch weiter fort, ohne mich jedoch hier auf einen näheren Bericht einlaſſen zu können, da ich dieſe Erfahrungen erſt noch ergänzen will:

9. Wenn dieſe Weſen ſprechen, ſo geſchieht es in menſchlicher Sprache.
10. Frägt man ſie, wer ſie ſeien, ſo antworten ſie, daß ſie verſtorbene Menſchen ſeien.
11. Wenn dieſe Weſen zur theilweiſen Sichtbarkeit, wenigſtens der Hände, dadurch gebracht werden, daß man das Medium in ein Dunkelcabinet ſetzt, das Zimmer des Cirkels aber nur ſchwach beleuchtet — bei meiner Anweſenheit brannten zwei Kerzen — ſo zeigen die ſichtbar werdenden Hände menſchliche, bewegliche Formen. Unnütz zu ſagen, daß ich dieſes nur darum als Beweis gelten laſſe, weil dem Medium der Rock vorne zugenäht, die Aermel am Rücken zuſammengenäht waren — nach der Sitzung wurde die Naht aufgeſchnitten — und weil während des Vorganges zuerſt ich, dann einer der Anweſenden, hinter dem Medium im Cabinet ſtehend, die Hände deſſelben hielt.
12. Wenn dieſe Weſen ganz zur Sichtbarkeit im verdunkelten Zimmer gebracht werden, in welchem Falle das Medium innerhalb der Handkette ſitzt, ſo zeigen ſie menſchliche Geſtalt und Geſichtszüge. Es iſt ſehr ſchnell geſagt, daß in dieſem Falle das Medium mit angelegtem Maskenanzuge herumgeht. Wenn nun aber das Medium von ſeinem Sitze aus ſpricht, wenn die zu ſeinen beiden Seiten Sitzenden erklären, ſeine Hände zu halten, und gleichzeitig eine Geſtalt neben mir ſteht; wenn dieſe Geſtalt ſich mit der auf dem Tiſche gelegenen luftleeren Glasröhre mit Queckſilberfüllung — deren durch Schütteln erzeugtes Licht die Phänomene nicht ſchädigt — das Geſicht beleuchtet, damit ich es genau ſehe, dann muß mich eben die Geſammtheit der berichteten Thatſachen zur Annahme transcendentaler Weſen ſelbſt dann nöthigen, wenn dadurch meine ganze Weltanſchauung, die ich in 20jähriger Arbeit erworben, über den Haufen geworfen würde. Da nun aber im Gegentheil meine Anſchauungen, die ich (in der „Philoſophie der Myſtik") auf einem ganz anderen Wege gewonnen habe, durch dieſe Erfahrungen nur beſtätigt werden, ſo beſtehen für mich ſubjective Gründe ſo wenig als objective, dieſe Thatſachen zu beſtreiten.

In der „Philoſophie der Myſtik" hat mich die Analyſe unſeres ſogenannten Unbewußten zur Annahme eines transcendentalen Erkenntnißvermögens in

*) Kant: Träume eines Geiſterſehers. Erſter Theil, erſtes Hauptſtück.

uns gedrängt, deſſen verſchiedenartigen Verzweigungen ich nachgegangen bin. Dieſem Vermögen muß nothwendig auch ein Träger zu Grunde liegen, ein transcendentales Subject. Aus hier nicht zu erörternden Gründen muß nun dieſes Subject als entwickelungsfähig angenommen werden, womit lediglich das Princip von der „Erhaltung der Kraft" und des Darwinismus in's metaphyſiſche Gebiet hinübergeleitet werden. Die Sache ſteht alſo ſo, daß der irdiſche Darwinismus gar nicht möglich ſein würde, wenn nicht der metaphyſiſche Darwinismus eine Wahrheit wäre.

Auf der andern Seite mache ich nun die empiriſche Erfahrung von der Exiſtenz ſolcher transcendentaler Weſen, und überzeuge mich davon durch meine Sinne, Geſicht, Gehör, Gefühl, ſowie durch ihre intelligenten Mittheilungen. Unter dieſen Umſtänden, da mir zwei Forſchungswege in einen gemeinſchaftlichen Punkt einmünden, müßte ich wahrlich von allen Göttern verlaſſen ſein, wenn ich die Unſterblichkeit des Menſchen — oder ſagen wir lieber, da der Beweis nicht weiter reicht: die Fortdauer des Menſchen nach dem Tode — nicht annehmen würde.

Streng genommen genügt für dieſe Annahme ſchon der in Nr. 1—8 in ſeine Beſtandtheile zerlegte Vorgang bei den Tafelſchriften, daher ich auch Jedem rathen möchte, ſich auf dieſem Wege ſeine Ueberzeugung zu holen. Hier ſpielt ſich der ganze Proceß vor den Augen des Zuſchauers bei heller Beleuchtung ab; das Medium nimmt faſt gar keinen Antheil daran; es braucht nicht einmal die Frage zu kennen; es wirkt oft durch ſeine bloße Gegenwart, intenſiver aber, wenn es die Hände auflegt — weil es eben in der ganzen Natur keine Kraft giebt, die nicht mit dem Quadrat der Entfernung abnähme —; kurz der ganze Vorgang iſt ſo einfach, daß es „Knoten in Binſen ſuchen" hieße, hier noch Betrug zu wittern.

Freilich giebt es Skeptiker, die es für verdächtig halten, daß das Medium die Tafel überhaupt berührt, und daß die Doppeltafel geſchloſſen wird, wodurch die Tafelfläche verdunkelt wird. Nach dieſer Logik könnten auch die Fixſterne geleugnet werden, weil ſie ſich verdächtiger Weiſe nur bei Nacht zeigen, was offenbar auf einen großen amerikaniſchen Humbug hinweiſt. Es giebt auch Skeptiker, welche behaupten, das Medium müſſe mit dem Fuße ſchreiben, und ich bin vorweg überzeugt, daß nicht wenige Journaliſten behaupten werden, ſie, in zeitlicher und räumlicher Getrenntheit von dem Vorgang, wüßten viel beſſer, was an einem hellbeleuchteten Tiſche in Wien vorging, als ich, der ich daran ſaß. Mit ſolchen Aufgeklärten habe ich nicht zu ſprechen; denn die, welche nicht ſehen wollen, ſind bekanntlich die ärgſten Blinden, und wo kein Verſtand iſt, da kann auch keiner capituliren, auch nicht vor den zwingendſten Thatſachen. Mit Theorien gegen Thatſachen anrennen wollen, heißt aber einen Topf aus Thon gegen einen aus Eiſen ſchlagen, in der Hoffnung, den letzteren zu zertrümmern.

Wer dagegen in einer geſunden Geiſtesdiſpoſition, d. h. ohne mitgebrachte Theorie, die zu retten er vorweg entſchloſſen iſt, auch nur Einer

Tafelſchriftſitzung beiwohnt, der wird auch ſofort vor den Thatſachen capituliren. Ich will das an dem Beiſpiele eines Wiener Profeſſors erläutern. Als wir in ſeiner Gegenwart Experimente bei einem Photographen anſtellten, die aber zu keinem Reſultat führten — wirkliche Taſchenſpieler haben niemals Fehlſitzungen — da wurde ſchließlich noch die Frage geſtellt, ob wir heute noch ein Reſultat haben würden. In der Doppeltafel fand ſich die hörbar geſchriebene Antwort „No“. Und dieſe zwei Buchſtaben genügten jenem Profeſſor vollkommen zu ſeiner Ueberzeugung.

Woran liegt nun das? Er hatte eben einen ungekünſtelten Verſtand, der, als die Thatſache auf denſelben, gleichſam wie auf eine feine Wage gelegt wurde, das Gewicht derſelben richtig angab. Andere Gehirne gleichen groben Wagſchalen und werden nicht einmal durch eine ganze Wagenladung von Thatſachen zur richtigen Function gebracht. An ſich betrachtet, ſind zwei geſchriebene Buchſtaben eine geringfügige Thatſache, aber ſie genügen, wenn nur die Verſtandeswage eine feine iſt. Nach Kant und Schopenhauer iſt es die weſentliche Function des Gehirns, von der Wirkung auf die Urſache zu ſchließen. Bei dieſen Tafelſchriften nun ſpringt es in die Augen, daß ihre Urſache nicht innerhalb der phänomenalen Welt liegen kann, alſo transcendentaler Natur ſein muß. Wer als Augenzeuge eines ſolchen Vorgangs das nicht einzuſehen vermag, der beweiſt damit nur, daß die cauſale Function ſeines Verſtandes eine mangelhafte iſt.

Die cauſale Function des Verſtandes beſteht nämlich darin, für eine gegebene Veränderung die Urſache zu finden. Dieſer Fähigkeit muß offenbar ein richtiger Orientirungsinſtinct vorhergehen, vermöge deſſen zunächſt das Gebiet erkannt wird, innerhalb deſſen die ſpecielle Urſache der Veränderung liegen muß. Bezüglich dieſer Tafelſchriften nun obliegt dem Verſtande zunächſt die Aufgabe, die Vorfrage zu löſen, ob die Urſache innerhalb des mechaniſchen Gebietes liegen kann, oder transcendentaler Natur ſein muß. Wenn man alſo die Urſache in einer ganz verkehrten Richtung ſucht, oder gar von der aprioriſchen Vorausſetzung ausgeht, daß ſie in jenem Gebiete, in dem ſie in der That liegt, nicht liegen kann, ſo iſt das eine mangelhafte cauſale Function des Verſtandes. Und wenn es ſchon ein logiſcher Denkfehler iſt, innerhalb des richtigen Gebietes eine falſche Urſache herauszugreifen, ſo iſt der Fehler noch größer, wenn die Urſache in einem ganz falſchen Gebiete geſucht wird. Dies iſt nun aber der Fall, wenn man die Urſache der Tafelſchriften im mechaniſchen Gebiete ſucht, was, wie oben gezeigt wurde, zu logiſchen Undenkbarkeiten führt.

Der richtige Verſtand iſt ökonomiſch angelegt. Ein Kant wußte im Vergleich zu einem modernen Aſtronomen ſehr wenig von unſerem Sonnenſyſtem; aber dieſe wenigen Beobachtungsthatſachen genügten ihm, die Entſtehung dieſes Syſtems in ſeinem Verſtande nachzuconſtruiren. Von wenigen Wirkungen ſchloß er auf die richtige Urſache. Ein Anderer, wüßte er auch viel mehr, als unſere Aſtronomen, würde die Urſache doch nicht finden.

Kants Verstand verfuhr eben ökonomisch; er functionirte nach dem Princip des kleinsten Kraftmaßes, was nur die Natur thut und das Genie. Dagegen giebt es ohne Zweifel Leute, die selbst als Augenzeugen solcher Tafelschriften doch skeptisch bleiben würden. Sie werden glauben, sich das Ansehen größerer Schlaumeier zu geben, indem sie auch dann noch Betrug wittern; in der That aber beweisen sie nur, daß ihr Verstand nicht ökonomisch functionirt, also nicht größer ist, sondern geringer. Dem ökonomischen Verstand muß bei der Unmöglichkeit, durch phänomenale Mittel solche Tafelschriften zu erzeugen, sofort einleuchten, daß hier ein Eingriff aus der transcendentalen Welt in unsere Welt vorliegt, die, eben weil die Entwickelungs-Lehre eine Wahrheit ist, einander allmählich entgegenreisen. Von solchen Zweiflern abgesehen geschieht aber auch hier, was in manchem anderen Gebiete: Diejenigen, welche gesehen und die Thatsachen beobachtet haben, sagen: Ja; Diejenigen, welche nicht gesehen haben, und es sogar unter ihrer Würde halten würden, zu beobachten, sagen: Nein. Es liegt auf der Hand, auf welcher Seite das Recht zu finden ist.

Jene Zweifler, denen die Beobachtung mangelt, zerfallen in bestimmt geschiedene Kategorien. Unter den Laien zunächst giebt es solche, welche meinen, was über die menschliche Vernunft, besonders ihre individuelle Vernunft gehe, sei auch gegen die Vernunft. Diese können sich also meine hier vertretene Ansicht nur so erklären, daß sie an mir die capitis diminutio vornehmen, d. h. mir den Verstand, ja die Sinne absprechen. Da ich nun aber in Zukunft keineswegs blos über den sogenannten Spiritismus zu schreiben gedenke, so hoffe ich, sie dadurch wenigstens zu der verzwickten Hypothese zu nöthigen, daß ich nur an den ungeraden Tagen irrsinnig sei. Antworten werde ich solchen Gegnern natürlich nicht.

Andere unter den Laien werden zweifeln, weil sie nur solche Dinge zu glauben vermögen, die, mögen sie noch so wunderbar sein, doch so alltäglich eintreten, daß ihr Eindruck ihnen zur geistigen Gewohnheit geworden ist: z. B. die Anziehungskraft des Magneten. Diese verwechseln also subjective Geistesgewohnheit mit objectivem Beweis. Sie sind abgestumpft durch die Gewohnheit des Anblicks der alltäglichen Dinge und bringen es in der gewohnten Welt zu keiner methaphysischen Verwunderung mehr. Es fehlt ihnen also die Grundanlage zur Philosophie, und sie verstehen es nicht, daß uns die alltäglichsten Dinge im Grunde eben so unbegreiflich sind, als die mystischen; daß das Fallen eines Steines ein genau eben so großes Räthsel ist, als die obigen Tafelschriften. Was auch in der Welt vorgehen mag, ob alltäglich oder nur einmal, es giebt keine Unterschiede der Begreiflichkeit unter den Dingen.

Anders verhalten sich die gelehrten Zweifler. Zunächst giebt es solche die a priori alle Mystik für Humbug erklären. Das sind in der Regel die Fachleute. Durchdrungen von einer festen wissenschaftlichen Ueberzeugung, lehnen sie Alles ab, was gegen dieselbe geht. Sie sind Aprioristen, eben

weil ſie eine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung haben; man muß nämlich ſehr gelehrt ſein, um Apriorist ſein zu können. Das läßt ſich zu Gunſten dieſer Geiſtesdispoſition anführen. Bei anderen Gelehrten liegt das Widerſtreben in moraliſchen Gründen. Sie ſind Skeptiker, weil eine einzige Thatſache von dem Gewichte ſolcher Tafelſchriften ihre ganze Weltanſchauung umwirft, an deren Aufbau ſie Jahrzehnte hindurch fleißig gearbeitet haben, und welche zu lehren ihr Beruf iſt. Sie beſitzen nicht die Elaſticität des Geiſtes, um umlernen zu können, und nicht die moraliſche Kraft, um umlernen zu wollen und ihren bisherigen Irrthum einzugeſtehen. Andere wieder wären an ſich nicht abgeneigt, an die Unterſuchung myſtiſcher Phänomene zu gehen; aber ſie ſcheuen die beſtehenden Vorurtheile, ſie fürchten den Schein der Lächerlichkeit auf ſich zu laden, der heute noch dem anhaftet, der den Muth hat zu geſtehen, was er in myſtiſcher Hinſicht mit eigenen Augen geſehen hat. Auch hier iſt der Grund des Zweifels ein moraliſcher, nämlich die Eitelkeit. Solche Leute ſollten aber bedenken, daß in zehn Jahren die Acten ganz anders liegen werden. Thatſachen ſind brutal. Man kann ihnen gegenüber den Vogel Strauß ſpielen — das iſt eine Zeitlang durchführbar; in die Länge aber laſſen ſie ſich nicht hinwegdecretiren, weil ſie eine viel größere Lebensfähigkeit beſitzen, als den blos aprioriſtiſchen Denkoperationen zukommt. Dieſe Art von Eitelkeit findet alſo ihre Rechnung zwar gegenwärtig noch, aber da die in Rede ſtehenden Thatſachen jetzt ſchon, Jedermann zugänglich, auf den Straßen liegen, ſo wird dieſe Art von Skepticismus der Eitelkeit ſchließlich blamirt daſtehen, und zwar ſehr bald.

Andere Gelehrte fürchten die Conſequenzen, die ſich ergeben, wenn ſie auch nur eine myſtiſche Thatſache zugeben. Sie glauben, daß damit die Wiſſenſchaft aus den Angeln gehoben würde. Das iſt nun aber gewiß nicht der Fall. Wenn wir die letzten Folgerungen aus den Tafelſchriften ziehen, dann wird eben die Menſchheit wieder zu einem Glauben zurückkehren, den ſie neben ihrer Wiſſenſchaft immer und überall gehabt hat, mit Ausnahme der letzten 150 Jahre: zum Glauben an die Unſterblichkeit. Nur die eingebildete, aber nicht die wahre Wiſſenſchaft kann unter der Anerkennung von Thatſachen leiden. Es wird alſo nichts geſchehen, als daß die Menſchheit gründlich von ihrem Materialismus geheilt werden wird; denn das allerdings iſt ſicher: den materialiſtiſchen und längſt anachroniſtiſchen Quark, den ein Vogt, Büchner und Conſorten in immer neuen Schriften und Auflagen dem deutſchen Volke zu bieten wagen, ohne alle Rückſicht auf das Wort Goethes:

Getretener Quark
Wird breit, nicht ſtark —

dieſen wird das deutſche Volk nicht mehr leſen. Damit wird aber die Wiſſenſchaft nicht aus den Angeln gehoben ſein, ſondern im Gegentheil eine ſolche Correctur erfahren haben, daß die verbeſſerte Weltanſchauung auch ein verbeſſertes ſociales Leben in ihrem Gefolge haben wird, während

die Blüthen unſeres Materialismus ſich in den Attentaten, Dynamitſprengungen, Börſenkrachen und im Maſſenbeſtialismus zeigen.

Darüber beſteht alſo kein Zweifel: Unſere Gelehrten werden mit den Thatſachen rechnen müſſen, auch wenn ſie nicht wollen. Und wenn ſie ſelbſt an den Profeſſionsmedien nicht ſcheitern ſollten, deren Verdächtigung ſehr leicht iſt, ſo werden ſie doch ganz ſicher an den Privatmedien ſcheitern, deren es jetzt ſchon in allen Schichten der Bevölkerung giebt, und die ſich nicht immer, wie noch jetzt, verbergen werden. In 10 Jahren werden übrigens die Profeſſionsmedien eine ganz andere ſociale Stellung genießen, als heute; man wird in ihnen werthvolle Objecte wiſſenſchaftlicher Unterſuchung erkennen. Wer aber an der Profeſſion Anſtoß nimmt, dem kann nur gerathen werden, mit Privatmedien zu experimentiren. Er würde z. B. ſicherlich überzeugt worden ſein, wenn er, wie ich, bei einem Privatmedium von hoher ſocialer Stellung eine Stunde lang phyſikaliſche Phänomene bei Licht geſehen und gehört hätte; er würde auch überzeugt worden ſein, wenn er, wie ich, ein Privatmedium von akademiſcher Bildung geſehen hätte, wobei ein lateiniſcher Spruch an die Decke des Zimmers geſchrieben wurde, während das Medium ſchlief. Die einfachſte Hypotheſe iſt nun hier die einer materialiſirten Hand, wozu aber auch der correſpondirende Organismus vorhanden ſein muß. Will man aber annehmen, daß ſolche Schriften, deren erſtes hiſtoriſches Vorbild das Mene Tekel des Belſazar war, durch magiſche Kräfte des Mediums ſelbſt an unzugänglichen Orten entſtehen können, ſo iſt dieſe Anſicht wenigſtens discutirbar. Aber dieſe Theorie, von Schindler*), Perty**) und Hartmann***) vertreten, hat in ſich ſelbſt das treibende Moment, zur Anerkennung transcendentaler Weſen außer uns überzugehen, weil eben ein mit magiſchen Kräften ausgerüſtetes Weſen, die dem Eiweiß des Organismus nicht angehören, nicht als ſterblich angeſehen werden kann. Es war daher ganz logiſch, daß Perty, durch Erfahrungen ſelbſt weiter getrieben, dieſe Theorie ſpäter aufgab, und die Thätigkeit transcendentaler Weſen anerkannte.

Geiſter können wir, wie geſagt, ſolche Weſen nicht nennen. Geiſter ſind nach unſeren Begriffen blos denkend und immateriell, jene Weſen aber ſind wirkend und irgendwie materiell. Geiſter haben keine Formen; jenen Weſen aber muß mindeſtens die potenzielle Anlage, ſich geformt darzuſtellen, zugeſprochen werden. Dies eben iſt der Grund, warum wir die dualiſtiſche Seelenlehre, die den Menſchen aus zwei grundverſchiedenen Subſtanzen zuſammenſetzt, einem materiellen Körper und einer immateriellen Seele, aufgeben müſſen. An ihrer Stelle müſſen wir die moniſtiſche Seelenlehre ſetzen, deren Grundlinien ſchon Ariſtoteles entworfen hat. So lange wir

*) Schindler: Das magiſche Geiſtesleben.
**) Perty: Die myſtiſchen Erſcheinungen.
***) E. v. Hartmann: Der Spiritismus.

das nicht thun, iſt es nur eine Anmaßung, daß wir uns Moniſten nennen. Moniſten ſind wir erſt dann, wenn wir Leib und Seele aus einem Dritten als gemeinſchaftlicher Quelle ableiten, nämlich aus einem transcendentalen Weſen, das, weil es ſelber, potenziell wenigſtens, organiſirt iſt, ſowohl das organiſirende, als das denkende Princip in uns iſt. Natur und Geiſt ſind ſo im Menſchen moniſtiſch verbunden. Solche Weſen ſtellen ſich nun unter günſtigen Bedingungen erfahrungsmäßig dar; alſo erhält eine logiſche Folgerung, zu der uns der Monismus treibt, durch die Erfahrung ihre Beſtätigung.

Es iſt doch wahrlich ganz unlogiſch, die kurze Materialiſation eines transcendentalen Weſens zu leugnen, und über die lange Materialiſation unſeres Lebens uns gar nicht zu verwundern; man kann doch den Comparativ nicht leugnen, wenn der Superlativ eine Thatſache iſt.

Es giebt auch ſolche Skeptiker, denen der ganze Spiritismus — daß dieſe Bezeichnung falſch iſt, iſt eben gezeigt worden — nur die neueſte Form des amerikaniſchen Humbugs iſt. Dies iſt nun Mangel an hiſtoriſchen Kenntniſſen. Im alten Indien und Aegypten und bei uns im Mittelalter war davon mehr bekannt, als wir ſelbſt heute wiſſen. Der ganze Orient wimmelt noch jetzt von Myſtik. Als ich mit Dr. Pruner-Bey, dem früheren Leibarzt des Vicekönigs von Aegypten, bei einem Beſuche in Piſa von dieſen Dingen ſprach, antwortete er: „Für Jeden, der im Oriente gelebt hat, verſtehen ſich dieſe Sachen von ſelbſt; nur wir Europäer wiſſen davon Nichts.“ Man leſe doch die Bibel. Wer in der Myſtik nicht orientirt iſt, verſteht ſie gar nicht; wer aber orientirt iſt, kann nur Mitleid empfinden über die rationaliſtiſchen Commentare dieſes Buches, die dadurch zu Stande kommen, daß man die Hälfte der Thatſachen leugnet, und die andere Hälfte umdeutet.

Es giebt aber nur zwei Wege, ſich zu orientiren: Entweder leſen, oder ſelbſt ſehen. Die nach beiden Seiten unwiſſend ſind, ſind auch die abſprechendſten. Es bewahrheitet ſich auch hier der Spruch: Bildung macht tolerant. Wer daher beide Wege der Orientirung verachtet, muß ſich auch gefallen laſſen, daß man ſein Urtheil zu den Imponderabilien rechnet.

Ich komme daher auf meine Eingangsworte zurück: der Spiritismus muß von der Wiſſenſchaft unterſucht werden. Dieſe Nothwendigkeit beſteht, wenn er eine bloße Epidemie ſein ſollte, und erſt recht, wenn er eine Wahrheit ſein ſollte. Sollten aber unſere Akademien dieſer Unterſuchung ſich entſchlagen, dann würde das ſtrenge Urtheil, welches Schiller*), Goethe**), in neuerer Zeit aber Schopenhauer und Hellenbach in verſchiedenen Schriften über unſere Gelehrten gefällt haben, bald allgemeiner werden.

Eglinton hat in Paris und London mit Männern der Wiſſenſchaft experimentirt; er wird im September wieder nach Deutſchland und Oeſter-

*) Schiller: Was heißt ꝛc. Univerſalgeſchichte?
**) Eckermann: Geſpräche mit Goethe. III. 20. 27.

reich kommen, aber nur Privatleute ſind es, die ihn dazu eingeladen haben. Was unſere Akademiker thun werden, iſt noch ungewiß; aber berechtigt iſt ohne Zweifel die Hoffnung, daß ſie ihren Beruf, neue Wahrheiten, wenn nicht zu entdecken, ſo doch wiſſenſchaftlich feſtzuſtellen, erkennen und dieſe günſtige Gelegenheit benützen werden, indem ſie ſich der Worte Herſchels erinnern: „Der vollkommene Beobachter wird in allen Theilen des Wiſſens ſeine Augen gleichſam offen ſtehend halten, damit ſie ſofort von jedem Ereigniß getroffen werden können, welches ſich nach den bereits angenommenen Theorien *nicht* ereignen ſollte; denn dieſe ſind die Thatſachen, welche als Leitfaden zu neuen Entdeckungen dienen.“*) Sollte ſich jedoch dieſe berechtigte Hoffnung nicht erfüllen, ſo wird zwar Mancher der Anſicht ſein, daß das uns Deutſchen zur Ehre gereicht, doch müßte ich geſtehen, ganz anderer Anſicht zu ſein. Darum würde ich es auch für feige halten, meiner Ueberzeugung keinen öffentlichen Ausdruck zu geben. Denn Eglinton hat mir den Beweis geliefert, daß Zöllner, der in Deutſchland zuerſt den Muth hatte, von ſolchen Tafelſchriften zu reden, nicht nur eine Wahrheit, ſondern eine Binſenwahrheit gefunden hat, und daß alle ſeine Gegner, die aus dieſem Gebiete nichts geleſen und nichts geſehen haben, im Unrecht ſind.

Wenn aber dieſes zur allgemeinen Ueberzeugung geworden ſein wird — und lange wird das gewiß nicht mehr dauern — dann wird auch für die Entwickelung der deutſchen Philoſophie jene Epoche kommen, da der metaphyſiſche Individualismus, durch Thatſachen der Erfahrung beſtätigt, den Sieg über Materialismus und Pantheismus davontragen wird; denn der Materialismus wird dann zum alten Eiſen geworfen werden, der Pantheismus aber wird ſich nur durch eine Umwandelung erhalten können, die den Individualismus einſchließt.

*) Herſchel: Einleitung in das Studium der Naturwiſſenſchaften. § 127.

Nebelbilder.

Von

Elise Orzeszko.

— Wilna. —

Kein zweites Haus konnte sich wohl eines so stattlich schönen Portiers rühmen, wie ihn der größte Gasthof der Kreisstadt Wilna in Russisch Polen zehn Jahre lang von 1868 an besaß. Das Gebäude war großartig, die Einfahrt nicht minder prächtig, und die Benennung „Hotel aller Welttheile" auch sehr wohlklingend. Viele der Reisenden, die das Hotel besuchten, betrachteten sogar die schöne Gestalt des Portiers mit größerem Interesse als die Einfahrt, trotz ihres blinkenden Blechdaches, glatten Asphaltbodens und des reichen Prunkes, welcher sich auf dem Treppenhause entfaltete. Die Blicke, die auf den Mann fielen, drückten Verwunderung, fast Beschämung aus. Der Verwalter des Hotels, Leon Igorowitsch Rosenblatt**), ein eleganter jüdischer junger Mann, der mit großem Eifer sich russische Sitten anzueignen suchte, immer kunstgerecht frisirt war und seine rechte Hand mit einem auffälligen Ringe schmückte, hörte oft zu seiner großen Genugthuung die Frage:

„Was habt Ihr für einen herrlichen Portier! Wo nahmt Ihr ihn her? Er muß Euch ungeheures Geld kosten."

Andere aber sagten: „Kein Wunder, daß verkappte Fürsten bei Euch dienen; Eure Rechnungen sind auch danach!"

Die letztere Bemerkung wirkte weniger angenehm auf Leon Igorowitsch; um diesen peinlichen Eindruck zu verwischen und den Gästen zu beweisen,

---

*) Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Polnischen übertragen von A. Erlich in Wiesbaden.

**) Die Russen fügen gewöhnlich ihrem Vornamen den väterlichen Taufnamen bei.

wie hoch er über dem beſagten Portier ſtehe, begann er ſogleich laut und mit größter Arroganz zu rufen:

„Andreas Antonowitſch! Sind Sie taub? So kommen Sie doch hierher!“

Doch der große Lärm war vergebens; der Portier erſchien nicht eher, als bis der Verwalter, genöthigt durch die Eile der Reiſenden, oder durch das Bedürfniß, zu beweiſen, daß er ſich Gehorſam zu erzwingen wiſſe, in ruhiger, anſtändiger Weiſe rief:

„Otozki! Sie werden gerufen!“

Darauf erſchien ſogleich der Genannte; gewöhnlich kam er aus ſeinem Stübchen oder von der Einfahrt her, wo er das Gepäck der Reiſenden ordnete; oft auch lief er die Marmorſtufen herunter, näherte ſich und fragte ehrerbietig:

„Was ſteht zu Befehl?“

Den Anweſenden pflegte die Situation wie ein Scherz vorzukommen; man erwartete, daß Leon Igorowitſch ſich tief verneigen und nach den Wünſchen des gnädigen Herrn fragen, vielleicht auch, nach der Sitte der jüdiſchen Makler in Polen, wenn ein Gutsbeſitzer in die Kreisſtadt kommt, ihm einen Käufer für ſein Getreide anbieten würde. Der Eindruck, welchen Otozki machte, war der eines vornehmen Landedelmannes, der ſein Leben lang das Erbe ſeiner Vorfahren bewirthſchaftet hat. Seine lange Ahnenreihe und das edle Blut, das in ſeinen Adern kreiſte, verliehen ſeiner ganzen Erſcheinung das Gepräge einer gewiſſen Vornehmheit. Die hohe Stirn, auf altpolniſche Art von Haaren entblößt, wurde durch zwei tiefe Falten geſpalten, die wie Narben ausſahen, aber nicht von einem Schlachtfeld herrührten. Zu dieſem wehmüthigen Stolz ſeines Hauptes paßten auch die traurigen aber energiſchen grauen Augen, aus denen es zuweilen blitzte, wie aus geglättetem Stahl, wenn er von den Sonnenſtrahlen beleuchtet wird. Der Zug um den Mund war äußerſt gutmüthig; ſein mildes, faſt weibliches Lächeln wurde von einem ſchneeweißen Schnurrbart beinahe gänzlich verdeckt; ſein Haupthaar war noch nicht grau; ſeine Geſichtsfarbe erſchien wie die von Menſchen, welche meiſt in weitgeſtreckten ſchönen Ebenen gelebt, dann aber lange im Kerker geſchmachtet haben. Seine große herrliche Geſtalt umſchloß ein langer dunkelblauer Rock; auf ſeiner Bruſt glänzten ſilberne Livreeknöpfe mit den Abzeichen des „Hotels aller Welttheile“.

Nur der allwiſſende Schöpfer, hatte das ſtürmiſche Toben dieſes Herzens geſehen, als der arme Greis zum erſten Male in ſeinem Leben das Kleid der Dienſtbarkeit anzog.

Die Stellung des Portiers im Gaſthofe „Aller Welttheile“ war nicht leicht zu erlangen geweſen. Zehn Tage hatte er Stunden lang im Vorzimmer des Grafen X. gewartet, deſſen Diener Diejenigen, welche ihren Herrn in unlängſt vergangener Zeit oft verpflichtet hatten, rauh und unanſtändig behandelten, im Gegenſatz zu ihrer kriechenden Zuvorkommenheit gegen Leute, die ihrem Gebieter nie den geringſten Dienſt geleiſtet, jetzt aber, da ſie in

Digitized by Google

officiellen Kreiſen gut angeſchrieben waren, bei ihm frei ein- und ausgehen durften. Dies Alles beobachtete Otozki, während er Stunden lang inmitten der Lakaien wartete, um die Protection des Grafen anrufen zu können. Oft erblaßte ſein Antlitz und das Aufblitzen der grauen Augen verrieth die innere Bewegung. Endlich beſann ſich der Graf, daß er verpflichtet ſei, dem Alten ſoviel wie möglich beizuſtehen und ſchrieb auf eine Karte ein paar Worte an den Hotelbeſitzer, welcher zwar weder Graf noch Fürſt, aber auch nicht der erſte Beſte war; er hatte ja Millionen und war mit geweihtem Waſſer getauft, ſogar in die alleinſeligmachende orthodoxe Kirchengemeinſchaft aufgenommen worden, während der arme Otozki für ſeinen Glauben und ſein Vaterland Schweres erlebt hatte.

Der Beſitzer des Hotels befahl den Alten zu ſich und ſagte:

„Sie bemühen ſich um eine Portierſtelle bei mir? Ich nehme ſie nicht allzu gerne in meinen Dienſt, denn grundſätzlich halte ich nur verſtändige und vernünftige Leute; Sie haben ſich aber durch ihre verrückten Ideen zu vielen Thorheiten verleiten laſſen —“

„Verzeihen Sie, geehrter Herr,“ ſprach Otozki — aber der Hotelbeſitzer fiel ihm in's Wort und ſagte mit großer Schärfe: „Merken Sie ſich ein für allemal, daß man mich nie unterbrechen darf, ſondern ſchweigen muß und die Ohren gut ſpitzen, wenn ich ſpreche. Ich wiederhole noch einmal, Sie haben ſich unverzeihliche Dummheiten zu Schulden kommen laſſen — Sie müſſen wohl damals ganz unzurechnungsfähig geweſen ſein; man ſollte Sie eigentlich wie einen Irrſinnigen meiden, aber ich bin gutmüthig, war oft auf Ihrem Gute, Otok, erinnere mich ſehr gut Ihres ſchönen Edelhofes; es thut mir leid, Sie ſo ohne Obdach und Brot zu ſehen. Aus dieſen Gründen und weil mein intimſter Freund, der Graf X, Sie mir warm empfiehlt, will ich Sie in meinen Dienſt nehmen, muß aber vor Allem ernſtlich bitten, daß Sie ſich alle Hirngeſpinnſte aus dem Kopfe ſchlagen und daß Ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ſei, ſich mir nützlich zu erweiſen.“

Otozki verbeugte ſich tief und demüthig; aber wie ſeltſam war dieſe Verneigung! Der Beobachter hätte glauben können, daß jede ſeiner Muskeln ſich krampfhaft zuſammenziehe bei der Gewalt, die ihnen angethan wurde. Der Gaſtwirth merkte dieſe ſchmerzliche Bewegung gar nicht, er rief Otozki, der ſich ſchon auf der Thürſchwelle befand, zurück, und ſagte:

„Leon Igorowitſch Roſenblatt wird Sie über Ihre Pflichten belehren, ihm müſſen Sie gehorchen, er iſt zwar noch ſehr jung, aber er iſt mein Neffe, und ich fordere, daß man ihm ebenſo ehrerbietig begegne wie mir.“

Leon Igorowitſch machte Otozki mit allen Räumen des weitläufigen Hotels bekannt, und führte ihn auch zu der Thüre des kleinen Raumes, der als Portierloge bezeichnet war. Dort angelangt, wies er mit der Hand, die damals noch kein funkelnder Ring ſchmückte, auf eine im Winkel ſtehende Bettſtelle und ſagte:

„Da ist Ihre Livree. Ich habe Alles vorbereiten lassen, ziehen Sie sich an, um die Reisenden zu empfangen, die mit dem nächsten Zuge kommen werden. Ich habe Sie genau über Alles informirt — muß aber noch dringend bitten, sich guter Manieren zu befleißigen. Behalten Sie immer im Auge, daß bei uns Anstand und Sitte herrschen muß! Sind wir doch Alle gar feine, hochgebildete Leute — darum gedeiht unser Hotel so glänzend, daß mein Onkel noch einen Seitenflügel zubauen läßt. Es ist ja eine Kleinigkeit für ihn, er ist sehr reich, und ist es nur geworden durch sein tactvolles Benehmen. — In jetzigen Verhältnissen — wie ist Ihr Name?"

„Andreas."

„Der Taufname Ihres Vaters?"

„Anton."

„Also Andreas Antonow . . . . itsch verdammt schwer auszusprechen!"

„Sagen Sie doch lieber Otozki," bat der Portier.

„Ich wiederhole, in den jetzigen Verhältnissen muß Jeder verstehen sich fein und anständig zu benehmen, sonst weiß er nicht, nach welcher Seite er sich wenden soll. Ich fühle mich so glücklich in der Ueberzeugung, daß ich eine feine vornehme Erziehung erhalten habe, daß mir Jeder von Herzen leid thut, dem solche Wohlthat nicht zu Theil geworden! Nun muß ich aber hinauf zum Oheim, und Sie, Andreas Antonow . . . . der verdammte Namen will noch immer nicht über die Zunge — machen Sie schnell, daß Sie in die Livree kommen, und daß Sie bereit sind die Reisenden zu empfangen."

Was Leon Igorowitsch mit den Worten „feine vornehme Erziehung" meinte, sollte Otozki erst später verstehen. Einige Augenblicke genoß er das Glück allein zu sein, und benutzte diese Zeit, um in dem Stübchen, das er bewohnen sollte, Umschau zu halten. Der kleine Raum war fünf Schritte lang und ebenso breit, besaß drei Bretterwände — die vierte bestand aus einer großen Glasscheibe und einem kleinen Fenster, dessen Aussicht die Einfahrt bildete. Von einer Aussicht konnte kaum die Rede sein, da das Blechdach der Einfahrt, von hohen Säulen getragen, jeden Lichtstrahl fernhielt. Die große Glaswand trug auch nicht viel dazu bei, den kleinen Raum heller zu machen, da die Halle prachtvoll und geräumig, aber fast dunkel war. Das helle Tageslicht wurde durch eine schwache Gasflamme ersetzt, welche Tag und Nacht sehr spärlich das Stübchen und einen abgenutzten, mit allereinfachstem Schreibgeräth ausgestatteten Schreibtisch beleuchtete. Zu welchem Zwecke aber dieses in der Portierloge stand, war nur dem Verwalter bekannt, auf dessen Anordnung es hingestellt worden war. Außer diesem Tische befanden sich dort noch einige primitive Stühle, ein kleiner eiserner Ofen und im entlegensten Winkel eine armselige Bettstelle, auf der die Livree ausgebreitet lag. Otozki faßte den Anzug an, ließ ihn aber sogleich mit Widerwillen fallen. Längst entschlafene Erinnerungen erwachten in ihm — es war ihm, als höre er das traute Säuseln der heimischen

Bäume, das Jubeln der Lerche, das Klappern des Storches. Dieſe traumhaften Töne erklangen in allen wichtigen Augenblicken ſeines Lebens vor ſeinen Ohren, ſeit er ſeine theure Heimat verlaſſen mußte, um in die Verbannung zu gehen. Vor wenigen Monaten aus Sibirien zurückgekehrt, brachte er nach jahrelanger Abweſenheit zwei neue Erwerbniſſe von dort mit: die ſchneeige Weiße ſeines Schnurrbarts und eine bedeutende Schwäche im rechten Bein, welche ſeinem Gange eine gewiſſe vornehme Nachläſſigkeit verlieh, die dem Hotelbeſitzer ſehr gut gefallen hatte und von Leon Igorowitſch eifrigſt nachgeahmt wurde. Dem armen Greiſe war es zu Muthe, wie wenn ein großes Gewitter über ſeinem Haupte hingezogen wäre; die Donnerſchläge verhallten ſchon in der Ferne, die dunklen Wolken vertheilten ſich, um die bläuliche Helle des Horizontes und matte Sonnenſtrahlen durchſchimmern zu laſſen; nur der Aufruhr, der in den Luftſchichten herrſchte, wollte ſich noch immer nicht legen. Tauſende von ihren Zweigen losgeriſſene Blätter ſchwirrten im Wirbel umher und drückten am beſten die Zerriſſenheit und Vereinſamung ſeines Herzens aus. Wo einſt majeſtätiſche Bäume geſtanden, ſah man jetzt nur noch verkohlte Stämme; Berge und Hügel waren verſunken, um ſchlammigen Pfützen Platz zu machen, die mit ihrem widrigen Schaum die gefallenen Titanen beſpritzten. Die armen hin und her geſchleuderten Blätter ſchienen etwas zu ſuchen, was ſie nicht finden konnten, verwunderten ſich, da ihnen Alles fremd war, und flüſterten ſich geheimnißvoll vom Ende aller irdiſchen Dinge zu. Sie irrten — es dauert noch lange bis zum Ende aller irdiſchen Dinge, nur hatten Zeit und viele Schickſalsſchläge in den feſten Grund eine Saat ungewöhnlicher Erſcheinungen geſtreut — die den Boden erſchütterten und den armen Blättern die Schöpfung ſo ſchwankend und unſicher erſcheinen ließen. Otozki glich einem ſolchen abgeriſſenen Blatte. Einſt hatte er ein ſchönes großes Gut beſeſſen, wo Bäume rauſchten, deren ſchattige Zweige leiſer Zephir bewegte, wo die Störche, die auf den Strohdächern der Bauernhütten niſteten, ſich in lautem Geklapper vernehmen ließen und die Lerchen jauchzend ſangen. Dies Alles hatte er verloren — er hatte einſt Freunde, Bekannte und Verwandte — wo ſollte er ſie jetzt ſuchen? Die meiſten derſelben waren nach verſchiedenen Richtungen verweht und, ebenſo wie er ſelbſt, verurtheilt, in fremden, ihnen ganz unverſtändlichen Verhältniſſen ein trauriges Daſein zu friſten. Andere wieder klammerten ſich mit aller Macht an ihre heimatliche Erdſcholle, und erwarteten, taub und ſtumm gegen jeden Einfluß der Außenwelt, nur von dem Wunſche beſeelt, gänzlich vergeſſen zu werden, ein ruhiges Ende. Am ſchmerzlichſten berührte den Greis das Geſchick ſeines einzigen Sohnes. Während ſeiner Abweſenheit wuchs der Jüngling zum Manne heran, heirathete frühzeitig und erlag bald nachher den Mühen und Sorgen ſeines Daſeins. Seine Frau wurde kurze Zeit nach ſeinem Ende auch durch Noth und Schmerz getödtet. So hatte der Strom, den ein Wolkenbruch gebildet, dieſe zwei Opfer unglücklicher Verhältniſſe in ſeinen

Lauf mit fortgerissen, und zwei lebensmüde unschuldige Seelen in unbekannte Regionen entführt. Als Otozki dies Alles erfuhr, ergriff ihn ein heißes Verlangen, seinem gebrochenen Leben freiwillig ein Ende zu machen; und nur sein streng gläubiger Sinn verlieh ihm die nöthige Kraft, dieser Versuchung zu widerstehen. Die Nähe des Todes, den er ersehnte, war auch ohne die sündhafte That eines Selbstmordes wahrscheinlich, da er, lebensüberdrüssig und einsam, gar nicht daran dachte, auf welche Weise er sein täglich Brot verdienen könnte. Nachdem er sich sein Lebenlang mit Feldbau beschäftigt, war ihm jede andere Arbeit fremd, seine Geldmittel reichten nur für kurze Zeit, und dann, hoffte er, würde der wilde Strom, der Alles, was er verehrte und liebte, mit sich fortgerissen hatte, auch ihn, den lebensmüden Greis, in tiefe, kühle Ruhe versenken. Regungslos und schmerzgebeugt saß er in einer dürftigen Dachkammer, sein üppiger Schnurrbart fiel tief auf die Brust herab — und er wähnte ganz deutlich das Rauschen seiner heimischen Linden, Pappeln und Ahorne zu hören. Die mächtigen, blätterreichen Linden murmelten geräuschvoll; Ahorne, mit winzigen gelben Blüthen überstreut, neigten ihre Wipfel vor den in Silberglanz schimmernden Pappeln. Apfel- und Zwetschenbäume sandten in die Ferne leise, wehmüthige Weisen, um sich zu dem Flüstern ihrer verwilderten Geschwister auf weiten Fluren zu gesellen. Diese gesättigten ruhigen Töne unterbrach zuweilen das traute Klappern des Storches oder die schwache, aber glockenhelle Stimme der Lerche Von solchen Empfindungen beherrscht, erinnerte er sich mit peinlicher Klarheit einer glücklichen ruhigen Vergangenheit, die ihn um so schmerzlicher sein jetziges Elend empfinden ließ. Vertieft in seine Träume merkte er nicht, daß ein Fremder bei ihm eingetreten war; erst als ein seinem Ohr vertrauter Name ausgesprochen wurde, ernüchterte er sich, nahm den Brief, den ihm der Bote überreichte, in Empfang, las ihn — und war von diesem Augenblicke an wie neugeboren. Sogleich suchte er mit großer Energie eine Beschäftigung, die ihm wenigstens einen dürftigen Lebensunterhalt sichern würde. Er wendete sich nach allen Seiten, sparte weder Bitten noch Mühe, litt viele Demüthigungen, beherrschte alle seine Worte und Blicke, damit keine jähzornige Aufwallung, kein Auflodern seiner Augen ihm vielleicht noch am Ziele zum Verderben gereiche.

Endlich hatte er die ersehnte Arbeit gefunden — und doch warf er mit einer verzweifelten Bewegung die Livree von sich und vergrub sein erröthendes Antlitz in beide Hände. Es war sehr vorurtheilsvoll von Otozki, dies Anlegen der Livree des Gasthofes „Aller Welttheile" als eine Erniedrigung zu betrachten — ein Vorurtheil, das längst dem weltbekannten Grundsatz, daß nicht das Kleid den Menschen mache, hätte weichen sollen. Im Grunde war es eigentlich nichts weiter, als eine Abänderung in Schnitt und Farbe, und als vernünftiger erfahrener Mann hätte er diese kleine Unannehmlichkeit stoisch ertragen sollen. Otozki hatte wohl das Bewußtsein seiner Thorheit, aber er war so kindisch, diesen Abscheu, den ihm die Livree einflößte, nicht

überwinden zu können. Lieber wollte er sich entscheiden, Leon Igorowitsch Rosenblatt um seine Entlassung zu bitten, als den ekelerregenden Rock anlegen. Noch rang er mit sich selbst, als plötzlich das Knittern eines Papiers in seiner Westentasche, das seine in höchster Aufregung bebenden Hände berührt hatten, seinen Gedanken eine andere Wendung gab. Es war der Brief, den er in jenem Augenblicke erhalten, als in halbwachem Zustande seine Vergangenheit sammt ihren einfachen Freuden so lebhaft an seinem inneren Auge vorüberzog, und eine große Sehnsucht nach Erlösung, Vereinigung mit denen, die vorangegangen, in seinem Herzen erwachte. Er zog das Schreiben hervor und las folgende Worte:

„Geehrter Herr Andreas!

Es ist Ihnen vielleicht gar nicht bekannt, daß Ihr verstorbener Sohn ein Kind hinterlassen hat. Ich gab dem kleinen Mädchen Obdach in meinem Hause, wozu ich mich durch unsere alten freundschaftlichen Beziehungen und das Mitleid, welches mir das so ganz verlassene Wesen einflößte, verpflichtet fühlte. Leider bin ich eine arme hülflose Wittwe, und kann trotz schwerer Arbeit kaum das Nothwendigste für meine eigenen Kinder aufbringen. Ich ersuche Sie also, da Sie zurückgekehrt sind, mir die kleine, sechsjährige Lusia abzunehmen; ich werde mich, falls Sie sich dazu entschließen, gleich nach einer zuverlässigen Person umsehen, die Ihnen das Kind nach Wilna bringen würde. Ueber Ihren seligen Sohn kann ich nur Weniges berichten; da er in Ihrer Abwesenheit keine genügende Bildung erhalten hatte, konnte er keine Ansprüche auf eine höhere Stellung machen, und verging in Kummer und Sorge. Sein Frau war schön, aber so schwächlich, daß sie den Beschwerden des Kampfes um's Dasein unterlag. Lusia war von ihrer Wiege an von Unglück umgeben'; vielleicht gelingt es Ihnen, lieber Herr Otozki, ihr Leben günstiger zu gestalten, als das Schicksal ihrer armen Eltern war."

Er sollte also die Stütze eines jungen Menschenlebens sein! Das kleine Wesen, dem er so gern eine heitere glückliche Zukunft bereiten wollte, war einzig auf seine Kraft angewiesen, seinem Schutze anvertraut. Diese neue große Lebensfreude erfüllte sein Herz mit Hoffnungsstrahlen, die es zu schnellerem Pochen trieben. Otozki erhob sich, warf die Livree mit fieberhafter Hast um, knöpfte in unzurechnungsfähiger Eile die blanken Knöpfe zu, richtete den reichbetreßten Kragen hoch auf; trotzdem der Abscheu vor diesem Rocke ihm die hellen Schweißtropfen auf die Stirne trieb, erschien doch ein zufriedenes Lächeln auf seinem Antlitz, und ein inneres Glück ließ seine Augen hell aufleuchten. Es wurde an die Thüre geklopft und eine weibliche Stimme rief in's Zimmer herein.

„Herr Andreas! Lusia ist soeben angekommen, und ich habe mich beeilt, sie Ihnen zu bringen."

Der große starke Mann, auf dessen Gestalt der Livreerock wie ange-

gossen saß, stürzte zur Thüre hin und riß ein kleines zartes Mädchen mit wilder Geberde in seine Arme; mit beflügelten Schritten, seine Beute hoch emporhaltend, eilte er der Gasflamme zu und stillte seinen langen bitteren Herzenshunger an dem Anblick dieses schmalen blassen Kinderantlitzes. Er küßte ihr Haare, Mund, Augen, und sprach dabei ganz unzusammenhängende Worte:

„Das Vermächtniß meines armen Roman! Das Einzige, was er mir hinterlassen! Ja, ich nehme sie an, und Du wirst sehen, Theuerster, wie ich sie lieben und beschützen will! Wüßte ich nur, ob sie ihrer Mutter ähnlich ist? Die Aermste sah ich ja nie; das Kind hat aber meine Augen — mein armer Sohn hatte sie auch."

Dies alles kam über seine Lippen, während er das Kind zärtlichst herzte.

„Du Schelm," sagte er scherzend, „schiltst Du mich Großvater? Willst Du mich wohl zum abgelebten Greis machen? Fürchte Dich nicht, Du kleines Würmchen, Du einziger Sonnenstrahl, den mir Gottes Güte gesandt, um die tiefe Dunkelheit meines Lebens aufzuhellen!"

Und wieder drückte er das Kind mit zärtlichen Liebkosungen an sein Herz und rief ein über das andere Mal: „Du meine Einzige!"

Die Frau, die ihm das Mädchen gebracht hatte, verpflichtete sich nach kurzer Verabredung, das sechsjährige Kind zu sich zu nehmen, und es gewissenhaft zu verpflegen. Ihr Mann, Marcel Byschynski war Regierungskanzlist und erhielt vom Staate einen Gehalt von zwanzig Rubel monatlich. Sie war von mittlerer Größe, kräftiger Gestalt, besaß zwar keine Spur von Anmuth in ihrer Erscheinung, doch konnte ihr Aussehen nicht ordinär genannt werden. Ein fadenscheiniges schwarzes Kleid wurde Sommer und Winter an ihr gesehen, darüber ein durch langen Gebrauch fadenscheiniger Mantel mit einem röthlichen Pelzkragen und ein einfacher schwarzer Hut, dessen ganzer Putz aus einem armseligen Schleier bestand, vervollständigte diesen Anzug. Fortwährend beschäftigt, immer in Eile, war sie eine jener Erscheinungen, die durch nichts auffallen, und die, um die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu lenken, sich etwa aus einem dritten Stockwerk stürzen, Jemandem ganz unverschämt den Weg vertreten, oder gar sich überfahren lassen müßten. Der Schein, daß nichts Eigenes, Individuelles an dieser Frauengestalt sei, war dennoch trügerisch; ein Menschenkenner, der sich die Mühe gegeben hätte, diese Gesichtszüge zu studiren, hätte viel Eigenthümliches in ihnen entdecken können. Das volle frische Gesicht ließ sie um ganze zehn Jahre jünger erscheinen, als sie in der That war; aber gerade diese frische Gesichtsfarbe ließ auch die tiefen Falten der Stirn und die unzähligen Runzeln, die sich um die Augen zeichneten, um so deutlicher hervortreten. Es war eine merkwürdige Mischung strotzender Gesundheit, starkpulsirenden Lebens und stummen großen Leides, welche dies Gesicht kennzeichnete. Der Schatten, der darauf lag, war nicht der Ausdruck eines herzzerreißenden Schmerzes, einer verzehrenden Sehnsucht oder wilder Verzweiflung; es war die graue,

Digitized by Google

ewige Sorge, die dieſem Frauenantlitz ihren untrüglichen Stempel aufgedrückt hatte. Dieſe nagende Sorge ließ auch ihre blauen Augen, die nur zu träumeriſcher Schwärmerei geſchaffen ſchienen, unſicher und unſtät umherirren. Der alte Spruch, daß die Augen der Spiegel der Seele ſeien, fand ſich in dieſem Blick erwieſen: es ſprach daraus Bedrängniß, Eile, Ueberbürdung, und vor allem der ſchmerzende Zweifel, ob die Kraft, alle Pflichten gewiſſenhaft zu erfüllen, noch lange ausreichen würde. Bei alledem ſpielte ein breites gutmüthiges Lächeln um den großen Mund, deſſen Zierde zwei Reihen der herrlichſten Zähne waren. Sehr oft aber trübten Thränen dies heitere Lächeln — war es Nervenſchwäche, oder auch ein tief im Herzen wurzelndes Leid, das ſie ganz unbewußt hervorrief? Zu der ganzen Erſcheinung paßten auch die Hände; ſchwielig und roth gaben ſie den beſten Beweis, daß ihre Beſitzerin es nicht ſcheute, ſie zum Waſchen, Nähen und Scheuern zu gebrauchen. Das Tragen von Handſchuhen war ihr ganz fremd. Die Kleine an der Hand führend, eilte ſie durch mehrere belebte Straßen einem hohen, gelb angeſtrichenen Hauſe zu, in deſſen tiefes Hofthor ſie eintrat und eine dunkle, ſteile Treppe hinaufſtieg. Das Kind ging die erſte und zweite Etage ganz wohlgemuth hinauf; bei der dritten wurden die Schritte beider etwas langſamer, bei der vierten angelangt, konnte das zarte Mädchen kaum noch Athem holen. „Biſt Du ſchon müde?“ fragte Frau Aniela; „Du ſcheinſt nicht ſo kräftig zu ſein, wie mein Julius, der in Deinem Alter wohl zwanzigmal täglich die Treppe auf und abſprang. Ich merke, daß Du gern ausruhen möchteſt; das geht aber nicht, liebes Kind, die Meinigen erwarten mit großer Ungeduld ihr Mittageſſen.“ Raſch ſich beſinnend, nahm ſie das Kind auf den Arm, trug es eilig die übrigen Stiegen hinauf und ſetzte es vor einer Thür nieder, deren Spalten und Riſſe mit allen möglichen Lappen ausgefüllt waren. Erhitzt und athemlos, öffnete ſie, ging hinein und rief dem Kinde in ihrer heiter gutmüthigen Weiſe zu, raſch hereinzutreten. Durch eine kleine Küche, in der man keine Herdflamme flackern ſah, ging ſie in ein Zimmer, deſſen Wände mit häßlicher gelber Farbe angeſtrichen waren, und das nur mit den unentbehrlichſten Möbeln ausgeſtattet war. Das einzige Fenſter ging wohl nach der Straße, aber da es vier Stockwerke hoch über dem Straßenpflaſter lag, war die Ausſicht ſehr unbedeutend. Frau Aniela nahm ihren Hut ab, unter dem ſich ein dicker, röthlich blonder Zopf barg, den ſie in einfachſter Weiſe um den Kopf geſchlungen trug, wendete ſich zu der Kleinen, und fragte, während ſie ihr Hut und Mantel abnahm: „Biſt Du ſchon lange zu Hauſe, Marcel?“

Ein beim Fenſter ſitzender Mann erwiderte: „Ich verließ das Bureau um drei Uhr, wie gewöhnlich.“

Immer noch über die Kleine gebeugt, der ſie ein warmes Halstuch umlegte, fragte ſie wieder: „Du biſt wohl ſehr hungrig?“

„Nein, das eben nicht; ich fürchte aber, daß ich meinen Nachmittagsſchlummer einbüßen werde; es wird wohl zu ſpät dazu werden.“

„Das fehlte nur noch," rief die Frau ſich erhebend, „daß Du um dieſen kurzen Augenblick der Ruhe kämeſt. Ich verſpätete mich ſo ſehr dadurch, daß ich dem alten Otozki ſeine Enkelin vorſtellen wollte, werde mich aber jetzt um ſo mehr ſputen. Gleich wird gedeckt und aufgetragen, und Du wirſt noch Zeit zum Ausruhen finden. Julius!" rief ſie laut. Auf der Schwelle der anſtoßenden Kammer erſchien ein zehnjähriger Knabe, der eine Gymnaſialuniform trug.

„Sieh mal," ſagte Frau Aniela, „dies iſt Fräulein Louiſe Otozka, die Enkelin des Herrn Andreas, den Du oft hier geſehen. Sie iſt heute früh angekommen, als Du in der Schule warſt — ſei recht freundlich und zuvorkommend, damit Luſia recht ſchnell heimiſch bei uns werde."

Ihre ganze Sprechweiſe war entſchieden und bündig, in ihren Bewegungen offenbarte ſich eine fieberhafte Haſt. Sie richtete den Tiſch, der vor einem alterthümlichen, ſehr ſchäbigen Sopha ſtand, zum Eſſen her und trug das Mittagsmahl auf, das im Küchenofen warm gehalten worden war, und aus Suppe und Fleiſch beſtand; ſodann ſchnitt ſie vier Stücke Commißbrod zurecht, zerlegte das ſpärlich vorhandene Fleiſch in vier Theile und rief: „Bitte, kommt zum Eſſen!"

Der am Fenſter ſitzende Mann erhob ſich und trat an den Tiſch. Seinem Aeußeren nach konnte er wohl vierzig Jahre zählen, ſein Geſicht war hager, blaß und ohne jeden Bartwuchs, da ſolcher bei ruſſiſchen Beamten nicht gern geſehen wird. Spiegelblank raſirt waren die Backen, auffallend die große Starrheit nicht nur der Geſichtszüge, ſondern auch des Ausdrucks. Seine braunen tiefliegenden Augen irrten gleichgiltig und träge über das Zimmer; die dünnen blaſſen Lippen, deren Winkel tief herabhingen, ſprachen von ſtummer Bitterkeit und bildeten zwei tiefe Falten, die bis an das Kinn reichten. Zu dieſer ſtarren Ruhe ſeines Weſens ſtimmte die Gier, mit der er zu eſſen anfing, gar nicht. Er aß ſchnell und mit großer Luſt, aber nicht viel; bald ſchob er den Teller weg, obgleich der größte Theil ſeines Eſſens noch darauf lag — er fühlte wohl oft großen Hunger, war aber ſo müde und ſchwach, daß ihn der kleinſte Biſſen befriedigte. Frau Aniela blickte auf den Teller und fragte:

„Warum ißt Du nicht mehr, Marcel? Wie iſt es möglich, ſo wenig zu eſſen bei ſo ſchwerer Arbeit? Schmeckt es Dir nicht? Hatteſt Du vielleicht Verdruß im Bureau?"

Marcel machte eine verneinende Geberde und erwiderte: „Ich will nicht mehr eſſen, ich bin ſchon ſatt."

Er ſagte das mit trockener, gedämpfter Stimme, aber ſeine Frau war durch dieſe Antwort nicht im mindeſten beruhigt und ſagte ſehr beſorgt:

„Gewiß hat Dir der wiedereinmal was Unangenehmes geſagt — vielleicht Dir noch größere Arbeit zugemuthet? bitte, ſage es mir!"

Er verneinte diesmal energiſcher und verſicherte ſie, es wäre nichts Neues vorgefallen.

„Wozu ſich noch unnöthigerweiſe grämen?“ meinte er, „es iſt ja immer das gleiche Elend wie es war — ſo iſt es und ſo wird es bleiben.“

Durch dieſe Worte beruhigt, ſchien ſie ſich zufrieden zu geben und ſagte: „Wenn es nur nicht ſchlimmer kommt!“

„Glücklich zu preiſen wäre der, dem dieſe Sicherheit zu Theil würde,“ ſprach der Gatte; ein nervöſes Zittern ſeiner Mundwinkel und ein ſchreckenvoller Blick, der aus ſeinen Augen brach, bewieſen, daß er ſich nicht zu dieſen Glücklichen zählte. Dieſe kurzen Worte bildeten das ganze Tiſchgeſpräch; Luſia und Julius ſchwiegen, und beobachteten ſich gegenſeitig mit lebhaftem Intereſſe. Mit der gewöhnlichen Haſt und Energie hob Frau Aniela den Mittagstiſch auf, begab ſich in ihre Küche, band eine mächtige weiße Schürze vor, und da ihr dieſe ihr einziges Kleid noch nicht genügend zu ſchützen ſchien, ſteckte ſie es noch recht hoch, und machte ſich ſehr eifrig an das Scheuern und Ordnen des gebrauchten Geſchirrs. Herr Marcel ging in das angrenzende Schlafzimmer, vertauſchte ſeinen Kanzleirock mit dem bequemen Schlafrock, ließ das Fenſterrouleaux herunter, und legte ſich auf eines der zwei Betten, die, obgleich ſie gar nicht groß waren, faſt das ganze Zimmer in Anſpruch nahmen. Nach einer Weile ſchlief er ganz feſt, ſein zartes, ſchlaffes Profil hob ſich in ſeiner gelblichen Bläſſe ſehr deutlich von dem ſchimmernden Weiß der Kiſſen ab; die ihm eigenthümliche Starrheit und Schlaffheit trat im Schlafe noch viel deutlicher hervor. Frau Aniela eilte mit leiſen Schritten durch das Zimmer, ſchloß die Thür der Schlafkammer und empfahl den Kindern in verhaltenen Flüſtertönen, ſehr ruhig zu ſein, damit der Vater ganz ungeſtört ſchlafen könne. Eine Zeit lang hörte man ſie noch in der Küche ordnen und ſchaffen, dann ſetzte ſie ſich auf den Boden, ſtellte den Samowar vor ſich hin und putzte ihn bis er ſpiegelhell blinkte warf ein Tuch um Kopf und Schultern und lief haſtig auf die Straße, um Waſſer und Semmel zum Abendbrot zu beſorgen. Mit den Einkäufen zurückgekehrt, athmete ſie erleichtert auf, ſetzte ſich an's Fenſter, ſchloß die Augen und war augenblicklich in tiefen Schlaf verſunken. Ihr Kopf ruhte auf dem harten, kalten Fenſterſims — dieſer Schlaf war unwillkürlich, ganz unüberwindlich bemächtigte er ſich ihrer. Als Polſter diente der dicke röthlich goldene Zopf, der ihren Hinterkopf ſchmückte. In der dürftigen Manſardenwohnung, in dieſem armſeligen Neſt, das ſo hoch lag, daß man in Zweifel gerathen mußte, ob man nicht den grauen Wolken des Horizonts näher ſei, als dem Schmutz des Pflaſters, herrſchte tiefe Stille, durch nichts geſtört als durch die lauten Athemzüge der Schlafenden und durch das heiſere Ticken einer Wanduhr, deren vergilbtes Zifferblatt ein gemalter Roſenſtrauß zierte. Zuweilen ließ ſich auch ein dumpfes Dröhnen von Wagengeraſſel hören, aber durch die große Entfernung ſehr gemildert, oder auch abgeriſſene in der Ferne verhallende Töne eines Leierkaſtens. Die beiden Kinder ſaßen auf zwei hohen, mit verſchoſſenem Zitz überzogenen Stühlen, die ſie an das Fenſter geſtellt hatten, und ſahen einander neugierig

an, wenn sie nicht aus dem Fenster blickten, dessen Schein immer mehr in grauer Dämmerung verschwamm. Julius war ein hübscher schlanker Knabe, sein schmales blasses Gesicht trug einen so ausgeprägten Stempel von Mißmuth und Unzufriedenheit, daß diese ihm fast angeboren schienen und noch deutlicher hervortraten durch die unheimliche Unordnung seines dichten dunklen Haares, das er fortwährend mit heftigen Bewegungen zerzauste. Das kleine Mädchen verhielt sich sehr ruhig; ihr Haar, das blond und fein wie Flachs war, große dunkle Augen, die von schwarzen Wimpern beschattet einen Ausdruck eigenthümlicher Träumerei hatten, verliehen dem Gesichtchen der Enkelin des Portiers einen bezaubernden sinnigen Reiz. Sie schien weder erschrocken noch eingeschüchtert durch die fremde Umgebung, der enge Kindersinn hatte seinen eigenen Gedankenflug, dem sie grollend und grübelnd nachhing. Endlich unterbrach Julius das lange Schweigen, indem er fragte:

„Nun, Du kommst vom Lande, erzähle doch, wie es dort aussieht?"

„Warst Du denn nie auf dem Lande?" entgegnete sie sehr erstaunt.

„Wenn ich es kennte, brauchte ich Dich nicht danach zu fragen; ich habe ja noch nichts gesehen außer diesen gelben Wänden; giebt es dort ebensolche?"

Er wies auf die eintönigen, geschmacklosen Wände des Wohnzimmers — das Mädchen überflog sie mit einem langen Blick und sagte:

„Nein, solche Wände hatten wir dort nicht! Wir hatten aber sehr grüne Bäume, Blumen, Kornähren, Vögel, Hühner, große Truthähner, Katzen; das ist doch genug, meine ich!"

„Wie glücklich bist Du, so viele schöne merkwürdige Dinge zu kennen!"

„Ich bin aber nicht glücklich," rief das Kind mit trockener, altkluger Stimme."

„Warum denn nicht? Du brauchst nicht das Gymnasium zu besuchen, hast auch nicht von Deiner Geburt an immer diese traurigen gelben Wände betrachten müssen; da hättest Du Grund genug, glücklich zu sein!"

„Ich bin aber eine Waise!"

„Deine Eltern sind gestorben, das habe ich gehört, aber es ist ja schon so ewig lange; Deinen Großvater sahst Du heute zu ersten Male, da hast Du auch nicht viel verloren, denn ich glaube nicht, daß Du große Freude an ihm haben wirst; er wird Dich wohl gründlich langweilen. Ich finde aber noch immer keinen einzigen Grund, der Dir das Recht gäbe, Dich unglücklich zu fühlen; — vielleicht haben Dich die Leute, bei denen Du bis jetzt wohntest, mißhandelt?"

„Nein."

„Was war es denn sonst?"

„Ich weiß es ja selber nicht!"

Diese Worte kamen wie ein Hauch über ihre Lippen. Der ungeduldige Knabe wollte aber durchaus auf den Grund ihres Trübsals dringen und sagte scheltend:

„Das ist ja der reine Unsinn! wenn man unglücklich ist, muß man sich doch bewußt sein, warum?"

„Vielleicht weil alle gestorben, alles so fremd um mich herum, weil mich Niemand liebt und herzt wie andere Kinder."

„Das ist sehr unvernünftig," sagte der kleine Lehrmeister, „sei nur zufrieden, daß es nichts Schlimmeres ist, wie zum Beispiel bei mir, der von der Geburt an von abscheulicher Noth umgeben, immer zusehen mußte, wie sich die Eltern plagten, und es auch nicht viel besser als diese Armen hatte!"

„Warum seid ihr denn so schrecklich arm?"

„Natürlich durch die elende Stellung des Vaters, der als Regierungskanzlist einen Gehalt von zwanzig Rubel monatlich erhält — damit kann man aber kaum das Nothdürftigste anschaffen; die Hoffnung auf eine bessere Zukunft kann uns auch über unser Elend nicht trösten! Wenn mein Vater sich zu Tode arbeiten würde, wenn es ihm sogar gelingen sollte, einen Stern vom Abendhimmel herabzuholen, es hülfe Alles nichts — wie es war so ist es und so wird es bleiben!"

„Dein Vater sagte dieselben Worte beim Mittagessen!"

„Er wiederholt sie oft und ich spreche sie aus Ueberzeugung nach; gelb waren die Wände, gelb sind sie und gelb bleiben sie in alle Ewigkeit."

Bei diesen Worten griff er mit beiden Händen nach seinem Haupte, zerzaufte sein Haar in schrecklicher Weise und schleuderte den gelben Missethätern gehässige Blicke zu.

„Warum ist aber so vieles Elend in der Welt?" fragte Lusia.

„Weiß ich es? Wer soll mir denn was erklären oder mich über viele Fragen belehren? Der Vater ist den ganzen Tag in der Kanzlei, und wenn er nach Hause kommt, so abgespannt, daß er in aller Eile ein paar Bissen ißt und sich zur Ruhe begiebt. Was die Mutter anbetrifft, so hat sie so viel Beschäftigung, daß ihr nicht viel Zeit übrig bleibt, um mit mir zu sprechen, und sie weiß überhaupt in vielen Sachen mir nicht recht Bescheid zu sagen. So ein Leben ist langweilig und elend, dies ist das Ende vom Liede!"

„Das Ende vom Liede," sprach das Mädchen nach.

Während Julius mit fast reifen Manneworten ihr das ganze Leid seines verwelkten Kinderherzens beichtete, dachte sie an ihr eigenes Weh und wiederholte ohne jedes Verständniß, wie ein Papagei, seine letzten Worte.

Die alte mit Rosen verzierte Wanduhr hatte es aber darauf abgesehen, das kleine Menschenpaar, das Stille und Dämmerung so trübe gestimmt hatten, aufzuheitern. Ein grauer Vogel sprang hinter dem Rosenstrauß hervor und schlug mit seinen Blechflügeln fünfmal zu dem Rufe: „Kukuk!" Die Wanduhr besaß außer den prächtigen, etwas verblaßten Rosen noch einen munteren Kukuk, welcher zu jeder Stunde den Julius so verhaßten gelben Wänden seinen lebensfrohen, den Frühling verheißenden Ruf entgegenschrie, zu Lusia's größter Freude; sie sprang behend vom Stuhle, schlug jubelnd in die Händchen und jauchzte: „Ein Kukuk! ein Kukuk!"

Mit beflügelten Schritten und weit ausgebreiteten Aermchen lief sie auf die Uhr zu. Leider war die traute Erscheinung, nachdem sie die fünfte Stunde verkündet hatte, wieder in den geheimnißvollen Tiefen des Uhrwerks verschwunden. Augenblicklich wurde das Kind wieder ernst und ruhig, kehrte zu dem verlassenen Sitze zurück, verbarg die kalten Händchen in die langen Kleiderärmel und grübelte weiter. Jetzt hörte man auch Frau Aniela in der Küche sich bewegen; der Jubel des Kindes, vielleicht auch der Ruf des Kukuks hatte sie aufgeweckt; sie rieb mit beiden Händen die verschlafenen Augen, steckte den in Unordnung gerathenen Zopf wieder fest und fragte Julius sehr beunruhigt, ob der Vater noch schliefe; dann befahl sie ihm, rasch glühende Kohlen in den Samowar zu werfen, und rief fast verzweifelt:

„Wie konnte ich nur so verschlafen? Jetzt wird Marcel zu spät in die Kanzlei kommen, wenn er seinen Thee mit Muße trinken soll."

Mit großer Lebhaftigkeit, trotz einer bleiernen Schwere, die sich nach dem unbequemen Schlafen in den Gliedern fühlbar machte, eilte sie leise auftretend in das Zimmer, in welchem ihr Gatte in festen Schlummer versunken lag, näherte sich seinem Lager und berührte mit größter Vorsicht seine Stirn. Es war wunderbar, wie weich und zart diese rauhe schwielige Hand die von unzähligen Runzeln durchfurchte Männerstirn liebkoste. War es ein wohlthuender Traum, oder ein durch die Dämmerung hervorgerufener halbwacher Zustand, der ihn den Eindruck genießen ließ, als ob er in seine Kindheit zurückgekehrt im Elternhause ruhe! War es ein schwebender Birkenzweig, oder ein Schmetterling, der im Fluge seine Stirn berührte? Er schlug die Augen auf, sie waren feuchtglänzend und belebt; um seine wie durch einen Zauberstab erhobenen Mundwinkel spielte ein heiteres Lächeln. Man hätte meinen können, seine eigene Natur hätte die Maske, die ein trauriges Schicksal seinem Antlitz aufgedrückt, kräftig weggedrängt. Leider war die Dauer dieses glücklichen Mienenspiels, das ihn so sehr veränderte, allzukurz.

„Es hat schon 5 Uhr geschlagen, stehe auf, lieber Marcel, es bleibt Dir kaum eine halbe Stunde Zeit, bis Du in die Kanzlei gehen mußt," sagte Frau Aniela, und ein sanftes Lächeln glitt über ihre vollen Lippen. Sie streichelte dabei sein Haar, so weich und zart wie es in der That weder Frauen noch Geliebte verstehen, wie es fast nur eine Mutter vermag; und doch überzog wieder die starre Maske das Antlitz des Gatten, er streckte die Arme über den Kopf hinaus und lag eine ganze Weile mit verglasten Augen in die Ferne schauend. Der Ausdruck seiner ganzen Gestalt ließ am besten die Bedeutung der von ihm so oft wiederholten Worte verstehen: „Wie es war, so ist es und so wird es bleiben." Nach einer halben Stunde war die Familie mit ihrem Abendessen fertig; Thee, Milch, Schwarzbrot und einige Semmeln bildeten den ganzen Schmaus. Herr Marcel zog einen mit vergoldeten Knöpfen und grünem Sammetkragen ver-

Digitized by Google

zierten Rock an, nahm seine Mütze zur Hand, die der übliche matte Silberstern schmückte, und fragte, sich zu seinem Sohne wendend:

„Wie steht es denn mit Dir in der Schule, Julius?"

„Wie gewöhnlich, ziemlich gut," antwortete der Junge.

„Gott sei Lob und Dank wenigstens dafür!"

Der Vater sprach dies leise vor sich hin, strich dem Jungen liebkosend einige Male über die Stirn, und schien noch Vieles sagen zu wollen, brachte aber nichts mehr heraus, als den wohlgemeinten Rath: „Lerne recht fleißig, mein Sohn." Hier brachen seine Worte jäh ab. War es Eile oder wurde ihm das Ordnen und klare Aussprechen seiner Gedanken zu schwer, da er so selten Gelegenheit hatte, sich darin zu üben? Es schien fast so, da er noch einige Mal den lakonischen Rath wiederholte und dann das Zimmer verließ. Nachdem ihr Mann fortgegangen war, begab sich Frau Aniela in die Küche, nahm einen Korb mit schadhafter Wäsche zur Hand, ging in's Wohnzimmer und ließ sich dort bei dem dürftigen Licht einer kleinen Lampe an einem Tisch nieder. Ehe sie noch ihre Arbeit begonnen, blickte sie zu ihrem Sohne herüber und sagte in ihrer kurzabgebrochenen entschiedenen Feldherrnstimme:

„Julius, lerne fleißig!"

Der Knabe näherte sich mit einigen zerrissenen Büchern ebenfalls dem Lampenlicht und fing an eifrig mit gedämpfter Stimme zu lernen. Lusia saß noch immer auf ihrem hohen Stuhl beim Fenster, ihre Händchen bargen sich womöglich noch tiefer in den Kleiderärmeln, ihr grollender, sinniger Blick verfolgte ein Schattenspiel, das auf den gelben Wänden Trauerflorstreifen zu bilden schien; den messingenen Pendel der Wanduhr, der einem goldenen Funken gleich auf dunklem Hintergrunde sich gleichmäßig hin und her bewegte; den Lichtstreif, den die Flamme der Lampe auf der Zimmerdecke bildete und der ihrer Phantasie die Mondscheibe vorspiegelte, zuletzt auch Frau Aniela, die mit ganzer Seele in ihre Arbeit versunken war. Ihr Gesicht erschien völlig leblos; tief gebeugt mit gerunzelter Stirn, halboffenem Munde und starrem Blick, aus dem jede Gedankenspur gewichen war, flickte und nähete sie emsig darauf los. Zuweilen hörte man sie laut aufseufzen, vielleicht war Müdigkeit, vielleicht auch ein so großer Riß an irgend einem Wäschestück, daß nichts mehr damit zu machen war, die Ursache davon. Einige Mal mußte sie auch den widerspenstigen Zopf, der einer leuchtenden Schlange gleich über ihren gebeugten Rücken hinabglitt, wieder aufstecken, dann blickte sie auch hinüber zu Julius und wiederholte: „Lerne recht fleißig, mein Junge." Der Knabe richtete sich ein wenig auf und erhob seine immer leiser klingende Stimme, bis sie dem Gesumme eines Bienenschwarmes gleich im Zimmer widerhallte. Frau Aniela mußte wohl die Anwesenheit des Mädchens vergessen haben, sie rief sie nicht an ihre Seite, das Kind fühlte auch nicht das Bedürfniß, sich ihr zu nähern. Erst als der Kukuk erschien, um wieder das Bild des Frühlings, grüner Bäume,

heiteren Vogelgezwitschers vorzuzaubern und mit seinen Blechflügeln zehnmal laut ausschlug, raffte sich die Frau auf, legte ihre Arbeit zusammen und rief:

„Kinder, kommt schlafen, es ist schon hohe Zeit!" Sie deckte sogleich die beiden Betten in der Schlafstube auf, legte einige Bettstücke auf das Sopha, das im Wohnzimmer stand, wie auch auf das Schlafbrett, das in der Küche seinen Platz hatte, und reinigte gewissenhaft das Kleid der Kleinen, hüllte die versilberten Knöpfe, die sich auf dem Rocke des Knaben befanden, in kleine Stücke Papier, um sie auf diese Weise länger blank und glänzend zu erhalten. Dann rief sie in die Küche hinein:

„Aber Julius, warum ziehst Du Dich so langsam aus? Bete doch schon!"

Der Knabe kniete statt aller Antwort nieder, aber mit solcher Heftigkeit und Ungeduld, daß der Boden des kleinen Raumes förmlich davon erschüttert wurde.

„Lusia, kannst Du schon allein beten?" klang wieder die Stimme der beschäftigten Hausfrau.

„Jawohl," antwortete das Mädchen.

„Dann sage rasch Dein Gebet."

Das Kind kniete an dem hohen breiten Sopha nieder, faltete die winzigen Händchen und ließ ihre dunklen sinnigen Augen hoch hinauf blicken, bis an den Punkt, wo die gelben Wände sich an die bestaubte Zimmerdecke anschlossen. Erst jetzt verriethen nervöse Zuckungen des kleinen Gesichtchens die innere Aufregung, erst jetzt entfloß ein heißer Thränenstrom den müden Kinderaugen. Das Weinen war so leise, daß Frau Aniela es gar nicht hörte, und im Falle sie es gemerkt, vielleicht doch nicht beachtet hätte, da sich in diesem Augenblicke die Schritte ihres Mannes auf der Treppe hören ließen. Sie lief zur Thüre, öffnete sie eiligst, damit der wiederkehrende Gatte keinen Augenblick zu warten brauche, da der Arme immer sehr abgespannt nach Hause kam. Sechs Stunden Arbeit, mühevolles Copiren von Staatsdocumenten wurde so ungenügend bezahlt, daß er gezwungen war, noch fünf Abendstunden zuzulegen, um sich und seiner Familie den nothdürftigsten Lebensunterhalt zu sichern. Die Arbeit, die er zu verrichten hatte, war rein mechanischer Art, und doch wurde hauptsächlich sein Kopf matt und müde. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Menschen, welche geistig arbeiten, nach vollbrachtem Tagewerk viel weniger das Bedürfniß der Ruhe, des Schlafes empfinden, als solche, welche rein mechanische Beschäftigung haben. Die Gatten begrüßten sich stumm, ohne Kuß, Aniela lächelte so breit und gutmüthig wie immer, Marcel glättete mit seiner dünnen blassen Hand ihren goldigen Scheitel, das war Alles. Sie ging ihm voran in's Wohnzimmer und bat:

„Gehe hinein und entkleide Dich, ich folge gleich nach mit der Zeitung."

Wie merkwürdig klang das Wort „Zeitung" in diesem Munde! Was konnten diese Aermsten, deren gelbes enges Nest in schwindelnder Höhe

ſchwebte, die in ſchwerem Kampfe ſich die gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe verſchaffen mußten, dieſe Proletarier, die Niemand kennen wollte, die das Unglück ſo abgeſtumpft, daß ſie kaum das Nothwendigſte zu denken vermochten — was konnten ſie gemein haben mit dieſen Blättern, die in ihrem Fluge durch die Welt große Entfernungen vor unſeren Augen verſchwinden laſſen, über Schickſalſchläge und berühmte Menſchen berichten, traurige Befürchtungen aber auch glänzende Hoffnungen hervorrufen? Dies Alles mußte doch ein leidenſchaftliches Intereſſe für Marcel bieten, da die Ehegatten die bedeutende Ausgabe nicht ſcheuten; es waren aber auch die einzigen Druckſachen, die ſich im Hauſe befanden außer den Schulbüchern des kleinen Julius. Sie wurden von Frau Aniela gewiſſenhaft geſammelt und wie alles andere Hab und Gut ſorgſam aufbewahrt. Mit der Zeitung in der Hand trat die Gattin in's Schlafzimmer, ſetzte ſich an das Bett ihres Mannes and begann laut zu leſen. Vor ihren Augen entfaltete ſich ein Wirrwarr politiſcher Neuigkeiten: die Wahlen in's franzöſiſche Parlament, die letzten hervorragenden Reden, die im öſterreichiſchen Staatsrath gehalten worden, engliſche Conſervative, iriſche Aufwiegler, Bemerkungen über den Schah von Perſien, Forderungen, die an den Khedive von Aegypten geſtellt wurden, Alles durch einander. Aus dem ganzen Weſen der braven Frau konnte man leicht ſchließen, daß alle Parlamente, alle Miniſterräthe, ſowie alle Beherrſcher morgen- und abendländiſcher Großmächte nur leerer Wortſchwall für ſie waren, und ihr ſo fremd und langweilig vorkamen, daß ſie ſich nicht im Geringſten bemühte, etwas von alledem zu begreifen. Müde von der langen Tagesarbeit wurde ihr das Leſen ſehr ſchwer; aber ſie beherrſchte ſich ſo ſehr, daß es unmöglich geweſen wäre, Spuren von Mattigkeit in ihrem Antlitz zu entdecken. Ihre Stimme klang friſch und gleichmäßig, jedes Wort ſprach ſie deutlich aus, nur zuweilen ſchien es, als müſſe ſie einem unüberwindlichen Gähnen erliegen; ihre Augen, deren Lider bleiſchwer herabhingen, mußten auf eine Secunde wenigſtens ſich ſchließen, aber ſie ermannte ſich augenblicklich und warf über die Zeitung hin einen ſpähenden Blick auf ihren Gatten. Jener lag bequem ausgeſtreckt, ſeine Abendcigarre im Munde, wie durch Lethes Zauberquelle verjüngt; ſeine Augen glänzten, in ſeinem Blick ſpiegelten ſich allerlei Empfindungen, von Heiterkeit und Freude bis zu Kummer und Sorge. Zuweilen unterbrach er das Leſen und ſagte energiſch:

„Die Fortſchrittspartei hat wieder geſiegt, ich war davon überzeugt, und bin auch ſicher, daß ſie in Frankreich immer im Vordergrund bleiben wird. Welch glückſeliges Land!“ Oder auch mit ſchallendem Gelächter: „Hol ihn der Kukuk, dieſen Bismarck, er findet doch ſtets Mittel und Wege, ſeinen Willen durchzuſetzen!“

Manchmal wurde er ernſt und ſprach ſinnend:

„Wer hätte es wohl gedacht, daß das ſöderative Syſtem in Oeſterreich ſich nicht halten würde, und warum wohl die Leute es nicht einſehen, daß darin ihre einzige Rettung liegt?“

Nur in dieſen Augenblicken wurde ſein Geiſt wach, er dachte, fühlte, combinirte, kurz, er belebte ſich. Frau Aniela rang noch immer mit heldenhaftem Muth gegen den Schlaf, der ſie durchaus zu überwältigen ſuchte, ſah manchmal mit unverhohlenem Vergnügen auf das freudig erregte Antlitz ihres Gatten und las ermuthigt weiter. Als der Inhalt des Blattes erſchöpft war, umfaßte Marcel ſeine Frau mit einem zärtlichen Blick und ſagte:

„Mein armes Kind, Du quälſt Dich ſchrecklich für mich ab, das Vorleſen muß Dich ſehr ermüden!“

Sie lachte hell auf.

„Dein ewiges ‚Du quälſt Dich für mich ab‘ iſt wirklich lächerlich, Du mußt es Dir durchaus abgewöhnen. Wie würdeſt Du böſe und ungeduldig werden, wenn ich in einem fort jammern wollte: ‚Marcel, Du quälſt Dich meiner und des Kindes halber mit dem ewigen Abſchreiben.‘ Jeder muß das Seinige leiſten, daran iſt nichts zu ändern. Dieſes Blatt vertritt Dir den Club, ſchöne Spaziergänge und viele andere Genüſſe. Gott ſei geprieſen dafür, daß Du ſo große Freude daran haſt.“

Plötzlich ſchien ihr etwas einzufallen, ſie griff in ihre Kleidertaſche und holte ein großes kupfernes Geldſtück heraus.

„Das habe ich am heutigen Mittageſſen erſpart,“ erklärte ſie, „ſoll ich es wohl hineinwerfen?“

Die Frage wäre ſchwer verſtändlich geweſen, wenn ſie bei den letzten Worten nicht mit der Hand auf die Wand gewieſen hätte, an der ein runder Kaſten mit einer kleinen engen Oeffnung, wie man ſie gewöhnlich bei Sparbüchſen hat, angenagelt war. Auf dem grünen Pappdeckel deſſelben prangten in der ſchönen reichgeſchweiften Schrift, mit der Marcel elf Stunden täglich Regierungsacten copirte, die einfachen Worte: „Univerſitätskoſten für Julius.“

Frau Aniela hielt noch immer das Geldſtück zwiſchen den Fingern und fragte noch einmal:

„Wie denkſt Du darüber, kann ich es hineinwerfen?“

Ihr Gatte beſann ſich.

„Meinen Gehalt bekomme ich erſt in acht Tagen ausbezahlt, wie ſtehen Deine Rechnungen mit dem Bäcker und Milchmann?“

„Geſtern habe ich die ganze Wochenrechnung auf Heller und Pfennig bezahlt!“

„Dann wirf es nur getroſt hinein,“ entſchied Marcel.

Sie that es freudig bewegt, begann ſich auszukleiden und ſprach leiſe vor ſich hin:

„Wie viel iſt wohl ſchon darin? Alles muß man der Vorſehung überlaſſen; er lernt ja mit großem Fleiß, iſt der Zweite in ſeiner Klaſſe, und verſprach mir, eifrigſt darnach zu ſtreben, im nächſten Semeſter Primus zu ſein.“

Digitized by Google

Marcel sagte fast stöhnend:

„Gott sei Dank dafür, wenn es nicht für Dich und Julius wäre," er brach ab, da ihm schon tiefe Dunkelheit umgab, und die lauten Athemzüge seiner Frau verkündeten, daß der so lange siegreich verdrängte Schlaf endlich in seine Rechte getreten war.

So floß das Leben der armen Byszczynski dahin, die Tage folgten im ewigen Einerlei auf einander und glichen einer gleichmäßigen mühevoll aufgereihten Perlenschnur. Am Morgen waren die Beschäftigungen der Hausfrau noch vielfältiger als im Laufe des Tages und am Abend. Die Arme mußte einheizen, aufräumen, das Frühstück bereiten, dann auch die unentbehrlichsten Einkäufe besorgen, das Mittagessen kochen, dabei noch waschen, bügeln und scheuern. Es war nicht leicht zu erkennen, ob diese große Arbeitslast, die in glücklichen Verhältnissen mehrere Personen in Anspruch nimmt, sie trübe oder heiter stimmte. Die drei tiefen Furchen, die sich in ihre Stirn eingegraben hatten, standen immer deutlich und klar darauf; aber der finstere Eindruck, den sie verursachten, wurde sehr gemildert durch ihre frische Gesichtsfarbe, und verschwand fast ganz vor dem breiten gutmütigen Lächeln, mit dem sie jeden Eintretenden bewillkommnete. Abwechselung brachten nur Sonn- und Festtage mit sich. Marcel frei von jeder Arbeit, schlief dann länger als gewöhnlich, verbrachte die übrigen Stunden des Vormittags in einer Conditorei, wo er mit großem Genuß auch einmal eine andere Zeitung las, als die welche er zu Hause hatte. Des Abends erwartete ihn gewöhnlich die große Freude, im Hause eines Collegen eine Partie Whist zu machen. Dies billige Vergnügen — sie spielten sehr niedrig — dauerte nie länger als bis Mitternacht. In seine Wohnung zurückgekehrt, fühlte er, daß die genossene Zerstreuung ihn ermüdet und gelangweilt hatte. Trotz dieser Unzufriedenheit wollte er am nächsten Sonntag seine Spielpartie doch nicht aufgeben, obgleich es nur der Reiz der Abwechselung war, der ihn wieder hinführte. Es war ihm leicht anzusehen, daß er die große Leere und Nichtigkeit dieser Zerstreuung empfand, und doch sagte er am nächstfolgenden Sonnabend, als seine Frau die eben gelesene Zeitung bei Seite legte: „Morgen Abend bin ich zu einer Partie Whist eingeladen." Noch vor einigen Jahren verbrachte er die freien Abendstunden der Festtage inmitten seiner Familie, las mit großem Interesse Bücher die ihm menschenfreundliche Seelen geliehen, oder er hielt auch seinen kleinen Sohn auf dem Schooß und sprach liebevoll und belehrend mit ihm; aber Zerstreuungen, die dem Geiste Nutzen bringen sollen, erfordern ebenso wie pädagogisch geführte Gespräche ein frisches unbesorgtes Gemüth, sein Gemüth mußte durch die elenden Lebensverhältnisse finster und gedrückt werden. Die tiefste Bitterkeit lag aber doch in der Ueberzeugung, daß er keinen Augenblick lang festen Grund fassen konnte, da willkürliche Launen seiner Vorgesetzten, jedes Höherstehenden sogar, ihn um Amt und Brot bringen und die Seinigen in die Hölle der Hungersnoth schleudern konnten. Die Worte

des Evangeliums: „Ihr könnt weder Tag noch Stunde wissen", schwebten ihm immer vor; er hätte aber noch hinzufügen müssen: „Da die Wolken des Himmels Euer Dach und die Steine der Vaterlandserde Euere Nahrung sein werden." Oft kam es vor, das ein milder menschenfreundlicher Vorgesetzter abging und ein Fremder, den Niemand kannte, an seine Stelle trat. Die Frage, wie sich die Dienstverhältnisse unter diesem neuen Chef gestalten würden, schien gleichbedeutend mit „Sein oder Nichtsein" in allen Ecken und Winkeln des gelben in hohen Regionen schwebenden Nestes zu erklingen. Jene aus der Ferne kommende Persönlichkeit, von deren Charakter und Neigungen das Schicksal dieser Familie abhängen sollte, erschien ihrer Phantasie wie ein von geheimnißvollen Nebeln umwobenes gewaltiges Fatum. Die Goldstickereien seines Uniformkragens waren in ihren Augen lauter Orakel, in ganz fremden unverständlichen Hieroglyphen geschrieben. Dieses Gespenst eines strengen unerbittlichen Schicksals, mit seinem großen Gefolge unbekannter Schrecken, beunruhigte die Unglücklichen Tage und Wochen lang. Endlich nahete die Zeit der Ankunft, vielleicht sollte schon morgen das geheimnißvolle Dunkel, das die Person umhüllte, fallen, und seine Füße zum ersten Mal die schmutzigen Dielen der Kanzlei betreten. An solchen wichtigen Tagen geleitete Frau Aniela ihren Gatten einen Theil der Treppe hinunter, und ihre Blicke hingen nicht nur ängstlich wie gewöhnlich, sondern tief erschrocken an ihm. Sie sahen einander schweigend an und verabschiedeten sich ohne ein einziges Wort zu sprechen. Die langen Vormittagsstunden hindurch horchte sie auf jedes Geräusch, lief hastig und aufgeregt, sobald die Schritte des wiederkehrenden Gatten hörbar wurden, auf die Treppe, und fragte mit athemloser Spannung:

„Nun, wie war es? Hast Du ihn gesehen? Hat er Dich bemerkt?" Zuweilen antwortete der Befragte mit einem beruhigenden trostvollem Blicke:

„Sei ruhig, es wird wohl Alles gut werden!"

Oefters geschah es, daß er mit grollendem finsteren Blick und in heftigen Tönen sagte:

„Es kann uns recht schlimm ergehen."

Diese trostlosen Worte bedeuteten so viel, als daß das gewaltige Fatum sich noch nicht entschleiert hatte, daß die mit goldenen Fäden auf seinem Kragen und Aermelklappen geschriebenen Hieroglyphen noch nicht entziffert waren. Noch viele Tage mußte die arme Frau, von innerer Unruhe getrieben, auf die Treppe eilen, um Schlimmes oder Freudiges aus den Augen ihres Mannes zu lesen; lange noch mußte der Gatte ohne jede Essenslust sich an seine Mahlzeiten setzen, um dann noch die Augenblicke der Erholung, die ihm gewöhnlich der Mittagsschlummer brachte, zu entbehren, denn sein Herz, sein ganzes Wesen war so beunruhigt, daß dieser wohlthuende Schlaf seine Augenlider floh. Die Befürchtung, aus dem gelben engen Nest herausgerissen, unter die grauen Himmelswolken und auf die verstreuten Steine ihres heimathlichen Bodens geschleudert zu werden, war der Grundton, um

den ſich viele weniger wichtige aber ebenſo ſchmerzliche Sorgen gruppirten: die ewig nagende Scheu aller Schwachen und Bedrängten, daß ihre Würde, ihr ſehr geringer Ehrgeiz, deſſen Spuren man auch in den niedrigſten Geſchöpfen Gottes findet, auf alle mögliche Weiſe verletzt und verachtungsvoll verkannt würden. Alle Menſchen, Vorgeſetzte nicht ausgenommen, laſſen ſich oft von Stimmungen verſchiedener Art beherrſchen. Eine verſtimmte Perſon iſt oft launiſch, vorurtheilsvoll, hegt unbegründete Abneigungen ebenſo wie ganz unverdiente Sympathien; das alles ſind pſychiſche Offenbarungen, gegen welche man nichts vermag, als ſie ruhig und reſignirt über ſich ergehen zu laſſen. So oft aber Menſchen im allgemeinen und ganz ſpeciell Vorgeſetzte, ſich von ſolchen unberechtigten Stimmungen beherrſchen laſſen, ſo iſt die Folge davon, daß viele nicht nur mit ſchwerem Herzen und bekümmert in die Zukunft blickendem Auge in ihr Heim zurückkehren, ſondern daß die heißen Flammen der Verzweiflung die gepeinigte Seele umfangen und bitteren, aufwiegleriſchen Haß aus ihren Blicken dringen laſſen. Solche Stimmungen wilden Schmerzes, ohnmächtiger Wuth, müſſen jedes Gemüth veröden, es jeder friedlichen Empfindung berauben. Nicht ſelten kam Marcel beeinflußt von ſo finſteren Gedanken düſter und verſtört nach Hauſe; augenblicklich merkte Frau Aniela, daß ihn etwas ſchmerzlich berührt hatte, fragte aber nie ſogleich nach der Urſache. Erſt Nachmittags, wenn die Dämmerung einbrach, und ihr Gatte ſeines Mittagſchlummers vergeſſend auf dem alten Sopha weiter ſitzen blieb, kam ſie mit leiſen Schritten heran, ſetzte ſich an ſeine Seite und fragte, ihre Stirn gegen ſeinen Kopf neigend: „Was war es, Lieber? Was hatteſt Du verbrochen?“

Oft wurde ihr eine unfreundliche, barſche Antwort zu Theil, zuweilen faßte er mit ſeiner hageren bloßen Hand die ihrige, und flüſterte lange und eingehend mit ihr. So kam es aber nur dann, wenn das graue Abendlicht das Fenſter faſt völlig verhüllte; wenn ſchwarze Schatten gleich Trauerflorſtreifen auf der Zimmerdecke ſpielten, die Wanduhr leiſe und gleichmäßig tickte, wehmüthige, gedämpfte Leierkaſtentöne aus dem Abgrunde her, der ſie von der Straße trennte, erklangen, mit einem Wort, um die melancholiſche Dämmerſtunde, in der Poeten am ſchönſten träumen und Liebende am ſüßeſten koſen. Das an ſolchen Tagen Erlebte mußte doch ungemein ſtark auf die Natur dieſes Mannes einwirken; da die ſo tief begrabene Energie zu erwachen ſchien und ſich in heftigen, ſchmerzreichen Worten, die ſeinen Lippen entfuhren, Luft machte. Seine Gattin wollte wohl Hoffnung auf glücklichere Tage, Worte des Troſtes, Bitte um Muth und Ausdauer ihrem Manne an's Herz legen und faßte dies Alles mit thränenvollem Auge, bebender Stimme in den einen Namen ‚Julius‘ zuſammen.

* * *

Otozki ging es ziemlich gut in ſeiner neuen Thätigkeit, man hätte ſogar meinen können, daß ſie ihm nichts mehr zu wünſchen übrig ließe, wenn nicht

tief eingewurzelte Vorurtheile ihm jeden Erfolg verleidet hätten, und namentlich im Anfang die Urſache vieler Kämpfe mit ſich ſelbſt geworden wären. Es iſt in der ganzen civiliſirten Welt Gebrauch, daß abreiſende Gäſte die Dienſte des Portiers durch ein mehr oder weniger reichliches Trinkgeld belohnen; dies geſchieht gewöhnlich, wenn er im letzten Augenblick ihnen beim Beſteigen des Wagens behülflich iſt. Als Otozki zum erſten Male Geldſtücke in ſeine Hand rollen hörte, ſchien alles Blut ſeiner Adern in reißendem Strom ſich über ſein Antlitz zu ergießen und Entſetzen überfiel ihn. Er kam aber glücklicherweiſe raſch zur Beſinnung, ließ das erhaltene Geld in die Taſche gleiten, ſtützte mit dem Arm den Reiſenden und ordnete ſorgſam die warmen Fußdecken. Dann richtete er ſich auf, blieb aber wie angewurzelt ſtehen und zog ſo heftig an ſeinem ſchneeweißen herrlichen Schnurrbart, als wolle er ihn mit allen Wurzeln herausreißen. Dieſer Abſcheu, der ihm die Trinkgelder der Gäſte ſo verleidete und es ihm ſo ſchwer machte, ſie ſtützend in den Wagen zu heben, war nur die natürliche Folge ſeiner unſinnigen Vorurtheile. Allgemein bekannt iſt es ja, daß die Exiſtenz der Menſchen auf gegenſeitigen Dienſtleiſtungen beruht. Dieſer Grundſatz iſt wohl nicht der Grundſtein aller Weltordnung, aber viele ſocialökonomiſche Theorien können nur von dieſem Standpunkte aus entwickelt werden. Otozki hatte aber inmitten ſeines jammervollen Elends kein Verſtändniß für weltbeglückende Theorien. Ein zweiter Grund, der ihm auch das Leben ſehr verbittern konnte, wenn er ſich nicht eifrig bemüht hätte es ruhig zu ertragen, war die muthwillige Heiterkeit Leon Igorowitſch Roſenblatts, der gern mit ſeinen Untergebenen ſpaßte, und über dieſe armen Parias ſehr verletzende Witze machte. Empört über ſeine ungenügenden Anſichten von Menſchenwürde, gerieth Otozki oft mit ihm in Zwiſtigkeiten, die leicht zu einem gänzlichen Bruch geführt hätten, wenn nicht die zarte Kindergeſtalt geweſen wäre, die ſtundenlang in der dunklen Portierloge halberfroren, in der Nähe des eiſernen Ofens hockte, um ihre erſtarrenden Füßchen bei der Hitze der glühenden Kohlen zu erwärmen.

Leon Igorowitſch war eigentlich kein ſchlechter Menſch, er war nicht einer von denen, die mit Abſicht verletzen und quälen; denn Naturen, die ihre eigene Perſönlichkeit ſo vollkommen befriedigt, ſind in der Regel nicht grauſam; auch war er wohlerzogen und ſich klar bewußt, daß die wichtigſte Pflicht, die ſeine Erziehung auferlegt, Höflichkeit ſei. Im Allgemeinen beſtrebte er ſich ſogar einer gewiſſen Zuvorkommenheit gegen Otozki; die ſchlechten Witze die er ſich im Anfang über ſeine Vergangenheit, über ſeinen Patriotismus zu machen erlaubt hatte, entſprangen einzig dem Bedürfniß, der neueſten Mode zu huldigen, was auch zu den wichtigſten Pflichten eines feinen Menſchen gehört. Bald wurde er auch deſſen überdrüſſig und jene unſchuldigen Späße, die weder ſeinen Grundſätzen noch ſeinen Abneigungen entſprangen, verſtummten allmählich. Der unglückliche Greis ſollte aber durchaus dem Verwalter ſich nützlich erweiſen, und als jener keine Freude mehr daran

fand, ihn zu verspotten, so schlug er ihm eines Tages vor, die Hotelrechnungen des letzten Monats statt seiner zu reguliren. Er kam in die Portierloge, legte einen ganzen Haufen großer Contobücher auf den Schreibtisch und sagte mit ausgesucht höflichem Ton:

„Ich hoffe, daß Sie mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden; Sie verstehen gut zu rechnen, so sicher wie ich sind Sie muthmaßlich nicht, das wäre auch unmöglich, da ich zwei Jahre lang die Berliner Handelsakademie besucht habe. Ich hoffe doch, es wird so ziemlich gehen; die Arbeit ist nicht groß und sie können dazu die Stunden verwenden, welche müssig zwischen den ankommenden Zügen vergehen. Ich bin sehr beschäftigt, muß zwei Hochzeiten in der Familie im Laufe dieser Woche mitmachen, kann also natürlicherweise keine Zeit finden für die Rechnungen; daß sie aber regulirt werden müssen, versteht sich von selbst . . ."

Otozki sah den Sprechenden mit großen Augen an, er schien nicht gut zu begreifen, was für ein Verhältniß zwischen der Regulirung von Hotelrechnungen und den Pflichten eines Portiers bestehe. Er kämpfte gegen einen inneren Zorn, der oft ganz plötzlich über ihn kam, seine Augen sprühten Funken und die Rechte zog heftig an seinem weißen Schnurrbart. Beeinflußt von solchen Gefühlen, hätte er sicher eine abschlägige Antwort gegeben, wenn nicht plötzlich das am Ofen sitzende Kind sich erhoben und durch dies Geräusch die Aufmerksamkeit des Großvaters auf sich gelenkt hätte. Er blickte auf das zarte blasse Kinderantlitz und antwortete beruhigt: „Ja, das versteht sich von selbst."

Fröhlich gestimmt durch diese Zusage, versprach Leon Igorowitsch Rosenblatt recht oft herzukommen und nachzusehen, ob die Summen richtig stimmten, empfahl wiederholt den größten Eifer und verabschiedete sich, nachdem er noch erzählt, daß sein Oheim ihm der Hochzeit halber zwei Tage Urlaub ertheilt habe.

Otozki, mit einer großen Brille bewaffnet, setzte sich an den alten Schreibtisch und vertiefte sich in die langen Zahlenreihen der ihm anvertrauten Bücher; er that es mit Fleiß und Genauigkeit, da er ganz sicher voraussetzte, daß diese neue Thätigkeit von nun an zu seinen Dienstpflichten gezählt würde. Die Beleuchtung des kleinen Raumes war sehr mangelhaft, sie wurde von den blassen Lichtstrahlen die durch die große Glasscheibe aus der Halle drangen und von der winzigen röthlich-gelben Gasflamme, die sich über dem Schreibtisch befand, gebildet; trotzdem zeichnete sich das charakteristische Haupt des Portiers kräftig in diesem schattenhaften Licht. Er schien mit Schwierigkeiten zu kämpfen, ließ sich aber nicht entmuthigen, sondern rechnete immer weiter und warf von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick dem Kinde zu, das noch immer in seiner Ofenecke kauerte. Nach zweistündiger anstrengender Arbeit blickte er auf seine Uhr und überzeugte sich, daß in kurzer Zeit der zunächst fällige Eisenbahnzug eintreffen würde. Otozki erhob

sich, wendete sich mit heiterem, fast glücklichem Gesicht dem Ofen zu und rief mit heller, fast jubelnder Stimme und weit ausgebreiteten Armen:

„Vögelchen, mein süßes, trautes Vögelchen, komm!"

Das kleine Mädchen schien sich von der glühenden Hitze ihres Lieblingswinkels schwer zu trennen, sie kam langsam und ernst auf den Großvater zu, nicht im Fluge, ohne jedes freudige Zwitschern; er hob sie aber in die Höhe und schwang sie in seinen Armen hin und her, wie es oft Wärterinnen mit den ganz Kleinen thun, dabei berührte zufälligerweise seine Hand ihre kalten Füßchen, die so ungenügend vor Frost geschützt waren, daß sogar die große Gluth, die der eiserne Ofen ausströmte, nicht im Stande war sie zu erwärmen.

„Allmächtiger Schöpfer, was hast Du für leichtes Schuhwerk!" rief er entrüstet, „und ich einfältiger Greis habe dies so lange Zeit hindurch nicht beachtet."

Er besann sich einen Augenblick, empfahl Lusia, sich ruhig zu verhalten, setzte seine Livreemütze auf und stürzte hastig zur Stadt. Sofort kehrte er zurück, brachte warme Strümpfe und Schuhe mit, kniete vor dem Mädchen nieder und legte ihr die eben besorgte Fußbekleidung an. Diese Beschäftigung schien aber fast noch mehr Schwierigkeiten zu bieten, als die Regulirung der verschiedenen Contos des Gasthofs „Aller Welttheile". Mit offenem Munde, lauten Athemzügen mühte er sich so sehr, daß große Schweißtropfen auf seine Stirn traten — aber trotzdem brachte er es zu Stande und küßte nach vollbrachter Arbeit zärtlich, beinahe leidenschaftlich die kleinen Füße. Er vergötterte das Kind. Sie sah lächelnd herab auf die schwerfälligen Bewegungen, mit denen der Großvater sich an ihren Füßchen zu schaffen machte; dann, als er sich aus der peinlichen knieenden Stellung aufrichtete, umarmte und küßte sie ihn lang und herzlich. Den Ausdruck strahlenden Glückes, der bei dieser Liebkosung sich über das Antlitz des alten Mannes ergoß — kann kein menschliches Wort beschreiben.

Ankommende Gäste unterbrachen diese große Freude; der Portier schien auf Flügeln zu eilen, war so freundlich und zuvorkommend wie noch nie und so beredt, daß es den Anschein hatte, als ob er sein Leben lang nichts anderes gethan, als Reisenden Hotelnummern anweisen und mit großem Schwunge anempfehlen.

Oft auch, meistens in den Abendstunden, wenn die große Halle des Hotels von unzähligen Gasflammen erleuchtet war und unter der Auffahrt sich immer seltener Menschenschritte hören ließen, saß Otozki an seinem Schreibtisch und las, Lusia auf dem Schooß haltend, aus einem abgerissenen alten Buche, welches er sonst immer vor Aller Augen sorgfältig verbarg. Die von der silberhellen Stimme des Kindes gelesenen Worte waren im Anfang stotternd und unsicher, wurden aber mit der Zeit immer fließender. Sie las in deutlicher pathetischer Weise die poesiereichen Strophen der „Histo-

Digitized by Google

riſchen Geſänge".*) Wenn in den oberen Stockwerken des Hotels dröhnender Lärm herrſchte, die Halle, in ein wahres Lichtmeer getaucht, ganz menſchenleer war, bis auf einen alten ſchlummernden Commiſſionär, dann erſcholl es hinter der Glaswand in glockenhellen Tönen:

„Er, der zuerſt einſt das Heil erkannte,
Zu dem er ſein Volk auch gläubig gelenkt,
Den Mieczyslaw den Alten man nannte,
Wird in die Gruft ſeiner Väter geſenkt."

So viel Laute dieſe Zeilen befaßen ſo viele heiße Küſſe drückte der alte Portier auf die Stirn und die Wangen ſeiner Enkelin; ſie las, ſprach ſogar vielleicht, immer lauter mit hocherhobenen Augen, die, von der Gasflamme beleuchtet, wunderbar funkelten. Nur eine Bretterwand trennte die Portierloge von dem prachtvollen großen Saal des Hotels; ſehr oft drangen durch dieſe dünne Scheidewand gemeinſchallendes Gelächter, Gläſergeklirr und mit heiſerer Stimme vorgetragene unanſtändige Lieder in den kleinen Raum. Otozki fühlte lebhaft die gemeine Ungehörigkeit dieſer Nähe und wiederum erglänzte in ſeinen Blicken ein heftiger innerer Zorn. Das kleine Mädchen mit dem flachsblonden Haar und träumeriſchem Blick ließ ſich durch dieſen Lärm nicht ſtören, ſondern las weiter:

„An den Ufern des brauſenden Dniepr,
Wo auf Cecoras blutiger Flur
Zolkiewski erlag dem grauſamen Loos,
Ritt Sieniawski tapfer und traurig
In ſtrahlender Rüſtung auf ſchneeigem Roß!"

Die Melodie dieſer Worte hatte die Macht, Otozki über alle Bitterkeiten ſeines Lebens hinwegzuheben, er blickte Luſia ſanft und lächelnd an und bat mit dringender Stimme:

„Singe, mein ſüßes Vögelchen, juble, meine kleine Lerche, ſchwinge Dich hoch, immer höher hinauf, aber nimm mich mit auf Deinen Zauberflügeln."

Die Lerche war willig, erfüllte ſeine Wünſche, da ihr ſelber dies auch ſchon zum Lebensbedürfniß geworden.

„Schon ſind die Blüthen des Maies entfaltet,
Hell glänzet der Mond in ruhiger Pracht
Auf den blitzenden Helm, auf die Silberflügel
Des Helden, der ſeufzend ſein Leid klagt der Nacht."

Wenn in den anſtoßenden prunkvollen Räumen der Lärm und die Luſt am tollſten wütheten, das Gelächter am widerlichſten ſchallte, das Geräuſch von zerbrochenen Gläſern ſich zu dem wüſten Geſchrei der Spieler geſellte, dann wurden die Töne dieſer ſchwachen Kinderſtimme, von einem gewiſſen Pathos gehoben, immer lauter und ſchallten melodiſch durch das kleine Zimmer:

„Ihr Ebenen von Cecora und ihr ſtummen Wälder,
In euern Wipfeln bergt ihr unſere Trauer."

*) Von Julian Urſyn Niemzewitſch.

Einmal als Otozki nach einem in ſolcher Weiſe verbrachten Abend ſeine Enkelin in die Wohnung der Byſzczynski zurückbegleitete, rief ſie plötzlich, als ſie aus den geräuſchvollen Straßen auf einen menſchenleeren, in tiefe Stille verſenkten Platz traten:

„Großpapa! Siehſt Du es?“

Sie blieb gleichzeitig ſtehen und wies mit der Hand auf eine lichte Stelle des Firmaments, wo weiße ätheriſche Wolken geſpenſterhaft an der Mondſcheibe vorüberzogen. Sich zu dem Kinde niederbeugend fragte Otozki:

„Was ſiehſt Du denn ſo Merkwürdiges am Himmel?“

„Den Ritter, ſiehſt Du ihn nicht, lieber Großvater? er iſt ſo deutlich zu ſchauen mit ſeinen Silberflügeln und ſtrahlenden Helm!“

Sie vertiefte ſich in den Anblick dieſer Erſcheinung und ſprach in flüſternden Tönen:

„Ritt Sieniawski tapfer und traurig.
In ſtrahlender Rüſtung auf ſchneeigem Roß.“

Jahrelang ſuchten in hellen Mondſcheinnächten ihre ſinnigen tief erglühenden Augen den Ritter, deſſen Flügel ſilbergrauer Nebel, deſſen ſchneeiges Roß eine leuchtende Wolke und deſſen ſtrahlender Helm der fahle Schein des Mondlichtes war. Sie ſchien dieſe Erſcheinung, die mit ſo zauberhaften, hochpoetiſchen Zügen ſich in ihre Seele eingeprägt hatte, ſchwärmeriſch zu lieben, wenigſtens zeugte dafür ein ſehr häufiges Wiederholen jener Verſe, die ſie mit ganz paſſenden Bewegungen begleitete.

Von der Halle her, kam ſie galoppirend in die Portierloge, „auf ſchneeigem Roß“ — ihre Schultern hoben und ſenkten ſich gleich Flügelſchlag, ihre Augen blickten hoch empor bis zur Zimmerdecke, die ihr zur ſtillſcheinenden Mondſcheibe wurde. So ſchwebte ſie dem eiſernen Ofen zu, bückte ſich, nahm ein Stück Kohle auf, das ihre Händchen völlig ſchwärzte, betrachtete es von allen Seiten und rief entzückt:

„Dies iſt der Helm!“

Sie vertiefte ſich in dieſen Anblick ſo lange, bis ſie beglückt, in dem theueren Stein das Wappen des Helden und verroſtete Blutſpuren zu ſehen wähnte. Begeiſtert wendete ſie ſich dann ganz dem Stübchen zu und ſprach pathetiſch, die Wände und Stühle, die kaum ſichtbaren Säulen der Halle, ſogar die in der Luft ſchwebenden Gasflammen zu Zeugen ihrer tiefen Trauer anrufend:

„Ihr Ebenen von Cecora und ihr ſtummen Wälder,
In eueren Wipfeln bergt ihr unſere Trauer.“

Bei dem letzten verhallenden Ton der ſchönen Verſe blickte ihr Auge immer thränenſchwer. Einmal als ſie noch träumeriſcher und tiefer in Gedanken verſunken als gewöhnlich an der Seite ihres Großvaters ſaß und müßig ihre beiden Händchen tief in ihre Kleiderärmel verbarg, ſah er von den Rechnungen, an denen er mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit arbeitete, zu ſeiner Enkelin hin, ſein Blick blieb lange und prüfend an ihr hängen, dann erhob

er ſich und ging hinaus. Bald kehrte er zurück und brachte eine große, ſchöne geputzte Puppe mit:

„Luſia, hier haſt Du eine Puppe, ſpiele mit ihr, wenn ich beſchäftigt oder abweſend bin, Du wirſt dann nicht ſo einſam ſein.“

Mit lauter jubelnder Freude griff das Kind nach dem hübſchen Spielzeug; es dauerte aber gar nicht lange, bis ſie wieder in tiefes Sinnen verſank, ihre üppigen blonden Zöpfe aufzulöſen begann, und die Puppe in ihr eigenes Mäntelchen hüllend, ſie mit traurigem Mienenſpiel zärtlich in ihren Armen wiegte. Otozki, der in dieſem Augenblicke eine lange Addition beendigt hatte, blickte auf das Kind und fragte lachend:

„Was ſoll das eigentlich vorſtellen? Warum haſt Du Dein Haar aufgelöſt und ſiehſt Deine Puppe mit ſo wehmüthigen Blicken an?“

Ohne nur das mindeſte in ihrem Geſichtsausdruck oder in ihrer maleriſchen Stellung zu verändern, antwortete ſie mit den Worten des herrlichen Geſanges:

„Einſam ſaß dort und verlaſſen
Helena, die Königin;
An den ſchmerzbewegten Buſen
Drückte ſie mit treuem Sinn
Still das Kind, das man zum Preiſe
Nennen wird Leſzek der Weiße.“

Der Alte lachte laut und herzlich und ſagte:

„Du biſt alſo die vom Hofſtaate verlaſſene Königin Helena? Dein aufgelöſtes Haar ſoll wohl ihr verſtörtes Ausſehen bedeuten, und die Puppe iſt zur Würde des königlichen Kindes erhoben.“

Gleichzeitig mit ſeinen letzten Worten erſcholl die Stimme des Leon Igorowitſch Roſenblatt:

„Otozki, wo ſtecken Sie denn. Sind Sie plötzlich taub geworden? Otozki, führen Sie dieſe Herrſchaft auf Nr. 48!“

Haſtig ergriff er einen von den Schlüſſeln, die in langen Reihen an einer ſchwarzen Holztafel hingen, und eilte die Treppe hinauf, den voranſchreitenden Gäſten nach.

Als er nach kurzer Abweſenheit zurückkam, ſaß Luſia am Fenſter und beobachtete die Vorübergehenden. Die Puppe lag weit weggeſchleudert auf der Diele.

„Was iſt geſchehen?“ fragte er beunruhigt, — „warum ſpielſt Du nicht mit Deiner Puppe?“

„Ich mag ſie nicht,“ erwiderte das Kind, „ſie iſt ja nicht lebendig.“

Dies eigenthümliche Kinderherz gefiel ſich nur in der Atmoſphäre großer Empfindungen; ſchweres Ringen, tragiſcher Schmerz, große Energie zogen ſie mächtig an.

Gleichgiltig ging ſie an vielen ſchönen Bildſäulen die das Hotel zierten vorbei, nur die eines Blickes würdigend, die in energiſch ausgeſtreckten Armen Dolche zückten, oder auch ſolche, deren Züge wilder Schmerz

verzerrte, oder auf deren schön gemeißelten Lippen ein flehender Hilferuf zu schweben schien. Die beflügelten Liebesgötter, sowie die reizenden vollwangigen Kinder, die als Allegorie des Frühlings große Blumenkörbe in ihren Händen haltend, jedem zulächelten, blickte sie nur selten an und dann auch nur mit großer Verachtung. „Lachet doch nicht ewig, verberget doch ein wenig diese alten bestaubten Blumen, ihr seht wirklich zu einfältig aus," sprach es aus ihren Augen.

Im Laufe von einigen Jahren hatten Großvater und Enkelin die historischen Gesänge auswendig gelernt und auch ein anderes Buch, das sich im Besitze des Portiers befand, die Psalmen, unzählige Male durchgelesen. Es war rührend zu sehen, wie die Kleine, ihr blondes Köpfchen an die Brust des Großvaters lehnend, auf seinem Schooße saß und ihn mit beiden Händchen umschlang, während ihr feingezeichnetes Mündchen traurige Worte sprach:

„Wie Rauch sind meine Tage hingeflogen
Verschmachtet und verbrannt ist mein Gebein,
Ich berge mich am Rande trüber Wogen,
Dem Pelikan gleich in dem düsteren Hain,
Und wie ein Uhu in den Wüstenei'n.

Als sie auch schon alle Psalmen frei aus dem Gedächtniß hersagen konnte, begann Otozki ihr Schreibunterricht zu ertheilen. Sie war schon fast zehn Jahre alt und las und schrieb ganz fließend, als zufälliger Weise ein Arzt, der bei dem Portier nach Jemandem fragen wollte, in den halbdunklen Raum trat und das am Schreibtisch sitzende Kind erblickte, das sich mit dem Abschreiben eines Psalms beschäftigte. Er sah sie mit einem prüfenden Blick an und bemerkte, sich zum Alten wendend:

„Dies ist wohl Ihre Tochter oder auch Ihre Enkelin? Es ist sehr unrecht von Ihnen zuzugeben, daß das Kind sich in diesem Stübchen aufhält, die Folgen davon, daß sie hier arbeitet, können nur schädlich sein. Die Luft ist sehr dick und die Vermischung des Tageslichts mit dem künstlichen, den Augen sehr unvortheilhaft. Ein längeres Verbleiben in diesem Raume, noch mehr aber die Ausführung schriftlicher Aufgaben, könnte ihrer Gesundheit und ihrem Augenlicht sehr gefährlich werden." Darauf entfernte er sich.

(Schluß folgt.)

Eine neue plattdeutſche Bibelausgabe.

(Die Bugenhagen'ſche Bibelüberſetzung in neuer Bearbeitung.)*)

Von

Klaus Groth.

— Kiel. —

Jeder Freund des Plattdeutſchen wird dieſes ſchöne und kühne Unternehmen mit Freuden begrüßen und ihm von ganzem Herzen guten Fortgang und endliche Vollendung wünſchen.

Kein Buch, keine Schrift iſt im Stande mehr die Würde des Plattdeutſchen thatſächlich aufzuweiſen, „die Ehre der plattdeutſchen Mundart zu retten", als die plattdeutſche Bibel. Die verſchiedenen plattdeutſchen Bibelüberſetzungen und Drucke ſind ſchon ſeit lange ſo gänzlich verſchwunden, daß Generationen plattdeutſch Denkender und Sprechender nicht einmal eine Ahnung von ihrer Exiſtenz gehabt, und höchſt ſelten ein Einzelner einen Blick in die Bugenhagenſche oder Kölniſche plattdeutſche Bibel gethan hat. Wenn das kühn begonnene Werk glücklich zu Ende geführt, wenn die heilige Schrift in plattdeutſcher Sprache wieder Jedermann leicht zugängig werden ſollte, ſo wird Mancher von dem leichtſinnigen Vorurtheil geheilt werden, als ſei das Plattdeutſche unfähig, das Höchſte in treffender Form zu geben, und wieder lernen, daß es vor ſeiner Unterdrückung längſt dazu gebraucht worden iſt. Sollten, wie ich hoffe, die nächſten Hefte ſchon die Pſalmen bringen, ſo kann der Plattdeutſche freudig erſtaunen über die Macht und Pracht ſeiner lange vernachläßigten Moderſprak, die dort an Pathos und Wohlklang das Schriftdeutſch hinter ſich läßt.

Das Unternehmen iſt ein ſehr kühnes, ohne bedeutende Geldopfer erreicht es weder Zweck noch Ziel. Der Herausgeber hat ſich nicht genannt, ich weiß nicht, über welche Mittel er oder der Verleger zu gebieten hat. Die umfangreiche, zeitraubende geiſtige Arbeit, welche die Umformung der alten Bugenhagen'ſchen Ueberſetzung in ein gegenwärtig lesbares Plattdeutſch fordert, verrichtet der Herausgeber ohne Zweifel in idealer Begeiſterung, ohne an Lohn zu denken, aber die Koſten der Herſtellung für Satz, Druck und Papier ſind, wie jeder Schriftſteller erfährt, gar bedeutend,

*) Dat heilige Evangelium na de plattdütſche O'verſettung vun Dr. Johann Bugenhagen. Kropp (Schleswig) 1884. Verlag vun de Bokhandlung „Eben-Ezer".

und wenn das Werk seinen Zweck erreichen soll: von Vielen auch der geistig Armen gelesen zu werden, so muß man es ihnen schenken, ja aufdrängen, und kann nicht darauf hoffen, durch lohnenden Absatz gedeckt zu werden. Die plattdeutsche Bibel müßte durch Colporteurs vertrieben werden, darf dann aber nicht viel mehr kosten als die hochdeutsche, die man wenigstens zu dreiviertel geschenkt bekommt. Sie dürfte in Schul- und Volksbibliotheken nicht fehlen, sie müßte in den Herbergen zur Heimat in plattdeutschen Landen ausliegen, und dort fast oder ganz geschenkt werden, ebenso in den Schifferhäusern und den Wirthschaften für Auswanderer. Welch' ein Schatz wäre sie für manchen Mann auf einsamer See, oder für einen in der Einsamkeit des Hinterlandes in der Fremde! In Amerika ist das Leben noch so jung und frisch, daß man eine Sprache gebraucht, wie jedes andere Instrument, wozu es geeignet ist, also die Sprache zum gegenseitigen Verständniß. Es ist gar nicht unmöglich, daß in den Hauptcentren des Plattdeutschthums in Iowa, Wisconsin, Illinois Prediger auf den Gedanken kommen können, die plattdeutsche Sprache für ihre Vorträge zu wählen, wenn erst die plattdeutsche Bibel dort Verbreitung gefunden; daß sie eindringlicher wäre, ist mir nicht zweifelhaft. Aber es gehören wieder Geldmittel dazu. Man müßte eine recht große Anzahl von Exemplaren umsonst oder für einen sehr geringen Preis an den geeigneten Stellen vertheilen und, damit es zweckmäßig geschieht, geeignete Leute dazu aufsuchen. Die Letzteren könnten vielleicht die plattdeutschen Zeitungen auffinden und Geld gäbe vielleicht der allgemeine deutsche Schulverein etwas her. Oder sollte nicht der einflußreiche englische Bibelverein für Beides sich in's Mittel legen?

Im plattdeutschen alten Mutterlande sind wir durch Sitte und Unsitte, Gebräuche und Vorurtheile so eingeengt, so ängstlich vorsichtig gemacht, nicht aus gewohnten Bahnen zu weichen, seien sie noch so irrig, daß kaum ein Prediger in seiner plattdeutschen Gemeine es wagen würde, frisch und fröhlich zu seinen Zuhörern plattdeutsch zu reden, mit denen er nachher beim Kaffe plattdeutsch spricht, weil sie ihn dann besser verstehen. Zum Beweise dafür und als Curiosum theile ich nachstehend den Brief eines holsteinischen Predigers an mich aus dem Jahre 1875 mit. Ich bemerke noch zum besseren Verständniß des Briefes, daß ich damals für einen Wiederabdruck der Bugenhagenschen plattdeutschen Bibelübersetzung agitirte. Also unser Pastor schreibt:

„Sehr geehrter Herr Professor! Ihr Aufsatz im „Neuen Kalender" hat einen alten Lieblingsgedanken bei mir wach gerufen: plattdeutsche Predigten und Bibelstunden zu halten, natürlich nur neben dem öffentlichen Gottesdienst. Obgleich ich nun schon eine Reihe von Jahren angestellt bin in einer Gemeinde, deren Glieder zu einem Dritttheil eine hochdeutsche Predigt nicht fassen können, habe ich diesen Gedanken noch nicht ausgeführt, da ich vor der Schwierigkeit zurückschreckte, den rechten Ton und Ausdruck zu finden. Ich glaube aber, daß Sie recht haben, wenn sie sagen, daß wir durch die ausschließlich hochdeutsche Predigt (viel) verloren haben, und ich hoffe, daß das Studium der plattdeutschen Bibel mir helfen wird, die angedeutete Schwierigkeit zu überwinden. Aber auf den neuen Abdruck möchte ich nicht warten . . ."

Also den öffentlichen Gottesdienst in einer Sprache zu halten, die alle seine Zuhörer verstanden hätten, wie es doch ganz natürlich, denn gepredigt wird, damit die Zuhörer verstehen und lernen, dies zu wagen kam dem Herrn Pastor, wie all seinen Collegen auf dem plattdeutschen Lande nicht einmal in den Sinn. Eine Bugenhagensche Bibel habe ich ihm durch Hilfe des plattdeutschen Vereins in Hamburg verschafft: daß er gewagt, plattdeutsche Predigten und Bibelstunden zu halten, nur neben dem officiellen Gottesdienste, bezweifle ich, da ich sonst in den zehn Jahren seither gewiß davon vernommen hätte.

Nur ein Prediger in plattdeutschen Landen, der bekannte einflußreiche Pastor Klaus Harms in Hermannsburg, hielt wie die Schrift: „Erbauliches und Beschauliches in hoch- und plattdeutscher Sprache. Halle 1860" mittheilt, nach Schluß des

Gottesdienstes noch eine plattdeutsche Predigt auf der Diele im Pfarrhause unter großem Zudrange. Als ich dieses im Neuen Kalender für das evangelisch-lutherische Volk 1875, herausgegeben von zwei Pastoren, berichtete und dir Erfolge des Pastor Harms dem Gebrauch der plattdeutschen Sprache zuschrieb, sah sich die Redaction gemüßigt, in riner Anmerkung zu erklären: „Das läßt sich nicht so bestimmt sagen, weil es der heilige Geist ist, der die Seelen erfaßt." So sagten freilich die katholischen Priester auch, als sie zur Gemeine lateinisch redeten und beteten.

Unser berühmter holsteinischer Pastor Klaus Harms, ein Mann hervorgegangen recht mitten aus dem plattdeutschen Landvolke Ditmarschens, hat zwar eine plattdeutsche Geschichte des Märtyrers (Blottügen) Hinrich van Zütphen geschrieben im vollen Bewußtsein, daß seine Landsleute sie so besser verständen, aber, selbst so lange er in einem Ditmarscher Dorfe Prediger war, im Dienste Gottes nur hochdeutsch gesprochen, sik an den Gott holn, de blot hochdütsch sprickt, wie unser Herausgeber in seinem Vorworte treffend sagt. Man sollte es kaum glauben. In seinem „Gnomon" hält er der plattdeutschen Sprachr eine Lobredr, aus der er in seinem Vor- und Fürwort zu meinem Quickborn die Worte wiederholt: „Wir halten die hochdeutsche Sprache nicht auf, sie hat sich, die Haupt- und Hrldensprache, wie sie von Jemand genannt ist, gar zu sehr festgesetzt. Ein Haupt- und Heldenbuch in plattdeutscher Sprache möchte vielleicht etwas ausrichten wider ihre Verbreitung. Aber ein solches Buch schreibe einer!"

Sollte Klaus Harms nie eine plattdeutsche Bibel gesehen, nie bemerkt haben, daß das Haupt- und Heldenbuch längst gedruckt vorlag? — nicht wider die Verbreitung des Hochdeutschen, das ist wiederum ein Vorurtheil, sondern um gebraucht zu werden da, wo man Hochdeutsch nicht versteht. Die Kirche ist doch wahrlich nicht dazu da, um hochdeutschen Sprachunterricht zu geben, sondern durch verständliche Rede zu erbauen; für's Erstere mag die Schule sorgen.

Zum ersten Malr spricht sich in drr plattdeutschen Christenheit srit Jahrhunderten ein Pastor, wir ich vermuthe, der Herausgebrr drr neuen Bibelübersetzung, in dem vortrefflich geschrirbenen Vorworte so klar und entschridend aus, daß man erstaunt, wie solche Wahrheit so lange hat verborgen blriben können. Ich übrrsetzr rs hier in's Schriftdeutschr:

„Vielr plattdrutsche Lrute haben blos ein hochdeutsches Christenthum, und halten sich den Gast, der blos hochdeutsch zu ihnen spricht und zu dem sie nur hochdeutsch sprechrn können, so weit vom Leibe, wie das Plattdeutsche vom Hochdeutschrn entfernt ist. Daher giebt es so viele Christen, die nur ein Sonntags-Christenthum kennen. Gott bewahre uns davor in Gnaden und helfe, daß das Christenthum den Hausrock (wieder) bei uns anzirht und für Plattdeutsche auch plattdrutsch werde. Dazu möchte diese platldeutsche Bibel helfen."

Dann frtzt er hinzu: „Wer aber kein Plattdeutsch mag, der bedenke, daß einst in unserm Lande in der Kirchr plattdeutsch gepredigt, gesungen und gebetet worden, daß wir eine plattdeutsche Bibel, ein plattdeutsches Gesangbuch, einrn plattdrutschen Katechismus hatten, und dir schlechtrstrn Zeiten waren es gerade nicht."

Der Leser aber fragt erstaunt: Warum hat man sich das Alles nehmen lassen, wenn es vorhanden und wenn es gut war?

Ueber diese Frage habe ich mich zur Zeit meiner — allerdings vergeblichen — Bemühungen, einen Wiederabdeuck der plattdeutschrn Bibel herstellig zu machen, verschiedentlich ausgelassen. Es ist mehr als sonderbar, es ist kaum begreiflich, wie ein unabhängiger Volksstamm, wie die Schleswig-Holsteiner, sich freiwillig — um den Ausdruck unseres Herausgrbers zu gebrauchen — vom plattdrutschen Christenthum zum hochdeutschen bekehrt haben. Heimische Kirchengeschichten, so weit ich sie kenne, geben darüber keinen Aufschluß. Faßbar und begreiflich ist es, wenn nach der grausamen Ermordung des holländischen Reformpredigers Heinrich Möller aus Zütphen durch Meldorfer katholische Mönche und von ihnen aufgestachelte fanatische Volkshaufen 1524

in Heide das ganze Land Ditmarſchen nach Beſchluß ſeiner Vertreter plötzlich zum reformirten Religionsbekenntniß übertrat. Aber von keinem Gemeindevorſtande, keiner Landesverſammlung iſt doch oder konnte doch beſchloſſen werden, daß, nachdem am heutigen Sonntag noch der Prediger plattdeutſch von der Kanzel ſprach, die Gemeine plattdeutſch ſang, dies am nächſten Sonntage in hochdeutſcher Sprache geſchehen und verſtanden werden ſollte. Und wie wäre etwa ein allmählicher Uebergang denkbar? Thatſache iſt dieſer Uebergang, und zwar in ſehr kurzer Zeit und nicht blos in Schleswig-Holſtein, ſondern in dem ganzen plattdeutſchen Küſtenſtrich von der Grenze Hollands bis nach Danzig und Königsberg, einem Strich Landes mit 10 Millionen Plattdeutſchen.

Und nicht blos die plattdeutſche Sprache iſt ſeitdem aus dem Gottesdienſte verſchwunden, ſondern mit ihr auch die kaum im Ueberfluß vorhandenen plattdeutſchen Bibeln, Geſangbücher und Katechismen verſchwanden vom Erdboden ſo radical, daß nur noch ganz einzelne Exemplare in Bibliotheken und bei Liebhabern aufzufinden ſind.

Um bei der Bibel ſtehen zu bleiben, ſo bedenke man, daß es außer der Bugenhagen'ſchen plattdeutſchen Bibelüberſetzung, die faſt ausſchließlich bei uns gebraucht wurde, vielleicht nach dreißig zum Theil gar berühmte, wie die Kölniſche vom Jahre 1480, die Lübecker von 1492, die Halberſtädter von 1522 gab. Von manchen exiſtirten verſchiedene Ausgaben nach Format und Ausſtattung, mit und ohne Bilder. Die berühmte Kölniſche Bibel iſt ſogar in zwei verſchiedenen plattdeutſchen Mundarten gedruckt. Der Hauptpaſtor Goetze in Hamburg, der bekannte Gegner Leſſings in dem berühmten theologiſchen Streite, beſaß eine ganze Sammlung plattdeutſcher Bibelausgaben, und es iſt eine bekannte Sache, daß der Streit zwiſchen den beiden Gegnern dadurch entſtand oder wenigſtens gleich anfänglich verſchärft wurde, weil Leſſing, damals Bibliothekar in Wolfenbüttel, das noch jetzt eine ganze Bibliothek plattdeutſcher Werke beſitzt, dem Paſtor Goetze deſſen Anfrage noch einer beſonderen Bibelausgabe nicht beantwortet hatte — Goetze ſetzte voraus, aus hochmüthiger Läſſigkeit, in der That geſchah es, weil Leſſing vom Unglück geſchlagen war Frau und Kind verloren hatte.

Es iſt nicht übertrieben, wenn wir behaupten, daß es plattdeutſche Bibeln zu vielen Tauſenden gab. Von je Tauſend ſind gewiß 999 verſchwunden. Wo ſind ſie geblieben?

Viele dieſer Bibeln waren gedruckt mit großen Lettern, im größten Format, Quart oder Folio, auf unvergänglichem Papier, gebunden wie für die Ewigkeit. Wohl jede Kirche beſaß ein Exemplar davon. Reiche Leute ſetzten eine Ehre darein, ein Prachtexemplar mit metallenen, ſilbernen Ecken und Schließklammern an ihre heimiſche Kirche zu ſchenken und in der Widmung Gebrauch und ſichere Aufbewahrung zu beſtimmen. Ein Beſitzer eines Exemplars der Bugenhagen'ſchen Bibel, das er mir zum Ankauf anbot, beſchreibt es mir folgendermaßen: Es iſt ſchön in gepreßtem Leder gebunden, mit Meſſingbeſchlägen und Randverzierungen. Es ſteht darin mit Dinte geſchrieben: Diſſe Bibel heſft de gattſelige und veltugendſame Anna Jachims der Kerken ta Huſum gegeven, dat ſe alle Sonndage, wann Meſſe gehalden un dat hochwerdige Sacrament geriket ward, apt Altar geleggt, un darna wohl verwaret werde. Gade (Gott) to Ehren, gattſeligen ſeamen Chriſten tom guden Exempel. Anno dei 1592.

Mein Correſpondent ſetzt hinzu: Dieſe Bibel ſei erſt in den fünfziger Jahren von der Huſumer Kirche (?) verkauft, und fragt mich mit gerechtem Erſtaunen, wie die Huſumer Kirche ein ſolches Geſchenk habe verkaufen können. — Die Antwort iſt: gar nicht, wenn's mit rechten Dingen zugeht. — Doch davon ſpreche ich nach. — Und die gar nicht mehr vorhanden — wie konnten ſolche monumentale Werke untergehen? Durch Wurmfraß, Schimmel, Motten und Roſt? Unmöglich! Man muß unwillkürlich an abſichtliche Vernichtung, an Beil und Feuer, an Zerreißen und Ver-

brennen, an irgend eine fanatiſche Vernichtungswuth denken, wie einſt bei den Bilderſtürmern, nur hier heimlich und im Verborgenen, denn Vernachläßigung reicht nicht aus, dazu iſt die Zeit zu kurz, wo ſie noch zu Tauſenden vorhanden waren.

Außer den plattdeutſchen Bibeln ſind aber faſt noch gründlicher auch die plattdeutſchen Geſangbücher, Katechismen, Andachtsbücher, Breviarien zu Grunde gegangen. Wo iſt wohl noch ein Exemplar des kleinen Katechismus Lutheri Plattdeutſch vorhanden, der doch ſogar früher im Druck erſchienen iſt, als der hochdeutſche? Er iſt faſt ſo gründlich zerſtört wie die einſt berühmte Deutſch-Theologie durch die Mönche.

Man ſtelle ſich einmal die Lage eines plattdeutſchen Volksſtammes, ſagen wir beiſpielsweiſe der Schleswig-Holſteiner, vor etwa 200 Jahren vor. Er war noch nicht lange zur Reformation übergetreten, man hatte ihm die Bibel und die Reformationsſchriften in ſeiner heimiſchen Sprache zugänglich gemacht. Er hatte den Schatz erkannt und mit Begier, mit tief innerlichem Bedürfniß ergriffen. Er hatte Mühe und Ausgaben nicht geſcheut „Gade to Ehren, gottſeligen Chriſten tum guden Exempel", gar manches Exemplar der „heiligen Schrift" an Kirchen und Paſtoren geſchenkt oder ſich ſelbſt zur Hausandacht angeſchafft! —

Iſt es denkbar, daß dieſe ſelben Leute, daß ihre Kinder oder Enkel Hand an ihre Heiligthümer gelegt, daß ſie dieſe ſelben Monumente ihres Glaubens nicht nur in die Rumpelkammer geworfen, nein mit Feuer und Beil vernichtet hätten, aus denen allein ſie Troſt und Erbauung ſchöpfen konnten, da ſie eine andere Sprache, ſagen wir Hochdeutſch oder Latein (von dem ſie eben erſt mit dem Katholicismus befreit worden waren) abſolut nicht verſtanden, nicht zum zehnten Theil ſo gut wie jene Oſtholſteiniſche Gemeine, von der mir ihr Prediger ſchrieb, jetzt nach 200 Jahren?

Nein — die Kirche hat ſie verfolgt und vernichtet, wie ſie ſie eben vorher geſchaffen, vernichtet, oder zuletzt, wie jene von Huſum, da ſie rar geworden — verkauft. Ich würde, für meine Perſon, doch nicht wagen dieſen Ausſpruch zu thun, obgleich er ſich der Ueberzeugung aufdrängt, aber ſchon vor mir hat ihn ein gelehrter Sprachforſcher des Plattdeutſchen, hat ihn Dr. Karl Scheller in einem Buche ausgeſprochen, das 1826 in Braunſchweig erſchienen iſt. Er ſagt: Die vorhandenen plattdeutſchen Schriften wurden in den Winkel geworfen oder ganz vertilgt, weil man ſie für ſchädlich hielt, ſo daß im Volk faſt Alles verſchwunden iſt, was Altſächſiſch heißt. Was noch da iſt, hat meiſtens in Archiven oder Kloſterbibliotheken geſteckt, und man ſieht es ſogar manchem Buch an, daß es — confiſcirt geweſen iſt! Scheller behauptet, daß man bewußt auf die Ausrottung der plattdeutſchen Sprache ausgegangen iſt, daß dazu beſonders die Gelehrten, vor Allem die Prediger beigetragen haben. Sie unterrichteten das Volk in einer Sprache (nämlich Hochdeutſch), die das Volk nicht verſtand und noch heute nicht völlig verſteht. Sie ſelbſt verſtanden meiſtens nicht die Sprache, die das Volk ſpricht (nämlich Plattdeutſch), verachteten, ja haßten dieſelbe, wie die Schriften, die in ihr geſchrieben waren. Denn die proteſtantiſchen Predigerſtellen wurden eine Reihe von Jahren hindurch meiſtens von Wittenberg aus beſetzt durch Leute, die das Plattdeutſch nicht einmal lernen konnten, ſo meint Scheller, „die plattdeutſche Sprache war ihnen zu ungeheuer, zu reich, zu ſehr abweichend von oberländiſchen Formen und zu unnachahmlich für ihre verdorbenen Sprachorgane."

So ſpricht allerdings ein Enthuſiaſt für ſeine Mutterſprache und man mag darum meinetwegen den letzten Satz ſtreichen. Doch kommt man mit Scheller in der Hauptſache, der Vernichtung der plattdeutſchen kirchlichen Schriften, unwiderſtehlich in der Ueberzeugung überein, daß ſie der Kirche ſelber zuzuſchreiben iſt, wenn man ſeine Schrift aufmerkſam durchnimmt, um zu ſehen, auf welche Thatſachen er ſein Urtheil ſtützt. Man lernt nebenbei die erſtaunliche Thatſache, daß überhaupt mehr plattdeutſche Bücher gedruckt worden ſind, als der Raum einer anſtändigen Privatbibliothek zu

faſſen vermag und daß es eine gänzlich unbegründete Unwahrheit iſt, die landläufige Anſicht, als ſei das Plattdeutſche eine Sprache ohne Schrift und Druck, ohne Form und Zucht, ohne Grammatik und Regel. Sie iſt vielmehr in allen Zweigen der Literatur angewandt worden, bis man ſie eben vernachläßigte.

Schellers Buch nennt ſich: Bücherkunde der Saſſiſch-Niederdeutſchen Sprache, hauptſächlich nach den Schriftdenkmälern der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel. In dieſem Buche nun ſind auf 500 Octavſeiten mehr als 1800 plattdeutſche Bücher und Schriften beſchrieben und zum Theil beſprochen. Und Scheller glaubt mit Recht, daß ee nur noch einen Theil aller vorhandenen plattdeutſchen Schätze unter Händen gehabt habe und noch viele anderwärts verborgen ſeien.

Wie nun Scheller bei dieſen Studien zu ſeiner Anſicht von der Feindſchaft des Clerus gegen die plattdeutſche Sprache und damit der plattdeutſchen Bibel und Kirchenſchriften gekommen iſt, davon erlaube ich mir eine ſchlagende Probe mitzutheilen. S. 234, Jahr 1544, Nr. 929 der plattd. Schr. Titel: „Chriſtlike Kirkenordninge unde Geſänge. Vor arme ungeſchickte Parrherren.“ Dieſe Kirchenordnung war urſprünglich hochdeutſch erſchienen. Der Superintendent Coevinus ließ ſie plattdeutſch drucken mit der kategoriſchen Vorbemerkung: Nadem ſik dat meiſte Deel mank ju Parrhereen ſo lange beklaget, ſe kunnen ſik in der oberländiſchen Sprake (im Hochdeutſch) nicht wohl ſchicken: ſo denn nu kene Entſchuldigung, womit ji juwe Nalatigkeit länger ſmücken könnt!“ (D. h. Da ſich die meiſten unter Euch Pfarrern beklagen, daß ſie des Hochdeutſchen nicht wohl mächtig ſind, ſo giebt es nun keine Entſchuldigung, womit ihr Eure Nachläßigkeit länger entſchuldigen könnt.) Und dann droht er, die des Amtes zu entſetzen, die nun nicht willig und gehorſam ſich zeigten.

Alſo die Mehrzahl der Prediger in plattdeutſchen Landen, die einheimiſchen, verſtanden im Anfange der Reformation daſelbſt, Mitte des 16. Jahrhunderts, nicht ſo viel Hochdeutſch, um eine einfache Kirchenordnung ordentlich zu verſtehen und zu befolgen. Das Volk ſelbſt verſtand noch weniger oder gar nichts davon. Aber die Oberhirten kamen aus der ſächſiſchen Centralanſtalt für's Lutherthum und verlangten rückſichtsloſen Gehorſam. Sie bequemten ſich nur ſoweit der ihnen fremden verhaßten niederdeutſchen Sprache, um ihren Untergebenen ihre Befehle verſtändlich zu machen. Dann ging es, wie immer, an's Aufräumen, und das Verbrennen unliebſamer Schriften war ihnen ja noch aus den Autodafés der kaum überwundenen katholiſchen Zeit geläufig.

Scheller ſetzt dem mitgetheilten Vorworte bitter hinzu: „Das war doch etwas hart, Herr Superintendent, daß Geiſtliche in einer fremden Sprache (hochdeutſch) lehren ſollten, die weder ſie noch ihre Zuhörer verſtanden!“

Aber es iſt durchgeſetzt worden, wie Alles, was die Kirche von oben herab decretirt hat, unſere plattdeutſche Bibel und Kirchenſchriften ſind vernichtet, unſere Mutterſprache iſt geächtet aus dem Gottesdienſte vertrieben worden. Die Aechtung und Zerſtörung iſt eine ſo gründliche geweſen, die Zucht der proteſtantiſchen Kirche eine ſo gewaltige, daß in den faſt 350 Jahren ſeit der Drohung des Superintendenten Corvinus, wie es ſcheint, auch nicht ein einziger Prediger in plattdeutſchen Landen, einen halbkomiſchen Paſtor Sackmann in Limmer bei Hannover etwa ausgenommen, auch nur auf den Gedanken gekommen iſt und es gewagt hat, zu ſeiner Gemeinde in der Sprache zu reden, die er wie ſie allein oder doch am beſten verſtand oder verſteht.*)

*) Wenn man die Mittel kennen lernt, welche angewandt ſind unſere Stammſprache zu verdrängen, ſo iſt es kein Wunder mehr, was Geſchichtswerke in den kurzen Worten zu berichten pflegen: Luthers Bibelüberſetzung habe uns die einheitliche Schriftſprache gebracht. Was wir Norddeutſche dafür gelitten und dabei verloren haben, iſt ungekannt oder vergeſſen. Mündlich berichtete mir der gelehrte Germaniſt Dr. Jellinghaus, bekannt als Kenner des Niederdeutſchen, in ſeiner Heimat

Erſt jetzt wagt es ein ſchleswigſcher Paſtor, die begrabene plattdeutſche Bibel wieder auszugraben. Und ich glaube feſt, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich meinen Aufſätzen und Bemühungen um denſelben Zweck in den ſiebziger Jahren, die damals vergeblich waren, die aber nicht unbekannt geblieben ſein können, es zuſchreibe, den Anſtoß dazu gegeben zu haben. Man verzeihe mir dieſe Aeußerung, ich habe mich ſeit einem Menſchenalter redlich bemüht, die Vorurtheile gegen das Plattdeutſche zu zerſtreuen, namentlich auch in den ſiebziger Jahren um den erneuten Abdruck einer plattdeutſchen Bibel. Meine verſchiedene Aufſätze in heimiſchen Blättern über dieſen Gegenſtand führten zur Conſtituirung eines Vereins von angeſehenen Männern unter dem Vorſitz unſeres höchſten Geiſtlichen für dieſen Zweck. Ich wandte mich an die reiche engliſche Bibelgeſellſchaft um Mittel, konnte aber den verlangten Beweis nicht liefern, daß noch Plattdeutſch in den Schulen unterrichtet, Plattdeutſch in der Kirche zum Beten, Predigen und Unterrichten gebraucht werde. Denn das hatten die Corvinus und Nachfolger gründlich vertrieben. Und meine Auseinanderſetzungen, in welchem Maße Plattdeutſch dennoch für Prediger, Richter, Aerzte werthvoll, die plattdeutſche Bibel zumal für Seeleute, Auswanderer, ja für jeden Plattdeutſchen wichtig ſei, reichte nicht aus. Wir wurden abgewieſen und wiederum reichten unſere Geldmittel nicht aus, das Werk ſelbſt zu wagen.

Daher darf man das vorliegende Unternehmen wohl als ein kühnes und ein ſchönes bezeichnen. Von der Kirche wird wohl weder das Werk noch der Herausgeber etwas mehr zu fürchten, aber wahrſcheinlich auch keine Unterſtützung zu erwarten haben, wie ſie doch nicht wohl zu entbehren ſein möchte, wenn die Arbeit nicht vergeblich ſein ſoll. Nähmen ſich die Prediger in plattdeutſchen Landen der Sache an, hülfen ſie für Bekanntwerden und Verbreitung, ſo wäre ſie gewonnen. Ich möchte dem Herausgeber rathen, ſein Ziel vorläufig zu beſchränken, etwa nur das neue Teſtament und die Pſalmen oder etwa noch die Propheten eingeſchloſſen, herauszugeben. Herſtellungskoſten und Preis würden dadurch um die Hälfte vermindert und die Wirkung faſt die gleiche.

Der Herausgeber hat die etwas veraltete Bugenhagen'ſche Ueberſetzung in gegenwärtig lesbares Plattdeutſch abgeändert, für die Beurtheilung dieſer philologiſchen Seite der Arbeit iſt hier nicht der paſſende Platz, das mag dem Correſpondenzblatt des Vereins für niederdeutſche Sprachforſchung und rein kirchlichen Zeitſchriften überlaſſen bleiben. Im Allgemeinen kann man der Arbeit ſeine Zuſtimmung gewähren. Der Herausgeber hat mit Recht als Narm ſeine eigene Mundart gewählt, denn eine Art allgemein gültiges Plattdeutſch, wie J. H. Voß es in ſeinen Idyllen herzuſtellen verſuchte, führt nur auf Irrwege. Mir erſcheint ſein (des Herausgebers) Dialect als dem Hamburgiſchen verwandt. Er bietet den Vortheil reinerer Conjugationsformen im Verhältniß zu den weiter öſtlich geſprochenen, leidet aber an zu vielen gebrochenen Vocalen. Dies ließe ſich ändern und beſſern, wenn der Herausgeber ſich die richtige Hülfe ſuchte, ohne daß ſeiner Sprache Gewalt angethan würde. Der berühmte

---

Weſtfalen ſei die gewaltſame Verhochdeutſchung nach radicaler und raſcher vor ſich gegangen, als in Schleswig-Holſtein. Orts-, Städte-, Straßennamen, Namen der Höfe, Flurnamen, ſo weit ſie häufig vorkommen, ſeien, oft ganz mißverſtanden und entſtellt, in's Hochdeutſche überſetzt und dadurch ſowohl dem Volke die ſchöne hiſtoriſche Tradition, wie dem Geſchichtsforſcher die werthvollſten Spuren der Vergangenheit verwiſcht. Bei uns iſt es freilich auch arg genug hergegangen, wie ich gelegentlich einmal an den Kieler Straßennamen nachgewieſen habe, wa z. B. die eine Polſtrat (Straße am Pfuhl, dem kleinen Kiel) hieß. Ein edler Sprachverbeſſerer überſetzte es richtig in Pfuhlſtraße. Der Plattdeutſche ſpricht aber das P vor f nicht aus und ſagte, nachdem der Pol vergeſſen war: Fulſtrat. Das verhochdeutſchte dann ein ſpäterer Jan Ballhorn richtig in Faulſtraße, und ſo heißt ſie nach.

Sprachkundige Prinz Lucien Bonaparte, der ſich beſonders mit den germaniſchen Mundarten befaßt, hat den Ausſpruch gethan, von allen plattdeutſchen Mundarten ſei die holſteiniſche (will ſagen ditmariſche) die vollkommenſte. Dies bezieht ſich ohne Zweifel auf den reinen Vocalismus derſelben, ein Vorzug, den ſchon vor lange Profeſſor Müllenhoff gerühmt hat. Die leicht bewerkſtelligte Aenderung in dieſem Sinn für die folgenden Hefte und für einen ſpäteren Wiederabdruck der erſten würde nach meiner Anſicht eine weſentliche Verbeſſerung ſein.

Ick öwergev disſe Owerſettung de Leſers, weke weten, wat de plattdütſche Spraak för en Bedüdung för unſe Volk hett, ſagt der Herausgeber zum Schluß ſeines Vorwortes und ich ſetze hinzu: Mögen deren recht viele ſein und werden und möge Jeder helfen nach ſeinem Theil, daß das Werk Zweck und Ziel erreiche.

N. S. Meine Vermuthungen haben ſich inzwiſchen größtentheils beſtätigt. Der Herausgeber der plattdeutſchen Bibel, Paſtor Paulſen in Kropp, Herzogthum Schleswig, ſchreibt mir ſelbſt: Ihr Quickborn hat mich zuerſt wieder für die plattdeutſche Sprache begeiſtert, auch hat mich Ihre Aufforderung in einem Kalender (es war der Neue Kalender für das evangeliſch-lutheriſche Volk, Bredſtedt 1875), die plattdeutſche Bibel wieder erſcheinen zu laſſen, die Augen auf dies Werk gelenkt. Sie ſehen alſo, daß Ihre Arbeit und Ihre öffentlichen Anſprachen keineswegs ohne Erfolg geweſen. Die Ernte folgt ja oft der Saat. — Mein Vater iſt Lehrer in der Nähe Hamburgs, daher ſtammt meine Mundart. Indem der Herausgeber die Schwierigkeiten der Arbeit erwähnt, ſetzt er hinzu: „Ich bin ja etwas geübt in der Sache, da ich ſelt zwölf Jahren viel plattdeutſch gepredigt habe, unter anderm auch vor zwei Jahren in Rocheſter bei New-York.“ Und erzählt dann noch: „Ihren Quickborn fand ich in Amerika in mehreren Pfarrhäuſern, fand auch eine Paſtorin, die ihn faſt auswendig wußte. Dies alſo ein Beweis, wie feſt die plattdeutſche Sprache drüben gewurzelt, wie tief die Heimatsliebe gerade unter den Plattdeutſchen dort in den Herzen ſteckt, und daß meine oben ausgeſprochenen Hoffnungen nicht leere Phantaſien ſind.“

Noch mag es intereſſant für meine Leſer ſein, wenn ich berichte, daß mich dieſer Tage ein norwegiſcher früherer Paſtor beſuchte, der, als er mich gerade mit der neuen plattdeutſchen Bibel beſchäftigt fand, mir erzählte, daß ſie in Norwegen auch mit einer Ueberſetzung der Bibel in die heimiſche Volksſprache beſchäftigt ſeien, er ſelbſt habe kürzlich das Evangelium Marcus fertig geſtellt. Es iſt eine Reaction gegen das Schriftdäniſch, die dort wohl, wie nicht bei uns, einen politiſchen Beigeſchmack hat, dem Volksbewußtſein aber wie auch der Schriftſprache jedenfalls zur Erfriſchung dienen wird. Den Anſtoß gab auch dort ein poetiſches Werk, es waren die Volksmärchen, erzählt von Asbjörnſen, der noch als Veteran in Chriſtiania lebt.

Illustrirte Bibliographie.

Alte und neue Kunst.

Moderne Kunst. Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Münchener, Berliner und Pariser Ausstellungen im Jahre 1883. Von Fritz Bley. Mit Illustrationen in Holzschnitt, Radirungen und Heliogravüren. Leipzig, E. A. Seemann.

Die Dresdener Gallerie. Eine Auswahl der hervorragendsten Meisterwerke dieser Sammlung in Stahlstich. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Portraits und erläuterndem Text von H. A. Weiske. Reudnitz-Leipzig, A. H. Payne. Lief. 1—16.

Geschichte der deutschen Kunst. I. Geschichte der deutschen Baukunst. Von Robert Dohme. **II. Geschichte der deutschen Plastik.** Von W. Bode. Mit Text-Illustrationen, Tafeln und Farbendrucken. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhdlg. Lief. 1. u. 2.

Büchern, die aus einer Reihe von Zeitungsartikeln zusammengesetzt sind, pflegt stets die Einheitlichkeit zu fehlen, die das Buch recht eigentlich erst zu einem Buche macht. Der in jüngerer Zeit weit verbreitete Gebrauch, Artikel, die man hie und da veröffentlicht hat, zu vereinigen und sie in der Form eines Buches herauszugeben, hat uns allmählich daran gewöhnt, über diesen Mangel hinwegzusehen. Wir halten es schon für verdienstlich, wenn die an einander gefügten Artikel durch einen Grundgedanken zusammen gehalten werden. Dies ist in Fritz Bleys „Moderne Kunst" allerdings im höchsten Grade der Fall. Bley hat seine Aufsätze über die zeitgenössische Kunst zum größten Theil in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht und er gesteht selbst, daß sie, obgleich vielfach ergänzt oder verkürzt, auch in der jetzigen Einkleidung ihre ursprüngliche Bestimmung nicht verleugnen. Das Skizzenhafte, das der Tagespresse anhaftet, hat Bley jedoch dadurch ausgeglichen, daß die Artikel selbst eine gewisse Abrundung haben, und daß die Einzelerscheinungen stets nur als Beispiele gelten für theoretische Auseinandersetzungen und Betrachtungen allgemeinster Art. Diese Betrachtungen beziehen sich auf das Verhältniß des Staates zur Kunst, auf die Kunstschulen und

Alpenmärchen von Konr. Dielitz.
Aus: Bley, Moderne Kunst. (E. A. Seemann, Leipzig.)

Das letzte Aufgebot von Franz Defregger.
Aus: Bleh, Moderne Kunst. (E. A. Seemann, Leipzig.)

Techniken — wie die Capitel: „Die Impressionisten," „Die Akademiker und Naturalisten" — sie betreffen die Kunst verschiedener Nationalitäten — wie „Der Pariser Salon", „Die italienische Malerei", „Die spanische Malerei" — sie entwickeln ausführlich und gründlich den Zustand der gegenwärtigen „deutschen Geschichtsmalerei", „religiösen Malerei", der „Sittenmalerei", der „deutschen Bildnißmalerei" und der „deutschen Landschaftsmalerei".

Der Verfasser hat auf allen Gebieten den Muth seiner eigenen Meinung, und er hat auch die nöthigen Kenntnisse, seine Anschauungen zu begründen. Das in der Tageszeitung über Gebühr gepriesene Bild Pilotys „Unter der Arena" betrachtet Bley —

Der Aufstand des Pöbels im Jahre 1509. Wandgemälde im Rathhause zu Erfurt von P. Jansen.
Aus: Bley, Moderne Kunst. (E. A. Seemann, Leipzig.)

und wir glauben mit Recht — als ein gänzlich mißlungenes Product. Piloty, sagt er, ist in keinem seiner Bilder so schwächlich und theatralisch geblieben, als in diesem. Das Bild ist kalt und inhaltlos und steht an Glaubwürdigkeit der Erscheinung weit zurück hinter Pilotys die Leichen erwürgter Christen gleichgültig überschreitendem „Nero", insbesondere aber hinter seiner „Liga" und „Wallenstein".

Auch in dem Capitel: „Ausstellungen und staatliche Kunstpflege" finden die selbständigen Anschauungen des Verfassers Ausdruck. Er fordert vom Staate eine besondere Begünstigung der Kunst. Das Interesse, meint er, welches der Staat an der Entwickelung der Kunst als einem der wichtigsten Factoren des geistigen und

materiellen Gedeihens der Nation hat, beruhe darin, daß die Künstler sich selbständig schöpferisch entwickeln, daß die Gesellschaft mit und in der Kunst ihren Gesichtskreis erweitere und selbst an deren wahrhafter Förderung theilnehme. Wer in der Kunst einen Luxus, wohl gar einen schädlichen Luxus erblickt, der verkennt — nach Bleys zutreffender Ansicht — nicht nur ihren hohen ethischen Werth, sondern namentlich auch ihre in klingender Münze zum ziffermäßigen Ausdruck gelangende volkswirthschaftliche Bedeutung. Bley fordert, ähnlich wie Wilhelm Lübke in einem in unserem vorigen (100.) Heft veröffentlichten Aufsatze, in erster Linie die Begünstigung der großen Kunst, — was Lübke durch monumentale Kunst ausgedrückt hat. Auch er ist der Ansicht,

Refugium peccatorum von Luigi Nono.
Aus: Bley, Moderne Kunst. (E. A. Seemann, Leipzig.)

daß nur da Bedeutendes geleistet wird, wo das Streben der Gesammtheit auf die monumentale Kunst gerichtet ist. Ohne den Werth der großen Ausstellungen zu verkennen, sieht er jedoch in ihnen eine neue Ursache des Zurücktretens der monumentalen Kunst. Die monumentale Malerei muß auf den Ausstellungen naturgemäß fehlen. Große Wandgemälde lassen sich nicht aufrollen. Den Ausstellungsbesuchern kann daher nur durch die zu jenen Werken entworfenen Studienköpfe, Cartons und Farbenskizzen ein annäherndes Bild des fertigen Werkes geboten werden. Monumentale Leinwandgemälde aber gelangen in den Ausstellungen nie zu voller Wirkung, da sie ja für eine ganz andere Umgebung bestimmt sind. Sie sind vielleicht in matten Wachsfarben gemalt, und man giebt ihnen satte Oelgemälde zur Nachbarschaft; sie sind vielleicht auf den Hintergrund einer matten Kalkwand gestimmt, und man hängt sie auf eine braunrothe Tapete! (S. 10.) Auch das trägt viel dazu bei, die Kunst auf Abwege zu führen, daß bei dem modernen Ausstellungswesen eine der wichtigsten Bedingungen der Kunst verletzt wird: daß ein Kunstwerk nur unter den Bedingungen gesehen und beurtheilt werden soll, auf die es berechnet ist. Denn entweder malt der

Künſtler ſein Bild mit Rückſicht auf deſſen zukünftige Umgebung, Lichtverhältniſſe und ſonſtige Beſtimmung, oder er malt es — für die Ausſtellung, d. h. alſo in einem ſeiner Beſtimmung ſchnurſtracks zuwiderlaufenden Charakter. Einen zweiten Mangel der deutſchen Malerei erblickt Bley insbeſondere darin, daß unſern Künſtlern „kaum noch das Verſtändniß für die großen Fragen der Zeit und deren ideale Intereſſen aufgegangen, welche jedem ſchöpferiſchen Talent doch wahrlich Anregung und Stoff in Hülle und Fülle bieten“. In dieſer Beziehung erſcheinen die franzöſiſchen Maler trotz aller Herzenskälte und Dürftigkeit der Erfindung gegenüber der ſtylloſen Zerfahrenheit der deutſchen Kunſt noch immer als die Vertreter eines ſtolzen und ſelbſtbewußten Volkes. Dieſer Vorwurf bezieht ſich hauptſächlich auf die Sittenmalerei und trifft in erſter Linie die jüngeren Künſtler. Denn der älteren Generation fehlt es nicht an Berufenen, man braucht nicht bei den Fremden in die Schule zu gehen. Denn wo hätten denn die Franzoſen, Spanier, Italiener, Ungarn oder Slaven ein Bild von der kühnen Originalität, welche aus dem „Mommſen“ von Knaus aus Janſſens Bildniß des Feldmarſchalls Herwarth von Bittenfeld, das gleich Lenbachs Bildniſſen in die Hiſtorie hineinragt, aus dem „Tyroleraufſtand“ Defreggers und deſſen Bildern vom „Neunerjahr“, der „Betenden Alten“ von Leibl und ſo vielen anderen deutſchen Bildern zu uns ſpricht. (S. 45.)

Bleys Standpunkt iſt darum durchaus nicht etwa ein national beſchränkter. Er läßt den Kunſtwerken anderer Nationen volle Gerechtigkeit widerfahren und weiß uns auch zu lehren, was wir bei Franzoſen, Spaniern und Italienern zum Vorbild zu nehmen hätten. So zeichnet er bei der Darſtellung der techniſchen Malerſchulen ganz beſonders das Bild eines jungen Künſtlers, Luigi Nono, aus: refugium peccatorum, ein Bild, das auf der Münchener internationalen Ausſtellung die goldene Medaille erhalten hat und ſich heute im Beſitz des Königs Humbert befindet. Ein italieniſches Gretchen vor der mater dolorosa! An der langen Zeile eines Canals ſteht das Steinbild der Schmerzensreichen, dem Betrachter nur bis zu dem Arme mit dem Chriſtuskinde ſichtbar, und davor kniet ein kaum dem Kindesalter entwachſenes, vermuthlich verwaiſtes Mädchen in ärmlicher Kleidung. Sie hat das Antlitz ſchluchzend in den Händen geborgen, aber es bedarf auch nicht eines Blickes in ihre verweinten Züge: die fahlen Blätter, welche über die Mauer des Büßerkloſters vom Herbſtwinde auf die einſame Straße herübergetragen werden, und der wunderſam weiche Mollklang des ganzen Bildes erzählen uns zur Genüge die Geſchichte des armen Kindes. Gerade einen Vorzug hat das Bild, der unſeren deutſchen Genremalern fehlt: die Einfachheit der Compoſition und die maleriſche Wirkung, insbeſondere den Einklang der Stimmung. Auf dieſen Mangel lenkt beſonders der Vergleich des eben erwähnten Bildes mit Bokelmanns „Verhaftung einer Kindesmörderin“ unſere Aufmerkſamkeit, ein Werk, „das bei ſeiner vortrefflichen Charakteriſtik, der dramatiſchen Wiedergabe des Bildgedankens und der über dem ganzen Vorgang lagernden beklemmenden Herbſtſtimmung wohl noch poetiſchere Wirkung erzielt hätte, wenn es, wie Nonos „Refugium peccatorum“, zugleich maleriſcher erfunden und damit zu allgemeinerer Weihe gerufen wäre.“

Aus dem Wenigen, was wir angedeutet, wird man erſehen, daß Bleys Buch reich an Anregungen und guten Gedanken iſt, daß es ſich von jeder Einſeitigkeit frei hält und daß es Lob und Tadel unparteiiſch, lediglich nach idealen Geſichtspunkten ertheilt. Eine eingehende Kritik im vollen Sinne des Wortes wird man an dieſer Stelle nicht erwarten. Der Bilderſchmuck verdient ganz beſondere Beachtung. Wir können hier nur wenige Holzſchnitte wiedergeben. Die zahlreichen Radirungen und Heliogravüren bilden jedoch den Haupttheil der Illuſtrationsbeigabe. Man braucht bei dem Seemann'ſchen Verlage kaum zu erwähnen, daß faſt alle höchſt gelungen ſind. Bei wenigen nur merkt man eine Abnutzung der Platte. A. V.

Zwei neue Bücher von Johannes Scherr.

In jüngerer Zeit erſchreckte alle Verehrer des „Alten vom Berge“ die Nachricht, er ſei ſchwer krank und arbeitsunfähig. Glücklicherweiſe kommt nun auch die Widerlegung dieſer Nachricht, und zwar in der beſten Form, die man ſich wünſchen kann, in der Form zweier neuer Arbeiten. „Die Nihiliſten“*) betitelt Scherr die eine von ihnen, und ſchon das gewählte Motto zeigt die Tendenz des Buches:

Warum willſt Du Dich von uns Allen
Und unſrer Meinung entfernen?
Ich ſchreibe nicht Euch zu Gefallen;
Ihr ſollt was lernen!

Wahrlich, dieſe Worte hätten das Motto aller Scherr'ſchen Bücher ſein können. Wer Scherr mit Verſtändniß lieſt, hat ſicher immer etwas von ihm gelernt, und daß er ſchriebe, Jemand zu Gefallen und nicht lediglich im Dienſt der Wahrheit, hat wohl auch noch Niemand behauptet. Schwer aber wird es Vielen fallen — und auch wir zählen zu dieſen — die fürchterliche Prophezeiung als berechtigt anzuerkennen, die Scherr im 26., als „Epilog“ bezeichneten Capitel über die Zukunft Rußlands und des geſammten Europa ausſpricht. Nachdem er in den 25 vorangegangenen Abſchnitten in klarer, kräftiger, gedankenvoller Darſtellung eine Geſchichte des ſich entwickelnden Revolutionsgedankens gegeben, nachdem er gezeigt, wie der Nihilismus nichts anderes iſt, als eine berechtigte Reaction gegen den ſtarren Deſpotismus, nachdem er ferner die Widerſinnigkeit eines ſolchen Kampfes zwiſchen Zarismus und Nihilismus dargelegt, gelangt er zu dem düſteren Schluß, „daß der Nihilismus in allen Metamorphoſen, die er noch durchzumachen haben mag, fortfahren wird in Rußland, ja auch im heiligen Rußland die Mittel und Wege zu bereiten für einen europäiſchen Umſturz . . . Der Geiſt der Revolution, d. h. die wahnwitzige Vorſtellung, mittelſt Vernichtung alles Beſtehenden ihr Loos verbeſſern zu können, iſt in den Maſſen, wie noch nie, ſeit es eine menſchliche Geſellſchaft giebt, und täglich, ſtündlich nimmt ein wilder Zerſtörungstrieb an Ausdehnung, Vertiefung und Stärke zu. Sein Tag wird kommen, ſo gewiß vordem die Tage der Völkerwanderung, der Reformation und der Revolution von 1789 gekommen ſind.“ Und auf die verhängnißvolle Frage: Wer ſoll das Drohende beſchwören und abwenden? findet Scherr keine Antwort. Das Königthum? Die Ariſtokratie? Die ſogenannte Bourgeoiſie? Die Kirche? Die Wiſſenſchaft? Der Staatsſocialismus? Keine von allen dieſen Mächten! Nur eine erſcheint den düſteren Propheten als Damm gegen die heranbrohende Sintfluth: die deutſche Armee. Alles Andere ringsherum in Europa iſt fragwürdig, unzuverläſſig und haltlos. „So lange das Gefüge, die Mannszucht und der Gehorſam des deutſchen Heeres Stand halten, wird das Verderben aufzuhalten ſein.“

Eine traurige Perſpective, in welche Scherr die Menſchheit blicken läßt. Hoffen wir, daß er ſich als falſcher Prophet erweiſt. Scherr war immer ein klein wenig Schwarzſeher. Aber zu Lehrern der Menſchheit ſind diejenigen gewiß beſſer geeignet, die vor einem vermeintlich herannahenden Verderben ſie zu ſchützen ſuchen, als die blindlings in die Zukunft ſteuern. —

Verwandt mit den „Nihiliſten“ ſind auch viele Capitel in Scherrs „Neuem Hiſtorienbuch“**), das in zweiter Auflage vorliegt. Wir brauchen auf dieſe vielgeleſene Sammlung hiſtoriſcher Eſſays nicht näher einzugehen, um ſo weniger, als ein großer Theil derſelben in unſerer Monatsſchrift zuerſt veröffentlicht wurde. Scherr beſchäftigt

*) Die Nihiliſten. Von Johannes Scherr. Leipzig, Otto Wigand.

**) Neues Hiſtorienbuch. Von Johannes Scherr. Zweite Auflage, Leipzig. Otto Wigand.

ſich am liebſten mit den abnormen Erſcheinungen der Weltgeſchichte aber, um es nach ſchärfer auszudrücken, mit den abnormen Charakteren Weltgeſchichte machender Männer. Ein echter Hiſtoriker, kritiſirt er die Thatſache nicht, ſondern weiſt auf ihren urſächlichen Zuſammenhang und ihre Nothwendigkeit hin. Bedürfte es überhaupt eines Beweiſes, ſo hätte Scherrs oben beſprochenes Buch zur Genüge klar gemacht, daß er die Nihiliſten und ihr Treiben verdamme. Aber das hindert ihn nicht, in der „Präambel" zu dem Eſſay „Die Dekabriſten" mit Beſtimmtheit auszuſprechen: „Die Exceſſe der Rebellion entſprechen mit logiſcher Nothwendigkeit den vorhergegangenen Exceſſen der Tyrannei. Wie die Deſpoten, ſo der Rebell, wie der ruſſiſche Zarismus, ſo die ruſſiſche Revolution . . . Die Logik der Thatſachen will ihr Recht. Der Knute antwortete ſchließlich die Dynamitbombe, wie vorher der Baſtille ſchließlich die Guillotine geantwortet hat." R. L.

Salvatore Farina.

Vor wenig Jahren war uns der italieniſche Dichter Farina noch ganz fremd. Heute iſt er uns mehr als bekannt, er iſt geleſen und geliebt. Das Verdienſt, dieſen hervorragenden Humoriſten bei uns eingeführt zu haben, gebührt dem verſtorbenen Ernſt Dahm. Er war es, der die erſten Novellen Farinas in muſtergültiger Uebertragung in der „Deutſchen Rundſchau" veröffentlichte. Nach ſeinem Tode ſetzte Hans Haffmann das Werk fort, und Siegfried Samoſch bot zum Verſtändniß des Dichters und ſeiner Eigenart einen längeren Eſſay. Die Arbeiten dieſer Drei hat die Verlagshandlung nunmehr vereinigt in Buchform herausgegeben.*)

Der hervorſtechendſte Zug der Farina'ſchen Eigenart iſt die Einfachheit, in der er die alltäglichen Freuden und Leiden des Familienlebens ſchildert, bald mit köſtlichem Humor die kleinen Uebelſtände einer beſcheidenen Exiſtenz perſiflirend, bald unſer Mitgefühl erregend für die entzückenden Unarten und Vorzüge unſrer Kleinen. Den Mittelpunkt der Schilderungen in den einzelnen Novellen — wenn dieſer nicht ganz zutreffende Ausdruck hier geſtattet iſt — welche zu dem Cyclus „Mein Sohn" vereinigt ſind, bildet das Verhältniß des Vaters zu ſeinem Sohne. Wir begleiten ihn in allen Phaſen des Lebens, ja wir lernen ſchon die Wirkung kennen, die ſein erwartetes Eintreffen in dieſer beſten der Welten auf die geſammte Umgebung, auf den Vater, die junge Mutter, den Großvater ausüben. „Vor ſeiner Geburt" und „Nahrungsſorgen" ſind, wie wir meinen, die gelungenſten Stücke dieſer Sammlung. Späterhin ſchwächt ſich das Intereſſe ein wenig ab. Dieſes ſcheinbar einſchränkende Urtheil iſt jedoch nur ſo zu verſtehen, daß wir die vollendete Künſtlerſchaft, die in den beiden genannten Erzählungen zur Geltung kommt, zum Maßſtabe nehmen. Abſolut betrachtet ſind auch alle übrigen Theile die Werke eines ſchöpferiſch reich begabten und eine frappante Darſtellungskraft beſitzenden Künſtlers. — Die lebhaften geiſtigen Wechſelbeziehungen, welche ſich zwiſchen Deutſchland und Italien in jüngſter Zeit zu entfalten beginnen, haben durch die Uebertragung Farinas eine ſtarke Förderung erhalten. R. L.

*) Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italieniſchen von Ernſt Dahm und Hans Haffmann. Mit einer biographiſchen Einleitung von Siegfried Samoſch. Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bände.

Digitized by Google

Bibliographiſche Notizen.

Reichskanzler Fürſt Bismarck. 1815 bis 1885. Von Wilhelm Müller. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.

Das Jubiläum des Reichskanzlers hat, wie man erwarten konnte, eine Flut von biographiſchen und poetiſchen Erzeugniſſen an's Licht gefördert. Es iſt nicht leicht, aus der großen Zahl dieſer Bücher dasjenige herauszufinden, welches am Beſten der Thätigkeit Bismarcks gerecht wird. Wilhelm Müller, der bekannte Tübinger Profeſſor, der die Geſchichte der Gegenwart in einer jährlichen Chronik darſtellt und mit Recht als einer der beſten Kenner unſerer Zeitgeſchichte gilt, hat ſich die Aufgabe geſtellt, das reiche und großartige Leben des Reichskanzlers in den verſchiedenen Stadien ſeiner Entwickelung vorzuführen. Das heißt aber doch nichts Anderes, als die Geſchichte Deutſchlands in den letzten drei Decennien ſchildern. Dieſe Aufgabe iſt in dem vorliegenden Büchlein auf's Beſte gelöſt. rm.

Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhauſen in den Parlamenten 1847—1852. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen verſehen von Th. Riedel. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Bismarcks Reden ſind in der erſten Auflage, die 1880 erſchien, ſofort in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt worden. Die nun vorliegende, welche dem Jubiläum des Kanzlers ihr Entſtehen verdankt, iſt durch diejenigen Reden vervollſtändigt, welche der Legationsrath von Bismarck-Schönhauſen in der zweiten Kammer in den Seſſionen 1851 und 1852 gehalten hat, und hierdurch iſt, wie der Herausgeber ſagt, die letzte Lücke ausgefüllt worden, die in den Sammlungen der Bismarck'ſchen Reden noch vorhanden war. Die Reden ſind nicht blos darum von Intereſſe, weil ſie uns in den Entwickelungsgang eines großen Mannes hineinblicken laſſen, ſie ſind auch an ſich betrachtet bedeutend genug und enthalten der neuen Gedanken und hervorragender rhetoriſcher Abſchnitte ſo viele, daß ſie jedem Leſer auch als rhetoriſche Kunſtwerke Genuß gewähren. rm.

Muſikaliſche Studienköpfe von La Mara. Erſter Band: Romantiker. Sechſte umgearbeitete Auflage. Heinrich Schmidt und Carl Günther, Leipzig.

La Maras Studienköpfe ſind in ſo weiten Kreiſen bekannt und geleſen, daß ſie einer Empfehlung nicht bedürfen. Die vorliegende ſechſte Auflage des erſten Bandes hat ganz beſonders in dem letzten Theil, in den Biographien Franz Liszts und Richard Wagners, bedeutende Ergänzungen erfahren. Außer den Lebensabriſſen der beiden letztgenannten Meiſter enthält dieſer erſte Band Eſſays über Carl Maria von Weber, Franz Schubert, Felix Mendelsſohn-Bartholdy, Robert Schumann und Frédéric Chopin. av.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Amthors Reisebücher. Meurer, Führer durch die Dolomiten. 4. Auflage. Gera, Amthor'sche Verlagsbuchhandlung.

Balzac, H. de, Le père Goriot. Scènes de la vie parisienne. Collection Calmann Lévy. A. Quantin. Paris 1885.

Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Belle-Croix, Baron de la, Aus den hinterlassenen Papieren. Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. Hannover, Holwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinski).

Brenneeke, Adolf, Die Wunder der Welt. Europa, eine malerische Wanderung. Strassburg i. E., R. Schultz & Co.

Deutsche Encyklopädie. Lieferung 1. 2. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Erster Jahrgang. Band 19: Eheglück von W. C. Norris. Zweiter Band. — Band 20: Schiffer Worse von Alexander Kielland. — Band 21: Ein Ideal von Marchesa Colombi. Band 22, Dunkle Tage von Hugh Conway. Stuttgart J. Engelhorn.

Erman, Dr. Adolf, Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. Mit über 300 Abbildungen und 10 Vollbildern. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.

Frederking, Hugo, Der Born der Liebe. Eine hessische Sage. Dichtung in zehn Gesängen. Bromberg, Mittler'sche Buchhandlung (A. Fromm).

Friedrich, Georg, Die Krankheiten des Willens. Vom Standpunkt der Psychologie aus betrachtet. München, Georg Friedrich'sche Buchhandlung.

Gesellschaft für Erdkunde, Verhandlungen der, zu Berlin. Band XII, No. 4. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.

Gibbon, Charles, Aus Mangel an Geld. Aus dem Englischen von Otto Löling. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 2 Bde.

Götzinger, Dr. E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Leipzig, Woldemar Urban. Lief. 1.

Guyot, Eduard. Das Hotelwesen der Gegenwart. Zürich, Orell Füssli & Co.

Graeberger, H, Plodersam, Geistli'n G'schicht'n: Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hartmann, Eduard von, Der Spiritismus. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Heinrich, W., Probelieder und Liederproben. Frankfurt a. M., Franz Benjamin Auffarth.

Hellwald, Friedrich von, Frankreich in Wort und Bild. Heft 16, 17, 18. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günthor.

Herbeck, Johann, Ein Lebensbild von seinem Sohne Ludwig mit Portrait. Wien, Albert I. Gutmann.

Heffmann, Lehrbuch der praktischen Pflanzenkunde. Lieferung 1. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung (A. Bleil).

Katalog des antiquarischen Bücherlagers von Paul Lehmann. No. XXXV. Deutsche Literatur und Sprache.

Koner, Prof. Dr. W., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Zwanzigster Band. Zweites Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Lange, Thomas, Meer und An. Erzählung. Aus dem Dänischen von Dr. August W. Peters. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Lohmeyer, Julius, Gedichte eines Optimisten. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Meysenbug, Malwida von, Gesammelte Erzählungen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Münnich, Carl, Parlamentarischer Taschen - Almanach für die VI. Legislaturperiode des deutschen Reichstages 1884—1887. Leipzig, Bruno Radolli.

Pfeddemann, Martin, Die ersten Uebungen für die menschliche Singstimme. München, Alfred Schmid.

Rauber, Dr. A., Homo sapiens ferus oder die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule. Biologische Untersuchung. Leipzig, Denickes Verlag.

Revue Internationale, Douxième Année. Tome sixième. V. VI. livraisons. Tome septième I. livr.

Riete Johann Georg, Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Erster Theil. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Roekoschny, Dr. Hermann, Afghanistan und seine Nachbarländer. 1. Lieferung, Leipzig, Grossner & Schramm.

— Europas Colonien. Heft 16, 17, 18, 19: Das Kongogebiet und seine Nachbarländer. Leipzig, Grossner & Schramm.

Rothenbücher, Dr. Adolf, Der Philosoph für die Welt. Cottbus, B. Jaeger (H. Differts Buchhandlung).

Schäfer, Dr. Dietrich, Die Hanse und ihre Handelspolitik. (Vortrag.) Jena, Gustav Fischer.

Schwalb, M. Dr. theol., Zur Beleuchtung des Stöcker-Mythus. Ein freies Wort. Berlin, Walther & Apolant.

Schweiger-Lerchenfeld. Amand Freiherr von, Im Kreislauf der Zeit. Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Seidel, Heinrich, Vorstadtgeschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Spamers, Otto, Illustrirtes Conversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer. Abtheilung 1—6.

Stanley, Henry E., Westliche Hälfte von Aequatorial-Afrika und die Forschungsreisen zu Land und zu Wasser in den Jahren 1873 bis 1877. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Strindberg, Auguste, Les Mariés. Lausanne, B. Benda. Paris, Belhatte & Thomas.

Tolstoi. Anna Karenina, Roman in 6 Büchern. 3 Bde. aus dem Russ. übers. von P. W. Graff mit einem Vorwort von Zabel. Berlin, Richard Wilhelmi.

Werkstatt, Die, Meister Konrads Zeitung für den Gewerbe- und Handwerkerstand. Leipzig, Ernst Hoffmann.

Im Juliheft ist zu berichtigen: S. 23 Z. 5 v. u. **gerechten** Ansprüche; S. 25 Ernst Curtius in **Berlin**; S. 33 H. Hombergor; S. 42 Emil Naumann in **Dresden**.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1885er. Frische Füllung 1885er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58,0 R.
Mühlbrunn .	44,0 R.
Schlossbrunn. .	44,0 R.
Theresienbrunn .	45,0 R.
Neubrunn . . .	49,0 R.
Marktbrunn . .	39,0 R.
Rum. Kreuquelle	28,0 R.
Felsenquelle . .	47,0 R.
Kaiser Karls-Qu.	34,0 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*
} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Coblenz,	M. Gladbach,	Karlsruhe,	Osnabrück,
Augsburg,	Crefeld,	Görlitz,	Kassel,	Remagen,
Baden-Baden,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Saarbrücken,
Bamberg,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Schwerin i/M.,
Barmen,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Stettin,
Berlin,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Stuttgart,
Bielefeld,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Trier,
Bochum,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Wiesbaden,
Bonn,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Worms,
Braunschweig,	Essen,	Herford,	München,	Würzburg,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Zweibrücken
Celle,	Freiburg i/B.,	Kaiserslautern	Nürnberg,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google

Band 34. — Heft 102.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1885.

Breslau-Berlin
S. Schottlaender.

Expedition in Berlin: SW. Jerusalemerstraße 43 (dicht am Dönhofsplatz)

September 1885.

Inhalt.

Seite

Elise Orzeszko in Wilna.
Nebelbilder. Erzählung (Schluß) 351

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Charles Gounod 399

A. Woldt in Berlin.
Ein Besuch im astrophysikalischen Observatorium bei Potsdam 419

Raphael Loewenfeld in Breslau.
Russische Gesellschaftstypen im Spiegel der Dichtung 454

Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.
Der Sohn seiner Mutter. Novellette 468

Ludwig Fuld in Mainz.
Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M. 476

Eduard von Hartmann in Berlin.
Anton Theobald Brück 483

Bibliographie. 486

Alte und neue Kunst: Geschichte der deutschen Kunst. I. Bode. Geschichte der deutschen Plastik. II. Dohme. Gesch. der deutschen Baukunst. — H. A. Weiske. Die Dresdener Gallerie. Mit Illustrationen. — Geographische Literatur: E. Reyer. Aus Toscana. Isabella L. Bird. Der goldene Chersones. Karl Knortz. Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. — P. Boener: Der Bericht über die Hygieneausstellung.

Bibliographische Notizen 494

Hierzu ein Portrait von Charles Gounod.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte
von:
Weber, J. J., in Leipzig. (Illustrirte Zeitung).

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXIV (Juli bis September 1885), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Digitized by Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII.

elegant broschirt zum Preise von ℳ 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von ℳ 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101

zum Preise von ℳ 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXXIV. (Juli bis September 1885)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII.

zum Preise von ℳ 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

.....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Ch. Gounod.

Verl. v. von S. Schottlaender in Breslau

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIV. Band. — September 1885. — 102. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Charles Gounod.)

1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Nebelbilder.

Von

Elise Orzeszko.

— Wilna. —

(Schluß.)

Otozki blieb wie versteinert stehen; ein großer Schrecken malte sich auf seinem Antlitz; aber keinen Augenblick dachte er daran, daß er selbst tagelang in diesem Raum verweilte und in nächster Nähe des eisernen Ofens schlief, aus dem immerwährend der Geruch angebrannter Oelfarbe und Kohlendunst hervorkam, daß er stundenlang über die Hotelrechnungen gebeugt in dieser gefährlichen Beleuchtung lesen und schreiben mußte! Wie wenig Werth hatte seine Gesundheit, sein Augenlicht! Diese Rücksichten waren nur winzige Atome, verschlungen von den Wellen des Schmerzes und der Sorge, welche die Worte des Arztes so stürmisch in seinem Herzen wachgerufen hatten. Otozki bemühte sich einen klaren Ueberblick über seine Einnahmen und Ausgaben zu erlangen, ging dann zu Frau Aniela, besprach sich mit ihr eingehend und eifrig und entschloß sich, Lusia in eine Schule zu schicken. Aniela verpflichtete sich eine solche zu wählen, in welcher für gewissenhafte Ausbildung des Herzens und des Geistes gesorgt würde bei bescheidenen Honoraransprüchen. Der Greis legte das höchste Gewicht auf die moralische Entwickelung des Herzens und sagte:

„Ich will sie lieber weniger gelehrt, aber gut und redlich wissen. Vor allem muß ich jetzt danach streben, mehr zu verdienen, noch zuvorkommender als bisher gegen die Gäste zu sein und recht darnach trachten ihnen in die Augen zu fallen.“ Diese beabsichtigte Zuvorkommenheit wurde ihm aber herzlich schwer, und das auffällige Vordrängen ganz unmöglich, darum mußte die Schule, die Lusia besuchen sollte, unter den billigsten der Stadt ausgewählt werden.

Dieser Umstand bekümmerte Otozki tief; aber die gutmüthige Frau Aniela tröstete ihn, indem sie auf den großen mit Büchern vollgepackten Ranzen wies, den das Kind alle Tage zur Schule hin und zurück schleppen mußte.

„Genügt Ihnen dies nicht? Sie lernt Französisch und Deutsch und noch vieles andere. Diese Kenntnisse können Sie über die Zukunft Ihrer Enkelin beruhigen, sie wird Unterricht ertheilen können, dadurch unter Menschen kommen und gewiß sich glücklich verheirathen, da sie so hübsch ist."

Wenn jetzt Marcel die Wohnung verließ, um des Abends in die Kanzlei zu gehen, und Frau Aniela mit ihrer Näharbeit in das Wohnzimmer trat, sagte sie nicht, wie früher: „Julius, lerne fleißig", sondern: „Kinder, lernt fleißig!"

Die Möbel des kleinen Schlafzimmers hatte man ganz dicht an die Wände gerückt, um Platz zu machen für einen ziemlich großen runden Tisch, auf dem viele Hefte und Bücher aufgehäuft lagen. Die Stimmen der Kinder, die bei dem spärlichen Licht einer kleinen Lampe eifrig lernten, klangen geräuschvoll durch das Zimmer, das trotz seiner Enge ihnen paradiesisch erschien, — es hatte blaue Wände, ihre Augen waren nicht mehr gezwungen, auf die verabscheuten gelben zu blicken. Ihre Finger tief in die Ohren gestopft, um sich gegenseitig nicht zu stören, arbeiteten sie mit großen Eifer. In murmelnden heiseren Tönen, ihrer müden Stimme keinen Augenblick der Ruhe gönnend, conjugirte das Mädchen: „Je rends — tu rends — il rend — nous rendons."

Von der anderen Seite des Tisches klang es gleichzeitig:

Ingens — ingentis
Diligens — diligentis.

Die lateinischen Worte verschwammen in die französischen Conjugationen. Lusia stopfte noch energischer ihre Ohren zu und lernte mit erhobener Stimme: „Je vais — tu vas — il va — nous allons . . ."

Der Knabe schien auch durch ihre laute Nachbarschaft gestört, denn sein

Audax — audacis
Loquax — loquacis
Simplex — simplicis u. s. w.

wurde immer heftiger hervorgestoßen. Auf diese Weise verrann der größte Theil des Abends; Lusia legte eine Sprache bei Seite, um sich gleich mit einer anderen zu beschäftigen; oft hörte man auch: „Ich bin — Du bist — er ist u. s. w.

Die Stimme des Knaben steigerte sich zu späterer Stunde zu so schreienden leidenschaftlichen Tönen, daß es fast scheinen konnte, als wolle er durch dieses Mittel böse Geister in die Flucht schlagen. Die Augen zur Zimmerdecke gehoben, seufzten die armen Kinder oft tief; das Mädchen von nervöser Unruhe und Mattheit beherrscht, drückte oft die zur Faust geballten Händchen an ihre stark pochenden Schläfen. Der Junge zerzauste immer wilder sein Haar und stampfte ungeberdig mit den Füßen; trotz dieser

großen Ungeduld hörte er keinen Augenblick auf zu lernen und legte seine lateinischen Hefte nur zur Seite, um die griechischen vorzunehmen. Während Lusia ihrer deutschen Conjugationen schon sicher, sich einige Regeln der russischen Grammatik in das Gedächtniß einzuhämmern versuchte, sprach Julius mit weit offenen starr auf sie gerichteten Augen, und begeisterter Stimme eine Rede des Themistokles oder Plato. Zwischen den blauen Wänden dieses engen Raumes vermischten sich fünf verschiedene Sprachen, aber keine von ihnen war die heimische, dem Boden eigene, auf dem diese Kinder Geburtsrechte hatten. Frau Aniela saß wie gewöhnlich im Wohnzimmer und flickte und nähte emsig darauf los, hob aber öfters ihren gebeugten Kopf, um mit Genugthuung und Stolz diesen so fremdartig klingenden Tönen zu lauschen. Sie konnte es gar nicht fassen, wie ein menschlicher Kopf so viele verschiedene wildfremde Laute begreifen könne; diese Möglichkeit wurde ihr aber dadurch verständlich, daß ihr eigener Sohn fünf Sprachen erlernen mußte. Oft hörte man auch aus seinem Munde: „J'ai — tu as — il a . . . oder „Der Mensch — des Menschen" . . .

Lusia flüsterte dann leiser: „Newa — Weichsel — Donau — Spree . ."

Zuweilen verstummte dieser tausendzüngige heisere Lärm, den die Mutter mit solcher Genugthuung um sich schallen hörte. Dies geschah in Augenblicken, wenn Julius, jede Selbstbeherrschung verlierend, sein Buch zur Erde schleuderte, beide Hände verzweifelnd in sein Haar vergrub, und seinen in Wuth zusammengepreßten Lippen die Worte: „Der Teufel hole das ganze Zeug!" entfuhren. Dann erhob sich Lusia, streckte sich, gähnte lange und schien in tiefen Athemzügen ihrer beklommenen Brust etwas Luft zuführen zu wollen. Luft war aber in dem kleinen Zimmer nur spärlich vorhanden und das Wenige von sehr schlechter Gattung!

„Wie gerne möchte ich etwas auf und ab gehen," sagte sie.

„So gehe doch," erwiderte Julius, „es fehlt doch hier nicht am Raum zum spazieren!"

Bei diesen Worten blickte er ironisch auf den engen Paß, der zwischen den Bettstellen und dem Tisch frei lag; eine Maus hätte im besten Falle dort vorüber huschen können.

„Du kannst ja in's Wohnzimmer gehen, da ist wahrlich Raum genug, ganze fünf Schritte breit und ebenso lang ist es; versuche es doch, aber sei darauf gefaßt, daß Du das ewige ‚Kinder, lernt fleißig' zu hören bekommst." Einem Triebe der Selbsterhaltung folgend, ging Lusia, die ersticken zu müssen wähnte, an das Fenster, öffnete es ein wenig und kühlte ihr Antlitz in der kalten feuchten Nachtluft. Sie war glühend heiß geworden durch die mühevolle andauernde Arbeit und die Anstrengung ihrer Willenskraft. Der Versuchung dieses erfrischenden Luftzuges konnte Julius nicht widerstehen, er gesellte sich zu ihr. Das Fenster ging auf den Hof und überschaute alle Dächer der Nachbarhäuser, deren graue Schornsteine auf dem dunklen Hintergrund der Nacht in gezackten Zügen bis in den

Himmel zu ragen ſchienen, der deutlich ſichtbar wurde an den Stellen, wo kein ſchwerer langer Zug von Regen- und Schneewolken den Horizont dicht verſchleierte. Auf dieſen Dächern ruhten die Blicke der Kinder und erhoben ſich nur ſelten zu den kleinen Sternen, die matt und unſtät zwiſchen den grauen Wolken aufleuchteten. Die Fenſter der gegenüberliegenden Häuſer ſchienen bei Regenwetter durch ihren feuchten Nebelſchleier den Kindern mit kranken oder thränenſchweren Augen zuzuwinken; das Mädchen, deren Einbildungskraft leicht angeregt wurde, fragte dann wohl:

„Was mag wohl hinter jenen Fenſtern ſein, und wie ſind die Menſchen, die dort leben?“

„Ganz ebenſo wie hier, ſicherlich,“ erwiderte der Knabe, „dieſelben häßlichen Wände, dieſelbe ewige Plackerei mit Latein und Griechiſch und vielen anderen hölliſchen Erfindungen; was aber das Leben jener Menſchen anbetrifft, ſo werden wir vielleicht einſt —“

Seine philoſophiſchen Lebensbetrachtungen unterbrach die Stimme der Mutter, die mit großer Heftigkeit aus dem Wohnzimmer rief:

„Wie unvernünftig, das Fenſter aufzumachen; die ganze Wohnung wird kalt werden und ich werde eine Fuhre Holz verbrennen müſſen, um ſie wieder zu erwärmen, ſchließt raſch das Fenſter.“

Julius ſchlug es auf dieſen Befehl geräuſchvoll zu, ſah Luſia mit Blicken, die eines Menſchenfreſſers würdig geweſen wären, an und ſchrie ihr mit von Wuth entſtellter Stimme in's Ohr: „So lerne doch, hörſt Du es denn nicht? Augenblicklich ſollſt Du Deine Aufgaben machen.“

Sie ſetzten ſich beide an den Tiſch und beſchäftigten ſich mit ſchriftlichen Aufgaben; es waren Ueberſetzungen der ſchwierigſten Art. Die ruſſiſche Sprache, in welcher aller Unterricht ertheilt wurde, war ihnen faſt fremd. und doch mußten ſie aus dieſer in's Lateiniſche, Griechiſche, Deutſche und Franzöſiſche überſetzen. Jedes Wort wurde im Wörterbuch nachgeſchlagen, die Wörter dann mühevoll zu Sätzen gereiht, aber da die meiſten gar nicht von ihnen verſtanden wurden, gab dies Verfahren ein ſo ſchlechtes Reſultat, daß ſie ſelber ihre Arbeit mit Staunen und Entſetzen betrachteten. Sie verſuchten die beendigten Aufgaben leiſe vor ſich hin zu leſen; aber der Eindruck der ſinnlos zuſammengewürfelten Sätze war ſo komiſch, daß ſie Beide in ein helles Gelächter ausbrachen; dies Lachen war doch im Grunde ſehr bitter.

„Verſtehſt Du etwas von Deiner Ueberſetzung?“ fragte der Knabe.

„Faſt gar nichts,“ erwiderte ganz kleinlaut das Mädchen, „wie ſteht es denn mit Dir, Julius?“

„Ich werde aus meiner gar nicht klug.“

Dabei lehnte er ſich bequem in ſeinen Stuhl zurück, ſchlug ſeine Beine übereinander und ſprach gravitätiſch mit altklugen Geberden und grämlicher Stimme:

Digitized by Google

„Wozu nur alles dies nützen soll? Die Jahre 1500 oder 760 vor Christi Geburt kann man doch unmöglich jetzt wieder durchleben — ich lebe aber jetzt und wäre begierig zu erfahren, wie es in der Welt und im Leben aussieht; aber weder Eltern noch Lehrer wollen darüber mit mir sprechen. Ich frage fortwährend und bekomme nie eine befriedigende Antwort; ist es denn möglich, daß ich ohne jede Hilfe so vieles verstehen und erfahren soll, da fast alles, was mich umgiebt, mir unbekannt und unbegreiflich vorkommt. So ein Leben ist wirklich keinen Schuß Pulver werth, und am klügsten thäte ich, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

Glücklicherweise waren solche blutige Gedanken nur wie Gewitterwolken, die oft viel Schrecken verursachen und doch ganz ohne Folgen vorbeiziehen, denn er brauchte nur ein paar Carricaturen unbeliebter Klassenlehrer zu zeichnen, um sich zu zerstreuen und darüber Noth und Elend zu vergessen. Boshafte, zuweilen auch nur komische Situationen wurden dazu von ihm benutzt, denen er als Commentar ergötzliche Geschichten beifügte, die seine Liebe und Ehrfurcht für das Personal der Anstalt, in der sein Geist und Herz gebildet werden sollten, nicht sehr aufrichtig und herzlich erscheinen ließen. Die Empfindungen der Verehrung und des Vertrauens für die Lehrer, die so mächtig auf Kinderherzen wirken, wurden hier gänzlich von stummer Empörung und bitterem Hasse verdrängt.

Als er schon fünfzehn Jahre alt war, kam er einmal mit so feierlichem Gesichtsausdruck aus der Schule, daß man ganz sicher voraussetzen konnte, dem wißbegierigen Knaben wäre es gelungen, etwas zu erfahren, was seine Neugier schon lange gereizt und ihm viele Zweifel verursacht hatte, er rief sogleich Lusia in das andere Zimmer und sagte mit bewegter Stimme:

„Der große Stephan, einer der besten Lateiner unserer Schule, erklärte mir heute, daß wohl Niemand sich der Plackerei des Gymnasiums unterwerfen würde, wenn es nicht das einzige Mittel wäre, um einer sorgenfreien Zukunft und glänzenden Laufbahn entgegenzusehen. Wie einfältig von uns, dies nicht schon längst eingesehen zu haben!"

Nun glaubten sie die Bedeutung und das Ziel aller Studien und des Schulwesens vollkommen zu begreifen und betrachteten mit vielen Zweifeln das gelbe enge Nest, in dem sie jahrelang gelebt und erzogen worden.

„Unsere Häuslichkeit," sagte Julius, „in der man nichts anderes zu Stande bringt, als kochen, essen, schlafen und aufwachen, um dasselbe in alle Ewigkeit fortzusetzen, ist nur ein dunkles dumpfiges Loch, in dem die drei Gespenster der Noth, der Langeweile und des Unrechts hausen."

„Noth und Langeweile, das kann ich zugeben," sagte das Mädchen, „aber warum denn Unrecht?"

„Warum? Weil mein Vater wie ein Thier im Joche sich sein Lebenlang abplagen muß; meinst Du, er hätte es nicht verdient, mit den Jahren in leichtere günstigere Verhältnisse zu gelangen?"

Lusia schien erst bei diesen Worten die Bedeutung jenes von ihr in Frage gestellten Ausdrucks zu fassen; überzeugt rief sie:

„Ja, Du hast recht gesprochen; wenn Unrecht nicht vorherrschend wäre, so müßten ja mein Großvater und ich selbst auf unserm schönen Gute leben, in einem freundlichen, geräumigen Hause wohnen, in welchem man auch die Fenster öffnen dürfte, da es wohl nicht am Brennholz fehlen würde."

Dem muthwilligen Lächeln, das bei diesen Worten um ihre Lippen spielte, gelang es doch nicht, über die Bitterkeit, die in denselben lag, zu täuschen.

„Du siehst also ein, daß ich Recht hatte, und ich kann Dich noch aus eigener Erfahrung belehren, daß die drei Holden, die an unserem Herd herrschen, noch eine vierte leibliche Schwester haben, nämlich die Wuth; dies ewige Elend macht mich ganz rasend!"

„Mich stimmt es traurig," flüsterte das Mädchen, stützte ihr Antlitz auf die erhobene Hand und versank in wehmüthige Gedanken.

„Das ist recht nach Weiberart, denkst Du denn, daß ich heiter bin? Meine einzige Hoffnung, mein größter Trost ist, daß ich bald auf weitem Fluge in die große, helle, von Menschen überfüllte Welt diese schmähliche Vergangenheit vergessen werde, dann freilich sollt Ihr hier herzlich wenig von mir zu sehen bekommen."

Dieser so sehnsüchtig erwartete Flug sollte leider nicht so schnell zu Stande kommen, wie es Julius glaubte. Beim Aufsteigen zur Prima erhielt er auch die amtliche Mittheilung, daß noch eine Klasse den sechs üblichen beigefügt würde. Verzweifelnd, rasend fast, kam er an diesem Tage nach Hause, und von Lusia über die Ursache seiner stürmischen Aufregung befragt, erging er sich in den gräßlichsten Klagen über diese fatale Verzögerung seiner Universitätsstudien, und meinte, es bliebe ihm nichts anders übrig als in den Stadtwald zu gehen und sich am ersten besten Baum zu erhängen. In dieser düsteren Stimmung verblieb er einige Zeit, ermannte sich aber bald, um sich mit verdoppeltem Eifer seinen Studien zu widmen. Es war merkwürdig, daß diese Kinder, die sich in so heftigen Klagen über die Schwierigkeiten ihrer Aufgaben ergingen und dabei so geringschätzend von Denen machten, die ihnen diese Lasten auferlegten, doch so fleißig und wißbegierig blieben. Nur die Hoffnung auf eine helle Zukunft konnte wohl so stark auf ihre Gemüther wirken, daß sie trotz der starren trockenen Regeln und Wörter, für die sie kein Verständniß hatten, da ihnen keine Art der Erklärung zu Theil wurde, trotz ihrer elenden Lebensverhältnisse nicht an sich selbst und den fruchtbringenden Folgen ihres Fleißes verzweifelten. Dies fortwährende innere Ringen, dem jeder Trost, jede Ermuthigung fehlte, wie sie nur gebildete, aufmerksame Eltern zu geben vermögen, machte die Kinder blaß und finster. Dies enge Nest, in welchem zwei Menschenpflanzen erzogen wurden, war gar still in Vergleich mit solchen, in welchem junge Vögel zwitschernd und jubelnd sich zum Fluge vorbereiten; hier hörte man weder helles Lachen noch lebhaftes Plaudern, Julius und Lusia lachten selten und

hatten weder Sinn noch Zeit für harmloſe Geſpräche. Ihr einziger freier Augenblick war um die Dämmerſtunde; dann ſaßen ſie am Fenſter und beobachteten die Maſſe der Dächer, die ſchichtenweiſe in den Abgrund zu ſtürzen ſchienen, die unregelmäßigen Linien der Eſſen und darunter hängenden abgebrochenen Geſimſe. Bei dieſer Beleuchtung und in dieſer Stellung machten die traurigen Kinder den Eindruck zweier Vögel, welche, auf eine Sandbank verſchlagen, nicht weiter fliegen können, da ihre von feuchtem dichten Nebel gelähmten Flügel den Dienſt verſagen; wie ſolche Vögel ſahen auch die Kinder ſehnſüchtig in die Ferne, in der ſie grünes Laub und Sonnenſtrahlen vermutheten. Zuweilen drückten ſie ihre Geſichter dicht an die Fenſterſcheiben und beobachteten neugierig die Straße, die wie ein bunter beweglicher Streifen ſich zu winden ſchien. Die Mühe war aber umſonſt, denn die Entfernung war ſo groß, daß Alles undeutlich verſchwamm und die Menſchen zu winzigen Puppen einſchrumpften. Die Düſterheit dieſer Kinderherzen war die ganz naturgemäße Frucht der Atmoſphäre, in der ſie ſich geiſtig und phyſiſch entwickelten, deren Urſtoffe Schmerz, Ermüdung, nagende Sorge und Grabesſtille waren. Dieſe Gefährten hatten ſich ſeit den früheſten Kindertagen an ihre Ferſen geheftet, ſie machten ſich ſogar ſchon fühlbar in dem grünen Dörfchen, wo Luſia, von einer armen Wittwe aufgenommen, ihre erſten Schritte verſuchte, ſie folgten ihr in die dumpfe dunkle Portierloge, herrſchten aber am mächtigſten zwiſchen den engen gelben Wänden der Kanzliſtenwohnung; mit einem Wort, ſie verfolgten die armen Kinder auf Schritt und Tritt, draußen auf der geräuſchvollen Straße, in den Sälen, in welchen ihnen eine zweifelhafte Bildung eingetrichtert wurde, ſogar in Gottes ſchöner Natur, die ſie nur von ſchwindelnder Höhe betrachteten. Zu dem eigenthümlichen Gepräge dieſer Kindercharaktere kam noch eine überwältigende leidenſchaftliche Neugier; ſie wünſchten begierig die Welt und ihre verſchiedenen Angelegenheiten kennen zu lernen, ſie wollten einen Blick in die Verhältniſſe des Menſchen, ſeine Leiden und Freuden, ſeine Tugenden und Laſter werfen, wodurch ihnen das Verſtändniß für alles dies ermöglicht wurde. Die Saat dieſer Neugier wurde immer und überall in ihre Gemüther geſtreut, auf der Straße und in der Schule, durch das belauſchte Geſpräch eines älteren Mitſchülers oder auch aus Worten, die ſie von vorübergehenden Menſchen hörten, und endlich durch den geheimnißvollen ſympathiſchen Trieb, der ſie zu allem hinzog, was den Wänden des armſeligen Neſtes fremd und fern war; alles dies reizte ſie zu ſtillem Brüten und ſtürmiſchen Fragen. Urſprünglich ſuchten ſie die Löſung vieler ſolcher Räthſel in ihren Schulbüchern, griffen haſtig danach, verſchlangen ihren Inhalt, aber ließen ſie enttäuſcht und murrend ſinken. Später aber drangen Nachrichten aus der Welt leichter bis zu ihnen. Luſia, die etwas früher als Julius aus der Schule kam, lief ihm oft eiligſt entgegen und fragte von weitem mit leiſer Stimme: „Nun haſt Du wieder was Neues gebracht?“

Wenn die Antwort beſtätigend lautete, ließ ſich an den beiden Kindern

den ganzen Nachmittag eine fast fieberhafte Unruhe bemerken; sie sprachen mehr als gewöhnlich, tauschten in Frau Anielas Gegenwart verständnißvolle Blicke und waren des Abends, wenn sie ihre gewöhnlichen Plätze am runden Tische einnahmen, so zerstreut, daß ihnen die Aufgaben noch viel schwieriger erschienen. Erst dann beruhigten sie sich, wenn Marcel, aus der Kanzlei zurückgekehrt, sich in sein Schlafzimmer begab, seine Frau die Zeitung nach gewissenhaftem Vorlesen bei Seite legte und kein Ton sich mehr hören ließ, als die lauten Athemzüge der schlafenden Eltern. Dann glitt das Mädchen von dem Sopha herunter, huschte barfuß und im Nachtgewande leise wie ein Mäuschen nach der Küche, deren Thüre sie mit großer Vorsicht hinter sich schloß.

„Schlafen sie schon fest?" fragte der Knabe.

„Sie schnarchen sogar schon," erwiderte Lusia mit heiterem Kichern.

Julius sprang von seinem Schlafbrett herunter, warf alle Betten zur Erde und stellte auf das so abgeräumte Brett eine kleine Lampe, zog aus einem Kasten, der fest verschlossen darunter stand, viele zerrissene Bücher, verstaubte Broschüren, zerknitterte und schmutzige Zeitungen heraus; sie waren in so großer Menge vorhanden und verdeckten das Schlafbrett so völlig, daß keine Spur von dem schwarz und weiß gestreiften Drillichüberzug sichtbar blieb.

Die Kinderjahre lagen hinter ihnen; Julius war zum Jüngling herangewachsen, von hoher Gestalt und edlen Körperformen; die weiche Schmiegsamkeit seiner Erscheinung machte den Eindruck einer Pflanze, die allzu früh entwickelt, schwankend und matt bleibt. Lusia wuchs langsam, war klein und zierlich gebaut, ihre enge eingefallene Brust und die mageren Arme kennzeichneten noch den Backfisch, aber ihre Gesichtsfarbe hatte nichts kindlich Frisches mehr an sich, im Lichte der flachsblonden Zöpfe schien sie verwelkt. Diese unnatürliche Blässe wurde oft von Blitzen hoher Gedanken und Stürmen leidenschaftlicher Empfindungen durchglüht.

Auf dem Boden kauernd, die Köpfe dicht zusammengedrängt, lasen sie in den arg verstümmelten Büchern oder auch in den von hundert Händen befleckten Zeitungen. Julius las mit gedämpfter Stimme. Lusia horchte mit gespanntem Blick und starr auf den Vorleser gerichtetem Auge. Aus dieser alten Maculatur drangen unzählige Namen, Erklärungen, Grundsätze, Losungsworte und viele leere Träumereien in ihre erhitzten Köpfe.

Welchen Quellen aber entsprangen diese Begriffe? Sehr verschiedenen und sehr unklaren. Viele dieser Gedanken schienen von starken Geistern und muthigen Herzen herzurühren; andere wieder von verkommenen schwachen Naturen in die Welt gesetzt zu sein. Belebender Duft von Heilkräutern und in nächster Nachbarschaft bittere giftige Säfte, rauher erfrischender Wind, der von hohen Gipfeln her wehte, daneben gefährliche Ausdünstungen morastiger Sümpfe. In diesen Papieren war vielerlei zu lesen: Urtheile und Erklärungen über die Welt, die Natur, sogar über den allmächtigen Schöpfer!

auch die Menſchen und ihre Beſtimmung wurden vielfach beſprochen. Sie enthielten auch Erörterungen über wiſſenſchaftliche Fragen, Erzählungen und Romane, die Verhältniſſe und traurige Schickſale der Menſchen beſchrieben, polemiſche Verhandlungen, die oft gewiſſe Perſonen und einzelne Ideen mit Haß zu Boden ſchmetterten oder auch begeiſtert bis zum Himmel erhoben. Dies Alles ſtürzte mit der Macht und Schnelligkeit einer hohen Fluth in die Kinderſeelen, das meiſte ohne natürlichen Anfang in abgeriſſenen Fragmenten. Die Bilder, die dieſe Bücher vor ihren Augen erweckten, entbehrten aller Tiefe und Logik; es waren nur verſtümmelte Brocken, die ſich als ein Ganzes hinzuſtellen ſuchten. Alle dieſe Unzulänglichkeiten ſtörten nicht im mindeſten die Seligkeit, welche die jugendlichen Leſer im Beſitze dieſer bunten, aus verſchiedenen Muſtern gebildeten Moſaik empfanden; ein eifriger Forſcher, der nach jahrelangem Tappen im Finſtern Lichtſtrahlen eindringen geſehen, hätte nicht glücklicher darüber ſein können, als ſie es waren. In ihren erhitzten Phantaſien ſahen ſie in der niedrigen engen Küche mit dem rußigen Kochherd und den armſeligen Möbeln, die große Schatten auf die ſchmutzigen Wände warfen, die ſtrahlende Erſcheinung der Erkenntniß. Begeiſtert, ganz außer ſich blickten ſie von ihren Büchern empor und ſchauten mit glühenden Augen auf die Herrliche. Gleich Vögeln, die, ihrer Flügel noch nicht ſicher, hin und her flattern, wurde ihr Geiſt von den vielen Fragen, die ihn umkreiſten, ſchwankend bewegt. Die armen unſchuldigen Seelen rangen ſchwer nach der klaren Erkenntniß: was erhabener ſei, Glauben oder Verneinen, Lieben oder Haſſen, Verſtand oder Gefühl, ſtarre Dienſtpflicht oder innere Freiheit, Opfermuth oder Eigenliebe, Bewunderung für alles Schöne und Erhabene oder beißende Ironie? und ob es vorzuziehen ſei, ſeinen eigenen Glücksgelüſten zu fröhnen oder ſich als Märtyrer für die Menſchheit zu opfern? Der Jüngling ſtrebte vor allem zu erfahren, auf welcher Seite die Wahrheit zu finden ſei; das Mädchen frug, was edler, erhabener wäre; er ſuchte einen Wegweiſer, ſie Flügel. Zuweilen glaubten ſie vor der Löſung des Räthſels zu ſtehen; Julius behauptete, daß der Verſtand, der die gewaltigſte Stütze der Weltordnung ſei, das Recht habe, die Gefühle aus den Verhältniſſen und Angelegenheiten der Menſchen zu verdrängen, daß das Trachten nach Glück die heilige Pflicht jedes vernünftigen Menſchen ſein müſſe, und er alles daran ſetzen ſolle, es zu erlangen. Luſia that es leid um das verdrängte Gefühl, deſſen Stimme unklar ſich in ihrem Buſen regte, und ſie fühlte ſich unwiderſtehlich zu Entſagung und heldenhaften Opfern hingezogen. Dieſe ſo verſchiedenen Meinungen waren die Urſache von heftigen und langen Zwiſtigkeiten zwiſchen Beiden; wüthend und nach langem Streit beſchuldigte Julius das Mädchen einer unverzeihlichen Schwäche und einer in ewigen Thränen ſchwimmenden Sentimentalität; ſie aber blieb ihm nichts ſchuldig, ſondern verurtheilte ihn als einen eingebildeten herzloſen Egoiſten. Nach ſo liebenswürdigen Auseinanderſetzungen begaben ſie ſich zur Ruhe; er befriedigt in der Ueberzeugung, daß ſein Lebensziel, und die Art und Weiſe,

wie er zu denken und zu handeln habe, ganz klar vor ihm ſtehe, ſie träumend, auf ſchneeigem Roß mit dem traurigen Ritter den Wolken zuzufliegen, welcher auf einen herrlichen Stern weiſend, ihr verhieß, daß ſie in den Gluthen deſſelben verſengt der Menſchheit Erlöſung bringen werde. Am nächſtfolgenden Tag, als ſie wieder bei Nacht in der kleinen Küche ſaßen, ſagte Julius:

„Ich muß doch geſtehen, daß ich nach reiflicher Ueberlegung überzeugt bin, geſtern im Irrthum geweſen zu ſein."

Sie erwiderte ganz kleinlaut:

„Ich bin auch meiner Sache nicht mehr ſo ſicher wie geſtern, wo es mir ſchien, es ſei das größte Glück, eine menſchliche Seele oder eine große Idee fanatiſch zu lieben, für das Wohl und den Fortſchritt der Nächſten zu ſterben; heute ſehe ich ein, daß Liebe allein nicht genügen kann, daß ein zu großer Opfermuth, wie überhaupt alle überſpannten Gefühle, wohl nur eine naturgemäße Folge von krankhaften Empfindungen, falſchen Begriffen ſind."

Finſter und ſchweigend ſahen ſie auf die Papierfetzen, die auf dem Schlafbrett aufgehäuft lagen; Julius erhob ſich, fuhr mit der ihm eigenen heftigen Geberde mit beiden Händen durch das Haar und ſagte zitternd vor Erregung:

„Warum iſt es alſo um uns beſtellt. Warum müſſen wir uns mit Zweifeln abmartern, die für Andere gar nicht vorhanden zu ſein ſcheinen? Warum ſpüren wir Fragen nach, an die man gewöhnlich kaum denkt? Warum können wir nicht ſo gedankenlos hinleben wie viele Andere, wie zum Beiſpiel mein College Johann? Mit friſirtem Lockenhaar, ſteif geſtutztem Schnurrbart tanzt er und liebäugelt mit vielen Mädchen und iſt davon vollſtändig befriedigt; was kümmern den die Menſchen, ihr Glaube, ihre Gedanken, ihre Lebenszwecke? Er iſt glücklich in der verwegenſten Bedeutung des Wortes und kennt keine inneren Kämpfe. Oder auch ein Anderer, Conſtantin Wilski; kaum hatte er fünf Klaſſen durchgemacht als er ſchon als wohlhabender, lebensluſtiger Gutsbeſitzer auf ſeinem väterlichen Erbe ſaß, wichtig und ſtolz that und an's Heirathen dachte — dieſer iſt doch ſicher einer der Glücklichen?"

„Deine Bemerkungen ſind ſehr richtig, da es bei uns Mädchen ſich faſt ebenſo verhält; alle ſprechen größtentheils nur von Putz, Vergnügungen und Verehrern; ich vermag das nicht; finſtere traurige Gedanken beherrſchen mich oft — ich bin düſter geſtimmt ohne erſichtlichen Grund, möchte alles verſtehen, alles hell und klar ſehen, manchmal aus vollem Herzen ſingen und mich in weitem Fluge hoch in die Luft ſchwingen!" Sie ſchwieg, verſank in tiefes Sinnen und ſang mit leiſer Stimme:

„Schon hat der Mai ſeine Blüthen entfaltet,
Hell glänzet der Mond in nächtlicher Pracht
Auf den blitzenden Helm, auf die Silberflügel
Des Ritters, der ſeufzend ſein Leid klagt der Nacht."

Ihr leiser Gesang verstummte bald und sie fragte mit herbem Ton, sich zu ihrem Freunde wendend:

„Warum ist es so und nicht anders?"

„Warum? wohl darum, weil solche Art und Weise uns angeboren ist."

Die Welt war ihnen ein schweres Räthsel, sie sahen sie in doppelter Gestalt — Hölle oder Paradies; der Eindruck, den ihre nächtlichen Beschäftigungen hervorriefen, war maßgebend für einen von diesen Begriffen. Oft auch behauptete der Knabe mit leidenschaftlicher Stimme:

„Dieser traurige Zustand kann doch nicht ewig dauern, wir sehen ja, daß die Menschheit im Fortschritte begriffen ist, daß man nach Vervollkommnung und Glück streben darf, aber auf welche Weise kann man für sich und für Andere diese wichtigen Factoren erkämpfen?"

„Ja, auf welche Weise?" tönte es wie ein zartes Echo von den Lippen des blassen Mädchens, das sinnend mit gebeugtem Haupte und glühenden Blicken die röthlich-gelben Feuerzungen verfolgte, die der Lichtrefler der Lampe auf den Fensterscheiben bildete; sie schien diese feurigen Zungen um die Lösung des Räthsels, das ihren Kopf so schrecklich quälte, anzuflehen — in ihrer Einbildungskraft wuchsen sie gigantisch und formten sich zu einem phantastischen dämmrigen Gebilde des Weltalls.

So verlebten sie viele Herbst- und Winternächte; der Frühlingsruf des Kukuks erscholl hinter der geschlossenen Thür des Wohnzimmers, ohne von ihnen beachtet zu werden; nur das düstere, gellende Pfeifen des Nachtwächters unterbrach die tiefe Stille und ließ sie oft nervös auffahren. Zuweilen fühlten sie noch zu später Nachtstunde Hunger; ein dürftiges Quantum Thee und Zucker war immer im Bücherkasten vorräthig. Julius legte dann schnell einige glühende Kohlen in den Samowar — und rasch war das Getränk bereitet. Bei solchem Intermezzo kam manchmal ein vorsichtig gedämpftes, muthwilliges Lachen über ihre Lippen; aber nur dann, wenn Hunger die einzige Ursache dieses Schmauses war. Sehr oft fühlten sie sich so matt und schläfrig, daß nur der stärkende Thee ihnen die Kraft verlieh, weiter zu lesen und zu forschen; die armen Seelen wußten nicht, daß diese Flüssigkeit, deren narkotischer Grundstoff ihre Sinne betäubte, ihr Blut erhitzte und ihre Nerven übermäßig reizte, ebenso gefährlich wie Gift für sie war. Nach solchen Nächten zeigten diese jugendlichen Gesichter ein so deutliches Gepräge von Erschöpfung, eine so gespensterhafte Bläße breitete sich über ihre Züge, daß man hätte meinen sollen, große physische Schmerzen oder auch der Taumel wilden Sinnenrausches hätten dies Aussehen verursacht; zu ihrer gewöhnlichen Düsterheit gesellte sich dann auch fieberhafte Aufregung, sie glichen Pflanzen, die, von Sonnenstrahlen versengt, noch im Todeskampfe in Flammen erglühen. Diese Veränderung mußte sehr auffallend sein, da sie sogar von Marcel, der über Alles so gleichgiltig hinwegblickte, bemerkt wurde. Sein Auge fiel zufälligerweise während des Mittagessens auf Julius; er schien beunruhigt und fragte sogleich:

„Was fehlt Dir? biſt Du krank?“

„Nein, ich fühle mich ganz geſund,“ erwiderte er voller Staunen; ſein Vater gab ihm höchſt ſelten Gelegenheit eine Frage zu beantworten.

Marcel blickte zu Luſia hinüber und ſagte: „Mit der ſcheint es auch nicht ganz recht zu ſein.“ Es wurde darüber kein Wort mehr verloren. Erſt nach Tiſch, als Marcel auf dem Sopha ſitzen blieb, anſtatt wie ſonſt ſich in ſeine Schlafſtube zu begeben, und ſeine Frau auf einen Wink von ihm ſich an ſeiner Seite niederließ, fragte er mit leiſer Stimme:

„Was fehlt eigentlich den Kindern?“

Frau Aniela merkte nichts beſonderes und verſicherte ihrem Gatten, er beunruhige ſich unnöthigerweiſe; die Kinder wären geſund und fleißig. Er zweifelte dennoch und ſagte:

„Es ſteckt doch etwas dahinter, ſie ſehen ſehr leidend aus, lachen nie und ſind faſt ſo ſchweigſam wie ich; Du würdeſt gut thun, ſie gewiſſenhaft zu beobachten, um zu erfahren, was ſie treiben, was ſie erfreut, aber auch was ſie verſtimmt, und hauptſächlich, was es wohl ſei, das ſo nachtheilig auf ihre Geſundheit wirkt.“

„Lieber Mann,“ ſagte Aniela, mit einer Stimme, die ein großes Herzeleid durchbebte, „zweifelſt Du denn daran, daß unſer Sohn mein einziges Glück iſt, und daß ich der unglücklichen Waiſe ſo viel Gutes wie möglich zu erweiſen ſtrebe? Ich verlaſſe die Kinder keinen Augenblick, bemühe mich, ſie wirkſam zum Fleiße anzuſpornen, ernähre ſie ſo gut, wie es unſere elenden Verhältniſſe nur erlauben, kleide ſie ſogar jeden Morgen eigenhändig an, damit ſie anſtändig ausſehen und gut vor Kälte geſchützt ſind, was vermag ich mehr?“

Staunend über den ganz ungewöhnlichen Ernſt und die herbe Strenge ihrer Rede, blickte er ſie an und merkte, daß das gutmüthige Antlitz, das immer ein ſanftes Lächeln für ihn bereit hatte, ſchmerzlich erregt war; er ſprach kein Wort weiter, drückte einen innigen Kuß auf ihre Hand und verließ ſeine Wohnung. Er lenkte ſeine Schritte nach dem Gaſthofe „Aller Welttheile“. Als er in die Portierloge trat, blickte Otozki verwundert auf von den Rechnungen, mit denen er eben beſchäftigt geweſen war, begrüßte ihn herzlich, aber mit beſorgter Miene:

„Willkommen,“ ſagte er, „man bekommt Sie ſelten zu ſehen Herr Byſzczynski, ich hoffe, daß Sie mir keine ſchlechten Nachrichten von Luſia bringen!“

„Aufrichtig geſagt“, erwiderte Marcel, „weiß ich nicht, ob das, was ich Ihnen zu ſagen habe, als ſchlimme Nachricht bezeichnet werden kann; denn ich wollte eben fragen, ob Ihnen das leidende Ausſehen der beiden Kinder nicht aufgefallen iſt; es will mir ſcheinen, daß etwas beſonders Trauriges ihre Gemüther beſchwert? Meine Amtspflichten nehmen mich leider ſo ſehr in Anſpruch, daß ich nur wenig mit ihnen zuſammen bin und darum wohl mir keine klare Rechenſchaft über ihren Zuſtand ablegen kann. Ich merke

aber trotzdem nur zu gut, daß sie leidend aussehen und alle jugendliche Frische eingebüßt haben."

Otozki blickte ihn wehmüthig und verständnißvoll an und sagte:

„Ich erfahre nichts Ueberraschendes oder Neues aus ihren Worten, Ihren Sohn kenne ich nur sehr wenig; meine Enkelin ist ein herzlich gutes, aber sehr unglückliches Kind."

„Warum muß sie das sein?" unterbrach lebhaft Marcel seine Rede.

„Ich kann Ihnen nur mit Ihren eigenen Worten antworten: ‚Ich kann mir keine Rechenschaft darüber ablegen.' Obgleich Ihr Sohn im Schutze der elterlichen Herzen aufgewachsen, können Sie heute nicht auf den Grund seines Leidens dringen; wie soll ich denn Lusia verstehen, die ich nur ab und zu auf kurze Zeit sehe? Ich bemerke wohl, daß sie blaß aussieht und sich sehr schwach entwickelt, ich sehe auch, daß sie immer trauriger und einsilbiger wird, und doch kann ich nicht den Weg zu ihrem Herzen finden. Bei einer heiteren, nachsichtigen Mutter, der sie ihre Gedanken und Gefühle mittheilen könnte und die sie verstehen würde, könnte sich Lusia wohl offenherzig aussprechen; es wäre aber zu viel von ihr verlangt, daß sie einem Greis, der in seiner Verstimmung und Düsterheit ihr manchmal abstoßend erscheinen muß, vertrauen solle. Dann auch muß man viel Muße haben, um sich in so ein Kinderherz einzuleben; ich bin fortwährend beschäftigt, arbeite schwer und muß verschiedenfältige Pflichten erfüllen, um mich in meiner jetzigen Stellung zu behaupten; das ist das Wichtigste, denn es ist das Einzige, was mir die Mittel verleiht, meiner Enkelin eine anständige Erziehung zu geben."

Nach diesen Worten schwieg er, tiefe Sorge beugte sein Haupt, er schien ganz niedergedrückt zu sein, völlig entmuthigt, nur die heftigen Bewegungen der Hände, die zornig an seinem weißen Schnurrbart zupften, zeugten dafür, daß seine Energie noch nicht ganz erloschen sei. Langsam und steif erhob sich Marcel von seinem Sitze; der Portier folgte seinem Beispiel; so standen sie eine kurze Zeit stillschweigend einander gegenüber, in ihren Blicken spiegelte sich die stumme Frage, in den vergoldeten und versilberten Knöpfen ihrer Röcke spiegelte sich in unstäten Zuckungen die kleine Gasflamme.

„Sie können mir also keinen Wink, keinen Rath ertheilen, Herr Otozki?" fragte Marcel mit leiser, unsicherer Stimme, und Sie sind ebensowenig im Stande Ihrer Enkelin zu helfen, wie wir unserem Sohne?"

Diese Frage schien eine schwere Last auf das Herz des Greises zu wälzen; er sank schwerfällig auf einen Stuhl und rief mit verzweiflungsvoller Stimme:

„Was soll ich, was vermag ich für das arme Kind, mehr als ich bis jetzt gethan?"

Sein schmerzgebeugtes Haupt wieder erhebend, fuhr er jammernd fort:

„Armer Sohn! wie wenig Glück kann ich Deinem Kinde geben!"

Frau Aniela, die ſich nicht ſo viel Sorgen um das leidende Ausſehen der Kinder machte, warf nach vollendetem Tagewerk das an den Mahlzeiten abgeſparte Geld in die Sparbüchſe und bemühte ſich wiederholt, ihren Gatten über den Zuſtand der Kinder zu beruhigen.

„Du grämſt Dich ganz unnöthigerweiſe, lieber Marcel, ſelbſt die Zeitung konnte Dich nicht auf andere Gedanken bringen; ich fürchte wirklich, daß Du Dich dadurch krank machen wirſt. Ich verſichere Dir nochmals, daß die Kinder ganz geſund, und nur oft von anſtrengender Arbeit ermüdet ſind; das läßt ſich aber auf keinen Fall ändern. Du arbeiteſt wie ein Thier im Joch, ich verliere wahrlich auch keinen einzigen Augenblick; dies dauert ſchon lange Jahre und doch leben wir und finden immer neue Kräfte. Es wird ja nicht mehr ſo lange dauern, noch ein einziges Jahr, dann hat Julius das Gymnaſium abſolvirt und nach fünfjährigem Univerſitätscurſus iſt er ein fertiger Menſch. Wenn er dann Arzt iſt, wird es ihm wohl auch nicht an Arbeit fehlen, denn ich will doch hoffen, daß er mit der Zeit eine zahlreiche Praxis gewinnen wird, aber dieſe Beſchäftigung wird ihn nicht ſo ſchrecklich plagen, er wird manchmal ausruhen können, Für uns wird dann auch der ſo heißerſehnte Augenblick eintreten, wo alle unſere Qual und Mühe um unſeren Sohn ihren Lohn finden.“

Bei dieſen Worten löſchte ſie die Lampe aus und war wie gewöhnlich augenblicklich vom feſten Schlaf umfangen.

Ihre Verſicherungen ſchienen Marcel doch nicht überzeugt zu haben, da er am nächſten Sonntag die übliche Whiſtpartie im Hauſe eines Collegen aufgab, um den Abend zu Hauſe mit Frau und Kind zu verbringen. Einige Mal verſuchte er ein Geſpräch mit ſeinem Sohne anzuknüpfen, doch fiel es ihnen Beiden ſehr ſchwer, da ſie gar nicht gewohnt waren mit einander zu verkehren. Nach einigen kurzen Fragen, die von Julius ſehr unbefriedigend beantwortet wurden, ſchien der Sohn gelangweilt, der Vater faſt eingeſchüchtert zu ſein. Julius machte der peinlichen Situation ein Ende, indem er ſich erhob, um aus ſeinem Büchervorrath eines der zerlumpteſten Exemplare zu holen; dann ſetzte er ſich ſeinem Vater gegenüber und begann mit großer Aufmerkſamkeit zu leſen. Marcel ſtreckte ſeine dürre blaſſe Hand nach dem Buche aus und fragte:

„Was lieſt Du da?“

„Sociologie,“ erwiderte Julius ſo gleichgiltig wie man ſpricht, wenn man ſicher vorausſetzen kann, nicht verſtanden zu werden. In der That war es auch ſo, der Begriff dieſes Wortes war ſeinem Vater unverſtändlich, umſomehr als das Buch in ihm ganz fremden Buchſtaben gedruckt war; es war nämlich in deutſcher Sprache verfaßt. Mißvergnügt ſchob er es ſeinem Sohne wieder zu und verſank in tiefes Sinnen. Frau Aniela hörte man in der Küche ſchaffen, und da es ja Feſttag war und ſie nicht nähen konnte, mit einer Nachbarin harmlos plaudern. Die beiden Frauen klagten, daß Butter und Eier immer theurer würden, beſchwerten

ſich über den Schmutz auf dem Marktplatz, der ihr Schuhwerk ſchrecklich zerſtöre; Luſia war nicht daheim, ſie verbrachte die Abendſtunden der Feſttage bei ihrem Großvater. Heute fand ſie ihn in trüber Stimmung, er ſchaute mit glanzloſen Augen in die Ferne, zuweilen ſah er ſeine Enkelin mit betrübten prüfenden Blicken an; ſo geſtimmt war er nur an gewiſſen Jahrestagen, die ihn an ſchmerzliche oder auch glückliche Ereigniſſe ſeiner Vergangenheit erinnerten. In ſolchem Fall ſprach er immer eingehend und offenherzig darüber, erzählte, wie es bei gewiſſen Ereigniſſen zugegangen ſei, wiederholte, was für großes Herzeleid die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes, die er in der Verbannung erhalten, über ihn gebracht habe; zuweilen theilte er ihr auch intereſſante Einzelheiten aus ſeiner langen Verbannung mit. Heute kam aber nichts von alledem über ſeine Lippen, es konnte alſo kein Jahrestag der Grund ſeiner Verſtimmung ſein. Otozki entfernte ſich auf kurze Zeit, um die eben ankommenden Reiſenden zu empfangen, kehrte aber ſehr bald zurück und fragte in auffallend plötzlicher Weiſe: „Fehlt Dir etwas? Du ſiehſt elend aus und biſt ſo ſchweigſam. Wenn Du Dich krank fühlſt oder über irgend etwas zu klagen haſt, warum ſageſt Du es mir nicht frei und aufrichtig? Du kannſt ja überzeugt ſein, daß Dein Glück und Wohlbefinden mir über alles theuer ſind. Ich bitte Dich dringend, ſage mir, was Dir fehlt!“

„Ich verſichere Dich, Großpapa, daß ich mich ganz wohl fühle und keinen Grund zu irgend welcher Klage habe,“ erwiderte das Mädchen. Der Alte fuhr zornig erregt auf, beſchuldigte ſie einer nutzloſen Heimlichkeit, bezwang aber dieſe Aufwallung bald; er vermochte nicht mit harten Worten mit ihr in's Gericht zu gehen, umfaßte ſie, blickte ſie lange an und ſagte: „Du biſt eine unglückliche Waiſe; zwar haſt Du mich, aber ich bin alt, und meine Mittel ſind ſo ſpärlich, daß ich Dich kaum nothdürftig erziehen und ernähren kann; moraliſch wie phyſiſch fehlt Dir alles, was zu einem zufriedenen heiteren Kinderleben gehört; darum mußt Du, theueres Kind, Dich mit allen Schmerzen, allen Zweifeln an den allmächtigen Beſchützer aller Unglücklichen und Verlaſſenen wenden; — oft heiß und fromm beten.“ Ein verhaltenes Spottlächeln umſpielte den Mund des Mädchens, Otozki ſah es und unterbrach zornig ſeine Rede. Er erhob ſich, ſchien rauhe vermahnende Worte auf den Lippen zu haben, aber beherrſchte zum zweiten Mal den Zorn, der ſeine Bruſt in heftigen Athemzügen hob. — Lebhaft ſtreckte er ſeine Hände in die Höhe und machte ſich mit nervöſer Haſt an der Gasflamme zu ſchaffen; er fand nicht den Muth, das Kind, das einzige Vermächtniß ſeines Sohnes, das einzige Glück ſeines Lebens, rauh und ſtreng zu behandeln. Er rang nach Faſſung, ſetzte ſich beruhigt wieder auf ſeinen Platz und ſprach im Anfang mit erregter Stimme, die aber bald nur vorwurfsvoll klang, von den nachtheiligen Wirkungen ſchlechter Bücher, über die Sünde des Unglaubens und der Vernachläßigung des Gebetes. Allem Anſchein nach hörte Luſia aufmerkſam und geduldig zu, wie faſt immer

ſchweigſam und verſonnen; aber bei näherer Betrachtung hätte man ihr Antlitz öfters während ſeiner Rede ſtark erröthen, und ein ſpöttiſches, höhnendes Aufleuchten in ihren Augen geſehen. Seine Moral ſchien ſie zu empören; der gute Mann merkte dies nicht, und ebenſo raſch wie ſein heftiger Zorn ſich in milde Vorwürfe verwandelt hatte, machten dieſe einer zärtlichen Beunruhigung Platz."

„Biſt Du mir böſe, weil ich ſchalt?" fragte er, „liebſt Du ihn noch ein wenig, den griesgrämigen Großpapa?"

Wenn er nach ſolchen Worten ihre Elfengeſtalt mit kräftigem Arm an ſeine Bruſt drückte, hörte ſie das ungeſtüme Pochen ſeines Herzens, das immer noch mit gleichem Abſcheu die Livrée, dies Zeichen des Zwanges und der Dienſtbarkeit, trug, und mußte dann fühlen, daß Otozki nur ihretwegen dieſe große Demüthigung ſo heldenhaft duldete. Beeinflußt von ſolchen Gefühlen, umſchlang ſie ihn mit beiden Armen und ſtammelte ſchluchzend auf jene wiederholt an ſie gerichtete Frage: „Ich liebe Dich über alles, Großpapa!"

Die Freude des Alten kannte in ſolchen Augenblicken keine Grenzen; mit ſtürmiſcher Herzlichkeit küßte und liebkoſte er das Mädchen, ſetzte ſie auf ſeine Knie und flüſterte ihr Vieles mit zärtlich leiſer Stimme zu:

„Ich weiß am beſten, woran es Dir fehlt, was ich Dir nicht zu bieten vermag. Schöne Fluren, geſunde friſche Luft müßten Dir vor allem wohlthun, grüne Bäume, in Farbenpracht prangende Blumen würden Dein ermüdetes Auge am wirkſamſten erquicken; der Blick einer liebenden Mutter, die mit zärtlicher Sorgfalt auf Deine Geſundheit bedacht wäre, würde Deinem Antlitz einen harmloſen freudigen Ausdruck verleihen; ein vernünftiger Vater, der Deine Gefühle und Gedanken verſtünde, würde Deinem Herzen mild und weiſe den rechten Weg zeigen. Wie gut weiß ich dies alles, und wie unglücklich macht es mich, daß ich ein obdachloſer Bettler bin, der Dir nichts von alle dem gewähren kann." Solche Worte rührten ſie, ſie küßte ihn lang und herzlich, verſicherte ihn ihrer großen Liebe und tief empfundenen Dankbarkeit für die Opfer, die er ihr täglich und ſtündlich brachte und ſchloß trotzdem mit den Worten:

„Ich kann mein Weſen, meine innerſten Gedanken nicht ändern." Sie hatte Recht, dazu war es zu ſpät, die zerſtörenden Zweifel hatten ſchon in ihrem Gemüthe zu tiefe Wurzel geſchlagen. Oft brachen die dem Großvater ſo verhaßten neuen Ideen mit unbezwinglicher Macht aus ihr hervor, dann war der Alte der Verzweiflung nahe. Er begleitete ſie noch immer des Abends nach Hauſe, führte ſie ſogar ſorgfältig an der Hand, obgleich ſie ſchon ganz den Kinderſchuhen entwachſen war. Einmal als ihr Weg wieder über den einſamen Platz führte, wo ihm einſt die kleine Luſia die Erſcheinung des Ritters auf ſchneeigem Roß gezeigt hatte, blieb er ſtehen, blickte in die Höhe, ſchien etwas fragen zu wollen, getraute ſich aber nicht mit der Sprache heraus, da er befürchten mußte, daß die Beantwortung

dieſer Frage die herzliche Harmonie, die augenblicklich zwiſchen ihnen herrſchte, auf lange Zeit wieder zerſtören würde. Am Himmel ſchien der Mond in gleicher Pracht wie damals, weiße ätheriſche Wolken zogen langſam vorüber, ein geheimnißvolles Rauſchen konnte wohl für Flügelſchlag gelten; vielleicht war ihr Herz durch dieſe Erinnerung an freudvolle Augenblicke der Kindheit gerührt. Er kämpfte gegen den leidenſchaftlichen Wunſch zu erkennen, ob Luſia ganz lieblos und nüchtern geworden, fürchtete aber, daß die erlangte Sicherheit ihm bitteren Schmerz bereiten würde; vielleicht war doch nicht alle Poeſie in ihrem jungen Herzen vernichtet; ihre Worte ſollten ihn tief unglücklich machen oder freudig enttäuſchen. Heftig drückte er ihr Händchen und fragte mit leiſer zitternder Stimme und mit einem ſchüchternen Lächeln:

„Luſia ſiehſt Du noch die Erſcheinung des Ritters auf Cecoras Flur?"

Grauſam, mit ſtolzem Selbſtbewußtſein über ihr ſchwer erworbenes Wiſſen lachte ſie höhniſch auf und erwiderte:

„Seit ich vernünftig bin und mich ernſte rationelle Gedanken beſchäftigen, hat jener Zauberſpuk jeden Reiz für mich verloren!"

Er ließ ihre Hand, die er noch immer hielt, plötzlich fallen, ſprach kein Wort mehr zu ihr, geleitete ſie bis an's Hausthor und verabſchiedete ſich auf kurze und barſche Weiſe; kein zärtliches Wort, keine Liebkoſung wurde zwiſchen ihnen gewechſelt. Otozki geleitete ſie auch nicht wie ſonſt die dunkle ſteile Treppe hinauf. Zum erſten Mal in ihrem Leben ſchieden ſie in Zwiſt, ſich gegenſeitig der Härte und Liebloſigkeit beſchuldigend. Langſam, von bitteren unfreundlichen Gedanken beherrſcht, ging ſie mit unſicheren Schritten die engen Stiegen hinauf — er ſchritt eilig dem Gaſthofe zu, blieb aber inmitten des kleinen Platzes ſtehen und rief faſt laut:

„Wie konnte ich ſo leichtſinnig handeln, ſie allein im Dunkeln die gefährliche Treppe hinaufgehen zu laſſen! Wenn ſie nur nicht Schaden dadurch erleidet!"

Kummer und Sorge herrſchten im Herzen des armen Portiers und waren wohl die Urſache, daß ſeine prächtige kraftvolle Geſtalt geteugt und bedeutend gealtert erſchien. Es gab Augenblicke, in welchen düſtere Gedanken ihm jede Faſſung, jede Haltung unmöglich machten; ſeine Arme ſenkten ſich ſchlaff, ſein edles Haupt beugte ſich tief auf die Bruſt. Seine phyſiſchen Kräfte, die ſich wunderbarerweiſe trotz ſeines hohen Alters ſo lange erhalten hatten, begannen auf einmal raſch zu ſchwinden. Die Hoffnung, ſeine Enkelin glücklich zu ſehen, hatte ſeine Nerven geſpannt, hatte ihm Kräfte verliehen; er ſah jetzt, wie erfolglos ſeine große Mühe war, und verlor allen Muth. Die Schwäche ſeines Beines, die er den Strapazen ſeines Aufenthaltes in Sibirien verdankte, ließ ſich immer peinlicher fühlen, und Leon Igorowitſch Roſenblatt machte ihm oft Vorwürfe, daß ſein Gang, der ihm einſt durch ſeine vornehme Nachläſſigkeit ſo ſehr imponirt hatte, ſchwerfällig und langſam wurde. Die Hotelrechnungen konnten den Verwalter auch nicht mehr be-

friedigen; die Augen des Greiſes waren recht ſchwach geworden; das jahrelange Verweilen und Arbeiten in einem ſo unvortheilhaft beleuchteten Raume mußte ſein Augenlicht zerſtören. Luſia ſchien Mißtrauen in ihm zu erwecken, oft blickte er auf ſie mit ſcharf prüfenden Augen und ſprach mit ihr in gereiztem ungeduldigen Tone. Gewiſſe Worte, ſpöttiſches Lachen, die ſie unvorſichtiger Weiſe manchmal verrieth, ließen ihn in Zorn erbeben, aber er beſaß noch genügende Kraft, jede jähzornige Aufwallung zu unterdrücken. Seine heftige Aufregung äußerte ſich nur durch das lebhafte Ziehen ſeines ſchneeweißen Schnurrbarts und durch die nervöſe Emſigkeit, mit der er die Gasflamme regulirte. Wenn der Sturm, der in ſeinem Herzen tobte, ſich beruhigt hatte, ſetzte er ſich und begann mit vorwurfsvollem Tone ihr weitläufig zu erklären, wie wenig moraliſchen Werth die junge Generation habe, trotzdem ſie viel gelehrter, gewiß auch wißbegieriger ſei als ihre Väter es geweſen. Sie ließ ſich nie auf eine Discuſſion mit ihm ein, ſondern hörte geduldig und aufmerkſam zu, wurde aber mit der Zeit immer gleichgültiger gegen ihn, kam immer ſeltener und dann auch nur auf kurze Augenblicke in die Portierloge.

Als ſie ſchon ſechzehn Jahre zählte, kam ſie einmal in traurigſter Stimmung, mit verweinten Augen, zu ihrem Großvater. Beunruhigt hatte er gleich alle Bitterkeiten, die ſie einander entfremdeten, vergeſſen, und erkundigte ſich mit zärtlichſter Fürſorge nach der Urſache ihres Kummers. Schluchzend erzählte das Mädchen, daß Julius ſchon am nächſten Tage Wilna verlaſſen ſollte, um nach Petersburg zu reiſen.

„Hängſt Du ſo ſehr an ihm, mein armes Kind, daß Dir der Abſchied ſo ſchwer wird?“ fragte Otozki.

„Es iſt nicht nur das, lieber Großpapa, was mir weh thut, obgleich ich ihn herzlich lieb habe und durch ſeine Abweſenheit ganz vereinſamt ſein werde,“ erwiderte ſie, „hauptſächlich ſchmerzt mich der Gedanke, daß er in große Wirkungskreiſe tritt, Merkwürdiges zu ſehen bekommt, Vieles lernen wird, während ich dazu verurtheilt bin, ewig in dieſem dumpfen engen Loch zu vegetiren!“

Otozki erblaßte und fragte ſcheu, faſt leidenſchaftlich:

„Könnteſt Du denn wirklich Deine Vaterſtadt verlaſſen und dort in der Ferne glücklich ſein?“

„Dort oder wo anders iſt mir gleich, wenn es nur nicht hier ſein müßte,“ ſagte ſie, ohne ſich im mindeſten des häßlichen Egoismus, der großen Undankbarkeit bewußt zu ſein, die in dem Ausdruck dieſes Wunſches lagen. Der Greis ſtand bebend vor ihr, helle Röthe bedeckte ſeine Stirn, ſeine Augen ſchleuderten Blitze, die aber bald durch Thränen verſchleiert wurden; dennoch ſchwieg er, beherrſchte wie immer ſeinen Zorn, und ſie bekam kein hartes Wort zu hören.

Julius hatte ſeine Abiturienten-Examina ſchon vor einem Monat beendigt, und wollte ſich zunächſt in Petersburg mediciniſchen Studien widmen.

Den letzten Abend vor seiner Abreise sollte die an der Mauer befestigte Sparbüchse geöffnet werden; um Mitternacht, als sich die Gatten in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatten, nahm sie Frau Aniela von der Wand herab und stellte sie auf den Tisch, an welchem ihr Gatte saß. Er hatte an diesem Abend nicht nur seine Zeitung völlig vergessen, sondern auch nicht einmal die Uniform gegen den bequemen Schlafrock vertauscht. Sie saßen beieinander und bemühten, sich, den Deckel der Büchse zu heben, die Mutter feierlich gestimmt mit freudig erröthendem Antlitz, der Vater zitternd, mit scheuem Blick, und flüsterten hastige abgebrochene Worte und Fragen:

„Wie viel mag es wohl sein? Sicher keine große Summe, vielleicht sogar ganz unzureichend; wenn es doch wenigstens genug wäre, die ersten paar Jahre zu fristen?"

Endlich war der Deckel abgebrochen, allerlei Silber- und Kupfermünzen rollten auf den Tisch, Aniela sah stannend darauf:

„Marcel, es muß wohl eine bedeutende Summe sein?" sagte sie, ihr Auge starr auf das Vermögen ihres Sohnes geheftet.

„Der große Haufen Kleingeld täuscht Dich, zusammengerechnet wird es wohl wenig ausmachen," sagte Marcel bitter und traurig.

Sie begannen das Geld zu zählen, tiefe Stille umgab sie, nur zuweilen durch Aniela's laute Freude unterbrochen. Strahlend von Glück nahm sie einen rosigen Zehnrubelschein in die Hand, ihn so wonnevoll anlächelnd, wie ein Kind den zuerst erblickten Schmetterling des Frühlings.

„Auf welche Weise kommt dies hierher?" fragte sie aufgeregt.

„Das kam hinein, als ich unerwartet eine Gratification erhielt und einen Theil davon für Cigarren bestimmte; ich besann mich aber anders und legte das Geld in die Sparbüchse," erklärte Marcel.

„Das war wohl damals, als Du behauptetest, wegen eines Halsübels nicht rauchen zu können?" erwiderte sie und sah ihn herzlich und dankbar an; er lächelte matt wie gewöhnlich und rechnete weiter. Nach genauer Abrechnung stellte sich der Inhalt der Sparbüchse gar nicht so unbedeutend. Dreihundert Rubel, wie viel war es für diese Armen, und doch wie wenig, wenn man in Betracht zog, daß es zehnjährige Ersparnisse waren. Ein Wunder war es, daß sie bei ihren kaum genügenden Mitteln so viel zusammengebracht hatten. Marcel ging an dem zu der Abreise seines Sohnes bestimmten Morgen nicht in's Bureau; es war das erstemal in seiner langen Beamtenlaufbahn, daß er, ohne durch Krankheit verhindert zu sein, sich solches zu Schulden kommen ließ. Er rief Julius in das Schlafzimmer hinein, übergab ihm ein Päckchen Banknoten und sagte:

„Dies ist alles, liebes Kind, womit wir Dir behülflich sein können. Trotz der großen Kosten, die uns das Gymnasium verursachte, bemüheten wir uns noch etwas bei Seite zu legen, um Dir eine Universitätsbildung geben zu können. Die Hälfte dieser Summe wird wohl die Reisekosten und die Ausgaben der ersten Monate decken; die andere Hälfte werde ich

zu Deiner Disposition zurückbehalten. Es ist nicht viel, was wir Dir geben, die elenden Umstände unseres Lebens sind daran schuld, daß wir Dich in Zukunft nur so dürftig unterstützen können. Mein ganzes Sinnen und Trachten war beständig darauf gerichtet, Dir durch eine den jetzigen Verhältnissen entsprechende Schulbildung alle Wege, die zu einer glänzenden Laufbahn führen, zu öffnen. Meine eigene Erfahrung hatte mir leider klar bewiesen, wie schwer es ist, sich in der Welt durchzuschlagen, wenn man ungenügend ausgebildet ist. Ich fühlte einst auch Lust und Liebe zu Geistesarbeit; aber die nagenden Sorgen um das tägliche Brot, unglückliche allgemeine Zustände lasteten schwer auf meinem Geiste und tödteten alles innere Leben. Vor allem wünsche ich Dich stark und unabhäng zu sehen, durch Energie und gediegene Bildung sicher gestellt, Deinen Vorgesetzten so unentbehrlich, daß weder die Schlechtigkeit der Menschen noch unsere unglückliche politische Lage Dir verhängnißvoll den Weg versperren können."

Die schmerzliche Abschiedsstunde schien Vieles in Marcel aufzuwecken, was schlummernd in seiner Seele lag. Von dem Wunsche beseelt, seinem Sohne ein besseres Loos zu bereiten, als ihm selbst zu Theil geworden, nahm er seinen Kopf in beide Hände und bat mit flehender Stimme: „Lerne, arbeite fleißig, mein Sohn, es ist das einzige, was Dir Hoffnung auf eine freudenreiche Zukunft geben kann."

Die Mutter saß inzwischen in der Küche über einen kleinen Reisekoffer gebeugt; sie ordnete sorgfältig Wäsche und Kleider, die größtentheils ihrer Hände Werk waren; monatelang hatte sich die arme Frau geplagt, fast jeden Bissen vom Munde abgespart, um ihn mit warmen Kleidern, wie sie das rauhe ungesunde Klima Petersburgs erheischten, ausstatten zu können. Der Vater dachte nur an die Studien, ermahnte zu Fleiß und Ausdauer, die Mutter vergaß alles andere, um nur für das leibliche Wohl ihres Kindes zu sorgen.

* * *

Ein Jahr war seit diesen Begebenheiten schon verflossen, als sich eines Tages in dem gelben engen Neste ein ungewöhnliches Leben und Treiben bemerkbar machte. Es wurde ein doppeltes Fest gefeiert; der Sohn war aus Petersburg gekommen, um die Sommerferien im elterlichen Hause zu verleben; Lusia feierte ihren siebzehnten Geburtstag und die glückliche Beendigung ihrer Schuljahre. Innerhalb dieser gelben Wände hatte noch nie so große Heiterkeit geherrscht; helle Sonnenstrahlen drangen in das Zimmer, die verblaßten Rosen der Wanduhr erglüheten und ihr Pendel blitzte goldig in dieser Beleuchtung. Die Familie, in deren Mitte Otozki sich befand, den man zu dem Feste eingeladen hatte, war eben bei dem Mittagsmahl, das reichlicher war und nicht so stillschweigend wie gewöhnlich genossen wurde. Der arme Greis, dessen kranke Augen das Sonnenlicht nicht vertragen konnten, saß mit dem Rücken nach dem Fenster gewendet, und war so vertieft

in den Anblick des blassen blonden Mädchens, als ob er für nichts anderes Verständniß oder Sinn hätte. Das Mädchen schaute unverwandt mit gespannten Blicken auf Julius, der zwischen seinen Eltern saß, fortwährend und freudig von ihnen beobachtet. Trotz großer Hagerkeit und Blässe war er schön, hatte regelmäßige Züge, einen aufgeweckten belebten Gesichtsausdruck, feurige verständig blickende Augen und energische Bewegungen, welche in einer anderen Umgebung vielleicht als dreist gegolten hätten; hier aber bewunderte man alles an ihm und sah zu ihm wie zu einem höheren Wesen empor. Julius erzählte viel von Petersburg, beschrieb seine belebten Straßen, herrlichen Paläste, und schien großes Gefallen an der Aufmerksamkeit zu finden, die man seiner Erzählung spendete. Der Eindruck, den seine Worte machten, offenbarte sich in diesem kleinen Kreise auf sehr verschiedene Art. Die glückliche Mutter lächelte noch viel gutmüthiger als gewöhnlich, der Vater schien, von seiner Rede ganz in Anspruch genommen, völlig in ihm aufzugehen, und unterbrach ihn mit keiner einzigen Silbe, im Gegensatz zu Lusia, die ihn mit unzähligen Fragen überschüttete. Die laute Heiterkeit und Zufriedenheit, die seinem Wesen eigen war, wurde doch manchmal von anderen minder angenehmen Eindrücken verdrängt. Oft verstummte er plötzlich inmitten eines schallenden Gelächters, seine Stirn verfinsterte sich und legte sich in tiefe Falten; mit starr nach innen gerichteten Blicken schien er unter der Wucht einer schrecklichen Erinnerung oder Voraussetzung tief zu leiden; er wurde schweigsam und ein grausames Leuchten drang aus seinen Augen. Solche Augenblicke waren von kurzer Dauer, gewöhnlich ermannte er sich rasch, schien aus einem bösen Traum zu erwachen, ging mit raschen Schritten einigemal durch das Zimmer und fuhr mit beiden Händen, ganz wie in der Kindheit, durch die unordentlichen, bis auf die Schultern herabhängenden Haarmassen. Seiner Mutter, die noch auf keinen Augenblick das Auge von ihm gewandt hatte, fiel die Länge dieser Löwenmähne auf, und sie fragte in ihrer, bescheidenen fast unterwürfigen Weise:

„Warum läßt Du Dein Haar nicht schneiden? Kein vernünftiger Mann läßt es so lang wachsen!"

„Das ist eben der Grund weshalb ich es so und nicht anders trage," erwiderte Julius mit einem Tone, der keinen Widerspruch duldete. Die arme Seele dachte gar nicht daran, die Meinung ihres Lieblings zu bestreiten, doch etwas später fragte sie wieder:

„Julius, Du hast wohl vergessen, ein reines Hemd anzuziehen, als Du Deine Reisekleider wechseltest; ich hatte es doch sammt dem Anzuge hingelegt!"

„Quäle mich doch nicht, liebe Mutter, wie kannst Du nur solche Kleinigkeiten beachten? Ich setze mich über alle solche Lumpereien hinweg; es giebt so viele ernste und wichtige Sachen, an die man denken muß, daß es eine Sünde wäre, seine Zeit an solche Lappalien zu vergeuden."

Lusia hörte aufmerksam zu, stimmte sogar seinen Worten nickend bei, schien aber doch nach einiger Besinnung anderer Meinung zu sein und sagte:

„Wir lasen einmal, so viel ich mich erinnern kann, daß der beste Maßstab für die Civilisation eines Volkes die Menge der Seife sei, die es verbrauche!"

Julius blickte sie ironisch an und erwiderte so langsam und deutlich, als ob er jedes seiner Worte ihrem Gedächtniß dauernd einprägen wollte:

„Wenn alle Menschen mit Brot versorgt sein werden, so wird es uns vergönnt sein, nicht nur Seife, sondern auch Wohlgerüche in großen Massen zu verbrauchen; Wohlgerüche sind angenehm,. Battistwäsche sicher derbem Leinen vorzuziehen; es ist jammerschade, daß solche Genüsse nur Auserwählten zugänglich sind!"

Lusia erröthete, senkte, von seinen vorwurfsvollen Blicken getroffen, die Augen und gab ihm mit sprechender Geberde zu verstehen, daß er sie von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugt habe. Seine Gedanken weiter ausführend, wendete sich Julius an Otozki mit folgender Bemerkung:

„Sie sind nicht zu beneiden, so oft in Berührung mit sogenannten Großen und Vornehmen zu kommen, die ja fast immer großartige Hotels aufsuchen, um dort mit ihren Reichthümern und Titeln zu prunken."

Otozki, ganz verblüfft, schien im ersten Augenblick die Tragweite dieser Rede nicht zu verstehen, faßte sich aber schnell und antwortete in vernünftiger, ruhiger Weise, daß die Reisenden meist sehr verständige und gute Menschen wären, die sich nichts gegen ihn zu Schulden kommen ließen.

„Sie sind sehr nachsichtig gegen diese privilegirte Menschenklasse, die ohne jeden inneren Werth, unnütz, den Fortschritt hemmend, nur morsche Trümmer einer versunkenen vergessenen Vergangenheit repräsentirt!"

„Julius," rief Frau Aniela entsetzt, „wie kann man so wegwerfend von vornehmen, gebildeten Leuten sprechen!"

Marcel, welcher der Unterhaltung mit Aufmerksamkeit folgte, bekräftigte die Aeußerung seiner Frau, behauptete sogar, daß alle vornehmen Personen, die er zuweilen Gelegenheit hatte im Bureau zu sehen, einen durchaus angenehmen Eindruck machten und sich stets liebenswürdig und zuvorkommend gegen ihn erwiesen. Bei diesen Worten lächelte Julius spöttisch und wendete sich zu seinem Vater mit der Frage:

„Ist Dir nie eingefallen, daß der Unterschied, der zwischen Dir und jenen besteht, ein empörendes Unrecht sei?"

Marcel schien diese Worte gar nicht zu begreifen, antwortete aber ruhig und gelassen:

„Ich habe nie Neid über fremdes Glück und Wohlergehen empfunden."

„Neid!" rief Frau Aniela, heftig sich erhebend; Du wirst doch, liebes Kind, Deinen Vater nicht im Verdacht haben, daß er je nach fremdem Gute gestrebt?"

Julius sah wohl ein, daß diese einfachen, friedfertigen Seelen seine

weltverbeſſernden Theorien nicht verſtehen könnten, ließ ſich jedoch, durch den allgemeinen Widerſpruch gereizt, zu einer Erwiderung herab:

„Um Dir Recht zu geben, liebe Mutter, müßte ich erſt erfahren, was Du eigentlich fremdes Gut nennſt. Ich hoffe doch, daß Du ebenſo wie ich die Schöpfung als allgemeines Gut betrachteſt. Aber wozu Fragen berühren, die Euch ganz fremd ſind? Die ſchwüle Atmoſphäre dieſes engen kleinbürgerlichen Lebens hat ſo betäubend auf Eure Geiſter gewirkt, daß ihr weder Verſtändniß noch genügende Kraft beſitzt, um Euch neue Ideen anzueignen oder auch neue Menſchen zu verſtehen.“

Die Mutter ſchien unter der Wirkung dieſer Worte zu erſtarren; der Vater ſah ihn eine kurze Weile an, ſenkte aber bald ſeine Augen auf den vor ihm ſtehenden Teller und ſagte mit dumpfer Stimme:

„Deine Worte überraſchen mich nicht, ich habe ſchon lange dies Bewußtſein meiner Unwiſſenheit und Beſchränktheit; es iſt mir aber nicht angenehm, dies von Dir hören zu müſſen!“

Empört fuhr Otozki auf und ſagte mit großer Aufregung:

„Es iſt weder recht noch gut, junger Mann, in ſolcher Weiſe mit alten Eltern zu ſprechen!“

Julius ſchien beleidigt über dieſe Einmiſchung; ſein Geſicht verfinſterte ſich und er erwiderte mit rauher Stimme:

„Wo es ſich um die Wahrheit, um Menſchenrechte handelt, darf man keine Rückſichten nehmen; Eltern müſſen ebenſogut wie Fremde eines Beſſeren belehrt werden.“

Tief gereizt unterbrach Otozki ſeine Rede:

„Sie ſind aber in vorgerücktem Alter, durch lange, harte Arbeit geſchwächt; es würde ſich alſo nicht lohnen, auf die kurze Spanne Zeit, die ihnen noch auf Erden beſchieden iſt, ſie anders denken und handeln zu lehren!“

Marcel drückte dankend die Hand des Portiers und ſagte:

„Wir wollen hoffen, daß das Ende, welches uns Erlöſung von ſo vielen Mühen und Qualen bringen ſoll, nicht lange mehr auf ſich warten laſſen wird; denn wozu ſollten wir jetzt noch länger leben?“

Er blickte bei dieſen Worten auf ſeine Frau, die mit hervorbrechenden Thränen zu kämpfen ſchien.

„Grämе Dich nicht,“ liebes Weib, bat er mit herzlichem Tone, „Julius hat es gewiß nicht bös gemeint; es iſt die kraftvolle Jugend, welche in ihm ſchäumt und gährt.

„Es thut mir leid, Euch weh gethan zu haben,“ ſagte Julius barſch und unfreundlich; „ich hatte ganz vergeſſen, daß man hier jedes Wort wägen muß; denn in den Kreiſen, in welchen ich mich jetzt bewege, ſpricht Jeder ſeine Meinung ohne Scheu frei heraus. Es kam mir nicht in den Sinn, Jemanden beleidigen zu wollen, und Euch, liebe Eltern, gewiß am wenigſten.“

Die Mutter umarmte ihn nach diesen Worten schluchzend und stammelte: „Wir haben Dich von Deiner Geburtsstunde an so innig geliebt; Dein Vater arbeitete und sorgte Tag und Nacht für Deine Zukunft, denn Du bist ja unser Eins und Alles!"

Diese mütterliche Zärtlichkeit blieb nicht ohne beruhigende Wirkung; er schien weich gestimmt und drückte einen herzlichen Kuß auf Ihre Hand. Mit diesem Liebesbeweise hielt er die Sache für abgeschlossen und begann Verschiedenes aus dem Petersburger Leben zu erzählen. Ueberzeugt von seiner großen Ueberlegenheit, sprach er nur von alltäglichen Begebenheiten, von großen Schneestürmen, schönen Schlittenfahrten; aber aus seinen Worten klang eine gewisse Verachtung gegen Zuhörer, welche für geistreiche, tiefergehende Gespräche kein Verständniß bezeugt hatten. Der Portier nahm keinen weiteren Antheil am Gespräch, sondern brach bald auf, sich von Allen eiligst verabschiedend. Marcel begab sich in sein Schlafzimmer und Frau Aniela ging auf die Straße, um das Nöthige zum Abendbrot zu besorgen.

Julius und Lusia blieben allein im Wohnzimmer. Sie standen an dem Fenster, das die Zufluchtsstätte aller freien Augenblicke ihrer Kindheit gewesen war; stundenlang hatten sie an dieser Stelle gesessen, bedrückt von der schwülen Atmosphäre dieses Nestes, überdrüssig seiner gelben Wände, einem Vogelpaar gleichend, das mit aufgesträubten Federn sich in seinem Käfig furchtsam duckt, aber doch sehnsüchtige neugierige Blicke in die Ferne schickt, sich die Welt um so schöner und zauberhafter ausmalt, je weniger es davon zu sehen bekommt. Er war voller Leben und kühner Energie; ein festes Vertrauen auf eigene Kraft verlieh ihm die Hoffnung, daß alle Verheißungen, mit denen die Welt für die Jugend so freigebig ist, sich verwirklichen würden; und doch trotz dieser Siegesgewißheit verdüsterte sich oft sein Antlitz. Sie war klein und zierlich, ihre Bewegungen, ihr ganzes Wesen hatten den krankhaften Reiz einer Blume, die, in Kälte und Nebel erblüht, in ihrer schönsten Entfaltung schon verwelkt erscheint. Ihre dunklen Augen glühten geheimnißvoll, gehoben durch die blasse Gesichtsfarbe und die matten Farbentöne ihres flachsblonden Haares. Ueberhaupt war sie eine von jenen Erscheinungen, wie sie nur außergewöhnliche Verhältnisse und bewegte Zeiten erzeugen. Sie lächelte selten, und doch war ihr Mund, auf dem sich der Ausdruck einer sinnigen Schwärmerei zeichnete, bezaubernd schön. Sie war sehr blutarm, aber das so spärliche Blut rollte doch in unnatürlicher Hast durch ihre Adern; ihre Muskeln blieben schwach, da das überreizte Nervensystem in jeder Weise hemmend auf sie einwirkte. Ein gewissenhafter Arzt, sogar jeder beobachtende Psychologe wäre entsetzt gewesen über den Anblick dieses Kindes, dessen Organismus jedes Gleichgewichts entbehrte, dieses Gemüths, das so mächtig empfand, so bedeutende Gedanken hegte bei so geringen physischen Kräften und Mitteln. So stand sie vor dem lieben Genossen ihrer Kindheit, blickte ihn forschend an und sprach mit langsamen leisen Worten aus, wie glücklich sie seine Anwesenheit mache, wie sehr sie

das Bedürfniß empfinde, ihn über Vieles zu fragen, wie in früheren Zeiten Gedanken mit ihm auszutauschen. Sie hatte diesen Augenblick so sehnsüchtig erwartet; er war ja der Einzige, der auf den Grund ihres Herzens zu blicken verstand. Julius saß bequem zurückgelehnt, mit lang ausgestreckten Beinen, die auf einem ihm gegenüberstehenden Stuhle ruheten, eine Cigarrette im Munde und sah aus dieser behaglichen, aber sehr nachläßigen Stellung mit mehr Neugier als Interesse auf das Mädchen.

„Du bist wirklich nicht beneidenswerth," sagte er, als Lusia bei ihren letzten Worten ihn mit einer stummen Frage im Auge anblickte; „an diese häßlichen Wände gefesselt zu sein, Dein Leben unter beschränkten, schon halb vermoderten Menschen verbringen zu müssen, ist entsetzlich, um so mehr, da die Welt so schön, von so mannigfaltigen Genüssen und Freuden erfüllt ist, und das ganze Sinnen und Trachten der Menschen darauf gerichtet sein soll, die größte Summe Glückes sich zu eigen zu machen.

„Erinnerst Du Dich der schlaflosen Nächte, die wir dort in der Küche zubrachten? Wir lasen Vieles und stritten heftig miteinander. Ich knirschte wüthend mit den Zähnen, Du vergossest bittere Thränen über unsere Herzenseinsamkeit und die Hülflosigkeit unseres Verstandes; wir riefen leidenschaftlich nach einem Wegweiser, der uns aus diesem Labyrinth heraus zur Wahrheit und zum Licht führen möchte. Nach einem in der Welt verlebten Jahre suche ich noch, kämpfe ich mehr; über Einsamkeit kann ich nicht mehr klagen; dieses Jahr war für mich einem Jahrhundert gleichbedeutend, so völlig hat es mich von meiner Vergangenheit losgelöst. Viele herrliche großartige Wahrheiten haben sich mir offenbart, ich habe viele Fragen des Lebens und der Wissenschaft gelöst und das Joch aller morschen Vorurtheile von mir abgeschüttelt. Nur eins ist in mir unverändert geblieben: ein großer Haß gegen die beschränkte blinde Menschengemeinschaft, in der Dummheit und Unrecht an der Tagesordnung sind! Ja, Lusia, ich fühle mich wie neugeboren!"

Das Mädchen sah ihn begeistert an; konnte keine Worte finden, und stammelte nur in höchster Aufregung:

„Wie glücklich bist Du!"

Julius schien große Genugthuung zu empfinden über den Eindruck, den seine Worte auf sie gemacht hatten; er lehnte sich womöglich noch bequemer in seinen Sitz zurück, erhob seine Beine so hoch, daß die Stuhllehne ihnen zur Stütze dienen mußte, und fragte mit kurzen Worten und gleichgültiger Stimme:

„Was beabsichtigst Du für die Zukunft?"

Diese Frage ernüchterte das Mädchen; sie ließ sich neben ihm nieder und erklärte im ganz muthlosem Tone:

„Es steht mir ein einziger Weg offen: Sprachunterricht zu ertheilen; denn wissenschaftlich bin ich sehr ungenügend ausgebildet, obgleich meine

Zeugniſſe mir das Recht verleihen, in allen Lehrgegenſtänden zu unterrichten."

Mit ironiſchem Lächeln fragte Julius:

„Fühlſt Du kein Bedürfniß, Größeres zu leiſten, als bis in's Alter hinein Dich mit Stundengeben abzuplagen? Ueberdies verſtehe ich auch nicht, was für Nutzen Dir dieſe Beſchäftigung bringen ſoll?"

„Einen nothdürftigen Lebensunterhalt für mich und den Großvater," antwortete ſie kleinlaut mit geſenkten Blicken.

„Das iſt ja ein großartiger Erfolg!" ſpottete Julius; „alſo ein trockenes Stück Brot für Dich und den Alten, nichts für die Menſchen, für die neuen Ideen!"

Luſia ſtand vor ihm wie ein ſeiner Schuld überführter Miſſethäter; ihre Hände krampfhaft ringend erwiderte ſie troſtlos:

„Nichts, gar nichts!"

Er brach in ein höhniſches Gelächter aus und rief:

„Das iſt ja das verkörperte Ideal einer philiſterhaften Exiſtenz, die Schule leidlich durchmachen, die Kinderröcke mit einem langen Kleid vertauſchen, und dann von Haus zu Haus wandern, um unausſtehlichen Rangen das Leſen und Schreiben einzutrichtern; ſpäter im allergünſtigſten Falle einen ſubalternen Staatsbeamten heirathen; der ſein ganzes Leben in der Kanzlei verbringt, in ſeiner Häuslichkeit aber kaum die nöthige Zeit hat, ſeine Mahlzeiten zu ſich zu nehmen und ſich im Schlafe etwas Ruhe zu gönnen. Natürlicherweiſe kommt das Weib eines ſo geplagten Menſchen ihr Lebenlang nicht aus dem Kochen, Scheuern und Waſchen heraus. Wahrlich wenn Du nicht höher ſtrebſt, kann man Dir nicht unſinnige Träume oder zu großen Ehrgeiz vorwerfen."

Dieſe Worte fielen wie Geißelhiebe auf das unglückliche Mädchen; Röthe und Bläſſe wechſelten auf ihrem Antlitz, geſpannt folgte ſie ſeinen Reden.

„Möglich wäre es auch," fuhr Julius in demſelben Tone fort, „daß Du reich heirathſt, da Du ein ſchönes Mädchen biſt; das wäre noch das Vortheilhafteſte, denn dann würdeſt Du wenigſtens nicht im Elend untergehen. Ich kenne Dich aber zu genau, um dies vorausſetzen zu können; Du biſt nicht eine von denen, die auf die Suche gehen und überall zu finden ſind, wo ein wohlhabender lediger Mann erſcheint. Wahrſcheinlicher iſt es, daß Du eines ſchönen Tages irgendwo einem Jüngling begegnen wirſt — vielleicht ereilt Dich Dein Schickſal in der Kirche, oder auch zwiſchen dürftigen gelben Wänden — und bezaubert von ſeinem hübſchen Schnurrbart und ſüßlich liebenswürdigen Weſen, wirſt Du ihm Dein Herz und Deine Hand zu eigen geben. Ein Prieſter wird Euch für alle Ewigkeit verbinden, und ſogleich wird die Hölle, die man Familienglück nennt, beginnen; die Hauptbeſtandtheile dieſes Zuſtandes ſind ſchmutziges Küchengeſchirr und Kindergeſchrei, ſeine einzige Abwechſelung Streit und Thränen. Vielleicht wird Dich ſolch ein Leben

befriedigen; aber wir, die neue Generation, deren Losungswort Fortschritt heißt, nennen es eine verbrecherische Zeit und Kraftvergeudung."

Bei diesen Worten ergriff das Mädchen seine beiden Hände und unterbrach in energischem Tone seine Rede:

„Es ist nicht recht von Dir, nicht Deiner würdig, Julius, so wegwerfend und spottend den Stab über meine Zukunft zu brechen. Ich war die Gefährtin Deiner Kinderjahre, mit der Du alle Gedanken theiltest, und verdiene es auch jetzt, wie ein vernünftiges, denkendes Wesen behandelt zu werden. Mein Streben richtet sich einzig darauf, vieles zu lernen und immer größere Klarheit für meinen Geist zu erringen; ich möchte mich in hohem Fluge über alle Gemeinheiten des Lebens hinwegsetzen und alle Kräfte, die ich besitze, gewissenhaft und mit größtem Nutzen für die Menschheit verwerthen. Während Deiner Abwesenheit habe ich fleißig gelernt und viel gelesen. Ich war vereinsamt, konnte mich Niemandem mittheilen, mein Herz war in stetem Aufruhr, so daß ich nur selten Ruhe und Schlaf fand. Während der Nächte, die ich schlaflos verbrachte, zauberte mir meine Phantasie merkwürdige Bilder vor. Ich sah blutige, ungeheuerliche Schlachten, deren Anführer Fahnen trugen, auf welchen große Losungsworte standen; zuweilen waren es wieder ausgehungerte, elende Volksmassen, welche die Hände flehend zum Himmel emporhoben, an dem langsam und prächtig die Sonne aufging, deren Strahlen in feurigen Buchstaben das Wort „Fortschritt" verkörperten. Oft waren es auch Scheiterhaufen, deren lichterlohe Flammen in mein Herz schlugen, Märtyrer, wie Johanna d'Arc, Giordano Bruno, sah ich in jenen Gluten versinken, mich selbst von heißen Flammen umlodert, selig, mich aufopfern zu dürfen! Nein, lieber Julius, ich werde mich nie damit begnügen, Lumpen zu flicken oder am Kochherd zu stehen, ebenso wenig wie ich Stande wäre, einen unverdienten Reichthum zu genießen, ohne denselben mit vielen Unglücklichen zu theilen! An's Heirathen denke ich nie, vermöchte es gar nicht, wie andere Mädchen, mich aufzuputzen und Männern gefallsüchtig nachzustellen. Sie langweilen mich; ich finde sie ebenso häßlich wie diese verabscheuten gelben Wände. Ich will nur lernen, in der Wahrheit immer weiter vordringen, leben in der großen heiligen Bedeutung des Wortes, und wenn es sein muß, jung sterben, einen Märtyrertod erleiden, für eine edle Liebe oder eine große Idee!"

Athemlos und bebend stand sie vor ihm, flehend zu ihm aufschauend, aus Augen, die unter einem dichten Thränenschleier hervor feurig blitzten.

Julius sah sie staunend und entzückt an und rief laut:

„Wie schön bist Du! Erst heute sehe ich, wie herrlich Deine Augen sind und wie eigenthümlich der Zauber ist, der Deine ganze Erscheinung umfließt."

Ueber den Ursprung dieses Zaubers konnte er nicht klar werden, und doch entsprang dieser natürlicherweise der maßlosen Begeisterung, die sie beherrschte, die um so heftiger war, je unklarer die Ziele und Ideen waren,

denen sie huldigte. Allmächtig drängte es sie, Idealen nachzustreben, über deren Bedeutung und Tragweite sie ganz im Dunkeln war, die sie vielleicht nicht einmal näher zu bezeichnen gewußt hätte, und trotzdem hätte weder blinder Glaube noch vergötternde Liebe sie fanatischer stimmen können als diese in geheimnißvolle Nebel gehüllten Ueberzeugungen. Julius mußte wohl verstanden haben, daß diese Schwärmereien ihres Herzens reiner und edler Art waren, denn er bemühte sich, den Eindruck seiner ersten Worte zu mildern und sagte:

„Du bist nicht nur schön, sondern auch vernünftig und von den besten Vorsätzen beseelt; dies preise ich noch viel höher als die Anmuth Deiner Gestalt und die Schönheit Deines Antlitzes."

Seine Lobsprüche machten ihr nicht den geringsten Eindruck, sie hörte kaum darauf, faltete die Hände und bat mit flehenden Blicken:

„Lehre mich, führe mich, theile mir alle großen Gedanken und Wahrheiten mit, die Du Dir in der schönen Welt erworben!"

Julius senkte sinnend seine Blicke, aber eine große Genugthuung malte sich auf seinem Antlitz. Zum ersten Male zur Würde eines Meisters erhoben, sollte er die neue Lehre predigen. Ueberzeugt von der Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit der Verbreitung dieser geliebten Ideen, konnte er nun das große Werk beginnen. Sein Herz ging auf in stolzem Selbstbewußtsein, seine Ueberzeugungen erschienen ihm vollkommen und heilig.

„Warum sprachst Du," fragte er, „wenn Deine Wünsche so hochfliegender Natur sind, von Unterricht ertheilen, dürftigem Lebenserwerb?"

Düster erwiderte sie:

„Ich habe keine Geldmittel, um auf andere Weise die Pflichten, die mir die Dankbarkeit gegen meinen Großvater vorschreibt, zu erfüllen."

„Das ist wirklich zum Tollwerden!" schrie Julius wüthend, und erhob sich erregt aus seiner bequemen Stellung. „Pflichten! Wenn Deine Grundsätze und Ueberzeugungn so kleinlicher Art sind, dann wirst Du am besten thun, Dich mit Unterricht zu beschäftigen, oder auch auf die Jagd nach einem reichen Versorger zu gehen."

Lusia erschien erschrocken und beschämt und sagte, um sich zu entschuldigen:

„Mein Großvater hat mir viel Gutes erwiesen, er hat von Kindheit auf für mich gesorgt, hat meinethalben schwer und in erniedrigender Stellung bearbeitet, darf ich ihn verlassen, wenn er durch Krankheit und Alter gebrochen zusammensinkt?"

„Höre doch auf, es ist schrecklich, solchen Unsinn anzuhören," sprach Julius. „Wenn Du von Verpflichtungen gegen einen hülflosen unnützen Greis sprichst, so scheinst Du ganz zu vergessen, daß die großen einzig wichtigen Pflichten gegen die Menschheit immer auf dem ersten Plan stehen müssen. Ein Einzelner muß Millionen weichen. Du sprichst viel von hohem Streben, sehnst Dich, eine Märtyrerin großer Ueberzeugungen zu

werden, und ſetzeſt Dir trotzdem vor, Dein Leben in einen engen Wirkungskreis einzuſchränken und Dich einem abgelebten Greis aufzuopfern. Ich ſehe, daß Du noch unter der Macht morſcher Vorurtheile und überwundener Begriffe ſtehſt; aber ich habe die Zuverſicht, Daß Du Dich eines Beſſeren beſinnen wirſt. Komm mit mir, wir wollen ein wenig ſpazieren gehen, die Abendluft iſt köſtlich, und ich werde draußen viel freier ſprechen können als in dieſem dumpfen gelben Neſt."

Seinem Wunſche gemäß gingen ſie aus und erregten ſchon bei dieſem erſten Spaziergang großes Aufſehen. Julius machte den Eindruck, nicht bei geſunden Sinnen zu ſein, ſein langherabwallendes Haar, ſeine frechen Blicke und dreiſten Geberden gaben ihm den Anſchein eines Abenteurers und Raufboldes. Luſia hatte weder Hut noch Handſchuhe angezogen, um ihrem Freund zu beweiſen, wie wenig ſie auf Aeußerlichkeiten hielt; nur ein zerknittertes Tuch war nachläſſig um ihren Kopf geſchlungen und ließ die große Unordnung ihres üppigen blonden Haares ſehen. Das ganze Auftreten dieſer jungen Leute hatte das Gepräge wüſter Unordnung und wegwerfender Gleichgültigkeit für ihre Umgebung. Nicht alle Blicke, die auf das Paar fielen, drückten großes Staunen aus; Vielen waren ſolche Geſtalten nicht mehr fremd und unverſtändlich. Man wußte, woher die polniſche Jugend jene unanſtändigen rohen Sitten und jene gefährlichen Doctrinen mitbrachte. Die Eitelkeit des jungen Mannes war ſehr geſchmeichelt durch die Aufmerkſamkeit, mit der die Vorübergehenden ſie betrachteten. Luſia merkte nichts davon; den äußeren Einwirkungen völlig entrückt, lauſchte ſie geſpannt ſeinen Worten. Er ſprach fortwährend mit heftigen Bewegungen und lauter Stimme, die ſich zuweilen zu einem geheimnißvollen Flüſtern ſenkte, manchmal mit großer Begeiſterung, öfter aber klangen Spott und Ironie aus ſeiner Rede heraus.

Von nun an machten dieſe Beiden alle Tage lange Spaziergänge, lenkten immer ihre Schritte außerhalb der Stadt, um ungebundener und freier ſprechen zu können. Sie beſtiegen die reizenden Hügel, die Wilna maleriſch umgeben, ſchritten durch duftende Wieſen, gingen an Feldern vorüber, die in üppiger Reife der Kornähren prangten, oder luſtwandelten den blauen langſamſtrömenden Fluß entlang. Für dieſe Schönheiten der Natur, die gleich außerhalb der Stadtthore ſich vor ihren Augen herrlich entfalteten, hatten ſie kein Verſtändniß; ſie wähnten dies alles ſchon längſt zu kennen, da ſie oft Beſchreibungen geleſen und Bilder geſehen, welche dieſe Blumen, die ihre Füße grauſam zertraten, dieſe Vögel, die in der Höhe jubelnd oder auch wehmüthig ſangen, faſt naturgetreu darſtellten. Die Pracht der Kornähren, die ſich vor der ſcheidenden Sonne tief verneigten, machte keinen Eindruck auf ſie, ſo wenig wie das herrliche Verſinken der Tagesſtrahlen in einem Meer von Purpur und Gold. Sie ſahen dies Alles, hatten aber kein Herz dafür und waren überhaupt für erfriſchende beruhigende Empfindungen nicht mehr empfänglich. Mit rückſichtsloſer Verachtung behandelte

Julius alles Einfache und Alltägliche, alles was seinen unsinnigen Forderungen und überspannten Begriffen nicht entsprach. Beschäftigungen, die so manchen Menschen vor dem Hungertode schützen, Tugenden und Opfer, die im engen Familienkreise schweigsam geübt werden, nannte er dumme Kindereien. Es hatte den Anschein, als strebte er mit aller Kraft darnach, das ganze Weltall in einem Blicke zu umfassen, sich mit einem Male zur höchsten Stufe geistiger Erhabenheit emporzuschwingen, alle Bedürfnisse der Menschheit zu ergründen. Er kannte kein Schwanken, kein langsames Fortschreiten, verstand es auch nicht, seine Ideen vernünftig zu prüfen und sie den vielen Rücksichten der Wirklichkeit anzupassen. Durchdrungen von der Bedeutung und Vollkommenheit seiner Ansichten, ertrug er keinen Widerspruch und wußte seine Meinung mit einer wilden Energie zu behaupten, die nur ein absoluter Glaube an sich selbst und an die Wahrheit der verkündigten Lehre verleihen können. Die Ansprüche seines Ehrgeizes für seine Person sowie seine Forderungen für die ganze Menschheit hatten keinen geringen Maßstab; regelmäßige, von den Landesgesetzen geschützte Arbeit nannte er Sklaverei und unnütze Kraftvergeudung. Er fühlte sich berufen, auf große Massen zu wirken, als Apostel einer neuen Lehre Tausenden das Heil zu verkünden, große Thaten zu vollbringen, die gleich mächtigen Naturerscheinungen die ganze Welt erschüttern und alle Menschen in Bewunderung und in Demuth zu seinen Füßen niederwerfen sollten. Er zählte auf großartige Erfolge, die seine Zukunft mit Glanz umgeben würden, auf allgemeine Huldigung, Belohnungen, die nicht ausbleiben könnten, da er der Menschheit den Weg zum Glücke weisen würde. Das Ziel seines Strebens war, große Ehren für sich und die Befriedigung aller Bedürfnisse der Menschen zu erkämpfen; nicht seinem persönlichen Ehrgeiz allein wollte er fröhnen, er forderte für sich und alle Anderen auch Reichthum. Der Begriff der Armuth galt ihm für seine eigene Person als unmöglich, für Andere unerträglich. In seinen Träumen sah er Marmorpaläste, üppige Mahlzeiten, herrliche Gestüte, allen Luxus, den moderne Kunst und Industrie hervorbringen, zum Nutzen jener nordischen Magnaten, denen keine Summe zu groß ist, wenn es sich darum handelt, verschwenderischen Gelüsten zu fröhnen. Keine andere Stadt wie Petersburg hätte ihn so vertraut mit allen Ausschweifungen des Luxus und des Lasters machen können. Solche Genüsse wollte er nicht für sich allein erringen, sondern sich ihrer in Gemeinschaft seiner Nächsten, als ein Theil des großen Ganzen, erfreuen. An der Verwirklichung dieser Idee zweifelte er keinen Augenblick, da seiner Meinung nach nur abgelebte Gesetze und morsche Begriffe, die jede Lebensfähigkeit verloren hatten, den siegreichen Fortschritt der neuen Lehre hemmten. Er litt mit den armen Proletariern und liebte sie so sehr, daß sein eignes Ich ganz in ihnen aufging. Der Anblick von armen im Schweiß ihres Angesichts arbeitenden Menschen rührte ihn bis zu Thränen und entfesselte seinen ganzen Zorn gegen den Unterschied der Stände. Die Vision einer

allgemeinen Glückſeligkeit verfolgte ihn immer, betäubte ſeinen Verſtand und reizte ſeine Einbildungskraft und ſeine Nerven bis zum äußerſten. Zuweilen fühlte er Zweifel über ſeinen inneren Zuſtand, fragte ſich, ob dieſe ſtürmiſchen Forderungen nicht egoiſtiſch nur auf ſein eigenes Wohlergehen gerichtet ſeien? Ja, er fürchtete immer, ſich über die Selbſtloſigkeit ſeines Herzens zu täuſchen. Da nie falſche, noch ſeinem Geiſte fremde Gedanken über ſeine Lippen kamen, war es nur eine treue Abſpiegelung ſeines Denkens und Fühlens, was ſeine Gefährtin von ihm zu hören bekam. Dieſe freie Offenherzigkeit ſeiner Natur gab ſeiner Erſcheinung ein ganz außergewöhnliches Gepräge, wodurch ſeine Augen feurig aufleuchteten, ſein Antlitz ſich auch zuweilen verdüſtern mochte, das ihn aber doch mit verklärten ſtolzen Blicken in die Zukunft ſchauen ließ. Dieſe Begeiſterung erhob ihn in der Meinung des Mädchens zur Höhe eines Genies, das zu außerordentlichen Schickſalen erkoren iſt. Seinen Worten, die von der Macht ſeines Glaubens und Strebens zeugten, lauſchte ſie mit Entzücken und Bewunderung, machte ſich jedes davon zu eigen und wünſchte nichts mehr, als ſeinen Glauben, ſein Wiſſen, ſein Streben zu theilen. Seit ihrer früheſten Kindheit neigte ihr Gemüth zur Schwärmerei; die unnatürliche Atmoſphäre, in der ſie ſich ihr ganzes Leben hindurch bewegt, hatte dieſes Gefühl bis zur Exaltation geſteigert; bald aber wurde es unterdrückt durch den Einfluß der Bücher und Schriften, die ſie mit Julius zuſammen verſchlang. Ihre Natur konnte ſich nicht mit lauen alltäglichen Empfindungen begnügen, ihrem leidenſchaftlichen Herzen waren großartige Gefühle unentbehrlich geworden. Jetzt hatte ſie endlich gefunden, was ihr zum Leben nothwendig war, was ihm Zauber und Inhalt verlieh. Die jahrelange Neugier, das Weſen der Menſchen, ihre Verhältniſſe kennen zu lernen, das lange Suchen nach Idealen fanden jetzt durch ſeine Lehre ihren Abſchluß. Die Ueberzeugung, daß man ſeine Kräfte, ſein Leben daran ſetzen müſſe, um dieſe Ideale zu verwirklichen, war ihr ein koſtbares Erwerbniß, das ihren Lebenslauf in ganz andere Bahnen lenkte. Die Abſicht, durch Stundengeben den Großvater auf ſeine alten Tage zu unterſtützen, ſchien ihr jetzt eine einfältige und ſündhafte Idee zu ſein; es drängte ſie, den ganzen Ballaſt kleinlicher, perſönlicher Gefühle abzuwerfen, um von erhabenen Zielen und Ideen beſeelt, ohne alle Schranken leben zu können, oder auch in Opferflammen einen Märtyrertod zu ſterben. Das ſchäumende Leben der ruſſiſchen Hauptſtadt übte großen Reiz auf ſie aus; und nicht gering war die Verſuchung eines vertrauten Verkehrs mit verſtändigen gelehrten Männern — die Gelegenheit die ſich dort darbot ſich weiter zu bilden, und die Möglichkeit einer propagatoriſchen Thätigkeit, wirkten mächtig auf ihren Geiſt und ließen ihr das kleine, im letzten Aufſtand ſo ſchrecklich heimgeſuchte Wilna, das aus tauſend Wunden blutete, wie eine Gruft erſcheinen. Kein Wunder, daß von ſolchen Gedanken beherrſcht, ſie ſich ſo ſtürmiſch ſehnte, die durch ſo ſchwere Schläge betäubte Vaterſtadt mit Petersburg, dem Sammelpunkt ihrer Glaubensgenoſſen, zu vertauſchen. —

Einen von malerischen schönen Hügeln eingefaßten Pfad entlang schreitend, besprachen sie mit gehobener Stimme die schwierigsten Fragen und Aufgaben, die sich der Menschengeist gestellt. Zuweilen blieben sie am Ufer des blauen Flusses stehen und riefen seinen strömenden Fluthen weltgeschichtliche Namen, große Losungsworte zu. Manchmal ruheten sie auf bemoosten Baumwurzeln und lösten mit stolzgehobenem Haupte die geheimnißvollen Räthsel des menschlichen Herzens, brachten größte Gegensätze in innere Verbindung, fällten Urtheile, so grausam und rücksichtslos, wie kein Weltverbesserer es vor ihnen gewagt. Der Schlußsatz ihrer Forderungen ging darauf hin, keinen Unterschied im Besitz und Stand der Menschen zu dulden und alle verschiedenen Nationalitäten in einen einzigen Völkerbund zu vereinigen. Dies planten sie angesichts der dichten polnischen Wälder und riefen den Bäumen, von denen jeder eigenartig gebildet war, zu, daß auf der ganzen Erde eine Sprache, eine Sitte und ein Gesetz herrschen sollte. Vögeln, die, von ihren Stimmen und Schritten aufgescheucht, ihren Nestern zuflogen, um die Brut vor jeder Gefahr zu beschützen, sprachen sie von Aufhebung aller Pflichten, aller Familienbande. Dem Wurm, der zu den Füßen aller kriechen muß; den Insecten, die in ungeheueren dichtgedrängten Schwärmen durch die Luft ziehen, erzählten sie von einer riesiggroßen Menschengemeinschaft, der unumschränkte, durch keine Gesetze, keine moralischen Verbindlichkeiten geknechtete Freiheit verliehen werden sollte. Dem Winde, der in stürmischem Fluge über ihren heimischen Wiesenflächen rauschte, riefen sie begeistert zu:

„Es herrscht nur ein Glaube!"

Mit mitleidigen Blicken schaueten sie im Vorübergehen auf die frischen Bauernweiber, die mit freudigen Liedern die geernteten Aehren in Garben zusammen banden, und sprachen mit triumphirender Stimme:

„Keine harte Arbeit, kein Leiden von nun an für die Menschheit!"

Oft auch schallte es mit silberhellen Tönen aus dem Munde des schlanken blassen Mädchens:

„Gleiche Rechte, Brüderschaft zwischen Mann und Weib!"

Heftig erregt, mit strahlendem Antlitz, kam Lusia nach solchen Spaziergängen nach Hause zurück. Allgemein behauptete man, daß sie dem stattlichen Kindheitsgefährten, den sie mit vergötternden Blicken ansah, ihr ganzes Herz geschenkt habe. In seiner Abwesenheit schwebte fortwährend sein verklärtes Bild vor ihren Augen, sie suchte in erhabenen Regionen nach einem würdigen Platz, womöglichst zunächst der Planeten, für den geliebten Meister. Zuweilen saß sie mit vorwärtsgeneigtem Haupte, ihre dunklen Wimpern warfen geheimnißvolle Schatten auf die blassen Wangen, und um den kleinen Mund spielte ein verzücktes Lächeln. Berückend schön waren die ätherischen Züge dieses zarten Gesichts, die sich von dem Hintergrund der gelben Wände plastisch abhoben. Sie schien von glücklichen Träumen umfangen, ein unabsehbares Gewühl von Schatten und seltsamen Gebilden, die in Silber- und Krystall-

gewänder eingehüllt, mit Diamantkronen und Flammenschleier geschmückt, umschwebte sie. Woher kamen diese glänzenden Schaaren? Jenseits eines bitteren Meeres, eines großen Waldes, hinter einer dichten Wolkenmauer hervor, mitten durch einen Kugelregen gelangt man zu der Stelle, wo auf einer Wagschale, unter Blitz und Donnergeroll, die Ideen der Menschheit gewogen werden. Um diesen Punkt zu erreichen, um diese Wagschale der Erde ein wenig näher zu rücken, muß man durch einen Abgrund von Beschränktheit schreiten, einen Wald von Hindernissen fällen, Wolkenzüge quälender Zweifel aufklären und seine Brust unzähligen Schußwunden blosstellen. Nur starke, nur muthige Menschen können eine so riesige Aufgabe bezwingen, und werden, wenn es ihnen gelingt, Wohlthäter der Menschheit. Das exaltirte Mädchen und ihr kühner Gefährte sahen nur das Leuchten der Ideen, die sich in der Ferne belebten, deren Reflexe ihnen ein Schattenspiel vor die Augen zauberten, dessen unklare gebrochene Linien nichts von der Herbheit und Schärfe der Wirklichkeit hatten, ihres ätherischen Wesens halber leicht faßbar schienen, und durch grelles Licht ihre Augen so blendeten, daß sie keine Blößen, keine Mängel gewahr wurden.

„Wir nüchternen Menschen," war Lusias Lieblingsausdruck.

Julius hatte sich wieder eine andere Redensart angeeignet, um seine Gefährten und sich selbst zu bezeichnen: „Wir Realisten."

In dieser Weise vergingen die Sommermonate und je näher der Termin der Abreise ihres Freundes heranrückte, desto trauriger und düsterer wurde Lusia.

„Du wirst in der Ferne meiner vergessen, allein wirken und leiden," sagte sie vorwurfsvoll.

„Nein," erwiderte er, „das werde ich unterlassen, ich werde im Vollgenusse des Lebens schwelgen!"

Genuß war ihr ein unverständliches Wort geblieben, es war vielleicht der einzige Begriff, der von seinen Lippen nicht in ihr Gefühlsleben gedrungen war. Oft sprach sie von dem heftigen Verlangen ihres Herzens, mit dem treuen Gefährten und in Gemeinschaft aller neuen Menschen für den Sieg der gerechten Sache zu kämpfen und zu sterben.

Ihn empörte dieser Wunsch, und scheltend belehrte er sie, daß es kein Leiden, keine Betrübniß für sie Beide ebenso wie für die ganze Menschheit mehr geben sollte. Wie träumend flüsterte sie leise, daß großer Schmerz beglücken könne, daß für heilige Zwecke sich zu opfern, sogar peinliche Foltern zu erdulden, eine größere Wonne sein müsse, als Genuß, den Reichthum und Ruhm verleihen. Julius war jedoch mit ihren Wünschen und Theorien nicht einverstanden und meinte, daß so nur solche urtheilen könnten, denen Reichthum und Ruhm ganz fremde Begriffe sind; diejenigen aber, welche die Gelegenheit hatten, genau zu beobachten, wie groß die Wohlthaten und die Genüsse sind, die jene mit sich bringen, wissen wohl, daß diese beiden Faktoren den größten Werth des Lebens ausmachen. Seine Worte über-

zeugten sie nicht; aber es war wohl der einzige seiner Gedanken, dem sie nicht huldigte. Eines Tages sah er sie lange mit heißen Blicken an und fragte zornig erregt:

„Ist es möglich, daß Du Dich selber dazu verdammst, in diesem dumpfen Keller zu vermodern?"

Das arme Mädchen, dessen Herz von quälenden Zweifeln bestürmt wurde, fing statt aller Antwort bitterlich zu weinen an.

„Höre doch auf zu weinen, diese ewigen Thränen sind unerträglich, sprach Julius barsch. Nimm Dich lieber zusammen und beweise, daß Du Thatkraft und Muth besitzest."

Entsetzt über seine Unzufriedenheit, hob sie ihre Hände mit flehender Geberde zu ihm empor, stammelte Worte der Entschuldigung und die heiße Bitte, ihr Mittel und Wege zur Vervollkommnung zu weisen.

„Die Hauptsache, liebe Lusia," sagte er mit pedantisch trockenem Ton, ist: sich einen unerschöpflichen Glücksquell zu eröffnen und sich einer großen Gleichgültigkeit gegen Herkommen, fremde Urtheile und Gefühle zu befleißigen."

Sie schien seinen Gedanken nicht recht folgen zu können und fragte schüchtern:

„Wie können wir aber damit unseren Nächsten nützen?"

„Die Zustände von denen ich sprach," antwortete er, „sind die besten Mittel, die Freiheit zu erlangen; man kann andere nur befreien, wenn man selber alle Fesseln von sich geworfen hat."

Bald hatten aber solche Gespräche und die vielen Theorien, mit denen Julius den Sinn seiner Freundin nährte, der That das Feld geräumt. Er kam immer in sehr düsterer Verfassung aus der Stadt nach Hause zurück und beklagte sich oft darüber, daß in seiner Heimat keiner für ihn Verständniß hätte, niemand die wohlthätige Bedeutung der neuen Ideen anerkennen wollte, viele sogar ihn unhöflich behandelten, andere wieder ganz und gar mieden. In solchen Augenblicken furchte seine Stirn sich tief, wüthend ballte er die Fäuste und erging sich in Schimpfreden gegen das beschränkte Gesindel, das die Herrlichkeit der neuen Lehre nicht genügend würdigte. Im Grunde seines Herzens gab ihm das Gefühl, diesen Menschen geistig überlegen zu sein, eine große Genugthuung; aber er ärgerte sich so sehr über ihre Dummheit und Verstocktheit, daß er ihnen gern seine Verachtung bewiesen hätte und mit großer Freude darauf sann, sie zu ärgern. „Wenn ich ihre mitleidigen Blicke sehe, ihre Empörung über mein Benehmen bemerke, möchte ich mit herzlicher Freude sie mit Nadeln stechen und mit heißen Lavastücken steinigen; das wäre zwar ein grausames Verfahren, aber nach der neuesten Heilmethode werden ja die schmerzlichsten Wunden mit Messer und Feuer behandelt."

Eines Tages kam er noch erregter als gewöhnlich nach Hause und erzählte seiner Gefährtin, daß sie beide von den Stadtbewohnern böswillig verklatscht würden. Wüthend ging er eine längere Zeit im Zimmer auf und

ab, schien einen Entschluß zu fassen und begab sich in die Stadt. In später Abendstunde zurückgekehrt, brachte er ein Bündel mit, sagte aber Lusia nichts über dessen Inhalt.

In den Nachmittagstunden des nächsten Tages saß das Mädchen, mit einer Handarbeit beschäftigt, sinnend wie gewöhnlich im Wohnzimmer, als sie plötzlich Julius vor sich stehen sah. Staunend betrachtete sie die russische Nationaltracht, die er angelegt hatte; sie irrte doch nicht, er trug den langen blutrothen Kittel, den ein breiter Ledergürtel um die Hüften schnallte, die hohen bis an die Knie reichenden Lederstiefel und endlich auch das charakteristische Barett, mit Pfauenfedern geschmückt. Neugierig fragte sie:

„Was soll diese Verkleidung bedeuten, die alle Einwohner der Stadt im höchsten Grade empören wird? Es ist doch jetzt nicht die Zeit, in welcher Maskenscherze üblich sind?"

Erzürnt erwiderte er:

„Denkst Du, daß ich Spaßes halber gerade diesen Anzug gewählt habe? Verstehst Du wirklich nicht, was ich damit bezwecke?"

Sie blickte ihn während seiner Rede ernst und verständnißvoll an und sagte:

„Brüderschaft der Völker!"

„Meine Ueberzeugungen will ich muthig und offenherzig Allen kund thun," sagte er mit feierlicher Stimme, „mich von allen Vorurtheilen öffentlich lossagen. Willst Du an meiner Seite stehen, so ist es Dir freigestellt, mit mir zu gehen."

Lusia zauderte keinen Augenblick, erhob sich und sprach mit leuchtenden Blicken:

„Ich gehe mit Dir und beweise dadurch, daß auch Frauen groß und unabhängig denken können; daß auch sie Muth und Seelengröße genug besitzen, um ihre Ueberzeugungen, trotzdem sie mit Traditionen nicht übereinstimmen, gegen Alle zu behaupten!"

„Bravo!" rief Julius entzückt über den Eifer des Mädchens. „Ich hätte meine Ferienzeit nicht besser benützen können, als eine so tüchtige Adeptin für unsere Ideen zu gewinnen."

Schnell machte sie sich fertig, um ihn auf dem verhängnißvollen Spaziergang zu begleiten, setzte einen kleinen Filzhut, den ihr Gefährte eben so gut wie sie selbst hätte tragen können, tief in den Nacken, löste ihre dicken seidenweichen Zöpfe, blickte in den Spiegel und rief jubelnd: „Ich sehe fast aus wie ein Knabe!"

In solchem Aufzuge gingen sie Arm in Arm durch die Straßen, beherrscht von der Idee, daß sie einer großen Mission ihre Dienste weihten. Die Vorübergehenden blickten staunend und mißbilligend auf den Anzug des jungen Mannes und überhaupt auf das wilde, nachlässige Aussehen des jungen Paares; Viele konnten sogar den Abscheu, den die abgeschmackte Idee dieser Verkleidung hervorrief, nicht unterdrücken. Viele verachtungsvolle

Blicke wurden ihnen zugeworfen, und oft bekamen ſie ein gehäſſiges Gelächter zu hören.

Julius ließ ſich durch dies Alles nicht anfechten; im Gegentheil, dieſe Beweiſe von Feindſeligkeit waren ihm ſehr erwünſcht, erhöhten in ſeiner eigenen Meinung die Bedeutung der Demonſtration und ſchmeichelten ſehr ſeiner Eigenliebe. Wegwerfend blickte er auf das beſchränkte Geſindel und bemühete ſich, immer dreiſter in ſeinen Bewegungen und frecher in ſeinen Blicken zu ſein, ganz im Gegenſatz zu Luſia, die ſich wohl zu viel zugemuthet hatte; blaß, faſt bewußtlos hing das unglückliche Mädchen am Arme ihres Gefährten.

„Was fehlt Dir?“ fragte er. „Aengſtigſt Du Dich?“

„Nein,“ antwortete ſie und raffte ſich mit großer Kraftanſtrengung auf. Sie wollte eher Alles erdulden, als in ſeinen Augen erniedrigt ſein.

An einer Straßenecke blieb er ſtehen, zündete einen Papiros an und bot ihr auch einen. Sie wies dieſen im erſten Augenblick zurück, beſann ſich aber eines Beſſeren, als ſie ſeiner zornigen Blicke gewahr wurde; nahm den angebotenen Papiros und rauchte muthig darauf los. Um die unverzeihliche Schwäche, welche ſich ihrer am Anfange des Spazierganges bemächtigt hatte, zu ſühnen, bemühte ſie ſich recht herausfordernd zu blicken und blies den Rauch in auffallend großen Wolken von ſich. Bald gelangten ſie in die Nähe der Straße, in welcher ſich der Gaſthof „Aller Welttheile“ befand; Luſia blieb ſtehen und bat ihren Gefährten herzlich, einen anderen Weg einzuſchlagen.

„Warum ſollen wir dieſe Straße meiden?“ fragte er geſpannt.

„Ich möchte meinem Großvater nicht wehe thun,“ ſprach ſie tonlos.

„Das iſt alſo der Grund?“ ſagte er laut lachend, „als gehorſame Enkelin fürchteſt Du den Großpopa! Warum warſt Du denn unwahr gegen Dich ſelbſt und gegen mich und gingſt mit mir? Hatteſt Du das Recht, von Muth und Ausdauer, von Deinem heiligen Enthuſiasmus für die neuen Ideen zu ſprechen, wenn ſo erbärmliche Kleinigkeiten noch Bedeutung für Dich haben?“

„Du irrſt, Julius, ich fürchte Niemanden,“ erwiderte ſie, „ich hätte nur gern meinem Großvater den Schmerz, den unſer Anblick ihm verurſachen wird, erſpart.“

„Perſönliche Leiden können nicht in Betracht kommen,“ predigte der junge Apoſtel, „wo es ſich um das allgemeine Wohl handelt; es wäre ſchon Zeit, daß die wichtigſten Grundſätze unſerer Lehre Dir verſtändlich würden, ich fürchte aber, daß Dein ſchwacher Frauenſinn nie die ganze Größe unſerer Ideen faſſen wird.“

„Schwacher Frauenſinn!“ erwiderte ſie düſter. „Julius, wie kannſt Du ſo grauſam ſein?“

Muthig und entſchloſſen ſchritt ſie weiter, und doch war ihr der Gedanke, daß der Großvater ſie in dieſem Aufzuge ſehen würde, eine unſägliche

Qual. Eben fuhr ein hochbepackter Reisewagen vor dem Gasthof vor, Otozki stand pflichtgemäß am Wagenschlag, nahm das Handgepäck der Reisenden in Empfang und beantwortete ihre Fragen mit der ihm angeborenen ehrerbietigen Zuvorkommenheit. Plötzlich erblaßte er, ein großes Zittern ging durch seine ganze Gestalt, die Worte die er eben zu sprechen begonnen, erstarben auf seinen Lippen, sein ganzes Leben schien sich in den Blicken zu concentriren, mit denen er das junge Paar, das auf dem gegenüberliegenden Trottoir schritt, verfolgte. Einen Augenblick lang schien er den Anlauf zu einem großen Sprunge zu nehmen, um sie einzuholen; er besann sich aber glücklicherweise noch bei Zeiten, daß dieses noch viel mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Unglücklichen lenken würde, und er hätte gern Leib und Seele ewiger Pein verschrieben, um die Macht zu besitzen, sie den Blicken Aller zu entziehen. Der unglückliche Greis wankte in die Portierloge zurück und sank überwältigt von dem schrecklichen Anblick, der ihm zu Theil geworden, fast leblos auf einen Stuhl nieder, sein in Scham erglühendes Haupt so tief beugend, als ob er nie wieder den Muth finden könnte, seinem Nächsten frei in's Auge zu blicken. Doch mußte er sich ermannen, einen raschen Entschluß fassen, ehe das verirrte Mädchen unwiderruflich in's Verderben gezogen würde. Hastig erhob er sich und stürzte in das Gemach des Verwalters, welcher, wie immer heiter gestimmt, beim Fenster stand und eine lustige Melodie vor sich hinpfiff.

„Bitte," sagte der Portier mit zitternder Stimme, „gestatten Sie mir, mich heute auf einige Stunden zu entfernen!"

Leon Igorowitsch Rosenblatt näherte sich dem Greise, der bei der Thürschwelle stehen geblieben war und rief lachend, ohne im mindesten sein Anliegen zu beachten:

„Donnerwetter! wie sich Ihre Enkelin herrlich entwickelt hat; sie ist ja schlank wie ein Reh, selten schönes Haar hat sie, und die feurigsten Augen, die mir je begegnet sind."

Otozki schien seine Worte gar nicht zu hören und wiederholte nur um so dringender seine Bitte; aber der Verwalter ließ sich dadurch gar nicht in seinen Betrachtungen stören, sondern sprach in demselben Tone weiter:

„Es scheint ihr auch an Verstand nicht zu fehlen, wenigstens ist sie gescheidter als alle hiesigen Mädchen, die ihr Leben vertrauern und sich großen Gefahren aussetzen durch ihren dummen Patriotismus."

„Herr, ich bitte Sie," sprach Otozki noch dringender, und seine Hand näherte sich bebend der Rockklappe des jungen Mannes, um in dieser Weise endlich dessen Aufmerksamkeit auf sein Anliegen zu lenken, „geben Sie mir Urlaub für den Rest des heutigen Tages."

Jetzt endlich bemerkte Leon Igorowitsch die schmerzliche Erregung des Portiers und sagte beschwichtigend:

„Ja, gehen Sie nur, Jakob kann Sie vertreten, und grämen Sie sich nicht darüber, daß Ihre Enkelin im jugendlichen Uebermuthe wilde Streiche

macht. Feine vorurtheilsfreie Menschen werden sie entschuldigen, trotzdem daß sie rauchte und daß ihr Gefährte die russische Nationaltracht trug."

Otozki schien diesem Trost nicht viel Gewicht beizulegen, denn er entfernte sich mit eiligen Schritten, ehe der Verwalter seine Rede beendigt hatte. Leon Igorowitsch trat wieder an's Fenster, vergrub seine mit einem blitzenden Ring geschmückte Hand in dem frisirten Haar und sagte, dem Portier nachschauend, mit verächtlichem Lächeln:

„Armer Narr!"

Inzwischen ging das junge Paar immer weiter durch die Stadt, und je größer das Aufsehen wurde, das sie hervorriefen, desto aufgeregter wurde ihr Wesen und herausfordernder ihre Blicke. Sie begegneten einer heiteren und eleganten Gesellschaft, in der sich auch einige Mädchen befanden, die Lusia gut kannte. Diese sahen sie nur mit verächtlichen Blicken von Kopf bis zu Fuß an und gingen ohne Gruß an ihr vorbei. Lusia blieb wie angewurzelt stehen, wendete sich nach ihnen um und brach in ein schallendes Hohngelächter aus.

„Vortrefflich!" rief Julius, von ihrer Frechheit entzückt. Er mußte wohl blind sein, da zwar ihr Lachen in seine Ohren drang, aber seine Augen nicht die schweren Thränen sahen, die an ihren Wimpern hingen. Trotz bitterem Schmerze fühlte sie doch eine stolze Genugthuung, über die gemeine Alltäglichkeit erhaben zu sein. Die Vortheile, die der Umschwung ihrer Gedanken und Gefühle ihr gebracht hatte, traten noch deutlicher vor ihren Sinn, als sie ein befreundetes Mädchen bemerkte, das ärmlich gekleidet, ein Bündel unter dem Arme tragend, ihr entgegenkam. Kaum hatte das Mädchen das auffallende Paar bemerkt, als sie eiligst auf die andere Seite der Straße hinüber lief; sie schien nicht den Muth zu haben, Lusia zu begrüßen, wollte aber in dieser Weise vermeiden, sie zu beleidigen. Lusia sah ihr mitleidsvoll nach und sagte:

„Die ersten, denen wir begegneten, sind unnütze, nur dem Putz und Vergnügen ergebene Creaturen; dieses arme Geschöpf ist ganz anderer Art; sie ist überzeugt, daß es ihre heilige Pflicht ist, sich die Finger wund zu arbeiten, um ihren jüngeren Geschwistern eine dürftige Bildung zu geben. Dieser ewige Arbeitszwang hat sie zu einer elenden Sclavin gemacht, die es gar nicht begreifen kann, daß es Charaktere giebt, denen solche enge Pfade nicht genügen. Gegen die ersten fühle ich Haß und Verachtung, diese Aermste aber bemitleide ich."

Bald führte ihr Weg durch entlegene, menschenleere Straßen, bald hatten sie sogar die Stadt hinter sich gelassen und schritten inmitten weiter Wiesen und Felder, die von schönen Hügeln eingerahmt waren. Lusia hielt ihren Gefährten auf, warf einen Blick auf das schöne Bild, das sich vor ihren Augen entrollte, und fühlte erst jetzt, wie glühend heiß ihr Antlitz war. Mit Wonne empfand sie, wie breite, harzige Luftwellen es kühlten, und führte sie in tiefen Athemzügen ihrer beengten Brust zu. Die verschiedenen Gefühlsstadien, denen sie in den letzten Stunden ausgesetzt gewesen, die

centnerschwer auf ihr gelastet, hatten jedes freie Aufathmen gehindert. Sie machte sich von Julius los und lief mit eiligen Schritten auf den Gipfel der grünen Hügels.

„Wie schön ist es hier," rief sie dem ihr nacheilenden Freunde zu; siehst Du, wie kräftig die Wipfel der dunkelgrünen Tannen in der bläulich hellen Luft sich abheben, und diese grauen Wolken, gleichen sie nicht schaurigen Burgen, deren blutbefleckte Mauern hoch in den Himmel ragen? Wie herrlich sind diese Berge, deren Gipfel so goldig schimmern, dies heitere Gezwitscher der Vögel, die wohl weder schmerzliche Erniedrigung, noch bitteren Kampf kennen! Wie wunderbar schön ist die Welt, und doch wie mühevoll gestaltet sich das Leben, wenn man ernste Ziele in's Auge faßt! Wie glücklich müßten diejenigen sein, die im Stande wären, allen Ansprüchen zu entsagen und nur im Genusse der herrlichen Natur zu leben! Da wäre kein Kampf möglich, weil sie das einzige Vollkommene ist."

„Du irrst," erwiderte Julius in belehrendem Tone; „die Natur, in der wir leben, kann eben so wenig wie unsere innere der Vervollkommnung entbehren. Jahrhunderte haben barbarische Begriffe und rohe Neigungen in uns angehäuft, die großartige Idee der Erblichkeit beweist . . ."

Hier brach er seine Rede plötzlich ab, die letzten Worte hatte er schon zerstreut gesprochen. Glühend blickte er auf Lusia, seine Augen hingen so unverwandt an ihrer Gestalt, daß keine Macht ihn hätte zwingen können, seine Blicke von ihr loszureißen. Der Anblick des Mädchens war bezaubernd schön in diesem Augenblick, ihr klassischer Kopf, von dem sie den Hut abgenommen, nur von üppigen Haarflechten geschmückt, wurde durch das Licht der untergehenden Sonne mit einer Strahlenkrone umrahmt. Ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten, und die feingeschwungenen Lippen bebten, ebenso wie die elastischen klassischen Formen, die, von einem schwarzen Kleid umschlossen, in Jugendfülle prangten; Energie und Thatkraft offenbarten sich in allen ihren Bewegungen.

„Lusia!" tönte es wie ein leiser Windhauch von seinen Lippen; noch nie hatte Julius so geheimnißvoll diesen Namen ausgesprochen, noch nie hatte Lusia seine Stimme so weich und gedämpft klingen hören. „Lusia!" wiederholte er und näherte sich ihr noch mehr, obgleich er schon dicht bei ihr stand.

„Was wünschest Du?" sagte sie mit sanfter, fast liebkosender Stimme. Seine Haltung, die gewöhnlich so viel Selbstbewußtsein verrieth, war in diesem Augenblick schwankend und unsicher, er ergriff ihre Hände und sprach mit bebender Stimme:

„Nicht nur verständig und energisch bist Du, Theuerste, sondern auch berückend schön, ich möchte Dich in meine Arme nehmen und weit fort mit Dir fliehen, in eine Wüste, wo uns kein Menschenauge sähe und kein Ruf zu uns dränge!"

Mit einer scheuen, fast entsetzten Geberde sprang sie von seiner Seite hinweg und rief:

„Nein, um keinen Preis der Welt, nie soll das geschehen!"

„Was soll nie geschehen? Warum denn nie?" fragte er mit verschleierter leidenschaftlicher Stimme und streckte heiß verlangend seine Arme nach ihr aus.

Lusia wich immer weiter von ihm zurück und wiederholte: „Niemals, theurer Freund!"

Es hatte den Anschein, als ob dies tapfere Mädchen, das mit stolzgehobenem Haupte feindseligen Blicken, verächtlichem Spott begegnet war, jetzt ihren ganzen Muth eingebüßt hatte; fast beschämt stand sie da. Julius schien auch viel von seiner Sicherheit verloren zu haben, er schwieg, aber warf noch immer leidenschaftliche Blicke auf seine Gefährtin. Es gelang ihr nach einigen Minuten, den Aufruhr ihres ganzen Wesens zu beruhigen, sie richtete ihre zierliche Gestalt empor und sagte, sich zu Julius wendend:

„Von der Liebe, die Mann und Weib zu einander führt, darf zwischen uns nicht die Rede sein; wir Realisten, nüchterne Menschen haben die heiltge Pflicht, solche Gefühle von einem klaren Standpunkte aus zu beurtheilen, darum muß ich, so schwer es mir auch wird, Dir gestehen, daß Deine Gefühle, selbst Deine Wünsche mir nicht im Mindesten unverständlich sind. Ich habe aber nur eine Antwort darauf: Nie werde ich unsere Ehre, unser Gewissen mit den Schlechtigkeiten beflecken, die gemeine Menschen uns zugetraut haben; ich will auch keinesfalls die Ueberzeugung einbüßen, daß wir nicht persönliche kleinliche Interessen verfolgen, sondern uns für das allgemeine Wohl in den Kampf stürzen!" Mit warmer Empfindung, flehend gefalteten Händen sprach sie weiter:

„Versprich, mein Julius, mich nie mehr mit solchen Blicken zu betrachten, nie wieder solche Worte in mein Ohr zu flüstern, trotzdem werde ich ewig an Dich denken, denn Du bist der edelste Inhalt meines Lebens, eine mir unentbehrliche Stütze und ein herzlich geliebter Bruder!"

Die letzten Worte sprach sie lauter als alle anderen, wiederholte sie auch einige Mal, sie so stark betonend, als wollte sie ihr eigenes Herz, das sich gegen diese Zumuthung aufbäumte, damit bezwingen. Sie erfaßte seine Hand und bat mit bebender Stimme und flehenden Augen, die durch einen dichten Thränenschleier feurig blitzten:

„Theurer, gleich auf dieser Stelle wollen wir uns eidlich verpflichten, immer nur Bruder und Schwester in der Idee zu sein!"

Sie kniete nieder und zog ihn mit sich auf den Rasen. Er war so berauscht von ihrer Begeisterung, so hingerissen von ihrer Seelengröße, daß sie ihn in diesem Augenblick völlig beherrschte. Er vermochte nichts mehr als ihre Hände leidenschaftlich zu drücken, und in feurigen Worten ihre Erhabenheit, ihren Opfermuth zu preisen. Hand in Hand knieten sie auf dem Gipfel des grünen Hügels, beleuchtet von flockigen rosigen Abendwolken; ihre Augen hingen verzückt an der goldigen Bläue des Horizonts. Von des Mädchens Lippen ertönten mit zitternder Stimme feierliche Worte, die Julius bebend ihr nachsprach:

„Im Angeſicht der Natur, deren reines Gewand durch kein Unrecht, keinen Jammer befleckt iſt, angeſichts dieſer leichten goldenen Wolken, auf welchen es ſo wonnig wäre in eine große Einſamkeit, einen ungeſtörten Frieden zu ſegeln, im Namen der heiligen Wahrheit die wir mit unſerem Blut vertheidigen wollen, ſchwören wir Kinder der Welt, wir neuen Menſchen, unſer Lebenlang Bruder und Schweſter in der Idee zu bleiben!“

Sie erhob ſich zuerſt, neigte ihm ihre roſige Stirn zu, er berührte ſie mit ſeinen Lippen; der Kuß war lang und feurig, ſo gar nicht brüderlich.

Sich noch immer bei den Händen haltend, ſtiegen ſie langſam den Hügel hinunter. Luſia betrachtete ihren Bruder mit zärtlich leuchtenden Blicken; er war noch lange ſtürmiſch bewegt, beruhigte ſich aber endlich und erzählte ihr von den unzähligen Paaren, die über alle Vorurtheile erhaben, ohne durch den Segen der Kirche geweiht zu ſein, gemeinſchaftlich glücklich lebten. Merkwürdig war es, daß er heute zum erſten Mal die Theorie der freien Liebe vor ihrer Seele entrollte. Ermüdet raſteten ſie ein wenig an einem Bauernhauſe, das auf ihrem Wege zwiſchen Hollunder- und Flieder-ſträuchen verborgen lag, ſie ſchwiegen, ſpielten verlegen mit den rothen Beeren, womit die Sträucher überladen waren; blickten auch zuweilen auf den ſchimmernden Reifen, den das Licht des aufgehenden Mondes über den dunklen Tannenwipfeln zeichnete, und warfen einander verſtohlen Blicke zu. Julius wurde wieder unruhig, er verfolgte mit glühenden Augen die Bewegungen, ſogar das Lächeln ſeiner Gefährtin, die matt und traurig ſchien. Auf dem Rückwege zur Stadt ließ er ſie noch tiefere Blicke in die Schichten thun, in welchen die Idee der freien Liebe die meiſten, die glühendſten Anhänger zählt. Er verſicherte ſie, daß eine große Anzahl Frauen der beſten Stände, ſogar Fürſtinnen, der Welt ganz entſagen, um in Verborgenheit barfuß und in Lumpen gehüllt, ſammt den unglücklichen Brüdern und Schweſtern zu arbeiten, ſie dabei zu tröſten und zu belehren.

„Dieſe erhabenen Frauenherzen,“ ſagte er, „verzichten auf jede Lebensfreude, laſſen ſich nur das Glück der Liebe nicht rauben. Den blutig ſchweren Weg, den ſie erwählt, gehen ſie geſtützt auf den kräftigen Arm des Mannes, den ihr Herz erkoren, kraft ihres freien Willens und des gewaltigen Rechts der Wahlverwandtſchaft.“

„Wie glücklich müſſen ſie ſein!“ flüſterte Luſia.

„Du brauchſt ſie nicht zu beneiden, es ſteht Dir ja vollkommen frei,“ erwiderte Julius, „Deinem Leben dieſelbe Richtung zu geben. Mit Träumen, ewigem Hangen und Bangen erreicht man gar nichts.“

Die letzten Worte wurden ſchon auf der ſteilen Treppe des alten gelb-angeſtrichenen Hauſes gewechſelt. Bei ihrem Eintritt in's Wohnzimmer erhob ſich die hohe Geſtalt des Portiers, der ungewöhnlich blaß und finſter ausſah. Luſia ſchien bei dieſem Anblick furchtſam zurückzuweichen, ſchämte ſich aber ſogleich dieſer Anwandlung von Feigheit und trat mit energiſchen Schritten, faſt herausfordernden Blicken in's Zimmer. Frau Aniela, die ſehr aufge-

regt war und auf deren Geſicht Thränenſpuren ſichtbar waren, verließ haſtig das Zimmer und ſchlug ſogar mit einer ihr ganz fremden Heftigkeit die Thüre hinter ſich zu. Julius blieb auf der Schwelle ſtehen, drohende Blicke auf den Greis heftend und bereit Luſia zu vertheidigen. Dazu gab ihm Otozki aber nicht die Gelegenheit. Ruhig, näherte er ſich ſeiner Enkelin, faßte ihre beiden Hände und ſagte:

„Ich will Dich nicht fragen, wo Du Dich während dieſer langen Stunden, ſeit ich Dich hier erwartete, aufgehalten haſt; ich bitte Dich ſogar dringend, mir Dein Benehmen nicht erklären zu wollen, denn ein Verſuch der Rechtfertigung Deinerſeits würde mich zu ſehr empören; ich könnte alsdann vergeſſen, daß Du das Kind meines Sohnes biſt, mein einziger Troſt und freudigſte Hoffnung!"

Luſia löſte zitternd ihre Hände aus den ſeinigen; er ſprach weiter:

„Obgleich ich dieſer Vorfälle nicht mehr erwähnen will, werde ich dennoch alles, was möglich iſt, zu Deiner Rettung verſuchen und habe beſchloſſen, Dich aus Wilna zu entfernen. Uebermorgen wird Frau Byſzczynska Dich auf's Land zu Deiner früheren Beſchützerin bringen."

Empört unterbrach das Mädchen ſeine Rede und rief:

„In dieſen Krähwinkel, in dieſe dunkle Gruft ſoll ich verbannt werden? Niemals werde ich mich dazu hergeben!"

Otozki beachtete ihren Zorn gar nicht, er ſchien ihre Worte kaum gehört zu haben und ſprach energiſch weiter:

„Dort werde ich wie bisher die Koſten Deines Lebensunterhalts beſtreiten; ich wünſche aber, daß Du unter der Leitung Deiner Beſchützerin Dich zu einer praktiſchen Hausfrau heranbildeſt. Als Gegendienſt wirſt Du die jüngeren Kinder des Hauſes unterrichten."

Luſia wich einige Schritte zurück und ſagte mit düſterer Stimme und finſter blickenden Augen:

„Ich fühle mich weder für die Rolle einer Haushälterin noch einer Gouvernante geſchaffen, und verſichere Dich noch einmal, daß ich nicht geſonnen bin hinzugehen."

Dieſe Worte vernichteten die ſo ſchwer errungene Faſſung des Greiſes: wüthend kam er auf ſie zu und ſagte mit bebender Stimme:

„Wozu biſt Du denn gut genug? Vielleicht nur zu einem verlorenem Geſchöpf, das Schimpf und Schande über den Namen unſerer Ahnen bringt!"

Luſia war von dieſen beleidigenden Worten tief betroffen, heiße Thränen ſtürzten aus ihren Augen, ein ſchmerzliches Stöhnen entrang ſich ihrer Bruſt.

Der Anblick ihres Schmerzes reizte Julius, er konnte es nicht unterlaſſen, ſich ihrer anzunehmen, ſtellte ſich trotzig vor den Portier und erklärte, er werde es nicht leiden, daß man die Gefährtin ſeiner Kindheit beleidige und peinige. Otozki ſah auf den Jüngling, deſſen ruſſiſcher Kittel trotz des ſchwachen Lichts der Lampe blutroth ſchien; eine große Blutwelle ergoß ſich bei dieſem Anblick über das Geſicht des ehrwürdigen Polen, und minuten-

lang schien es, als ob etwas Schreckliches sich zwischen diesen beiden Männern, aus deren Augen Haß und Verachtung sprühete, ereignen müßte. Dennoch beherrschte der Greis sich soweit, daß er mit ruhiger, aber fast gebrochener Stimme sich zu Julius mit folgenden Worten wendete:

„Ich kenne Sie nicht, und wünsche auch nicht mit Ihnen zu sprechen, ich muß nur aussprechen, daß es mich sehr schmerzt, ein Mädchen das meinen Namen trägt, unter einem Dach mit Ihnen zu wissen, ich kann es leider nicht verhindern, da ich ihr kein eigenes Heim zu bieten habe; das ist wohl der Grund des ganzen Unglücks, das mich getroffen!"

Darauf schwieg er und sah seine Enkelin mit verzweifelnden Blicken an. Gerührt von dem großen Schmerz des unglücklichen Greises, oder vielleicht durch die Erinnerung an ihre Kinderjahre, die er so liebevoll beschützt, näherte sich ihm Lusia, einer zärtlichen Regung Folge leistend, und rief mit beruhigender sanfter Stimme: „Großväterchen."

Otozki wich ein paar Schritte zurück und sagte in strengem Tone: „Rüste Dich zur Reise, denn wenn Du nicht freiwillig fahren wirst, so werde ich Dich doch dazu zu zwingen wissen. Von nun an wirst Du nicht mehr den zärtlichen nachsichtigen Großvater in mir finden, sondern einen strengen Richter und energischen Vormund."

Bei diesen Worten ergriff er seine Mütze, und entfernte sich, ohne sie eines Grußes oder nur eines Blickes zu würdigen. Tiefe Stille herrschte bald nachher zwischen den Wänden des engen Nestes, die Eltern hatten sich zur Nachtruhe begeben. Julius saß mit seiner Freundin in der dunklen Küche, deren einzige Beleuchtung blasse Mondstrahlen waren, die wie Irrwische auf Dielen und Wänden herumschweiften, Lusia schien tief betrübt und vergoß bittere Thränen, Julius machte ihr lebhafte Vorwürfe; er war sehr unzufrieden mit ihr, und trachtete durchaus Entschlossenheit und Thatkraft in ihr wieder zu erwecken.

„Weine doch nicht," sagte er, es ist jammerschade um Deine schönen Augen; übrigens taugen Thränen nur für Kinder und Feiglinge."

Sie sah ihn mit trostlosen Blicken an und fragte tonlos: „Wie soll ich handeln?"

Er beugte sich zu ihr hernieder und sagte mit heißer, flehender Stimme, die weder zu der Würde des vergötterten Lehrers, noch zu der Rolle des Bruders in der Idee paßte:

„Theuerste! komm mit mir hinaus in die schöne Welt."

Dieser Gedanke war ihr nicht fremd. Wie oft hatte sie davon geträumt, auf seinen Arm gestützt, diesen engen häßlichen Wänden und kleinlichen Verhältnissen zu entfliehen. Jetzt bot sich die Gelegenheit diese Träume zu verwirklichen, und doch konnte sie keinen Entschluß fassen; der Gedanke an den Schmerz ihres Großvaters lastete centnerschwer auf ihrem Gemüth. Keines Wortes mächtig, wies sie mit einer sprechenden Geberde auf die Thür, durch welche Otozki sich vor Kurzem entfernt hatte.

„Du denkst wohl wieder an den alten Narren," sagte er ironisch, „welcher sich so pathetisch auf seine Ahnen berufen hat und so rücksichtslos sein Recht auf Dich geltend machte? Ich meine dies sollte genügen, Dich zu überzeugen, daß ein so beschränkter, so despotischer Mensch weder Achtung noch Liebe verdient, daß es das größte Unrecht wäre, Deine Kräfte, die Vielen heilbringend sein können, einer so nutzlosen Existenz zu opfern."

Aufmerksam folgte sie seinen Worten und erwiderte schüchtern und leise:

„Er hat mich aber erzogen und von Kindheit auf liebevoll beschützt!"

„Bist Du vielleicht auf eigenen Wunsch zur Welt gekommen," antwortete er. Wie merkwürdig, daß es sogar gescheiten Menschen so oft an Klarheit fehlt!" Ist es denn nicht ganz natürlich, daß ein Vater das verwaiste Kind seines Sohnes beschützt? Jedes Thier thut ja dasselbe einem natürlichen Triebe folgend. Ich sehe nichts dabei, was Dich zu Opfern verpflichten sollte; und glaube überhaupt, daß alle Opfer, die man Einzelnen bringt, unnütz sind. Der Menschheit, großen Ideen, einem geistesverwandtem Menschen, dessen Herz ebenso sehr wie das unsere von Nächstenliebe erfüllt ist, sich solchen Zwecken aufzuopfern, macht glückselig, obgleich Schmerz und Leiden auch dabei uns nicht erspart werden!"

Lusia schien nicht ganz seiner Meinung zu sein; aber seine Worte wirkten jedenfalls beruhigend auf ihr Gemüth; sie trocknete ihre Thränen und versank in tiefes Sinnen. Julius blickte voller Unruhe auf seine Gefährtin, noch nie hatte er so heiß wie in diesem Augenblick gewünscht, sie für seine Ueberzeugungen zu gewinnen und völlig zu beherrschen. Gereizt durch ihr langes Schweigen, fragte er mit leisem Spott:

„Vielleicht würde es Dir leid thun, die Heimat zu verlassen, die Menschen zu entbehren, in deren Mitte Du aufgewachsen bist; wenn dies der Grund Deiner Unentschlossenheit ist, so bitte ich Dich, wirf doch einen Blick auf die reizende Umgebung, in der Du Dein Leben verbringst."

Er riß das Fenster weit auf, deutlich sah man die in tiefste Stille versunkene Straße, die keinen anderen Anblick bot, als den der unzähligen hoch übereinander gethürmten Dächer und der gleichmäßigen Reihen dunkler Fenster.

„Nur in einer Gruft kann es so still, so leblos sein, wie hier; die Menschen, die hier wohnen, sind in ewigen Schlaf versunken, sie kennen weder Thätigkeit, noch Kampf, noch Fortschritt. Ihr ganzes Streben richtet sich darauf, sich einer Zufluchtsstätte für ihre Nachtruhe zu versichern und ein trockenes Stück Brot als Nahrung zu verdienen; um so großartige Resultate zu erlangen, opfern sie ihre Intelligenz, ihre Freiheit und ihr Selbstbewußtsein; uns neuen Menschen geziemt es nicht, uns in solchen Verhältnissen passiv zu verhalten und unsere kostbare Zeit zu vergeuden. Nein, so können wir nicht leben," sprach er weiter. Seine Begeisterung hatte einer ruhigeren wehmüthigen Stimmung Platz gemacht.

„Ich würde gewiß nicht daran denken, diese Stadt auf immer zu ver-

laſſen, und Dich nicht auffordern, mit mir in die Fremde zu ziehen, wenn hier ein anderes Leben möglich wäre. Im Grunde iſt es ja einerlei, wo ich wirke und arbeite; es wäre mir gewiß angenehmer, in der Heimat zu bleiben; dies iſt ja ein ganz natürliches Gefühl, für das ich ebenſogut wie andere Menſchen empfänglich bin, ich könnte mich ſogar leicht dazu entſchließen, wenn man hier die Gelegenheit hätte ſich zu bilden, das Recht, offenherzig und frei für ſeine Ueberzeugungen aufzutreten, wenn dieſe Menſchen, die meine Landsleute ſind, den Entſchluß faſſen könnten, vereint mit mir den Kampf um den Fortſchritt, die Wahrheit, das Glück aufzunehmen, aber nur unter ſolchen Bedingungen könnte ich hier bleiben und Dich hier laſſen."

Sie ſaß noch immer regungslos neben ihm und gab mit keinem Blick zu verſtehen, ob ſie ſich in ſeinen Willen füge; er neigte ſich zu ihr herab und fragte heftig, indem er ihre Hände mit unzähligen heißen Küſſen bedeckte:

„Haſt Du auf meine Worte geachtet? Hörſt Du mich Theuerſte?"

Sie mußte ihn wohl hören; mußte wohl die Gluth ſeiner Liebkoſungen fühlen, und doch ſaß ſie regungslos und ſtarrte mit weit offenen Augen in die Wolken, die von ſchimmerndem Mondeslicht beleuchtet ihr wieder die ſilbernen Fittige des traurigen tapferen Ritters verkörperten. Längſt Vergeſſenes zauberten dieſe flüchtigen Wolkenzüge vor ihren Sinn, das Bild jenes Helden, deſſen Geſtalt ihr Kinderherz ſo lang erfüllt hatte, mußte wohl aus der Höhe ihr zuwinken, denn ſie flüſterte geheimnißvoll:

„Ritt Siemawski tapfer und traurig
In ſtrahlender Rüſtung auf ſchneeigem Roß!"

Dieſe Verſe drängten ſich unwillkürlich auf ihre Lippen, Julius ſchien ſie nicht gehört zu haben und fragte beſorgt:

„Was ſagſt Du, Theuerſte? Du liebſte Schweſter in der Idee!"

Um keinen Preis der Welt hätte das beſchämte Mädchen ihm ihre augenblickliche Herzensſchwäche geſtanden, ſie hätte es nicht ertragen können, ſeine Achtung zu verlieren.

Zu derſelben Zeit ſaß Otozki mit Rechnungen beſchäftigt in der Portierloge, ſo ermattet durch die Aufregung der letzten Stunden, daß die Zahlenreihen vor ſeinen Augen verſchwammen. Uebermorgen ſollte ſchon der Stern ſeines Lebens verſchwinden; und doch wollte er lieber dieſe einzige Freude entbehren, als ſeine Enkelin in Wilna behalten, wo ſie jetzt von allen verſpottet und ſtreng verurtheilt wurde. Es war auch das einzige Mittel, ſie aus der ſchrecklichen Gefahr, die ihr von dem ruchloſen Schurken in der blutrothen Blouſe drohete, zu retten. Otozki nahm ſich vor, ſie gar nicht vor ihrer Abreiſe zu ſehen, obgleich ſchon der Gedanke, ihr zwei Tage lang zu zürnen, ihm ſehr peinlich war. Am nächſten Tage war er faſt unzurechnungsfähig, ſeine Gedanken weilten fortwährend bei dem theuren Kind; wie groß war aber ſeine Freude und Ueberraſchung als ſie des Abends in die Portierloge trat! Die Liebe zu ihm war alſo nicht ganz in ihrem

Herzen erloschen; demüthig suchte sie sich mit ihm auszusöhnen. So tröstende Gedanken bemächtigten sich des unglücklichen Greises bei ihrem Anblick und brachten die Hoffnung mit, daß das auf Irrwege gerathene Kind leicht und schnell gerettet werden könne, und daß sie beide noch einer glücklichen Zukunft sich freuen würden. Er bemühete sich seine Freude zu verbergen und begrüßte sie mit großer Ruhe. Heute war ihre Erscheinung ebenso gesetzt, ihre Kleidung so anspruchslos wie gewöhnlich, nur ihr Antlitz war sehr blaß und die dunklen Augen loderten in unheimlichem Feuer. Sie setzte sich auf einen Stuhl, der am Schreibtisch stand, kreuzte die Arme und verbarg ihre Hände tief in die Kleiderärmel.

„Gut, daß Du gekommen bist," sagte Otozki mit unsicherer Stimme, und wußte nicht, was er weiter sagen sollte, ob sie mit Vorwürfen überhäufen oder in zärtlicher Stimmung an sein Herz drücken.

„Wie geht es bei Euch?" sprach er weiter. „Frau Aniela war gestern sehr bekümmert, hat sie sich schon beruhigt?"

„Nein," erwiderte das Mädchen mit trockener Stimme, „heute hat sie noch viel mehr Grund zu Schmerz und Sorge."

„Warum denn?"

„Weil ihr Sohn heute Wilna verläßt!"

Diese Nachricht beglückte ihn solchermaßen, daß er seine große Freude nicht zu verbergen vermochte. Wenn Julius abwesend war, konnte er Lusia hier behalten. Er brauchte den einzigen Trost seiner alten Tage nicht zu verbannen, und gewiß würde bald ihr fleißiges Streben ihnen beiden eine nothdürftige aber unabhängige Existenz schaffen; nach der Abreise dieses Dämons würde sich alles zum Besten wenden. Lusia mußte wohl die freudige Erregung ihres Großvaters gemerkt haben; sie erröthete stark, verharrte aber in fast regungslosem Schweigen. Otozki bemühte sich sehr, ein vertrauliches Gespräch einzuleiten, um sich völlig mit ihr auszusöhnen; aber sie antwortete nur mit bündigen kurzen gleichgiltigen Worten und sah mit leeren Blicken in die Ferne. Erst als Leon Igorowitsch Rosenblatt den Portier rief, erhob sie sich, erfaßte die Hände des Großvaters und bedeckte sie mit zärtlichen Küssen. Glückselig neigte er sich zu ihr herab und sah, daß ihr Antlitz in Thränen gebadet war. Dieser Anblick rührte ihn dermaßen, daß er alles vergaß, das Mädchen stürmisch an sein Herz drückte und sie mit Liebkosungen überhäufte und Gottes Segen für ihr junges Leben stammelnd erflehte. Die Stimme des Verwalters wurde immer dringender und sie mußten sich trennen.

„Wirst Du lange ausbleiben, lieber Großpapa?" fragte sie mit leiser Stimme. Er konnte ihr keine sichere Auskunft darüber ertheilen, bat sie aber, wenn seine Abwesenheit von längerer Dauer sein sollte, ihn nicht zu erwarten, sondern nach Hause zu gehen, wo er sie noch heute besuchen würde. Frisch und heiter, wie man ihn lange nicht gesehen, stieg er die Marmortreppe hinauf und fand oben vollauf Beschäftigung; neue Möbel

ſollten unter ſeiner Aufſicht in mehreren Zimmern aufgeſtellt werden. Erſt nach einer Stunde war er frei, und dann hielt ihn noch Leon Igorowitſch längere Zeit auf der Treppe auf, ſprach wie gewöhnlich von den großen Vortheilen einer feinen Bildung, von einem glänzenden Ball, den er beſucht, zu welchem er, dank der hohen Stellung ſeines Oheims, eine Einladung erhalten hatte.

„Ich habe zwar zu dieſem Zwecke," erklärte er, „einen feinen theuren Anzug kaufen müſſen, aber es iſt wirklich alles Geld werth, ſich in ſo hochfeinen Kreiſen zu bewegen. Der intime Freund meines Oheims, Graf X., verkehrt auch dort und viele ſchöne Mädchen; aber die ſchönſte war doch die Tochter des Generals Z., ein kerngeſundes Mädel!"

Obgleich innerlich ſehr beluſtigt, durfte Otozki es ſich nicht merken laſſen. Mit eiligen Schritten kehrte er in die Loge zurück, wo er ſeine Enkelin nicht mehr traf. Er ſetzte ſich an ſeine Rechnungen und ſah zu ſeinem großen Staunen einen Brief neben ſeinen Büchern liegen, der in Luſias Handſchrift an ihn adreſſirt war. „Das gute Kind," dachte er, „hatte nicht den Muth, mir mit Worten die Reue über ihr geſtriges Benehmen zu geſtehen, nun hat ſie es brieflich gethan." Das Schreiben war ziemlich lang, er las aber nicht mehr davon als die erſte Seite, welche folgendermaßen lautete:

„Du wirſt ſehr erſtaunt ſein, lieber Großvater, daß ich Dir ſchreibe; es geſchieht darum, weil ich nicht den Muth hatte, Dir Aug' in Auge zu ſagen, was ich zu thun beabſichtige. Obgleich wir in letzter Zeit oft uneinig waren und eine große Kluft unſere beiderſeitigen Ideen und Grundſätze trennt, ſo ſchmerzt es mich dennoch unendlich, Dir wehe thun zu müſſen. Möge Dich die Ueberzeugung tröſten, daß es das Loos jedes Einzelnen iſt, ſich dem Heil der Menſchheit zu opfern; ich habe keinen Augenblick geſchwankt, ſo ſchwer es mir auch fiel, unſere Zukunft, unſer Glück auf den Altar der großen Ideen, denen ich diene, niederzulegen. Ich werde ſchwer arbeiten und ringen müſſen, um mich zu ernähren, und doch werde ich glücklich und begeiſtert den blutigen Weg, der zur Wahrheit führt, ſammt meinen Brüdern und Schweſtern in der Idee einſchlagen. Gewiß wirſt Du fragen, ob ich hier in der Heimat an Deiner Seite, unter mir befreundeten Menſchen keinen Wirkungskreis gefunden hätte? Statt aller Antwort muß ich Dir geſtehen, daß ſogar der Himmel hier bleiern ſchwer wie ein Sargdeckel über den Häuptern liegt, jeden Augenblick drohend herabzuſtürzen und alle dieſe ſchlaftrunkenen, tieftrauernden Menſchenſchaaren in Finſterniß zu vergraben. In einer Gruft kann ich nicht athmen! Glaube mir, wenn es möglich wäre, in dieſer unglücklichen Stadt in Wiſſen und Erkenntniß fortzuſchreiten, wenn man hier durch Lehre und gutes Beiſpiel veredelnd einwirken könnte, würde ich nie den Gedanken gefaßt haben, mich von Dir zu trennen, ſo grauſam Dein Herz zu verwunden. So gehe ich denn in die weite Welt, dort kann ich mich Vielen nützlich erweiſen und werde gleich einem Vogel mit Gleich-

geſinnten in großen Schaaren einen hohen Flug verſuchen. In einer Stunde ſchon werde ich Wilna verlaſſen haben und mich mit Julius auf dem Wege nach Petersburg befinden; ob ich je zu Dir zurückkehren werde . . . . . ."

Weiter konnte Otozki nicht leſen; die Buchſtaben tanzten vor ſeinen Augen; verzweifelnd ſchlug er beide Hände an ſeinen ſchmerzenden Kopf und rief mit wilder Stimme: „Gott meiner Väter! erbarme Dich meiner! O mein Sohn!"

Zugleich nahm er ſeine Uhr heraus und flüſterte haſtig:

„Schnell zu ihr, ich muß ſie retten, ſie aus den Armen dieſes Nichtswürdigen reißen!"

Er blickte auf die Uhr, ſah aber die Stunde nicht; die Zeiger wurden ihm zu zwei blutigen Fingern, die ſich ſchmerzhaft in ſein Herz bohrten."

„Ein bleierner Sargdeckel, ſchlaftrunkene, trauernde Menſchen — was konnteſt Du Größeres leiſten, theueres verirrtes Kind, als dieſen Sargdeckel heben, die Schlafenden aufrütteln, die Trauernden tröſten!"

Der ſchrille Pfiff der Locomotive unterbrach ſein dumpfes Brüten, er kannte nur zu gut die Bedeutung dieſes Tones. Da jagte auch ſchon das gewaltige lebloſe Ungethüm, Rauch und Flammen aus eiſernem Rachen ſpeiend, blitzſchnell in die Ferne und rief mit ziſchender Stimme: „Mir nach in die weite Welt." Die Locomotive, gefolgt von einer zahlloſen Reihe dunkler Waggons, verſchwand immer mehr in der Abenddämmerung, ihr toſender Lärm wurde immer undeutlicher; bald wurde alles ſtill und man hörte nur das Stöhnen eines in großen Qualen ſich windenden Menſchenherzens; ein gebeugter, bis in's innere Lebensmark getroffener Greis rief jammernd:

„Auf ewig verloren!"

Seit dieſer Stunde war der Portier des Gaſthofs „Aller Welttheile" ſpurlos verſchwunden. Vielleicht hatte ein glücklicher Zufall ihn gleich ſeinen Brüdern, vom Sturm verwehten Blättern, endlich einen Zweig finden laſſen, an den geſchmiegt er regungslos ſein Ende erwartete, vielleicht hatte der Strom, der alle ſeine Lieben vernichtete, auch ihn, den lebensmüden Greis, mit in ſeine Fluthen fortgeriſſen. Leon Igorowitſch Roſenblatt wurde ſehr oft nach dem Schickſal des ſtattlichen ehrwürdigen Portiers gefragt; er ſchüttelte dann ſpöttiſch ſein friſirtes, duftendes Haupt und ſagte mit einer wegwerfenden Bewegung ſeiner juwelengeſchmückten Hand:

„Es war ein überſpannter Narr!"

Viele hegen die Meinung, zu der auch ich mich bekennen muß, daß die feine Erziehung oder Bildung, die Leon Igorowitſch zu beſitzen wähnte, nicht die echte veredelnde, ſondern nur ihr ſchmutziges niedriges Trugbild war.

Charles Gounod.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Gounod iſt der bedeutendſte lebende franzöſiſche Tondichter. Er hat nicht blos die Oper „Margarethe“ componirt, die in Deutſchland unter allen franzöſiſchen — Carmen*) ausgenommen — die meiſten Bühnenerfolge gewann; er hat noch vor „Margarethe“ mit ſeiner „Méditation“ über das erſte Präludium von Bach's „Wohltemprirtem Klavier“ einen kleinen Inſtrumentalſatz geſchaffen, der ſofort mit unglaublicher Schnelle in alle Gegenden drang und noch heute in allen möglichen Umformungen öfters in den Concertſälen erſcheint. Er hat auch kirchliche umfangreiche religiöſe Tonwerke geſchrieben, die in England ſich günſtiger Aufnahme erfreuen, und will nunmehr ſeinen eigenen Verſicherungen zufolge, ſein ganzes künftiges Schaffen dieſer Richtung weihen.

Bevor wir zu den Betrachtungen über ſeine Werke und ſein Wirken übergehen, muß zuvörderſt feſtgeſtellt werden, daß jeder franzöſiſche Componiſt ſeit Glucks Zeiten nur vom Standpunkte der Entwickelung der franzöſiſchen Opernmuſik beurtheilt werden kann. Denn mit Ausnahme von Berlioz, über den wir ſpäter noch ſprechen werden, und von Saint Saëns, der in neuerer Zeit verſucht hat, das muſikaliſche Genrebild in Frankreich einzuführen**), giebt es keinen bedeutenden franzöſiſchen Componiſten, bei

*) Und hier trug der ſehr „pickante“ Stoff nicht wenig zum Erfolge bei.

**) Wir glauben auch, daß der eifrigſte franzöſiſche Patriot zugeſtehen muß, daß Saint Saëns Werke (nicht blos der Name) in Deutſchland bekannter ſind als in Frankreich. Seine Opern ſind ganz unbeachtet geblieben.

dem nicht die unmittelbaren Wechselwirkungen zwischen ihm und der Entwickelung der Opernmusik nachzuweisen wären; jeder ist aus ihr hervorgegangen, und keiner vor Gounod hat ihre Ueberlieferungen verlassen, versucht, einen selbständigen Weg einzuschlagen. Es ist bezeichnend, daß Berlioz, der als der erste Anreger der Programm-Musik anerkannt werden muß, immer wieder einen (für die Wesenheit seines Genies unerreichbaren) Erfolg in der französischen Oper anstrebte, und daß auch St. Saëns schon zwei oder drei Mal denselben vergeblichen Anlauf genommen hat. Das französische große Publikum kennt eigentlich nur einen Componisten-Ruhm: den in der Oper erlangten. Die Symphonien und andere Instrumental-Werke überläßt es den Deutschen und bewundert deren Schöpfungen — aber von seinen Componisten verlangt es Opern.

Die Entwickelung der französischen Opernmusik, die Traditionen dieser letzteren, sowie ihr maßgebender Einfluß auf die Componisten sind tief begründet in der Culturgeschichte des Landes, deren Brennpunkt von jeher in Paris lag. Die französische Hauptstadt war und ist eine Theaterstadt, welche die Opernmusik als die oberste betrachtet. Die Instrumentalmusik hat in Frankreich bis in den dreißiger Jahren des laufenden Jahrhunderts wenig Pflege gefunden, und ward als ein exotisches Erzeugniß betrachtet; die Symphonien von Méhul und Cherubinis Streichquartette waren schon zu Lebzeiten der Componisten — von denen der Eine Franzose war, der Andere seit vielen Jahren in Paris wirkte — viel mehr in Deutschland bekannt als in ihrer Heimat. Und während in Deutschland jede bedeutende Stadt, ja selbst jede kleine vermögliche, wie Schleusingen, Nordhausen, Detmold u. A., bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Orchester von Dilettanten oder Fachmusikern, oder ein aus beiden gemischtes besaß, das regelmäßige Concerte veranstaltete; während fast jeder kleine Fürst in Süddeutschland seine Capelle und seinen Componisten hatte: konnten sich in Paris die Concerte der société d'amateurs, die in den fünfziger Jahren gegründet worden, nicht halten, und die concerts spirituels, die in den Fastenzeiten und an hohen Feiertagen stattfanden, und wo geistliche Arien und Chöre jener Zeit mit allerhand Soli von Instrumentalisten abwechselten, verschwanden Ende der achtziger Jahre. Erst im Jahre 1828 entstanden die berühmten Concerts de la société du conservatoire, „um der Musik, und dem Verständnisse Beethovens in Paris Eingang zu verschaffen". Und in jener Zeit der großartigsten Entfaltung nach allen Richtungen, als Paris von der eleganten Gesellschaft aller Länder als gleich maßgebend in der Dichtkunst, Malerei, wie in der Politik betrachtet werden konnte, hat sich daselbst auch der Sinn für Instrumentalmusik entwickelt. Aber von französischen Componisten weihte nur der geniale Berlioz der Instrumentalmusik seine Kräfte. In ihr erblickte er die Lösung der höchsten Aufgabe. Er wollte in Tönen Seelenzustände darstellen, welche selbst auf der Bühne, also dramatisch, nicht darstellbar waren. So schuf er die merkwürdige Symphonie fantastique, „Episode aus dem Leben eines Künstlers".

In dieser sollen die letzten Sätze die wilden Ausgeburten eines Opiumrausches schildern. Der Künstler glaubt seine Geliebte ermordet zu haben, sieht sich zum Tode geführt, getödtet; die verdammten Geister empfangen ihn mit einem wilden Tanz, sie singen ihm seine Liebesmelodie in verzerrendem Walzer-Zeitmaß vor u. s. w.

Da die französische Tonkunst größere Instrumentalwerke nicht geschaffen hatte, so mußte Berlioz nothwendigerweise seine Vorstudien in der deutschen suchen, aus ihr die Anregung zur Weiterentwickelung schöpfen. Er wollte Beethovens Werk fortsetzen, und that es, aber in excentrischer Weise. So schuf er Compositionen, die nicht im nationalen Boden wurzeln, die in Deutschland und Frankreich gleich fremdartig erschienen. Wenn aber die Deutschen in ihrem objectiven Kosmopolitismus — der nicht selten der Charakterlosigkeit sehr nahe kommt*), — in Berlioz das Genie erkannten und ehrten, dem französischen Geiste, der vor Allem genaue Zeichnung der Form verlangt, blieb er immer fremd. „Er gewann Ruhm, nicht aber Erfolge." (Il avait la gloire mais non le succès.) Und wenn in den letzten Jahren seine Werke öfters und mit großem Beifall in Paris aufgeführt worden sind, so ist dies weniger einer Verherrlichung nach dem Tode, oder einem besseren Verständnisse zuzuschreiben, als dem Umstande, daß man nach dem Kriege mit Deutschland als „Revanche" den einzigen bedeutenden Instrumental-Componisten, den Frankreich erzeugt hat, den Deutschen entgegenstellen wollte.

Saint Saëns hat zwar auch einige Erfolge zu verzeichnen, er gilt aber als „Belgier" und ist als ausgezeichneter Pianist und erster Organist noch berühmter denn als Instrumentalcomponist. Auch bewegt er sich nur in kleinen knappen Formen.

Der Instrumentalmusik fehlt also in Frankreich die Vergangenheit, die geschichtliche Entwickelung, und es sind für sie in diesem Augenblicke so wenig französische Componisten thätig, daß man wohl vom Fehlen einer Zukunft reden darf. Ganz anders mit der Oper. Diese hat sich ganz organisch, ganz einheitlich entwickelt, man könnte fast sagen einheitlicher als in Deutschland, wenn vielleicht auch einseitiger.

In Deutschland haben sich seit dem Ende des verflossenen Jahrhunderts, die verschiedenartigsten Stile dramatischer Musik gebildet und die merkwürdigsten Gestaltungen erzeugt. Die Nachfolger Mozarts, die „Klassiker" sind zuletzt in die „Capellmeister-Musik" gerathen; dem göttlichen Meister kam Keiner mehr nahe. Dann mit einem Male, in unermeßlicher Entfernung von dem bisherigen Opernstile, erschien Beethovens

*) Keine Nation der Welt läßt es sich gefallen, daß auf ihren ersten Bühnen fremde Sänger in ihrer Sprache hochdramatische Partien singen, während die ganze Umgebung in der Landessprache singt. Niemann mußte französisch lernen, als er den Tannhäuser in Paris sang. Aber Mierzwinski singt Raoul italienisch in Deutschland.

„Fidelio", der eine neue ungeahnte Welt erschloß. Und von diesem welch ein Abstand wieder bis zum neuen Stern, zum „Freischütz", der im höchsten Sinne des Wortes volksthümlichsten Oper! Und geht man nun weiter und betrachtet Wagners „Meistersinger", „Tristan"*), „Ring des Nibelungen" — wir weisen nicht auf „Tannhäuser" und „Lohengrin", in welchen noch der Weber'sche Einfluß vielfach erkennbar — welch' eine Sternenpracht am deutschen Musikhimmel! Zauberflöte, Fidelio, Freischütz, Meistersinger, jedes ist ein echt deutsches Werk**) und jedes trägt zu gleicher Zeit das ganz entschiedene unverkennbare Gepräge seines Schöpfers. Unbestreitbar hat die Entwickelung der deutschen Instrumentalmusik den größten Einfluß auf die deutsche Opernmusik geübt — ohne sie wäre die Verschiedenheit der melodischen und harmonischen Wendungen, die charakteristischen Tonfärbungen in der Begleitung, in welcher sich die Eigenthümlichkeit eines jeden der großen Opern-Componisten kennzeichnet, ganz undenkbar. Und im Mangel jeglicher nationalen Entwickelung der Instrumentalmusik in Frankreich liegt auch die Erklärung der zugleich einheitlicheren und einseitigeren Entwickelung der französischen Opernmusik. In Italien wurde seit Anfang des Jahrhunderts die schöne Melodie als die Hauptaufgabe der Oper angesehen, und unleugbar liegt auch in der italienischen Musiknatur eine reichere Melodien-Gabe als in der französischen. Rossini und Bellini haben Melodien geschaffen, die noch heute als die schönste Klangreihe gelten können; selbst Donizettis Opern enthalten viele schöne Gesangsstellen. Erst Verdi hat die „Charakteristik" in die neu-italienische Musik eingeführt, die Instrumentation bedeutend bereichert, hat die Rhythmik geschärft, sich einen besondern Stil zu schaffen gesucht; er hat neben Rohem, Gewaltsamem und Gemeinem manches sehr Bedeutende hervorgebracht, wie es nur ein Hochbegabter vermag.

Prüft man nun den Entwickelungsgang der französischen Musik, so ist vor Allem in's Auge zu fassen, daß dieser Entwickelungsgang vollständig eingeengt und in gewisse Vorbedingungen eingezwängt worden ist durch die Concentration in Paris; die ganze geistige künstlerische, also auch die musikalische Thätigkeit Frankreichs lag und liegt heute in der Hauptstadt. Diese allein hat von jeher in allen Kunstfragen entschieden, wie sie noch heute entscheidet. In Deutschland hat jede große Stadt ihren eigenen Musikgeschmack. Die Eifersüchtelei zwischen Berlin und Wien, zwischen Leipzig und Dresden, und zwischen manchen größeren süddeutschen Städten ist noch heute nicht ganz ausgestorben. Fälle, daß die eine mit Enthusiasmus aufnimmt, was die andere entschieden abgewiesen hatte,

---

*) Wir nennen „Tristan", weil dieses Werk nur in Deutschland entstehen konnte.

**) Wenn wir Spohrs „Jessonda" und Marschners „Hans Heiling" oben nicht mit aufzählen, so verkennen wir darum nicht ihren hohen künstlerischen Werth. Nur stehen sie nicht als Fixsterne in den verschiedenen Himmelsgegenden wie die oben genannten.

kommen zwar nicht mehr vor.*) Aber sicher ist, daß ein Componist, dessen Oper z. B. in Berlin oder Wien gefallen hat, des Erfolges in anderen Städten durchaus nicht sicher ist**) und umgekehrt, daß ein erster geringer Erfolg da oder dort noch nicht gänzliches Fehlschlagen für Deutschland bedeutet. Selbst in Italien behalten die verschiedenen Großstädte noch ihr selbständiges Urtheil. Boitos Mephistopheles wurde in Mailand verhöhnt, in Venedig und Bologna mit großem Beifall aufgenommen; seither hat sich auch Mailand eines Bessern besonnen.

Aber in Frankreich ist nur ein Erfolg maßgebend und entscheidend, der Pariser; einen andern giebt es überhaupt nicht für den Künstler wie für das Publikum. Daß von einer außerhalb Paris liegenden französischen Bühne irgend ein Werk nach Paris verpflanzt werden könnte, ist noch weniger denkbar, als daß ein Minister aus Lippe-Detmold deutscher Reichskanzler würde — obwohl es gar nicht unmöglich erscheint, daß von dort ein ganz gutes Opernwerk oder Theaterstück nach Berlin käme. Das vollständige Zusammendrängen aller leitenden Kräfte in einen Punkt, diese geistige Gewaltherrschaft der Hauptstadt hat für den französischen Künstler ebenso viel Vortheile als Nachtheile; sie entwickelt das Talent, und hemmt jede eigenthümliche Individualität; sie bildet den Geschmack und zieht dem Geiste enge Grenzen; sie lehrt den Anzug ordnen und behindert die freie Bewegung. In der Literatur, in der bildenden Kunst hat in den dreißiger Jahren die romantische Schule sich vom Zwange der Regeln befreien können; und der Realismus ist in beiden Künsten jetzt so weit vorgeschritten, daß man manchmal in Versuchung geräth, zu Crébillon und Beaudouin zu flüchten.***) In der Oper jedoch haben die Neuerungen der romantischen Schule einen durchgreifenden dauernden Einfluß auf die nationale Geschmacksrichtung nicht ausgeübt. Meyerbeer hatte durch Hinzuziehung deutscher (theilweise auch italienischer) Elemente einen neuen Stil für seine Opern erdacht. Eine Prüfung dieses Stiles und seiner Berechtigung liegt ganz außerhalb der Aufgabe dieser Studie. Daß Meyerbeer ein Mann von sehr großer Begabung war, beweist der Umstand, daß sein „Robert" und „Die Hugenotten" noch immer bestehen, trotz der heftigsten Angriffe von verschiedenartigsten Seiten, und obwohl auch Niemand behaupten kann, daß sie dem großen Haufen viel Zugeständnisse entgegen bringen. Aber Meyerbeer vermochte

*) Berlioz ward 1854 in Dresden sehr gefeiert, nachdem Leipzig sich sehr kühl verhalten. In neuester Zeit wurde in Wien der Versuch angestellt, eine von Berlin abgelehnte Strauß'sche Operette zu verherrlichen — doch kamen die Wiener bald selbst zur Erkenntniß, daß Berlin kein Unrecht begangen hatte.

**) So z. B. hat Tauberts „Cesario" in Berlin großen Beifall gefunden, und ist fast nirgend anderswo gegeben worden. Mit Unrecht!

***) Crébillon in seinen Erzählungen und Beaudouin in seinen kleinen Gemälden sind frivol, unsittlich ꝛc. in infinitum. Aber — sie philosophiren nicht, sie wollen nicht Culturgeschichte machen; sie sind natürlich.

trotz seiner großen Begabung ebenso wenig einen französischen nationalen Opernstil zu schaffen, als der an hoher Gesinnung und echt dramatischer Auffassung ihn weit überragende Gluck seiner Zeit vermocht hat. Die Opern des großen Reformators, die er für Paris componirt hat, werden jetzt nur mehr in Deutschland gegeben; 1859 führte das théatre lyrique „Orphée" auf, um der großen Sängerin Viardot Gelegenheit zur Entfaltung ihrer herrlichen Kunst zu bieten; 1861 hinkte die große Oper mit „Alceste" nach, worin die Viardot ebenfalls sich als unvergleichlich erwies. Aber bei diesen vereinzelten Versuchen ist es auch geblieben. Was die Nachfolger Glucks, Salieri, Méhul und Spontini, für Paris geschrieben haben, ist der Vergessenheit anheimgefallen, und hat auch keine weiteren Spuren hinterlassen.*) Dagegen hat die Gattung der französischen Oper, welche fast gleichzeitig mit der Gluck'schen hervortrat, die halb heitere, halb sentimentale, die Grétry, Dalayrac, Isouard und dann später Boieldieu, Auber gepflegt haben, die stärkste Entwickelung genommen und ist die eigentliche französische nationale geworden. Nicht aus Gluck'schen und Meyerbeer'schen Ueberlieferungen sind die Opern der Neuzeit hervorgegangen, welche die meisten Erfolge und die weiteste Verbreitung erlangten, sondern aus denen der „Stummen von Portici" und der „Weißen Dame" — das beweisen „Mignon" von Ambroise Thomas und „Faust" von Gounod. Wir wollen das so genau darlegen, als dies ohne Notenbeispiele möglich ist.

In den oben angeführten älteren französischen Opern, in welchen der Dialog mit Gesang abwechselte**), treten gewisse melodische und harmonische Wendungen hervor, die durch alle Entwickelungen hindurch sich bis zum heutigen Tage erhalten haben. Die Melodien waren nicht in nahe aneinander liegenden Tönen und in lang ausgedehnten Sätzen componirt, sondern in ziemlich knappen kleinen Sätzen und meistens in Intervallen, besonders in Quart- und Quinten-Sprüngen. In der Begleitung, die meistens sehr einfach, aber immer geschmackvoll instrumentirt ist, waltet neben dem Dreiklang der Quart-Quint-Septimen-Accord in erstaunlicher Weise vor. Diesen Zuschnitt der empfindsamen Romanze wird der einigermaßen musikalische Beobachter überall wiederfinden. Ich will hier einige ziemlich allgemein bekannte Arien anführen: „Komm holde Dame" mit dem $^5/_4$ Nachsatze „Schon deckt die Nacht" aus der „Weißen Dame"; die Arie „Wer ich bin" aus dem „Domino noir"; die Romanze der Casilda aus „Des Teufels Antheil"; das Schlummerlied aus „Die Stumme von Portici". (Des Spaßes halber sei hier noch aus der „Mlle. Angot" die Legende: „Mit Fischen in der Halle" und Pomponnets Romanze „Seht so unschuldig" erwähnt, weil die beiden

*) Wäre Halevys „Jüdin" nicht eine Ausstattungsoper, wo alles Gepränge zum Vorschein kommen kann, sie würde ebenfalls längst vom Repertoire abgesetzt sein.

**) Sie mußten alle in der Opéra comique gegeben werden, weil die große Oper keinen Dialog vorführte, dagegen das unsinnige Privilegium besaß, daß Opern ohne Dialog anderswo nicht gegeben werden durften.

Gesänge auch der echt französischen Schule angehören.) Und nun zuletzt aus Faust: „Blümlein traut", „Sei mir gegrüßt, heilige Stätte" und „Lasse mich in Dein holdes Antlitz" u. s. w. Der musikalische Leser vergleiche einmal diese aus so verschiedenen Perioden stammenden und auf so verschiedenartige Texte componirten Arien, und er wird finden, daß sie, ohne sich gerade zu gleichen, eine gewisse starke Familienähnlichkeit zeigen: Ueberall dieselben Intervallen-Absätze in der Melodie und das Vorwalten des Quart-Quint-Septimen-Accordes und der melodischen Wendungen.

Wie wir schon bemerkt haben, ist die eigenthümliche einseitige Entwickelung der französischen Opernmusik eine Folge der starken Concentration, der Pariser Alleinherrschaft in allen Dingen, also auch in künstlerischen. Man darf aber auch die Vortheile, welche sie bietet, nicht unerwähnt lassen. Der französische Operncomponist wird von Jugend an mit der richtigen Technik des Theaters vertraut, während der deutsche sie kaum in der Darstellung der großen Bühnen lernen kann. Für das Decorative, das unmittelbar Wirkende, für die dramatische Action ist Paris noch immer eine Schule. Wir möchten behaupten, daß selbst Richard Wagners Aufenthalt in der Seinestadt — so aufrichtig gefühlt, so entschieden seiner Wesenheit entsprechend seine Abneigung gegen die Stadt war — dennoch nicht ohne einen gewissen Einfluß auf die Technik seiner Musikdramen geblieben ist. In dem, was man „Exposition" nennt, zeigen die französischen Theaterdichter noch immer die größte Geschicklichkeit. Der französische Operncomponist steht auch einem Publikum gegenüber, das sich um nichts kümmert, als um den musikalischen Effect, während das deutsche noch eine Masse ethischer und ästhetischer Forderungen mit in's Theater bringt — Forderungen, die es allerdings den ausländischen Erzeugnissen gegenüber schmählich über Bord wirft.*) Wie ein Textdichter die historischen Persönlichkeiten oder die poetischen Gestalten eines Romans oder Dramas für den Musiker zustutzt, das prüft kein Pariser Publikum. Ob Mignon stirbt oder leben bleibt; ob Hamlet den Laertes tödtet, oder nachdem ihm der todte Papa Leben und Lebenlassen befiehlt, zum Minister ernennt, das beunruhigt keinen Hörer; wenn die Oper effectvolle Nummern enthält, könnte Hamlet die Ophelia heirathen. Und wenn morgen irgend ein französischer Textdichter die Ottilie aus den „Wahlverwandtschaften" zu einer Theaterfigur ummodelt, etwa wie sie aus der Pension kommt — und wenn sie einen brillanten Walzer und ein sentimentales Lied singt, und vielleicht nach einem recht effectvollen Schlußduette mit Eduard diesen noch heirathet, so kann das „Werk" auf günstige Aufnahme rechnen, selbstverständlich auch in Deutschland, wo nur deutsche derartige Verarbeitungen streng verurtheilt werden. Von Gounods „Faust und Gretchen"

*) Die folgenden Sätze sind theilweise einer Kritik entlehnt, die wir vor Jahren veröffentlicht haben.

werden wir ſpäter ſprechen, jetzt wollen wir uns mit ſeiner Perſon und ſeinem künſtleriſchen Entwickelungsgange beſchäftigen.

Gounod ſtellt inſofern eine Doppelnatur dar, als er ſchon von Jugend an geiſtlich-myſtiſchen Regungen nachhing, andererſeits aber immer Theatererfolge anſtrebte und auch ſich ſehr weltlichen Eindrücken durchaus nicht abgeneigt zeigte. Er iſt im Juni 1818 geboren. Sein Vater war Maler; welche Erziehung der Sohn genoſſen, ob die erſten muſikaliſchen oder religiöſen Anregungen von der Familie ausgingen oder durch äußere Eindrücke hervorgerufen wurden, iſt nicht feſtzuſtellen. Als ſicher kann nur angenommen werden, daß er ſchon im Knabenalter großes Muſiktalent und auch ernſten Sinn zeigte, und daß er ſehr bald in das Pariſer Conſervatorium trat, wo er 1837 den zweiten, 1839 den großen erſten Compoſitionspreis errang, mit welchem das Regierungsſtipendium zur Ausbildungsreiſe nach Rom verbunden iſt.

Daß die „ewige Stadt“ ſchon lange jede höhere Bedeutung für muſikaliſche Studien verloren hatte, daß daſelbſt (bis vor wenigen Jahren, da die Ueberſiedelung der königlichen Reſidenz neues Leben auch in die künſtleriſchen Verhältniſſe brachte) die ſchlechteſte Muſik gemacht ward, daß alſo die Phantaſie eines jungen Tonkünſtlers dort eher erlahmen mußte, iſt aus allen Reiſebeſchreibungen und Muſikbriefen bekannt. Mendelsſohn und Andere, beſonders aber Berlioz, der in den dreißiger Jahren ebenfalls als Stipendiat in Rom weilte, haben genaue Schilderungen des Verfalles hinterlaſſen, der damals in dem Muſikleben Roms vorherrſchte. Aber Gounod fand dennoch Anregungen daſelbſt! Der katholiſche Gottesdienſt, der allerdings in dem Wohnſitze des Papſtes am prachtvollſten und großartigſten gefeiert ward, erzeugte in dem jungen frommen Componiſten ſolche tiefe Eindrücke, daß er die Wohnung des Stiftungspfleglings mit der in einem Prieſterſeminar vertauſchte und nahe daran geweſen ſein ſoll, ſich ganz dem geiſtlichen Stande zu widmen. Er componirte auch meiſtens nur kirchliche Muſik, unter anderm ein Requiem und eine Meſſe. Dieſe brachte er in Wien, wo er auf der Rückreiſe nach der Heimat eine Zeit lang weilte, zur Aufführung; über den künſtleriſchen Werth iſt nichts bekannt geworden. Auch in Berlin iſt er damals geweſen; der Aufenthalt im proteſtantiſchen Norden, und das Anhören der dort zur muſikaliſchen Nahrung gehörenden Oratorien brachte ihn auf den Gedanken, ein Oratorium „Judith“ zu ſchreiben. Daß er übrigens von der Muſik Bachs und Händels keine tieferen Eindrücke mitgenommen hat, beweiſen ſeine neuen kirchlichen Compoſitionen, denen wir ſpäter eine genaue Beſprechung widmen werden. Nach Paris zurückgekehrt, vermählte er ſich mit der Tochter des Profeſſors am Conſervatorium, Zimmermann, und ward Organiſt und Kapellmeiſter an der Miſſionskirche („Missions étrangeres“). Bis dahin zeigte er nicht den mindeſten Hang zur Operncompoſition; im Jahre 1849 ließ er eine Hochamtmeſſe in der Kirche St. Euſtache aufführen, welche die Aufmerkſamkeit

einiger Kenner erregte; sein Name blieb aber nach wie vor in Paris unbekannt. Dagegen wurden einige seiner geistlichen Compositionen in London 1850 aufgeführt. Die englische Hauptstadt hat von jeher auch neuen religiösen Musikwerken gerne Aufmerksamkeit gewidmet; es giebt daselbst noch heute viele reiche und einflußreiche Familien, welche nie ein Theater und nur Concerte, vorzugsweise „sacred music“ besuchen; und es gehört zum bon ton, daß in den elegantesten Concerten, die oft 12—15 Nummern bieten, zwischen italienischen Rouladen, französischen Romanzen und Virtuosen-Soli auch irgend ein religiöses Musikstück vorgetragen wird. Gounods Compositionen gefielen und wurden in „Athenäum“, der damals einflußreichsten Wochenschrift, sehr günstig beurtheilt. Man sagt, daß Herr Louis Viardot, der Gatte der großen Sängerin, der Verfasser der lobenden Artikel gewesen sei. Es ist darüber Authentisches nicht festzustellen. Sicher ist nur, daß Herr Viardot und seine Frau, die große Künstlerin, dem jungen Componisten sehr freundlich gesinnt waren; Mdme. Viardot öffnete ihm die Pforten der großen Oper, indem sie die Hauptrolle in seiner „Sappho“ übernahm und in dieser Weise jedes Bedenken der sonst sehr schwierigen Direction jenes Institutes beseitigte. Die Oper gefiel nicht. Schon der Stoff brachte die alte, Fénélon zugeschriebene satirische Bemerkung „Qui nous délivrera des Grecs et des Romains“ wieder in Erinnerung; und die Behandlung durch den Textdichter, den geistvollen, jetzt mit Recht berühmten Emile Augier, war eine wenig glückliche. Nichtsdestoweniger behaupteten schon damals die Kenner, daß die Musik des Componisten eine große Zukunft für ihn hoffen lasse, viele feine Züge enthalte, besonders aber in der Declamation und in den Momenten hoher lyrischer Erregung eine viel vornehmere Haltung zeige, als die der damaligen Tagesopern. Ein Jahr später trat Gounod mit einer neuen Composition für die Bühne hervor, mit den Chören zu „Ulysses“ von Ponsard, dem Tugenddichter der „Lucrèce“ und des später von Ludwig Napoleon III. sehr protegirten Dramas „l'honneur et l'argent“. Auch hier war der Versuch ein von vornherein ganz verfehlter. Auf der Bühne werden die Gestalten der Odyssee niemals Lebenskraft bewähren; im Concertsaale hat M. Bruch mit seinem der Originalität entbehrenden, aber sehr geschickt gemachten und für die Sänger sehr dankbar geschriebenen Halb-Oratorium „Odysseus“ viele Erfolge gewonnen. Auch Gounods Chöre finden hie und da in Pariser Concerten noch heute günstige Aufnahme und gelten für sehr gediegen. Gounod konnte nun kein gutes Libretto mehr erhalten und mußte zu einem sehr schlechten Zuflucht nehmen, das Scribe viele Jahre vorher geschrieben hatte, das ursprünglich für Berlioz bestimmt, von ihm theilweise componirt worden war — zuletzt aber doch in die Hände der Direction der großen Oper zurückkam.*) Nach einigen

*) Zur Zeit, als Herr Pillet Director der großen Oper war, hatte er von Scribe ein Textbuch „la nonne sanglante“ entwerfen und theilweise ausführen lassen; Berlioz

Jahren wurde es Gounod übergeben. Die „Blutige Nonne" kam zur Aufführung und verschwand nach wenigen Wiederholungen. Einzelne Stimmen lobten einzelne Stücke, aber der Gesammteindruck war für die Musik wie für das Buch gleich ungünstig.

Aber gerade in jener Zeit errang Gounod einen glänzenden Erfolg, der seinen Namen noch lange vor dem „Faust" in Deutschland bekannt machte. Von diesem großen unbestreitbaren Erfolge spricht merkwürdigerweise keine einzige Biographie, kaum der Artikel Hanslicks, und doch war er unleugbar glänzend und ist noch heute nicht vergessen. Gounod hatte zu dem ersten Präludium des „wohltemperirten Klaviers" eine Melodie erdacht, welche zu den Harmonien vollkommen paßte, und für die Geige niedergeschrieben. Man mag über das Verhältniß dieser Melodie zu dem Charakter des Präludium denken wie man will, nach Belieben die Frage erörtern, ob dieses von Bach so langsam gedacht war, als Gounod den Vortrag seiner Melodie anordnet — kein Unparteiischer, nicht Einseitiger wird leugnen, daß die Melodie eine sehr schön klingende, eigenthümliche, und mit Ausnahme der banal klingenden Endphrase eine durchwegs edel gehaltene ist. Ob Sivori das Stück 1853 zuerst öffentlich gespielt hat, kann ich nicht behaupten; wohl aber, daß er es während der Concertsaison am öftesten vorgetragen hat, und jene Banalität, die dem Geiger günstigste Gelegenheit zum Effectmachen bietet, besonders hervorhob. Wirkung und Erfolg waren beispiellos*). Musiker und Laien schwelgten in Entzücken. Der wackere Leon Gatayes, ein ganz klassisch gesinnter Mann, bezeichnet diese Meditation als die Enträthselung einer tiefsinnigen Inschrift; die Directoren des Conservatoire, Girard und Garaudé, meinten, Bach selbst würde sich freuen, wenn er vernähme, welch' schönen Gedanken sein Präludium in einem französischen Componisten erzeugt hatte; ein Dichter, auf dessen Namen ich mich nicht entsinnen kann, sprach von einem aus versunkenem Schiffe hervorgeholten Schatze. Manche begeisterte Dilettanten meinten, jetzt erst verstände man das Präludium, das in seiner ursprünglichen Gestalt eigentlich nach gar nichts klänge. Es gab bald fast gar kein Concert und keine musikalische Privatsoirée mehr, in welcher dieses Stück nicht vorgetragen wurde — und es mußte immer wiederholt werden. Selbstverständlich fand es binnen kurzer Zeit seinen Weg nach Deutschland. In streng Bachisch gesinnten Städten wagten die Geiger nicht, es öffentlich in großen Concerten vorzuführen, die bedeutenden Künstler ver-

---

sollte die Musik componiren. Als Pillet von der Direction zurücktrat, kamen die Herren Duponchel und Roqueplan an seine Stelle — Berlioz behauptet in seinen Memoiren, daß seine Verwendung bei Arm. Bertin, dem Eigenthümer des damals allmächtigen „Journal des Débats", ihnen die Stelle verschafft habe. Die Ausführung des Textbuches und der Musik verzögerte sich, und wie es scheint benutzten die Herren diesen und andere Umstände, um das erstere von Berlioz zurückzuerhalten, was auch gelang.

*) Ich spreche als Augen- und Ohrenzeuge. In meinem Concerte hat Sivori die Meditation ebenfalls gespielt.

hielten sich überhaupt eher etwas teutonisch ablehnend. Aber um desto mehr ward das Stück in Hof- und Privatkreisen gefeiert, und in eleganten Concerten errangen elegante Geiger großen Beifall damit. Die Bearbeitungen dieser Meditation sind geradezu zahllos. Erst fügte Gounod eine Physharmonika bei, die bei der Wiederholung der Melodie mit einem sehr hübschen Effect der Nachahmung eintritt. Dann kamen die Celliſten und die Flötiſten; dann kam der Orcheſter-Director, ſetzte die Klavierbegleitung für Harfe und die Physharmonika-Partie für allerhand Inſtrumente; ſogar die Pauke wirbelte am Schluſſe. Endlich wurde die Melodie für Geſang geſetzt, und iſt noch heute in den Concertſälen, ja ſelbſt in Kirchen der größeren deutſchen Städte als „Ave Maria" von Gounod zu vernehmen. Wir haben ſie in Berlin während des verfloſſenen Winters 1884—85 zweimal von Hofſängerinnen (vor wenigen Jahren von der großen Adelina Patti) ſingen hören. Läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit behaupten, daß dieſe Compoſition dem Namen Gounod den erſten weit tönenden Ruf gegeben hat? Und iſt es nicht ganz merkwürdig, daß in keinem Artikel über Gounod von dieſer Compoſition geſprochen ward?

Allerdings — der Erfolg, den „Fauſt" fünf Jahr ſpäter (1859) errang, war ein ganz anderer*). Durch ihn ward Gounod ein in allen Welttheilen gefeierter Mann, damals noch in höherem Grade als Richard Wagner, deſſen Weltruhm viel ſpäter zu glänzen begann. „Fauſt" hat ſich bis heute auf allen Bühnen aller Länder erhalten. Es muß alſo doch ein ganz tüchtiges Stück Lebenskraft darin ſtecken; ob dieſelbe immer edler Natur? Das iſt eine Frage, vor der nur ſehr wenige Opern beſtehen können! Wir wollen das Werk zuerſt als eine franzöſiſche Oper betrachten, dann aber auch einige Betrachtungen vom deutſchen Standpunkte anſtellen.

Vor Allem muß feſtgeſtellt werden, daß die Muſik im „Fauſt" in der großen Mehrzahl der Nummern jenen ausgeprägten nationalen franzöſiſchen Charakter trägt, auf den wir in unſerer Darſtellung der franzöſiſchen Opernmuſikentwickelung hingewieſen haben. Meyerbeer'ſche, Weber'ſche, ſelbſt Wagner'ſche Anklänge mögen ſich einem ſorgſamen Reminiscenzen-Sammler bieten. Aber im Ganzen und Großen iſt doch der franzöſiſche Stil vorherrſchend, der ſich auch in Aubers „Stumme" und „Ballnacht" zeigte; kurze gefällige Melodien, prickelnde Rhythmen, und in allen Liebesſcenen der ſchwärmeriſche echt franzöſiſche Romanzenton. Dabei hat Gounod in dieſer Oper eine wahre Meiſterſchaft der dramatiſchen charakteriſtiſchen Inſtrumentation gezeigt, ohne ſie aus dem Rahmen der Begleitung heraustreten zu laſſen. Man kann nicht ſagen, daß er in irgend welcher Nummer eine

*) Die im Jahre 1858 am théatre lyrique gegebene „komiſche" Oper: „le medecin malgré lui" nach Molières gleichnamiger Poſſe, hat auch ſehr wenig Dauerkraft bewieſen. Wir kennen den Klavierauszug. Sehr viel geiſtreiche Feinheiten, aber keine komiſch heitere, draſtiſch wirkende Muſik!

hervortretende Eigenthümlichkeit der Erfindung zeigte. Aber er bewährt sich fast überall als ein sehr geistreicher Eklektiker, der Alles was er sagt in anständiger und feiner Weise vorbringt, und daher auch mit Wendungen, denen innerer tieferer Gehalt abgeht, einen günstigen Eindruck zu erzeugen vermag.

Gar sehr viel ist gestritten worden über die Auffassung des „Gretchens", ob das überhaupt die ideale deutsche Gestalt Goethes sei, oder nicht vielmehr ein französisches recht braves, verliebtes und poetisch aufgeputztes Nähmädchen (grisette)?

Die Leute, welche Gounods Gretchen nicht als musikalischen Widerschein des Goethe'schen gelten lassen wollen, haben vollkommen Recht, nur dürften sie überhaupt gar nicht einen deutschen Maßstab an die ganze Oper anlegen. Es giebt in der Dichtkunst — theilweise auch in der Musik — gewisse Schöpfungen, die ein so rein nationales Gepräge tragen, daß auch der gebildetste Beurtheiler einer andern Nation sie nicht vollkommen fassen, sich nur in sie einigermaßen hineindenken kann. Es sind eben Schöpfungen, die so zu sagen aus dem nationalen Leben hervorgegangen sind, in denen der Inhalt reicher ist als die Form ihn wieder geben kann und nur von den nationalen Gefühlen ganz erfaßt wird. Gewisse Gedichte Bérangers, ja selbst manche Verse von Alfred de Musset sind so ganz französisch, daß jeder Versuch, sie zu übersetzen, dem gewandtesten Handhaber der (so viel reicheren) deutschen Sprache mißlingen muß. Manche französische Conversationsstücke sind in mittelmäßiger Darstellung durch Franzosen viel wirksamer, packender, überzeugender, als in der besten durch Deutsche, aus dem einfachen Grunde, weil manche französische Gestalten und eigenthümliche Charakterzüge nur von Franzosen wiedergegeben werden können. Selbst manche französische Roman-Gestalten erscheinen interessant im Original, während sie in der Uebersetzung geradezu unerträglich anwidern. Balzacs „peau de chagrin" ist in jeder andern Sprache unmöglich. Dagegen ist Vieles in „Hermann und Dorothea" und das Gretchen nur den Deutschen ganz verständlich; und dem musikalisch gebildetsten Franzosen werden Bachs Matthäus-Passion*) und manche Lieder Schumanns nie das sein, was sie dem Deutschen sind. Als Ary Scheffer seine „Mignon" in Paris ausstellte, nannten die Franzosen das Bild „la petite mendiante". Und derartige französische Zurechtlegungen für deutsche Gestalten kann man zu Dutzenden aufweisen. Wer an Goethe denken will, der hat mit Gounods „Margarethe" nichts zu schaffen. Wer aber eine französische Oper mit interessanten geistreichen und melodiösen Einzelheiten ohne alle Nebengedanken zu hören sich entschließen kann, der wird unbefangen urtheilen.

In Gounods Gretchen ist nicht eine deutsche Fiber. Der „König von

*) Steht doch schon der katholische Süden Deutschlands diesem Werke anders gegenüber als der protestantische Norden.

Thule" ist Meyerbeerisch, der Walzer ist gar nichts, das Duett mit Faust ist durch und durch französisch, wie ich schon dargelegt habe. Die letzten Acte sind so wenig bedeutend, daß man sich um die Nationalität gar nicht zu kümmern braucht. Nur die Schlußscene ist theatralisch wirksam combinirt. Aber das Thema selbst ist auch eher dürftig, doch französisch zu nennen. Der Erfolg des „Faust" ist in Frankreich nur noch von „Mignon" erreicht worden, welche aber, da sie Dialoge enthält, nur am théatre de l'opéra comique gegeben werden kann, während Faust aus dem théatre lyrique in die große Oper eingezogen ist.

Gounod hat später noch mehrere Opern-Versuche angestellt, aber ohne je eine Wirkung zu erzeugen, die der eben erwähnten im entfernten gleich käme. Die komische Oper „Philemon und Baucis", die große „Königin von Saba", die Mischoper „Mireille" kamen nicht über eine geringe Anzahl von Vorstellungen, und nicht über das Weichbild von Paris hinaus. Erst mit „Romeo und Juliette" gelang es ihm wieder in das Ausland zu bringen. Der Gegenstand der Handlung ist ein in allen Zonen gleichmäßig anregender und Gounods Musik ist mit besten Absichten und mit großem Fleiße gearbeitet. Aber sie enthält nicht zwei Nummern, von denen man einen unmittelbaren Eindruck erhielte; es ist Alles vornehme Phrase. Auch hat Gounod hier den Weg der französischen Oper verlassen, und wollte etwas Apartes hervorbringen, etwas das einerseits gar nichts von Wagner hätte und anderseits doch Wagnerschen Principien dramatischer Musik nachstrebte. Die Folge dieses Strebens war, daß er ein Zwitterding zu Wege brachte. Romeo und Julia erscheint hier und da in den großen Opernhäusern, und wird von den Kennern mit achtungsvoller Gleichgültigkeit angehört.

Wir glauben, Gounod thäte viel besser wenn er wieder zum französischen Romanzenton zurückkehrte, den er in Faust in erweiterter Form und mit geschicktester Instrumentation so glücklich verwendet und auch in einigen kleinen Liedern mit Erfolg angebracht hat. Aber es steht zu befürchten, daß er sich immer mehr und mehr von der Sphäre des Natürlichen entfernt, und immer mehr in die des Nebelhaften zu bringen versucht. Seit einigen Jahren hat er sich auf die Composition großer Kirchenwerke geworfen, und wählt auch nur solche Opernbücher, deren Handlung ganz religiöser Natur ist. Wann er so ganz fromm geworden ist, läßt sich nicht genau bestimmen; vielleicht seit die Leidenschaft für eine schöne englische Frau eine so schlimme Wendung erfahren mußte. Wir begehen gewiß keine Indiscretion, wenn wir das hier anführen, was der ihm befreundete Professor Hanslick in seinen „Musikalischen Stationen" 1880 über diese Lebenswandlung veröffentlicht hat: „Sein Herz hat in London einen argen Feldzug durchgemacht; arg geschlagen und zerschlagen hat er es nach Paris zurückgebracht. Jetzt endlich sind die letzten Ketten rasselnd von ihm gefallen; die erst so süße, dann unerträgliche und entwürdigende Leidenschaft zu der

ſchönen Frau Georgine Weldon. „Affreux“ nennt er das Benehmen der Dame, die ihn mit vergötternder Zärtlichkeit umſtrickt hielt, um ſeine Protection, ſein Talent, ſeine Arbeit eigennützig auszubeuten und ihm ſchließlich ſeine Partituren, die Oper Polyeucte mit einbegriffen, zu veruntreuen. Es hatte eben ein Brief dieſer Dame im Figaro geſtanden, worin ſie von Verfolgungen durch hohe und höchſte Perſonen ſpricht — ich konnte die Vermuthung nicht unterdrücken, die Schreiberin müſſe nicht recht bei Verſtand ſein. ‚O nein,‘ fiel Gounod lebhaft ein, ‚ſie iſt ſehr hellſehend, ſie ſieht im Dunkeln wie eine Tigerkatze,‘ u. ſ. w.“ So erzählt Hanslick ganz offen.*)

Gounod hat vor etwa drei Jahren ein großes Oratorium, eine „Trilogie“ „Rédemption“ in Birmingham aufführen laſſen, in neueſter Zeit eine Meſſe in den Hallen von St. Euſtache, welche nach dem Muſter des älteſten Paleſtrina-Stiles gearbeitet iſt; inzwiſchen iſt er mit der Compoſition eines durchwegs myſtiſchen Oratoriums „Mors et vita“ beſchäftigt, welches das Leben des heiligen Franz von Aſſiſi darſtellen, und die ganze Kraft des Componiſten für die nächſten zwei Jahr in Anſpruch nehmen ſoll. Wir haben nur die „Rédemption“ gehört und geprüft, und können daher nur dieſes eine Werk beurtheilen. Es iſt aber allerdings ſehr umfangreich, und vom Componiſten mit einer Vorrede verſehen, welche ſeine Principien und Anſichten vollkommen erkennen läßt, bietet daher breiteſte Grundlage für ein umfaſſendes Urtheil. Dieſem müſſen jedoch einige allgemeine Betrachtungen über die Kirchenmuſik vorangehen, über deren Weſen, über deren Beziehungen zur Kunſt und zur Kirche, zur Menſchheit.

Die Entwickelung der Kirchenmuſik und des Kirchenſtils iſt unzertrennlich nicht blos von den religiöſen Anſchauungen, ſondern auch von den religiöſen Gewohnheiten der Mehrzahl der gebildeten Klaſſen. Es herrſcht eine immerwährende Wechſelwirkung zwiſchen den ſittlichen und religiöſen Bedürfniſſen der Menſchen und den Erzeugniſſen der Kunſt. Es giebt keine Erhebung und keinen Verfall der Kunſt, die für ſich allein gedacht werden könnten. Wenn große Ideen die Menſchheit bewegen, dann finden ſich die Künſtler, welche dieſe Ideen concentriren, *höher tragen*, in einem Kunſtwerke zur reinſten unvermiſchten Anſchauung bringen. Die großen Kunſtwerke ſind die, in welchen die *höchſten* Ideen der Zeit, in welcher ſie entſtanden, *geläutert* und *verklärt* ſich wieder ſpiegeln, und vom ſchaffenden Genius mit den höchſten Ideen aller Zeiten in Verbindung gebracht ſind. Das iſt eben das Göttliche im Genie, daß ſeine Schöpfungen ſein eigenthümliches Gepräge tragen, und doch immer mehr ſich mit der Allgemeinheit vereinigen, Gemeingut werden, und für alle Zeiten dieſelben bleiben, während das Beſte, was die Talente hervorbringen, über eine gewiſſe Periode hinaus nicht wirkt, und nur mehr kunſthiſtoriſches Intereſſe bietet.

Als nach der Reformation die katholiſche Geiſtlichkeit in Italien eine

*) In neueſter Zeit haben wieder Gerichtsverhandlungen in England gegen Gounod ſtattgefunden; der Abweſende wurde zu einer ſtarken Summe verurtheilt.

Digitized by Google

ſtrengere kirchliche Haltung annahm, da fand auch der erhabene Geiſt Paleſtrinas das Feld für ſeine herrlich heiligen Werke. Die Richtung, die er der Kirchenmuſik gab, blieb vorherrſchend bis gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Die katholiſche Kirchenmuſik in Italien war die beſte in Europa, und die vortrefflichen Chöre der größeren Kirchen übten eine beſondere Wirkung auf die gläubige Menge; ſie erhöhten in ſtärkſtem Maße jene eigenthümliche, der Verzückung nahe Stimmung, in welche leicht erregbare Gemüther beim katholiſchen Gottesdienſte gerathen können, der die Miſchung geheimnißvoll ſinnbildlicher Feierlichkeiten und großer äußerer Pracht mit unvergleichlicher, von tiefſter Menſchenkenntniß zeugendem Geſchicke bereitet. In der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts beginnt die merkwürdige Wandlung in der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchenmuſik. Deutſche Meiſter verpflanzten italieniſche katholiſche Kunſt in die proteſtantiſche Muſik der Heimat. Schütz, der große Vorgänger Bachs, ſtudirte in Venedig unter Gabrieli dem Jüngern*) den ſchönen Bau, die melodiſche Führung der Stimme, die wirkſamen Inſtrumentation, die er dann in ſeinen Oratorien ſelbſtändig und ganz im Geiſte der evangeliſchen Kirche anwandte. Dagegen verflachte in Italien die Kirchenmuſik immer mehr, bis zuletzt gar die Concerti ecclesiastici ſtattfanden, da in der Kirche Sänger und Inſtrumentaliſten ſich als Virtuoſen hören ließen, und Ende des achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert während des Gottesdienſtes beliebte Opernmotive auf der Orgel ertönen. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts begann in Deutſchland die Pflege der Sprache, das Bürgerthum war gegenüber den Höfen, von denen die meiſten ſich in ärgſter Nachahmung des franzöſiſchen wüſten Hoflebens gefielen, der Hüter der Bildung, der häuslichen Tugenden, der Religioſität. Und Bach und Händel vollendeten, was Hasler, Prätorius und Schütz, die Schüler der Italiener, begonnen hatten, ſie trugen die echte proteſtantiſche Kirchenmuſik zur höchſten Höhe. Sie waren die Spitzen jener geiſtigen Gebirgskette evangeliſcher Kirchencomponiſten des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Aber ſo wie die übergroße Mehrzahl der Gebirgsreiſenden nur die Namen jener höchſten Berge kennt, von denen aus die weiteſte herrlichſte Ausſicht über ferne Gegenden ſich öffnet, und die Namen der andern Höhen vergißt, über welche der Weg zu der Spitze führt, ſo auch kennen gar viele Muſikfreunde nur die Namen der Größten in der Kunſt, und dem Forſcher bleibt es vorbehalten die andern zu erkennen, über welche der Weg zu jenen Höchſten führte. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und im Anfange des neunzehnten, als die verſchiedenartigſten Ideen die Menſchheit bewegten, trat die Kirchenmuſik in den Hintergrund; die Oper und die Inſtrumentalmuſik fanden die höchſte Beachtung. Die kirchliche nicht denkende Gläubigkeit ſchwand immer

*) Auch Prätorius war ein Schüler dieſes Gabrieli; und wie ſchön melodiſch ſind manche ſeiner vierſtimmigen Kirchengeſänge!

mehr und nur das Bedürfniß der religiösen Erhebung waltete noch in den Gebildeten. Selbst der ganz fromme Haydn war viel glücklicher in seiner „Schöpfung" und in den „Jahreszeiten", in der auf freie Texte componirten oratoriumartigen Cantate als in seinen Messen, die von religiöser Vertiefung gar wenig zeigen. Die romantische mit dem Mittelalter liebäugelnde Richtung, welche von den Neubekehrten Fr. Schlegel und A. Müller nach Oesterreich gebracht wurde und so gute Aufnahme fand, brachte nur in die kirchliche Malerei einen Widerschein, nicht aber in die kirchliche Tonkunst. Die „Nazarener" Overbeck, Veit (beide Convertiten), Führich u. A. schufen fromme Gemälde nach dem Muster der Zeit vor der Renaissance, wollten den Triumph der Religion in der Kunst durchführen, indem sie die Mittel der Kunst verwarfen, jeden „Reiz" der Farbe und selbst der Zeichnung vermieden und dafür eine Symbolik einführten, die weder der Kunst noch der Religion förderlich war. Ihre Werke erregten eine zeitlang großes Aufsehen, heute bieten sie ein kunsthistorisches Interesse. Aber die Tonkunst hat nur ein hochbedeutendes Werk aus jener Zeit aufzuweisen: Beethovens Missa solemnis, und diese ist mit dem höchsten Aufwande jener Instrumentation in Harmonisation componirt, die zu der Errungenschaft der neuen Kunst gehörte, steht also jener gezwungenen Einfachheit sehr ferne; und sie enthält dennoch vieles, das zu den erhabensten Schöpfungen der religiösen Musik gerechnet werden muß.

Gleichzeitig als in Norddeutschland die Philosophie wieder christlich war, erschloß sich die herrliche Nachblüthe des Oratoriums durch Mendelssohn, nachdem auch die bisher vernachlässigte Kirchenmusik Bachs wieder zu Ehren gelangt war. Aber wenn man recht in's Auge faßt, daß nicht der christliche „Paulus" das beste Werk des edlen Felix war, sondern „Elias" und die sehr unchristliche Walpurgisnacht, so ist es kein Wagstück zu behaupten, daß auch er nur das gebildete religiöse Christenthum seiner Zeit in höchster Kunst vertrat, nicht das entschwundene kirchlich gläubige. Geläutertes philosophisches Christenthum, Erhebung, Begeisterung durch die „Idee" eines Erlösers, eines Menschwerdens der Gottheit war in jener Zeit vorherrschend, aber das dogmatische kirchengläubige Christenthum existirte nur in einer sehr kleinen Minderheit. Es ist bezeichnend, daß in jener Zeit ein höchst bedeutendes Kunstwerk im strengen altkirchlichen Stile geschaffen wurde, aber erst in der neuesten Zeit zur richtigen Würdigung gelangt ist: die sechzehnstimmige Messe des Protestanten Grell. Dieses große Meisterwerk, das die schönsten Klangwirkungen mit der vollkommenen Kunst des Contrapunktes vereint, blieb in Deutschland unbeachtet, und ist erst jetzt in Leipzig zur Aufführung und zur verdienten Verehrung gelangt, während Brahms' deutsches Requiem, das ganz auf dem Boden der Neuzeit steht, binnen wenigen Jahren fast in allen großen Städten Deutschlands aufgeführt worden ist, und gleich von Anfang her vorwiegend günstigste Aufnahme gefunden hat.

Wir kommen nun zur Schlußfolgerung unserer Darlegungen: Nur

das Kunſtwerk, das in dem Boden der Ideen ſeiner Zeit wurzelt, und das auch in den Formen mit ſeiner Zeit im Zuſammenhange ſteht, iſt der Dauer ſicher. Es kann und ſoll den höchſten Ideen entſprießen; es kann und ſoll in den ſchönſten und auch ſchwierigſten Formen erſcheinen. Aber es darf nicht nach den Formen früherer Zeiten zurückgreifen, um deren Ideen darzuſtellen — es wird im beſten Falle nur ein fremdartiges Kunſtſtück ſein, kein dauerndes Kunſtwerk. Und hier ſind wir am Punkte angelangt, wo wir Gounods kirchliche Tonwerke beſprechen können.

Gounod hat in der „Rédemption" (Erlöſung) offenbar zugleich eine neue Gattung ſchaffen und die alte katholiſche Liturgie-Manier anwenden wollen. Das erſte beweiſt ſeine fünf Seiten lange Vorrede, ſein „Commentar", das andere berichtet die Muſik. Der fünf Seiten lange Commentar des Verfaſſers ſagt: „Dieſes Werk iſt die lyriſche Darſtellung der drei großen Thaten, auf welche das Beſtehen der chriſtlichen Geſellſchaft ſich gründet, und dieſe ſind: 1) die Leidensgeſchichte und der Tod des Erlöſers, 2) ſein glorreiches Leben auf Erden ſeit ſeiner Auferſtehung bis zur Himmelfahrt, 3) die Verbreitung des Chriſtenthums in der Welt durch die apoſtoliſche Sendung. Dieſen drei Theilen der vorliegenden Trilogie geht ein Prolog voran" u. ſ. w. Der Prolog enthält nun wieder drei Abtheilungen, die Schöpfung, das Chaos, „ein inſtrumentales Vorſpiel, die Verworrenheit der Elemente andeutend", dann die Erſchaffung des Menſchen, Sündenfall und „Erſtes Erſcheinen einer typiſchen Geſangsweiſe des Menſchen; Gott als „Erlöſer"; dann Erlöſung im ewigen Rathe beſchloſſener myſtiſcher Chor, Verkündigung des Geheimniſſes der unbefleckten Empfängniß" u. ſ. w. Dann kommt „Erſter Theil": I. der Calvarienberg in ſechs Unterabtheilungen; II. die Kreuzigung, III. Maria zu den Füßen des Kreuzes („das Orcheſter drückt das Mitleid mit den Schmerzen der Mutter aus", während die Chöre „Uniſono das Thema der Klage anſtimmen und die Orgel das liturgiſche ‚Stabat mater' bringt"), IV. die beiden Miſſethäter, V. der Tod Jeſu, VI. der Centurio. — Zweiter Theil: von der Auferſtehung bis zur Himmelfahrt, wieder in ſechs Abſchnitten. Hier belehrt uns der Componiſt und Commentariſt, daß bei den Worten „Er iſt auferſtanden" „der Geſang und die Bäſſe plötzlich eine Terz überſpringen, gleichſam um auszudrücken, daß Chriſtus durch ſeine göttliche Macht das Grab und die Herrſchaft des Todes beſiegt hat". Dritter Theil: Pfingſten. „Ein inſtrumentales Vorſpiel verkündet die Morgenröthe des geſegneten Zeitalters" (des Friedens, der allgemeinen Brüderlichkeit). In dieſer Weiſe geht der Commentar fort bis zur „Verherrlichung der heiligſten Dreieinigkeit von Jahrhunderten zu Jahrhunderten". Dann kommt das Nachwort, daß der Gedanke zu dem muſikaliſchen Werke über die Erlöſung ihm im Herbſte 1867 kam und er „das Libretto" ſchrieb, dann die zwei ſpäter zu nennenden Stücke componirte und „erſt zwölf Jahre ſpäter die Arbeit beendigte und für das Muſikfeſt in Birmingham beſtimmt hat."

Dieſer Commentar von Gounod erinnert an die Erklärungen, die Cor-

nelius zu den Zeichnungen für das in Vorschlag gebrachte „campo santo“ gab (er nannte sie seine „Doctordissertation“). Und man war wohl zu der Annahme berechtigt, daß, wenn in der „Trilogie“ auch nicht alle Theile dem hohen Entwurfe entsprächen, doch die Haltung eine ernste würdige und besonders aber die Recitative und die großen Chöre geeignet sein würden, religiöse Stimmung, Vergessen des Tagesgetriebes, Einkehr in sich, Erhebung zu erzeugen. Man war auch zu der Voraussetzung berechtigt, daß in den Chören die höhere contrapunktische Kunstform, öfters angewendet, die ganze Aufmerksamkeit des Hörers fesseln und ihn allen anderen Gedanken entrücken und daher in die weihevolle „religiöse“ Stimmung versetzen würde. Aber gerade die Recitative und die langen Chöre sind der schwächste Theil des Werkes. Wir können hier Notenbeispiele leider nicht anführen; aber jeder einigermaßen musikalisch gebildete Leser wird verstehen, wenn wir sagen, daß in 15 bis 20 Stellen das Recitativ sechs bis acht Mal denselben Ton wiederholt und dann chromatisch auf- und absteigt, um dann wieder auf einem Tone zu verbleiben. Es ist das die im katholischen Ritus gewöhnliche Art der Liturgie und mag daselbst das Recht der Gewohnheit für sich haben; aber in einem Oratorium angewendet, dem ein so großartiger Plan zu Grunde liegt, wie der in der Vorrede angedeutete, und so oft wiederkehrend, hat diese Art nur eine Wirkung: gänzliche Ermüdung.*) Die Chöre ertönen gar sehr oft in der Octave fortschreitend, selbstverständlich ohne Accorde; wo aber diese angebracht sind, da sucht man vergeblich nach einer Stimmführung und Harmonisation, wie sie einem großen Kirchenwerke zukommen. Das ist wahrlich nicht der altitalienische, der Palestrina-Stil, für den Gounod so schwärmt; denn in diesem ist bei einfachstem Gange die höchste Kunst der Stimmführung und eine Kühnheit und Originalität der Harmonien nachzuweisen, die alle Versuche der Nachahmung von vornherein als verfehlt erscheinen läßt. Wir können auch nicht glauben, daß Gounod schon bei Composition der „Rédemption“ den Palestrinastil im Auge gehabt hat. Sonst konnte er unmöglich solche entschieden Wagner'sche Wendungen**) anbringen, wie sie in dieser Trilogie vorkommen. Gleich in der Erzählung vom Sündenfalle vernimmt man die Accorde, mit welchen Brünhilde von Wotan im den Schlaf gebannt wird, und daß Gounod nicht erkannt hat, wie ihm nach

*) Beethoven läßt in seiner Missa solemnis am Ende des sphärenhaften „Et incarnatus“ unter den vier Solostimmen plötzlich den vierstimmigen Chor nur mit der Quinte $\frac{es}{as}$ die Worte „Et incarnatus est de spiritu sancto ex Maria virgine“ in der Art wiederholen, wie man sie in den Prozessionen von den Kindern und Frauen hört. Diese echt katholische Wendung ist von unbeschreiblicher Wirkung; da schwebt der heilige Geist über der gläubigen Gemeinde!

**) Hanslick berichtet in dem obenangeführten Buche, Gounod habe ihm 1878 in Paris über Wagner gesagt: „Nous nous tournons le dos.“ Die „Rédemption“ ist aber viel später als 1878 geschrieben.

den Worten „Vater in Deine Hände“ das Schwertmotiv in die Feder geflossen ist, bleibt uns ganz räthselhaft.

Auffallend ist auch, wie derselbe Trompeten-Rhythmus ♩ ♪ ♪ ♪ ♩ bei jeder Gelegenheit wiederkehrt, ob nun vom Tode oder von der Auferstehung, vom Himmel oder von der Hölle die Rede ist. Zum ersten Male tritt er hervor in dem Marsche bezeichnend die Rohheit der materiellen und heidnischen Gewalt, welche Jesum zum Martertod führt (so erklärt der Commentar), der aber ein bezeichnendes originales oder nur interessantes musikalisches Motiv nicht bietet.

Es ist merkwürdig, daß die schönsten Theile des Werkes entschieden diejenigen sind, welche Gounod componirt hat, als er noch mit der Composition weltlicher Opern beschäftiget war, noch mit der sinnlichen Welt lebte und liebte, und noch nicht ganz fromm geworden war. Nach seiner eigenen Erklärung hat er ja „das Libretto“ im Winter 1867/68 gedichtet, und damals nur den Gang zum „Calvarienberg“ und den ersten „Pfingstchor“ gedichtet. Diese beiden Theile können als Höhepunkte des Werkes bezeichnet werden. Denn nach dem oben erwähnten bedenklichen Marsche ertönt ein sehr schöner choralartiger Gesang „Heiland Du thronst“ allerdings in bequemem Unisono, aber schön erfunden und wirksam instrumentirt; der Pfingstchor aber ganz einfach, ganz anspruchslos ist sehr schön und stimmungsvoll. Das sind zwei Stücke, die nur ein sehr bedeutender Componist geschrieben haben kann. Das Motiv der Versöhnung, das Gounod als „Typischen Gesang“ behandelt und oft wiederkehren läßt, ist sehr melodiös. Die „Rédemption“ enthält also Einzelheiten, die von jedem gerecht Urtheilenden als sehr schön anerkannt werden müssen. Aber wir behaupten und zwar ganz apodiktisch, als ganz unabweisliche Nothwendigkeit, daß ein groß angelegtes Kunstwerk, eine Trilogie, in welcher die höchsten Mysterien des Christenthums veranschaulicht werden sollen, vor Allem Stileinheit und vollendete Handhabung jeglicher Kunstform bieten muß; daß, wo diese fehlen, schöne Einzelheiten oder die fromme Gesinnung allein nicht entschädigen können. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß Gounod ebenso fromm ist, als Brahms. Aber das deutsche „Requiem“ ist doch ein höheres religiöses Kunstwerk als die „Rédemption.“ Man sage nicht, daß zwischen katholischer und protestantischer Kirchenmusik ein Vergleich nicht gezogen werden soll; giebt es eine echtere katholische Musik als Mozarts Requiem? Kann es eine mehr dramatische Auffassung des Textes geben als des „Tuba mirum?“ Und dennoch welch eine Kunst des Baues und welch eine Schönheit!

Wir haben nun dem Kirchencomponisten Gounod hinreichend lange Betrachtungen gewidmet und können nur mit der wiederholten Bemerkung schließen, daß die von ihm in neuester Zeit angekündigte Rückkehr zu den ältesten Formen keine Hoffnungen zu hohen Kunstwerken bietet. Man kann ein

muſikaliſcher Stylit*) werden, ohne dadurch als muſikaliſcher Stiliſt Beſſeres zu leiſten. Kehren wir nun zu Gounod, dem Opercomponiſten, zurück. Er iſt ganz entſchieden der bedeutendſte der ganzen neuen Periode. Er mag vielleicht weniger Originalität beſitzen als Auber, dieſem gegenüber nur als Eklektiker gelten können; aber er überragt ihn und die Zeitgenoſſen an künſtleriſcher, vornehmer Auffaſſung, an umfaſſenderem Wiſſen und an Formkraft. Selbſt „Romeo und Julia" iſt ein Werk, das immer auf eine gewiſſe Achtung des Muſikers Anrecht hat, wenn auch der Beſucher des Theaters wenig Anregung oder Vergnügen darin fand. Und der großartige Erfolg des „Fauſt" iſt einer, der nicht mit einem paar verbrauchten Sätzen von „Zugeſtändniſſen an den Geſchmack der Menge" abgethan werden kann. Wir finden gerade, daß der Erfolg der Zugeſtändniſſe immer mehr abnimmt, daß der ordinäre Schmuckwalzer immer weniger gefällt, während die wahren Schönheiten der Oper ihre Wirkungskraft nach wie vor bewahren. Wird Gounod, nachdem er ſich ganz der Kirchenmuſik zugewendet hat, jemals noch die Compoſition einer Oper unternehmen, wird er je noch einen Bühnenerfolg erringen? Dieſe Frage kann nur die Zukunft beantworten, wir aber wollen dem ſehr Bedeutenden, das er bisher geleiſtet, an dieſer Stelle die gebührende Achtung gezollt haben. Auf der Ruhmesleiter, auf welcher die franzöſiſchen nationalen Operncomponiſten der letzten ſechzig Jahre ſtehen, iſt ihm die oberſte Sproſſe beſchieden.

*) „Styliten", Säulenheilige des 5. Jahrhunderts, die auf der Spitze einer Säule den größten Theil ihres Lebens in frommer Buße und Beſchauung verbrachten.

Ein Beſuch im aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium bei Potsdam

Von

A. Woldt.

— Berlin. —

I.

In überwältigender Majeſtät und Erhabenheit dehnt ſich der Weltraum mit ſeinen unzähligen Geſtirnen, ſeinen Fixſternen und Planeten, ſeinen Sternhaufen und Nebelflecken, ſeinen Kometen und Monden unendlich weit ſeit Ewigkeit aus, der Weltraum, in welchem unſer Staubkörnchen Erde mit allem Leid und Luſt der Menſchheit einen der kleinſten Punkte einnimmt, der Weltraum, welcher ſicherlich noch auf vielen Himmelskörpern organiſches Leben und Weben, Fühlen und Denken, Ringen und Streben nährt und trägt.

Der einzige Bote, welcher uns Nachricht von dem Vorhandenſein der übrigen Weltkörper bringt, iſt der Lichtſtrahl, er, welcher ſeine goldenen Brücken von Geſtirn zu Geſtirn ſchlägt und ſein glänzendes Netz auch über jene ungeheuren kosmiſchen Einöden, die ſich zwiſchen den Sonnenſyſtemen ausbreiten, ſpannt. Der Lichtſtrahl, welcher die nahezu 150 Millionen Kilometer weite Strecke zwiſchen Erde und Sonne in etwa acht Minuten durchfliegt, braucht Jahre und Jahrtauſende, um aus den fernſten ſichtbaren Punkten des Himmels zu uns zu gelangen, und giebt uns dadurch eine Anſchauung von der gewaltigen Ausdehnung der Welt. Daß jenſeits dieſer Lichtgrenze keine leuchtenden Geſtirne exiſtiren, dürfen wir durchaus nicht annehmen, ſondern wir dürfen wohl im Gegentheil ſchließen, daß ſich die Sternenwelt nach jedem Punkte des Weltalls hin in's Unendliche fortſetzt, daß aber die aus jenen Gebieten ausgeſandten Strahlen zu lichtſchwach ſind,

um von uns wahrgenommen zu werden. Wenn sich dies so verhält, dann sehen wir von unserm Sternenfirmament nur einen, der Lichtempfindlichkeit unserer Augen und Fernröhre entsprechenden, verschwindend kleinen Theil des ganzen Weltalls.

Der Lichtstrahl mit seiner flammenden Schrift zeichnet uns die Welt, nicht wie sie in demselben Moment ist, sondern wie sie in der Vergangenheit war. Die großartigen Gasausbrüche, die wir auf der Sonne zu beobachten Gelegenheit haben, sind nicht im Augenblicke der Beobachtung dem glühenden Meere — der Oberfläche der Sonne — entstiegen, sondern bereits acht Minuten früher entstanden; der uns nächste Fixstern des Himmels, der Stern Alpha im Centaurus, welcher mehr als zweihundertsechstausend Mal so weit von uns entfernt ist, als die Sonne, hat vor etwa 3½ Jahren so ausgesehen, wie er uns heute erscheint, denn so lange hat der Lichtstrahl zu seiner ca. 33 Billionen Kilometer langen Reise von ihm bis zu uns gebraucht. Der Maßstab für die Entfernung der entlegensten Sterne fehlt uns gänzlich, wir dürfen jedoch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß das Licht, welches von manchen Sternen zu uns gelangt, bereits vor mehr als dreihundert bis vierhundert Jahren, also etwa zur Zeit der Entdeckung Amerikas, von dort abgereist ist, und daß der Lichtstrahl, welchen uns das entfernteste Gestirn zusendet, bereits zu einer Zeit seinen Stern verlassen hat, als das Menschengeschlecht noch nicht auf Erden existirte, zu einer Zeit, die vielleicht zehnmal so groß ist als das Alter unserer gesammten Weltgeschichte seit Beginn der Cultur im alten Aegypten. Könnten wir einem solchen Lichtstrahl mit der Schnelligkeit des Gedankens bis zu seinem Ursprung entgegenfliegen, so würden sich während dieser Reise alle Ereignisse, die das Gestirn in den letzten 50—60 000 Jahren durchgemacht hat, im schnellsten Tempo vor uns abspielen.

Blicken wir auf zum Fixsternhimmel! Jedes kleine Lichtpünktchen dort oben verräth uns das Dasein eines Sonnensystems mit selbstleuchtendem Centralkörper und — wahrscheinlich — einer Zahl von uns unsichtbaren Planeten und Satelliten. Ist diese letzte Voraussetzung richtig, dann giebt es noch eine unsichtbare Sternenwelt, die eine viel größere Zahl von Gestirnen enthält, als der sichtbare Sternenhimmel, und die für unsere rein menschliche Betrachtung ein um so größeres Interesse haben muß, als nur sie, und nicht jene glühenden Ballen der Fixsterne der Wohnsitz organischer Gebilde und Wesen sein kann. Doch dies dürfen wir nur als willkürliche Annahme gelten lassen, für welche die Wissenschaft höchstens die Analogie mit unserem Sonnensystem als eine Art Beweis gelten lassen würde.

Für die strenge Forschung giebt es keine Hypothesen und Träume, zu denen uns unsere Phantasie so gern verleitet; für die Wissenschaft giebt es nur positive Thatsachen und Wahrheiten; sie kennt daher von den Sonnensystemen des Firmamentes nur die einzelnen Lichtpünktchen, die für sie Gegenstand der Untersuchung sind.

„Nur ein Lichtstrahl, ein winziges Pünktchen, als einziges Object der wissenschaftlichen Untersuchung eines Weltsystems?" wird Mancher kopfschüttelnd ausrufen.

Und dennoch ist dem so, daß die Forschung fast nur den Lichtstrahl befragen kann, aber es ist ein Triumph der Wissenschaft, daß sie es versteht, den Lichtstrahl eine Sprache reden zu lassen, die uns schon manches Geheimniß der Fixsternwelt offenbart hat.

Die Astronomie greift hier in das Gebiet der Physik über, denn die letztere ist es, welche die Hauptfrage, was denn eigentlich ein Lichtstrahl sei, beantwortet. Man nimmt bekanntlich an, daß ein äußerst fein vertheiltes, unwägbares, elastisches Fluidum, der sogenannte Lichtäther, den gesammten Weltenraum und auch die Zwischenräume der Körperatome einnehme, und daß die kleinsten Theilchen dieses Aethers bei gewissen, durch Temperaturerhöhung ꝛc. hervorgerufenen Zuständen eines Körpers in mehr oder weniger starke oscillatorische Bewegung gerathen. Diese pflanzt sich mit der unbegreiflichen Schnelligkeit von 42 000 geographischen Meilen in der Secunde nach allen Seiten gradlinig fort, und erzeugt, sobald sie die Netzhaut unseres Auges trifft, dort denjenigen Nervenreiz, den wir Lichterscheinung nennen. Dieselbe Oscillation des Lichtäthers erzeugt auf photographischen Platten gewisse andere Wirkungen, die man dauernd fixiren kann.

Ein Lichtstrahl, welcher von irgend einem hellleuchtenden Punkte der Erde oder des Himmelsgewölbes in unser Auge gelangt, ist indessen doch nicht etwas so Einfaches, wie die schwingende Bewegung eines Fluidums. Jedermann weiß, wenn man einen hellen Lichtstrahl durch einen dreikantigen Glaskörper, ein Prisma gehen läßt, daß der Strahl hierdurch in eine größere Zahl von farbigen Lichterscheinungen zerlegt wird. So spaltet sich das Sonnenlicht in die bekannten Regenbogenfarben: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett, deren Gesammtheit man das Sonnenspectrum nennt. Ein glühender Metalldampf, eine glühende Gasart, ein funkelndes Gestirn u. a. m. zeigen, wenn man sie durch ein Glasprisma betrachtet, gleichfalls je eine Reihe von Lichterscheinungen, die man das Spectrum des Metalles, des Gases, des Sterns nennt. Alle Körper von gleicher chemischer Zusammensetzung haben unter denselben äußeren Verhältnissen ein und dasselbe Spectrum, das nur allein für sie charakteristisch ist; die Spectra aller verschiedenartig zusammengesetzten Körper sind unter einander verschieden.

Man sieht sofort, welche lehrreiche Nutzanwendung die Astronomie hiervon in Bezug auf die Sterne machen kann, indem sie die leuchtenden Himmelskörper durch ein Glasprisma betrachtet und die Spectra der Gestirne unter einander vergleicht. Die Wissenschaft zieht hierbei den Schluß, daß alle Sterne, welche durch das Prisma dieselbe Reihe von Lichterscheinungen zeigen, also dasselbe Spectrum haben, auch unter einander gleichartig sind, sowie, daß es so viele verschiedenartige Sterne giebt, als verschiedenartige Stern-

spectra sich zeigen. So wird der Lichtstrahl, indem man ihn zerlegt, zum Offenbarer der tiefsten Geheimnisse des Weltalls!

Jede einzelne der vielen Lichterscheinungen, aus denen ein Spectrum bestehen kann, muß man als eine besondere Lichtart auffassen, obgleich unser Auge ohne Hilfe des Prismas diese verschiedenen Arten von Licht nicht einzeln zu erkennen vermag, sondern durch das Zusammenwirken Aller auf die Netzhaut des Auges den Eindruck einer einheitlichen Lichterscheinung erhält. Es läßt sich dies vergleichen mit dem Eindruck, den ein zusammengesetzter musikalischer Accord im Trommelfell unseres Ohres erzeugt, wobei wir auch nicht immer im Stande sind, jeden einzelnen Ton des Accordes besonders aufzufassen, sondern nur die Gesammtwirkung aller Töne. Somit ist, vergleichsweise ausgedrückt, ein Lichtstrahl oder das helle Lichtpünktchen eines Sternes gewissermaßen ein Lichtaccord.

Die wissenschaftliche Prüfung der charakteristischen Spectra, welche jedem intensiv glühenden gas- oder dampfförmigen Stoffe zukommen, ist die Aufgabe der Spectral-Analyse, welche für jedes chemische Element und auch für die zusammengesetzten Körper die Farbenbilder aufzuzeichnen und zu beschreiben hat, welche ausschließlich dem untersuchten Stoffe zukommen. Ebenso also, wie der Chemiker, der die einzelnen Stoffe untersucht, ein Verzeichniß anlegt, in welchem es heißt: das Gold, das Blei, der Schwefel, das Natrium, der Wasserstoff, der Sauerstoff ꝛc. sind Körper, denen das und das specifische Gewicht, die und die Farbe, jenes und jenes Verhalten zu den übrigen Stoffen ꝛc. zukommt, gerade ebenso ergiebt die Spectral-Analyse, daß das Gold, das Blei, der Schwefel ꝛc. Stoffe sind, denen dieses und jenes ganz bestimmte Spectrum ausschließlich zukommt. Mit Hilfe dieser Kenntniß ist man im Stande, einen beliebigen unbekannten Körper, nachdem man ihn in einen Zustand lebhafter Lichtentwickelung gebracht hat, auf seine Bestandtheile zu untersuchen und anzugeben: Er zeigt die und die Spectra, enthält also die denselben entsprechenden Elemente.

Es war ein Fortschritt, wie ihn die Astronomie seit ihrem mehr als sechstausendjährigem Bestehen nicht in gleicher Großartigkeit gemacht hat, als sie vor noch keinem Menschenalter die Spectral-Analyse in ihren Dienst stellte, und auf rein physikalische Weise die Spectra der Gestirne zu untersuchen anfing. Die „Physik der Sterne", die „Astrophysik", gewann bald solche Ausdehnung, daß es nöthig wurde, für sie besondere Observatorien zu bauen. Das größte dieser Institute ist das seit 1879 seiner Bestimmung übergebene „astrophysikalische Observatorium" bei Potsdam.

Die Aufgaben dieses Institutes sind aus seinem Namen ersichtlich; sie bestehen in der physikalischen Untersuchung der Gestirne, im Wesentlichen also in spectralanalytischer Erforschung und photographischer Aufnahme der Sternenwelt, sowie in fortgesetzter Beobachtung und Abbildung der Planeten und unserer Sonne. Mit dem Prisma des Spectroskops be-

waffnet bringt die Astronomie zur Untersuchung der Fixsternwelt vor, sie spaltet und zerlegt, oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, „zerstreut" die Lichtstrahlen selbst der entfernten Gestirne und Nebelflecken in Reihen von farbigen Lichterscheinungen, sie bietet die lichtempfindliche Platte dem schwachen Schein entlegener Sternhaufen und Gestirne dar und fixirt das Bild der Sonne und der anderen Weltkörper, sie beobachtet mit den besten optischen Hilfsmitteln unter starker Vergrößerung die kleinen Scheiben, welche die Glieder unseres Sonnensystems im Refractor dem Auge darbieten, und zeichnet unermüdlich alle Details auf, bis sie im Stande ist, aus der Fülle der Einzelerscheinungen das wahre Außenbild eines Planeten darzustellen und „kartographisch" niederzulegen.

Das astrophysikalische Observatorium liegt etwa eine Viertelstunde vom Bahnhofe in Potsdam entfernt, in stiller Waldeinsamkeit auf dem Gipfel des Telegraphenberges nahe dem südlichen Haveluser. Weithin sichtbar ragen die drei mächtigen Kuppeln des Instituts, in nahezu grader Linie von Osten nach Westen stehend, aus dem Waldesgrün in die reine klare Luft empor, unberührt von Erschütterungen, wie sie eine Lage inmitten einer Stadt kaum ganz würde vermeiden können. Die mittelste oder Haupt-Kuppel mit einem inneren Durchmesser von zehn Meter enthält das größte Beobachtungsinstrument, einen siebzehn Fuß langen Refractor, mit einem Objectiv von elf Pariser Zoll Oeffnung. Der optische Theil dieses Instrumentes ist von Schröder, der mechanische von Repsold in Hamburg ausgeführt. Die West- und Ost-Kuppel haben einen Durchmesser von je sieben Meter; in der ersteren befindet sich ein Instrument von Grubb in Dublin mit einem Objectiv von acht Zoll Oeffnung, in der letzteren ein solches von Steinheil mit Objectiv von fünf Zoll.

Diese, durch malerische Bogengänge unter einander verbundenen drei Kuppeln stehen in engster Vereinigung mit einer Anzahl von Laboratorien und anderen Räumen, die sich im Erdgeschosse des Hauptgebäudes befinden, das sich von der Mittelkuppel aus nach Norden erstreckt. Es sind dort zwei Laboratorien für Spectralanalyse, eines für andere physikalische Beobachtungen, eines für photographische Arbeiten, und eine Dunkelkammer. Den übrigen Theil des Erdgeschosses nehmen Bureauxräume ein. Im Souterrain befindet sich die Kastellanswohnung, ferner eine Werkstatt für Tischler und Mechaniker, ein Laboratorium für Hilfsarbeiter zur Photographie und eine sechspferdige Gasmaschine nebst Dynamomaschine zur Erzeugung elektrischen Lichtes. An der Südfront der Mittelkuppel befindet sich ein Vorbau für den Heliographen.

Eine zweite Gruppe von Gebäuden erstreckt sich isolirt nördlich und östlich vom Observatorium und enthält die Wohnhäuser für das Gelehrtenpersonal, den Director, die Observatoren und Assistenten; eine dritte Gruppe liegt am Eingange des Terrains und besteht aus einem Tiefbrunnen mit Beobachtungskammer und Brunnenhaus, sowie aus Maschinen- und Wohn-

haus. Die Gesammtanlage der Bauten ist ein Werk Spielers, der sich in seiner Eigenschaft als Mitglied des Cultusministeriums schon so viele Verdienste durch hervorragende Bauten für wissenschaftliche Zwecke erworben hat. Das große Areal wird durch einen Zaun und eine lebendige Hecke umgeben, wodurch jeder Verkehr der Außenwelt vom astrophysikalischen Institut ferngehalten wird.

Mit Hilfe der astrophysikalischen Beobachtungen steigt vor unserem staunenden Auge aus dem alten Fixsternhimmel eine neue, wunderbare, erhabene Sonnenwelt auf, ein Weltall, dessen Lichtstrahlen uns in flammenden Zügen die große neue Botschaft verkünden: Es leuchten überall Sonnen im Weltenraum, wie Deine Sonne, Du Menschenkind; es drehen überall Erden ihre Kreise wie Deine Erde! Nicht Dein Gestirn allein ist der Wohnsitz von Land und Wasser, Steinen und Metallen; nicht Deine Erde allein erzeugt Empfinden und Denken, sondern der ganze Weltenraum; sei stolz hierauf, erhebe Dein Haupt, Du Staub des Staubes, und fühle Dich als Sohn der ganzen Schöpfungswelt!

Wenn man bei wiederholten Besuchen des astrophysikalischen Observatoriums bei Potsdam das weitverzweigte wissenschaftliche Arbeitsgebiet dieses Instituts kennen lernt, wird man sich solcher Betrachtungen, wie der vorstehend angeführten, nicht erwehren können und man wird namentlich bewundernd auf die großen Errungenschaften blicken, welche die Anwendung der Spectralanalyse auf die Himmelskörper gebracht hat. Es ist noch gar nicht so lange her, als Fraunhofer eine eigenthümliche sehr wichtige Entdeckung machte, für welche indessen erst sehr viel später die richtige Erklärung gefunden wurde. Er fand nämlich, daß das Sonnenspectrum in eigenthümlicher Weise von einer Anzahl dunkler Linien durchzogen ist. Da diese Linien stets in derselben Reihenfolge erscheinen, so fixirte er einige der bemerkenswerthesten dadurch, das er sie mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnete. Die Hauptlinien, zwischen denen sich viele Nebenlinien befinden, sind so vertheilt, daß die Linien A und B an bestimmten Stellen im Roth, C im Uebergang vom Roth zu Orange, D im Orange, E im Gelbgrün, F im Uebergang vom Grün zu Blau, G im Dunkelblau oder Indigo und H im Violett liegt. Mit der letztgenannten Farbe haben die für unser Auge sichtbaren Strahlen des Sonnenspectrums ihr Ende erreicht, es giebt aber noch über Violett hinaus unsichtbare, aber photographisch sehr wirksame Strahlen, deren Hauptrepräsentanten später gleichfalls Buchstaben des Alphabetes, I, K, L, u. s. w., erhalten haben.

Diese charakteristischen Linien des Sonnenspectrums, welche man die Fraunhofer'schen oder auch Spectral-Linien nennt, haben uns über das Wesen der Stoffe auf Erden und im Weltall ganz neue Aufschlüsse verschafft. Fast ein halbes Jahrhundert nach Fraunhofer, im Jahre 1859, fanden die berühmten Untersuchungen von Kirchhoff und Bunsen über das Sonnenspectrum und die Spectra der irdischen Stoffe statt.

Es zeigte sich hierbei, daß jeder feste oder flüssige Körper im glühenden Zustande ein Licht ausstrahlt, welches, durch ein Prisma betrachtet, ein die ganze Farbenreihe enthaltendes, nicht durch Lücken unterbrochenes „continuirliches" Spectrum liefert.

Ganz anders aber ist der Anblick, wenn man ein glühendes Gas oder glühenden Dampf durch ein Prisma betrachtet. Dann entsteht kein lückenloses continuirliches Spectrum, sondern ein solches, welches aus einer Reihe von meist sehr unregelmäßig geordneten, leuchtenden farbigen Linien, die durch dunkle Zwischenräume von einander getrennt sind, besteht. Ein solches Spectrum nennt man ein „discontinuirliches", ein Linien- oder ein Gasspectrum.

Eine wunderbare Beziehung hat sich zwischen den dunklen Linien des Sonnenspectrums und den hellen Linien der Spectra glühender Gase herausgestellt, wie aus folgendem Beispiel ersichtlich ist: Der Dampf des glühenden Natriums — eines im Kochsalz vorkommenden Elementes — giebt ein Spectrum von zwei hellen orangegelben Linien und einigen schwächeren Linien in anderen Farben. Genau an derselben Stelle des Sonnenspectrums, welche dieselbe Nuance des Orange besitzt, befinden sich zwei charakteristische dunkle Linien, welche von Fraunhofer die Bezeichnung D erhalten haben. Man kann nun im Spectrum jedes glühenden festen oder flüssigen Körpers diese beiden dunklen D-Linien erzeugen, wenn man das Licht dieses Körpers zuerst durch glühenden Natriumdampf leitet, bevor man es zur Erzeugung des Spectrums mit dem Prisma auffängt; vorausgesetzt, daß die Temperatur des glühenden Körpers größer ist, als diejenige des Natriumdampfes. Während also das Spectrum dieses festen oder flüssigen glühenden Körpers vorher die ganze Farbenreihe vom Roth bis zum Violett continuirlich enthielt, löscht der glühende Natriumdampf aus dieser Reihe gerade die beiden Stellen aus, welche der Farbe seiner Spektrallinien gleichen.

Wir können hieraus in Bezug auf die Sonne den Schluß ziehen, daß auch ihr Licht, bevor es in unser Auge gelangt, durch glühende Natriumdämpfe hindurchgegangen sein muß, und daß diese letzteren das Licht der Farbenreihe an denjenigen Stellen verschluckt oder ausgelöscht haben, welche den Linien ihres Spectrums entsprechen, daß also die Fraunhoferschen D-Linien und einige andere schwächere Linien ein Beweis für Anwesenheit von Natriumdampf in der die Sonne umgebenden glühenden Gashülle ist.

Nachdem es uns gelungen ist, die Anwesenheit eines irdischen Elementes in der Gluthatmosphäre der Sonne nachzuweisen, gehen wir daran, zu untersuchen, wie sich die Spektra der übrigen Elemente unserer Erde zu den übrigen dunklen Linien des Sonnenspectrums verhalten.

Welch großartige Ueberraschung! Fast alle die Hunderte von hellen Spectrallinien, welche insgesammt den Spectren der Elemente angehören, finden wir als dunkle Linien in derselben charakteristischen Gruppirung über das Sonnenspectrum vertheilt. Wir haben somit die erstaunliche Thatsache

vor uns, daß faſt alle irdiſchen Elemente, bis auf wenige Ausnahmen, in der Gluthhülle unſeres Centralgeſtirnes in Dampfform vorhanden ſind.

Man hat bis jetzt im Spectrum der Gashülle der Sonne nachgewieſen: Die beiden hellen und alle ſchwächeren Spectrallinien des Natriums, 450 Spectrallinien des Eiſens, 75 des Calciums, 4 des Magneſiums, vom Chrom 18, vom Nickel 33, Barium 11, von Zink 2, Kobalt 19, vom Waſſerſtoff 4 Linien, Mangan 57, Titan 118, Aluminium 2, Strontium 4, Blei 3, Cadmium 2, Cerium 2, Uranium 3, Kalium 2, Vanadium 4, Palladium 5 und Molybdän 4.

Ferner hat man, als wahrſcheinlich in der Atmoſphäre der Sonne in Dampfform vorhanden, erkannt die Elemente: Indium, Lithium, Rubidium, Cäſium, Wismuth, Zinn, Silber, Beryllium, Lanthanium und Yttrium, während Kohlenſtoff, Silicium, Thallium, Chlor, Brom, Jod, Sauerſtoff, Stickſtoff und Schwefel noch nicht nachgewieſen ſind.

Alſo nichts Fremdes, nichts anders Geartetes als unſere Erde iſt das Centralgeſtirn unſeres Syſtems, die Sonne; ſie enthält faſt alle Stoffe unſeres Planeten, wenn auch in Folge ihrer gegenwärtig noch hohen Eigenwärme in dampfartiger oder feurig-flüſſiger Form.

Welch großartiger, indirecter Beweis für die Wahrheit der Kant-Laplace'ſchen Hypotheſe, daß unſer Weltſyſtem durch allmähliche Zuſammenziehung eines kosmiſchen Nebels entſtanden ſei!

II.

Nach den erſtaunlichen Einblicken, welche uns die Unterſuchungen von Kirchhoff und Bunſen in eins der tiefſten Geheimniſſe der Natur — in die Zuſammenſetzung unſerer Sonne aus irdiſchen Elementen — verſchafft haben, liegt es nahe, das wir unſer Prisma nunmehr direct auf den Fixſternhimmel richten und den glänzenden Sternenheeren die Frage vorlegen: „Seid Ihr auch Sonnen, wie die unſrige, ſo zeigt uns Euer Spectrum, und wenn dieſes mit demjenigen unſeres Centralgeſtirns übereinſtimmt, ſo werden wir, trotz Eurer faſt unermeßlichen Entfernung, erkennen, daß Ihr gleichſam Fleiſch von unſerem Fleiſche ſeid."

Man hat die ſpectroſkopiſche Unterſuchung der Geſtirne ausgeführt, und bereits Fraunhofer fand, daß das Spectrum eines der hellſten Sterne des Firmaments, des Sirius, mit dem Spectrum unſerer Sonne Aehnlichkeit hat. Späterhin als man die Spectra der chemiſch zuſammengeſetzten Körper, z. B. Kohlenwaſſerſtoff u. A. m. kennen lernte, fand man, daß am Himmelsgewölbe auch ſolche Sterne exiſtiren, welche ein Spectrum beſitzen, das durch breite Streifen und Banden die Anweſenheit von chemiſchen Verbindungen verräth, woraus man ſchloß, daß ſich derartige Geſtirne bereits in einem weiter vorgerückten Abkühlungsſtadium befinden. Man fand ferner, daß zwiſchen den Spectren der Sterne zwar mancherlei Ueber-

gangsstufen existiren, aber daß man doch im Großen und Ganzen eine kleine Anzahl von Klassen aufstellen kann, in welche sich sämmtliche Sternspectra einreihen lassen.

Es tritt somit an unsere Generation die ernste Pflicht heran, den jetzigen Zustand des Sternenheeres, wie er sich spectroskopisch darstellt, genau aufzuzeichnen und das Material der Nachwelt zu überliefern, damit diese durch spätere Untersuchungen die inzwischen eingetretenen Veränderungen der Fixsternwelt erkennen und jene großen und allgemeinen Naturgesetze, denen das Weltall unterworfen ist, studiren könne.

Eine Anzahl von Männern, vor allen Huggins, Secchi, Vogel, d'Arrest u. A. sind seit einer Reihe von Jahren bemüht gewesen, die verschiedensten Sterne spectroskopisch zu untersuchen, und haben die Spectra vieler Hunderte von Sternen bestimmt. Eine streng systematische Arbeit dieser Art ist in letzter Zeit vom astrophysikalischen Observatorium in Potsdam ausgegangen, indem der Director desselben, Professor Dr. Vogel, unter Mitwirkung des Herrn Dr. G. Müller mit Hilfe des großen 11zölligen Refractors des Instituts den ersten, überhaupt existirenden spectroskopischen Sternkatalog hergestellt und publicirt hat. Es wurde ursprünglich beabsichtigt, die spectroskopische Durchmusterung über die ganze nördliche Hemisphäre auszudehnen, indessen hat man zunächst — vom Himmelsäquator ab gerechnet — eine zwanzig Breitengrade des nördlichen Himmelsgewölbes umfassende Zone untersucht. Die spectroskopische Untersuchung der Fixsterne kleinster Helligkeit ist mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, da sich die feinsten Lichtpünktchen im Prisma nicht zu deutlich erkennbaren Spectren zerlegen lassen. Man unterscheidet die Helligkeit der Fixsterne bekanntlich von Alters her nach sogenannten Größenklassen und spricht von Sternen erster Größe, zweiter Größe, dritter, vierter Größe ꝛc. Mit bloßem Auge kann man unter günstigen Umständen höchstens Sterne bis zur sechsten Größe erkennen, während man in größeren Teleskopen noch Fixsterne der fünfzehnten Größenklasse unterscheidet. Der große Refractor des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam läßt bei spectralanalytischer Untersuchung noch die Streifen eines Sternes bis zur neunten Größenklasse erkennen. Es erschien indessen angemessen, die Eintragung in den Katalog nur bis auf Sterne von der Größe $7\frac{1}{2}$ auszudehnen und nur ausnahmsweise Gestirne sowie sogenannte „veränderliche Sterne" aus noch niederen Größenklassen aufzunehmen, wenn sie ein deutliches Spectrum besaßen oder wenn sonst bestimmte Angaben über ihr Spectrum gemacht werden konnten. Die Zahl der insgesammt auf der bezeichneten Zone spectroskopisch untersuchten Sterne beträgt etwa 12 000, von denen aber nur 4051, als den gestellten Bedingungen entsprechend, einregistrirt wurden. Die Fortsetzung dieser Arbeit für die Breitenzone 20^0 bis 40^0 der nördlichen Himmelshalbkugel wird demnächst im astrophysikalischen Observatorium erfolgen.

Das große wissenschaftliche Material, welches durch diese erste gründ-

liche spectralanalytische Umschau in einem Theil des Himmelsgewölbes gewonnen ist, hat zunächst die außerordentlich wichtige Thatsache offenbart, daß die größte Anzahl der Himmelskörper in der That aus denselben Stoffen zu bestehen scheinen, die sich auf der Erde befinden. Damit ist denn auch wohl die überaus wunderbare, unser tiefstes Nachdenken herausfordernde Wahrheit constatirt, daß die körperliche Materie, der Stoff, durch das ganze unermeßliche Weltall hindurch eine einheitliche Zusammensetzung hat, daß sich auf jedem Stern die Atome zu den, auch auf Erden als unzerlegbare Körper erkannten Elementen vereint haben. Diese etwas mehr als 60 an Zahl betragenden Elemente gewinnen dadurch eine kosmische Bedeutung, denn nicht ein irdisches, sondern ein Weltgesetz ist es, welches ihr Lieben und Hassen vorschreibt. Und mehr noch! Jene ungeheuren Einöden des Weltalls, die jetzt, uns sichtbar, nur der Lichtstrahl durchfliegt, können nicht zu allen Zeiten als leere Isolirungsräume zwischen den Weltkörpern bestanden haben, denn die Einheitlichkeit des Weltstoffes zeigt uns, daß wohl eine innige Durchmischung der Materie über die weitesten Entfernungen hin stattgefunden hat.

Das Resultat der spectroskopischen Fixstern-Durchmusterung im Potsdamer Observatorium zeigt uns aber noch die andere Thatsache, daß die Gestirne des Himmels sich in verschiedenen Stadien der Abkühlung befinden. Es war möglich, sämmtliche beobachteten Sterne nach ihren Spektren in drei Klassen einzureihen, die Professor Vogel genau präcisirte. Zur ersten Klasse wurden Sternspectra gerechnet, in denen die Wasserstofflinien sehr bemerkbar hervortreten und der blaue und violette Theil des Spectrums besonders auffällt, während die Spectrallinien der Metalle und anderer Elemente kaum sichtbar sind. Diese Klasse stellt das Hauptcontingent zu den untersuchten Sternen, denn der Katalog zählt von ihnen nicht weniger als 2165, also mehr als die Hälfte auf. Das Spectrum dieser Klasse findet sich besonders schön ausgeprägt an sechs Gestirnen im Sternbild des Stiers, an vier Sternen im Löwen, an drei im Pegasus, an zwei in den Zwillingen und an je einem im Herkules, Ophiuchus und der Jungfrau. Es steht zu erwarten, daß auch die übrigen Zonen des Himmelsgewölbes eine überwiegende Zahl zu dieser Klasse gehörender Sternspectra aufweisen werden. Zur zweiten Klasse wurden solche Spectra gerechnet, in denen sehr zahlreiche und deutliche Spectrallinien vorhanden sind; also Spectra, die etwa mit demjenigen unserer Sonne übereinstimmen. Der Katalog führt 1240 derartige Gestirne auf, unter denen mit besonders schön ausgeprägten Spectren zu nennen sind 4 Sterne im Ophiuchus, je einer im Wallfisch, Stier, Wasserschlange, Löwen, Bootes, Schlange, Herkules, Adler und Pegasus. Zur dritten Klasse wurden solche Spectra gerechnet, welche außer dunklen Linien noch zahlreiche dunkle Banden in allen Theilen des Spectrums besitzen. Zu dieser Klasse gehören nur 297 Sterne, darunter mit besonders charakteristischem Spectrum je drei im Pegasus und der

Jungfrau, je zwei in den Fischen, dem Widder, Walfisch, Stier, Orion, Löwen, je einer in den Zwillingen, im Krebs, der Schlange, Herkules, Pfeil ꝛc. Bei 349 Sternen konnte überhaupt das Spectrum nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Der italienische Astronom P. Secchi, der eine aus vier Typenklassen bestehende Eintheiluug der Fixsterne aufgestellt hat, vermuthet, daß bestimmte Typen von Spectren auch an bestimmte Gegenden des Himmels gebunden seien, eine Ansicht, welche sich durch die Potsdamer Untersuchungen nicht bestätigt hat. Es zeigt sich übrigens bei den Beobachtungen, daß ein Zusammenhang zwischen dem Spectrum eines Sterns und seiner Farbe besteht. So gehören zur ersten Klasse fast nur weiße und bläulich-weiße, zur zweiten weißlich-gelbe, gelbe und röthlich-getbe und zur dritten meist röthlich-gelbe und rothe Sterne.

Wir haben uns also — wenigstens für die genannte Zone und bis zur angegebenen Sternengröße — vorzustellen, daß dort im Wesentlichen drei Klassen von Welten existiren, eine erste, die sich noch in einem so hohen Stadium der Weißgluth befindet, daß ihre glühende Wasserstoffatmosphäre Alles überdeckt und nur wenig oder gar keine Metalldämpfe bis an deren Grenze empordringen; eine zweite, etwas weniger heiße, deren Gluthhülle, wie unsere Sonne, viele Dämpfe von Metallen und anderen Elementen enthält; und endlich eine dritte, bei denen die Abkühlung bereits so weit vorgeschritten ist, daß ihre Kerne und Atmosphären zwar gleichfalls noch glühen, aber doch schon in letzteren das Auftreten von Gebilden, die wahrscheinlich aus chemischen Verbindungen bestehen, möglich ist.

Der Potsdamer spectroskopische Katalog constatirt, daß in der uns sichtbaren Welt mehr als die Hälfte der Sterne der ersten Klasse angehört; daß die Gestirne mit lebhafter Licht- und Wärmeentwickelung, also die verhältnißmäßig jüngsten Weltkörper, uns am zahlreichsten umgeben, daß ferner die unserer Sonne ähnlichen Fixsterne der zweiten Klasse nicht ganz den dritten Theil der Gesammtheit ausmachen, während die Zahl der Gestirne der dritten Klasse noch nicht einmal den dreizehnten Theil aller sichtbaren Sterne der angegebenen Größenklassen bildet. Es mag dahingestellt sein, ob dieses Verhältniß in Zukunft, bei Vollendung der spectroskopischen Durchmusterung des ganzen Himmelsgewölbes oder bei etwaiger Wiederholung der Untersuchungen, die mit den stärksten optischen Hilfsmitteln bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit ausgedehnt werden, irgendwie geändert werden wird; soviel ist mit Sicherheit schon heute zu erkennen, daß sich unserem Auge vorwiegend diejenigen Gestirne entgegendrängen, in denen noch die Gluth erster Jugendentwickelung ruht; daß sie es hauptsächlich sind, welche ihren Lichtstrahl weit hinauszusenden vermögen in den Weltenraum, während die relativ älteren Sonnen, die sich bereits in einem Stadium größerer Abkühlung befinden, mit bescheidenerem Licht leuchten.

Dennoch müssen die letzteren unserer menschlichen Anschauung und Betrachtung die sympathischeren sein, denn sie gerade sind es, welche aus der sichtbaren Welt der Gluth und des Feuers hinüberleiten in die unsichtbare Welt der abgekühlten Gestirne, in denen sich im Laufe unermeßlicher Zeiten die Keime entwickeln können zu organischem Leben!

Wenn wir die Frage aufstellen, wo denn überhaupt im Weltall organisches Leben vorhanden sein kann, so müssen wir sie nach den vorhergegangenen Betrachtungen dahin beantworten, daß kein einziger der zahllosen glänzenden Lichtpunkte des Fixsternheeres der Wohnsitz organisirter Wesen sein kann, denn Himmelskörper, deren Atmosphäre glühende Metalldämpfe enthalten, können überhaupt nicht die Träger von lebenden Organismen sein.

Wohl aber kann jeder hellleuchtende Fixstern eine Anzahl von Planeten zu Begleitern haben, bei denen der Abkühlungsproceß in ähnlicher Weise vorgeschritten ist, wie auf unserer Erde, so daß sich auf solchen uns unsichtbaren Himmelskörpern unter Umständen Leben zu erhalten vermag. Dieser Zeitpunkt wird für die Planeten dann eintreten können, wenn ihre viele hundert Grad betragende Anfangstemperatur allmählich bis auf etwa 50 bis 60 Grad Celsius herabgesunken ist. Von diesem Zeitpunkt an, wo sich die ersten niedrigen Zellenorganismen entwickeln, bis zu jenem viel späteren, wo die Abkühlung der Oberfläche des Gestirns bis auf mehrere Grad Kälte erfolgt und alles Wasser zu Eis erstarrt ist, wird sich der Zellenstaat der Organismen halten können. Bei fortgesetzter Abkühlung dagegen muß er wieder zu Grunde gehen, so daß seine Dauer nur eine verhältnißmäßig kurze Periode in der Entwickelung des Gestirns bildet.

Doch jene ewigen Gesetze, welche alles Leben auf Erden bestimmt haben, sind ohne Zweifel auch im ganzen Weltenraum wirksam, um in der unorganisirten Materie der Weltkörper zur geeigneten Zeit die Lebenskeime erscheinen zu lassen, und wer möchte bezweifeln, daß dies noch auf ganz andere Weise geschehen kann als auf unserem kleinen unbedeutenden Planeten!

III.

Die subtilen und äußerst schwierigen astrophysikalischen Untersuchungen, durch welche es gelang, wahrscheinlich zu machen, daß die Materie im Weltenraum einheitlich ist, sind zunächst nur für eine kleine Anzahl von Gestirnen als Beweis zu betrachten. Die Uebereinstimmung der Spectrallinien irdischer Elemente mit Spectrallinien der Sonne und einer Anzahl von Fixsternen ist indessen keine vollständige, denn sowohl in irdischen Spectren findet man zahlreiche Linien und Banden, die noch in keinem Gestirn nachgewiesen sind, als umgekehrt. Es rührt dies zum Theil wohl davon her, daß die Tempe-

ratur- und Druckverhältnisse für die Linien eines Spectrums von wesentlicher Bedeutung sind, so daß beispielsweise das Spectrum eines glühenden Gases, das bekanntlich nur aus hellen Linien besteht, bei zunehmendem Druck und Temperatur allmählich immer mehr Linien und Streifen erhält, bis es zuletzt fast in das continuirliche Spectrum eines glühenden Körpers oder einer glühenden Flüssigkeit übergeht.

Im Weltall herrschen in Folge der Anziehungskraft der Gestirne und der hohen Eigenwärme der letzteren fast überall bedeutend andere Verhältnisse von Druck und Temperatur als auf unserer Erde, so daß es fast als ein Wunder zu betrachten ist, wenn das Prisma trotzdem eine Uebereinstimmung gewisser Spectra ergeben hat. So zerfallen denn auch die drei Klassen von Fixsternspectren, welche für den Potsdamer spectroskopischen Sternkatalog gewählt worden sind, wieder in Unterabtheilungen, so daß wir die Spectra I a, b, c; II a, b; III a, b haben. Es ist in hohem Grade belehrend, die Untersuchungen zu verfolgen, welche der Director des astrophysikalischen Observatoriums im Jahre 1883 an dem mächtigen und schönen 25zölligen Refractor der Wiener Sternwarte, dem damals größten dioptrischen Instrument der Welt, angestellt hat. Vorwiegend widmete er seine Aufmerksamkeit einer Anzahl besonders *lichtschwacher* Sterne und Nebelflecke.

Hatten wir in Klasse II im Allgemeinen solche Spectra kennen gelernt, welche mit denjenigen unserer Sonne Aehnlichkeit haben, so umfaßt die Unterabtheilung II b solche Spectra, welche *neben den dunklen* Spectrallinien auch *helle Linien* aufweisen.

Diese Spectra gehören zu den interessantesten Objecten, welche die Spectralanalyse aufzuweisen hat. Die *hellsten* derartigen Spectra haben die sogenannten „*neuen Sterne*“ gezeigt, von denen späterhin noch die Rede sein wird. Es wurden in Wien einige derartige Stern-Spectra von Vogel untersucht und eine innige Verwandtschaft derselben unter einander als auch mit anderen, früher bekannten, gefunden. Die Deutung der hellen Linien ist indessen — bis auf eine, die unzweifelhaft dem glühenden Wasserstoff angehört — noch nicht möglich gewesen.

Besondere Beachtung verdient Klasse III b, welche Spectra mit sehr breiten dunklen Banden enthält. Wir hatten in Sternen mit solchen Spectren Sonnen kennen gelernt, die meist mit röthlicher Farbe glühend nur verhältnißmäßig schwach leuchten, und von denen wir annehmen, daß sie zu den etwas mehr abgekühlten Himmelskörpern gehören, auf deren Oberfläche oder in deren Atmosphäre bereits chemische Verbindungen auftreten.

Auf Grund zahlreicher Beobachtungen stellte Vogel diese Ansicht in einigen Sätzen auf, in denen es u. A. heißt: Die charakteristischen Banden der Stern-Spectra III b scheinen durch die Absorption von Kohlenwasserstoffen, die in der Atmosphäre der betreffenden Sterne vorhanden sind, hervorgebracht zu werden.

In den Spectren sind Linien zu erkennen, die auf Anwesenheit von

Metalldämpfen in der Atmosphäre der betreffenden Sterne schließen lassen; mit Bestimmtheit ist die Gegenwart von Natrium nachgewiesen worden. Diese Spectra besitzen auch noch eine breite dunkle Linie, deren Natur bisher nicht zu ergründen war.

Einschaltend sei hinzugefügt, daß sich auf unserer Erde Kohlenwasserstoffe in den verschiedensten Naturproducten vorfinden, u. A. im Petroleum, Erdwachs, in vielen ätherischen Oelen, im Leuchtgas, Theer, Benzol, Naphthalin, Solaröl und Paraffin. Ferner ist wohl zu bemerken, daß sich die ganze organische Welt, der Zellenstaat der Pflanzen, Thiere und Menschen aus den vier Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff aufbaut.

Man wird an das uralte geologische Zeitalter der Erde, an die große Steinkohlenperiode erinnert, in der sich eine niemals wieder erreichte Fülle organischer Entwickelung auf unserem erkalteten Planeten zeigte. Der hierzu nöthige Kohlenstoff muß damals — wie jetzt in den Atmosphären noch glühender Sonnen des Weltalls — in der lauwarmen Lufthülle unserer Erde vorräthig gewesen sein.

„Ich lege," sagt Vogel, „dem Nachweis von Kohlenwasserstoffen, also von chemischen Verbindungen, in der Atmosphäre der Sterne großen Werth bei, da hierdurch der Ansicht, daß sich in dem Spectrum eines Sterns seine Entwicklungsphase documentirt, eine ganz sichere Stütze verliehen wird. Im besten Einklang hiermit stehen die spectralphotometrischen Untersuchungen, nach welchen die Temperatur der rothen Sterne eine verhältnißmäßig geringe sein muß."

Nachdem wir also durch die Spectralanalyse darüber unterrichtet sind, daß gewisse, anscheinend sehr kleine, namentlich rothe Sterne nur aus dem Grunde schwachleuchtend sind, weil sie sich in einer bereits ziemlich weit vorgerückten Entwickelungsphase befinden, und daß aus der Schaar dieser Himmelskörper die Mehrzahl der so räthselhaften veränderlichen Sterne hervorgegangen ist, die plötzlich im Laufe von oft nur wenigen Wochen auf kurze Zeit eine doppelte bis hundertfache Helligkeit entwickeln, als sie früher besaßen, so werden wir in Bezug auf derartige rothe Sterne mit dem Spectrum IIIb nicht annehmen dürfen, daß sie von uns wegen ihrer geringen Helligkeit „Tausende von Lichtjahren" entfernt seien, sondern wir müssen annehmen, daß sie unserem Sonnensystem näher liegen, als etwa weiße oder bläulich-weiße Sterne gleicher Größenklassen mit ihren enorm großen Wasserstoffatmosphären.

Denkt man sich einen veränderlichen Stern als bereits so sehr in der Entwickelung fortgeschritten, daß er nur noch äußerst schwach glüht, so wird er schließlich für uns überhaupt nicht mehr sichtbar sein. Tritt aber dann auf ihm einer jener plötzlichen Lichtausbrüche ein, so wird er für uns sichtbar werden und eine Zeit lang als sogenannter neuer Stern leuchten. In diesem Sinne sind „veränderliche" und „neue" Sterne dasselbe.

Für die Astrophysik sind die rothen, sowie die veränderlichen und neuen Sterne ganz ausgezeichnet interessante Objecte der Betrachtung, darum wird ihnen auch in dem Rahmen des umfassenden Arbeitsprogramms des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam volle Aufmerksamkeit gewidmet. Jene räthselhaften, seit Jahrtausenden bekannten Phänomene, zu denen man wohl u. A. auch dasjenige rechnen kann, welches im Beginn unserer Zeitrechnung, zu Christi Geburt die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem führte, haben sich auch vor den Augen der Astronomen ereignet. Die berühmteste Erscheinung dieser Art ist wohl der vielbesprochene Tychonische Stern im Sternbilde der Cassiopeia, den der Astronom Tycho de Brahe zufällig am 11. November 1572 erblickte. Dieser Stern leuchtete damals heller, als die strahlendsten Gestirne des Firmaments, der Sirius und der Jupiter, so daß ihn scharfe Augen selbst zur Mittagsstunde erkennen konnten; er wurde indessen schon nach einem Monat lichtschwächer und verschwand nach etwa anderthalb Jahren dem Auge spurlos, bis erst später, nach Erfindung des Fernrohrs, ein kleiner lichtschwacher Punkt aufgefunden werden konnte, der, wie es scheint, jener Stern war.

In jüngster Zeit ist wohl am meisten genannt worden der neue Stern im Schwan, der Ende November 1876 entdeckt wurde. Diese Erscheinung gab Herrn Prof. Vogel und Herrn Dr. Lohse vom astrophysikalischen Observatorium Anlaß zu einer bis zum März 1877 fortgesetzten spectroskopischen Beobachtungsreihe. Die ausführlichen und übereinstimmenden Berichte beider Gelehrten wurden in den Monatsberichten der Königl. Akademie der Wissenschaften abgedruckt: „Ein Sternspectrum — sagt der Erstgenannte darin — mit hellen Linien ist für den mit Spectralanalyse Vertrauten immer eine höchst interessante Erscheinung, wohl werth des ernsten Nachdenkens. Es wird gewöhnlich angenommen, daß die hellen Linien in einigen wenigen Sternspectren von Gasen herrühren, die aus dem Innern des leuchtenden Körpers hervorbrechen und deren Temperatur die der Oberfläche übertreffen, wie man Aehnliches in den Spectren der Sonnenflecke zuweilen beobachten kann, wo glühendes Wasserstoffgas, aus dem heißen Innern emporgeschleudert, über den kälteren Flecken sich durch das Hellwerden der Wasserstofflinien kundgiebt. Es ist dies aber nicht die einzige Erklärung. Man kann auch annehmen, daß die aus glühenden Gasen bestehende Hülle eines Sterns, wie es bei unserer Sonne der Fall ist, im Allgemeinen eine geringere Temperatur besitzt als der Kern, relativ zu dem letztern aber sehr groß ist.

Bei der ersten Annahme läßt sich meines Erachtens ein Bestehen der Erscheinung auf längere Zeit nicht wohl denken. Es wird das aus dem heißen Innern des Körpers hervordringende Gas einen Theil seiner Wärme der Oberfläche des Körpers mittheilen und die Temperatur desselben erhöhen, infolge dessen wird der Temperaturunterschied zwischen dem glühenden Gase und der Oberfläche des Körpers bald nicht mehr groß genug sein, und die hellen

Linien im Spectrum werden verschwinden. Es paßt diese Annahme ganz entschieden für plötzlich erscheinende und bald wieder verschwindende oder wenigstens an Intensität sehr weit herabsinkende, für sogenannte neue Sterne, in deren Spectren helle Linien auftreten, wenn man zu ihrer Erklärung die Zöllner'sche Hypothese gelten läßt."

Zöllner nahm bekanntlich an, daß sich die Oberfläche eines abgekühlten Sternes allmählich mit einer kälteren, nur wenig oder gar nicht leuchtenden Schicht bedeckt, welche bei einem plötzlichen Ausbruch, der aus dem Innern des Weltkörpers hervordringt, gewaltsam zerreißt, so daß die Gluthmasse unter ihr wieder sichtbar wird und auch die bereits gebildeten chemischen Verbindungen wieder zersetzt. Die hierdurch entstehende gewaltige Lichtentwickelung wird sich einem entfernten Beobachter als das Aufleuchten eines neuen Sterns ankündigen. Es wäre demnach das starke Aufleuchten nicht nur den durch die hervorgequollene Gluthmasse wieder leuchtend gewordenen Theilen der Oberfläche zuzuschreiben, sondern gleichzeitig einer Art Verbrennungsproceß, der durch die Berührung bereits erkalteter Verbindungen mit der glühenden Masse des Innern eingeleitet wurde.

Im Potsdamer spectroskopischen Sternkatalog finden sich für die beobachtete Himmelszone nicht weniger als 221 Sterne verzeichnet, welche die Bezeichnung: röthlich-gelb, gelblich-roth oder roth erhalten haben, unter diesen sind nur 59 in dem zur Zeit vollständigsten Katalog farbiger Sterne von J. Birmingham zu finden. Unsere Kenntniß der farbigen Sterne scheint demnach eine noch sehr unvollständige zu sein, und da die meisten veränderlichen Sterne sich durch röthliche Färbung auszeichnen, dürfte dasselbe von den veränderlichen gelten.

Ein Sternbild besteht bekanntlich aus vielen Hunderten, ja Tausenden von Sonnen und Weltkörpern, darunter sind Doppelsterne, veränderliche und unveränderliche Sterne, Sternenhaufen und Nebelflecke, die meist unter sich keinen inneren kosmischen Zusammenhang haben. Es ist also der Name eines Sternbildes nichts anderes, als eine Ortsbezeichnung für eine gewisse Himmelsregion, ein geographischer, oder vielmehr „kosmographischer" Begriff, wie etwa die Bezeichnung eines Erdtheils für unseren Planeten. Der Orientirung wegen erhält jedes zu einem solchen Sternbild gehörende Gestirn einen Buchstaben, eine Nummer oder sonst eine Katalogbezeichnung nebst genauer Längen- und Breitenbezeichnung seiner Lage am Himmelsgewölbe. Auf diese Weise ist es jedem Astronomen möglich, den betreffenden Weltkörper aufzufinden.

Um einige Beispiele von veränderlichen Sternen anzuführen, so bedeutet R im Sternbilde des Schwans (R Cygni) einen vor mehr als 30 Jahren als veränderlich erkannten, sehr rothen Stern, der im Maximum seiner Helligkeit als Stern sechster Größe erscheint, während er im Minimum bis auf die nur in großen Fernröhren noch erkennbare Größe 13 herabsinkt. Der Stern Chi im Schwan (χ Cygni) ist ein bereits seit zweihundert

Jahren als veränderlich erkannter Stern, dessen Helligkeit innerhalb je 13 bis 14 Monaten zwischen der Größe 4 und 13 schwankt. R im Bootes ist ein ziemlich rother Stern, der innerhalb 223 Tagen von der sechsten zur zwölften Größe wechselt. Die drei Sterne R, S und T im Sternbilde der Zwillinge sind ein intensiv rother, ein gelbrother und ein rother Stern, die alle drei im Jahre 1848 als veränderlich erkannt sind, Perioden von 371, 294 und 288 Tagen besitzen und im Minimum bis unter die Größe 12 — 13 herabsinken, während sie im Maximum die Größen 6, 8 und 8 erreichen. Es ließen sich noch viele Sterne dieser Art hier anführen, die alle in astrophysikalischen Observatorium seit einigen Jahren in Bezug auf ihr Spectrum und ihre Helligkeitsperiode untersucht werden.

Wenn wir irgend welche Hoffnung haben, jemals nähere Auskunft über die Welt der unsichtbaren Gestirne zu erhalten, so dürfte dies durch die Untersuchungen der rothen Sterne geschehen!

IV.

Wir wenden uns nunmehr einer anderen Gruppe räthselhafter Himmelserscheinungen zu, welche zu den größten Wundern des Weltalls gehören; es sind dies die Sternhaufen und die Nebelflecke. Man glaubte bis vor Kurzem, daß die Nebelflecke nichts anderes seien, als Sternhaufen, die sich in so außerordentlichen Entfernungen von uns befinden, daß es nur der Kraft überaus mächtiger Riesenteleskope gelingen würde, sie in ihre einzelnen Sterne aufzulösen. Wiederum war es die Astrophysik, deren lichtzerstreuendes Werkzeug, das kleine unscheinbare Prisma, diese beinahe schwierigste aller astronomischen Fragen in wunderbar befriedigender Weise beantwortete.

Huggins war der Erste, welcher das Spectroskop auf jene lichtschwachen entlegenen Himmelsgebilde richtete. Wie durch einen Zauber wurden vor seinen Augen die wirklichen, aus vielen Fixsternen bestehenden Sternhaufen von den wesentlich aus glühenden Gasen bestehenden Nebelflecken getrennt, denn das Spectrum dieser letzten besteht nur aus hellen Linien, dasjenige der ersteren dagegen aus der bekannten Farbenreihe von Roth bis Violett.

Mit der letzten Wahrnehmung schwand somit auch die frühere Annahme, daß diese Himmelsgebilde unter allen mit am weitesten von uns entfernt sind; es wurde vielmehr wahrscheinlich gemacht, daß wenigstens manche von ihnen uns fast so nahe im Weltraum sein können, wir irgend ein Fixstern mittlerer Entfernung. Das Spectroskop hat somit in diesem Falle sowohl, wie in dem oben angeführten betreffs der rothen Sterne, die früheren Anschauungen von der unendlich weiten Entfernung gewisser Gestirne wesentlich modificirt.

Die Nebelflecke, welche nach der Kant-Laplace'schen Theorie die Fixsternsysteme in ihren ersten Entwickelungsstadien darstellen, besitzen verschieden-

artige äußere Geſtalt, nach der ſie von J. Herſchel als Ringnebel, Spiralnebel, planetariſche Nebel, Doppelnebel, Nebelflecke, ſichelförmige Nebel u. ſ. w. bezeichnet worden ſind. Dieſe Klaſſificirung bezweckt durchaus keine Hervorhebung der mehr oder weniger fortgeſchrittenen — wenn ich ſo ſagen darf „embryonalen“ — Entwickelung der werdenden Weltkörper, ſondern nur ein Auseinanderhalten der äußeren Form. Allerdings liegt in der letzteren ſchon eine Andeutung der Entwickelungsphaſe, aber wir wiſſen nichts Genaues darüber, denn unſere Unterſuchungen auf dieſem Gebiete haben kaum erſt begonnen.

Theoretiſch würde man einen chaotiſchen Nebelfleck als den primitivſten Zuſtand eines künftigen Weltkörpers bezeichnen können, während die Spiralnebel, die Ringnebel und die Nebel mit einem centralen oder mehreren hellen Kernen die weiteren Stufen der Ausbildung zu rotirenden Sonnen und Planeten andeuten würden.

Vogel hat gelegentlich ſeiner Wiener Beobachtungen eine Anzahl Nebelflecke und Sternhaufen unterſucht und gezeichnet. Es mag in Folgendem ein Beiſpiel eines Nebelfleckes angeführt werden: der berühmte Spiralnebel im Sternbilde der Jagdhunde. Dieſes, im Jahre 1773 als kleines nebliges Fleckchen entdeckte Himmelsgebilde konnte ſpäter durch Herſchel und Roſſe näher ſtudirt werden und iſt ſeitdem öfter abgebildet worden. Der Nebel erſchien im Wiener Refractor weniger compact als ihn die Roſſe'ſche Zeichnung angiebt. Er beſteht aus einem Doppelnebel, deſſen Hauptcentrum aus einem mächtigen Lichtknoten gebildet iſt, um den ſich ein Nebelſtreifen ſpiralförmig mehrfach nach außen herumwindet. Der zweite große Knoten iſt das Centrum einer anderen Nebelmaſſe, die ſich als Verbindungsbogen bis zur Hauptſpirale hinzieht. Die Schneckenwindungen des Spiralnebels enthalten an mehreren Stellen kleinere Lichtknoten, während der Raum des Himmelsgewölbes zwiſchen den loſen Windungen durch äußerſt fein vertheilten zarten Nebel ausgefüllt iſt.

Dieſer, hier nur andeutungsweiſe beſchriebene Nebel kann uns einen Begriff von der Ausdehnung ſolcher Gebilde des Weltraumes geben. Wir kennen zwar ſeine wirkliche Entfernung von uns nicht, aber wenn wir annehmen, daß ſie etwa gleich derjenigen des uns zweitnächſten Fixſternes iſt, daß alſo das Licht von dort zu uns etwa 6 Jahre gebrauchen würde, ſo können wir hieraus bei dem Durchmeſſer, unter dem uns der Nebel im Refractor erſcheint, die Entfernung zweier beliebiger Punkte untereinander, die ſich auf ihm markiren, berechnen. Es ſtellt ſich dann heraus, daß beiſpielsweiſe die beiden erwähnten intenſivſten Lichtknoten etwa 2¾ „Lichttage“ von einander entfernt ſind, eine Diſtanz, die, auf unſere Verhältniſſe übertragen, etwa fünfhundert Mal ſo groß iſt, als die Entfernung der Sonne von der Erde.

Die Hauptaufgabe der Aſtrophyſik beſteht darin, die zahlloſen Geſtirne des Himmelsraumes in ihrer äußeren Erſcheinung ſowohl, als in Bezug

auf ihre Zusammensetzung zu erforschen und das Resultat als dauerndes Zeugniß des gegenwärtigen Zustandes der sichtbaren Welt für die Nachwelt aufzuzeichnen. In Erreichung dieses Zweckes baut die Astrophysik überall auf dem Material weiter, welches die Astronomie, die „Königin der Wissenschaften", seit ihrem sechstausendjährigen Bestehen gesammelt hat. Ist erst einmal das Ergebniß der Untersuchungen festgelegt, dann wird es der Zukunft leichter werden, die majestätischen, in Jahrhunderten und Jahrtausenden sich vollziehenden großen Massenbewegungen und Veränderungen im Weltraum zu überblicken und zu verstehen, als der Gegenwart.

Neben dem Prisma giebt es noch zwei mächtige Hilfsmittel der physischen Astronomie, nämlich die lichtempfindliche photographische Platte und die lichtmessenden Instrumente. Auf die Letzteren, welche die photometrischen Untersuchungen ermöglichen, wird bei Gelegenheit der Besprechung der Planeten zurückzukommen sein, während die erstere im Nachfolgenden kurz berührt werden muß.

Bekanntlich ist die Netzhaut unseres Auges derjenige Apparat, welcher einen Theil des Sonnenspectrums, und zwar die Farbenreihe: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett durch Vermittelung der Sehnervenfasern unserem Gehirn zum Bewußtsein bringt. Den jenseits des Violett liegenden Theil des Sonnenspectrums vermag dagegen unser Auge nicht zu erkennen, während gerade dieser in chemischer Beziehung auf die mit einer lichtempfindlichen chemischen Schicht bedeckte photographische Platte einwirkt. Somit ist die photographische Platte gewissermaßen eine „Netzhaut" für den über Violett hinaus liegenden unsichtbaren Theil des Sonnenspectrums. Wir können die in diesem dunklen Theil befindlichen Fraunhoferschen Linien nur mit Hilfe photographischer Aufnahmen studiren.

Man ersieht hieraus, welch ein bedeutender Bundesgenosse für die Astrophysik die Photographie, welche ihre Methoden fortdauernd zu verbessern sich bestrebt, zum Theil schon ist und voraussichtlich noch einmal werden wird, und welch' eine neue Aera für die Astronomie begann, als es im Jahre 1850 gelang, die erste Daguerrotypie des Mondes herzustellen. Von jenem Zeitpunkt an hat sich die Photographie der Himmelskörper in mächtiger Weise entwickelt und einen großen Aufschwung genommen.

Es sollen hier nicht die zahlreichen Pionierarbeiten, durch welche sich namentlich im Anschluß an die großen astronomischen Expeditionen unseres Zeitalters, zur Aufnahme und Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse und der beiden Durchgänge der Venus, die Photographie der Himmelskörper herausgebildet hat, aufgeführt werden. Das Potsdamer Observatorium, welches für die Pflege dieses Zweiges der Wissenschaft ein mit allen Hilfsmitteln ausgerüstetes Laboratorium besitzt, trat von vorn herein mit aller Anstrengung für die Ausbildung der Methode der photographischen Aufnahme der Himmelskörper ein. Es war Dr. O. Lohse, welcher eingehend alle Verfahren prüfte

und manches Neue ersann, der auch die Ausführung der Aufnahmen selbst, also die Anfertigung der Photographien der Sonne, der Sterne ꝛc. vornimmt.

Für die heutige Betrachtung sollen uns mit Ausschluß alles Andern nur die in Potsdam hergestellten photographischen Aufnahmen von Sternen und Sternhaufen beschäftigen und auch von diesen nur ein Beispiel angeführt werden: jener prachtvolle Sternhaufen Chi im Sternbilde des Perseus (χ Persei), der zu einem der herrlichsten Objecte am Himmel gehört und dem unbewaffneten Auge als eine Hervorragung der Milchstraße erscheint. Die Belichtungszeit, welche angewandt wurde, betrug bei diesem und anderen Sternhaufen 45 Minuten, welche Zeit hinreichte, um Sterne bis zur Größe $10\frac{1}{2}$, in einigen Fällen auch noch etwas schwächere Sterne zu fixiren. Es wird von großem Interesse sein, späterhin die Positionen aller dieser Sterne auf der Platte, sowie ihre gegenseitigen Abstände auszumessen.

Bei dem genannten Sternhaufen wurde indessen noch ein anderes Experiment angestellt, indem kurz hinter einander auf einer anderen Glasplatte noch fünf photographische Aufnahmen bei verschieden langer Belichtungszeit gemacht wurden. Bei jeder neuen Exposition wurde das Fernrohr ein wenig verstellt, damit sich die Bilder nicht deckten. Natürlich entstanden von den helleren Sternen mehr und kräftigere Bilder, als von den weniger hellen. Der photographische Effect ließ die Abschätzung der erhaltenen Sternpunkte nach etwa 15 Größenklassen zu. Es war somit möglich, die Sterne des Haufens Chi im Perseus in Größenklassen zu sondern. Aus diesen und ähnlichen Versuchen ist nun mit großer Wahrscheinlichkeit hervorgegangen, daß die hier geschilderte Art der wiederholten Sternaufnahmen bei verschiedener Belichtungszeit ein einfaches und vortheilhaftes Mittel darbietet, die Helligkeit der Sterne wenigstens für den photographisch wirksamen Theil des Lichtes zu taxiren.

Aus den entlegensten Fernen der Fixsternwelt, aus den Regionen der Milchstraße, der Sternhaufen und Nebelflecke begeben wir uns nun hinab in größere Nähe, bis in das Gebiet unseres Sonnensystems und der ihm unmittelbar benachbarten Regionen. Es giebt vermittelnde Sendboten zwischen uns und jenem Raum, der die himmlischen Schaaren von uns trennt, Sendboten, die oft und unvermittelt aus den Tiefen des Himmelsraumes sich uns nähern, und, nachdem sie unserem Centralgestirn, der Sonne, einen Besuch gemacht, wieder verschwinden in entlegene Fernen. Es sind dies die Kometen, jene wunderbaren, die Menschheit im höchsten Grade fesselnden Himmelskörper, die uns durch ihre ungeheure Lichtentwickelung sowie durch die Nähe, in welche sie zur Sonne, zu uns und anderen Planeten gelangen können, auffallen. Kein noch so fühlloses Gemüth bleibt unberührt, wenn ein Kometenschweif in mächtigem Bogen einen großen Theil des Himmelsgewölbes umspannt; alle Völker, alle Zonen haben dieser Erscheinung ihre

Aufmerksamkeit gewidmet, und die Astronomen haben die Kometen stets auf's eifrigste studirt.

Das Spectrum der Kometen hat im Allgemeinen ergeben, daß diese Himmelskörper Kohlenwasserstoff und Wasserstoff in glühendem Zustande besitzen. Neuerdings haben jedoch Untersuchungen der in den letzten Jahren erschienenen Kometen noch ganz andere merkwürdige Resultate ergeben. So entdeckte am 31. Mai 1882 Vogel im astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam bei Beobachtung des Kometen von Wells, daß auf dem Hintergrunde des Spectrums dieses Kometen zwei intensiv gelbe Linien sichtbar waren. Hieraus und aus später wiederholten Beobachtungen, welche auch von anderen Seiten bestätigt wurden, hat sich die Anwesenheit von glühendem Natriumdampf in diesem Kometen ergeben. Damit ist eine gewisse Aehnlichkeit des Spectrums dieses Gestirns mit den Spectren der Fixsternklasse III b, über welche oben näheres mitgetheilt worden ist, dargethan. In Zusammenhang mit den Kometenuntersuchungen steht die auch im Potsdamer Observatorium erfolgte Untersuchung der Spectra einiger anderen „Himmelskörper", der zu den kleinsten kosmischen Gebilden gehörenden Meteorsteine und der in ihnen eingeschlossenen Gase. Es zeigte sich eine Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Spectrum der Kometen, wodurch die oft ausgesprochene Ansicht von der Identität beider Gruppen von Himmelskörpern eine neue Unterstützung erhielt. Im Jahre 1883, als der Komet Pons-Brooks sich der Sonne näherte, wurden auch in Potsdam jene wiederholten Lichtausbrüche beobachtet und beschrieben, welche bis zum Januar 1884 wiederholt auf diesem interessanten Himmeskörper stattfanden.

Auch in diesen hochwichtigen Untersuchungen haben wir erst die Vorstufen des großen Tempels der Erkenntniß betreten!

V.

Unter Welten eine Welt, unter unzähligen Gestirnen ein bescheidener Stern, so wandelt unser Centralgestirn, die Sonne, mit ihren Planeten und Monden ihre Bahn am Himmelsgewölbe. Wohin sie zieht im Weltenraum, woher sie kommt aus weiten Fernen, wir wissen es nicht und können nur schwache Vermuthungen über die kosmische Beziehung unserer Sonne aufstellen. Aber daß sie uns auf Erden der Urquell und die Erhalterin alles Lebens und aller Bewegung ist, daß ein Theil ihrer Wärmeenergie seit Jahrmillionen aufgespeichert liegt in den Steinkohlenschichten der Erde, daß ohne ihre wärmenden und leuchtenden Strahlen alle Organismen auf unserem Planeten in kurzer Zeit untergehen müssen, das wissen wir bestimmt. So ist sie für uns denn der Centralpunkt unserer Welt, und es ist für uns Menschen eine Pflicht, sie recht genau kennen zu lernen, soweit uns dies möglich ist.

Die Entstehung des Sonnencultus, wie er in den ältesten Zeiten so-

wohl als auch noch jetzt bei verschiedenen Völkern der Erde existirt, ist sehr erklärlich, denn warum soll der einer höheren Anschauung entbehrende Naturmensch nicht in der Sonne, die ihn täglich zu frischem Leben erweckt und erwärmt, und die ihm die Früchte des Feldes reift, eine höchste Macht erkennen, von der er selbst sich nach jeder Richtung hin abhängig sieht und deren Wohlwollen er durch seine Gebete und Beschwörungen, seine Opfer und Weihegeschenke erhalten zu müssen sich verpflichtet fühlt?

Die Astronomen haben zu jeder Zeit der Sonne ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt, wenn es auch erst unserem Jahrtausend vorbehalten blieb, diesem Gestirn seinen Rang als Mittelpunkt eines Weltsystems zu erobern, sowie der neuesten Zeit, uns über die physischen Bestandtheile, aus denen die Sonne besteht, aufzuklären. Wir wissen jetzt aus der Spectralanalyse, welche irdischen Elemente in der Gashülle der Sonne in glühendem Zustande vorkommen, wir wissen, daß der Sonnenkörper selbst, welcher die bekannte Farbenreihe vom Roth bis Violett als Spectrum besitzt, eine dem Uebergang in den flüssigen Zustand nahe, stark verdichtete gasförmige Kugel sein muß.

Diese Kugel ist uns durch ihr linienreiches Spectrum zu dem wichtigsten Vergleichsobject für die ganze Fixsternwelt geworden. Aus diesem Grunde hat die Astrophysik sich in außerordentlicher Weise bemüht, die einzelnen Linien und Liniengruppen des Sonnenspectrums auf's Genaueste kennen zu lernen und aufzuzeichnen.

Schon Fraunhofer hat ein für die damalige Zeit sehr schönes Spectrum der Sonne gezeichnet, und in demselben nicht nur die von ihm benannten Hauptlinien, sondern eine größere Zahl von Nebenlinien eingetragen. Diese Arbeit wurde späterhin aber weit übertroffen durch diejenige von Kirchhoff und Bunsen, welche mit Hilfe ihrer vortrefflichen Apparate eine sehr viel größere Zahl von Linien des Sonnenspectrums wiedergaben. Diese Arbeiten hatten indessen die Eigenthümlichkeit, daß ihnen ein ganz willkürlicher Maßstab zu Grunde gelegt worden war, was zu mancherlei Schwierigkeiten in der Anwendung auf die Spectralanalyse Veranlassung gab.

Es war deshalb ein großes wissenschaftliches Verdienst, als der Physiker Ångström in Upsala denjenigen Normalmaßstab für das Sonnenspectrum einführte, der von der Natur selbst gegeben ist, nämlich die Länge der Lichtwellen.

Man nimmt bekanntlich an, wie bereits früher erwähnt, daß das Licht die oscillatorische Bewegung der kleinsten Theile eines im ganzen Weltraum verbreiteten elastischen Fluidums, des Lichtäthers, ist. Die Schwingungen der Lichtäther-Moleküle geschehen mit beispielloser Schnelligkeit, und die Lichtäther-Wellen haben eine so außerordentlich geringe Länge, daß es unserer menschlichen Fassungskraft kaum möglich ist, sich davon ein Verständniß zu bilden. Die verschiedenen Farben der bekannten Reihe von Roth bis Violett haben Lichtwellen verschiedener Länge.

Die längsten, für unser Auge sichtbaren Lichtwellen sind diejenigen des rothen Lichtes, welche etwa doppelt so lang sind, als diejenigen des violetten Lichtes. Denkt man sich das kleinste Längenmaß, mit welchem wir gewöhnlich rechnen, das Millimeter, das bekanntlich nicht länger ist, als der Durchmesser eines Stecknadelknopfes, in zehn Millionen gleiche Theile zerlegt, so ist die Wellenlänge des rothen Lichtes des Sonnenspectrums etwa so lang, als 7600 solcher Theile, diejenigen des Violett etwa 3932. Da das Licht in jeder Secunde ca. 42000 geographische Meilen durchläuft, so haben auf dieser genannten Strecke ungefähr 392 Billionen rothe, oder 757 Billionen violette Lichtwellen Platz, und alle gelangen während der kurzen Dauer einer Secunde in unser Auge, wo sie die Nervenfaserenden der Netzhaut so erregen, daß wir das Gefühl, Roth resp. Violett zu sehen, erhalten. Die dazwischen liegenden Farben: Orange, Gelb, Grün, Blau und Indigo haben Lichtwellen, deren Längen zwischen den hier genannten Extremen liegen.

Die Wellenlänge eines bestimmten farbigen Lichtes ist somit für jede Stelle der Farbenskala eine genau bestimmte Größe, welche demnach für jede beliebige Linie des Sonnenspectrums mit aller Schärfe und Genauigkeit berechnet werden kann. So bezeichnen wir beispielsweise die Wellenlänge der Fraunhofer'schen Linie B im Roth mit 6868, welches bedeutet, daß sie 6868 Zehnmilliontel Millimeter lang ist, die Fraunhofersche Linie H_2 am Ende der Farbenreihe im Violett hat die Bezeichnung 3934 erhalten, was soviel bedeutet, daß die Wellenlänge für diejenige Stelle des Spectrums, an der sich die genannte Linie befindet, 3934 Zehnmilliontel Millimeter beträgt. Bei der Ausrechnung der Wellenlängen kann man, wenn man dieses natürliche Längenmaß noch genauer erhalten will, in der Theilung der Millimeters noch weiter gehen, indem man ihn in Hundertmilliontel oder Tausendmilliontel Theile ꝛc. zerlegt denkt. Ångströms Verdienst war es, die Wellenlängen von ca. 1000 Linien des Sonnenspectrums bis auf Zehnmilliontel Millimeter genau auszurechnen und das Gesammtresultat als Normal-Sonnenspectrum aufzuzeichnen.

Der große Aufschwung, welchen neuerdings die Optik in der Construction mächtiger Spectroskope genommen hat, ist die Ursache, daß man nicht lange nach der Vollendung der Ångström'schen Arbeit im Stande war, das Sonnenlicht noch stärker zu zerstreuen, wodurch sehr viel mehr Linien des Sonnenspectrums sichtbar wurden als früher. Aus diesem Grunde begann Vogel im astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam eine neue Darstellung des Sonnenspectrums, indem er, mit Beihilfe von Dr. Müller, für sie einen etwa dreimal so großen Maßstab als Ångström anwandte und mit Zugrundelegung einer großen Zahl von Ångströmschen Werthen der Wellenlängen, die als Fundamentalpunkte dienten, viele Tausende von Linien bestimmte. Es wurde zunächst nur ein Theil des Sonnenspectrums vom Violett bis Grün aufgenommen.

Während dieser Arbeit hatte es sich herausgestellt, daß es recht wünschenswerth ist, die Genauigkeit der Bestimmung dieser Fundamentalpunkte noch weiter zu treiben. Aus dem Grunde wurde beschlossen, zunächst eine Neubestimmung der Wellenlängen von dreihundert, in möglichst gleichen Zwischenräumen über das ganze Sonnenspectrum vertheilten Linien vorzunehmen. Diese schwierige Arbeit ist jetzt durch Dr. Müller und Dr. Kempf in gründlichster Weise ausgeführt worden. Hieran wird sich nunmehr die Fertigstellung des gesammten Sonnenspectrums anschließen.

Das Bestreben, die Auflösbarkeit des Sonnenspectrums in Linien möglichst weit zu treiben, ist für die Physik der Sonne von großer Bedeutung. Denn nicht nur wird es bei gleichzeitig angestellten terrestrischen Untersuchungen möglich werden, neue Elemente in der Sonnenatmosphäre aufzufinden, wie dies ja bereits in einigen Fällen geschehen ist, sowie die Wahrscheinlichkeit für das Vorhandensein der schon bekannten zu erhöhen, sondern man wird, wie Vogel hervorhebt, durch eine weiter in das Detail gehende Untersuchung dahin gelangen können, die vielfach vermutheten, allerdings nur sehr geringen Veränderungen des Sonnenspectrums kennen zu lernen, welche im Zusammenhang mit der Sonnen-Fleckenperiode zu stehen scheinen. Eine genaue Untersuchung der Spectra der Sonnenflecken wäre gewiß geeignet, unsere Kenntniß über die physische Beschaffenheit der Sonne zu erweitern, wozu die Potsdamer Untersuchungen über das Sonnenspectrum die nöthigen Grundlagen liefern.

Gleichzeitig mit den spectralanalytischen Untersuchungen werden in Potsdam auch directe teleskopische Beobachtungen der Sonnenoberfläche und der auf ihr hervortretenden Flecke, Fackeln und Protuberanzen angestellt. Es ist Professor Spörer, welcher die Sonnenstatistik, die er schon seit 1861 in Anklam getrieben, auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam zum Gegenstand seiner Thätigkeit gemacht hat. Diese so viele Jahre fast ununterbrochen fortgesetzte Beobachtung der Sonnenoberfläche hat ein reiches Material ergeben, dessen Publication regelmäßig erfolgt ist und das für Vergleichungen und spätere Untersuchungen werthvoll ist. Jeder Fleck, jede Fleckengruppe in ihrem verschiedenen Auftreten, mit und ohne Kern und Hof, die Bildung, Größe, Dauer, Bewegung und Auflösung der Flecke, die Protuberanzen, welche sich mit ihren oft beispiellos schnellen Veränderungen am Sonnenrande zeigen, sowie die Fackeln und Fackelgebiete sind von diesem fleißigen Beobachter registrirt worden.

Aus diesen Aufzeichnungen stellt sich die etwa elfjährige Periode der Häufigkeit der Sonnenflecken genau so dar, wie sie sich in Wirklichkeit verhält, nicht wie sie in theoretischen Betrachtungen häufig geschildert wird. Das räthselhafte Phänomen der Periodicität erscheint nicht, wie man dies sonst bei periodischen astronomischen Ereignissen gewöhnt ist, mit jener Pünktlichkeit, welche die große Weltenuhr, das Himmelsgewölbe, sonst so sehr auszeichnet, man kann deshalb auch nicht mit einiger Sicherheit von vorn-

herein bestimmen, wann das Maximum und wann das Minimum der Flecke eintritt. Bei Betrachung der interessanten Curve der Häufigkeit der Sonnenflecken, welche in den Publicationen des Observatoriums veröffentlicht wurden, findet man, daß jede einzelne Periode ihr individuelles Gepräge hat und sich vor den übrigen bestimmt charakterisirt, wenn auch eine allgemeine Uebereinstimmung aller existirt. Namentlich hat das letzte, im vorigen Jahr eingetretene Maximum die Astronomen überrascht, da sich hier die Einzel-Erscheinungen zu einem wesentlich anderen Gesammtbilde vereinen als bei Gelegenheit des vorletzten, so intensiven Maximums.

Man kann daraus wohl schließen, daß neben allgemein wirkenden kosmischen Ursachen, welche eine etwa elfjährige Periodicität von Erscheinungen fast allgemein auf den zu unserem Sonnensystem gehörenden Weltkörpern hervorrufen, ein nicht unwesentlicher Theil der Phänomene in lokalen Beziehungen des Sonnenkörpers seinen Ursprung hat. Daß die Sonnenflecke eine Beziehung zur Rotation der Sonne um ihre Axe haben, kann man wohl daraus schließen, daß ihr Vorkommen auf die Zone bis zum 40 Grade nördlicher und südlicher Breite beschränkt ist. Merkwürdigerweise ist jedoch die eigentliche Aequatorgegend ziemlich frei von Flecken.

Während eine Menge Flecke eine geringe Eigenbewegung über die Sonnenoberfläche zeigen, scheinen andere verhältnißmäßig still zu stehen und nur mit der Umdrehung der Sonne selbst sich zu bewegen. Aus zahlreichen Flecken letzter Art ist die Rotation der Sonne um ihre Axe zu nicht ganz 25¼ Tag berechnet worden, auch scheint dargethan, daß sich die nördliche und die südliche Halbkugel der Sonne in Bezug auf das Fleckenphänomen von einander unterscheiden.

Bei einem so gigantischen Weltkörper, wie die Sonne, aus deren Körper fast anderthalb Millionen Kugeln von der Größe unserer Erde hergestellt werden könnten, geht Alles in's Riesige, Gewaltige über. So wurde, um nur ein Beispiel in Bezug auf die Fleckenbildung zu erwähnen, im vorigen Jahrzehnt eine große Fleckengruppe beobachtet, welche ein Areal auf der Sonnenscheibe von etwa 425 Millionen Quadratmeilen bedeckte, die also 46mal so groß war, als die ganze Erdoberfläche.

Auch die an allen Stellen des Sonnenrandes, vom Nordpol bis zum Südpol vorkommenden Protuberanzen, welche man zuerst bei Gelegenheit der Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse studirte, die aber jetzt zu jeder Zeit spectroskopisch beobachtet werden können, nehmen oft ganz ungeheure Dimensionen an. Diese wesentlich aus Eruptionen glühenden Wasserstoffs bestehenden Erscheinungen schießen oft bis zu einer Höhe von 12 000—20 000 Meilen empor. Besonders imponirend sind die sogenannten „metallischen" Protuberanzen, deren Ausbrüche von solcher Heftigkeit sind, daß die Form der Gebilde in wenigen Minuten vor den Augen des Beobachters wechselt und sich fortwährend ändert. Diese Phänomene, welche nicht selten eine Höhe

von 20 000—30 000 Meilen erreichen, reißen Metalldämpfe bis zu vielen hundert Meilen mit sich empor.

Die Schnelligkeit, mit der sich diese Wasserstofferuptionen vollziehen, hat zu der sehr interessanten Entdeckung geführt, daß man das Spectroskop als ein Werkzeug kennen lernte, mit dem man die Bewegung von Lichtquellen im Weltraume auf uns zu oder von uns hinweg zu messen im Stande ist. Man wird dies leicht an folgendem Beispiel ersehen können. Wie wir oben gesehen haben, treffen in jeder Sekunde 392 Billionen rothe Lichtwellen unser Auge. Wenn nun die rothe Lichtquelle sich plötzlich sehr schnell auf uns zu bewegt, vertheilen sich die betreffenden Lichtwellen in jeder Secunde auf einen kürzeren Raum als 42 000 Meilen. Es folgt hieraus, daß die Wellen dichter stehen, also auch kürzer werden und wir den Eindruck eines Lichtes erhalten, welches in der Farbenreihe ein klein wenig mehr nach dem violetten Ende des Spectrums liegt. Betrachten wir also bei einer mit großer Schnelligkeit auf uns zu sich bewegenden Lichtquelle irgend eine Spectrallinie, so wird dieselbe nicht mehr an ihrer gewöhnlichen bekannten Stelle erscheinen, sondern sie wird, je nach dem Grade der Schnelligkeit, etwas mehr oder weniger nach dem violetten Ende des Spectrums verschoben sein, bei Entfernung der Lichtquelle jedoch nach dem rothen. Nicht nur über die Bewegung der Protuberanzen, sondern auch über diejenige von Kometen und Sternen des Fixsternhimmels auf uns zu oder von uns hinweg ist auf diese Weise bereits viel werthvolles Material gesammelt worden.

Die Oberfläche der Sonne ist gewöhnlich bedeckt mit verhältnißmäßig kleinen rundlichen Gebilden, die wir in ihrer Gesammtheit mit einer Cirruswolkendecke vergleichen können. Diese Gebilde bestehen aus glühenden Metalldämpfen und enthalten u. A. Eisen, Magnesium, Calcium, Strontium ꝛc. Die ganze Wolkendecke, deren Zwischenräume etwas dunkler erscheinen, schwebt in einer Atmosphäre, welche zusammengesetzt ist aus glühendem Wasserstoff und aus einem uns noch unbekannten Element, dem Helium, das sich spectroskopisch durch eine einzige helle Linie in der Nähe der gelben Natriumlinien kundgiebt.

Wie sieht nun das Spectrum dieser Gesammtatmosphäre aus? Nähert man sich mit dem Spectroskop von außen her dem Sonnenrande und zwar der äußersten obersten Schicht der Metalldämpfe, dann erscheinen die Metall linien nicht dunkel, wie auf dem heißen Hintergrunde der Sonnenscheibe, sondern hell. Diese auffällige Umkehrung der Linien findet deshalb statt, weil die Wasserstoffatmosphäre, in der die Cirruswolken schwimmen, keinen helleren und heißeren Hintergrund abgiebt. Nähert man sich aber mit dem Spectroskop dem äußeren Sonnenrande noch ein wenig mehr, so werden die Metalllinien wieder dunkel, wie im gewöhnlichen Sonnenspectrum. Man bezeichnet die Wolkenschicht der glühenden Metalldämpfe mit dem Namen Chromosphäre.

Die Entstehung eines Sonnenfleckes können wir uns auf folgende

Weise erklären: Es brechen Wasserstoffmassen aus dem Innern empor und reißen Metalldämpfe aus der Chromosphäre mit nach oben. Die hoch emporgeschleuderten Wasserstoffmassen kühlen sich in der Höhe ab und wirken, wenn sie wieder herabfallen, ebenfalls abkühlend auf die unter ihnen befindlichen Metalldämpfe, welche dadurch einen Theil ihrer Gluth verlieren und uns als Sonnenflecke sichtbar werden. Diese Flecke erscheinen uns im Gegensatz zu der lebhaft glühenden Sonnenscheibe verhältnißmäßig dunkel, sie besitzen jedoch noch eine recht bedeutende Helligkeit, denn wenn man einen Sonnenfleck aus der Sonnenscheibe herausnehmen und an den nächtlichen Himmel versetzen könnte, so würde er daselbst an Helligkeit als ein Stern ersten Ranges strahlen. Wenn das Wolkenmeer der Chromosphäre bergartig aufsteigt, so zeigt sich uns die helle zusammenhängende Schicht der glühenden Metalldämpfe als jene Erscheinung, die wir Fackeln nennen.

Die photographischen Aufnahmen der Sonnenscheibe erfolgen auf dem Potsdamer Observatorium durch Dr. Lohse, und zwar werden die Bilder in zwei verschiedenen Größen hergestellt. Eine am 1. Juli 1881 begonnene Serie regelmäßiger Aufnahmen der Sonnenscheibe im Durchmesser von 10 Centimeter hat bis jetzt gegen neunhundert Photographien ergeben, welche ein äußerst werthvolles Material für die Sonnenstatistik bilden. Außerdem stellt derselbe Gelehrte noch große photographische Aufnahmen der Sonnenscheibe im Durchmesser von 30 Centimeter her.

Diese Aufnahmen geschehen durch den Heliographen, der, wie bereits erwähnt, sich in einem Anbau der Südseite der Hauptkuppel befindet. Eine kurze Beschreibung dieses Verfahrens mag hier eingeschaltet werden. Ein auf seiner Oberfläche versilberter, ebener Glasspiegel von sechs Zoll Durchmesser und etwa fünfviertel Zoll Stärke ist so aufgestellt, daß er das direct auf ihn fallende Bild der Sonne in ein Fernrohr von vier Meter Länge wirft. Ein seitwärts am Spiegel angebrachtes Uhrwerk bewirkt, daß trotz der scheinbaren Bewegung der Sonne die Richtung des in's Fernrohr fallenden Sonnenbildes stets dieselbe bleibt. Das Fernrohr selbst ist schräg aufwärts gerichtet und ragt durch zwei Etagen des Gebäudes empor. Es ist ganz fest auf einem mächtigen Backsteinpfeiler derartig montirt, daß seine Axe der Erdaxe parallel ist.

Am oberen Theil des Heliographen befindet sich ein Camera-Einsatz mit Momentverschluß, sowie eine Vorrichtung, um mittelst langer Stangen von oben her den Spiegel des Heliostaten fein einzustellen. Im Brennpunkt des Objectivs des Fernrohrs ist ein horizontaler Spinnenfaden ausgespannt, dessen Bild auf der Photographie der Sonnenscheibe mit erscheint und zur Bestimmung der Lage der Sonnenflecken dient, indem man zugleich die Zeit der Aufnahme in Betracht zieht.

Es ist die Einrichtnng getroffen, daß man, um den günstigsten Moment für die Aufnahme zu wählen, nach Einstellung des Sonnenbildes im Heliographen, die Sonnenscheibe von einer anderen Stelle aus, im großen

Refractor der Hauptkuppel beobachtet und im geeigneten Augenblicke auf eine Kautschukbirne drückt, wodurch — in Folge einer Combination von elektrischer und pneumatischer Kraftübertragung — in demselben Augenblicke alle zum Photographiren gehörenden Operationen sich mechanisch vollziehen.

Um die Photographieen der Sonnenscheibe herzustellen, bedarf es nur einer Expositionszeit von etwa dem zweitausendsten Theil einer Secunde. Man hat hierbei nicht soviel Zeit, die lichtempfindliche Platte in ihrer ganzen Ausdehnung auf einmal den Sonnenstrahlen auszusetzen, sondern man läßt einen ganz schmalen Spalt des Momentverschlusses durch Federkraft sich blitzschnell über die Platte hinwegbewegen, was zur Herstellung des Sonnenbildes genügt. Die großen Sonnenbilder des Potsdamer Observatoriums bilden ein äußerst werthvolles wissenschaftliches Material.

Dieses Alles in Verbindung mit fortgesetzten spectroskopischen Beobachtungen und Zeichnungen aller sichtbaren Phänomene der Sonnenscheibe ergiebt eine Fülle des reichhaltigsten und belehrendsten Stoffes und trägt dazu bei, unsere Kenntniß von der Sonne, sowie der noch im Stadium des Selbstleuchtens befindlichen Weltkörper zu vermehren.

Und wahrlich, wir haben auch hinreichend Veranlassung, nicht aufzuhören im Studium und im Aufsammeln von Thatsachen, denn wir müssen für die Nachwelt die Bausteine zusammentragen, aus denen sie das große Gebäude einer geläuterteren Weltanschauung einstmals errichten wird.

Wir haben um so mehr Veranlassung, Alles auf's Genaueste zu beobachten, da es nur *eine* große leuchtende Sonne ist, welche wir als Vergleichsobject untersuchen können; aber der Sonnen im unendlichen Weltraum sind fast *zahllose*, die sich uns als die verschiedenartigsten Ausdrücke des großen kosmischen Gesetzes darbieten, und durch deren Vergleichung unter einander und mit unserem strahlenden Centralgestirn wir suchen sollen den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht!

VI.

Als das Menschengeschlecht vor uralter Zeit begann, sein Auge auf den nächtlichen Sternenhimmel zu richten, lernte man bald eine kleine Anzahl von Gestirnen kennen, die Planeten, welche neben den fest und unbeweglich am Himmelsgewölbe befindlichen glänzenden Punkten der Fixsterne eine eigenartige selbständige Bewegung zeigen. Eine wichtige Rolle spielten diese Wandelsterne bei den späteren mystisch-astrologischen Anschauungen bis in's Mittelalter hinein, da man ihnen einen gewissen Einfluß auf das Schicksal der Menschen zuschrieb und sie den Wochentagen und den Tagesstunden als Regenten beigab. Als nach Erfindung des Fernrohrs die Erforschung der Größe, Umlaufszeit und Beschaffenheit der Planeten zum besonderen Gegenstand des Studiums gemacht wurde, gefielen sich Gelehrte, wie Huyghens u. A. darin, die Planeten mit Bewohnern zu bevölkern, und

sich die Lebensweise dieser hypothetischen Wesen mit mehr oder weniger Phantasie auszumalen.

Man kannte bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nur die Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn. Hierzu kam im Jahre 1781 der von Herschel entdeckte Uranus und im Jahre 1846 der von Galle in Berlin entdeckte Neptun, dessen damaligen Ort am Himmel Leverrier aus den Störungen, die der Uranus in seiner Bahn erfahren hatte, berechnete. Außerdem befinden sich zwischen Mars und Jupiter zahlreiche kleine Planeten, die Asteroiden, deren Entdeckung seit dem 1. Januar 1801 ununterbrochen fortgesetzt wird.

Wir haben bei Gelegenheit der Erwähnung des Spiralnebels im Sternbild der Jagdhunde gesehen, daß die Entfernung der beiden größten Lichtknoten dieses Himmelskörpers von einander wohl fünfhundert mal so groß ist, als die Entfernung der Erde von der Sonne. Da nun der Neptun nur dreißigmal so weit von der Sonne entfernt ist, als die Erde, so ist es immerhin möglich, daß die Grenzen unseres Sonnensystems sich noch viel weiter erstrecken — was wir auch aus einigen Kometenbahnen wissen — und daß wir vielleicht jenseits dieses Planeten in Zukunft noch einmal einen oder mehrere Wandelsterne auffinden werden.

Die Planeten leuchten nicht mit eigenem Lichte, sondern sie reflectiren das Licht der Sonne. Die atmosphärischen Oberflächen der Planeten verschlucken oder absorbiren einen Theil dieses Sonnenlichtes und senden den Rest in unser Auge. Dieser Umstand gestattet uns, das Licht der Planeten spectroskopisch zu untersuchen und daraus Schlüsse auf die Oberflächenbeschaffenheit dieser Weltkörper zu machen. Diese Arbeit hat Vogel ausgeführt und die Resultate im Jahre 1874 in einer gekrönten Preisschrift veröffentlicht. Er kam dabei zu den nachstehend kurz mitgetheilten Resultaten.

Im Spectrum des Merkur sind zahlreiche Linien zu erkennen, die mit denen des Sonnenspectrums in vollkommenster Weise übereinstimmen. Es sind ferner einige Streifen im Merkurspectrum beobachtet worden, die auf eine Atmosphäre dieses Planeten schließen lassen, die mit derjenigen unserer Erde Aehnlichkeit hat. Venus giebt von allen Planeten das glänzendste Spectrum, welches gleichfalls eine fast vollkommene Aehnlichkeit mit dem Sonnenspectrum hat. Daß Venus von einer Atmosphäre umgeben ist, in der eine sehr dichte Schicht von Condensationsproducten schwebt, ist durch astronomische Beobachtungen zur Gewißheit geworden. Wir können aus dem Spectrum der Venus annehmen, daß die von der Sonne ausgesendeten Lichtstrahlen nur wenig in die atmosphärische Hülle der Venus einzudringen vermögen und zum größten Theil an der Wolkenschicht derselben reflectirt werden. Auch im Spectrum des Mars sind eine große Zahl Fraunhofer'scher Linien zu erkennen. Aus gewissen Streifen des Marsspectrums dürfte mit Bestimmtheit hervorgehen, daß die Marsatmosphäre, deren Existenz bewiesen

ist, in Bezug auf ihre Zusammensetzung von der unsrigen nicht bedeutend abweicht.

Die Untersuchungen über das Spectrum des Jupiter haben ergeben, daß die meisten seiner Linien mit Linien des Sonnenspectrums übereinstimmen. Die den Jupiter umgebende Gashülle übt auf die sie durchdringenden Sonnenstrahlen eine ähnliche Wirkung aus, wie unsere Atmosphäre, woraus wir auf Wasserdampf in der Jupiteratmosphäre zu schließen berechtigt sein dürften. Dem Jupiterspectrum eigen ist eine dunkle Bande im Roth. Ob das Auftreten dieser Bande durch das Vorhandensein eines besonderen, in unserer Atmosphäre nicht anzutreffenden Stoffes bedingt ist, oder ob nur das Mischungsverhältniß dieser Gase ein anderes ist, muß vorläufig unentschieden bleiben. Auch die Monde dieses gigantischen Planeten scheinen, soweit ihr Spectrum beobachtet werden konnte, mit Atmosphären von ähnlicher Zusammensetzung umgeben zu sein, wie der Jupiter.

Im Spectrum des Saturn konnten die hervorragendsten Linien des Sonnenspectrums erkannt werden; es steht in vollster Uebereinstimmung mit dem Jupiterspectrum, abweichend dagegen ist das Spectrum des Saturnringes, aus dem man schließen kann, daß den Ring entweder keine, oder eine Gasschicht von nur sehr geringer Höhe oder Dichtigkeit umgiebt. Was den Uranus betrifft, so ist es in Folge großer Lichtschwäche dieses Planeten nicht möglich, in seinem Spectrum Fraunhofer'sche Linien zu erkennen, dagegen ist es, wie dasjenige des noch lichtschwächeren Neptun, fast in allen Theilen mit starken breiten Absorptionsbändern durchzogen.

Diese Ergebnisse der Spectralanalyse stimmen in gewünschter Weise mit den Ansichten überein, welche wir uns anderweitig über unser Planetensystem bilden können. Die Planeten können gar keine andere materielle Zusammensetzung haben als die Sonne selbst, denn sie sind, ebenso wie diese, nur Theile eines großen ehemaligen Nebelflecks, in dem sich vor fast unermeßlicher Zeit wahrscheinlich Lichtknoten — oder was dasselbe ist, Verdichtungen glühenden Stoffes — gebildet haben, welche nach und nach, je nach der Stärke ihrer Anziehungskraft, die ungeformte Nebelmasse um sich gruppirt und sich allmählich zu ihrer heutigen Gestalt herangebildet haben.

In aller Schärfe aufgefaßt unterscheidet sich die Sonne von den Planeten nur durch ihr enormes Volumen; sie ist gewissermaßen das größte der Glieder unseres Systems, da nicht sie, sondern der gemeinsame Schwerpunkt des ganzen Systems das Centrum bildet, um welches sich alle Planeten, alle Monden und auch die Sonne drehen. Dieser Punkt befindet sich etwa 50 000 bis 150 000 Meilen vom Mittelpunkt der Sonne entfernt, aber da die Sonne selbst einen Halbmesser von etwa 94 000 Meilen Länge hat, so liegt dieser Schwerpunkt — dessen Lage sich übrigens nach dem jeweiligen Stand der Planeten stetig ändert — noch innerhalb des Sonnenkörpers selbst.

Wie die Gestirne des Fixsternhimmels, so unterscheiden sich auch die

Planeten unseres Systems durch verschiedene Helligkeit, und es ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Helligkeitsbestimmungen der Gestirne, die Photometrie der Himmelskörper ein sehr wichtiges Hilfsmittel der Astrophysik ist.

Die älteste Methode der Photometrie besteht darin, die Sterne unter einander mit bloßem Auge zu vergleichen und danach abzuschätzen. Auf diese Weise sind die Größenklassen der Fixsterne entstanden. Es hat hervorragende Beobachter gegeben, beispielsweise Argelander, Schmidt u. A., welche vorwiegend diese Methode anwendeten und eine außerordentliche Fertigkeit darin erlangten. Auch auf dem Potsdamer Observatorium wird sie noch heute bei Abschätzung der veränderlichen Sterne von Dr. Wilsing angewendet.

Man hat aber auch mechanisch-optische Vorrichtungen verschiedenster Art construirt, die sogenannten Photometer, um Helligkeitsmessungen auf's Genaueste ausführen zu können. Als das vorzüglichste dieser Systeme hat sich bisher dasjenige von Zöllner bewährt. Das Princip des Zöllner'schen Photometers beruht darauf, daß man mit Hilfe einer gleichmäßig brennenden Lampe im Fernrohr einen Lichteffect, einen künstlichen Stern erzeugt, der durch optische und mechanische Vorrichtungen in jedem Grade meßbar abgeschwächt werden kann.

Gleichzeitig mit dem Licht des künstlichen Sterns läßt man dasjenige eines natürlichen Sterns in's Fernrohr fallen und ändert die Helligkeit des künstlichen Sterns so lange, bis sie gleich derjenigen des natürlichen ist. Der Meßapparat giebt alsdann einen zahlenmäßigen Ausdruck für die Intensität des zu messenden Sternes an. Macht man nun dieselbe Manipulation mit einem zweiten natürlichen Stern ebenfalls, so erhält man auch für diesen eine Zahlenangabe am Meßapparat, ebenso für einen dritten ꝛc. Diese Zahlen unter einander verglichen, bezeichnen die Helligkeitsverhältnisse, welche die gemessenen natürlichen Sterne unter einander haben.

Mit derartigen Meßinstrumenten, die in der letzten Zeit noch wesentlich verbessert worden sind, werden auf dem astrophysikalischen Observatorium seit dem Jahre 1878 von Dr. Müller ausführliche photometrische Untersuchungen angestellt. Unter diesen verdienen besonderes Interesse die Helligkeitsmessungen der Planeten. Welchen Werth dieselben besitzen, kann man aus folgender Betrachtung ersehen: Mit Ausnahme des Spectrums und der teleskopischen Vergrößerung bieten uns die Planetenscheiben keinen Anhalt, der uns gestattet, in Bezug auf ihre Oberflächenschicht Schlüsse zu machen. Es ist klar, daß eine dichte weiße Wasserdampfatmosphäre eine sehr viel größere lichtreflectirende Kraft besitzt, als eine Atmosphäre mit nur partieller Wolkendecke oder eine Oberfläche mit Unebenheiten. Wenn wir also photometrisch die lichtreflectirende Kraft eines Planeten feststellen, so sind wir in der Lage, uns über seine Oberflächenbeschaffenheit eine nähere Ansicht zu bilden.

Die zwischen der Erde und Sonne befindlichen Planeten Venus und

Merkur erscheinen uns bekanntlich, wie unser Mond in seinen Phasen, veränderlich, in Sichelform bis zur vollen Scheibe, auch die äußeren Planeten Mars, Jupiter ꝛc., wenn sie sich seitwärts von der Verbindungslinie zwischen Sonne und Erde befinden, haben geringe Phasen, deren photometrische Untersuchung von Interesse ist.

Bei allen Phasen wirkt das Sonnenlicht, von uns aus betrachtet seitlich auf den Weltkörper, so daß wir, wie beispielsweise auf dem Mond, die Erhöhungen der Oberfläche gleichzeitig mit den großen Schatten sehen, welche sie werfen.

Diese Schatten nehmen z. B. der Mondsichel einen Theil des Sonnenlichtes, das bei voller Beleuchtung direct auffällt. Deshalb ist die Vollmondsscheibe verhältnißmäßig heller als sie sein würde, wenn wir ihre Lichtintensität aus der Beleuchtung der Sichel durch Rechnung ausfindig machen würden. Durch fortgesetzte photometrische Beobachtungen der Planeten bei verschiedenen Phasen können wir mit gewisser Vorsicht Schlüsse ziehen über etwaige schattenwerfende Unebenheiten an der Lichtgrenze der Sicheln.

Die photometrischen Beobachtungen der Planeten sind aber auch noch von einigen anderen Gesichtspunkten aus betrachtet von großem Werth. Die zwischen Mars und Jupiter um die Sonne kreisenden kleinen Planeten haben so außerordentlich geringe Dimensionen, daß eine Ausmessung ihrer Durchmesser mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln der Astronomie nicht möglich ist. Wenn man aber voraussetzt, daß ihre Oberflächenbeschaffenheit eine ähnliche wie die der großen Planeten ist, so giebt die Vergleichung der von den Asteroiden und den großen Planeten auf die Erde gesandten Lichtmengen ein Mittel an die Hand, genähert die Dimensionen der kleinen Geschwister unserer Erde zu bestimmen. Auf diese Weise ist bereits festgestellt, daß die Durchmesser dieser Himmelskörper nur zwischen 30 und 400 Kilometer schwanken.

Es darf ferner nicht unerwähnt bleiben, daß fortgesetzte Helligkeitsbeobachtungen der Planeten, insofern dieselben uns nur reflectirtes Sonnenlicht zusenden, ein ausgezeichnetes Mittel bieten, etwaige Schwankungen in der von der Sonne ausgesandten Lichtmenge nachzuweisen. Wenn zu gewissen Zeiten sämmtliche beobachtete Planeten eine größere oder geringere Helligkeit zeigen, so folgt, daß eine Zu- oder Abnahme des Sonnenlichtes stattgefunden hat. Auf diese Weise können, wenn die Beobachtungsmethoden immer mehr verfeinert werden, nicht nur große säculare, sondern vielleicht auch kleinere periodische Helligkeitsschwankungen der Sonne nachgewiesen werden, die auf anderem Wege kaum ermittelt werden würden.

Für die Kenntniß der Details der Planetenoberflächen ist die directe Beobachtung und Zeichnung außerordentlich wichtig. Aus diesem Grunde haben schon seit dem vorigen Jahrhundert die Astronomen Gewicht darauf gelegt, durch die Riesenteleskope sich ein möglichst genaues Oberflächenbild

unserer himmlischen Nachbarn zu verschaffen. Auch heute noch setzt man diese Arbeiten mit Hilfe unserer jetzigen lichtstarken Instrumente auf verschiedenen Sternwarten fort. Im Potsdamer Observatorium hat sich Lohse mit diesen Untersuchungen permanent beschäftigt und ist zu schönen Resultaten bezüglich des Mars und Jupiter gelangt.

Bevor hierauf eingegangen werden soll, ist es nöthig, Einiges über die anderen Planeten zu sagen. Da handelt es sich zunächst um einen sogenannten „intramerkuriellen", d. h. um einen solchen Planeten, der sich — nach der Hypothese Leverriers — noch innerhalb der Bahn des Merkur, nahe der Sonne befinden soll. Dieser bereits mit dem Namen „Vulcan" versehene Planet, dessen Existenz von vielen Astronomen angezweifelt wird, ist auf dem Potsdamer Observatorium trotz der hundert- und tausendfältigen Beobachtung der Sonnenscheibe, auf der er sich doch einmal als kleines schwarzes Pünktchen markiren müßte, noch niemals bemerkt worden, so daß wir nach wie vor den Merkur als den der Sonne nächsten Planeten betrachten müssen.

Was nun den Merkur betrifft, so ist er selbst nahe der Sonne so lichtschwach, daß er für die directe Beobachtung bisher wenig Details dargeboten hat. Auch die Venus hat uns auf ihrer Oberfläche noch keine Flecken oder andere Erscheinungen gezeigt, welche man durch Zeichnung fixiren und etwa zur Bestimmung der Rotation dieses Weltkörpers um seine Axe hätte verwenden können. Die Atmosphäre der Venus scheint sehr hoch und dicht zu sein, was u. A. auch die schmale Sichel der Venus erkennen läßt, indem sie nämlich mehr als die Hälfte des Randes der Scheibe umspannt und dadurch auf die Anwesenheit einer lichtbrechenden Schicht Schlüsse zu ziehen gestattet. Die Venus ist für die Astronomie in einer Beziehung ein wichtiger Himmelskörper, denn ihre Vorübergänge vor der Sonnenscheibe werden bekanntlich dazu benutzt, um die Entfernung der Sonne von unserer Erde zu bestimmen und dadurch einen Maßstab für den Weltraum zu gewinnen.

Die Asteroïden sind so klein, daß sie dem Beobachter keine Details ihrer Oberflächen offenbaren. Dagegen erscheint Saturn mit seinem stattlichen Ringe unter günstigen Verhältnissen als ein der eingehenden Beobachtung würdiges Object. Es sind bis jetzt über die Saturnscheibe noch keine fortlaufenden, durch eine Reihe von Jahren sich erstreckenden directen Untersuchungen in Potsdam ausgeführt worden, ebenso wenig wie über die beiden lichtschwachen Außenplaneten Uranus und Neptun.

Die Hauptaufmerksamkeit hat sich den beiden günstigsten Himmelsobjecten, dem Mars und dem Jupiter, zugewendet. Was zunächst den Mars betrifft, so beobachtete Lohse diesen Planeten bereits seit Anfang der siebziger Jahre und hat mit Hilfe seiner Zeichnungen aus den Jahren 1873, 1877 und 1879 zunächst eine Karte der Aequatorialgegenden und der Südhälfte des Mars bis etwa zum 60° südlicher Breite dargestellt.

Als der Planet 1883 und 1884 wieder in eine günstige Nähe zur Erde kam, beobachtete und zeichnete der genannte Astronom den damals uns zugewendeten Nordpol, sowie einen Theil der Nordhälfte des Gestirns und construirte daraus eine Karte der Nordpolargegend des Mars, welche demnächst veröffentlicht werden wird, nachdem die oben erwähnte Karte bereits früher publicirt worden ist.

Der Mars ist einer der wenigen Körper unseres Sonnensystems, dessen Atmosphäre hinreichend gelichtet ist, um einen außerhalb befindlichen Beobachter die Gestaltung der soliden Oberfläche erkennen zu lassen. Die Flecke des Mars sind feste Oberflächengebilde von dunkelgrünlich schwärzlicher Farbe; das Uebrige ist röthlichgelb, die Polarflecke blendend weiß. Es kommen nicht selten auf dem Mars atmosphärische Trübungen vor, die dem Beobachter das Erkennen der einzelnen Gebilde oft erschweren. Der Nordpolfleck war in der letzten Beobachtungsperiode constant zu sehen, und zwar fiel seine Mitte fast genau zusammen mit der wirklichen Lage der Marsaxe. Die atmosphärischen und sonstigen Verhältnisse auf dem Mars, der Wechsel der Jahreszeiten u. s. w. machen die Wahrscheinlichkeit, daß der Mars für organische Wesen bewohnbar sei, fast zur Gewißheit.

Das zweite Hauptobject der Beobachtung Lohses bildet, ebenfalls seit Anfang der siebziger Jahre, der mächtigste Planet unseres Sonnensystems, der Jupiter. Nachdem es gelungen war, bis zum Jahre 1875 zahlreiche Abbildungen der uns sichtbaren Oberfläche des Jupiter anzufertigen und zu publiciren, wurde die Stellung dieses Planeten am Himmel für die Beobachtung in unseren nördlichen Breiten immer ungünstiger, und es war nothwendig, die Arbeit so zu organisiren, daß auch die südlichen Sternwarten unserer Erde sich daran betheiligten. Zu diesem Zweck constituirte sich im Jahre 1876 auf Lohses Anregung in London eine internationale Gesellschaft, das „Jupiter-Comité", dessen Mitglieder noch in demselben Jahre Beobachtungen in Australien, Amerika ꝛc. anregten.

Als nun aber 1878 der Jupiter wieder für uns ein guter Gegenstand der Beobachtung zu werden anfing, wurde er in Potsdam, soweit es die Umstände gestatteten, fortgesetzt gezeichnet und beobachtet. Die Fülle des Materials, welches gegenwärtig über den Jupiter vorhanden ist, übersteigt bei Weitem Alles, was wir von irgend einem anderen Planeten wissen. Die merkwürdigste Erscheinung, welche in neuerer Zeit auf der Oberfläche des Jupiter zu Tage trat, war der vielbesprochene „rothe Fleck" — wahrscheinlich ein Eruptionsproduct — der seit seinem Erscheinen, Juni 1879, bis heutigen Tages noch auf der Jupiterscheibe beobachtet werden kann.

Die Oberfläche des Jupiter ist mit charakteristischen Streifen und wolkenartigen Gebilden bedeckt, deren Gesammterscheinung im Laufe der 15 Beobachtungsjahre bis heute sich verändert hat, wie dies auch die zahlreichen Abbildungen des Planeten in den Publicationen des Observatoriums beweisen. Zur Erklärung der Streifenbildung kann man sich vorstellen, daß

vulcaniſche Eruptionsproducte aus dem Innern des Planeten die Wolkendecke durchbrechen, und indem ſie — etwa wie unſere Paſſatwinde — gegen die ſehr ſchnelle Rotation des Jupiter zurückbleiben, ſich ſtreifenartig über die Scheibe ausdehnen. Aus den Beobachtungen des Planeten war ferner zu entnehmen, daß in der Zeit des Sonnenfleckenmaximums die Streifenbildung in der Atmoſphäre des Jupiter eine entwickeltere geweſen iſt.

* * *

Wir ſind am Ende dieſer Betrachtungen angelangt, zu denen ein Beſuch auf dem aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium in Potsdam die Veranlaſſung gab. Wohin wir blicken im Weltall, werden wir gefeſſelt durch die Fülle der Erſcheinungen, durch die Großartigkeit der kosmiſchen Maſſen, welche in Action ſind, und durch die Gewaltigkeit der wirkenden Naturkräfte. Rieſengroß wölbt ſich über uns der Himmel mit ſeinen flammenden Sonnen, die die Lebensfackeln jener „dunklen" Welt ſind, die allein befähigt iſt, organiſches Leben im Kosmos zu tragen und zu unterhalten. Neue Sterne flammen auf am Firmament, alte Sterne verſchwinden dem Blick, auf und nieder wogt das kosmiſche Lichtmeer, deſſen Tropfen die Fixſternwelten ſind!

Inmitten dieſer erhabenen Scenerie ſteht ein Stäubchen da, der Menſch; ruhig und unerſchrocken dieſes Weltſchauſpiel beobachtend. Sein Prisma hält er dem glühenden Geſtirn entgegen, das aus Fixſternwelten herüberleuchtet, und mißt die Schnelligkeit der Flammenwoge der Protuberanzen, mit dem Fernrohr löſt er die Milchſtraßen des Himmelsraumes in Einzelwelten auf und mit dem Photometer regiſtrirt er die Pulsſchläge der abnehmenden Lebenskraft der Sonne!

Ruſſiſche Geſellſchaftstypen
im Spiegel der Dichtung.

Von

Raphael Loewenfeld.

— Breslau. —

Mehr als in irgend einem andern Culturlande beſteht in Rußland ein enger Zuſammenhang zwiſchen Dichtung und Leben. Nicht als ob dort der Einfluß der Literatur auf die Geſammtbildung des Volkes ein größerer wäre, als im weſtlichen Europa, umgekehrt vielmehr, der Einfluß der geiſtigen Strömungen und Strebungen der Geſellſchaft drückt der Literatur ſeinen Stempel viel deutlicher auf, als dies bei uns der Fall iſt. Ruſſiſche Geſellſchaft und ruſſiſche Literatur — beides ſind Begriffe, die erſt ſeit Peter dem Großen exiſtiren, und nimmt man ſie in dem Sinne, der uns geläufig iſt, ſo kann man ihnen kaum das Alter eines Jahrhunderts geben. Der gewaltige Monarch, der durch die Gründung Petersburgs ſeinem Lande die europäiſche Cultur mit einem Schlage zuführen zu können glaubte, vermeinte auch eine nationale Literatur aus dem Boden ſtampfen zu können. Wie eine Ironie klingt die Antwort des erſten ruſſiſchen Dichters auf dieſe Beſtrebungen. Ein moldauiſcher Fürſt, Kantemir, der Geſandter in Paris war und eine durchaus weſteuropäiſche Bildung hatte, war Rußlands erſter Dichter, was er ſchrieb, waren Satyren — ein höchſt charakteriſtiſcher Beginn für eine Literatur, deren Werken allen faſt ausnahmslos der Geiſt der Satyre innewohnt, ſei die Form lyriſch, epiſch oder dramatiſch. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch iſt der kleine Bruchtheil des ruſſiſchen Volkes, der nach Bildung ſtrebt und ſich Wiſſen aneignet, von dem Geiſte abhängig, der aus Deutſchland, England und Frankreich in's Land getragen wird. Die Sprache, in der man ſchreibt, iſt ruſſiſch, die Gedanken fremd. Das war das Werk Peters des Großen, das heute — nicht ganz ohne Berech-

tigung — von der Partei der Slavophilen als die That eines irreleitenden Führers bezeichnet wird. Wer Sinn für historische Entwickelung hat, wird begreifen, daß aus diesen Anfängen eine nationale Literatur nicht hervorgehen konnte. Rußlands Boden war lange noch nicht fähig, eine tausendjährige Cultur aufzunehmen und selbständig zu verarbeiten. Was aber ist verhängnißvoller für ein in der Entwickelung begriffenes Individuum, sei es ein einzelner Mensch, sei es ein ganzes großes Volk, als die Unselbständigkeit? Und dieser Fluch der Unselbständigkeit haftete an dem heranwachsenden Volke bis in die jüngste Zeit. Ja, bis in die jüngste Zeit. Denn was die Russen eine nationale Literatur nennen, die Schöpfungen eines Puschkin, Lermontow u. A., ist doch wiederum nur der Niederschlag fremder Gedanken und Empfindungen, die freilich bei diesen wunderbar begabten Schülern des Westens in eigenartiger Weise verarbeitet sind, in einer Weise, die den Irrthum übereifriger Verehrer in gewissem Sinne rechtfertigt. Aber *eines* hat diese Literatur, wie bereits angedeutet, vor allen übrigen voraus. Sie ist seit einem Jahrhundert die beredteste Verkünderin dessen, was das Volk bewegt, sie ist die treueste Schilderin dessen, was das heranwachsende Geschlecht ist — sie schildert Typen, nicht Charaktere.

Wir werden uns an einem naheliegenden Beispiele klar machen müssen, was an dieser Stelle unter dem Worte Typen zu verstehen ist. In der deutschen Literatur giebt es wohl nur *eine* Schöpfung, welche dem, was wir in Rußland verstehen wollen, ähnlich ist — die Gestalt Werthers. Denn man mag den Faust als den Typus deutschen Strebens, deutschen Denkens, deutschen Empfindens, mit einem Worte als den Extract deutschen Geistes auffassen, keineswegs ist er das Spiegelbild einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Gedankenrichtung. In diesem Sinne ist Werther, der schwache, thatenlose, in Gefühlen untergehende, empfindsame Jüngling weit eher der Repräsentant einer ganzen Epoche und einer ganzen Species von Menschen, die dieser Epoche als echte Söhne angehörten. Werthergestalten giebt es wohl auch heute noch — welche Zeit und welche Gesellschaft hätte sie nicht? Aber die Gattung Werther ist ausgestorben. Die Menschheit hat stets, von Hiob bis Faust, an jenem großen Weltschmerz gelitten, der sie die Grenzen ihres engen Geistes bitter empfinden ließ. Aber der Weltschmerz in der Gestalt jener germanischen Sentimentalität, die große englische und deutsche Dichter des vorigen Jahrhunderts in der Literatur fixirt haben, war an eine bestimmte Zeit gebunden und ist mit ihr zu Grabe getragen. Die Spätlinge des Weltschmerzes, die auch heute noch unter uns wandeln, sind ein Anachronismus. Sie entbehren der Tragik eines Werther und werden immer mehr zu komischen Gestalten.

So wie Werther als der Repräsentant gewisser Jahrzehnte deutschen Geisteslebens zu betrachten ist, darf man *Eugen Onjegin*, den Helden des Puschkin'schen Versromanes, als die typische Ausgestaltung der russischen Jugend der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts betrachten. Zwar hat

Puſchkin es nicht gerade ausgeſprochen, daß er in ſeinem Helden ſeine Zeitgenoſſen und Landsleute widerzuſpiegeln beabſichtigte, aber in Rußland iſt gleich nach dem Erſcheinen, wie bis auf den heutigen Tag, Eugen Onegin nicht anders verſtanden worden. Und was wäre ein treffenderer Beweis für das Gelingen der Photographie, als daß das Original ſie ſelbſt für gelungen hält?

Eugen iſt ein Menſch, der den Genuß des Lebens nicht mehr kennt, weil er zuviel genoſſen, der ſtumpf geworden iſt gegen alles Schöne und Gute, weil er zu früh begonnen hat, die Annehmlichkeiten des Lebens bis auf den letzten Tropfen auszukoſten. Ein gewandter Weltmann ohne Herz, eine kritiſche Natur mit ſcharfem Verſtande, aber ungenügender Bildung, ein Mann, der das Wort Ehre ſtets im Munde führt und auch bereit iſt, ſein werthloſes Leben dafür hinzuopfern, ohne den gewichtigen Inhalt des Wortes ganz zu verſtehen und voll zu begreifen. Von Allem, was der Menſch wiſſen muß — der Menſch, der in der Geſellſchaft etwas gelten ſoll — hat er eine leichte Ahnung; ernſter beſchäftigt ihn nichts. Wofür er ſchwärmt, iſt Adam Smith und ſeine Nationalökonomie. Nur Eins, ſagt der Dichter, gab es, worin er es zur Vortrefflichkeit

Gebracht, was ſchon ſeit frühen Tagen
Ihm Leiden, Freuden ſchuf und Plagen,
Worin ſein Eifer nie erſchlafft,
Das war die zarte Wiſſenſchaft
Der Liebe.

Aber auch dieſer Begriff wird in den Händen des Genußſüchtigen entſtellt und verzerrt. Für ihn iſt die Liebe „der Verführung trugvolle Kunſt“,

Bald voll Verzweiflung, bald voll Rührung,
Hinwelkend, ſchmachtend, froh, betrübt,
Gleichgültig, eiferſüchtig, fügſam,
Stolz, übermüthig und genügſam! —
Bald ſaß er ſtumm in trübem Muth,
War bald beredt voll Schwung und Gluth.
Wie er in ſeinen Briefen häufig
Sich gehn ließ, blindlings alle Zeit
Nur einer Liebe ganz geweiht!
Selbſt Thränen waren ihm geläufig.
Im Auge wechſelte die Scham
Mit Frechheit, wie es gerade kam.

Mit einem Wort, Eugen Onegin iſt die männliche Kokette, die alle Künſte des Gefallens ſtudirt und mit grauſamſter Herzloſigkeit anwendet. Kaum daß ihm eine Spur von Mitleid für das arme Opfer ſeiner Schlechtigkeit bleibt; ihm gilt das hinwelkende Mädchen nicht mehr, als das Blatt, das herbſtlich von dem Baume fällt. Und was iſt ihm der Freund? Ein Genoſſe bei Schmauſereien und Sport, nichts mehr. Kommt er ihm nur flüchtig in den Weg, kreuzt er hie und da ſeine ſchlau berechneten Quergänge, ſo wirft er ihm den Handſchuh hin, nicht im Ueberſchwang der

Leidenschaft, sondern in der schlauen Berechnung der Wirkung, die auch dieses Manöver auf das arme Mädchenherz machen wird, das er eben zu umgarnen bemüht ist. Er schießt den Freund nieder und geht heim mit dem Bewußtsein, ein Ehrenmann zu sein

Da Tatjana, deren Lebensglück er geknickt, die Gattin eines alten Generals geworden, stellt sich der Rechenkünstler wieder ein und spricht ihr von seiner unverlöschlichen, unheilbaren Liebe. Ob es das Aufflackern eines schon längst verloren geglaubten Gefühls, ob es nur der neue Versuch eines Leichtsinnigen ist — der Dichter beantwortet diese Frage nicht. Tatjana hört seine Liebesschwüre mit Ruhe an, sie erzählt ihm, wie es gekommen, daß sie die Gattin des Fürsten wurde, und schließt mit den Worten:

„Wohlan, ich liebe Sie, ich will's bekennen,
Doch hat ein And'rer meine Hand,
Ihm bleib' ich treu!" —

Treu! — Das ist es, was Eugen Onegin nie zu sein verstanden hat. Sich selbst, seinen Freunden, seiner Liebe, Allem ist er untreu. Ihm fehlt es an Grundsätzen, an einer Richtschnur des Lebens, ihm fehlt der Halt, den gründliches Wissen, die feste Stütze, die ein entwickelter Charakter giebt.

Ohne Zweifel haben diejenigen Recht, welche in der Gestalt des Onegin eine Byron'sche Figur erblicken; aber nicht in dem Sinne, als ob Puschkin Geschöpfe Byron'scher Phantasie nachgeahmt hätte; nein, er griff die Menschen auf, die sich um ihn und mit ihm in der Gesellschaft bewegten, die allerdings alle unter dem Einfluß des damals ganz Europa beherrschenden englischen Dichters sich befanden.

Ein trauriges Bild! Hat der Dichter übertrieben um der mächtigeren Wirkung willen? Hat er falsch gezeichnet?

Gewiß nicht; denn prüft man genauer, so findet man in der Gestalt seines Helden Züge seines eigenen Selbst. Die Gesellschaft, deren Kind Onegin ist, gleicht vollkommen derjenigen, welche Puschkin in den Tod getrieben hat. Wer kennt nicht das traurige Ende des Dichters? Der Mann, den man als den Vertreter russischen Geistes vergötterte, wurde durch die lächerlichen Vorurtheile und die unsittlichen Anschauungen der ihn umgebenden Kreise genöthigt, mit einem hergelaufenen Franzosen, Dantès, Kugeln zu wechseln, blos weil jener sich rühmte, ohne Grund rühmte, die Gunst von Puschkins Gattin erfahren zu haben. Am 29. Januar 1837 starb Puschkin, zwei Tage nach dem Duell mit dem schußgeübten Franzosen, und dieselbe Gesellschaft, die ihren Dichter in den Tod getrieben hatte, richtete nun ihre Wuth gegen den fremden Abenteurer. Dantès, bisher der verhätschelte Liebling der Damen, ward zum Mörder gestempelt und genöthigt, sich unter Escorte über die Grenze schaffen zu lassen, um der Volkswuth zu entgehen.

Puschkins junger Nebenbuhler, Michael Lermontow, begriff die ganze Tragweite dieses Ereignisses und dessen symptomatische Bedeutung. In mächtiger Strafrede hält er der Gesellschaft ihre Sünden vor.

Laßt um den Todten Euer Klaggeſchrei,
Das Loben, Tadeln, Weinen iſt vergebens,
Er hört es nicht, es iſt mit ihm vorbei,
Und ob er recht gethan, ob er gefühlt,
Daß er der falſchen Schattenehre Bahn,
Die jedem hohlen Gecken aufgethan,
Zur Sühne der Verleumdung ſich erwählt:
Das Schickſal hat die Rechnung abgeſchloſſen,
Des Dichters Herzblut iſt dafür vergoſſen! . . .

Ein leeres Herz ſchlägt ſtets in gleichen Schlägen,
Was ſollte auch des Mörders Herz bewegen?
Ein Abenteurer, kam er aus der Ferne,
Er nahm kein Herz mit ſich, ließ keins zurück,
Rang ſucht' er bei uns, Titel, Ordensſterne,
Denn unverſtändlich war ihm and'res Glück.
Er fand, was er geſucht in unſrer Mitte,
Er fand bei uns ein zweites Vaterland —
Sein Dank war: daß er ſonſt bei jedem Schritte
Was ihm begegnete, verächtlich fand.
Fremd blieb er unſrer Sprache, unſrer Sitte,
Das Volk war ihm ein Gegenſtand des Hohnes,
Er ſuchte keine Gunſt, als die des Thrones. . . .

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Miſſethat nicht rächen,
Auf unſer Flehn aus ſeinem Zorne ſprechen:
Verſiegen ſoll die Quelle eurer Lieder,
Ihr wußtet nicht zu ehren euren Dichter,
Zum zweiten Mal ſend' ich euch keinen wieder.

Mein Zar! — ſo apoſtrophirt Lermontow den Kaiſer Nikolaus:

Mein Zar, ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter —
Gieb, daß der Mörder ſein Verbrechen büße,
Erhöre mich, ſei ein gerechter Richter,
Straf das Verbrechen, halt ein ſtreng Gericht,
Dein ſtarker Fuß, die Schlangenbrut zertret' er,
Damit aufwachſende Geſchlechter nicht
Wehklagen ob der Feigheit ihrer Väter —
Und nicht, die unſer Heiligſtes verletzen,
Sich bergen hinter ſchützenden Geſetzen!

Wer durfte es wagen, an den Deſpoten Nikolaus ſolche Forderungen zu richten? Darauf gab es nur eine Antwort: Lermontow ging in die Verbannung, um nie wieder in die Reſidenz zurückzukehren. Siebenundzwanzigjährig ſtarb auch er, wie Puſchkin, in einem leichtfertig heraufbeſchworenen Zweikampf von der Hand eines Gegners, dem man nicht, wie Dantès, die Luſt an Abenteuern und die Schuld am Duelle nachſagen konnte.

Lermontow, der kaum die Grenze überſchritten hatte, welche die Jünglingsjahre von dem Mannesalter ſcheidet, war ſchon allgemein als der würdige Nachfolger Puſchkins anerkannt. Ohne Zweifel waren Lermontows ſchöpferiſche Fähigkeiten größer als Puſchkins. Puſchkin war ihm um ein Decennium der Entwickelung überlegen, ein Zeitraum, der bei dem jugendlichen Alter, in dem beide ihrem Volke entriſſen wurden, ſchwer in's Gewicht fällt. Sein Hauptwerk iſt: „Ein Held unſrer Zeit.“ Es prägt ſich alſo hier ſchon im Titel das Beſtreben aus, die Geſellſchaft in ähnlicher Weiſe zu zeichnen, wie es Puſchkin im Eugen Onjegin verſucht hatte. Könnte man bei Puſchkin noch zweifeln, daß es ihm um ein Conterfei der ganzen Geſellſchaft zu thun war, ſo ſind bei Lermontow alle Zweifel behoben durch ſeine eigenen Worte. „Der Held unſrer Zeit,“ ſagt er in einer durch die Kritik hervorgerufenen Vorrede zur zweiten Ausgabe, „iſt in der That ein Portrait, aber nicht das eines einzigen Menſchen; es iſt ein Portrait, zuſammengeſetzt aus den Fehlern unſerer ganzen Generation in ihrer vollen Entwickelung.“ „Ihr werdet mir entgegenhalten,“ fährt Lermontow fort, „der Menſch könne nicht ſo ſchlecht ſein. Darauf ſage ich euch, wenn ihr glauben konntet an die Möglichkeit aller tragiſchen und romantiſchen Verbrecher, warum glaubt ihr nicht an die Exiſtenz Petſchorins? Wenn ihr mit Entzücken die Erfindungen laſet, die weit ſchrecklicher und niederträchtiger waren, warum findet dieſer Charakter, ſei es ſelbſt nur als eine Erfindung, keine Gnade bei euch? Etwa darum, weil in ihm mehr Wahrheit ſteckt, als ihr gewünſcht hättet?“

Die Frage traf die Geſellſchaft in's Innerſte. Denn Petſchorin iſt viel tiefer gedacht und viel reicher mit den Zügen jener hohlen Geſellſchaft ausgeſtattet, als ſein Bruder und Vorbild Onjegin. Zwiſchen dieſen beiden Geſchöpfen dichteriſcher Phantaſie, die zugleich die Wirklichkeit wiederſpiegeln ſollten, liegen zehn Jahre politiſchen Stillſtands und geiſtiger Oede. Nichts hatte ſich verändert, und ſo mußten auch die von dem Dichter zum Typus geſtalteten Charakterzüge der Geſellſchaft unbedingte Aehnlichkeit aufweiſen. Petſchorin iſt, wie Onjegin, ein in allen Ausſchweifungen des hauptſtädtiſchen Lebens und allen Stürmen der Leidenſchaft aufgewachſener Jüngling, der in ſeinen ſchmerzensreichen, noch jungen und ſchon welken Jahren, wie Puſchkin einmal von ſich ſelbſt ſagt, das Leben ſo ausgekoſtet hat, daß ihm nichts blieb, als der Lebensüberdruß. Aeußerlich der vollendete Geck, der auf ſeine kleinen ariſtokratiſchen Hände und auf die Zartheit ſeiner weißen Finger ſo eingebildet iſt, wie auf ſeine ungewöhnlichen Anlagen und die hochentwickelte Befähigung, den Frauen zu gefallen. Er hatte das Liebesgetändel der vornehmen Geſellſchaft mit den größten Erfolgen geübt. Alles hatte nur ſeine Phantaſie und ſeine Eigenliebe erregt, das Herz war leer ausgegangen. Er hatte es mit Studien verſucht, die Wiſſenſchaft ward ihm ſchnell überdrüſſig. Tödtliche Langeweile hatte ihn erfaßt, und der Befehl, ſich nach dem Kaukaſus zu begeben, traf ihn wie ein Glück, von dem er noch

mehr erwartete; aber auch hier dieſelbe Täuſchung. Denn auch die ungekünſtelte Hingabe des Tſcherkeſſenmädchens vermag nicht dem gelangweilten Reſidenzler die Oede des Lebens zu verſcheuchen. Und trotz der kaum noch zu ſteigernden Blaſirtheit erfaßt dieſen Frauenbeſieger der Neid, wenn er irgendwo einen Anderen ſich vorgezogen ſieht. Nur in dieſem Falle iſt er fähig, auf einen Augenblick ſeine Energie zuſammenzufaſſen und durch Gewandtheit der Rede, durch Geiſt und Witz die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Und doch iſt ihm Frauenliebe, wie die Frauen ſelbſt nichts als ein Spielzeug, das ebenſo gut und ebenſo ſchlecht wie anderes Spielzeug iſt und nur dem einen Zwecke dient, die Langeweile zu vertreiben. Er rühmt ſich, nie der Sclave einer geliebten Frau geweſen zu ſein, ſondern im Gegentheil ſtets über ihren Willen und ihr Herz abſolute Gewalt ausgeübt zu haben. Frauen von Charakter liebt er nicht, ſo etwas, ſagt Petſchorin, kommt ihrer Natur nicht zu. Er ſpielt mit ſeinem eignen Leben, wie mit dem Leben Anderer. Denn da in ihm alle Empfindung ertödtet iſt, hat er kein Verſtändniß für die Gefühle, die Andere an die Welt und an geliebte Weſen knüpfen. Kaltblütig ſchießt er ſeinen Gegner im Zweikampf nieder, aber mit derſelben Ruhe war er bereit, wenn ihn die Kugel ſeines Partners getroffen hätte, den Abhang hinabzurollen, damit ſeine Leiche an den Felſenvorſprüngen hängen bleibe und der Verdacht von ſeinem Gegner abgelenkt werde. Petſchorin fühlt ſich ſo vollkommen frei von jeder Regung des Herzens, daß er alle ſeine Leidenſchaften und Handlungen ſelbſt mit größtem Intereſſe unterſucht, wie der Phyſiologe den Gegenſtand ſeiner Forſchung. Zwei Weſen leben in ſeiner Bruſt, das iſt das Reſultat ſeiner eignen Beobachtung, das eine lebt im vollen Sinne des Wortes, das andere beobachtet und richtet das erſte. Frei von jeder Täuſchung, geſteht er ſich ſelbſt den eignen Unwerth ein und ſieht mit der Klarheit des ruhigen Denkers ſich nur als einen aus der großen Zahl der Epigonen eines beſſeren Geſchlechts. „Dieſe Epigonen ſchweifen auf der Erde umher, ohne Ueberzeugung und ohne Stolz, ohne Genuß und ohne eine andere Furcht, als jene unwillkürliche Angſt, welche das Herz bei dem Gedanken an das unvermeidliche Ende zuſammenſchnürt, — ſie ſind nicht mehr fähig zu großen Opfern, weder für das Wohl der Menſchheit, noch für ihr eignes Glück, denn ſie haben das Bewußtſein, daß dieſes Glück unmöglich iſt, und ſo ſchwanken ſie gleichgültig von Zweifel zu Zweifel, wie ihre Vorfahren von einem Irrthum in den andern ſtürzten, ohne wie dieſe Hoffnungen, oder jenen mächtigen, wenn auch unbeſtimmten Genuß zu haben, welcher die Starken in ihren Kämpfen gegen ihre Mitmenſchen oder wider das Geſchick begleitet."

In Onegin und Petſchorin haben wir alſo das Conterfei der ruſſiſchen Geſellſchaft des dritten und vierten Decenniums unſeres Jahrhunderts zu erblicken, wie es die Meiſterhand der zwei größten Dichter Rußlands fixirt hat.

Aber der russischen Literatur blieb das Bestreben eigen, Typen zu schaffen in dem Sinne, wie wir es oben festgestellt haben. Die Gesellschaft forderte förmlich von ihren Dichtern ihr eignes Bild, ja sie hatte eine gewisse Freude an ihrer Carricatur.

Im Jahre 1860 ging in Rußland das Schlagwort „Oblomowščina" (Oblomowerei) von Mund zu Munde, ein Wort, das man zwei Jahre vorher noch nicht gekannt hatte. Und was bedeutete das Wort? Es war eine neue Bezeichnung für das Typische des russischen Wesens, wie es in den höchsten Gesellschaftskreisen in die Erscheinung tritt, und seinen Ursprung hatte es in dem 1859 erschienenen Roman von J. A. Gontscharow „Oblomow".

Oblomow ist ein junger Edelmann, der Erbe eines beträchtlichen Vermögens. Aufgewachsen ist er auf dem Lande in einer Umgebung, die die Pausen zwischen Kalenderlesen und Schlafen nur durch Essen auszufüllen pflegte. Er hat eine gute Erziehung genossen und besitzt Eigenschaften edler Art. Seine Freunde rühmen seine „taubenhafte Zartheit", seine Sittenreinheit und seine ehrliche Gesinnung.

Diesen Eigenschaften steht aber eine gegenüber, welche den Fluch seines ganzen Lebens bildet: die Trägheit. Er möchte das Höchste, aber er hat nicht die Kraft zu irgend einer That. Er denkt über alles nach, aber er handelt nicht. Bald ersinnt er einen Plan zur Verbesserung der Lage seiner Leibeigenen, bald träumt er sich ein eignes Heim an der Seite einer liebenden Gattin, und das Bild der Verwirklichung dieser Zukunftsträume steht so lebhaft vor ihm, daß er von einer fürchterlichen Enttäuschung getroffen wird, wenn er aus seinem schönen Traum erwacht. „Das Märchen," so sagt Gontscharow einmal von ihm, „verschwamm in seinem Sinn mit dem Leben, und Ilia Iljitsch beklagte es oft unbewußt, daß das Märchen nicht Leben sei und das Leben nicht Märchen" und bezeichnet ihn treffend als „Dichter des Lebens".

Diese Gedankenträgheit wird noch genährt durch seine Lectüre. Er liest immer nur abgebrochen, und die aufgeschlagenen Bücher liegen auf seinem schmutzigen Tische so lange, bis fingerdicker Staub die Stelle bezeichnet, bei der er stehen geblieben. Natürlich bevorzugt er die Dichter, „den Denkern gelang es niemals, die Sehnsucht nach theoretischen Wahrheiten in ihm zu wecken". Was er auch vorzunehmen beabsichtigt, immer wieder verschiebt er den ersten Schritt, der den Weg zum Ziele bezeichnet, von heut auf morgen, von morgen auf übermorgen, und so bleiben alle seine Pläne ungethan. Auch sein Körper leidet unter dieser Lebensweise. Seine unsaubere Junggesellenwohnung entbehrt aller der Bequemlichkeit, die doch der wohlhabende Besitzer so leicht genießen könnte. Speise und Trank bereitet ihm Zachar, ein verschlagener, schmutziger Geselle, der schon in seinem Vaterhause der Diener des heranwachsenden Knaben gewesen war. Zwischen Oblomows Aufstehen und Schlafengehen liegt nur ein kleiner Zeitraum, welcher bisweilen auch durch halbwaches Träumen ausgefüllt wird. Alle seine Zukunftspläne entstehen auf dem zerschlissenen Sopha, auf dem er sein

halbes Leben zubringt. Seine nähere Umgebung besteht aus gesinnungslosen Schmarotzern, die den reichen Gutsbesitzer nach allen Richtungen ausbeuten. Oblomow ist klug genug, die Charakterlosigkeit dieser Menschen zu durchschauen, aber er duldet sie um sich. Denn „es giebt noch Sybariten, denen solche Schmarotzer zur Ausfüllung ihres Lebens nothwendig sind; sie würden ohne diese Ueberflüssigen Traurigkeit und Einsamkeit auf dieser Welt empfinden. Wer sollte ihnen die Tabakdose reichen, wer das entfallene Taschentuch vom Boden aufheben? Wem könnten sie ihre Kopfschmerzen klagen mit dem Recht auf Theilnahme, wem ihre häßlichen Träume erzählen? Wer sollte ihnen vor dem Schlafengehen vorlesen und zum Einschlummern verhelfen? Und dann kann man solche Proletarier in die Stadt schicken, um Einkäufe zu machen — und braucht sich nicht selbst zu bemühen."

Und die Trägheit ist es, die Oblomow trotz seiner guten natürlichen Anlagen zu Grunde richtet. Da hilft es nichts, daß sein Freund Stolz (väterlicherseits deutschen Ursprungs) ihn zur Arbeit aus allen Kräften anspornt. Kein Anderer wäre besser geeignet als Stolz, ihm den Segen der Arbeit zu lehren, Stolz, den der Dichter als die Verkörperung der Arbeitsamkeit dem arbeitsunfähigen Oblomow gegenüberstellt. Aber er vermag nichts über die Schwerfälligkeit seines Freundes. Selbst Olga, dem zärtlichen Mädchen, das sich's zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat, den guten Menschen auf den Weg der Selbstachtung und der Thätigkeit zu führen, versagen die Kräfte, und sie verliert sogar im entscheidenden Moment die Achtung vor dem Manne, den sie einst geliebt hatte. Was ihr bleibt, ist die Theilnahme, die wir jeder Krankheitserscheinung widmen, und so geht Oblomow, aufgegeben von den beiden guten Geistern, die ihn schützend umgaben, elend zu Grunde.

Man wird besonders in der Unfähigkeit zum Handeln eine nahe Verwandtschaft zwischen Oblomow und den Puschkin-Lermontow'schen Gestalten wahrnehmen. Doch lebt in ihm nichts mehr von dem Weltschmerz Byrons, er erscheint echter, russischer.

Und so kann man auch die Gestalten Turgenjews: Basarow, Rudin und ähnliche in gewissem Sinne als die Nachfolger Onegins und Petschorins betrachten. Freilich zeigen die Helden Turgenjews ein anderes Gesicht, als ihre älteren Brüder. Die Zeit hatte sich verändert. Nikolaus hatte sein System scheitern sehen und war, mit dem Fluche seines Volks beladen, aus der Welt gegangen. Ihm war Alexander II. gefolgt, der edle Schüler eines edlen Lehrers; denn kein Geringerer hatte die geistigen und sittlichen Anlagen des Prinzen zur Entfaltung gebracht, als Wasili Zukowski, das Haupt der romantischen Schule in Rußland, ein Vorgänger Puschkins, der auf das ganze heranwachsende Geschlecht durch Uebersetzungen deutscher und englischer Dichter, ganz besonders Schillers, den bedeutendsten Einfluß geübt hat. Alexanders Regierung begann mit den besten Aussichten. Es ist bekannt, wie alle freiheitlichen Regungen, die er selbst begünstigte und in die That umsetzte, plötzlich — nach dem polnischen Aufstande — einem unver-

ſtändigen, ſyſtemloſen Rückſchritt wichen und ſo die moderne Bewegung zeitigten, die wir kurz als nihiliſtiſch zu bezeichnen gewohnt ſind. Man hört gemeiniglich die Anſicht, Iwan Turgenjew habe das Wort „Nihiliſt“ erfunden. Ganz ſo iſt es nicht. Der Name iſt Jahrtauſende alt, denn er erſcheint ſchon beim heiligen Auguſtinus und ſoll auch dort nicht das erſte Mal vorkommen. Wahl iſt es richtig, daß Turgenjew der Erſte war, der ihn auf die ruſſiſche Bewegung anwandte, und zu einer Zeit, als dieſe Bewegung ſelbſt nur erſt in ihrem Keime vorhanden war, daß er einen Nihiliſten darſtellte, als ſeine Landsleute von der Exiſtenz derſelben noch keine Ahnung hatten.

Als Turgenjew ſeinen Baſarow ſchuf, waren die Nihiliſten durchaus keine politiſche Partei. „Der wahre Nihilismus,“ ſo ſagt ein vielgenannter Führer der Revolution, Lawrow, „war eine philoſophiſche und literariſche Bewegung, welche in dem erſten Decennium nach Aufhebung der Leibeigenſchaft, alſo zwiſchen 1860 und 1870 blühte.“ Der Kampf richtete ſich demnach mehr gegen geſellſchaftliche Ideen, als gegen ſtaatliche Einrichtungen. Den Nihiliſten dieſer Zeit ſchildert Turgenjew. Baſarow iſt ein frühreifer Jüngling, der ſich als Mediciner hauptſächlich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigt, aber, wie ſeine jüngeren Anhänger, auf die er einen ungeheuren Einfluß übt, ſagen: er weiß Alles. Er iſt ein Menſch, der alle Autorität und alle Traditionen, die er unterſchiedslos als Vorurtheile betrachtet, abgeſchworen hat. Ihm dünkt der Chemiker nützlicher, als der Poet, wie ihm überhaupt jede Betrachtung des Lebens von äſthetiſchen Geſichtspunkten als ein Unding, als etwas die Menſchen auf Irrwege Leitendes erſcheint. Dieſer Gedankengang führt ihn auch zur Bekämpfung aller Empfindungen, und ſcheinbar gelingt es ihm, Alles, was in ihm von Gefühlen zurückgeblieben iſt, durch ſeine großen Verſtandeskräfte zu unterdrücken. Was Andern als der räthſelhafte Blick eines ſchönen Frauenauges erſcheint, iſt ihm nur Gegenſtand der Analyſe; er ſucht den Stoff, der dieſe Wirkung übt. Er ſpottet über diejenigen, die die Natur als einen Tempel des Edlen, der Gottheit oder dergleichen betrachten. Ihm iſt ſie eine Werkſtatt und die Menſchen ſind die Arbeiter darin. Er begreift nicht, wie ein Mann von 44 Jahren Freude an den ſchönen Tönen eines Cello und an einer Compoſition Beethovens oder Mozarts empfinden; wie Jemand für ein Bild von Raphael auch nur einen Groſchen opfern könne. Die Lectüre der Dichter gilt ihm für abgeſchmackt. „Wer intereſſirt ſich in unſeren Tagen noch für Romantik und Poeſie?“ ſagt er einer Dame, die Puſchkin lieſt, und empfiehlt ihr Büchners „Kraft und Stoff“. Der Begriff der Liebe iſt für ihn ein überwundener Standpunkt. Er erklärt Alles aus der „Senſation“; ſo bezeichnet er jede Regung des Menſchen, ſei ſie, um mit unſern alten Begriffen zu ſprechen, phyſiſch oder pſychiſch. Eine ſchöne Frau iſt für ihn nichts als — ein Prachtexemplar für den Secirtiſch. Und obwohl dieſer Menſch in Wirklichkeit nie zu Lügen ſeine Zuflucht nimmt, iſt er in dieſem Falle gegen

ſich ſelbſt unwahr, denn er unterliegt nicht weniger als jeder gewöhnliche Sterbliche ſowohl dem Zauber einer geiſtreichen, als der Anmuth einer ſchönen Frau.

Kurz all' ſein Handeln beſtimmt nur die Rückſicht auf das Nützliche, und, fügt er hinzu, was wir für nützlich erkennen. Heutzutage erſcheint es uns nützlich zu verneinen, und wir verneinen. Wir verneinen Alles. In der That begnügt er ſich mit dem Proteſt gegen alles Beſtehende, er denkt nicht an ein Aufbauen; vor allen Dingen muß der Platz abgeräumt werden, muß damit begonnen werden, die Aufmerkſamkeit des Volkes auf die Leute-ſchinder von Beamten, auf den Mangel an Straßen, auf die geringe Entwickelung von Handel und Wandel, auf die ſchlechte Juſtiz zu lenken. Bei alledem ſpricht er beſtändig geheimnißvoll von dem Werke, an dem er und Gleichgeſinnte arbeiten. Das Werk iſt der techniſche Ausdruck für etwas Unbeſtimmtes, das wie ein geſellſchaftliches Ideal in weiter Zukunft erſcheint und das mit Hülfe des Volkes, d. h. des Bauern, durchgeführt werden muß. Der Bauer iſt das Material, mit dem Baſarow Rußland umzugeſtalten gedenkt, und die Kunſt, mit dieſem Bauern zu reden, mit ihm in ſeiner Sprache zu reden, iſt eins der wichtigſten Werkzeuge, die zur Erreichung des Zieles führen ſollen. Baſarow glaubt dieſe Fähigkeit in hohem Maße zu beſitzen und er rühmt ſich deſſen; er hat keine Ahnung davon, daß die Bauern, die er ausforſcht und befragt, um ihre Anſchauung, den Grad ihrer Intelligenz, ihre Lage, ihre Wünſche kennen zu lernen, ihn für eine Art Hanswurſt anſehen. Und dieſer Mann mit dem glühenden Streben, das Werk, dieſes geheimnißvolle Werk, das ſich nicht näher charakteriſiren läßt, zu vollenden, ſtirbt, ohne das Geringſte geleiſtet zu haben, mit den Worten: „Ich habe eine Miſſion, ich bin ein Rieſe, und zu dieſer Stunde beſteht die ganze Miſſion der Rieſen darin, mit Anſtand zu ſterben."

Hat Turgenjew in der Zeichnung dieſes Charakters wirklich den Typus erfaßt, der damals oder richtiger einige Zeit ſpäter in der vorderſten Reihe der ruſſiſchen politiſchſocialen Bewegung ſtand? Die Geſellſchaft hat die Antwort darauf gegeben. Es fanden ſich alle Schichten, die Vertreter der verſchiedenſten Richtungen beleidigt, weil ſie in dem Repräſentanten ſowohl der alten, wie der neuen Generation, die Turgenjew in „Väter und Söhne" vorführte, ſich ſelbſt gezeichnet glaubten. Die Väter beſchuldigten ihn der Sympathie mit den Söhnen, die Söhne der Hinneigung zu den Vätern, ſicherlich der beſte Beweis für die Treue des Bildes, das der Dichter geliefert hatte.

Merkwürdig genug verſucht zu ganz derſelben Zeit ein anderer Schriftſteller das Bild der bereits umgeſtalteten Geſellſchaft zu entwerfen. Es erſcheint in dieſem Falle in der Literatur neben dem Theoretiker des Nihilismus bereits der voll entwickelte Revolutionär und die von ihm durchgeführten, neuen, beglückenden Inſtitutionen. Nur zwei Jahre liegen zwiſchen dem Erſcheinen der „Väter und Söhne" und dem Černiſewskij'ſchen Roman

„Was thun?“ Der letztere erſchien im Jahre 1863 und wurde nicht einmal von der Cenſur beanſtandet, offenbar nur, weil ſie ihn nicht verſtand. Černiſewskij iſt kein Dichter. Er beſitzt weder die Fähigkeit der Erfindung, noch die Energie der Charakteriſtik; die Kunſt der Compoſition verachtet er, in dieſem Punkte ſelbſt ein Nihiliſt, als etwas Unnatürliches, als ein Vorurtheil. Sein Roman iſt eigentlich nur eine in Erzählungsform gebrachte Abhandlung über den Zuſtand einer glücklichen Geſellſchaft, wie ſie der Nihilismus aufbauen ſoll und wird. Schon darin zeigt ſich das ganz Unkünſtleriſche ſeiner Erzählung, daß diejenige Geſtalt, die er als ſeinen Helden betrachtet, Rachmjetow, nur ein einziges Mal und zwar vorübergehend auftritt. Gerade dieſer Rachmjetow aber iſt der eigentliche Repräſentant der neuen Geſellſchaft, das vollkommenſte Kind des ſocialiſtiſch-nihiliſtiſch angelegten Staatsweſens.

Er iſt, wie Černiſewskij ſelbſt eben nicht beſſer zu ſagen weiß, ein „ganz beſonderer Menſch“. Er ſtammt aus einem uralten Geſchlecht und iſt Erbe eines ungeheuren Vermögens. Nachdem er den größten Theil ſeiner Beſitzungen ſeinen Bauern geſchenkt, bleibt ihn doch noch ſoviel, daß er die jährliche Pachtſumme von 3000 Rubel dafür erhält. Hiervon braucht dieſer Muſterknabe nicht mehr als 400 Rubel, mit dem Uebrigen unterſtützt er eine Anzahl junger Studenten. Er verläßt plötzlich die Univerſität, bereiſt Rußland von Norden nach Süden, von Oſten nach Weſten, zu Waſſer und zu Lande, um das Volk kennen zu lernen. Er arbeitet ſogar als Burlak — eine Art Schiffsarbeiter auf den Fahrzeugen der Wolga — um ſeine von Natur ſchon große Körperkraft noch zu ſteigern. Er vermeidet grundſätzlich alle Speiſen, die den Bauern nicht zugänglich ſind, ißt aber ungeheuer viel, beſonders rohes Fleiſch. Von den Genüſſen, die dem Volke verſagt ſind, geſtattet er ſich nur das Cigarrenrauchen. Er macht ſich zwar ſchwere Vorwürfe dieſerhalb, kann aber doch das Bedürfniß nicht überwinden. So, meint Černiſewskij, werden alle junge Ruſſen ausſehen zu einer Zeit, wo Menſchengeiſt und Menſchenkunſt die Natur ſo weit wird überwunden haben, um dort, wo einſt Cherſon und Odeſſa lagen, daß neue Rußland zu ſchaffen. Das neue Rußland iſt ein wahres Paradies. Wo früher Wüſtenei, wo baumloſe Berge ſich hinzogen, nacktes Geſtein den Fuß des Wanderers verſcheuchte, hat ſich die obſiegende Culturmenſchheit einen Sommeraufenthalt geſchaffen. Das ganze Leben iſt umgeſtaltet. Man wohnt nicht mehr wie früher, man theilt ſein Jahr in einen Aufenthalt im Norden und in eine Ruhezeit im Süden, wo es auch im Winter warm iſt. Hier wohnt man auch ganz anders, als vor Zeiten. Ein großer reichverzierter Saal, auf's Prachtvollſte durch elektriſches Licht erhellt, das von der Oberlage durch mattgeſchliffene Glasſcheiben ſcheint. Tauſende von Menſchen bewegen ſich hier herum; früher nannte man das einen Ball, heute iſt das alltägliches Leben. Die Trachten der Frauen gleichen den Coſtümen der Griechinnen aus der Blüthezeit Athens. Die Männer tragen ſich nach Belieben, nach eignem Geſchmack. Alles bewegt ſich mit nie gekannter Raſchheit und Energie,

auf allen Gesichtern leuchtet Freude. Und die man sieht, sind nur die Hälfte der Glücklichen, die andere Hälfte vergnügt sich im Theater, in Auditorien, Museen und Bibliotheken, in den Alleen des Gartens, in ihrem Zimmer, mit ihren Kindern, und Alle dienen nur einem Gesetz, dem Gesetz der Liebe.

Wir brauchen auf dieses Ideal einer zukünftigen Gesellschaft nicht einzugehen. Es paßt auch nicht ganz in den Rahmen unserer Aufgabe. Černiśewskijs „Was thun?" gehört in die Reihe jener utopistischen Romane, die in Plato's Staat ihr Urbild haben und durch die Jahrhunderte immer wiederkehren, um einer Zeit der Unzufriedenheit das Bild zukünftiger Glückseligkeit vorzuhalten. Die russische Gesellschaft ist demnach in diesem Buche nicht gezeichnet oder nur mit der Einschränkung, daß man diesen Rachmjetow und die geschilderten allgemeinen Zustände als das Ideal ansehen möchte, welches einer ganzen Klasse von jungen und weniger jungen Träumern noch heute als erreichbares Ziel vorschwebt. Aber interessant ist immerhin die gleichzeitige Entstehung zweier Werke, wie der Turgenjew'sche und der Černiśewskij'sche Roman. Nur in Rußland, wo neben Sitten und Einrichtungen urältester Zeit die fortgeschrittensten Ideen des Westens aufgenommen und verbreitet werden, sind diese beiden Werke nebeneinander möglich.

Wir haben mit den vorgeführten Typen die Gallerie dichterischer Erzeugnisse, die mit dem Anspruch auftreten, Erzeugnisse des realen Lebens wiederzuspiegeln, und diesen Anspruch mit mehr oder weniger Berechtigung auch erfüllen, noch nicht erschöpft. Sie repräsentiren aber klar genug die scharfen Gegensätze, welche zwischen den ersten Decennien unsres Jahrhunderts und der Gegenwart obwalten. Wer möchte bei uns z. B. zwischen dem Geschlechte der vierziger und fünfziger Jahre und der heranwachsenden Jugend aus der Zeit der Einigung Deutschlands so bedeutsame Charakterunterschiede fixiren? Wo wäre es überhaupt möglich, bei der Vielseitigkeit unserer Bildung, unserer Bethätigung, bei der Stetigkeit unsrer Entwickelung im Allgemeinen und der Erziehung des Einzelnen so scharfe Individualitäten der höchsten Gesellschaftsschicht wahrzunehmen und in einem Typus zusammenzufassen? Der Dichter vermag es nur da, wo das politische und gesellschaftliche Fortschreiten sich so sprunghaft vollzieht, wie in Rußland. Hier ist die Stetigkeit der Entwickelung, wenn sie auch nicht ganz mangeln mag, doch für den Beobachter kaum wahrnehmbar. Jede neue Regierung erzeugt neue Hoffnungen, neue Enttäuschungen, neue Menschen. Basarow hat kaum noch etwas gemein mit Onjegin und Petschorin. Vielleicht, daß alle drei gewisse Eigenschaften zeigen, die man als specifisch russisch zu betrachten hat, mit der Beschränkung jedoch, daß sie nur von der russischen *Gesellschaft*, nicht vom *Volke* behauptet werden könnten! Die eigne Schätzung, ein Selbstbewußtsein, das zum höchsten Dünkel gesteigert ist, das unbedingte Vertrauen in die eigne Kraft und Leistungsfähigkeit und bei alledem die größte Lässigkeit und Trägheit im Handeln. Verwandt mit dieser Eigenschaft ist der leichte Sinn, um nicht zu sagen der Leichtsinn,

mit dem man an die höchſten Aufgaben ſchreitet. Man hat ſie kaum durchdacht und möchte ſchon die Vollendung ſehen. Gemeinſam iſt den betrachteten Typen auch die Verachtung des Todes, die ſchließlich in dem Bewußtſein von dem geringen Werth des eignen Lebens wurzelt.

Heute ſind auch die Baſarows ſchon in's Grab geſtiegen; ihre Nachfolger, männliche und weibliche, ſind nur Ausnahmen, nicht Repräſentanten der Geſellſchaft oder auch nur einer Schicht von beſonderer Prägung. Was ſich aus dem Chaos, das man heute ſocialpolitiſche Zuſtände Rußlands nennt, entwickeln wird, wer kann das ſagen? Vorausſehen iſt auch da gefährlich, wo alle Verhältniſſe ſich logiſch und langſam entwickeln. Wo man von einem Extrem in's andere fällt, muß, wie in Rußland, neben aſiatiſcher Deſpotie die mordſüchtige Revolution erſtehen. In ferner Zukunft vielleicht, wenn dieſe Wehen der Entwickelung überwunden ſein werden, wird der ruſſiſche Typus ſich zu der Vollendung entwickeln, die ganz Europa in Iwan Turgenjew bewundert hat. Die Vermählung gewiſſer ruſſiſcher Nationaltugenden mit dem edlen Geiſte weſteuropäiſcher Cultur, das war das Ideal, das ihm vorleuchtete, das Ideal, das vielleicht eine zukünftige Generation in Rußland verwirklichen wird. Denn Strömungen, wie die ſlavophile und die ihr nah verwandte panſlaviſtiſche müſſen ſpurlos verſanden. Sie haben keine Berechtigung innerhalb der Geſetze, welche die Geſchichte der Entwickelung eines Volkes vorzeichnet.

Nicht auf der Zuſammenfaſſung gleichartiger Elemente beruht die Kraft eines Volkes, nicht aus ihr entwickelt ſich ein eigenartiger Geiſt, vielmehr gilt auch hier das Geſetz von der Kreuzung. Die Verſchiedenheit der Elemente iſt weit eher eine Stärkung, denn eine Schwächung, und nur darauf kommt es an, aus dieſer Vielheit eine Einheit zu geſtalten, in welcher die Schwächen der einzelnen Beſtandtheile ſoweit als möglich gemildert und die Tugenden geſteigert und veredelt erſcheinen

Der Sohn ſeiner Mutter.

Von

Adam Müller-Guttenbrunn.

— Wien. —

Eine traurige Kindheit wirft tiefe Schatten in das Leben eines Jeden und Mancher blutet noch in ſpäten Tagen aus den Wunden, die ihm die harte Welt geſchlagen, als er noch ein Kind geweſen. Viele verdirbt ein allzu rauher Frühreif des Schickſals, nur wenige kräftigt und ſtählt er gegen die Unbilden des Lebens. Ich hatte einen Freund, einen Landsmann aus dem Banat, der als braver Mann und als eine geſunde Natur hervorgegangen war aus dem tiefen Jammer, der ſeine Kindheit traf, und dennoch iſt er zu Grunde gegangen an jenem Frühreif, der ſein Kinderherz verſengte. Er gab ſich, auf dem Höhepunkt ſeines Lebens angelangt, und im Begriffe, mit einem ſtolzen und geliebten Mädchen vor den Altar zu treten, ſelbſt den Tod. Mir fiel die traurige Aufgabe zu, ſeine Mutter, die in einem ſchwäbiſchen Dorfe des Banats lebte, aufzuſuchen und ihr die Trauerbotſchaft zu überbringen. Ich habe mich dieſer Miſſion vor fünf Jahren entledigt, und heute erhielt ich die Nachricht, daß die Frau ſeitdem geſtorben ſei. Mutter und Sohn ſind todt, und man kann die düſtere Geſchichte ihres Lebens nun wohl erzählen.

Die Mutter meines Freundes hieß Suſi Rainer. Sie war die jüngſte Tochter eines Kleinhäuslers, eines Handwerkers, der außer ihr noch ſechs Kinder beſaß, und ſie galt für das ſchönſte Mädchen im Dorfe. Trotz ihres zarten Weſens, mußte ſie, wie ihre übrigen Geſchwiſter, bei den Bauern im Tagelohn arbeiten und ſie wurde früh das Opfer eines reichen Bauernſohnes. Als ihre Schande an den Tag kam, traf ihren Vater ein Schlaganfall, von dem er ſich nie wieder ganz erholte, denn er war fortan unfähig ſein Hand-

werk auszuüben. Das wirkte furchtbar zurück auf das unglückliche Mädchen. Susi war geächtet von ihren Freundinnen, verlassen von ihrem Geliebten und stündlich den Vorwürfen, den Beschimpfungen ihrer Angehörigen ausgesetzt, aber sie trug ihr Elend voll Muth und mit Standhaftigkeit. Sie gab einem schwächlichen Knaben, dessen Tod Allen, sogar ihr, der Mutter, erwünscht gewesen wäre, das Leben, und als derselbe so weit war, daß er der Pflege der Großmutter anvertraut werden konnte, mußte Susi sich als Magd bei einem der reichsten Bauern des Dorfes verdingen. Ihr Vater duldete sie nicht im Hause und die Pflicht, für die Erhaltung des Kindes, das bei der Großmutter blieb, zu sorgen, lag ihr allein ob. Der Vater des Knaben kümmerte sich nicht um sie und heirathete alsbald eine Andere. Nur mit Mühe gelang es dem Pfarrer, die Eltern des Burschen zu bewegen, daß sie zweihundert Gulden für das Kind in der Sparkasse anlegten, und auch dies wäre wohl kaum geschehen, würde nicht die Pfarrersköchin die Taufpathin des vaterlosen Knaben gewesen sein. Sie, die Fremde, war die Einzige, an die man sich mit der Bitte herangewagt hatte, die Pathenstelle bei dem Kinde eines gefallenen Mädchens zn übernehmen. Im ganzen Dorfe würde sich Niemand dafür gefunden haben, und einen männlichen Pathen, wie es sich für einen Buben gehört hätte, erhielt derselbe nicht. Auch mußte er den Familiennamen der Mutter führen, aber man taufte ihn auf den Vornahmen seines Vaters: Hannes.

Susi wurde die Magd in einem großen Hause, das keine Herrin besaß, denn die Bäuerin lag in jahrelangem Siechthum darnieder. Die Magd erwarb sich rasch das Vertrauen des Bauern und der Kranken, sie leitete bald das ganze Hauswesen und ihre Umgebung achtete sie ob ihrer Arbeitsamkeit und Bescheidenheit. Aber das nutzte ihr wenig in der Gemeinde. Susi war weder ein Mädchen noch ein Weib, sie mußte ihr schönes Haar unter einem Kopftuch bergen, wenn sie das Haus verließ, sie hatte keinen Zutritt mehr in öffentlichen Vergnügungen und selbst in der Kirche mußte sie abseits stehen, weit hinten im dunklen Schatten des Chores — während der reiche junge Bauer der sie zum Fall gebracht, protzig in seinem Kirchenstuhl in der vordersten Reihe saß. Susi war ausgestoßen aus der Gemeinschaft des rauhen Colonisten-Volkes, das den Fehltritt eines Mädchens von jeher mit unerbittlicher Strenge richtete. Nichts war der Unglücklichen geblieben als ihr Kind, das sie jeden Sonntag Nachmittag in ihrem Vaterhaus besuchte. Und auch diese Zuflucht wurde ihr vergällt durch unaufhörlichen Zank und Streit mit den Ihren, die alle zu leiden hatten unter Susis Schande. Nie schied sie anders als weinend, gedemüthigt, fast verzweifelt aus dem Hause, das ihr Liebstes barg. Auch verließ sie dasselbe stets erst in der Dämmerung, denn sie hatte übergenug an einem Gang durch das Dorf bei Tageslicht. Sie wählte auch dazu zwar immer die Vesperzeit, aber sie begegnete doch mehr Menschen als ihr lieb sein konnte. Kein Mädchen grüßte sie, und die Frauen, die sie der Sitte gemäß grüßen mußte, dankten

ihr kaum. Alles Blut wich ihr aus den Wangen, wenn sie von Weitem eine Schaar Weiber auf den Bänken und Staffeln vor einem Hause sitzen sah, an dem sie vorüber mußte. Das lauteste Geschwätz verstummte, wenn Susi in die Nähe kam, und mit zu Boden geschlagenen Augen lispelte sie stets ihr „Gelobt sei Jesus Christus". Nur selten erfolgte darauf ein „In Ewigkeit". Der Gruß, den sie sprach, gebührte ihr nicht mehr, denn er war der der Mädchen gegenüber den Frauen und derjenige, den die Frauen unter sich gebrauchen, gebührte ihr noch weniger. Es gab nicht einmal eine Grußformel für eine Gefallene und doch hätte Susi es nicht wagen dürfen, ohne Gruß an Jemandem vorüber zu gehen. Nur die Buben und Männer des Dorfes waren freundlich mit ihr, doch diese Freundlichkeit fürchtete sie weit mehr als die Verachtung der Mädchen und Frauen.

Das Haus, in dem Susi diente, lag zum Unglück dem gegenüber, in das ihr Verführer hineingeheirathet hatte. Sie sah den hochmüthigen Bauer täglich und oft begegnete sie seiner Frau an dem gemeinschaftlichen Brunnen auf der Straße. Nie kam sie nach einer solchen Begegnung unbeschimpft nach Hause. Die Frau, deren Ehe kinderlos bleiben zu wollen schien, war eifersüchtig auf Susis Nähe und sie that Alles, sie aus dem guten Dienste zu verdrängen. Das gelang ihr nicht. Der Bauer, bei dem Susi diente, hatte das emsige stille Mädchen in sein Herz geschlossen und seine kranke Frau konnte es nicht mehr missen.

So vergingen einige Jahre. Der Knabe Susis wuchs heran und der Bauer hatte ihr erlaubt, ihn zu sich in's Haus zu nehmen. Die Scenen, die das Kind allsonntäglich, wenn die Mutter es besuchte, zu sehen bekam, hatten es scheu und ängstlich gemacht, jetzt aber gedieh der kleine Hannes prächtig. Zum großen Aerger einer Frau, die ihn oft zu sich lockte, ihn mit Backwerk überfütterte und gegen seine Mutter aufzuhetzen suchte. Bei ihr, sagte sie dem Kinde, sei dessen Platz, denn dies sei das Haus seines Vaters, seine Mutter aber sei dort drüben nur eine arme Magd. Und sie, die Frau seines Vaters, sie würde ihm eine gute Mutter sein und ihn einst zum Erben ihres Vermögens machen, wenn er zu ihr halten und bei ihr bleiben wolle. So wenig der Knabe auch von solchen Reden verstand, sie vergifteten doch sein junges Gemüth, und viel früher als dies sonst der Fall gewesen wäre, begriff er, daß er kein Kind sei wie die andern. Man rief ihn im ganzen Dorfe mit dem Namen seines Vaters und doch hieß er anders; das wurde ihm erst ganz klar, als er in die Schule trat und der Lehrer allen Buben einschärfen mußte, daß er Hannes Rainer und nicht Ecker heiße.

Einige Jahre hatte Susi ruhig in dem Hause ihres Dienstherrn gelebt und seitdem sie auch ihr Kind bei sich hatte, verkehrte sie fast gar nicht mehr mit der Außenwelt, die ihr nur Demüthigungen bereitete. Plötzlich wurde dieser Friede gestört. Der Bauer verliebte sich in Susi und verfolgte sie unaufhörlich mit seinen Anträgen. Anfangs hatte sie nur Thränen als Antwort, dann empörte sie sich und stellte ihn zur Rede, und als dies alles

nichts half, kündigte ſie ihm den Dienſt. Die kranke Bäuerin forſchte vergeblich nach dem Grund. Endlich ahnte ſie ihn, und als ſie ſah, daß Suſi feſt bei ihrem Entſchluß, das Haus zu verlaſſen, beharrte, da rief die Kranke ſie eines Tages zu ſich an's Bett, und die beiden Frauen hatten eine lange Unterredung. Das Reſultat derſelben war, daß Suſi blieb. Abends ſprach die Bäuerin mit ihrem Manne. Er war ſehr erfreut über die Nachricht, die ſie ihm mittheilte und gerührt von der Bitte ſeiner Frau — keine Andere als Suſi zu heirathen — wenn ſie geſtorben ſei.

Suſi hatte nie daran gedacht, die Frau ihres Dienſtherrn zu werden, und nur die entſetzliche Furcht vor neuer Schande ließ ſie ſo ſchroff gegen den Bauer handeln, denn er war ein tüchtiger achtenswerther Mann. Seit jener Unterredung mit der Frau deſſelben fühlte ſie ſich viel ſicherer im Hauſe und ihr Verkehr mit ihrem Herrn war fortan ein freundſchaftlicherer. Auch ſonſt veränderte ſie ſich auffallend. Sie wurde wieder jung und friſch, ſie kleidete ſich ſorgfältiger als in den letzten Jahren und trug den Kopf höher, wenn ſie durch das Dorf ging. Ihr Leben hatte ein Ziel bekommen und dadurch erhielt es einen Inhalt.

Die Kranke bemerkte die Veränderung des Mädchens mit Mißbehagen. Sie hatte ſich für ſtärker gehalten als ſie war und ſich etwas zugetraut, das kein Weib erträgt. Sie wurde ungeduldig, zänkiſch und verleidete nun ihrerſeits Suſi das Haus. Der Bauer nahm ſie in Schutz und das brachte ihn und das Mädchen einander noch näher. So verging abermals ein Jahr und die Kranke machte noch immer keine Miene zu ſterben. Das dauerte dem Bauer, der bei Suſi keine Erhörung fand, zu lange, und dem Mädchen mochte es wohl ebenſo ergangen ſein. . . . Eines Tages ſtarb die Bäuerin plötzlich. Man hatte ſich an ihr langes Siechthum ſo ſehr gewöhnt, daß man von ihrem Tod überraſcht war, und da derſelbe für Suſi offenbar von großer Bedeutung zu werden verſprach, ſo redete man darüber ſehr viel. Es tauchten zuerſt allerlei Zweifel, dann Gerüchte auf und einige Tage nach dem Begräbniß der Todten ſummte es im ganzen Dorfe: „ſie ſei vergiftet worden.“ Das ſprach ſich immer weiter, es wurde immer lauter und mächtiger und die Gerichte ſchritten ein. Suſi wurde verhaftet und in das Stadtgefängniß gebracht. Der Bauer ſprach ihr Muth zu und gelobte ihr beim Abſchied, ſein ganzes Vermögen daran ſetzen zu wollen, ihre Unſchuld an's Licht zu bringen.

Der kleine Hannes begriff nur dunkel, was da vorging, aber als er nun wieder bei der Großmutter war, hörte er ſo viel über das fürchterliche Ereigniß ſprechen, daß ihm bald Alles klar war. Auch ſchonten ihn die Gaſſenbuben in keiner Weiſe und höhnten ihn mit der Schande und den Gräuelthaten ſeiner Mutter. Eines Tages ging er gerade aus der Schule als ein Zug von Panduren und Stadtherren ſich durch die Straße bewegte. Er blieb mit den andern Buben ſtehen, das ſeltſame Schauſpiel zu betrachten — da bemerkte er mitten in dem Zuge, zwiſchen zwei Panduren ſchrei-

tend, seine Mutter. Sie sah ihn nicht. Plötzlich flüsterte ein Bube ihm zu: „Jetzt wird Deine Mutter aufgehängt.“ Hannes schrie entsetzt auf und lief nach Hause. Er wälzte sich weinend und jammernd auf der Erde und wünschte sich den Tod. Die Großmutter beruhigte ihn allmählich und er schlief ein. Als er wieder erwachte, hörte er leise sprechen und weinen. Er horchte und vernahm, daß die Leiche der Todten ausgegraben worden sei und daß man die Vergiftung an derselben nachgewiesen habe. Das ganze Dorf sei versammelt gewesen und vor allen Leuten hätte die Susi plötzlich laut zu sprechen angefangen und zur Gerichts-Commission gesagt: „Ja, die Frau ist vergiftet worden, aber nicht ich allein hab' es gethan. Ihr Mann hat mir das Gift gebracht, er selbst goß es in die Suppe, die ich der Kranken gereicht. Ich bin dazu verleitet worden von ihm, der mich jahrelang verfolgte und mir die Ehe versprach.“ Hannes schluchzte laut auf bei diesen Worten. Die Großmutter, die verweint zu ihm trat, streichelte sein Haar und sagte: „Es wäre besser, armes Kind, Du wärest nie geboren worden.“ Und der arme Knabe jammerte fortwährend: „Ach könnt' ich doch sterben!“

Nach vielen Monaten erst wurde das Urtheil gesprochen. Susi erhielt zwölf, der Bauer zwanzig Jahre Kerker . . . Die Großmutter fuhr manchmal mit dem kleinen Hannes nach Temesvar und sie durften seine Mutter in Gegenwart der Panduren im Wachzimmer der Strafanstalt sprechen. Es war immer ein großer Jammer, aber der Kerkermeister wurde bei diesen Gelegenheiten aufmerksam auf den intelligenten Knaben und seine Mutter, und da die Großmutter sich stets sehr erkenntlich zeigte, empfahl er Susi der Frau Obergespanin, als sie wieder einmal ein billiges Stubenmädchen suchte. Susi gewann rasch das Vertrauen und die Zuneigung ihrer Herrin und als sie eines Tages wieder ihren Knaben kommen ließ, da gefiel er den hohen Herrschaften so gut, daß sie Susi erlaubten, ihn bei sich zu behalten. Hannes zählte bereits neun Jahre und er war in kurzer Frist so weit cultivirt, daß er als Johannes Rainer die städtische Schule besuchen und sich weiter bilden konnte. Wie viele Demüthigungen er zu erdulden hatte, wie mühselig der Sohn der armen Arrestantin sich allmählich emporarbeitete, das läßt sich leichter ahnen als schildern, und doch schien das tiefe Unglück seiner Mutter nur eingetreten zu sein, um als Grundlage für sein Glück dienen zu können. Der Knabe, der bestimmt schien, als das verachtetste Glied der Gemeinde, als Tagelöhner auf dem Felde sein Leben zu verbringen. er bezog die Hochschule in Wien, als seine Mutter ihre Strafzeit vollendet hatte, und zehn Jahre später bekleidete er eine angesehene Professur, ein vielbegehrtes Lehramt.

Wie oft saßen wir bei einander und plauderten über seinen schier wunderbaren Bildungsweg durch Jammer und Noth, Gemeinheit und Verbrechen. Ich war der einzige Vertraute seines Lebens, Niemand auf Erden ahnte, welchen Kampf um's Dasein dieser junge Gelehrte zu führen hatte, welche

Summe von Arbeit und Kraft er verausgaben mußte, um an ein solches Ziel zu gelangen, von welch verächtlicher Herkunft er war und welche Hochachtung er verdiente.

Rainers Charakter war aus den Leiden und Kämpfen seiner Jugend nicht unbeschädigt hervorgegangen. Er war scheu und mißtrauisch, empfindlich bis zur Krankhaftigkeit und doch ohne die Energie, ihm angethane Beleidigungen auszutragen. Er fürchtete bei solchen Gelegenheiten stets eine Aufrollung seines Lebens und davor scheute er zurück; so ehrenvoll es im Grunde für ihn war, sein Stolz hätte es nicht ertragen, daß Jemand darum wisse. Auch eine Saite seines Gemüthslebens war zerrissen — er achtete seine Mutter nicht und konnte ihre Nähe nicht ertragen. Er unterstützte sie reichlich, aber er mochte sie nicht sehen und nur in Zwischenräumen von Jahren besuchte er sie in seinem Heimatsdorfe, wo sie bei der Großmutter lebte, an der allein er mit Zärtlichkeit hing. Dann sah er auch stets seinen Vater, dessen Ehe kinderlos geblieben war und der noch heute zu den reichsten Bauern des Banats zählt. Gesprochen hat er mit demselben niemals, nie auch nur seine Stimme gehört. Zu seinen stolzesten Augenblicken gehörten aber die, wenn er sah, wie der alternde Mann ihn oft scheu musterte und sich vor sich selbst zu schämen schien, daß er so gar keinen Antheil hatte an der Bedeutung seines Sohnes. Die ganze Gemeinde bezeigte dem jungen Gelehrten die größte Achtung und selbst seiner Mutter verzieh man ihre Vergangenheit um seinetwillen.

In Wien lebte Rainer sehr zurückgezogen, aber er hatte sich doch einen kleinen Freundeskreis erobert, in dem man ihn auch als *Menschen* hochschätzte. Das Lob seiner Ehrlichkeit, seiner Ehrenhaftigkeit und Treue wurde da in allen Tonarten gesungen und er führte mich nicht ohne Stolz in diesem Kreise ein. Das, was andern Menschen als das Selbstverständliche erscheint, daß Einen seine Freunde für einen Ehrenmann halten, das erschien ihm schon als der höchste Grad von Anerkennung. Er hat einmal auf offener Straße an meinem Arme geweint, weil ein geachteter älterer Professor, mit dem er irgend eine persönliche Angelegenheit von der Schule her geordnet hatte, ihm im Vorbeigehen mit den Worten die Hand reichte „Herr Rainer, Sie sind ein *Ehrenmann*." Einige Tage nach dieser Scene mußte ich verreisen und ich machte dem Freunde vorher einen Besuch. Er war sehr weich gestimmt und theilte mir schließlich ein Herzensgeheimniß mit, das mich sehr erfreute — er wollte sich nämlich verheirathen. Das Bild eines reizenden Mädchens stand auf seinem Schreibtisch und er wies es mir mit Freuden-Thränen in den Augen als das *ihre*. Wer sie sei? war meine erste Frage, und sie brachte ihn in Verlegenheit. Endlich vertraute er es mir doch an — sie war die Tochter eines vornehmen Großindustriellen, ein viel umworbenes Mädchen. Sie sei vollkommen einig mit ihm, und auch die Mutter ermuntere ihn, sagte er, und doch habe er es noch immer nicht gewagt, in aller Form zu werben. . . . „Wenn man

mich nach meiner Familie fragt!" rief er plötzlich aufgeregt und schwieg dann still. Auch ich wußte nichts zu sagen und es trat eine peinliche Pause ein. Endlich fragte er: „Hat man denn das Recht, von mir zu fordern, daß ich ein Geheimniß, wie das meine, preisgebe?"

„Eine so hochstehende Familie, wie die Deines Ideals, beansprucht dieses Recht gewiß, aber wenn sie keinen Gebrauch davon macht, dann schweige," entgegnete ich. „Du bist ein Ehrenmann. Für einen solchen aber ist kein Weib zu gut, und keine Familie darf sich schämen, Dich in ihrer Mitte aufzunehmen." Er dankte mir und wir sprachen noch lange über das Thema und formulirten es schließlich also: Das Weib eines Mannes habe das Recht, ein Geheimniß wie das seine zu erfahren, nicht aber ein Mädchen, das das Jawort noch nicht gesprochen, und niemals die Familie dieses Mädchens. Der Braut könnte es als Liebesprobe vorgelegt werden. Wenn sie diese Probe nicht besteht, dann begreift sie nicht, daß ein Mann, der aus solchen Verhältnissen als ein reiner Charakter hervorgegangen, höher steht als tausend Andere, und sie verdient es nicht, diesen Mann zu besitzen. Und damit mag er sich trösten.

Als ich von der Reise zurückgekehrt war, fand ich die Verlobungsanzeige Rainers auf meinem Schreibtische. Sie war schon drei Wochen alt und ich eilte zu ihm, ihn zu beglückwünschen. Er begrüßte mich herzlich, war aber sehr unruhig und aufgeregt und wollte in die frische Luft hinaus. Wir gingen spazieren. Und da erzählte er mir denn, wie er gehandelt. Das, was nicht zu verheimlichen gewesen wäre bei einer Eheschließung — daß er nicht ehelich geboren, sondern blos der Sohn seiner Mutter war, das gab er den Eltern seiner Braut preis, alles Andere nicht. Sie hatten jene Mittheilung schweigend hingenommen und keine weiteren Fragen gestellt. Seine Braut aber war schon öfter auf das peinliche Thema zurückgekommen und ihre Neugierde schien ihm sehr bedenklich zu sein. Es widerstrebte schließlich seinem Stolze, dem Mädchen etwas vorzuenthalten, das es vielleicht auf Umwegen zu erfahren suchen konnte, und der Gedanke, sich die Braut vielleicht nur durch eine Lüge zu erhalten, war ihm unerträglich. Und doch brach ihm fast das Herz, wenn er daran dachte, daß sie irre werden könnte an ihm, wenn er ihr Alles sagte. Aber sein Stolz siegte über alle Bedenken, und einen Tag vor meiner Ankunft hatte er seiner Braut in einem langen Briefe das Geheimniß seines Lebens enthüllt. Vierundzwanzig Stunden bereits war sie im Besitz dieses Briefes, als ich zu ihm kam, und noch war keine Antwort erfolgt.

Als Rainer mir dies erzählte, wuchs seine Unruhe immer mehr und es drängte ihn bald wieder, nach Hause zu gehen. Wir kehrten in seine Wohnung zurück — der erwartete Brief war noch immer nicht da. Aber uns auf dem Fuße folgte ein junger Mann und Rainer erblaßte, als er ihn sah — es war der Bruder seiner Braut. Er grüßte höflich und sagte, er habe Herrn Rainer einen sehr wichtigen Brief zu übergeben. Dann

entſchuldigte er ſich und ging raſch wieder fort. Wie niedergeſchmettert ſaß mein Freund an ſeinem Schreibtiſch und wagte es nicht, das Schreiben zu öffnen. Es war von großem Format und ſehr voluminös. „Das iſt die Handſchrift der Mutter," ſagte er, „nun iſt Alles vorbei!" Er öffnete zitternd das Couvert — es enthielt ſeinen eigenen Brief. Dabei lag ein Blatt mit folgenden Zeilen: „Geehrter Herr Rainer! Meine Tochter gab mir dieſe Blätter von Ihrer Hand zu leſen, und ich ſtelle Ihnen dieſelben hiermit wieder zurück. Seien Sie unſerer ſtrengſten Discretion gewiß und leben Sie wohl. Sie haben uns gegenüber ſo viel Ehrlichkeit und Feingefühl bewieſen, daß ich annehmen darf, Sie werden dieſe Zeilen auch ohne weitere Auseinanderſetzungen verſtehen. — Ihre ergebene Mathilde v. W."

Rainer lächelte unſäglich ſchmerzlich. Er ſchien ruhig und gefaßt zu ſein, aber er ſchickte mich fort. „Du wirſt doch keine Dummheiten machen?" ſagte ich. „Wo denkſt Du hin!" ſprach er. „Ich bildete mir ein, mein Leben voll Arbeit und ehrlichen Strebens, meine Selbſterziehung zu einem Ehrenmanne reiche hin, mich von einem Makel zu befreien, den ich ſchuldlos trage. Ich habe mich getäuſcht und erfahren müſſen, daß die Vorurtheile der Menſchen ſtärker ſind als ihre beſſere Einſicht, ſtärker ſelbſt als ihre . . . Nein, geliebt hat dieſes Mädchen mich nie!" ſchloß er, und ich ergänzte: „Auch nicht Deinen Werth erkannt. Dich nicht verdient. Sie hat unwürdig an Dir gehandelt und Du wirſt ſie leicht vergeſſen." „Vielleicht," entgegnete er und fügte lächelnd hinzu: „Aber jedenfalls werde ich zeitlebens ledig bleiben."

Ich verließ Rainer vollkommen beruhigt. Als ich ihn zwei Tage ſpäter wieder aufſuchen wollte, war er fort. Er habe einen Ausflug in's Gebirg unternommen, hieß es, und ich begriff das ſehr wohl. Man hörte noch einige Tage nichts von ihm, dann las man eines Morgens plötzlich in den Zeitungen, der hoffnungsvolle junge Gelehrte, der Bräutigam der vielumworbenen Schönheit, des Fräuleins von W., ſei als Touriſt im Hochgebirg verunglückt . . . Ich wußte es beſſer, und auch Jene, die ihn in den Tod getrieben, wußten, welche Bewandniß es mit ſeinem Unfall hatte; aber ſie ſpielten Komödie vor der Welt und begruben den Unglücklichen als den Bräutigam, der er geweſen. Sie weinten ſogar an ſeinem Grabe, und ich will es glauben, daß jene Thränen der Ausfluß wahren Schmerzes geweſen ſind, eines Schmerzes, den das Bewußtſein, ein unſühnbares Verbrechen begangen zu haben, geboren haben mag.

Rainers Mutter hat nie erfahren, daß ihr Sohn freiwillig, und warum er in den Tod gegangen war. Das wäre eine zu furchtbare Strafe geweſen für die arme Frau.

Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Seit der Berliner Depesche, welche den Nobiling'schen Mordversuch auf unseren Kaiser meldete, hat vielleicht keine Mittheilung des Telegraphen solchen Schrecken und solches Entsetzen im deutschen Reiche hervorgerufen wie die am 14. Januar bekannt gewordene Nachricht, daß der Frankfurter Polizeirath Dr. Rumpf am Vorabend von meuchlerischer Hand ermordet worden sei. Namentlich in den Städten der Umgebung Frankfurts wie in der Mainstadt selbst war die Aufregung eine ungeheure; wer in jenen Tagen die Räume eines Frankfurter Restaurants betrat, wer an den Bahnhöfen der süddeutschen Städte eintraf und die sorgfältige Bewachung und Untersuchung aller ankommenden Passagiere beobachtete, konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Außerordentliches geschehen sein müsse.

Daß hier ein Racheact des politischen Fanatismus vorliege, war die erste Vermuthung, die sich geltend machte.

War es doch allgemein bekannt, daß Rumpf, einer der tüchtigsten Polizeibeamten in ganz Deutschland, mit besonderem Geschick die Aufspürung der anarchistischen Pläne und Machinationen besorgt hatte; man wußte, daß die Entdeckung des anarchistischen Complotts auf dem Niederwalde und der Versuche, durch die Gruppenbildung die Revolutionirung Deutschlands anzubahnen, in hervorragender Weise dem Wirken dieses pflichtgetreuen Beamten zuzuschreiben war, und es bedurfte wahrlich nicht der ausdrücklichen Erklärung der Most'schen „Freiheit", daß der Anarchismus Rumpfs Tod beschlossen und ausgeführt habe, um die Schreckensthat in gleicher Reihe mit den nihilistischen Thaten oder mit den Verbrechen eines Stellmacher und Kammerer erscheinen zu lassen. Der Alpdruck, welcher auf der Bevölkerung lastete, wich erst, als in einem kleinen Dorfe bei Mannheim ein legitimationsloser Mensch von dem Gensdarmen nach heftigster Gegenwehr verhaftet wurde, welcher mit dem Morde in Verbindung zu stehen schien. Die Neugierde des Publikums wurde auf eine harte Prüfung gestellt: denn außer der Thatsache, daß gegen den Verhafteten, welcher sich als der Schuhmacher Julius Lieske auswies, so schwere Verdachtsmomente vorlagen, daß seine Aburtheilung vor dem Schwurgerichte verfügt wurde, verlautete über den Stand der Untersuchung kein Wort.

In den Mauern der alten Kaiserstadt hat sich noch kein Proceß abgespielt, der

die gesammte Bevölkung so tief erregt hätte, wie die am 29. Juni begonnene, am 1. Juli beendete Verhandlung.

Der Mensch, welchen die Staatsanwaltschaft unter die Anklage stellte, die entsetzliche That verübt zu haben, ist der am 1. Februar 1863 zu Zossen im Kreise Teltow (Brandenburg) geborene Schuhmacher Julius Lieske, ein blasser, magerer Mensch mit ziemlich gewöhnlichen Gesichtszügen, finster rollenden Augen, hinter dem man Alles eher als einen politischen Schwärmer und Fanatiker sucht.

Durch die Untersuchung war in positiver Weise dargethan worden, daß Lieske sich bis zum 30. December in der Schweiz, und zwar zuletzt in Basel aufgehalten hatte. Die schweizer Luft hatte aus dem märkischen Schuhmachergesellen während seines beinahe zwei Jahre dauernden Aufenthalts einen wüthenden Anarchisten gemacht, welcher sich zwar im öffentlichen Leben nicht sehr hervorthat — aber in privaten Kreisen um so eifriger für seine Ideen wirkte. Und das sind ja gerade die Leute, von denen die Most'sche Freiheit schrieb, daß sie an erster Stelle als Männer der That zu sunctioniren hätten, weil sie nicht in der aufmerksamen Weise beobachtet würden wie die bekannten Mitglieder der Partei. Lieske war nicht nur Bibliothekar eines Handwerkervereins mit anarchistischen Tendenzen, sondern er verbreitete auch in Basel jene berüchtigte Stellmacher-Proclamation, durch welche dieses Scheusal als Märtyrer verherrlicht wurde.

Am 31. December kam er Abends in Frankfurt a. M. an, nachdem er seinem Mitarbeiter vor der Abreise gesagt hatte, er wolle zu seinem Vater nach Zossen reisen, und logirte sich in einer Wirthschaft ein, wo er bis zum 13. Januar blieb; trotzdem er mit Gästen vielfach verkehrte, leugnete er während der Voruntersuchung, jemals in Frankfurt gewesen zu sein. Ein einigermaßen, wir wollen nicht einmal sagen, raffinirter, sondern nur überlegter Mensch hätte sich sagen müssen, daß ein solches Vertheidigungsmittel nur dazu führen könne und werde, ihn sehr verdächtig zu machen, denn er mußte bedenken, daß es an Zeugen nicht mangeln werde, die ihn mit aller Bestimmtheit recognoseirten. Am 12. Januar verlangte der Inhaber des Gasthauses wiederholt ein Legitimationspapier zur Anmeldung und Lieske übergab ihm ein solches, welches auf den Schreiner Heinrich Nau lautete. In der Nacht vom 12. auf den 13. Januar logirte er noch in der Wirthschaft, am 14. Januar Morgens kam in den Laden der Frau Bentheim in Bickenbach, einem kleinen Orte an der Bergstraße, ein Mensch, welcher Papier und Couverte verlangte, und die linke Hand mit einem Tuche umwickelt hatte. Derselbe war nach den bestimmtesten Angaben der Zeugin mit dem Angeklagten identisch; auch andere Personen in diesem Orte recognoseirten ihn. Er hatte in einer Wirthschaft Schnaps getrunken und einem anwesenden Gaste gesagt, daß er die Verletzung an der linken Hand, zwischen Daumen und Finger, sich durch einen Fall zugezogen habe; über der verwundeten Hand trug er eine Mütze. An demselben Tage kam er zu dem Arzte Dr. Weil in Zwingenberg an der Bergstraße, um sich seine Wunde verbinden zu lassen, zur Erklärung gab er an, er sei gefallen. Dem Arzte, welcher ihn wegen seiner Mittellosigkeit mit 20 Pfg. beschenkte, theilte Lieske mit, er wolle nach Mannheim.

Am 15. Januar wird er in Lautenbach und Weinheim, am 16. in Heddesheim, am 18. Abends um 8 Uhr in Schwetzingen gesehen. Dem Wirthe, bei dem er hier eintrat und bei welchen er auch übernachten wollte, was dieser jedoch nicht gestattete, sagte er, er komme mit dem Zuge. Fahrplanmäßig konnte dies nur der Zug von Mannheim sein. Da er in Schwetzingen nicht übernachten durfte, so wanderte er nach dem benachbarten Hockenheim, wo er um 9½ Uhr anlangte. Wie er in diesem Orte durch den die Herberge visitirenden Gensdarmen als verdächtig angehalten wurde, wie er sich mit dem Revolver auf's Heftigste zur Wehr setzte und nur durch Hülfe zweier Bewohner des Ortes verhaftet werden konnte, ist allgemein bekannt, so daß es genügt, an diese Vorgänge zu erinnern.

Es war durch diese Erhebungen nachgewiesen, daß Lieske bis zu dem Tage

des Mordes ſich in Frankfurt aufgehalten hatte, daß er ſeit dieſem Tage von dort verſchwand und am andern Morgen in Bickenbach auftauchte. Er mußte in der Nacht vom 13./14. Januar von Frankfurt aufgebrochen und nach der Bergſtraße marſchirt ſein. War dies ſchon im höchſten Grade befremdend und verdächtig, ſo mußte die Wunde an ſeiner Hand den Verdacht nach auf's Höchſte beſtärken. Es war kein Zweifel, daß dieſelbe nur durch ein Meſſer entſtanden war und nach Angabe der Sachverſtändigen konnte ſie ganz gut durch das Herausziehen des Mordinſtrumentes aus dem Leichnam verurſacht worden ſein. Noch am 13. wurde keinerlei Verletzung an Lieske wahrgenommen, während die Wunde bereits am Morgen des 14. allen Perſonen auffiel. Dazu kamen die lügenhaften Angaben über ihre Entſtehung; bald wollte er mit der Hand auf einen Steinhaufen gefallen ſein, bald wollte er ſie bei einer Prügelei erhalten haben. Die ſämmtlichen Aufenthaltsorte Lieskes vom 13. bis zum Tage ſeiner Verhaftung ſtanden feſt, nur über ſeinen Aufenthalt am 17. und bis zum 18. herrſchte noch ein gewiſſes Dunkel, das erſt durch die Ausſagen des Arztes in Verbindung mit den Angaben des Schwetzinger Wirthes gelichtet werden ſollte. Dem Arzte hatte Lieske geſagt, er gehe nach Mannheim, und dem Schwetzinger Wirthe, er komme mit dem Zuge, welcher, wie bereits erwähnt, nur der von Mannheim abgehende ſein konnte. Hielt man dies damit zuſammen, daß bei ſeiner Verhaftung Lieske die Adreſſe eines berüchtigten Mannheimer Anarchiſten Namens Guttmann bei ſich trug, ſo wurde die Vermuthung eine ſtarke, daß er in der bezeichneten Zeit ſich in Mannheim bei dem Geſinnungsgenoſſen aufhielt. Die Vermuthung wurde zur Gewißheit, wenn in Betracht gezogen wurde, daß, während er bei ſeinen Beſuchen an der Bergſtraße völlig mittellos war, er bei ſeiner Verhaftung im Beſitze eines neuen Portemonnaies mit Geld betroffen wurde; dieſer Fund erklärte auch das Motiv ſeines Beſuchs in Mannheim. Der aus der Schweiz und auch aus Mannheim ausgewieſene Guttmann, einer der enragirteſten Anarchiſten, hatte ihn jedenfalls mit Geld verſehen, um ihm die weitere Flucht zu ermöglichen. Von ſchwerſtem Gewicht war aber ein in der Rocktaſche des Angeklagten befindlicher Streifen. Auf der innern Seite der rechten Taſche wurde nämlich ein länglicher braunrother Streifen von einer Länge von 6 cm und einer Breite von 2 cm vorgefunden: die chemiſche Analyſe ließ keinen Zweifel darüber, daß derſelbe von Menſchenblut herrühre. Die Form des Streifens ſchloß die Möglichkeit aus, daß er durch die blutende, in die Taſche geſteckte Hand entſtanden war, vielmehr erſchien es im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß ein längliches, mit Blut befleckte Inſtrument in die Taſche geſteckt wurde und ſo die röthliche Färbung verurſacht habe. Schon dieſe Indicien mußten die Vermuthung zur Wahrſcheinlichkeit machen, daß Lieske bei dem Morde activ betheiligt war. Hierzu kamen aber noch die Ausſagen zweier Zeugen, welche allerdings, weil der Begünſtigung verdächtig, nicht beeidet wurden. Es ſind dies die Arbeiter Rau und Hüber. Der Zeuge Hüber lernte Lieske auf der Herberge kennen und erhielt von ihm anarchiſtiſche Flugblätter; er beſprach ſich öfters mit ihm über den Anarchiſtenproceß in Leipzig und bemerkte dabei, daß Lieske Luſt habe, dem Reinsdorf nachzuahmen. Lieske äußerte oft von Stellmacher und Genoſſen, ſie wollten nur ihr Recht. Die Ausſagen des Hüber gewannen durch den Umſtand an Glaubwürdigkeit, daß er dieſelben auf der Polizei ſchon machte, ehe noch ein beſtimmter Verdacht gegen Lieske erhoben worden war. Noch wichtiger waren die Ausſagen des Rau, welcher vier Monate wegen Theilnahme an dem Verbrechen verhaftet war. Er lernte Lieske am vierten Januar kennen, gab ihm ſein Legitimationspapier, das jener verfälſchte. Lieske habe ſich häufig nach der Wohnung Rumpfs ſowie nach der Art und Weiſe erkundigt, wie man denſelben treffen könne. Einmal rief Lieske ihm zu, ob er nicht gehört, daß Rumpf Leibweh gekriegt habe. Rau iſt gleichfalls erklärter Anarchiſt. Er hat die Aeußerung gethan, Reinsdorf ſei ſein Ideal und es müßte noch beſſer kommen, und wenige Tage vor Rumpfs Ermordung erklärt, nächſtens werde ſich etwas ereignen. Trugen dieſe Ausſagen zu der Belaſtung des

Angeklagten sehr viel bei, so ereignete sich während der Verhandlung ein Zwischenfall, welcher von größter Wichtigkeit war. Es wurde dem Präsidenten gemeldet, eine Frau Kamphausen, welche bisher noch Nichts ausgesagt habe, sei in der Lage eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Dieselbe erklärte, an dem Abend, an welchem der Mord geschah, sei sie mit ihrer Tochter um 8 Uhr durch das Sachsenlager gegangen. An dem Rumpf'schen Hause habe sie einen Mann gesehen, der sich duckte und etwas zu suchen schien und sich äußerst verdächtig benahm; derselbe sei mit Lieske identisch. Lieske, welcher geleugnet hatte, sich in der Nähe des Sachsenlagers bewegt zu haben, rief der Zeugin erregt zu, sie könnte ihn gar nicht gesehen haben, denn er habe sie ja auch nicht gesehen. Die glaubhafte Aussage der Frau konnte nicht verfehlen, der Kette von Indicien das Schlußglied einzufügen. Mit Recht konnte die Staatsanwaltschaft sagen, daß die Nichtentdeckung des Mörders und die Verurtheilung eines Unschuldigen wegen dieses grausigen Verbrechens ein nationales Unglück sei. Allein die Geschworenen sind durch den Gang der Verhandlung und Beweisführung ebenso wie die öffentliche Meinung davon überzeugt worden, daß Lieske in Wirklichkeit derjenige Mensch ist, welcher den Mord ausführte. Wenn die „Freiheit" in der Nummer vom 20. Juni ankündigte: „Am 26. beginnen die Verhandlungen gegen den Genossen Lieske in Frankfurt", so war das freilich kein unwichtiges Moment zu der Bildung der Ueberzeugung bei den Geschworenen. Die wüthendsten Auslassungen des Most'schen Blattes sind vielleicht weniger ernst zu nehmen, als diese kurze, kleine, jedes pathetischen Beiwerks entbehrende Notiz, durch welche der Anarchismus sich in kaum zu bekrittelnder Form zu der Anstiftung des Angeklagten bekannte. Herr Most, der von dem sichern Asyle aus ungestraft seine dämonische Wirksamkeit ausübt, hat schon öfters seinen Gesinnungsverwandten durch seine unbezähmbare Wildheit die schlechtesten Dienste geleistet.

Es ist durch die Verhandlung zur Evidenz dargethan worden, daß die Ermordung das Ergebniß eines vorbereiteten Complottes war, und daß mehrere Spießgesellen des Mörders sich in den betreffenden Tagen des Januar in Frankfurt a. M. aufhielten. Ein Offizier hatte am Abend vorher um 10 Uhr auf dem Bahnhofe der Main-Neckar-Eisenbahn zwei Männer sich im Dunkeln herumdrücken sehen, was ihm auffiel. Plötzlich kam ein blasser junger Mann, dem die Beiden zuriefen êtes-vous là, worauf er antwortete: ce n'était rien aujourd'hui. An dem Mordabend fuhr ein Kutscher einen Herrn in's Wiener Café. Dort hielt er und der Herr sprach mit zwei Gästen. Alsdann ließ er sich in die unmittelbare Nähe des Sachsenlagers fahren, stieg aus, ließ den Wagen halten, kehrte nach 1½ Stunden zurück und ließ sich wieder in das Café zurückfahren.

Mehrere Zeugen, die im Sachsenlager wohnen, haben an verschiedenen Abenden vor dem Rumpf'schen Hause einen unbekannten Mann gesehen, welcher auf und ab ging und mit dem Angeklagten nicht identisch war. Alles dies weist mit Nothwendigkeit darauf hin, daß Lieske nicht aus eignem Antrieb und allein zur Ausführung der That schritt, sondern sich bei derselben der Unterstützung der Genossen zu erfreuen hatte. Man könnte unter diesen Umständen die Frage aufwerfen, ob der Spruch der Geschworenen ein gerechter war? Unzweifelhaft ist dies zu bejahen. Die erste Frage, welche den Geschworenen vorgelegt wurde, lautete: „Ist der Angeklagte schuldig, am 13. Januar allein oder gemeinschaftlich mit einem oder mehreren Andern den Polizeirath Dr. Rumpf vorsätzlich getödtet und diese Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt zu haben?" Die alternative Formulirung trug auch der Möglichkeit Rechnung, daß die Geschworenen sich der Ansicht anschließen würden, Lieske habe allerdings die Tödtung ausgeführt, allein mit Hülfe der werkthätigen Unterstützung von Genossen. Es ist der Untersuchung nicht gelungen, die Complicen zu entdecken und sie der sühnenden Strafe zu überliefern. Die Gerechtigkeit muß sich einstweilen damit begnügen, den Hauptschuldigen — wir sprechen vom rechtlichen und nicht vom ethischen Gesichtspunkte

aus — gefaßt und ſeine Verurtheilung möglich gemacht zu haben. Das Benehmen, welches Lieske zur Schau trug, als ihm die Gerichtsſentenz verkündet wurde, die ihn zum Tode und zu 4 Jahren Zuchthaus verurtheilte, mußte die Ueberzeugung beſtärken, daß der Wahrſpruch der Geſchworenen ſich nicht geirrt hatte. Wüthend wandte er ſich gegen die Richter und rief ihnen zu, ſie hätten ihr letztes Todesurtheil gefällt, ihre Namen würden an dem Schandpfahle prangen, mit der Fauſt ſchlug er auf die Bank der Angeklagten und rief, als er hinausgeführt wurde: „Ha, der Rumpf iſt doch caput, der Rumpf iſt caput! Werft Dynamitbomben!“ eine Aufforderung, die glücklicherweiſe keine Folge fand.

Werfen wir nunmehr, nachdem wir es verſucht haben, unſeren Leſern das Indicienmaterial in ſkizzenhafter Anſchaulichkeit vorzuführen, einen Blick auf die pſychologiſche Seite dieſer denkwürdigen Verhandlung und auf die grellen Streiflichter, welche dieſelbe auf das gegenwärtige ſociale Leben fallen ließ.

Wir haben ſchon hervorgehoben, daß der Angeklagte in keiner Weiſe ein beſonderes Intereſſe bot; wie ſein früherer Lebenslauf ſich durchaus nicht von dem typiſchen Leben des Schuſtergeſellen unterſchied, ſo ragte er weder durch intellectuelle noch durch körperliche Vorzüge über den homme moyen der Criminalſtatiſtik hervor. Auch in ſeiner Vertheidigung konnte man nicht die Spuren einer geiſtigen Schlagfertigkeit entdecken: nur das eine alte Mittel aller Verbrecher, das si fecisti nega handhabte er mit größter Virtuoſität. Dieſe geiſtige Inferiorität ermöglichte es, daß der kaum in das Alter der Großjährigkeit getretene Burſche ein enragirter Parteigänger des Anarchismus wurde, er läßt ſich durch die großen Phraſen, die in den ſchweizer Arbeitervereinen an der Tagesordnung ſind, imponiren, die Lehren, welche dort vorgetragen werden, berauſchen ihn, das Gift, welches durch die „Freiheit“, den „Rebell“ ihm eingeträufelt wird, verfehlt ſeine Wirkung nicht, und ſo wird dieſer Sohn des märkiſchen Sandes zu einem willenloſen Werkzeug in der Hand ſeiner Obern, welcher kein Geſetz und kein Recht, keine Sitte und kein Gebot kennt, ſofern die anarchiſtiſche Lehre ſeine Verletzung gebietet. Es iſt ein infernaliſcher Haß gegen alles Beſtehende, welcher aus ſeinen Aeußerungen ſpricht. Wir vernehmen, daß er ſein Bedauern über das mißlungene Attentat auf das Polizeipräſidium wie über den fehlgeſchlagenen Mordverſuch auf den deutſchen Kaiſer in cyniſcher Weiſe bekundet. „Der Teufel ſoll die Reichen holen, es dauert aber nicht mehr lange;“ „Wenn man etwas haben will, muß man zu den Armen gehen, die Reichen geben einem doch nichts;“ „Wenn es nur ein Erdbeben für die Reichen gäbe“, dies ſind ſo die gewöhnlichen Redensarten, die er im Munde führte „Gäbe es hunderttauſend Stellmacher,“ ſagte er in Baſel, „ſo wäre es bald anders“. Es ſind dieſelben Tiraden, welche die anarchiſtiſchen Organe ihren Leſern Tag für Tag vorpredigen; iſt es zu verwundern, wenn der Kopf eines ungebildeten Menſchen ſchließlich in dem Maße mit ihnen angefüllt iſt, daß er den Unſinn für Vernunft, die Lüge für Wahrheit hält, daß er an die Tollhäuslereien glaubt, wie an die Botſchaft des Heils? Iſt es ein Wunder, wenn er zur ſeelenloſen Maſchine in den Händen der blutdürſtigen Horde wird, auf ihren Befehl und ohne Gewiſſensbiſſe nach einer von ſeiner Heimat weit entfernten Stadt geht, um einen Beamten zu beſeitigen, von dem er nur in den Blättern und Verſammlungen ſeiner Geſinnungsgenoſſen gehört hat, daß er der Todfeind der anarchiſtiſchen Tendenzen ſei?

Es kommt ja leider oft genug vor, daß Perſonen, die nicht älter ſind wie Lieske, der Vernichtung des menſchlichen Lebens überführt werden; allein dies iſt faſt ausnahmslos durch eine gewiſſe Leidenſchaft motivirt, Eiferſucht, Sinnenluſt u. dgl. Daß aber ein Menſch im 22. Lebensjahre einen Mord mit ſolcher Leidenſchaftsloſigkeit, mit ſolcher Ruhe ausführen kann, das iſt in der That keine häufige Erſcheinung in den Annalen der Criminalrechtspflege. Erſtaunt müſſen wir uns fragen, wie kann eine ſolche Gefühlshärte, eine ſolche Verkennung des erſten aller Geſetze und Gebote in einem jugendlichen, noch nie beſtraften Menſchen vorkommen, wenn wir nicht zu dem Hülfsmittel greifen,

den moraliſchen Wahnſinn hier anzunehmen? Es iſt nicht zu vergeſſen, daß Lieske durchaus nicht zu jener Sorte junger Burſche zählt, welche gleich mit dem Meſſer bei der Hand ſind. Sein ohne Vorſtrafen verlaufenes Leben zeigt im Gegentheil, daß er nicht zu den leidenſchaftlichen, gleich aufbraufenden Naturen gehört, welche ſich während der Flegeljahre einer Körperverletzung ſchuldig machen, ohne eigentlich zu wiſſen wie, und dies hängt mit ſeinem ganzen Weſen innerlichſt zuſammen. Dem Lieske iſt, wie überhaupt dem Anarchiſten, die Leidenſchaft unbekannt; er hat für das, was wir Leidenſchaft nennen, nur das freche höhniſche Lächeln, welches er während der dreitägigen Verhandlung zur Schau trug. Wie kann auch derjenige eine höhere Aufwallung für irgend einen Gegenſtand kennen, welchem das religiöſe Gefühl Pfaffenſchwindel und Prieſterbetrug iſt, welcher in dem Staat nur einen Blutſauger der Armen ſieht und jede Ordnung als ein Attentat auf den freien Willen erachtet?

Mit Recht konnte der Präſident des Gerichtshofs dem Angeklagten ſagen, er ſei nur der Verführte, die Verführer ſäßen an anderer Stelle. Solche Elemente wie einen Lieske in die Maſchen ſeines Netzes zu verſtricken, mag dem Anarchismus ohne ſonderliche Mühe gelingen, denn wie ſoll dieſer Menſch, der im engen Kreiſe heranwuchs und nur in engen Verhältniſſen gelebt hat, wie ſoll er den pomphaften Phraſen und Tiraden widerſtehen! Moraliſch betrachtet ſind jene nichtswürdigen Schurken und Banditen, die ſich des Aſylſchutzes eines Staates erfreuen, der ungeachtet ſeiner internationalen Pflichten der elenden Brut, welche Sendlinge zum Mord in unſer Vaterland ſchickt, nicht gründlich das Handwerk legt, moraliſch ſagen wir, ſind ſie viel ſchuldiger als Lieske. Schon bei den Verhandlungen wegen des Niederwald-Attentates mußte das deutſche Publikum mit Beſorgniß die Wahrnehmung machen, daß die Giftpflanze des Anarchismus auch in Deutſchland Wurzel gefchlagen habe und daß die Weiſung eines Obern nirgendwo beſſer beobachtet werde wie in dieſer Vereinigung von Mordgeſellen. Der Lieske'ſche Proceß hat dieſe Wahrnehmung nur verſtärkt. Mit Schrecken ſehen wir Perſonen, die ſich noch niemals geſehen hatten, eines Herzens und einer Geſinnung, ſobald es ſich um die verbrecheriſche Beſeitigung eines verhaßten Feindes handelt.

Welche verworfene Geſinnung, welche ruchloſe Denkungsart geht nicht aus den Ausſagen der Zeugen Hüber und Nau hervor! Das ſcheußlichſte aller Attentate, welches die Geſchichte kennt, das Reinsdorf'ſche Complott, findet bei ihnen lauten Beifall, der feige Meuchelmörder, welcher vom ſicheren Walde aus die Exploſion herbeiführen wollte, iſt ihnen ein vorbildliches Muſter und die ſcheußliche Verbrechergeſtalt eines Stellmacher, eines Kammerer erſcheint ihnen nur in der Glorie des Märtyrerthums. Es iſt weit, ſehr weit gekommen, wenn die Verwirrung und Verkennung aller rechtlichen und moraliſchen Begriffe ſolche Fortſchritte gemacht hat, daß die ſchwerſten Verbrechen keinen Abſcheu, ſondern Bewunderung hervorrufen. Vor einigen Jahren ſagte einmal ein bekannter Hiſtoriker und Parlamentarier,*) „im deutſchen Volke habe die Geheimbündelei keinen Boden". Dürfen wir dies auch heute noch mit zuverſichtlicher Beſtimmtheit behaupten, nachdem uns die Gerichtsverhandlungen zeigten, daß auch im deutſchen Reiche der Anarchismus ſeine Stationen beſitzt? Und betrachten wir uns doch einmal dieſe großmäuligen Helden näher, die einen Kampf für die Menſchenrechte zu führen vorgeben, ſind ſie vielleicht nüchterne, fleißige und ſtrebſame Arbeiter, welche Mißgeſchick erlitten haben und dadurch in eine erbitterte und feindſelige Stimmung gegen die beſtehenden Zuſtände gekommen ſind? O nein, es ſind Faulenzer, Trunkenbolde, Landſtreicher, arbeitsloſe Subjecte ſind es, die in den Wirthſchaften ſich herumtreiben, und ſtets aufmerkſam ſind, um im Trüben fiſchen zu können. Dieſer Schaar iſt ſelbſtverſtändlich jedes Mittel zum Umſturz des Beſtehenden gleichwerth, Piſtole, Dolch, Gift, Dynamit il n'y a pas de différence.

*) H. von Treitſchke.

Wir haben ſchon oben den Vergleich mit den ruſſiſchen Nihiliſten nicht vermieden; wenn wir jetzt am Schluſſe unſerer Erörterungen die Parallele wieder aufgreifen, können wir das oben gefällte Urtheil nur beſtätigen. Uns liegt es ferne, mit dieſem Abiturientenproletariat, wie der Reichskanzler einmal ſagte, irgendwie zu ſympathiſiren, allein gegenüber dieſem elenden, feigen Gezücht des deutſchen Anarchismus nehmen ſich die Nihiliſten und Nihiliſtinnen wahrlich cavaliermäßig aus, ſie bekannten offen ihre That und die Motive, die ſie dazu getrieben hatten, und Nikolai Suchanow ſagte vor Gericht, „er wolle es den Richtern darlegen, was ihn veranlaßt habe, die Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und zum Volke über Alles zu ſtellen, ſelbſt über die moraliſchen Pflichten“; aber ein Lieske wußte nur mit frechem Leugnen und mit grundloſen Verdächtigungen der Amtsehre des Unterſuchungsrichters und des Gerichtsarztes die ganze Armſeligkeit und Feigheit des deutſchen Anarchismus zu documentiren.

Noch eins muß aus dieſem denkwürdigen Proceß hervorgehoben werden, die Frivolität, mit welcher mehrere Perſonen, die dem Verbrechen abſolut ferne geſtanden hatten, andern gegenüber verſicherten, die ſchuldigen Thäter zu ſein. Mag immerhin auch die prahleriſche Großmannsſucht, der Herostratenwahnſinn theilweiſe ſolche leichtfertige Redensarten mit veranlaßt haben, es bleibt dennoch ein ſehr bedenkliches Zeichen für den Mangel an moraliſcher und rechtlicher Strenge, wenn man auch nur im Scherze und Uebermuth, ſich zu einer That bekennt, die den größten Abſcheu allenthalben hervorrufen muß. Mit ſolchen Dingen läßt ſich abſolut kein Spaß treiben und wenn dergleichen nicht vereinzelt, ſondern mehrfach vorkommt, ſo wirft dieſes ein ganz eigenthümliches Licht auf den Stand der Moral bei der betreffenden Bevölkerung.

Mit dem Wahrſpruch der Frankfurter Jury, welche ſich durch anarchiſtiſche Drohungen in keiner Weiſe in der ſtrengen Erfüllung ihres Ehrenamtes einſchüchtern ließ, iſt das blutige Drama, welches einem treuen Beamten die ehrenvolle Laufbahn vor der Zeit abſchloß, nur theilweiſe beendet; es wird Sache der weiteren Ueberlegung der maßgebenden Factoren ſein, ob und in welcher Weiſe gegen den Anarchismus in Deutſchland eingeſchritten werden muß. Unſer Staat hat es hier mit einem blutdürſtigen Gegner zu thun, gegen welchen Erbarmen zu üben Schwäche und Thorheit, mehr noch, eine Selbſtvernichtung wäre. Es giebt nur ein Mittel gegen dieſe Gefahr, welche weit ſchlimmer iſt als die Peſt, das iſt die unerbittliche und ſchonungsloſe Ausrottung der Anarchiſten und zwar mit Stumpf und Stiel. Mit Recht konnte der Vertreter der Staatsanwaltſchaft in ſeinem Mahnworte an die Geſchworenen ſagen, das Verbrechen habe Erbitterung, Entrüſtung und Trauer darüber hervorgebracht, daß die Anſtifter deſſelben unter dem Schutze des Aſylrechts dem Strafrichter unerreichbar bleiben. Damit iſt die Stimmung gekennzeichnet, welche die öffentliche Meinung namentlich in Süddeutſchland beherrſcht, und wer den Verhandlungen beigewohnt hat, der konnte mehr als einmal die vom kräftigſten Unwillen erfüllten Aeußerungen darüber hören, daß es Staaten gebe, die ſich civiliſirt nennen und einer Mörderbrut ein Aſyl gewähren, er konnte häufig die erſtaunte Frage vernehmen, wie lange es denn noch dauere, bis das deutſche Reich die geeigneten Maßregeln ergreifen wird, um die betreffenden Länder davon zu überzeugen, daß es nicht gewillt ſein kann, auf die Dauer Mordboten zur Vernichtung ſeiner Beamten entſenden zu laſſen!

Es iſt ein trauriges und doch lehrreiches Stück Zeitgeſchichte, das wir da miterlebt haben und manchmal kommt es uns ſo ſeltſam und dem Charakter unſeres Volkes ſo widerſprechend vor, daß wir meinen, ein böſer Traum habe uns die Geſammtheit der Vorfälle vorgeſpiegelt. Möchte es gleich einem Mahnruf dienen und wirken, damit alle diejenigen, welche die Cultur vor der Barbarei ſchützen wollen, mit allen Mitteln die Bemühungen des Staates zur Ausrottung des Anarchismus unterſtützen; möchte die Geſellſchaft ſich in allen ihren Gliedern mit größter Entſchiedenheit bewußt werden, daß ſie es hier mit einem Feinde zu thun hat, von dem es heißt: „Sein Tod mein Leben, ſein Leben mein Tod.“

Anton Theobald Brück*).

Ein Nachruf

von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Die Leſer dieſer Zeitſchrift werden ſich einiger Aufſätze (Das Alter, Lachen und Weinen, Die Stigmatiſirten) erinnern, denen man es nicht anſah, daß ihr Verfaſſer im neunten Jahrzehnt ſeines Lebens ſtand. Nun hat auch dieſes reiche Leben ſein Ende gefunden, nachdem es bis vor einem Jahre die Friſche und Eindrucksfähigkeit der Jugend bewahrt hatte. Vor mir liegen die Erinnerungen, welche der Verſtorbene für ſeine Familie aufgezeichnet hat. Zuſammen mit den Tagebüchern der letzten 60 Jahre und den wöchentlichen Briefen an ſeine verheirathete Tochter aus den letzten 40 Jahren enthalten ſie einen reichen Schatz ſeiner Beobachtungen, unaufgeputzter Lebensweisheit und ſprudelnden Humors. Solche Tagebücher und Briefe ohne jede andere Abſicht als des ſich Ausſprechens können wir Nachgeborene gar nicht mehr ſchreiben, und jedes Mal, wenn ich einen ſeiner Briefe durch ſeine Tochter, meine Schwiegermutter, erhielt, empfing ich auf's Neue den Eindruck, einem lebenden Vertreter der beſten Eigenthümlichkeiten des vergangenen Jahrhunderts gegenüberzuſtehn. Dieſem Bilde entſprach auch der perſönliche Eindruck, welchen ich ſeit meiner Bekanntſchaft i. J. 1867 von dem Verſtorbenen gewonnen habe. Allgemein geachtet und beliebt bei Hohen und Niedern wegen ſeiner beſcheidenen Reſervirtheit, wohlwollenden Milde, Freigebigkeit, allezeit liebenswürdigen Heiterkeit und geiſtvollen, humoriſtiſch gewürzten Unterhaltung gehörte er zu jenen Erſcheinungen, die man nicht wieder vergißt, wenn man einmal durch Zufall mit denſelben in Berührung gekommen iſt. So hat er fünfundfünfzig Jahre lang als erſter Badearzt in Driburg gewirkt, die letzte Zeit als Neſtor der deutſchen Badeärzte. Seinen Patienten war er nicht nur der wiſſenſchaftlich hochgebildete Arzt, ſondern Vielen wurde er auch ein gemüthlich naheſtehender Berather und manchem Armen des von ihm geleiteten Kurhoſpitals eine Hülfe. Seine Kunſt, durch die eigne gute Laune auch diejenige der Kurgäſte ſelbſt bei ſchlechtem Wetter aufrecht zu erhalten, war ſprichwörtlich.

Als der älteſte von 16 Kindern eines Osnabrücker Kaufmanns geboren und in der Franzoſenzeit aufgewachſen, lernte er früh ſich in die Verhältniſſe ſchicken, wenn ihm auch Noth und Armuth fern blieb, und ſo wendete er den Satz des Paracelſus auf ſich an: „Dafür danke ich Gott, daß ich ein deutſcher Mann geboren und in Noth und Armuth aufgewachſen bin, und daß er mich zur Arznei geführt und zum Licht in der Natur, welche Natur die Welt iſt und all' ihr Anfang.“ Ganz fremd-

*) Dr. med. Geheimer Sanitäts- und Medicinal-Rath, geb. den 29. September 1798, geſt den 22. Juli 1885.

artig berühren uns die Schilderungen von den Zuſtänden der Rectorsſchule, welche Brück von 1806—1809, und des Carolinum, welches er von 1809—15 beſuchte; auf der erſteren ſpielten die Prügel und das Auslachen auf Commando durch den Chor der Klaſſe die Hauptrolle, auf dem letzteren galt noch das Lateiniſche Alles, und wenn die Uebrigen mathematiſche Aufgaben bearbeiteten, ſo mußte Brück, welcher dazu keinen Kopf hatte, lateiniſche Verſe machen. Die Schilderungen der Geiſtlichen, welche in und außer der Schule in Brücks Jugenderinnerungen eine große Rolle ſpielen, eröffnen uns gleichſam einen Blick in eine verſunkene Welt; wo wäre dieſe plattdeutſche Derbheit, Biederkeit, Jovialität, Toleranz und Harmloſigkeit bei einem heutigen weſtfäliſchen Hetzcaplan zu finden?

Nur eines fehlte dem damaligen katholiſchen Theile Weſtfalens, die patriotiſche Begeiſterung, wie ſie in den proteſtantiſchen Provinzen zur Zeit der Freiheitskriege aufflammte; man ſah die franzöſiſchen Truppen ungern ſcheiden und noch weniger gern die ruſſiſchen einrücken.

Von 1815 bis 19 ſtudirte Brück Medicin in Münſter, Göttingen, Wien und Tübingen, wobei er Süddeutſchland mannigfach durchwanderte. Seine eigentliche Neigung ging ſchon damals auf Naturphiloſophie und Aeſthetik; da er aber Medicin einmal zum Fachſtudium erwählt hatte, warf er ſich mit Vorliebe auf Pſychiatrie. In Münſter trieb er neben der Anatomie auch Phyſik, Chemie, Anthropologie, Declamation, ja ſogar Einleitung in die Dogmatik bei Hermes. In Göttingen hörte er Vorleſungen bei Blumenbach, Himly, Langenbeck, Oſiander, dem Botaniker Schrader, ferner Logik bei Schulz (Aeneſidemus), Aeſthetik bei Bouterweck: von der wiſſenſchaftlichen Bedeutung und den menſchlichen Eigenthümlichkeiten dieſer damaligen Berühmtheiten entwirft er charakteriſtiſche und launige Skizzen. In Wien, wohin er nach der Promotion überſiedelte, ſtudirte er mit Friedreich, Leuckart, Sömmering u. A. m., die nachher ſich einen Namen gemacht haben, zog aber aus der damals in Verfall befindlichen mediciniſchen Facultät wenig Nutzen. Deſto mehr Anregung fand er in Wien und München für ſeinen äſthetiſchen Sinn, und bildete ſein Verſtändniß für Muſik und bildende Kunſt aus. Für letztere beſaß er eine ſo entſchiedene Anlage, daß er ſelbſt glaubte, unter anderen Lebensverhältniſſen wäre wohl ein Maler aus ihm geworden; wie er ſchon in früheſter Kindheit ſeine Umgebung durch ſpontane Leiſtungen überraſcht hatte, ſo erfreute er ſeine Vertrauten bis in das höchſte Alter hinauf ab und zu mit witzigen Carricaturen. Dagegen bemerkt er, daß ihm die Liebe zur Muſik im Alter nicht ebenſo treu geblieben ſei wie diejenige zur Poeſie und bildenden Kunſt, und neigt dazu, hierin die Wirkung eines allgemeineren nervenphyſiologiſchen Geſetzes zu ſehen. Den Ausſchreitungen des Studentenlebens blieb er fern, ohne irgendwie Philiſter zu ſein; doch ſieht er darin kein Verdienſt, ſondern eine Wirkung ſeines Naturells. In Tübingen feſſelten ihn nur Autenrieth und Uhland.

Heimgekehrt legte er ſeine letzte Prüfung ab und ſollte nun practiſiren; aber obwohl er Wohnung und Koſt im Elternhauſe frei hatte, konnte er doch nicht recht auf einen grünen Zweig kommen. Er fühlte, daß er zum medicus currens nicht recht paſſe, und ging nach ſeines Vaters Tode i. J. 1826 mit Empfehlungen nach Petersburg, um bei einer dort zu errichtenden Irrenanſtalt einen Platz zu finden. Nachdem der perſiſche Krieg dieſe Hoffnungen zerſtört hatte, wandte er ſich nach Kopenhagen auf eine Einladung des dortigen kgl. Leibarztes Brandis, der an ſeiner Schrift „Ueber Lebensſtörungen mit vorherrſchend pſychiſchen Krankheitserſcheinungen“ Gefallen gefunden hatte, und blieb 3/4 Jahre lang deſſen Gaſt. Hierauf habilitirte er ſich als Docent in Göttingen, wo er natürlich auch mit pecuniären Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, bis er i. J. 1829 durch Brandis' Empfehlung an Stelle des verſtorbenen Ficker Badearzt in Driburg wurde. Von da an kehrte er für den Winter zu der Thätigkeit als praktiſcher Arzt in Osnabrück zurück, welche er erſt i. J. 1860 einſtellte; die eigentliche Freude ſeines Berufs fand er in ſeiner badeärztlichen Thätig-

keit in Driburg, welche er bis in ſein 85. Lebensjahr in voller körperlicher und geiſtiger Friſche ausgeübt hat, und welche ihn in dieſer Zeit mit einer longen Reihe bedeutender Perſönlichkeiten aus den verſchiedenſten Lebensſtellungen in engere Berührung gebracht hat.

Von den zwanz'ger Jahren an hatte Brück ſich in naturphiloſophiſche Studien vertieft, ſpeciell in Goethe, Oken, Kieſer, Brandis, Carus u. A. m., und ſich als Mitarbeiter der Oken'ſchen Zeitſchrift „Iſis" bekannt gemacht; dadurch war er auch in briefliche Beziehungen zu Goethe getreten, und nur eine zufällige Erkankung Goethes verhinderte, daß ſich daraus eine perſönliche Beziehung entwickelte. Brück war überzeugt, daß unſre ganze heutige empiriſche Detailforſchung im Bereiche der Materie nur dazu beſtimmt ſei, das tragkräftigere Fundament eines bevorſtehenden großartigen Aufſchwungs der Naturphiloſophie zu werden, und in dieſer Auffaſſung lag auch ſein Berührungspunkt mit meinen naturphiloſophiſchen Beſtrebungen, durch welche wir lange vor der Knüpfung verwandtſchaftlicher Bande in ein perſönliches Verhältniß freundſchaftlicher Art geriethen. Ebenſo beginnen aber auch von den zwanziger Jahren an ſeine belletriſtiſchen Arbeiten, die er zunächſt in Meyers Sonntagsblatt in Osnabrück veröffentlichte. Er war gleich frei von ſchriftſtelleriſchem Ehrgeiz wie von Gewinnſucht: ſeine meiſten Leiſtungen ſind anonym in Journalen zerſplittert oder gar in Geſtalt von Anmerkungen den Werken befreundeter Verfaſſer eingefügt. Ein Heft Dichtungen betitelte er „Auf Wiederſehn", weil er ſie nur befreundeten Kurgäſten beim Abſchiede überreichen wollte. Auch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind meiſt in Zeitſchriften zerſtreut; denn ſeine Veranlagung glng ähnlich derjenigen Goethes weniger auf rationelle ſyſtematiſche Durcharbeitung von beſtimmten Gebieten als auf ſcharfe Beobachtungen und aphoriſtiſche Aperçus, und er ſagt, daß es ihm ebenſo wie Lichtenberg und Börne ſchwer geworden ſei, viel auf einmal hintereinander zu ſchreiben. Dieſe aphoriſtiſche Art der Entſtehung merkt man auch ſeinen Aufſätzen an, wenngleich das Moſaik geſchickt genug combinirt iſt; es hängt damit zuſammen, daß ſeine glücklichſten Würfe auf poetiſchem Gebiet in humoriſtiſchen Impromptus und fein pointirten Epigrammen beſtehen. Was für die zuſammenhängende wiſſenſchaftliche oder dichteriſche Production als ein Mangel erſcheint, das wird für die gemüthsvolle Plauderei ſeiner Briefe und für die aphoriſtiſchen Beobachtungen und Reflexionen ſeiner Tagebücher gradeswegs zum Vorzug. Seine letzte literariſche Arbeit war eine vor dreiviertel Jahren erſchienene Biographie ſeines Freundes und Gönners Brandis, deſſen hervorragende ſchriftſtelleriſche Leiſtungen auf naturphiloſophiſchem Gebiete bereits aus dem Gedächtniß der lebenden Generation entſchwunden waren.

Im Jahre 1831 verheirathete er ſich und führte 42 Jahre lang eine jener ungetrübt glücklichen Ehen, wie ſie nur ſelten auf Erden angetroffen werden. Eine Magd, die 22 Jahr bei ihm gedient hatte, ſagte einſt: „Dat ſoll doch dat erſtemal ſyn, dat Se an He ſick vertörnet hädden." Von ſeinen ſechs Kindern mußte er vier als reife Männer vor ihm aus dem Leben ſcheiden ſehen, fand aber in den Familien der beiden ihm verbliebenen und deren Nachkommen Erſatz. Obwohl aus einer ſtreng katholiſchen Familie ſtammend, hatte er eine evangeliſche Frau genommen und ſeine Kinder in deren Confeſſion erziehen laſſen. Er pflegte zu ſagen: duo medici, tres haeretici, d. h. wo zwei Aerzte bei einander ſind, da ſind drei Ketzer, weil der Erzketzer, der Teufel, nicht verfehlt, ſich als dritter im Bunde einzufinden. Die Aufklärung, welche die Philoſophie erſt auf die Höhen der gebildeten Geſellſchaft gebracht hatte, erwartete er von den Naturwiſſenſchaften für die breiteren Schichten des Volkes. Im Princip ſympathiſirte er mit der demokratiſchen Bewegnng des Jahres 1848, der erſten, welche ihn mit einer politiſchen Erregung erfüllt hatte; aber für ſeine Perſon fühlte er ſich als Ariſtokrat der Bildung und des Geiſtes und iſt wohl niemals zu einer völligen Ausgleichung dieſes Widerſpruchs, des einzigen in ſeiner ſonſt durch und durch harmoniſchen Natur gelangt.

Illuſtrirte Bibliographie.

Alte und neue Kunſt.

(Fortſetzung aus voriger Nummer.)

Es iſt ein weitſchichtiges Unternehmen, von dem uns die Grote'ſche Verlagsbuchhandlung die erſten zwei Lieferungen vorlegt. Mit Hilfe hervorragender, auf verſchiedenen Gebieten der Kunſtwiſſenſchaft arbeitender Kräfte ſoll eine, im beſten Sinne gemeinverſtändliche „Geſchichte der deutſchen Kunſt“ hergeſtellt werden, ausgeſtattet mit zahlreichen Abbildungen der ſchönſten und intereſſanteſten Werke der deutſcher Baukunſt, Plaſtik, Malerei, des Kupferſtichs, Holzſchnitts und Kunſtgewerbes.

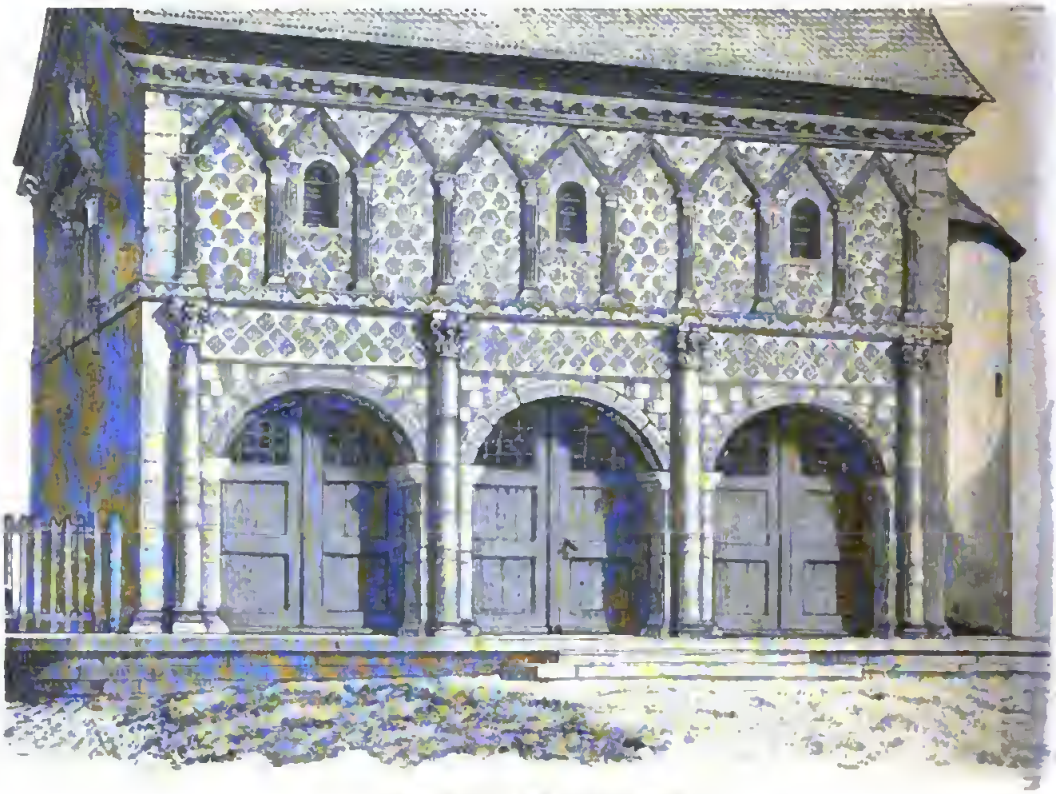
Das ganze Werk gliedeet ſich in fünf Hauptabſchnitte, die von folgenden Verfaſſern bearbeitet werden:

1. Die Baukunſt von Dr. Robert Dohme.
2. Die Plaſtik von Dr. Wilhelm Bode.
3. Die Malerei von Prof. Dr. Hubert Janitſchek.
4. Der Kupferſtich und Holzſchnitt von Dr. Friedrich Lippmann.
5. Das Kunſtgewerbe von Prof. Dr. Julius Leſſing.

Soweit man nach den vorliegenden umfangreichen zwei Lieferungen uetheilen darf, verſpricht das Weck in jeglicher Beziehung bedeutend zu werden. Die erſte Lieferung eröffnet die „Geſchichte der deutſchen Plaſtik“. — Den Anfang der Plaſtik in Deutſchland bilden die Bildwerke in Elfenbein. Von einer altgermaniſchen oder gar von einer ureigenen Plaſtik kann nicht die Rede ſein. Selbſt in dem Weltreich Karls des Großen konnte auf deutſchem Boden eine ſelbſtſtändige bildneriſche Thätigkeit noch nicht zur Entfaltung kommen. Es ſind nur Werke der Kleinkunſt, die vorbereitend auf die Entwickelung der Plaſtik einwirken, insbeſondere die Elfenbeinplaſtik. Dieſe Kunſt erreicht im Frankenreiche im zehnten und theilweiſe auch im elften Jahrhundert eine gewiſſe Höhe und verfällt dann ſchnell in das Rohe und Typiſche. In dem eigentlichen Deutſchland geht die Elfenbeinplaſtik direct auf das Klaſſiſche, theils Chriſtliche, theils Byzantiniſche zurück und entwickelt ſich in zwei Schulen, der rheiniſchen und

Marienaltar in der Herrgottskirche zu Creglingen a. d. Tauber.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin. G. Grote.

sächsischen. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hört die Kunst der Elfenbeinarbeit in der handwerksmäßigen Weise, wie sie bisher geübt wurde, ganz auf. Erst gegen Ausgang des dreizehnten, namentlich aber während des vierzehnten Jahrhunderts entfaltet sie sich wieder zu umfangreicherer Thätigkeit, jedoch theilweise für andere, namentlich profane Zwecke und unter wesentlich anderen Bedingungen, welche sie nicht mehr als eigenartige Kunst mit ganz eigener Entwickelung, sondern als einen Zweig der ganzen Plastik oder des Kunsthandwerks erscheinen lassen. Die Plastik selbst tritt zunächst im elften und zwölften Jahrhundert als Schmuck von Kirchenbauten auf. Der Anstoß zu dieser Anwendung der Sculptur in Deutschland ging nicht aus einem



Eingangsthor zum Kloster Lorsch.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin. G. Grote.

inneren Bedürfniß des Volkes hervor, sondern aus der Anregung, welche einige gelehrte Kirchenfürsten in Italien durch den Anblick der Ueberreste antiker Kunst erhielten, wenn auch die Antike keinen directen Einfluß auf den Charakter der Bildwerke hatte. Die Führerrolle in dieser Kunstentwickelung fiel Sachsen zu, welches dadurch vor andern Landestheilen begünstigt war, daß seine Fürsten auf dem deutschen Kaiserthrone saßen. Das Gebiet des alten Sachsen ist es auch, auf dem die Hauptwerke jener Zeit zusammengedrängt sind. Erst im dreizehnten Jahrhundert tritt eine freiere, individuellere Entwickelung der plastischen Kunst ein. Dazu wirkt auch der Umstand mit, daß die Ausübung der Bildhauerkunst, die bisher wesentlich in den Händen von Geistlichen lag, vielfach auch in Laienhände überging. Soweit die Plastik von der Architektur losgelöst erscheint, beschränkt sie sich auf die Bildnißdarstellungen. Außer den Reliefsiguren von Grabsteinen, wie sie auch schon früher vorkamen, begegnen wir

Standbildern, ja ſogar Reiter-Monumenten. Wir ſtehen — beim Abſchluß dieſer erſten Lieferung — in der „erſten Blüthe der deutſchen Plaſtik im dreizehnten Jahrhundert“.

In Lieferung 2 ſchildert Robert Dohme die erſten Perioden der „Geſchichte der deutſchen Baukunſt“. — Die Wiege aller monumentalen Baukunſt iſt das Gottes-

Altargruppe aus der Kapelle zum heiligen Kreuz in Nürnberg.
Aus: Geſchichte der deutſchen Kunſt. Berlin. G. Grote.

haus. Die Götter der Germanen aber wohnten in der freien Natur, und ſo fiel für dieſe Völker die wichtigſte Triebfeder zu baulichen Unternehmungen fort. Mit dem Chriſtenthum kamen aus Italien auch die Anregungen zur Baukunſt. Es iſt weniger Rom als Ravenna, „die Lieblingsſtadt des machtvollen Dietrich von Bern“, wo wir die Vorbilder für die erſten chriſtlichen Bauten in Deutſchland zu ſuchen haben. Die allgemeine Idee des Münſters zu Aachen, der großen Hof- und Staatskirche des Reichs — Dohme beſtreitet die Anſicht, das Aachener Münſter ſei eine Palaſt-

capelle des Kaisers gewesen — ist der Anlage von San Vitale in Ravenna entnommen. Von dem unmittelbaren Einfluß der Antike auf die deutsche Baukunst zeugt ein kleiner Bau zu Lorsch am Rheinthal vor dem Odenwald. Dort hatte im Jahre 774 Karl der Große der Weihe einer Kirche beigewohnt, von welcher der Chronist ausdrücklich rühmt, daß sie „more antiquorum et imitatione veterum" errichtet sei. Dieser ursprüngliche Bau, wie eine kleine, später hinzugefügte Grufteapelle sind verschwunden. Dagegen hat sich ein kleines, zweifrontiges Werk erhalten, das unzweifelhaft auf antike Muster zurückführt. Lange Zeit hat man über die Bedeutung dieses Baues gestritten, heute wird er allgemein für die Eingangsseite einer großen Klosteranlage gehalten.

Was Karl geschaffen, vermochten die Nachfolger nicht aufrecht zu erhalten. Erst unter den sächsischen Kaisern erwacht wieder ein neuer Trieb, und auf dem Boden

Gerhard Dou.

Aus: H. A. Weiske, Die Dresdener Gallerie. Neudnitz-Leipzig. A. H. Payne.

Sachsens erblüht „der allen Orten autochthon in natürlichem Uebergange aus der Antike sich entwickelnde sogenannte romanische Stil am frühesten in wichtigen Werken". „Die Blüthezeit des romanischen Stils" wird nur theilweise in der vorliegenden Lieferung dargestellt, den Schluß soll das nächste Heft bringen.

In beiden Werken, deren Anfang uns vorliegt, ist die Darstellung eine anziehende und klare. Dohme scheint uns indessen besser das Bedürfniß des großen gebildeten, Belehrung heischenden Publikums getroffen zu haben, indem er die engen Beziehungen zur allgemeinen Cultur schärfer betont und immer wieder auf den Zusammenhang der Kunst mit den allgemeinen politischen Verhältnissen und geistigen Strömungen der Zeit zurückkommt. In der Hervorhebung des Wichtigen und der berechtigten Ausscheidung

des Unwichtigen, haben Dohme wie Bode, wie wir glauben, das richtige Verhältniß eingehalten.

Einen wichtigen Bestandtheil beider Werke bilden die zahlreichen und trefflich ausgeführten Illustrationen. Alle vervielfältigenden Künste werden zu Hülfe gerufen. Der Farbendruck tritt in einer Vollendung auf, die bisher wenige deutsche Prachtwerke darbieten. Die Wiedergabe alter Holzschnitte, wie z. B. des Dürer'schen „Jesus Abschied von seiner Mutter", ist meisterhaft. Er gewährt dem Leser, dem kein großes Kupferstich-Cabinet offen steht, einen vollständig klaren Einblick in die Schaffensweise der Zeit. Wir können natürlich nur durch wenige Proben dem Leser veranschaulichen, welche Höhe die reproducirende Kunst in diesem Werke erreicht hat. —

Neben diesem in der Anlage wie in der Ausführung gänzlich neuen Unternehmen sei

Bartholomäus van der Helst.

Aus: H. A. Weiske, Die Dresdener Gallerie. Neudnitz-Leipzig. V. H. Payne.

eines älteren aus dem Gebiete der Kunstwissenschaft gedacht, das bereits in dritter Auflage vorliegt, der „Dresdener Gallerie". Das unter diesem Titel vor Jahren erschienene Prachtwerk ist in unseren Häusern schon lange eingebürgert und verbreitet mit Erfolg Kunstsinn und Kunstwissen. Es enthält eine Auswahl der hervorragendsten Meisterwerke der Dresdener Sammlung in Stahlstich und überdies in den Text gedruckte Portraits der Meister und erläuternden Text. Der Text hat natürlich in der neuen Auflage vielfache Aenderungen und Ergänzungen erfahren. Wir gedenken z. B. des früher bedingungslos dem van Dyck zugeschriebenen Kunstwerks „Danae mit dem goldenen Regen", von dem schon Dr. Wilhelm Schäfer bestimmt ausgesprochen, daß es mehr an einen Italiener, als an einen Deutschen oder Niederländer erinnert. Schäfer war der Ansicht, man könne das Bild trotzdem für van Dyck in Anspruch

nehmen, wenn man etwa gelten ließe, daß er die Figur der Danae schon in Italien unter dem Einfluß dortiger Muster gemalt habe, alles Andere aber später von einem Schüler habe ausführen lassen. Neuere Forschungen entscheiden sich für die Ansicht, daß das Bild dem van Dyck fremd sei. Aber der Text, den H. A. Weiske geschrieben, hat nicht blos den Vorzug wissenschaftlicher Zuverlässigkeit, sondern auch den einer schönen Darstellungsform. Er ist leicht, ohne oberflächlich, klar ohne trivial zu sein.

Die Stahlstiche sind mit ganz geringen Ausnahmen vortrefflich. Zur Popularisirung der Dresdener Sammlung sind abwechselnd alle Vervielfältigungsverfahren in Anwendung gebracht worden: die Lithographie, die Photographie, der Lichtdruck und der Holzschnitt, aber alle diese Verfahren stehen zweifelsohne hinter dem Stahlstich zurück, so daß das vorliegende Werk wohl noch lange den ersten Platz unter allen denjenigen behaupten wird, welche sich die Popularisirung der Kunstwerke einer der ersten Gallerten Europas zur Aufgabe gemacht haben. A. V.

Geographische Literatur.

Aus Toscana. Geologisch-technische und culturhistorische Studien. Von E. Reyer. Mit 8 Figuren im Text und 4 Tafeln. Wien, Carl Gerolds Söhne.

Das vorliegende Buch ist in seiner Anlage völlig verfehlt. Der Verfasser springt von einem Gegenstand zum andern und kommt vom Hundertsten in's Tausendste; mitten unter hochwissenschaftlichen geologischen und technischen Auseinandersetzungen, deren Gediegenheit gern anerkannt werden soll, begegnet man historischen Essais, ziemlich trivialen Naturschilderungen und persönlichen Erlebnissen. In dieser Weise sind behandelt; Elba, Das Bergwerk von Monte Catini, Volterra im Mittelalter, Die Maremmen, Val di Chiane und Alt-Toscana. Der Verfasser hätte aus dem einen Werke zwei machen sollen, eines für ein größeres Publikum, etwa unter dem Titel: „Land und Leute in Toscana, Reiseskizzen", das andere, rein wissenschaftliche, unter dem Titel: „Geologische Zusammensetzung von Toscana, mit besonderer Berücksichtigung der Bergwerke". Der Wunsch des Verfassers (S. 65): „Möge es mir gelungen sein, den Stoff, welcher nicht für allgemein faßlich gehalten wird, so zu behandeln, daß er auch dem nicht fachmännischen Leser ein tieferes Interesse abgewinnt", dürfte kaum in Erfüllung gehen. Ganz abscheulich ist die Orthographie; der Dehnbuchstabe H ist z. B. überall gestrichen (ir = ihr; ineu = ihnen mer = mehr) und statt äu wird durchweg aü geschrieben.

Der goldene Chersones. Von Isabella L. Bird (Mrs. Bishop). Frei übersetzt von A. Helms. Mit Karte und Illustrationen. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Mrs. Bishop oder Isabella L. Bird, als Reiseschriftstellerin längst auf's Vortheilhafteste bekannt, führt uns in ihrem neuen Werke in einen bisher fast ganz unerforscht gebliebenen Erdstrich, in die aurea Chersonesus der Alten, d. i. die Halbinsel Malakka, deren westlichen Theil sie selbst unter großartigen Strapazen und mit bewunderungswürdiger Unerschrockenheit Ende 1878 und Anfang 1879 bereist hat Die einzige, allerdings nicht zu unterschätzende Unterstützung fand die kühne Reisende an den britischen Residenten der sogenannten Straits-Settlements, jener von den Ostindischen Compagnie occupirten und 1867 von der britischen Krone vereinigten Besitzungen an der Malakka-Straße. Diese Gebirgstheile, unter denen Singapur die erste Rolle spielt, bestehen lediglich aus kleinen Inseln oder schmalen Landesstreifen längst der Westküste und zählten 1881 etwa 422 000 Einwohner; ihr Handel ist aber überaus bedeutend und bezifferte sich 1880 seinem Werthe nach auf circa 647 Millionen Mark. Außerdem üben die Engländer über drei an derselben Küste gelegene und von einheimischen Fürsten regierte Staaten die Schutzherrschaft aus, über Perak, Salan-

gore und Sungei Udjong: wie lange wird es dauern, dann sind auch diese dem indischen Kaiserreich einverleibt! Die Mitte und der Osten der Halbinsel harren noch der Entschleierung. Der Hauptreichthum des Landes besteht, abgesehen von der Ueppigkeit der Vegetation, in den sehr ergiebigen Zinngruben, in Diamanten und Edelsteinen, Producten, welche von den massenhaft eingewanderten Chinesen vortrefflich ausgebeutet werden. Die einheimischen Malaien, welche den andern Haupttheil der Bevölkerung ausmachen und sich zum Islam bekennen, aber voll Aberglauben stecken, kommen wegen ihrer angeborenen Arbeitsscheu den Chinesen gegenüber nicht mehr auf. Das durchweg interessante und nach möglichster Gründlichkeit strebende Buch ist in Briefen verfaßt, welche an Ort und Stelle niedergeschrieben wurden und an die (inzwischen verstorbene) Schwester der Verfasserin gerichtet werden. Die empfangenen Eindrücke werden somit dem Leser (hoffentlich auch recht vielen Leserinnen) mit der ganzen ursprünglichen Lebhaftigkeit übermittelt; die Darstellung ist glatt und anschaulich; die Illustrationen sind vorzüglich.

Karl Knortz. Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. W. Nindemanns Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeanette". Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Dieses einfach und schmucklos geschriebene Büchlein umfaßt nur 48 Seiten; es enthält als Einleitung einen kurzen Lebensabriß des deutschen Seemannes W. Nindemann und als Hauptthema die abenteuerlichen Erlebnisse der „Polaris"- und „Jeanette"-Expedition, welche theils nach officiellen, von der nordamerikanischen Bundesregierung veröffentlichten Documenten, theils nach Nindemanns mündlichen Mittheilungen erzählt werden. — Letzterer ließ sich 1871 für den zur Erforschung des Nordpols bestimmten Unions-Dampfer „Polaris" anwerben und gehörte zu denjenigen Mannschaften, welche nach dem Tode ihrer Führer, der Capitaine Hall und Buddington, durch einen Schneesturm von ihrem Schiffe getrennt wurden und 196 Tage lang auf einer Eisscholle ihr Leben fristeten; der „Trigreß" brachte ihnen endlich Rettung aus ihrer gefährlichen Lage. Noch schrecklicher war bekanntlich das Geschick der „Jeanette", welche 1879 von San Francisco auslief. Nachdem das Schiff im hohen Norden dem Untergange nahe war, flüchtete sich die Mannschaft auf drei Boote und erreichte schließlich die Mündung der Lena in Sibirien; Nindemann und noch ein anderer Matrose wurden vom Capitain De Long ausgesandt, um Hilfe zu suchen; als sie im nächsten Frühjahr, also nach einem halben Jahre, zurückkehrten, fanden sie die Zurückgebliebenen Alle todt, verhungert. Das Büchlein verfolgt den löblichen Zweck, nicht blos die Verdienste eines untergeordneten deutschen Seemanns, welche von den Nordamerikanern so gern geschmälert werden, in's rechte Licht zu stellen, sondern auch einige Unrichtigkeiten in dem Berichte derselben aufzudecken. H. J.

Der Bericht über die Hygiene-Ausstellung.

Bericht über die Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Berlin 1882/83. Mit Unterstützung des Königlich Preußischen Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, herausgegeben von Dr. Paul Börner in Berlin. I. Band. Mit einem Titelbilde, einer Farbentafel, einem Situationsplan und 180 Text-Illustrationen. Breslau, S. Schottlaender.

Diejenigen, welche die deutsche Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen in Berlin schufen, haben fürwahr Ursache in reichem Maße, mit Stolz und Freude auf

ihr Werk zurückzublicken. Viel Arbeit und Kampf, Energie und Muth hat es gekoſtet, aber auch belohnt, trotz der furchtbaren Kataſtrophe vom 12. Mai 1882, durch den glücklichſten Ausgang.

Nicht nur, daß Hunderttauſende von Beſuchern dort Belehrung, Anregung und Vergnügen fanden, ein dauernderes, tiefer greifendes Fortwirken iſt jener Ausſtellung geſichert worden, zunächſt dadurch, daß ſie zu der Begründung des deutſchen Hygiene-Muſeums geführt hat, und dann durch die Herausgabe des Berichtes, von welchem der erſte Band vor uns liegt.

Es heißt in der Einleitung, daß die Verfaſſer, als ſie ihrer Arbeit näher traten, die Reichhaltigkeit der Ausſtellung größer fanden, als ſie geglaubt hatten; dieſelbe wohlthuende Ueberraſchung wird auch dem Leſer dieſes Buches zu Theil, und wenn vielleicht hier und da Bedenken auftauchten, daß die Bedeutung der Ausſtellung denn doch eine zu ephemere war, um eine ſo umfangreiche Berichterſtattung zu rechtfertigen, ſo ſind jene Bedenken jetzt zerſtört durch den Erfolg der That.

Freilich iſt dieſer Erfolg einer Kette von günſtigen Umſtänden zu verdanken: der Protection und finanziellen Hülfe Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, der fördernden Theilnahme des Miniſters von Goßler, des Unterſtaats-Secretärs Lucanus und des Geheimraths Althoff, der Initiative und geſchickten Organiſation des Herausgebers und der muthig übernommenen und vorzüglich ausgeführten Leiſtung des Verlegers.

Außer dem Herausgeber haben ſechszehn hervorragende Fachmänner die Capitel dieſes erſten Bandes geliefert. Die Verfaſſer haben ſich nicht auf eine kritiſche Beſprechung der Ausſtellungs-Objecte beſchränkt, ſondern ſie bieten gleichzeitig allgemein verſtändliche intereſſante Einleitungen und Ueberſichten.

Dieſe Art der Darſtellung iſt vielleicht nicht nach dem Geſchmack manches deutſchen Gelehrten, der die Verquickung der populären mit der ſtrengwiſſenſchaftlichen Behandlung perhorreſcirt, ſie iſt aber längſt üblich in der beſten wiſſenſchaftlichen Literatur Englands und hat dort wie hier den Zweck, das Buch zur Lectüre auch für jeden gebildeten Laien geeignet zu machen.

Der Gehalt der einzelnen Abſchnitte iſt naturgemäß ein verſchiedener, zunächſt abhängig von der größeren oder geringeren Vollſtändigkeit, in welcher das betreffende Gebiet in der Ausſtellung vertreten war. Beſonders glücklich erſcheinen demgemäß folgende Capitel: Der Pavillon des Kaiſerlichen Geſundheitsamtes, Ausrüſtungs-Gegenſtände für hygieniſche Inſtitute, der meteorologiſche Pavillon und die meteorologiſchen Inſtrumente, Bekleidung, Strafanſtalten und Beſſerungsanſtalten.

Die zahlreichen guten Illuſtrationen erleichtern das Verſtändniß und erhöhen den Nutzen des Buches in bedeutendem Grade.

Wir hoffen in dem zweiten Bande, welcher in kurzer Zeit erſcheinen ſoll, eine gleichwerthige Fortſetzung begrüßen zu können und behalten uns eine ausführliche Beſprechung des Geſammtwerkes bis dahin vor.

Bibliographiſche Notizen.

Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literariſches Portrait von Eugen Zabel. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Zur rechten Zeit legt Zabel dem Publikum dieſe hübſche abgerundete Studie vor, denn Schack feiert bekanntlich in dieſen Tagen (2. Aug.) ſeinen ſiebzigſten Geburtstag. Er iſt weit weniger bekannt und geleſen, als viele Schriftſteller, deren Werke an innerem Gehalt und Vollendung der Form ſich mit Schacks Dichtungen nicht im Entfernteſten meſſen können. Schack iſt eine zurückhaltende, edle Dichternatur; er hat es verſchmäht, zu dem Ungeſchmack des Publikums herunterzuſteigen, er hat ſich ſtets auf den Höhen der idea-

liſtiſchen Dichtung erhalten und ſich bemüht, den Leſer zu dieſen Höhen emporzuziehen. Solche Dichter und ihre Werke dringen nur langſam durch; ſind ſie aber erſt einmal anerkannt, ſo ſinken ſie nicht, wie die herrſchenden Modedichter, ſchnell wieder in Vergeſſenheit zurück, ſondern erhalten ſich dauernd im Gedächtniß der Mit- und Nachwelt. Zabel giebt einen klaren Ueberblick über die geſammte dichteriſche Thätigkeit Schacks und bietet eine gute Charakteriſtik ſeiner vornehmen Dichter-Perſönlichkeit. Zu dem Geſammtbilde des Grafen von Schack würde nur noch eine weitläufigere Darſtellung ſeiner hervorragenden literarhiſtoriſchen Thätigkeit erwünſcht geweſen ſein. Hierzu hielt ſich Zabel offenbar nicht für competent genug. Das Büchlein verdient viel geleſen zu werden. Es wird ſicherlich Manchem den Weg zu Schacks Werken ſelbſt weiſen.

rl.

Die Quellen des Dekameron von Dr. Marcus Landau. Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Stuttgart, Scheibles Verlagsbuchhandlung.

Die erſte Auflage dieſes von gründlicher Gelehrſamkeit zeugenden Buches erſchien im Jahre 1869 und ſeitdem haben ſich die Forſchungen über Bocaccio im In- und Auslande erheblich erweitert. Der Verfaſſer des vorliegenden Buches, der ſelbſt zu den hervorragendſten Kennern und Forſchern der italiſchen Literatur gehört, und dem wir auch eine vortreffliche Biographie des Bocaccio verdanken, hat in ſeinen „Quellen des Dekameron" Alles vereinigt, was über dieſen intereſſanten Gegenſtand bei den verſchiedenſten Völkern und ſeit den älteſten Zeiten zu finden war. Das Buch läßt an Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts nichts zu wünſchen übrig und wird ſich bei ſeiner geſchmack- und lichtvollen Darſtellungsart nicht nur die Freundſchaft der Fachgelehrten, ſondern auch aller derer erwerben, die ſich auch heute noch an den unſterblichen Erzählungen des großen Italieners erfreuen.

kj.

Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Es war eine dankenswerthe Aufgabe, der ſich der Verfaſſer des vorliegenden Buches unterzog, indem er aus reichem, ihm zur Verfügung geſtellten Briefmaterial und aus perſönlichen Erinnerungen ein Bild des Mannes zu entwerfen unternahm, der faſt vier Jahrzehnte durch ſeine literar-hiſtoriſchen Arbeiten zu den Zierden der deutſchen Gelehrtenwelt gehörte. Hettners „Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts" iſt ein Werk von bleibendem Werthe, auf welches, bei der reichen Fülle grundlegender äſthetiſcher Anſchauungen, auch ſpätere Hiſtoriker immer werden zurückkommen müſſen. Die zahlreichen Verehrer des Gelehrten werden ſich freuen, nun auch die Bekanntſchaft des Menſchen zu machen, wie er uns in ſeiner anſpruchsloſen Liebenswürdigkeit von Adolf Stern vorgeführt wird. Ganz beſonderes Intereſſe gewähren die mitgetheilten Reiſe-Briefe und Tagebücher Hettners, die uns einen tiefen Blick in ſein reiches Seelenleben thun laſſen.

kj.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Beſprechung eingegangene Bücher.

Allgemeine israelitiſche Allianz. Bericht des Central-Comités über die erſten fünfundzwanzig Jahre 1860—1885. Zweite deutſche Ausgabe (nach dem Originalberichte). Mit einer Schulkarte der Allianz. Berlin, J. Kaoffmann in Frankfurt a. M.

Brunier, Ludwig, Eliſe von der Recke. Dritte Ausgabe. Norden, Hinricus Fiſcher Nachfolger.

Carriere, Moriz, Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst. Dritte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. Zwei Bände.

Crome-Sohwiening, C., Krieg im Frieden. Humoriſtiſcher Roman aus dem modernen Garniſonleben. Mit 20 Originalzeichnungen von G. Sundblad. Leipzig, Licht & Meyer.

Droege, Guſtav, Der Krieg in Neuſeeland. Mit einer Kriegskarte. Zweite Ausgabe. Norden, Hinricus Fiſcher Nachfolger.

Duruy, Victor, Geſchichte des römiſchen Kaiſerreichs. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Prof. Dr. Guſtav Hertzberg. Leipzig, Schmidt & Günthor. 12. 13. 14. Lieferung.

Emerson, Ralph Waldo, Ueber Bücher. Ein Essay.

Aus dem Englischen von Selma Mohnicke. Zweite Auflage. Nordeo, Hinrices Fischer Nachfolger.

Emerson, Ralph Waldo, Ueber häusliches Leben. A. d. Engl. von Selma Mohnicke. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Bd. 23. Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Friederichsen, L., Karte des westlichen Theiles der Südsee zur Veranschaulichung der unter Verwaltung der Neu-Guinea-Compagnie gestellten deutschen Schutzgebietes nebst Specialkarten der wichtigsten Häfen des Kaiser Wilhelms-Landes und des Bismarck-Archipels. Maassstab 1 : 3 000 000. Im Auftrage des ausw. Amts bearbeitet und gezeichnet. Hamburg, L. Friedrichsen & Comp.

Hesse-Wartegg, Ernst von, Nord-Amerika, seine Städte und seine Naturwunder, das Land und seine Bewohner. Mit gegen 300 Abbildungen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. I. Band. Newyork und die Mittelstaaten der Union. Leipzig, Gustav Weigel.

Hoffmeister, Dr. Herm., Die Hohenzollern. Vaterländisches Gedenkbüchlein für Haus, Schule und Heer. Berlin, E. le Contre.

Hollenbach, Wilhelm, Bilder aus Thüringen. I. Tragikomische Geisterbeschwörung auf dem Galgenberge bei Jena in der Christnacht des Jahres 1715. Nach den Originalquellen wahrheitsgetreu dargestellt. Mit interessanten Bruchstücken der Streitschrift des Jenaischen Arztes Andreä und des Gutachten der theologischen und juristischen Facultät zu Leipzig. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk).

Keller, Paul, Obergärtner, Die Rose. Ein Handbuch für Rosenfreunde. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Kaortz, Karl, Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag. Mit dem Anhange: Goethe in Amerika. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Kolb, G. Fr. Culturgeschichte der Menschheit mit besonderer Berücksichtigung von Regierungsform, Politik, Religion, Freiheits- und Wohlstandsentwickelung der Völker. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Arthur Felix. Neunte und zehnte Lieferung.

Lemmer, Dr. Guido E., Sind die Culturvölker noch Nationen? Eine zeitgemässe Frage. Wien, L. Rosner.

Lansdell, Henry, Russisch Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Deutsche Ausgabe bearbeitet durch H. von Worheser. Erster Band. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Mädler, Dr. J. H. v., Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie. Achte etc. Auflage. 12. (Schluss-)Lieferung. Strassburg, R. Schultz & Co.

Moored, D. G., Das alte Neuseeland. Aus dem Dänischen. Deutsch von Dr. August W. Peters. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Mittenzwey, L., Die Zukunft unserer Kinder. Ein Rathgeber bei der Wahl eines Berufes für alle Lebensgebiete im Staatsdienst wie in Privatstellung. Leipzig, Julius Klinkhardt.

Polnische Stimmen. I. Ausrotten? Aus Anlass der in der „Gegenwart" 1885 No. 1, 2 u. 6 veröffentlichten Aufsätze von E. v. Hartmann. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Riegel, Herman, Der allgemeine deutsche Sprachverein, als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Heilbronn, Gebr. Heeninger

Rieger, Karl, Schillers Verhältniss zur französischen Revolution. Vortrag. Wien, Carl Konegen.

Rohlfs, Gerhard, Von Tripolis nach Alexandrien. Zwei Bände. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

— Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Rosenberg, Adolf, Geschichte der modernen Kunst. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Lief. 6.

Salter, William Mackintire, Die Religion der Moral. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von Gerog von Gizycki. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Semerow, Gregor, Der Adjutant der Kaiserin. Roman 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Schanderph, S., Ohne inneren Halt. (Uden Midtpunkt.) Erzählung. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler. Dritte Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Stieler, Karl, Ein Winter-Idyll. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

— Culturbilder aus Baiern. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. C. Th. Heigel. Stuttg., Adolf Bonz & Comp.

Strindberg, Auguste, Les Mariés. (Études sociales). Lausanne, B. Benda, éditeur. Paris, Belhotte & Thomas.

Svoboda, Dr. Adalbert, Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Erster Band. Erste Lieferung. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Veraderius, O., Das Buch von der Weltpost. Viertes Heft. Berlin, Herm. J. Meidinger.

Wilser, Dr. Ludwig, Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse unseres Volkes. Karlsruhe, G. Braun'sche Verlagsbuchhandlung.

Zeitfragen, Sociale, Herausgegen von Ernst Henriet Lehnsmann. Fünftes Heft: Die social-politische Bedeutung der Bodenreform. Von Dr. A. Theodor Stamm. — Sechstes Heft: Die Kranken-Versicherung. Von Dr. Edmund Friedemann. — Siebentes Heft: Das Staatsmonopol des Grundpfandrechts als Weg zur Reform unserer wirthschaftlichen Verhältnisse. Von Michael Flürscheim. — Achtes Heft: Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung. Von Emil Witte. Minden in Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1885er. Frische Füllung 1885er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58⁰⁰ R.
Mühlbrunn .	44⁵⁰ R.
Schlossbrunn. .	44⁰⁰ R.
Theresienbrunn .	43⁰⁰ R.
Neubrunn . . .	43⁵⁰ R.
Marktbrunn . .	39⁰⁰ R.
Kum. Kronquelle	28⁰⁰ R.
Felsenquelle . .	47⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*
} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.,
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Planen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Fünfunddreißigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1885.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfunddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: P. K. Rosegger, Dr. P. Boerner, A. Fitger

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender

Inhalt des 35. Bandes.

October. — November. — December.

1885.

Seite

Heinrich Albrecht in Berlin.
Paul Boerner 172
Felix Auerbach in Breslau.
Die Entwickelung der deutſchen Univerſitäten..... 269. 396
Friedrich Bodenſtedt in Wiesbaden.
„Neues Leben“ 409
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Reiſeeindrücke aus Bosnien und der Herzegowina..... 349
A. Fitger in Bremen.
Das Myſterium des großen Pan. 334
Erich Harnack in Halle.
Das Cocaïn 388
Wilhelm Hertz in München.
Zwei Novellen in Verſen 194
Emil Hübner in Berlin.
Laokoon..... 365
Georg Irmer in Hannover.
Der Nord-Oſtſee-Canal 184
Wilhelm Jenſen in Freiburg i. B.
Um die Pfingſtzeit. Novelle..... ..... I. 153
Paul Lindau in Berlin.
Ferien im Engadin 118
Idealismus und Naturalismus in Berlin. Proceß Gräf 204
Raphael Löwenfeld in Breslau.
A. Fitger und ſeine Dichtungen 336

Ludwig Pietſch in Berlin.
Drei Ausſtellungen 71
Otto Roquette in Darmſtadt.
Rinaldo. Novelle 299
Johannes Scherr in Zürich.
Eine Wallfahrt nach Mariä-Einſiedeln 99
Adalbert V. Svoboda in München.
P. K. Roſegger. Eine Lebens- und Charakter-Skizze 24
Georg Winter in Marburg
Buckle, Lecky, Ranke 47
Bibliographie 138. 284. 413
Weihnachtsumſchau auf dem Büchermarkte 422
Bibliographiſche Notizen 149. 295 431

An unſere Leſer!

Alle Jene, welche vier Jahre hindurch der internationalen Revue „**Auf der Höhe**“ ihre Kraft geweiht haben, können mit Genugthuung auf das Geleiſtete zurückblicken. Die Beſten aller Nationen haben ſich um unſere Fahne geſchaart.

Wir haben unſer Programm mannhaft durchgeführt und in einer häßlichen Zeit des Materialismus, des Völker- und Klaſſenhaſſes, der religiöſen Zwietracht ſtets unſere Pflicht erfüllt im Kampfe für die heiligen Intereſſen der Menſchheit, für die ewige Botſchaft der Liebe, der Wahrheit, der Freiheit, der Brüderlichkeit. Wenn es uns auch nicht gelang, die Gegenſätze zu verſöhnen, ſo haben wir doch viel Gutes gewirkt, indem wir einerſeits Licht verbreiteten und Vorurtheile zerſtreuten, andererſeits mehr als einmal den Feinden eines geſetzmäßigen Fortſchrittes die Heuchlermaske herabgeriſſen haben.

Dieſer guten Sache habe auch ich gerne jedes Opfer gebracht, gerne meine Kraft und meine Zeit ohne jeden materiellen Vortheil geweiht und auch dann nicht den Muth verloren, als mich ſchwere Schickſalsſchläge trafen und die geſunde Weiterentwickelung des Blattes unmöglich machten. Seitdem ich aber im September 1883 an den Maſern erkrankt war und im März 1884 meinen Sohn verloren habe, hat mich ein Augenleiden heimgeſucht, das ſich immer ernſter geſtaltet und mir vor Allem das Leſen, Prüfen und Einrichten von Manuſcripten unmöglich macht, und daneben iſt die Sehnſucht nach Einſamkeit, nach Abkehr von der Welt immer ſtärker und mächtiger geworden.

So iſt bei mir nach und nach der Entſchluß gereift, mich von der Redaction der Revue zurückzuziehen und den Kampf Anderen, Jüngeren und Glücklicheren zu überlaſſen.

Indem ich den Mitarbeitern und Abonnenten von „**Auf der Höhe**“ für ihre Treue und Opferwilligkeit meinen herzlichſten Dank ausſpreche, kann ich denſelben zugleich die erfreuliche Mittheilung machen, daß „**Auf der Höhe**“ von October ab in den Verlag von **S. Schottlaender** in **Breslau** übergeht und daß die Abonnenten von „**Auf der Höhe**“ von da ab unter gleichen Bedingungen „**Nord und Süd**“ erhalten werden

„**Nord und Süd**“ iſt ohne Zweifel der beſte Erſatz, den die Abonnenten von „**Auf der Höhe**“ erhalten können. Dieſe in jeder Richtung vornehme Revue hat von Anfang an keinen engherzigen politiſchen, religiöſen oder nationalen Standpunkt eingenommen, ſondern vielmehr im beſten Sinne einen univerſellen Charakter feſtgehalten. Bedeutende Gelehrte, Schriftſteller, Dichter aller Nationen haben an „**Nord und Süd**“ mitgearbeitet und werden demſelben auch weiter ihre Beiträge widmen. Schon der Name des geiſtvollen Herausgebers **Paul Lindau**, ſowie deſſen **echt deutſche**, zugleich nationale und kosmopolitiſche Geſinnung bietet genügende Bürgſchaft dafür, daß die Erwartungen unſerer Abonnenten durch „**Nord und Süd**“ in jeder Beziehung erfüllt werden.

Sacher-Maſoch.

Auf der Höhe

mit dem Inhalte

von

Nord und Süd

herausgegeben von Paul Lindau.

October 1885.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1885.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Um die Pfingstzeit. Novelle 1

Adalbert V. Svoboda in München.
P. K. Rosegger. Eine Lebens- und Charakter-Skizze 24

Georg Winter in Marburg.
Buckle, Lecky, Ranke 47

Ludwig Pietsch in Berlin.
Drei Ausstellungen 71

Johannes Scherr in Zürich.
Eine Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln 99

Paul Lindau in Berlin.
Ferien im Engadin 118

Bibliographie 136

Felix Dahn, Harald und Theano. Mit Illustrationen. — Meyer's Konversations-Lexikon. — Carl von Noorden, Historische Vorträge. — Hermann Heiberg, Apotheker Heinrich.

Bibliographische Notizen 145

Hierzu ein Portrait von P. K. Rosegger.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte
von:

Engelhorn, J., in **Stuttgart.** (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek.)
Institut, Bibliographisches, in **Leipzig.** (Probeblatt aus Meyer's Konversations-Lexikon 4. Auflage.)

Digitized by Google

P. K. Rosegger

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXV. Band. — October 1885. — 103. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: P. K. Rosegger.)

Breslau — Berlin.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Um die Pfingſtzeit.

Novelle

von

Wilhelm Jenſen.

— Freiburg i. Br. —

Welch' ein buntes, krauſes, lachend-luſtiges Gewimmel auf dem ſamſtäglichen Wochenmarkt! Es iſt ein beſonderer, vielleicht der beſonderſte des Jahres, der vor dem Pfingſtſonntag. Alle Straßen die zu dem Hauptplatz der Stadt führen, ſind von ländlichen Fuhrwerken geſperrt; überall treibt's und drängt's in Schwärmen und einzeln, ſteht, hält, rennt, ſchwatzt, handelt, feilſcht, kauft und verkauft unter maiblauem Himmelsdach. Geſchäftige Geſichter rundum, doch faſt alle fröhlich, nur die eine nachdenkliche Sorge in der Miene, daß ſie nichts morgen zum Feſt Nothwendiges vergeſſen.

Aber das dichte Gedränge und Getreibe in den Straßen iſt verſchwindend gegen das Drücken, Quetſchen, Schieben und Durchſchlupfen auf dem weiten Marktplatz. Hier münden alle Ströme wie in einen großen, brodelnden Steinkeſſel zuſammen, deſſen Wände die jahrhundertalten, hohen, dunklen Häuſer und auf einer Seite die noch dreifach höhere, langgeſtreckte, machtvolle Kirche bilden. Von ihren Simſen, Umläufen, Thürmchen, Naſen und Schnörkeln blicken und blöcken mehr als halbtauſendjährige Waſſerſpeier mit wunderlichen Fratzen einſtmaliger Steinmetzgerphantaſie auf die zahlreichen Bankreihen und Ständer des Platzes herunter. Hunderte von Verkäufern und Verkäuferinnen ſitzen darauf, und Tauſende von Einkäufern und Einkäuferinnen wogen unabläſſig um ſie her, kaum einen Punkt freilaſſend, auf dem ein Apfel zu Boden fallen könnte; doch im Allgemeinen iſt das weibliche Geſchlecht nach beiden Richtungen in zehnfacher Ueberzahl vertreten: die Marktweiber und -Mädchen meilenweit aus der Umgegend, die ſtädtiſchen Hausfrauen in zumeiſt ſehr einfachem Morgenanzug, ihre

Töchter mit schon etwas sorgfältiger gekämmten Stirnlocken, und die Köchinnen, jung und runzlig, derb und drall, bloßarmig und in der Samstagsscheuerblouse, aber alle gleich schwatzlustig. Und alle mit großen, mühsam zwischen den Schultern und Rippen ihrer Küchenschwestern hindurchgequetschten Henkelkörben, die sie aus den noch weit riesigeren, mit allen Bodengaben der Jahreszeit strotzenden Korbgeflechten der Verkäuferinnen anfüllen. Letzte Spargel mit grünen Köpfen und erste Erbsenschoten, Salat, Kraut, Rüben, Sellerie, Merrettig, Zwiebeln, Orangen, Kartoffeln, Spinat, Endivien, Mangold, Erdbeeren — Alles findet in den zur Pfingstfeier gerüsteten Küchenkörben Unterkunft, oder muß sie finden. Wenn es nichts weiter wäre, doch gerupfte Enten und Hühner verlangen ihren Platz darauf, Eier, Froschschenkel, Hecht, Weißfisch, Barbe, tutti quanti; im Tragnetz daneben spratteln lebendige krähende junge Hähne, schnattert eine Ente mit dem breiten Schnabel durch die Maschen, hockt geduldig ergeben zusammengeduckt ein Taubenpärchen. Und nun fügt der poetisch angeregte Sinn der Küchenherrscherin auf Alles hinauf das dulce zum utile. In langer Reihe ziehen sich zwischen den Eßwaarenbänken Gärtnertische hindurch, dicht mit farbig leuchtenden Blumen und Blüthenstöcken aller Art bedeckt, vielfach, überraschend, hier inmitten der Stadt, von Bienen umsurrt und von schönen, bunten Faltern umflattert, die sich nicht von ihren Freundinnen getrennt und sie in der kühlen Morgenfrühe halbschlafend noch von draußen hereinbegleitet haben. Nun packt die Köchin einen gewaltigen Maiglöckchenstrauß, Vergißmeinnicht, Rosen — „Rosen und Vergißmeinnicht", wie ihr das stammbuchblättrig zart die Seele bewegt! — auf die im Korb versammelten Schätze und segelt, einem bis zum Rand beladenen Marktschiff ähnlich — das vollbauschende Kattunmieder bläht sich segelhaft auf und scheint sie über das Pflaster fortzutreiben — dem heimischen Herde zu. Doch eh' sie diesen glücklich erreicht, giebt es noch manche Havarie, da ihr da und dort etwas über den Rand herunterkollert, und manchen freiwilligen Anlegeplatz, denn überall halten gleichartige, unter befreundeter Flagge steuernde Fahrzeuge mit ihr den nämlichen Cours, holen sie ein oder kreuzen sie. Und es ist ehrwürdiger Schifferbrauch aus grauester Vorfahrenzeit, sich auf der See nicht ohne Salut vorüberzusegeln, sondern eine Frage nach Wind und Wetter zu thun, und was man an Bord führt, und ob man an der Ladung etwas auf eigene Rechnung profitirt, und wohin die Fahrt morgen am Pfingstnachmittag geht.

Trotzdem es so nach allen Seiten abfließt, wird indeß der Markt nicht leerer, denn unausgesetzt strömt es auch von jeder Richtung wieder zu. Und immer bunter wird das Bild, über dem ein unabläßiges Gesurre der abertausend gleichzeitig bewegten Zungen schwirrt. Wie funkeln die hochrothen Kopftücher der Landdirnen in den blitzenden Sonnenstrahlen! Halbdutzendfach oft wundersamlichste Nationaltracht der Weiber, verschieden aus jedem Thal, wie von den Hochplatten des Gebirgs; seidene Schleifen-

hauben, gleich rieſigen ſchwarzen Fledermausflügeln, ſcharfkantige Hinterkopfskäppchen, dick mit Gold und Silber beſtickt. Uebervoll ſchweben hoch über den Köpfen an langen Holzſtangen farbenglitzernde Pfingſtkronen aus grellem Flitterpapier; faſt jeder Landbewohner führt ſich eine ſolche mit nach Hauſe, um ſie als Feſtbanner von ſeinem Giebel oder aus der Bodenluke prangen zu laſſen. Doch auch die neugierig umherſchauenden Geſichter beſchäftigungsloſer, allmählich vom Frühſtückstiſch herzuſchlendernder Städter miſchen ſich in das Treiben, auf das von dem hohen Münſterthurm ein metallenes Gewoge von Glockentönen, nun dumpfſtimmig, nun ſilberhell herabfluthet. Ein Rudel von Backfiſchen, zum letzten Schulvormittag daherſchwimmend, rudert mit ſeinen halbwüchſigen curioſen Floſſen durch die menſchliche Brandung. Nur ſtumm wie Fiſche ſind ſie keineswegs, ſondern ohne Unterlaß ſchwatzend, raunend, lachend, kichernd, zeternd und augenzwinkernd. Sie ſtehen und fingern oder fiſchen lange in ihren ſchwindſüchtig mageren Geldtaſchen, bis ſie aus einer Falte ein Kupferſtück erhaſcht, für das ſie ſich eine Roſe an die Bruſt ſtecken, die im engeren Sinne bald mehr, bald minder noch auf dieſen Namen Anſpruch erhebt. Hinter ihnen drein flaniren Studenten mit bunten Mützen, drehen ihnen die bezwickerten Augen zu und verſetzen den tuſchelnden Schwarm halb in ſtolze Wonne und halb in „eines Nichts durchbohrendes Gefühl!“

„Käs! Käs! — Junge Hahnen! — Friſche Fiſch! — Rettig! Marrettig!“

Und dann der Bauer! Der Bauer!

Es iſt eine Lebensfreude, ihn zu ſehen, zu betrachten, zu bewundern, halbe Stunden lang.

Er ſteht überall, an einer Ecke oder im Gewimmel, mit einer rothen Weſte und alten Gulden- oder Vierbatzen-Knöpfen dran. Der lange Rockſchooß ſchlottert ihm hinten beinah auf die Ferſen, eine Hutform aus Urgroßvaterzeit überſtülpt den breiten Kopf. Zwiſchen den Zähnen hält er die Pfeife und pafft den Umhergedrängten locomotivenartige Rauchwolken in die Geſichter. Er kann's, er hat's dazu. Er pafft und grinſt und — sit venia — rülpſt, denn er hat ſchon manchen Schoppen heut heruntergeſchüttet. Ohne eine Miene zu verziehen, trampelt er Jedem auf die Füße; daß er Jemandem um eine Strohhalmsbreite ausweichen könnte, wäre ihm mehr als ſpaniſch. Obwohl kein Wölkchen am Himmel iſt, trägt er einen hünenhaften buntbaumwollenen Familienſchirm wagrecht unterm Arm und ſtößt, wenn er ſich einmal dreht, die Zwinge deſſelben einem Vorbeikommenden in's Geſicht und das nächſte Mal in eine Ladenſcheibe. Aber auch das mit der gleichen Gelaſſenheit, ohne den Mund zu rühren. Man könnte ihn einen unglaublichen Tölpel und Rüpel heißen, aber man thäte Unrecht damit, denn er weiß garnicht, was das Gegentheil davon iſt. Er iſt er, und wie ſollte er ſeine Natur nicht aus dem Dorf in die Stadt mitbringen? Schon vor Jahrtauſenden hat man ihn als den göttlichen Sauhirten beſungen, und

er iſt der conſervativſte Bewohner der „menſchennährenden Erde“. Einzig wenn ein quieckſendes Ferkel irgendwo durchbrennt, durch die auseinanderſtiebende Menge galoppirt und ſich in die Röcke der kreiſchenden Frauenzimmer verwickelt, verläßt ihn eine kurze Weile ſein altclaſſiſcher Stoicismus. Er reißt die Pfeife aus dem Mund, rennt gewohnheitsmäßig, von ſeiner innerſten Natur getrieben, mit hinterdrein und brummt: „Bigott, 's iſch a Luder!“

Merkwürdige, oft ſchier unbegreifliche, ſinnlos entſtellende Trachten des ländlichen Weibervolks! Wer ſie einmal ausgeklügelt und zuerſt zurechtgeſchneidert hat, konnte auf eine Medaille für Bekleidungsnarrheit Anſpruch machen. Sie leiſtet nicht ſelten Alles an Widernatur, was die feinſte Pariſer Coſtümkünſtlerin zu erdenken vermöchte. Jedenfalls beſitzen die Trägerinnen keinen berechtigten Grund, groß gaffende Augen der Verwunderung nach den Centaurentournüren oder Reifrock-Tonnengeſtellen der vornehmen ſtädtiſchen Damen aufzureißen.

Da ſteht ſo ein kleines Ding von nicht recht zu ſchätzenden Jahren, auf den Vater oder den Ohm, die Mutter oder die Muhme wartend. Ein paar lange, dicke Zöpfe beſagen, daß es ein Mädchen iſt, und wenn die Augen ſie aus ihrer unförmigen Hülſe herausſchälen könnten, käme jedenfalls ein natürliches und vielleicht recht zierlich gebautes Evatöchterchen zum Vorſchein. Aber ſo iſt's, wenigſtens vom Rücken her geſehen, nur ein kleines, komiſches, buntfarbiges Ungethüm, und vermuthlich wird die Vorderſchau nicht viel daran ändern. Sie trägt ein ganz lichthimmelblaues Kleid mit halbfußhohen Achſelpolſtern, zwiſchen denen der Kopf wie auf einem buckligen Rücken feſtgeklemmt ſitzt. Wahrſcheinlich hat die Natur auch ihr unter dem Prachtgewand um die Leibesmitte herum etwas von dem verliehen, was die Städterinnen mit mehr oder minder Vernunft und Vortheil oder Nachtheil für ihr Leben als Taille zur Schau tragen, doch die altvererbte Toilettenkunſt ihres Dorfes iſt nicht gewillt geweſen, ihr eine leiſeſte Andeutung davon zu belaſſen. Statt deſſen hat ſie auf die Hüften und rund um den Leib hohe, breite, dicke Wülſte gelagert, über die ſich der Rock wagrecht wie ein Glockenmantel wegſpannt und dann gegen die Füße verdünnt, ſchräg zugeſpitzt herunterfällt. Die untere Hälfte des jungen Dinges erſcheint wie eine umgekehrte, halb abgeſtumpfte, blaue Pyramide, und darauf paradirt etwas wie ein gleichfarbiger, vertracter, auswüchſiger alter Weidenſtumpf, der ſtatt grünbelaubter Austriebe oben braunes Haar und darüber ein kleines, ſchwarzbebändertes, goldbeſticktes Hinterkopfskäppchen trägt.

Sehr curios-lächerlich nimmt das Ganze ſich aus, beſonders für Jemanden, dem es zum erſtenmal vor die Augen geräth, und ein vorbeiſchlendernder junger Student mit rother Mütze auf dem Kopf lacht bei dem Anblick hell auf. Er iſt erſt mit dem Beginn des Sommerſemeſters hierhergekommen, die ſeitdem vergangenen wenigen Wochen waren regneriſch, und er hat den Samſtagsmarkt noch nie beſucht. Aber der Himmel iſt heut

so verlockend und das laute, bunte Durcheinander so belustigend, und sein hübsches, jugendfrisches Gesicht spricht nicht gerade von Arbeitslust.

Nun lacht er über die zum erstenmal wahrgenommene, närrische blaue Figur, und eine spaßhafte Lust zieht ihn, die groteske Erscheinung sich auch von vorn zu betrachten, so daß er um ihren Rücken herumbiegt und sich vor sie hinstellt.

Da lacht er noch vergnügter und von seinem verfeinerten Geschmacksstandpunkt aus nicht ohne Anlaß. Ueber dem himmelblauen Rock prunkt eine grasgrüne Schürze; das Kleid ist vorn auf der Brust weit geschlitzt, und ein rothbeschnürtes, jaspisfarbenes Mieder füllt die Lücke. Darüber sitzt ein achatbraunes seidenes Halstüchelchen, schön glatt und straff gezogen und mit einem papierdünnen Goldblechschmuck besteckt, der wie ein paar große gelbe Butterblumen auf einer dürren Ackerscholle flammt. In der, auf den Hüftenwulst heraufgezogenen linken Hand hält das Mädchen sorglich einen mächtigen Strauß von Maiglöckchen, den sie sich offenbar, als einen Fremdling in ihrer Gebirgsheimat, für einige Pfennige zum Festschmuck für ihre Kammer erworben hat, und so giebt es keine Farbe des Regenbogens, die ihre Pracht nicht über sie ausgeschüttet hätte.

„Per Venerem, Du bist aber schön!" stößt der junge Student zugleich mit seinem lustigen Auflachen aus.

Sie versteht davon äußerst wenig. Von Venus weiß sie gar nichts, seine hochnorddeutsche Sprache klingt ihr sehr fremdtönig und sie begreift nur das Wort „schön" und daß dies sich auf ihre Tracht beziehen muß. Warum der Sprecher dazu lacht, ist ihr dagegen wieder unverständlich, denn sie fühlt sich sehr glücklich und stolz über ihren schönen Sonntagsanzug, den sie an diesem wichtigen Samstag auch zur Einkaufsfahrt in die Stadt angelegt, und ihr kommt kein leisester skeptischer Anhauch, das Lob desselben nicht voll ernsthaft aufzunehmen. Und ein Mädchen steckt doch auch in der wunderlichen Hülse, das seinen Staat gern von einem so vornehmen und hübschen jungen „Stadtherrn" bewundert hört. Sie antwortet natürlich nichts, aber sie hebt erfreut den Kopf, und ein so niedliches, rosig weißes, weiches und feines Gesichtchen sieht dabei auf, daß kaum ein Zweifel bleiben kann, die unerkennbare Gestalt drunter in den närrisch entstellenden Polstern und Wulsten wird nicht minder anmuthig und mädchenhaft zierlich von der Natur drangefügt sein. Und ebenso ist's auch außer Zweifel, daß die, der Tracht gespendete spöttische Lobeserhebung durchaus im Ernst dem Köpfchen zukommt.

Daran denkt sie indeß sichtlich keineswegs, denn sonst schlüge sie sicher etwas „verschamt" die Augen nieder, mit denen sie den Fremden groß und treuherzig und unverkennbar auch mit Wohlgefallen anschaut. Und sie versteht seine Worte auch diesmal gar nicht, wie er überrascht spricht: „Du bist ja wirklich allerliebst!" Nur daß er nichts Unfreundliches gesagt hat, ist ihr deutlich.

Da kommt etwas, was jedenfalls auch allerliebst, eigentlich gradezu poetisch schön ist. Von den Blumen eines der nahen Gärtnertische gaukelt ein wundervoller großer Irisfalter herüber und setzt sich unbekümmert auf die duftenden Maiglöckchen in der Hand des Mädchens. Der nämliche erste, von keinem Hauch berührte Fühlingsschmelz liegt noch auf seinen Fittigen, wie auf ihrem Gesicht, und es ist, als ob Jugend sich nicht vor Jugend fürchte. Und wie er die blau-violett schillernden Flügel im Sonnengold weit auseinanderschlägt, haben sie ganz genau die gleiche Farbe, wie die beiden auch aufgeschlagenen Augen des Mädchens, zwischen deren Wimpern die Sonne ebenso hineinfällt. Der junge Student stutzt förmlich einen Moment mit dem Blick, von der eigenartigen Aehnlichkeit betroffen, dann sagt er hübsch lächelnd:

„Warum setzt denn der Thor sich nicht lieber auf die beiden Blumen?"

Davon versteht sie wieder gar nichts, als daß es abermals nichts Unfreundliches bedeutet hat. Erwiedern kann sie also auch nichts und wüßte auch nicht was, aber sie lacht und zieht dabei die rothen Lippen leicht über die kleinen, schneehellen Zähne auf, und einen Augenblick falten sich ihr nun schelmische Grübchen in die Wangen. Doch zugleich flattert die Iris forttaumelnd auf, ein Bauer mit rother Weste und Silberknöpfen dran, in langem Schlotterrock und dem Regenschirm unter der Armbeuge stapft herzu und manscht neben der Pfeife heraus: „Kimm, Ketterl! 'Sisch sakri'sch hiß hit, fuffe mir ei's!" Wie der junge Student sich umwendet, ist das allerliebste, närrische Bild verschwunden, nur vor den Augen der Phantasie steht's ihm noch, und die blaue Iris gaukelt noch um ihn herum.

Wie so etwas im Sonnenlicht eines Maienmorgens noch ein Veilchen vor dem Blick fortflimmert. Er kauft sich ein Maiglöckchensträußchen und riecht im Weiterschlendern dran; dann durchs alte Thor, das Glockengewoge tönt ihm aus der goldenen Luft herab nach bis zu seiner Wohnung. Diese liegt in einer von Gärten durchwirkten Vorstadtstraße, das ganze Quartier macht behäbigen Eindruck, die Häuser sind freundlich und stattlich. Auch dasjenige, in welches er eintritt; im ersten Stock befinden sich seine Zimmer. an der Thür nennt eine Visitenkarte seinen Namen: „Erwin Curtmann, stud. nat." Doch das Innere gemahnt nicht an eine herkömmliche „Studentenbude"; die große, helle, luftige Wohnstube, in deren Fenster grüne, hohe Waldberge nah hereinschauen, ist sehr behaglich, sogar mit Eleganz und Comfort eingerichtet, ebensolches Schlafgemach stößt daran. Anatomische und physiologische Werke auf einem Tisch mit einem Todtenkopf dazwischen künden das Studium des Bewohners, allein sie machen nicht, wie sonst zumeist, die ganze Bibliothek desselben aus, sondern von einem erheblichen Regal sieht in schönen Bänden eine sorgliche Auswahl deutscher Dichtungswerke herab; der Heine'sche „Romanzero" liegt aufgeschlagen auf dem Schreibtisch. Offenbar hat Erwin Curtmann noch andere geistige und poetischere Bedürfnisse als die seines zukünftigen Berufs, und er kann sie auch

nach der pecuniären Seite hin voll befriedigen. Sein Vater ist einer der reichsten Handelsherrn in einer der Hansestädte und er der einzige Sohn. Frei hat er seiner von Kindheit auf gehegten Neigung für die Naturwissenschaften nachgeben können und studirt zur Grundlage und Vorbereitung Medicin. Natürlich nicht um einmal als Arzt Praxis zu üben; er will später große Forschungsreisen unternehmen, dann sich wahrscheinlich an einer Universität zur Erlangung einer Professur habilitiren. Was, weiß er selbst noch nicht und denkt nicht dran. Das Leben liegt gar bunt vor ihm, er hat nichts nöthig, als die Tage weiter gehen zu lassen; voll und reich winkt es ihm, er braucht nur zuzugreifen. Doch er ist keine Geldseele, kein Materialist, die Bücher drüben besagen es und sein Gesicht, seine Augen nicht minder. Wenn die Physiognomik Recht besitzt, mischt sich in ihm jugendliche, vielleicht etwas leichtfertige Sorglosigkeit mit einem träumerisch poetischen Hang. Die Zukunft ist sein und er freut sich der Gegenwart, der Stunde und in ihr der Sonne, des Frühlings draußen und in ihm selbst, des jungen Kraft- und Lebensgefühls, das jeder Athemzug ihm giebt.

Ein Beweis seiner neidenswerthen Lage pocht jetzt an die Thür. Der Geldbriefbote tritt ein und bringt ihm ein Couvert mit einer Einlage von fünf Hundertthalerscheinen. Sein Vater schreibt nur kurz dazu, falls er einen Pfingstausflug in die Alpen oder nach Italien hinüber machen wolle, damit er nicht etwa in Verlegenheit gerathe. Die Besorgniß ist freilich überflüssig, denn er trägt noch ebensoviel von seinem Quartalswechsel in der Brieftasche und gleichgültig legt er die Sendung dazu. Der Besitz ist ihm selbstverständlich, wie die Luft, so lang er denken kann, aber seine Lebensführung erheischt nicht viel Benutzung desselben. Er ist weder verschwenderisch noch geizig, seine leiblichen Bedürfnisse sind nur von Natur genügsam, seine Interessen von anderer Art, als solche, die sich kaufen lassen.

Es ist köstlich, am offenen Fenster in der warm hereinfluthenden Sonne zu sitzen und zu lesen; im Garten drunten werden Dutzende von fröhlich zwitschernden Vogelstimmen keinen Augenblick still. Er hat den „Romancero" wieder zur Hand genommen, doch es huscht ihm ab und zu wie ein bläulicher Schimmer über die Buchstaben hin, wahrscheinlich der Reflex des tiefdunklen Himmels auf dem Blatt, anders kann es nichts sein. Dann steht er einmal auf, unwillkürlich, er weiß nicht warum. Ein Wagen rollt draußen auf der Landstraße, die durch die breite Thalsohle in's Gebirg emporführt, ein ländliches Fuhrwerk mit Männern, Weibern und Dirnen besetzt; ein Bursche hält eine bunte Pfingstkrone an der langen Stange als Festbanner jauchzend hoch über sich. Sie fahren vom Stadtmarkt heim, sehr zeitig, denn es ist noch nicht Mittag, vermuthlich haben sie weiten Weg.

Der junge Student sieht dem lustigen Gefährt nach und bleibt mechanisch im Fenster liegen. Bald kommt wieder eins, dann bleibt die weiße, sonnenheiße Straße still und leer.

Ihn hungert, er will zum Mittagstiſch gehen. Da trappelt nochmals etwas vom Thor her heran, ein Einſpänner, der wohlgenährte Gaul zieht einen kleinen zweiſitzigen Korbwagen, über dem auch eine Pfingſtkrone prangt. Darunter ſchimmert es roth und dahinter blau; nun rollt's nah, und das Rothe iſt eine Bauernweſte und das Blaue das kleine närriſch angezogene Ding vom Markt, das noch ſorgſam den großen Maiglöckchenſtrauß vor der Bruſt hält. Doch ihre Augen ſind in der Luft, bald voraus, bald den Häuſern zu, und wie ſie jetzt vorüberkommt, ſieht ihr Geſicht juſt nach dem Fenſter Erwin Curtmanns auf. Und offenbar erkennt ſie ihn wieder und hat eine kinderhafte Freude darüber, denn ſie nickt ihm fröhlich-vertraulich faſt wie einem alten Bekannten zu und lacht und dreht den Kopf mit den Irisaugen noch einmal nach ihm zurück. Dann iſt mit „Hü-a! Hü!" des ſtoiſch ſitzenden Bauern das Fuhrwerk vorbei, die bunte Krone ſchwankt um eine Ecke, weißes Staubgewirbel hinter ihr. Wahrſcheinlich haben ſie's auch weit heimwärts in die Berge.

* * *

Wie am andern Morgen der erſte Pfingſttag anbrach! Das frühe Glockengeläut vom Münſter her weckte Erwin Curtmann, er ſprang auf und tauchte den Kopf aus dem Fenſter wie in ein friſches Bad in die kühle, köſtliche Luft. Grad' über die öſtliche Bergwand aufſteigend, blitzte die Sonne ihm blendende Goldfunken in die noch halb traumverhängten Augen. Sie warf ihre Strahlenpfeile auf glanzweiße Nebel, die ſich in den Schluchten aufrollten, daß nur die hohen Gebirgsſpitzen drüber herabblickten. Gleich Inſeln im blauen Meer ſchwammen ſie droben, doch gleich Inſeln der Seligen. Die Erde duftete auf und ſtand wie mit Brautgeſchmeide behängt; ein Glimmern und Schimmern war überall, weit drüben auf leerem Brachfeld funkelte ein altes, fortgeworfenes Blechſtück wie der Koh-i-noor des Großmogul, des Sohnes der Sonne. Der Morgen trug nicht Nüchternheit auf den Lippen, ſondern berauſchenden Trunk für jeden Sinn, für das junge, warme, freudig ſichere Lebensgefühl der Bruſt. Und der junge Mediciner war dankbar für den Schönheitsüberſchwang der Welt und fromm in ſeiner Art. Gleich einem Morgengebet ſprach er laut den wundervollſten Lobgeſang, der ſich je aus einer Menſchenſeele erhoben, in die leuchtende Frühe:

„Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchriebene Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am erſten Tag."

Am herrlichsten hier unten auf der Erde, wo Sinn und Gefühl leben, um sie zu empfinden!

Und Erwin Curtmann sprach hinterdrein: „Du wußtest es, Wolfgang Goethe, wie keiner vor Dir. Und Du hast von der Herrlichkeit, die um Dich lag, Dir allzeit genommen, was die Stunde gab. Ich wollte, Du könntest diese Stunde noch einmal mit einathmen!“

Seines Herzens tiefer Wunsch sprach's, die glänzenden Augen fügten stummes Zeugniß hinzu. Rasch kleidete er sich an, doch er war noch kaum fertig, als es von drunten heraufscholl: „Curtmann! Schlafratte! Steckst Du noch im Mauseloch?“ Ein halbes Dutzend rother Corpsmützen, gleich der seinigen, betüpfelte die weiße Straße, er griff indeß nach einem feinen, fast gewichtlosen Panamahut, warf eine leichte, bereitliegende Ranzentasche über die Schultern und stand hurtig unter den ihn abholenden Commilitonen. Er hatte sie, gestriger Abrede beim Wein gemäß, erwartet; es ging nicht in die Alpen oder nach Italien, sondern zu einer Pfingstwandertour in das ihm noch fremde, nachbarliche Gebirge. Lustig und lachend marschirte der junge Schwarm auf der Landstraße durch das breite Thal den hohen, bestrahlten Bergen entgegen. Sie hatten, wie allzeit, Durst und sprachen nach Studentenbrauch in jeder Schänke am Wege ein. Dann brachen sie wieder hervor und wanderten weiter, lärmend und tollend, Kneiplieder singend und mit den Stöcken fuchtelnd, um zu demonstriren, wie Der und Jener auf den letzten Mensuren geschlagen und ausgelegen. Es war Pfingsten und Frühling, und das trieb sie nach altem Burschenherkommen in's Freie, und die Lunge zog einmal gute, qualmlose Luft ein, die das Blut reiner und rascher kreisen ließ. Aber im Inneren trugen sie nichts Anderes mit hinaus als die täglichen Gemeinplätze, schnodderigen Reden, Rauf- und Saufrenommagen der Kneipen und die Zuversicht auf gutes und reichliches Bier im erreichten Nachtquartier.

Curtmann wäre lieber allein gegangen, doch er hatte vor den Anderen seine Absicht einer Fußtour ausgesprochen und sich der zustimmenden Gesellschaft nicht gut entziehen gekonnt. Er war in's Corps gerathen, wie es so zu geschehen pflegt, halb willenlos, halb aus neugierigem Jugenddrang, das übermüthige Treiben mitzumachen, fühlte sich dessen jedoch im Innern eigentlich schon satt. Seine Natur besaß kein Bedürfniß zum Anschluß an eine Corporation, eher Abneigung dagegen. So befand er sich mit seinem Corpsband im Grunde zwischen den Gefährten vereinsamt, ward jedoch trotz seiner noch nicht hohen Semester von ihnen um seines großartigen Wechsels willen außerordentlich geschätzt und mit sorglicher Auszeichnung behandelt, damit er der Verbindung sicher erhalten bleibe. Doch hatte er den Mangel an innerer Uebereinstimmung noch nie so deutlich empfunden wie heut. Alles umher interessirte ihn, hätte ihn gern verweilen lassen, erfreute sein Auge, zog ihn an, und seine Weggenossen nichts, als die nächste Station zur Einkehr. Der immer wechselnde Zauber der Bergwelt, zu der sie em-

vorgelangt, die in Regenbogenfarben oder gleich Schneelawinen fallenden Waſſer, die Ueppigkeit fremdartiger Blumen, Vogelſtimmen, Wald, Wind und Sonne, Alles war nicht für ſie vorhanden. Ohne Blick und Ohr dafür trieben ihre Zungen in dem altausgetretenen Geleiſe weiter. Wozu gingen ſie überhaupt hier und führten ihre Redensarten nicht drunten in den dumpfen Schankwirthſchaften der Stadt? Und wozu vor Allem ging er mit ihnen, die ihm all' die „Herrlichkeit" umher gleich einem troſtloſen Landregengetröpfel mit ſchalen Worten überrieſelten? Ihm kam's immer mehr wie eine Blasphemie, die nicht ſie allein, ſondern die er eigentlich begehe. Wolfgang Goethe hätte geſagt: „Das iſt Volk aus Auerbachs Keller. Was willſt Du bei ihm? Hänge den Zaubermantel der Natur um Dich und laß die ‚platten Burſchen'."

Erwin Curtmann war ſehr ſelbſtſtändiger Art und ſeine Gemüthsſtimmung geſtaltete ſich immer unabhängiger von der ſeiner Begleiter. Wie ſie um Mittag ein ſchon ziemlich hoch belegenes Gaſthaus erreicht, dort Mahlzeit hielten und während des Eſſens über ihr nächſtes Wegziel rathſchlagten, warf er gleichmüthig ein: „Wenn ich einmal verloren gehe, ſucht nicht nach mir; ihr findet mich drunten wieder vor." Sie lachten: „Laß wenigſtens vorher Deinen Geldſack irgendwo fallen, wo unſere Naſen als ehrliche Finder Witterung von ihm kriegen, dann wollen wir uns um Dich kein Salz auf die Backen regnen laſſen." Es war Kneipwitz, aber nicht ohne ihre wirkliche Meinung darunter. Sie fühlten ſich auch in ſeiner Geſellſchaft nicht recht gemüthlich; wie er bald einmal aufſtand und vor die Thüre trat, während ſie ſich noch neue Schoppen heranführen ließen, kamen ſie überein, er ſei eigentlich ein „Naturſimpel", ein „Faſelmaul" und „lederner Kerl", bei dem man nur vor den „Hamſtertaſchen ſeines Alten" Reſpect haben müſſe. Er ließ draußen den Blick über den kleinen Bergkeſſel hingehen, in deſſen Mitte das Haus lag. Der Entſchluß hatte ſich ihm gereift, nicht weiter mit den Andern fortzugehen, doch auch allein in die fremde Gebirgswelt vorwärts zu wandern, fühlte er nicht Luſt und Reiz mehr. Der herrliche Tag war ihm verdorben, und verdroſſen empfand er zu nichts mehr Antrieb, als in die Stadt zu ſeinen Büchern heimzukehren. Unvermerkt berichtigte er dem Wirth nicht nur ſeine Zeche, ſondern die geſammte ſeiner bisherigen Gefährten mit; er wußte, das werde ſie am beſten über ſeine Trennung von ihnen getröſten. Dann holte er raſch Taſche und Hut aus der Seitengaſtſtube und ſchlug ungeſehen den Rückweg ein.

So luſtig und laut das umherfaullenzende Pfingſtſonntagleben in den bis hierher durchſchrittenen Dörfern geweſen war, ſo ſtill und unbeſucht lagen Weg und Steg außerhalb derſelben im Gebirge. Kein Wagen knarrte langſam, vom Fuhrmannsruf begleitet, über das Steingeröll, kein Fußtritt kam durch den beginnenden Nachmittag daher. Nur drüben bewegte ſich etwas von einem ſchmalen, ſteilen Hangpfad herab, ein hellerer Schimmer am Rand tiefdunklen Tannengrüns. Es kam gegen den Weg Curtmanns ſpitzwinklig

einher und erreichte die Kreuzungsstelle mit ihm zugleich. Wie es aus dem Busch hervortrat war es eine derbe Bauerndirne, unter deren breiten Füßen der Boden dröhnte, mit plumpen Zügen und sehr wenig anziehend, aber sie trug auf dem festlich glatt gestriegelten Kopfhaar das nämliche goldbestickte, schwarzbebänderte Käppchen und um den dicken Leib das gleiche himmelblaue, achselbepolsterte und hüftenumwulstende Kleid, das er gestern Morgen zum erstenmal gesehen. Auch die grasgrüne Schürze fehlte nicht, noch das rothbeschnürte Jaspismieder; nur die Augen, die sie zu dem ihr begegnenden jungen Wanderer aufschlug, waren von einer faden, wässerig zerlaufenden Farbe. Sie sagte langgedehnt methodisch: „Grü-eß Gott" und trampelte vorüber.

Eine grob gemeine Carricatur eines närrisch niedlichen Bildes war's, das ihm auf einmal wieder vor Augen stand. Er sah ihr einen Moment nach und dann rief er sie plötzlich mit einem ausgestoßenen Laut an. Sie drehte sich um und er frug, zu ihr tretend: „Tragt ihr alle da herum so schöne Kleider?" Halb verstand sie's nur, doch so weit, daß sie den Kopf schüttelnd antwortete: „Do hunde nöt." — „Wo denn?" — „Drobe," und sie wies mit der Hand nach der Bergwand, von der sie herunter gekommen. „Und wie kommt man nach dem Paradies, wo lauter so blaue Engel sind?" fragte er lachend.

Davon begriff sie nichts, lachte gleichfalls, drehte den Kopf mit einem schämigen Ruck, daß ihr die Zöpfe in's Gesicht flogen, und ging fürbaß. Der Blick Curtmanns folgte ihr nach, das ganze Vergnügen, das er gestern zuerst bei dem Anblick dieser sinnlos-komischen Nationaltracht empfunden, kam ihm zurück. Das blaue Ungethüm verschwand wieder gegenüber im Wald — Furcht kannte es offenbar in seinen Bergen nicht — dem Zurückbleibenden aber war's, als trage sie etwas von ihm mit sich fort. Sie mußte seinen Mißmuth auf ihre Engelssittige geladen haben und damit abtrollen, er fühlte sich auf einmal wieder vergnügt, leicht und heiter, wie in der herrlichen Morgenfrühe, und durchaus nicht mehr aufgelegt, aus der wundervollen Gebirgsnatur schon in seine Stube zurückzukehren. Alles sah ihn anders an, als noch vor wenigen Minuten; ein Quell plätscherte neben ihm vom moosigen Felshang und schien ihm hellstimmig zu singen: „Komm herauf!" Auch den Gesang seiner Corpsbrüder hörte er drüben in entgegengesetzter Richtung; es brüllte weit herüber: „Dreimal drei sind Neune — ihr sauft ja wie die Schweine — Bruder, Deine Liebste heißt?!" Sie waren guter Dinge vom Wein und noch mehr, daß „der Simpel" für sie „berappt" hatte, dachten nicht mehr an sein Verbleiben und zogen ihrem Abendbier zu. Er horchte ihnen kurz nach, die trunkrauhen Stimmen klangen ihm melodisch in's Ohr. Seine Seele fühlte sich köstlich frei und seine Füße sich so unermüdet wanderlustig — wohin? — gradauf in die Fremde, gleichgültig wo er eine Nachtunterkunft finde, wenn nicht anders unter Baum und Busch. Vor ihm lag der steile Geröllpfad, von dem die Bauerndirne herabgekommen;

der Weg mußte also zu einer Ortschaft emporführen, und er stieg ihn hurtig an. Doch bald verlangsamte er den Schritt, es war doch ungewohnte Arbeit für ihn, sich so jäh in die Höh' zu tragen, die Sonne brannte heiß und der Bergrücken blieb noch immer gleich hoch über ihm. Dann spaltete sich der Pfad in zwei Theile — ein Wegweiser stand nicht dabei — links oder gradaus? Das letztere schien das natürlichste, und eine ganze Weile bewährte es sich auch vortrefflich. Aber dann war's doch falsch gewesen. Wo blieb der Weg? Pure zu Ende, inmitten von dickem Tannengestrüpp und Felsgeblöck. Schwarze Eichkätzchen waren da, sprangen lautlos von Ast zu Ast, und Häher zeterten. Sonst nichts.

Sollte er bis zu der Abzweigung des richtigen Pfads zurück? Das ging ihm wider Neigung und Natur. Excelsior! rief Henry Wadsworth Longfellow.

So stieg er gradauf in die Bruchreste des ehemaligen Felskammes hinein, kam zuerst fast rascher vorwärts, als er gedacht. Aber dann fing die Brust doch zu keuchen an, und das Herz hämmerte, und die Sache ward verteufelt schwierig. Die Steinbrocken wuchsen immer mächtiger, bald mußte er hinüber, bald sich seitwärts durch schmale Zwischenklüfte mit knietiefem Moos, Adlerfarn und breitem Lattich mühselig durchquetschen, oft beinah senkrecht empor. Manchmal ausweglos Gerank und Gezack und Geklipp; er klammerte sich fest, verlor den Halt, strauchelte, glitt, stürzte und kletterte auf's Neue. Es war eine feuchtathmende, völlige Wildniß, in die kein Sonnenstrahl fiel, nur ein schwärzlich grüner Tagesschein lag unter dem dunklen Nadeldach der riesigen, dickstämmigen, Alles überdeckenden Weißtannen. Von einer Himmelsrichtung ließ sich nichts mehr unterscheiden, das Einzige, was er sich als Ziel vorhielt, war, stets aufwärts zu klimmen. Aber er verlor Muth und Laune nicht; auch einen Nüchterneren, der nicht seine Mitgift poetischer Phantasie besessen, hätte dies Dringen und Ringen durch den sperrenden Urwald an die alte Märe vom Emporkämpfen zu Dornröschens verzaubertem Schloß erinnern können. Nur unsäglich langsam ging's, die feindliche Böschung zu gewinnen, sie zu behaupten, einen neuen Angriffspunkt auszukundem, und jede Zeitrechnung hörte auf. Die Corpsbrüder auf dem breitgebahnten Weg drunten — irgendwo da drüben — hatten es allerdings bequemer.

Dann befand er sich auf einmal, unvorhergesehen, auf ebenem Erdreich; er war oben. Auch der Wald wich und ließ seinen Augen plötzlich weite, freie Schau.

Eine höchst überraschende, voll gegensätzliche. Er stand am Rande eines umfangreichen, ringsum von mäßigen Berglehnen umschlossenen Hochplateaus und für den aus dem tiefen Forstdunkel Heraufgelangten bot der Anblick in der That etwas von dem einer fremdartig verzauberten Welt.

Zunächst fiel letzte röthliche Abendsonne darüber, ein Gefühl der Einsamkeit weckend, freundlich und melancholisch zugleich. Da und dort warf sie lange Schatten über die Hochfläche, die sich nicht eben forterstreckte, sondern

in zahlreichen Bodenwellen aufhob und zu kleinen Thalmulden einſenkte. Eine offenbar zuſammengehörige Ortſchaft lag drin eingebettet, doch kaum ſtanden zwei Häuſer oder Gehöfte benachbart nebeneinander, vielmehr alle vereinzelt hingeſtreut, wohl in ſtundenweitem Umkreis, manche fern bis an das waldige Gelände hinan. Dazwiſchen ſtiegen größere und kleinere, kahle Hügelrücken und Spitzen auf, mit grauem Felsgrund ſchimmernd oder von kurzer Grasnarbe bedeckt; auf der Höhe zumeiſt mit einem Buſch gekrönt, einem wilden Roſenſtrauch, hier erſt weiß blühendem Schlehdorn, mit hohen Ginſterſtauden, dunklem Wachholdergeſtrüpp oder faſt ſchwarzem Stechapfellaub. Um Alles breitete ſich ſchweigſam das ſchöne, ſchwermüthige Licht des ſcheidenden Tages, und ein weicher Wind ſtrich wie mit langen, ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen drüber. Man ſah, er mußte der ſtändige Genoß dieſer Höhe faſt das ganze Jahr hindurch ſein, das Gezweig jedes Strauches ſtand wagrecht von ihm abgekehrt, wie von einem Kamm fortgeſtrichenes Haar.

Das Ganze erregte dem jungen Beſchauer zuerſt einen überraſchend befremdlichen, doch dann faſt einen vertraulichen Eindruck. Nichts ließ mehr durch Abſtürze und Niederblicke in die Tiefe erkennen, daß er ſich hier auf einer Höhe von mindeſtens dreitauſend Fuß befinde, ein geringes Einbildungsmaß mit etwas Zuthat und Hinwegnahme konnte ihn in eine Landſchaft ſeiner norddeutſchen Heimat verſetzen. Sogar wie kleine Bruchſtücke von buſchbewachſenen Feldrainen ſtand es hie und da, nur die Bauart der Häuſer war eine durchaus andere, und nur eine gewiſſe Feierlichkeit der Natur ſprach von der weltabgeſchiedenen Höhe.

Nun ging Curtmann vorwärts, ein wenig traumhaft, er wußte nicht, wo er ſich in der Welt befinden möge, und ebenſo nicht recht, von wo und durch welchen Anlaß er hier herauf gekommen ſei. Sein Fuß bewegte ſich leichter über den ebenen Boden, aber doch etwas ermüdet, an die überſtandene Anſtrengung mahnend. Er war ſeit der Morgenfrühe unterwegs und das Klettern im Felswald mußte wenigſtens vier bis fünf Stunden gedauert haben. So trug er Verlangen nach Raſt und einer Unterkunft für die herannahende Nacht, denn die Schatten vor ihm wuchſen raſch länger.

Menſchen waren indeß nicht zu ſehen, und auch von den Häuſern her kam kein Ton durch die Stille. Das bekränzte und beflitterte Herumziehen der Jugend drunten in den Thaldörfern, der laute Feſtjubel fand hier nicht ſtatt. Nur eine bunte Pfingſtkrone ragte hin und wieder über einem Giebel weit flimmernd in die Luft.

Jetzt traf der Wanderer auf einen breiteren Weg, deſſen Geleiſe kund thaten, daß er auch für ſchmalſpurige Fuhrwerke benutzbar ſei und muthmaßlich als Fahrſtraße letzten Ranges irgend wohin in's Unterland ſich hinabwinde. Ihr folgend, ſchritt er den nächſtgelegenen Wohnſtätten zu.

Doch nun drehte ihm etwas den Kopf, eine Regung zur Linken auf einem der kleinen, kahlen Hügelabhänge. Schwarze Ziegen rupften dort das

dürftige Gekräut, und ein wenig über ihnen auf der grauen Kuppe saß als das erste lebende Wesen, das Erwin Curtmann wahrnahm, ihre Hüterin. Die Sonne strahlte sie noch an, und der Wind strich ihr das flachsblonde Haar flirrend von den Schläfen. Es war ein ganz winziges Mädchending, doch — doppelt curioser Anblick — im himmelblauen Festtagskleide schon mit Puffen, Polstern und Wülsten zu einem völlig unförmlichen Menschengeschöpfchen ausstaffirt. So saß sie barköpfig wie auf einem Naturthron gegen die blaue Luft, man konnte den rothen Schein des Abendlichtes auf ihrem Scheitel sich als einen hellgoldigen Kronreif vorstellen, und als Herrschscepter für ihre Unterthanen hielt sie einen Stecken mit grünem Wedel in der braunverbrannten Hand. Und mit ganz neugierlosen, unendlich ernsthaften Augen sah sie unbeweglich auf den Fremden herunter.

So friedlich war's, so närrisch-possirlich, so hübsch und so weltab wundersam. Kein Dornröschen, aber doch wie ein kleines märchenhaftes Prinzeßchen aus verschollener Zeit. Keine Frage, das saß hier auf dem ältesten Throne der Erde, seit einem Jahrtausend, immer wechselnd und immer gleich.

Aber noch etwas Anderes kam plötzlich dem jungen Studenten aus ihrem unerwarteten Anblick. Er hatte vergessen gehabt, was ihn angetrieben, durch die Bergwildniß in dieser Richtung herauf zu klettern. Ueberhaupt war er sich des Anlasses nur dunkel halbbewußt gewesen, doch jetzt stand's vor ihm, das blaue Kleid drunten hatte ihn den Geröllpfad einschlagen lassen, von dem es herabgekommen.

Er hielt den Fuß an und fragte: „Wie heißt Du, kleine Königin?"

Die Anrede verstand sie natürlich nicht, nur daß er nach ihrem Namen gefragt. Ohne eine Miene zu verziehen, gab sie Antwort: „'s Ketterl."

„Du auch? Ihr heißt wohl alle hier so?" entgegnete er. „Sag' mal, Ketterl" — er versuchte so gut es ihm möglich fiel, ihren Gebirgsdialect nachzuahmen. — „wo kann man denn die Nacht schlafen hier?"

Das ging indeß weit über das Begriffsvermögen der kleinen Souveränin. Sie hob zwar die Hand und sagte dazu: „Doa;" aber worauf ihre Finger hindeuteten, war die Mutter Erde, und es blieb zweifellos, daß jeder weitere Auskundungsversuch kein besseres Resultat bei ihr erzielen würde. So zog Erwin Curtmann lächelnd vor ihrer liliputanischen Hoheit den Hut und folgte dem Weg weiter nach.

Nun erreichte er bald das nächste Haus, etwa auf Schußweite davon, doch seitab in Wiesen lag ein zweites, einen Mittelpunkt besaß die Ortschaft augenscheinlich nicht. In einem kleinen, kahlen Gärtchen blühten hier jetzt erst die Primeln und gelben Tazetten, am verfallenen Lattenzaun lehnten, aus kurzen Pfeifen rauchend, ein paar Burschen in dunklen Jacken und rothen Westen, die Hüte buntbebändert, und schienen mit ebenso vielen himmelblau gekleideten jungen Dirnen sich vortrefflich zu unterhalten. Worte hörte man jedoch kaum, die Conversation wurde eigentlich nur schweigend durch ein

Kopfnicken, ein Räuspern, ein Kratzen am Ohr oder Zupfen an der grasgrünen Schürze geführt. Aber alle sahen völlig befriedigt von ihrem abendlichen Pfingstvergnügen aus.

Curtmann stand still und grüßte, und „Grü-eß Gott" antwortete jeder in gleichem Ton. Er fragte nach einer Wirthschaft, wo er übernachten könne, und einer der Burschen sagte, den Kopf schüttelnd, neben der Pfeifenspitze heraus: „Noa." Dann ließ er sich herab, nachzufügen, im Dorf sei kein Gasthaus mit Betten.

Doch wo sei denn solches?

„Do übi bi der Kilch." Die Pfeife deutete über eine waldige Berglehne hinüber.

„Und wie weit noch dorthin?"

„A Stunde zwoa."

Das war nicht sehr anmuthend für müde Füße, und es begann grau zu dämmern. Doch offenbar blieb dem jungen Wandersmann keine Wahl. Er dankte für die Auskunft, und es scholl hinter ihm gleichmäßig: „Pfüet Gott!" und danach sagte eine Stimme am Zaun: „Weisch', Ketterl." Einen anderen Mädchennamen als „Ketterl" schien es hier oben nicht zu geben.

Das nämliche Bild wiederholte sich noch ein paarmal, näher oder entfernter von der schmalen Fahrstraße. Derselbe kahle Garten, der Lattenzaun herum, die gleichen Burschen mit den gleichen Dirnen in den gleichen blauen Kleidern, die gleiche befriedigende Unterhaltung führend. Nur lag immer undeutlicheres Zwielicht über den Gesichtern, und der Zwischenraum zwischen den Häusern dehnte sich immer länger. Dann hörten sie ganz auf, und der Weg stieg am einsamen Gelände empor. Und nun theilte er sich, fast schon in nächtigem Dunkel nach zwei Richtungen, natürlich ohne jede Andeutung, welche die richtige „nach der Kilch übi" sei.

Sich noch einmal, vielleicht die Nacht hindurch zu verlaufen, verspürten die Beine Curtmanns keine Lust. Da blinkte zum Glück etwas seitab an einem dunklen Waldrand ein röthlicher Lichtschimmer und zeigte, daß noch eines der letzten, weitzerstreuten Gehöfte dort lag. Er tappte halb darauf zu, um sich nach dem rechten Weg zu erkundigen, und kam unter ein hohes, schwarzes, weitüberhängendes Dach; aus dem Hintergrunde fiel der matte Schein durch zwei ziemlich breite, doch aus vielen winzigen Scheiben zusammengestückte Fenster heraus. Vorhänge befanden sich nicht daran, und er konnte in eine große, niedrige Stube mit dunkelbraunen Holzwänden hineinsehen. Eine alte Kukuksuhr rief heiser neunmal, und am weißen Tisch neben dem ungeheuren grünen Ofen saß fast selbstverständlich auch bei der kleinen, trüben Lampe ein himmelblaues Festkleid. Nur mit Mühe fand der Hausunkundige einen Zugang, tastete sich über einen lichtlosen Vorraum an die Stubenthür, pochte an und öffnete. Die Sitzende, die in einem alten, abgegriffenen Kalender las, hob mechanisch aufblickend den Kopf; da war es das feine, niedliche Gesichtchen, das gestern Morgen auf dem Wochenmarkt vor

ihm geſtanden und ihm nachher noch einmal vom Wagen zugenickt hatte. Die Sonne fiel ihr jetzt nicht in die Augen, aber auch ſo war die Irisfarbe zwiſchen den Lidern unverkennbar.

Sie ſchaute ihm bei der dämmerigen Beleuchtung der trüben Lampe etwas verwundert in's Geſicht, doch dann zerging raſch die Ungewißheit in ihrer Miene, und ſie ſtreckte ihm die kleine, braune Hand wie einem alten Bekannten treuherzig zum Willkomm entgegen. Es überraſchte ſie gar nicht, daß er es war und daſtand, aber ſie freute ſich ſichtlich darüber und ſagte: „Grüß Gott" und dahinter noch einmal: „Gute Obed, Herr", wohl in der Mundart ihres Dorfes, doch gut verſtändlich und mit hübſchem, hellem Klang. Er dagegen war noch voll erſtaunt, ſie ſo plötzlich wieder vor ſich zu ſehen, und antwortete unwillkürlich: „Grüß Gott, Ketterl — biſt Du's denn wirklich?" Daß er ihren Namen wußte, nahm ſie auch nicht Wunder, aber es freute ſie wieder, und ſie lachte: „Ja, wer ſollt' i dann ſuſt ſi, wann i's net wär'?"

Wie komiſch ſie wieder daſtand in der großen braunen Stube, unförmig, blau aus dem Fußboden aufwachſend; nur das niedliche Köpfchen ſteckte jetzt ohne die goldbeſtickte Haube barhäuptig zwiſchen den hohen Achſelpolſtern. Sie frug mit keinem Wort, wie er des Wegs komme und wozu er da ſei, ſondern ſagte nur: „Will der Herr net niederſitze?" und ſie ſchlug hurtig mit der grünen Schürze über die breite Ofenbank, obwohl dieſe ſo blink und blank war, daß kein Stäubchen drauf lag.

Wollte er ſich denn ſetzen, oder was wollte er überhaupt! Er mußte ſich beſinnen, warum er in's Haus hier eingetreten ſei? Da ging im Hinlergrund eine niedrige Thür auf und es ſchob ſich etwas Langes, Rothbeweſtetes und dunkelblau Berocktes herein, ein halbgrauhaariger Mann mit kräftiger Naſe im Geſicht und kurzer Pfeife im Mund. Es war der Vater des Mädchens und Beſitzer des Hofs, ein breitwüchſiger Bauer, dem Behäbigkeit und Seelenruhe in jedem Zug der Phyſiognomie eingeſchrieben ſtand. Auch ihm erregte die ſpäte Anweſenheit des Fremden keinen Augenblick der Ueberraſchung. Er hielt ihm die derbe Handſchaufel hin: „Gute Obed, Herre. Woaußi?"

Nun ſprach Curtmann, daß er Nachfrage um den Weg halten gewollt und wie's der Zufall gefügt, daß er das Mädchen und ihren Vater geſtern ſchon auf dem Markt in der Stadt geſehen und auch von ihr wieder erkannt worden ſei. Der Bauer wiegte den Kopf: „So? So? jo, 's iſch bigoſcht dunkel bi der Nacht. Jo, 's Ketterl hat Ooge as wie a Katz. Jo, 's iſch no wit übi zum „Rappen" bi der Kilch, dös findt der Herr nöt. Schaug'n's, ſpiſel 'S zu Nacht, und wann 'S bi us ſchloſe wölle, cha's a ſi. Spring', Ketterl, richt' au für d' Herrn."

Es war eine Einladung zur Mahlzeit und Nachtraſt wie etwas ganz Selbſtverſtändliches, ohne irgend welche weitere Umfrage und Bedachtnahme, da es dem Bauern auf der Hand lag, daß der ortsfremde Wanderer den

Weg im Dunkel durch den Bergwald hinüber nach dem Wirthshaus „zum Raben" nicht finden könne. Den jungen, des Landes und der Sitten im Gebirg unkundigen Studenten machte wohl einen Moment das völlig unerwartete, wortkurze gastliche Angebot stutzig und er wußte sich demselben gegenüber nicht recht zu behaben. Doch er merkte bald, daß es am besten sei, die dargebotene nächtliche Unterkunft ebenso selbstverständlich anzunehmen und sich ohne städtische Dankcomplimente einfach an den Tisch zu setzen. Der Bauer erwartete es offenbar nicht anders, und so that er danach, legte seine Tasche ab und streckte die ermüdeten Füße mit einem Gefühl des Wohlbehagens vor sich hin. Das Ketterl war schon „gesprungen" und kam mit einem groben, aber sehr weißen Linnentuch zurück, das sie vor dem Gast über die Hälfte des Tisches spreitete. Dann brachte sie einen derben Brotlaib, Butter und Bauernschinken und um ein paar Minuten später, in denen man nebenan das Knistern von brennendem Holzreisig vernahm, frischgesottene Eier. Die Hausbewohner hatten natürlich schon lange zu Nacht gegessen, und das Aufgetischte war für den Gast allein bestimmt, der jetzt seinen reichlich angesammelten Hunger empfand und sich die einfache, doch überaus appetitliche Kost vortrefflich schmecken ließ. Außer den Dreien befand sich Niemand im Hause; die beiden Knechte und Mägde waren noch zu einer Pfingstabendschwatzstunde nach den nachbarlichen Gehöften gewandert. Der Bauer saß, unbekümmert seinen beizenden Tabaksrauch über die Speisen wegdampfend, kraute sich zuweilen am Kopf und äußerte hin und wieder langsam und breittönig einen Satz. „Jo, uf der Pfingstreis. Do komme's us der Stadt ze us ufi un finne's selli hüebsch bi us. I cha net dri finne."

„Jo welli, Vatter, hüebsch isch bi us", meinte 's Ketterl.

„Ha, na, guet isch, awer hüebsch nöt." Auch Curtmann zündete sich nach beendigter Mahlzeit eine Cigarre an und fühlte sich an Leib und Seele wohl, doch wie in einer fremden, halb märchenhaften Welt. Nicht das allein war sie, unfraglich lag für seinen jungen empfänglichen Sinn etwas Poetisches darin. Das Mädchen saß ihm in dem närrischen blauen Kleid gegenüber und hielt, nicht grad seinen Anstandsregeln gemäß, die beiden Ellenbogen zumeist auf den Tisch und den Kopf in die Handflächen gestützt. Aber ihr Gesichtchen hob sich so zierlich gegen die dunkle Holzwand, einer der langen, braunglänzenden Zöpfe fiel ihr nach vorn über die Schulter, und ihre Augen leuchteten so eigenartig, wie Erwin Curtmann es noch kaum in einem Menschenantlitz gesehen. Bis auf ihre verkünstelt-verschrobene Tracht war Alles Natur an ihr, ihre Miene strahlte von Fröhlichkeit über den unerwarteten Besuch, sie blickte dem Gast immer grad' in's Gesicht, auf jedes seiner Worte achtsam, neugierig-vergnügt, vertraulich und schelmisch, und machte nicht das geringste Hehl daraus, daß er ihr gar wohlgefalle. Ab und zu schnarrte der heisere Kukuk von der Wand her, dazwischen ging ein Gespräch, Frage und Antwort, herüber und hinüber, oft mit beträcht-

lichen Pauſen, aber auch ſelbſtverſtändlich ſo, nach Art und Brauch. Doch Curtmann erfuhr, daß ſein Wirth ſchon ſeit Langem Wittwer ſei, Cyriak Hablützel heiße und der „Höchſtbauer“ genannt werde, weil ſein Hof am weiteſten an die Berglehne hinaufgeſchoben liege. Die Käte war ſein einziges Kind und führte die Hauswirthſchaft; ſie verſtand ſich trotz ihrer Jugend gut darauf, denn ſie war von Kindsbeinen auf d'ran gewöhnt und hatte einen Sommer lang in einem „feinen“ Gaſthof „für die Stadtherrn“ drüben im Gebirg das Kochen gelernt. Aber blos „zum Plaiſir und für die Manier“, denn ſie hatt's „bigott“ nicht nothwendig, in einen Herrſchaftsdienſt zu gehen; doch ihre verſtändlichere Sprache erklärte ſich aus dieſem bildenden Aufenthalt in der „Fremde“.

Curtmann erzählte dagegen Allerlei aus ſeiner norddeutſchen Heimat, von der großen Hafenſtadt, den Schiffen und dem Meere, und das Ketterl hörte mit großen Augen zu. „I hoa emal a Bildertafel g'ſchaut,“ nickte ſie, „druf iſch ſo gſi“.

„Jo, jo, d' Welt iſch bigott wit un iſch Alles ditſches Land, jo, jo,“ nickte auch Cyriak Hablützel. Er ſtand auf und klopfte ſeinen Pfeifenkopf aus. „Schloſet's geruhſam bi'm Höchſtbauer. Wiſ'm Herrn ſi Stueb, Ketterl, wann er ufi ga will.“ Und ohne ſich um das Verbleiben ſeines Gaſtes weiter zu bekümmern, ging der Bauer zur Thür hinaus und zur Nachtruhe in ſeine Kammer.

Curtmann fühlte ſich nach dem langen Wandertage jetzt ebenfalls ermüdet und gab durch Aufſtehen ein Zeichen, daß er dem Beiſpiel ſeines Wirthes zu folgen wünſche. Dem Ketterl that dies nach ihrem Geſichtsausdruck leid, ſie hätt' augenſcheinlich gern noch eine Weile fortgeſeſſen und ihm zugehört. Doch er bat — und zwar anders als er bisher mit ihr geſprochen, denn das Mädchen kam ihm hier auf dem Hof doch anders als in der Stadt vor: „Wenn Sie ein Licht für mich haben, Jungfer Käte, ſo möcht' ich auch zum Schlafen gehn.“

Die achtungsvollere Anſprache war ihr indeß erſichtlich keineswegs lieb und beeinträchtigte den Frohſinn ihrer Miene. Sie ſah ihn treuherzig, halb vorwurfsvoll an und verſetzte: „Hab' i Ihne denn ebbes net z'recht gemacht, daß 'S mi nimme ſage as in d'r Stadt inne. Käte hoaß i net, un a Jungfer bin i a net.“

Das letzte klang komiſch und allerliebſt zugleich, denn ſie lehnte die ihr zugewandte Anrede damit ab, ohne eine Ahnung zu haben, daß ihre Verneinung noch einen andern Sinn enthalten könne. Nun nahm ſie einen alten Blechleuchter vom Sims, zündete eine Unſchlittkerze drin an und ſchritt ſtumm dem Gaſt vorauf durch die Thür, dann eine ſteile Holztreppe empor, die in einen großen Raum ausmündete. Ueberraſcht ſah Curtmann bei der unſicheren Beleuchtung die weite Ausdehnung des Gebäudes, wohl ein halbes Dutzend von Thüren ging auf den Vorplatz hinaus. Eine derſelben öffnete das Mädchen und führte ihn in eine geräumige, niedrige, ſehr ein-

fach, doch überaus ſauber eingerichtete Schlafſtube. An der Längswand ſtand ein Bett von tadelloſer Friſche, kleine, ſchneehelle Vorhängchen faßten die Fenſter ein, der Fußboden war weiß wie eine eben aus der Schreinerwerkſtatt kommende Ahornplatte. Käte Hablützel ſtellte den Leuchter aus der Hand und ſagte mit halb verhaltener Stimme: „Guet Nacht!“ die Bekümmerniß von vorher lag noch in ihrer Miene. Doch der junge Student antwortete jetzt: „Gut Nacht, Ketterl, wenn Du's ſo lieber willſt; ſchlaf' wohl,“ und er ſtreckte die Hand, faßte einen von ihren dicken Zöpfen und zupfte ſie leicht daran. Da verſchwand raſch der Schattenwurf von ihrer Stirn, ſie lachte vergnügt, daß die kleinen Zähne ihr durch die Lippen ſchimmerten, griff nach ſeiner Hand, drückte ſie herzhaft und erwiderte: „Schloſet's geruhſam, Herr.“ Dann wandte ſie ſich zur Thür, ſah noch einmal zurück, nickte zutraulich und ging.

Erwin Curtmann blickte ihr nach; es war ſeltſam, wie der Höchſtbauer das hübſche Mädchen ſo allein in der Nacht einen wildfremden Herrn hierher auf's Zimmer bringen ließ. Aber auch das erſchien vollkommen ſelbſtverſtändlich; man mußte ſich aller ſtädtiſchen Anſchauungen hier entwöhnen. Ihn fröſtelte jetzt; ſo heiß der Tag geweſen, ſo nachtkühl war es in der Stube des Gebirgshauſes. Schnell kleidete er ſich aus und zog das ſchwere Federdeckbett als eine Wohlthat über ſich. Er hörte noch die heimkommenden Knechte und Mägde die Stufen heraufſtrappen und bald nachher einen leichten, behenden Fußtritt. Das mußte das Ketterl ſein, das auch nach ſeiner Schlafkammer ging. Dann wollte er noch darüber denken, wie ſonderbar es ſei, daß er hier liege — und daß ſeine Phantaſie ſich eigentlich den Tag hindurch im Stillen nebelhaft etwas Derartiges vorgeſtellt gehabt. Doch Augen und Kopf verſagten ihm, und er fiel in tiefen, langen Schlaf.

* * *

Sein Zimmer log nach Oſten, und als er am andern Morgen aufwachte, malte die Sonne ihm goldene Streifen und Kreiſe auf das Deckbett. Er ſah die weißgetünchten Wände an, den glattgehobelten gelben Föhrenholzboden über ſich und wußte in den erſten Augenblicken nicht, wo er ſei. Dann kam's ihm und brachte die Erinnerung an Alles vom Tage vorher mit. Wohlig ausgeſtreckt, ließ er die Bilder deſſelben an ſich vorübergehen, als letztes ſtand Käte Hablützel, das Ketterl, ihm Gutnacht wünſchend und zunickend, freundlich dort auf dem Fußboden vor ſeinen Augen da.

Ihr Wunſch war wirkſam geweſen, er hatte vorzüglich geſchlafen, fühlte ſich ſo klar im Kopf und heiter im Herzen, wie kaum je. Es gab offenbar nichts Zuträglicheres für Leib und Seele, als dieſe hohe, reine Bergluft.

Welche einfache, menſchliche Natürlichkeit, die ihn hier für die Nacht

als Gaſt aufgenommen. Solche Art war drunten in der Welt ausgeſtorben, hatte ſich nur hier oben als ein Ueberreſt beinah ſagenhafter Vorzeit erhalten.

Und das Ketterl, das kleine, närriſche Ding! Wie kam's dazu, ſich über ſeine Ankunft zu freuen, als wären ſie alte Bekannte, ihm an den Augen abzuſehen, was er wünſchen könnte? Er verſtand's nicht. Wie ein zutraulich ſchnurrendes Kätzchen war's um ihn herum, und wie ein Hündchen hatte es traurige Augen gemacht, als es gemeint, er ſei nicht mit ihm zufrieden.

Er dachte nach. Hatte das Mädchen ſich auf dem Markt in der kurzen Minute in ihn vergafft? Doch er mußte lachen. Das Kind! Denn das war ſie dennoch, nichts weiter. Wie er ſie ſich lebhaft vergegenwärtigte, kam's ihm deutlich. Keine „Jungfer", ſondern ein groß gewachſenes Kind; die kleinen Hände beſagten es auch. Das guckte noch niemanden aus andern Gründen an, als aus Neugier und Spaßluſt. Es war wieder wie ein junges Hündchen, das einen Spiel- und Geſelligkeitstrieb in ſich trug. Damit ſuchte es umher, und Jugend hegte vor Jugend keine Scheu, wie die blaue Iris auf dem Markt ſich vor ihr nicht gefürchtet.

Aber es lag ein poetiſcher Reiz in dem Kinde, und Erwin Curtmann wußte jetzt genau, daß dieſer es geweſen, der ihm den Gedanken einer Pfingſtwanderung ins Gebirg eingegeben, in der unbeſtimmten Hoffnung, ſie vielleicht irgendwo anzutreffen. Das Köpfchen über dem blauen Kleid hatte es ihm heimlich angethan gehabt, den fremden Boden zu ſehen, aus dem es aufgewachſen.

Nun war dies wirklich und merkwürdig in Erfüllung gegangen, faſt noch, als ob er's nur geträumt. Aber die Stube um ihn ſagte, es ſei zweifellos, wenn er aufſtehe und die Treppe hinuntergehe, finde er Alles in Wirklichkeit vor.

Er blieb indeß noch eine Weile liegen und ſah über ſich hinauf. Die Sonne zeichnete oben an der Decke allerhand feine Goldnetzchen, beinahe wie Buchſtaben irgend einer orientaliſchen Schrift, und ebenſo wob er allerhand Gedanken in die flimmernden Runen hinein und ließ ſie ſich vor dem Blick rinnen und gaukeln. Und dann ſtand auf einmal etwas deutlich Lesbares an der Decke über ihm, er ſprang hurtig auf, kleidete ſich an und ging hinunter.

Es war nicht weit mehr bis zum längſten Tag des Jahres und trotz der Sonne noch morgenfrüh, ſo daß der Bauer und ſeine Tochter mit den Knechten und Mägden noch erſt bei'm Frühimbiß ſaßen. Niemand ſprach; aus Näpfen löffelten ſie eine graubräunliche Brühe ein, nur wie der Hausgaſt eintrat, ſagten alle aus einem Mund: „Guete Morge."

Das Ketterl allein ſprang auf, ihm entgegen, hielt ihm die Hand hin und ſagte fröhlich: „'s ſchaut Ihne us'm G'ſicht, daß 'S guet g'ſchlafe hent. Un denken au, 's hat mer von Ihne g'träumt." Damit lief ſie in die

Küche und kam mit einer großen Taſſe zurück, auf der in einem grünen Kranz mit blauer Farbe „Aus Freundſchaft“ eingemalt ſtand; offenbar hatte ſie das Prunkgeräth ſorglich für den Gaſt ausgewählt. Und ebenſo augenſcheinlich befand ſich ein für ihn beſonders zubereiteter Trunk von dunklerer Färbung darin. Was es ſei, ließ der Geſchmack freilich nicht erkennen, nur bösartig war's, etwas wie ein Gemiſch von Cichorie, geröſteten Eicheln und Milch, das einen ſchwarzen Niederſchlag am Grund bildete. Aber Curtmann trank es herzhaft hinunter, und das Mädchen ſah freudig zu, daß es ihm ſchmeckte.

Er verſtand jetzt erſt, weshalb er ſie geſtern Abend bekümmert habe. Alle, die Knechte ebenſo wie die Mägde, ſprachen ſie mit „Du“ an, nur alten Leuten gegenüber war eine Anrede mit „Ihr“ herkömmlich und einzig bei „Stadtherren“ brauchte man das „Sie“. Daß er das Ketterl ſo benannt, hatte ihr nicht allein fremd und ſteif, ſondern auch froſtig und wie abſichtlich kränkend im Ohr geklungen, als wolle er ihr, zur Strafe für etwas, Unfreundliches damit anthun. Die Welt hier oben im Gebirg beſaß auch ihre Wiſſenſchaft an „Hof“etiquette und Ceremonie, die man erſt erlernen mußte.

Die Knechte und Mägde verließen jetzt die Stube — nicht zur Arbeit, denn es war noch zweiter Feiertag, ſondern um abermals einen Pfingſtſchlendergang durch die weitzerſtreuten Höfe anzutreten — und Erwin Curtmann drehte ſich, nachdem er das Frühſtück zu ſich genommen, plötzlich gegen ſeinen ſtumm mit der Sonntagspfeife beſchäftigten Wirth und ſprach das Gedankenergebniß aus, zu dem er unter Beihülfe der Sonne vor dem Verlaſſen des Bettes gelangt war. Ein wenig ungewiß kam's ihm vom Mund, daß er den Wunſch gehabt einige Tage irgendwo auf der Höhe zu bleiben, um von dort in der Nachbarſchaft herumzuſtreifen — und nirgend könne beſſere Luft ſein, als hier, und ſchöner auch nicht — vor Allem ſei er einmal da und es gefalle ihm ſicher nichts mehr ſo gut, und — der Sprecher fühlte, daß er hier über den ſchwierigſten und abſonderlichſten Punkt wegzukommen ſuchen mußte — es würde ihm eine große Freude ſein, wenn er ſeine Aufnahme ſo lang im Haus mit Etwas, das dem Bauer recht gefalle, vergelten könne —

Der junge Student befand ſich über die muthmaßliche Aufnahme ſeines Wunſches nicht recht im Klaren, und auch das Geſicht Ketterls drückte gleiche Unkenntniß nach dieſer Richtung aus. Etwas Derartiges hatte ſich fraglos noch nie auf dem Hof zugetragen, und überraſcht, mit verhaltenem Athem ſchaute ſie erwartungsvoll auf den Vater. Cyriak Hablützels Miene veränderte ſich dagegen nicht um Haaresbreite, er hob nur den Kopf etwas und antwortete: „So? So? Do bliwe möchtet 'S. Jo, 's iſch bigott a g'ſunde Luft. Schaug'n's, dös muaß d' Herre mit'm Ketterl verredn, dös im Hus iſch ſei' Sach. Mi fallt's nöt z'wider, awer's Mädle — i ſoag nüt.“

Der Höchſtbauer ſtand von der Bank auf und ſchlürfte gleichmüthig aus der Thür, Curtmann drehte ſich gegen das allein mit ihm zurückgebliebene Mädchen herum: „Ja, Ketterl — wenn Du die Fürſtin hier biſt und im Haus zu ſagen haſt — da ſag' mir's auch, ſoll ich dableiben oder gehn?“

Ihr achtſam aufmerkſames Ohr hatte ſich ſchon ſo an ſeinen fremden Sprachklang gewöhnt, daß ſie nicht mehr wie auf dem Markt über die Hälfte ſeiner Worte nicht begriff, ſondern ſie verſtand Alles und erwiderte raſch: „I bi gar kei Fürſchtin“ — und ſie lachte und ſeufzte ganz leis in Einem dazu, als hätt' ſie nichts dawider, es zu ſein — „awer wann i's ſein thät, thät i b'fehle, daß 's Ketterl All's thun müßt, was der Herr von'm heiſche thät, wann's Ketterl 'm Herrn b'fehle därft, daß er do blieb.“

An der Antwort war Alles ſo niedlich und natürlich anmuthig, der Ton, der Sinn, die kindliche und doch auch ſich klug ausdrückende Form und nicht am Wenigſten das glückliche, mit hellen Augen bejahend dreinnickende Geſicht, daß Erwin Curtmann ihre Hand ergriff und freudig ſagte: „Da hab' vorweg ſchönen Dank, Ketterl, ich denke, wir werden uns ſchon ein paar Tage miteinander vertragen.“

Sie lachte: „Ja, worum ſollte mer's dann net?“ Ihr Vater kam aus dem Nebenraum zurück, hatte den Feſttagshut auf dem Kopf und fragte, ohne ſich nach dem Ausgang der Verhandlung zwiſchen ſeiner Tochter und dem Gaſt zu erkundigen, ob dieſer einen Morgengang in's Feld mitmachen wolle. Der Aufgeforderte war gern dazu bereit, und ſie traten zuſammen in den köſtlichen Sommertag hinaus.

Curtmann hatte bei der ſpätabendlichen Ankunft kaum mehr etwas Anderes als einen ſchwarzen Schattenriß über dem ihn heranziehenden Lichtſchein gewahrt und ſah jetzt erſt den ſtattlichen Bau und Umfang des Gehöfts. Das mächtige, mit ſilbergrauen Schindeln bedeckte Dach wölbte ſich vorn weit über die zahlreichen grünen Fenſterſtöcke des oberen Wohngeſchoſſes, nach rückwärts dagegen grub es ſich in den Raſenboden der Berglehne hinein, an der das Haus ſtand; ſo führte eine ebenerdige Zufahrt von hinten durch ein großes Scheunenthor in den Heuraum, welchen man von der Vorderſeite erſt vermittelſt des Anſtiegs zweier Treppen erreichte. Das ganze Gebäude war tadellos gehalten, ohne das geringſte „Unthätle“; über dem Vorgiebel prangte die buntbeflitterte Pfingſtkrone. Feſtlich ſauber gekehrt lag der Hofraum nebenan, ſelbſt die Aufſtaffelung des Düngers beſaß eine gewiſſe feiertägige Architektur, und die Federkleider vielfältig durcheinander wimmelnder Hühner und Haustauben erſchienen wie friſch aus der Wäſche gekommen. Ein Rundblick ließ die Berechtigung des Namens „Höchſtbauer“ erkennen. Der Hof ſchaute weit über die geſammte Thalmulde der Hochebene mit ihren übrigen Wohnſtätten hinweg, Felder und Wieſen auf ſanft geneigten Hängen zogen ſich vom Gehöft abwärts; über dieſem aber gipfelten ſich mäßig anſteigende, kahle Steinmatten, oft von großem

grauen Felsgeblöck durchſetzt, dann kam erſt eben friſch grünender Laubbuſch und als letzte hohe Krone drüber dunkler Tannenwald. Die ganze Landſchaft umher war einfach, allein wohin man blickte, zog ſie das Auge und den Fuß mit geheimem Anreiz in ihre Stille, zu den ſonnigen Geſteinhalden und reglosen Waldrändern hinan. Wie der junge Student mit Cyriak Hablützel durch die Aecker des letzteren hinwanderte, klang über Allem kein Laut als Lerchengetriller und das Wettkrähen zweier Hähne auf weit auseinander belegenen Höfen. Schrill und ſiegsgewiß ſchmetterte der nähere jedesmal ſeinen Ruf hinaus und hob triumphirend, den letzten Schrei zu behalten, den flammend rothbekammtem Kopf. Aber jedesmal kam's dennoch wieder unendlich weit her, wie ein in der Sonnenluft zerrinnendes Echo zurück, daß Menſchengehör es oft kaum vernahm. Das Ohr des herausgeforderten Rivalen jedoch hatte nichts Anderes zu thun, als auf das Verſtummen oder Entgegnen in der unbekannten Ferne hinüberzuhorchen, und er ſchleuderte aus dick aufgekollertem Hals wieder lautes Zeugniß ſeiner unermüdlichen Hahnesehre in den Pfingſtmontag hinein.

Ganz anders klang das hier oben, als ein Hahnſchrei vom dumpfen Hofraum eines Stadthauſes, und ganz anders erſchien auch der Bauer hier oben als am Markttag drunten in den Straßen. Aeußerlich bot er wohl in Allem die gleiche Erſcheinung, aber er ging hier auf ſeinem Beſitzthum, ſeiner Heimatsſcholle und war ein lebendiges Stück von ihr; derb, grobfaſerig und mundkarg wie ſie, doch auch ſicher, ausdauernd und geſund wie ſie. Langſam breitſpurig hinwandernd, zeigte der Höchſtbauer ſeinem Gaſt mit der Pfeifenſpitze, was ihm eigen gehörte. Und ſeine Bewegungen paßten in dieſen Rahmen; nach den Begriffen eines Tanzmeiſters gewiß immer noch plump, lächerlich, horrible, waren ſie hier doch die eines königlichen Tölpels und philoſophiſchen Rüpels. So war er, ging und ſtand er auf ſeinem ererbten Grund. Und er konnte ſich's leiſten, zu ſein, wie er war und wie ſeine Vorväter geweſen. Wer ihn nicht ſo wollte, der blieb weg. Das focht ihn gewiß nicht an; auch das konnt' er ſich leiſten.

Erwin Curtmann war beſonders über die Ausdehnung des zum Hof gehörigen Grund und Bodens erſtaunt, wenn der letztere allerdings zu großen Theilen auch aus unfruchtbaren, ſteinigten Matten beſtand. Unwillkürlich ſagte er bei der Heimkehr von ihrem Morgenumgang, daß der Name Hablützel eigentlich nicht auf den Höchſtbauern paſſe. Dieſer verſtand's nicht, warum, und fragte; der junge Student erwiderte, Hablützel ſei ein altes deutſches Wort und bedeute Einen, der „wenig habe". Da lachte der Bauer zum erſtenmal kurz mit einem trocknen Kehlton: „Jo jo, 's iſch ſcho ebbes für'ſch Ketterl, wann's emol an Bub'n heirath', der koan Lump iſch."

(Schluß folgt.)

P. K. Rosegger.

Eine Lebens- und Charakter-Skizze

von

Adalbert V. Svoboda.

— München. —

Es war im Herbste des Jahres 1864, als mir, damals Leiter des deutschliberalen Journals: „Grazer Tagespost", ein Bündel stark zerlesener Manuscripte zugeschickt wurde, welche Gedichte und Novellen mit Illustrationen enthielten. Ich las den Inhalt dieser Manuscripte mit steigendem Interesse; es kümmerte mich wenig, daß der Verfasser sich abseits von den Regeln der Orthographie hielt. Seine schlichte, ergreifende Art des Erzählens, der leidenschaftliche Ton seiner Gedichte wiesen auf eine kräftige, dichterische Begabung hin; selbst die mit Wasserfarben überzogenen Zeichnungen, welche den Text der Novellen beleben sollten, waren originell entworfen und würdigten mit besonderer Vorliebe und in naiv unverhohlener Weise die Reize der weiblichen Jugend.

Ich machte in der „Tagespost" vom 2. December 1864 auf den Verfasser dieser Novellen und Gedichte in einem Feuilleton aufmerksam, welches: „Ein steierischer Volksdichter" überschrieben war, brachte in demselben Proben aus den Schriften des mir persönlich unbekannten Dichters und empfahl die weitere Ausbildung desselben. Daraufhin bekam Peter K. Rosegger — dies war der steierische Volksdichter — von mehreren Seiten Bücher in sein Heimatsdorf Krieglach-Alpel im steierischen Oberlande zugeschickt. Wie er dann nach Graz kam, welche Anstalten getroffen wurden, um seine Weiterbildung zu vermitteln, erzählt Rosegger selbst im 12. Bande seiner gesammelten Schriften in dem Aufsatze: „Am Wanderstabe meines Lebens."

Geboren wurde P. K. Rosegger am 31. Juli 1843 mitten unter weiten Gebirgswäldern in einem Bauernhofe. Seine Mutter war die Tochter

eines Kohlenbrenners. Von ihr erbte Peter Rosegger all' das Positive, was ihn später zum Dichten und zur Schriftstellerei gedrängt hat: eine helle, erregbare Auffassungsgabe, welche in menschliches Eigenwesen mit scharfem Blicke einzudringen versteht, sowie die Fähigkeit, landschaftliche Schönheiten und Stimmungen zu beobachten, nachzuempfinden und das unmittelbar Erschaute frisch, wahr und lebendig zu schildern.

Rosegger spricht von seiner Mutter in seinen Schriften mit einer rührenden Gefühlswärme, anerkennt ihre „Güte, Wohlthätigkeit, Redlichkeit, Wahrheitsliebe und Duldung", und macht sich Vorwürfe darüber, daß er das Mutterherz genommen, „wie man den Morgenhauch, den Sonnenschein nimmt, ohne dafür zu danken". „Das Beste in mir — ich habe es von ihr, sie hatte in sich eine ganze Welt voll Poesie —", rühmt Rosegger von seiner Mutter. Sie sang ihm Lieder vor und erzählte ihm, ihrem Lieblingssohne, Sagen und Märchen. Kein Zweifel, daß dieses Singen und Sagen der Mutter, welche ihr Lebelang von der Poesie des Waldes umfangen war, die Phantasie des kleinen Petrus zu eigenem Schaffen und Gestalten angeregt hat. Die letzte Krankheit und den Tod seiner Mutter schildert Rosegger in seinem Buche: „Waldheimat"; — beim Lesen des Aufsatzes: „Von meiner Mutter" werden auch Demjenigen, der sich durch das gedruckte Wort nicht leicht rühren läßt, die Augen oft naß. Es birgt sich in diesem Aufsatze echte Poesie, welche aus einem warm und tief empfindenden Gemüthe hervorquillt. Der Vorwurf, welchen sich Rosegger darüber gemacht, daß er das Mutterherz hingenommen, „wie man den Morgenhauch, den Sonnenschein nimmt, ohne dafür zu danken", ist unberechtigt; sein Dank für den Sonnenschein treuer Mutterliebe ist ein vollgiltiger. Schönere Immortellen kann ein braver Sohn auf das Grab seiner Mutter nicht legen, als es Rosegger gethan.

Daß der kleine Peter Rosegger überhaupt Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten hat, dankt er einem Freunde und einem Gegner der revolutionären Bewegung des Jahres 1848. In einer Nachbarspfarre geriethen nämlich Pfarrer und Schullehrer der Neuerungen wegen in Streit, in welchem der Vertreter des Fortschrittes, der Lehrer, unterlag. Der Pfarrer vertrieb im Reactionsjahre 1849 den freisinnigen Schullehrer, welcher in die Gemeinde Alpel gekommen war, wo er Aufnahme gefunden hat. Für Kost und Tabaksgeld unterwies er die Jugend des Dorfes, welche ihm von Haus zu Haus folgte. Von diesem geächteten Lehrer nun lernte Rosegger die Elemente der Schriftstellerei: das Lesen und Schreiben.

Am eifrigen Schulbesuche hinderten den kleinen Waldpeter allerlei landwirthschaftliche Verpflichtungen und dann sein großer Haß gegen das Rechnen. Er besuchte gern in der Kirche Predigten und hörte da zum ersten Male das Hochdeutsche. Als Kind sprach Rosegger die Mundart der „Jackelländer", welche vor vielen Jahrhunderten aus Schwaben nach Steiermark eingewandert sein sollen. Der kleine Rosegger las gern geistliche Bücher

und hielt Predigten aus dem Stegreif. Die Mutter erblickte darin Anzeichen einer ganz besonderen Eignung zum geistlichen Berufe und wollte ihren Sohn studiren lassen, „wenn es nichts thät kosten".

Der Vater Roseggers war durch eine Reihe von Elementarunfällen verarmt und hatte als ausnehmend frommer Mann nichts dagegen einzuwenden, daß sein Sohn nach Graz gehe, um dort Geistlicher zu werden. Die Mutter brachte ihren Lieblingssohn nach Birkfeld zum Pfarrer, welcher sich bereit erklärte, den Jungen im Latein zu unterrichten und Einiges für ihn zu thun, daß er in den Studien fortkomme. Peter kam als Candidat des geistlichen Standes zu einem Bauern in die Pflege; die Derbheiten der Hausföhne und das Heimweh nach Vater und Mutter, nach Bergen und Wäldern veranlaßten den kleinen Petrus, nach drei Tagen aus Birkfeld zu entfliehen. Er brach Nachts auf und war am nächsten Morgen in seinem Heimatsorte wieder angekommen. Das Heimweh, diese elementare Gemüthskrankheit, ist seither die Quelle vieler Leiden für Rosegger geblieben. Begab sich Rosegger auf Reisen, so trat die Sehnsucht nach der Heimat immer heftiger bei ihm auf und zwang ihn gewöhnlich, die Rückreise zu beschleunigen. Auch in den letzten Jahren war Rosegger gewohnt, aus Graz nach Krieglach auf einige Tage zu fliehen, wenn ihn irgend eine Herzensverlegenheit drückte. Eine seiner anmuthenden Novellen „Lex von Gutenhag" ist eine Geschichte vom Heimweh und von der Art, wie man dasselbe durch moralische Entschlußkraft bekämpfen kann.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß in den belletristischen Erzeugnissen Roseggers die Eindrücke seiner Jugend voll anklingen. Der Glaube, welcher das zarte Herz des Knaben erfüllt hat, schürzt und löst in manchen Dorfgeschichten Roseggers den Knoten und dieselbe elementare Gewalt, welche ihn an die heimatliche Scholle und an Jugendeindrücke gefesselt hält, läßt es bei ihrem conservativen Einflusse nicht zu, daß er sich mit Behagen einer philosophischen Lebensanschauung hingebe, welche sich kühn von allen Täuschungen der Phantasie losreißt.

In seinem Vorworte zu den „Aelplern — Wald- und Dorftypen" spricht Rosegger selbst von der „fast elementaren Abneigung des Landmannes gegen Schule und Welt". Er meint: „Nicht allein die Unwissenheit, mehr noch die Heimatsliebe, das Heimweh, der Hang zu den Traditionen, zum Religiösen und überhaupt zum Conservativen seien der mächtige Hüter der volksthümlichen Ursprünglichkeit" — und bemerkt von sich selbst: „Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolkes zu vertiefen, erst zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Ueberfeinerung abgestumpfte und flache Wesen der Städter und der sogenannten großen Welt kennen gelernt hatte." Im Aprilheft der Zeitschrift „Heimgarten" (Jahrgang 1885) sagt Rosegger in den „Bekenntnissen aus meinem Weltleben": „Mir graut vor großen Städten; ich halte sie für ein Unglück." Solche Behauptungen sind für die Grundansichten Roseggers über Welt und Leben, über Naturhörig-

keit und Culturbedürfniß bezeichnend. Ohne diese Grundanschauungen hätte sich jedoch Rosegger als Dichter kaum so ursprünglich entwickelt und seine Darstellungsweise besäße nicht jenen ganz besonderen Reiz liebenswürdiger Naivetät und naturfrischer Laune, welche sie in Wirklichkeit so auszeichnet.

Doch zurück zu Roseggers Jugendgeschichte. Nach seiner Heimwehflucht aus Birkfeld trat Rosegger zum ersten Male in Fühlung mit der deutschen Literatur. Eine Frau in Krieglach lieh ihm nämlich Jugendschriften, Gedichte, Reisebeschreibungen, Zeitschriften und Volkskalender zum Lesen. In einem Kalender fand der kleine Waldgelehrte eine Dorfgeschichte von August Silberstein. Spricht man überhaupt von literarischen Pathenschaften bei einem Schriftsteller, so dankt Rosegger vor Allem dieser Krieglacher Dame die Bekanntschaft mit Schöpfungen des deutschen Schriftthums und dem Dichter August Silberstein verdankt er den ersten Impuls, selbst auch Dorfgeschichten zu verfassen.

Rosegger schrieb nun selbst an Kalendern, welche als Manuscript bei Bauern von Hand zu Hand gingen und eifrig gelesen wurden; er machte Gedichte und versah sie mit Illustrationen; er beschrieb Reisen in nie gesehene Länder und dichtete Dramen. Es verließ ihn nicht mehr der Drang zu dichten und zu fabuliren.

Als er 1860 bei einem Schneidermeister in die Lehre trat, wanderte er fünf Jahre lang von Bauernhof zu Bauernhof, machte Kleider für Landleute, Verse und Novellen für sich. Im Ganzen hat P. K. Rosegger an der Seite seines Meisters in mehr als 60 Bauernhäusern gearbeitet und lernte dabei ländliche Sitten und Charaktere kennen. Es hat also auch die Schneiderei viel dazu beigetragen, um für die später verfaßten Bauerngeschichten Rosegger brauchbares Material zurechtzulegen.

Die ersten literarischen Versuche Roseggers, welche bis zum Jahre 1864 reichen, waren es eben, welche er mir nach Graz zur Durchsicht geschickt hat. Das Feuilleton der „Tagespost": „Ein steirischer Volksdichter" hatte u. A. die Folge, daß Rosegger von einem Buchhändler nach Laibach berufen wurde, um in dessen Leihbibliothek eine Stelle anzunehmen. Nach einigen Tagen schon faßte den jungen Dichter ein so unbesiegbares Heimweh, daß er seine Entlassung nahm und sich nach Steiermark zurückbegab. In Graz angekommen, trat er in die Handelsakademie als Schüler ein; dieses trefflich geleitete Institut nahm den 22jährigen Jüngling in geistige Pflege und behandelte ihn mit verständnißvollem Wohlwollen; namentlich that dies der damalige Director Dawidowsky.

Rosegger wurde auf der Handelsakademie u. A. auch mit den Schriften Stifters bekannt, welche auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht und ihm gezeigt hatten, wie Volk und Natur von eines Dichters Auge beobachtet werden. Im Jahre 1869 verließ P. Rosegger die Grazer Handelsakademie und fast gleichzeitig erschien ein Band seiner Dialektgedichte, welche Rosegger während der Studienzeit verfaßt und unter dem Titel: „Zither und Hack-

brett" veröffentlicht hatte. Robert Hamerling hat dieſes Buch mit einem Vorworte verſehen, in welchem auf die originelle Begabung des Dichters mit jenem Verſtändniß und Wohlwollen aufmerkſam gemacht wurde, welches ſeither der berühmte ältere Poet ſeinem jüngeren Strebensgenoſſen treu erhalten hat. Roſegger ſchreibt dieſem literariſchen Liebesdienſte den ſchönen Erfolg ſeines Erſtlingswerkes zu.

Wenige Monate ſpäter hat Roſegger einen neuen Band ſeiner Gedichte in ſteieriſcher Mundart unter dem Titel: „Tannenharz und Fichtennadeln" im Druck erſcheinen laſſen, worauf bald die Schrift: „Sittenbilder aus dem ſteieriſchen Oberlande" folgte.

Roſegger bereiſte 1869 das deutſche Alpenland und im nächſten Jahre Norddeutſchland. Er kam bis zur Inſel Rügen, fuhr zur See nach Holland und begab ſich dann in die Schweiz, wo er ſich der ſteieriſchen Berge mit einer ſolchen Lebendigkeit erinnerte, daß er eilends wieder ſeine Heimat aufſuchte. Als er zwei Jahre ſpäter nach Italien gekommen war, erfaßte ihn ebenfalls ein ſo heftiges Heimweh in Neapel, daß er in Eilfahrten nach Steiermark zurückkehrte.

In dem Buche: „Am Wanderſtabe" erzählt Roſegger allerlei intereſſante Reiſeerfahrungen; ſo ſchildert er eine nächtliche Fahrt auf Uſedom. Roſegger ſaß in einer Poſtkutſche neben einer Frau, die in tiefen Schlaf verſunken ſchien und welcher ein Mann ſtill gegenüberſaß. Der Sturm zauſte und jagte auf der Haide den Nebel, tauſend Zerrformen aus demſelben bildend und wieder vernichtend. Um 1 Uhr Nachts graute der Tag und der Poſtwagen blieb mitten in der Haide ſtehen. Der Reiſegenoſſe Roſeggers hob die ſtarrgeſtreckte Frau aus dem Wagen und trug ſie abſeits von der Straße in das dämmernde Morgenlicht. Die Frau war todt; der ſie trug war ihr Gatte. Mann und Frau hatten das Grab ihres einzigen Sohnes beſucht, welcher in ſeinem Berufe als Seemann verunglückt war. Die Frau ſank auf dem Grabe des Sohnes zuſammen; ein Herzſchlag hatte ſie getroffen. Der alte Mann wollte ſich von der Leiche ſeines Weibes nicht trennen. Zu arm, um die Koſten für die Ueberführung der Leiche zu bezahlen, beſchwor er den Poſtillon, ſein todtes Weib als Fahrgaſt mitzunehmen. Dies geſchah, und ſo kam es, daß unſer Dichter neben einer Todten Nachts über die Haide von Uſedom gefahren iſt.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß P. K. Roſegger als Schriftſteller ein Glückskind iſt. Er fand auf ſeinen Lebenswegen immer Männer, welche ihm freundlich die Hand boten, wenn es galt, vorwärts zu kommen. Im Jahre 1870 lud ihn der Peſter Verlagsbuchhändler Guſtav Heckenaſt, ein gebildeter und gutmüthiger Mann, ein, für ſeinen Verlag ein Buch zu ſchreiben. Das erſte Buch Roſeggers, welches Heckenaſt verlegt hatte, waren die „Geſchichten aus Steiermark". Bis zu ſeinem Todesjahre (1878) hat Heckenaſt in 14 Bänden Roſegger'ſche Schriften nebſt ſechs Jahrgängen eines Volkskalenders herausgegeben.

Es iſt immer Merkmal der reichen Begabung eines Dichters, wenn er leicht, viel und Gutes producirt. Fruchtbaren und zugleich tüchtigen Dichtern gegenüber iſt der Vorwurf des Vielſchreibens ein platter und ungerechter. Je mehr ſie ſchreiben, deſto häufiger leuchtet in ihren literariſchen Erzeugniſſen fein gefaßtes Gedankengold auf. In den zwanzig Bänden der geſammelten Schriften von Roſegger, welche ſeit 1882 (in A. Hartlebens Verlag, Wien) erſchienen ſind, giebt es Erzählungen und Schilderungen, deren Werth ein hochanzuſchlagender und nachhaltiger iſt. In ſeinen Liebesgeſchichten: „Mann und Weib" nennt ſich eine Novelle: „Felix der Begehrte." Das iſt ein wahres Juwel von einer Dorfgeſchichte. Wenn einmal nach Jahrhunderten ein Schriftſteller daran gehen wird, eine Anthologie der gelungenſten deutſchen Dorfgeſchichten herauszugeben, ſo kann er dieſe Novelle unbedenklich als eine poetiſche Muſterarbeit aufnehmen. Inhaltlich und ſtiliſtiſch iſt dieſer „begehrte Felix" ein Cabinetſtück. Die Charakteriſtik darin iſt ſcharf, anſchaulich und plaſtiſch; die Handlung einfach, geſchickt gebaut, — die Situationen ſind ſpannend, die Sprache edel, knapp, friſch.

Lieſt man mit ſtrengem kritiſchen Blick und ohne Voreingenommenheit die Bauerngeſchichten Roſeggers, ſo muthen die meiſten durch ihren präciſen, klaren, urſprünglichen Stil, durch die künſtleriſch abgewogene Schilderung der Charaktere, ſowie durch das Geſchick an, mit welchem der Dichter den Erzählungsſtoff am Kerne packt. Er führt mit wenigen Sätzen den Leſer mitten in eine ſpannende Scene, fördert ohne Umſchweife und ohne breites Reden den Gang der Handlung und erzählt bald in witziger, bald in poetiſcher, immer aber in feſſelnder Weiſe. Die Geſtalten der Wald- und Gebirgsidyllen Roſeggers ſind nicht idealiſirt; ſie ſind lebenstreu dargeſtellt und tragen die unverfälſchte Patina ihrer Naturhörigkeit und ländlichen Beſchränktheit. Roſegger ſchildert in ſeinen Erzählungen Landleute nicht beſſer als ſie ſind; er ſtellt ihre Güte oder Verſchmitztheit, die Selbſttäuſchungen ihrer Unwiſſenheit, die Eigenart ihres Denkens und Empfindens am liebſten durch den Dialog in ſcharfe Beleuchtung. Trotz der Lebenswahrheit ſeiner dorfgeſchichtlichen Figuren bleibt Roſegger gleichwohl ſtets ſeinem Grundſatze getreu: „Wenn die Kunſt nicht ſchöner iſt als das Leben, ſo hat ſie keinen Zweck."

Das Ausmalen heiterer Situationen gelingt unſerem Idyllendichter vortrefflich. Er nimmt paſtoſe Farben auf ſeine Palette und malt mit breitem Pinſel; allein dies hindert nicht, ſondern fördert die Wirkſamkeit der Scenen, welche er ſchildert, um ſo mehr, als er bei der Entwickelung des dramatiſchen Stoffes in ſeinen Erzählungen die Unwahrſcheinlichkeit mit geſundem Tacte immer aus dem Spiele läßt. Eine nicht zu verſchmähende Eigenart der Muſe Roſeggers iſt es, daß ſie ab und zu decolletirt auftritt; es wäre ein Fehler, wenn ſie ihre Reize immer verhüllt ließe. Als Hörige des Glaubens verehren Bauern bekanntlich alles Ueberſinnliche, weil ſie darin ihre idealen Intereſſen ausgedrückt ſehen; — als Menſchen jedoch

können sie nicht anders als sinnlich sein. Ein feinfühliger Schilderer von Bauernsitten, wie es Rosegger ist, verwerthet nun die naturgerechten Ausdrucksmittel einer lebhaften Neigung mit naiver Aufrichtigkeit, aber auch mit einem gewissen Rückhalt.

Der Sinnlichkeit der innig Liebenden entsprühen zwar Funken, allein das Auflodern der Leidenschaft entrückt Rosegger der Beschreibung, oder er läßt den Zufall als Agenten der Wohlanständigkeit im geeigneten Zeitpunkte auftreten. Man lernt diese Eigenart keuscher Sinnlichkeit u. A. in dem Novellenkranze „Die sieben Todsünden" kennen. In den meisten dieser, mit guter Laune erfundenen Dorfgeschichten weiß Rosegger die Wünsche einer vom Culturzwange unberührten Neigung fein und discret darzustellen. Im richtigen Augenblicke stellt sich jedoch ein Hinderniß ein, damit der poetische Reiz einer Liebesscene gerettet werde.

In seinem Buche „Das Volksleben in Steiermark" schildert Rosegger in der Skizze: „Der Jungfrauentag" die Klugheit eines Dorfmädchens, welches am Frohnleichnamstage zur Bescheinigung seiner tadellosen Jungfräulichkeit mit einem „naturgrünen" Kranze auf dem Haupte zur Kirche gehen soll. Rosegger brennt ein kleines Feuerwerk von Witzen und Naivetäten ab, um die Verlegenheit der jungen Dorfschönen zu motiviren, „welche sich zwar gleich mit der Schürze den Mund gewischt hat, nachdem der Schnurrbart des Freundes in einem leidenschaftlichen Augenblicke an ihr Näschen angestrichen ist," — die „aber doch unseren Herrgott nicht betrügen will" und deshalb den Schlüssel des Kleiderkastens am Frohnleichnamstage verloren sein läßt, um nicht die Kirche besuchen zu müssen.

Es ist eine Specialität der Darstellungskunst Roseggers, daß er die Sinnlichkeit naturschlichter Menschen mit einer Frische und zugleich mit einem Tacte zu schildern versteht, daß darüber selbst die Pensionatsprüderie lächeln kann.

Wie meisterhaft Rosegger den Glauben an die Lebenswahrheit seiner Gestalten festzuhalten und das Mitgefühl für dieselben zu erfassen versteht, zeigt sich auch bei jenen Blättern, welche an sich einen kleinen Stoff behandeln. So beschreibt er in der „Waldheimat — Erinnerungen aus der Jugendzeit", u. A. das Bestatten des Kindes einer Sennerin in einer Weise, welche das Mitempfinden kräftig anspricht, und dasselbe bis zum Schlusse der lebendigen Schilderung fesselt.

Ergreifend erzählt ist auch Roseggers Idyll: „Beim wilden Peter auf der Ster". Es behandelt die Gewissensehe eines Paares, welchem das legitime Heirathen der Armuth wegen nicht gestattet wurde. Er war Soldat und erhielt — dienstunfähig geworden — die Erlaubniß zu betteln, aber nicht zu heirathen. So kam es, daß er seiner Kinder und seines Weibes wegen Wildschütz wurde, daß er in einer einsamen Gebirgshütte wohnte, — gefürchtet von Allen, welche den Grund der Weltabgeschiedenheit und Verdrossenheit des „wilden Peters" nicht kannten.

Oft führt der Dichter ſeinen Leſer in eine hochpoetiſche Situation und unterläßt es, dieſelbe breit auszumalen; er überläßt dies der Phantaſie des Leſers und gerade darin liegt ein beſonderer Reiz.

Roſegger liebt es nicht, in ſeine Schilderungen viel Redeblumen einzuflechten, weil ſie den Stil oft ſchwülſtig machen. Gleichwohl ſind Roſeggers Erzählungen reich an poetiſchen Einfällen; man ſieht dies u. A. in dem reizenden Idyll: „Als ich im Walde beim Käthele war.“ Das Käthele iſt die Tochter eines Holzhändlers, bei welchem der Knabe Roſegger eine Zeit lang wohnt. Das Mädchen erzählte nun ſeinem kleinen Gaſte im Vertrauen, „wenn es ſo ganz ſtill ſei und nur die Hummel brumme, oder ein Lüftchen wiſpere, da gehe Gott durch den Wald. Gott ſei größer, wie der allergrößte Baum, aber er kümmere ſich um jedes Reblein und wenn wo eine Ameiſe krieche, die ſich einen Fuß abgetreten, ſo helfe er ihr weiter, und wenn wo ein Blümlein ſtünde, das nicht aufwachſen kann, weil ihm ein Steinchen anliegt, ſo neige ſich der liebe Gott auf die Erde und thue dem Blümlein den Stein vom Herzen.“ Iſt dies nicht Poeſie? —

Käthele faßt in ihrem zarten Mädchenherzen Neigung für den kleinen Waldpeter; es zieht ihn eines Tages zwiſchen den Bäumen und durch Geſträuche tief in den Hochwald. Dort blieb Käthchen ſtehen, blickte verwirrt um ſich, faßte des Knaben Hände, legte ſie in ihren Schooß, neigte das Haupt vor gegen ſeine Stirne und flüſterte: „Du biſt mein lieber Waldbauernbub.“ Dabei war die kleine Zärtliche geröthet, ließ ihre Haarſträhne über ihr Geſicht niedergleiten, damit ihr Freund nicht ſehe, wie es glühte. Hierauf erhoben ſich die beiden Kinder und gingen durch den Wald, wie ſie gekommen waren. Wird da das Keimen und Knoſpen der ihrer ſelbſt kaum bewußten Neigung in einem jungen Mädchenherzen nicht mit poetiſchem Feinſinn und mit der reizendſten Naivetät geſchildert?

Mit dem ſcharfen Auge eines Landſchaftsmalers erſpäht Roſegger die Schönheiten von Gebirgen und Waldthälern und weiß ſie mit einer Beredtſamkeit zu ſchildern, welche auch der ſtrengſte Beurtheiler der Schriften dieſes Dichters uneingeſchränkt anerkennen wird. Elementare Ereigniſſe verſteht Roſegger mit einer Lebendigkeit und Kraft zu beſchreiben, über welche nur ein ungewöhnlicher Dichter verfügt. Beſonders ſind es Stürme, Bergſtürze und Waldbrände, die von Roſegger auf das anſchaulichſte geſchildert werden. Was von Landſchaftsmalern Stimmung genannt wird, das verſteht Roſegger durch ſeine vortrefflichen Naturſchilderungen für ſeine Novellen zu erzielen. Auch das Thierleben beobachtet Roſegger mit liebevoller Theilnahme. In dem Idyll: „Der Ameisler“ tritt ſeine ſorgfältige Betrachtung des Inſectenlebens hervor. Der Dichter ſchildert die Arbeitstheilung in der Republik der Ameiſen, ſowie die Klugheit, den Gemeinſinn und die Lebensenergie dieſer Inſecten. Die philoſophiſch angehauchten Vergleiche, welche Roſegger zwiſchen dem Thier- und Menſchenleben zieht, enthalten zutreffende Pointen.

Roſegger giebt in ſeinen bukoliſchen Federzeichnungen manchen Beſcheid

von thierpſychologiſchem Intereſſe. So erzählt er u. A. von Kühen, welche beim Melken nur dann Milch laſſen, wenn die Mägde mit ihnen laut ſprechen oder ſingen. Eine Kuh habe nur dann Milch gegeben, wenn ihr eine beſtimmte Magd ein melancholiſches Lied „vom Lazarus" vorgeſungen hat; alle anderen Melkverſuche wies ſie durch einen Ausſchlag mit dem Hinterfuße energiſch zurück.

Nicht blos die lebendige Poeſie, welche im Buche der Natur verzeichnet ſteht, weiß Roſegger zu verdolmetſchen, ſondern — wie ſchon erwähnt wurde — auch die Poeſie des Glaubens. Im Letzteren wurzelt bekanntlich bei Wald- und Gebirgsbewohnern die Welt- und Lebensanſchauung; der Glaube lenkt ihr Denken und Empfinden, beherrſcht ihr Hoffen und ihre Selbſttäuſchungen, tröſtet ſie bei Entbehrungen und bei harten Heimſuchungen. Roſegger kann bei ſeinen Dorfgeſchichten vom Glauben nicht abſehen, weil es glaubenloſe Bauern nicht giebt; er bekennt in ſeiner Selbſtbiographie, daß ſeine Weltanſchauung in Grundſtrichen ſchon gezogen war, als er aus bäuerlichen Kreiſen heraustrat. Er geſteht, daß aus „der Philoſophie der modernen Naturgeſchichte, ſo anregend dieſelbe ſonſt auch wirken mag, für Poeten nicht viel zu holen ſei —" und daß er „in der Claviatur des Weltlebens den rechten Ton nicht mehr zu finden vermochte".

Wenn ein Dichter von der Qualität Roſeggers ein Buch von jenem Schlage in die Hand bekommt, wie es Büchners „Kraft und Stoff" iſt, wo Richtiges neben Unwiſſenſchaftlichem ſteht, ſo muß er ſich allerdings beunruhigt fühlen. Nimmt er etwa Ludwig Noirés Buch: „Der moniſtiſche Gedanke" zur Hand und findet darin ſcharfſinnig den abſtracten Begriff: „Kraft" zerpflückt, ſo kann er mit Recht über den unwiſſenſchaftlichen Grundton in Büchners „Kraft und Stoff" klagen. Die Wahrſätze der Wirklichkeitsphiloſophie faſſen erſt nach jahrelanger ſelbſtändiger Gedankenarbeit, nach eifrigem Lernen und Forſchen in der eigenen Ueberzeugung feſte Wurzel. Werden allgemeine Reflexionen gegen einen Unvorbereiteten wie „aus der Piſtole geſchoſſen", um eine Redewendung Hegels zu gebrauchen, ſo iſt er verblüfft, aber nicht überzeugt. Es lehnt ſich immer der Sinn eines an Glaubensidealen Hängenden gegen Alles auf, was dieſe Ideale zerſtören könnte.

Ich ſprach mit Roſegger zwei- bis dreimal über die hohe Bedeutung der Naturwiſſenſchaften, welche das Urtheil über Welt und Leben klären, ohne den Schwung des dichteriſchen Schaffens zu lähmen. Er gab mir im Jahre 1876 zu, daß die Erkenntniß des Naturwirklichen die Wahrheit enthalte, — allein es ſei dies eine „häßliche Wahrheit, zu der ſich der echte Poet nicht geſellen dürfe". Roſeger halte dafür, „daß der Geiſt der Naturwiſſenſchaften nicht in das Volk dringen ſolle; er fülle die Welt mit Egoismus aus und laſſe keinen Platz für Prieſter, Dichter und andere Idealiſten. Der Poet aber habe mehr mit dem Prieſter gemein, als mit dem Materialiſten.

So lange es ihm gelinge, die ſchöne Lüge von Menſchenglück und Ideal zu ſingen, nütze er den Menſchen."

Hielt ich meinem Freunde entgegen, daß es auch Ideale des Wiſſens gebe, mit welchen das Menſchenglück zuſammenhänge, ſo erwiderte er, daß „der Materialismus unglücklich und unzufrieden mache". „Andere mögen die ſogenannte Vernunft protegiren, er halte es mit dem ſogenannten Herzen."

In einer Skizze über Berthold Auerbach lobt es Roſegger am Verfaſſer der Schwarzwälder Dorfgeſchichten, „daß er kein Anhänger der atheiſtiſchen Secte, die ihren Cultus mit dem Unglauben treibt, daß er kein Anhänger des Skepticismus und der Peſſimiſten war, die ſich nur in dem Gedanken wohl fühlten, unglücklich zu ſein, und lobt es weiter, daß Berthold Auerbach ſeine Geſtalten mit einer „ſchickſalumfaſſenden verſöhnenden Philoſophie" durchgeiſtigt habe.

Wer wollte nun darüber rechten, daß mit einer bloßen Negation, wie es der Unglaube iſt, eigentlich kein Cultus getrieben werden könne, — daß der Skepticismus oft an der Schwelle der richtigen Einſicht ſtehe, — daß in einem bekannten Glauben ſehr viel Peſſimismus ſtecke, ohne dem Anſehen deſſelben zu ſchaden und daß der Begriff einer „ſchickſalumfaſſenden Philoſophie" ſchwer zu definiren wäre. Allein Roſegger macht von ſeinem Rechte Gebrauch, frei herauszuſagen, wie er gewiſſe Begriffe auffaßt. Man denke nur an den raſchen Weg, welchen die Selbſterziehung und die literariſche Leiſtungsfähigkeit Roſeggers vom Jahre 1864, wo er ſeine Bauernkalender unorthographiſch geſchrieben hat, bis zur Höhe ſeines poetiſchen Schaffens zurückgelegt hat, und man wird manche ſeiner paradoxen Anſichten mit milder Rückſicht hinnehmen. Freund Roſegger hat es im Uebrigen längſt eingeſehen, daß ſich zwar Wiſſen und Glauben nicht vertragen, daß aber die Ideale der Vernunft und des Herzens harmoniſch zuſammenklingen können, daß nur auf den Höhen der Einſicht die echte Vornehmheit des Fühlens, das edelmenſchliche Mitempfinden zur Entfaltung komme und das die Wahrſätze der Wirklichkeitsphiloſophie, welche aus dem Boden der geſchichtlichen und der Naturthatſachen emporwachſen, denn doch ein großes Vertrauen und keine Mißbilligung verdienen.

Dabei vergeſſe man nicht, daß gerade mit der Eigenſtändigkeit und Einſeitigkeit in der Entfaltung der ſtarken Begabung Roſeggers die anmuthende Eigenart und Urſprünglichkeit ſeiner Erzählweiſe zuſammenhänge. Ein Mann von philoſophiſcher Durchbildung würde es nie treffen, ſo prächtige Novellen zu ſchreiben, wie ſie Roſegger geſchaffen hat. Der Poet mit einer naiven Weltbetrachtung wird den Blick für eine Unmenge reizender Kleinigkeiten offen halten, welche für die Individualiſirung origineller Novellengeſtalten zu verwerthen nothwendig iſt. Ein Mann jedoch mit ſorgfältig geordnetem Fachwiſſen, ein Mann, der nur die Luft philoſophiſcher Reflexionen athmet, wird lieber ein neues Syſtem als eine Novelle ſchreiben; ihm gelänge nie das Verfaſſen einer ſo reizenden Geſchichte, wie es z. B.

Roſeggers Idyll: „Empor zu Gott!“ iſt. Dieſes ſchildert die Schickſale eines jungen warmherzigen Geiſtlichen, der ſich im Gebirge verirrt, nachdem er einen Sterbenden zu verſehen ausgegangen war. In dieſer einfachen Erzählung begegnet man Naturſchilderungen von ſo ergreifender Schönheit, die Poeſie des kindlichen Glaubens tönt in derſelben ſo ſchlicht und innig an, daß man ſich gern dem Zauber dieſer Darſtellungsweiſe überläßt. Roſegger verſteht es aber zugleich, den idealen Kern der chriſtlichen Liebe herauszuwenden, die Anſichten des Humanismus zu beleuchten, welche ſich von jeder confeſſionellen Beſchränkung loslöſen, ſo daß man gerade darin den wohlthätigen Einfluß der Lectüre rationaliſtiſcher Bücher erkennt. Roſegger „protegirt“ da — ſeinem eigenen Ausſpruche entgegen — die Sache der „freien Vernunft“ ebenſo, wie die Intereſſen des „ſogenannten Herzens“.

Wenn Roſegger auch aus einigen Novellen die Poeſie des Glaubens hervorſchimmern läßt, ſo vertritt er in anderen Erzählungen die Grundſätze jener Menſchenliebe, welche ſchon drei Jahrtauſende vor dem Chriſtenthume in der ägyptiſchen Papyrusliteratur ſo eindringlich empfohlen wurde und die ſpäter im altindiſchen und buddhiſtiſchen Schriftthum in herzgewinnender Weiſe als Grundgeſetz der ewigen, über confeſſionelle Schranken hinausgehobenen Sittlichkeit angeprieſen wurde. Roſegger ſagt darüber in ſeiner beſcheidenen Art: „Ich habe in meinen Schriften das allgemein Menſchliche und Gute befürwortet und habe die Gebote Gottes höher geſtellt als die der Kirche.“ „Die confeſſionellen Fachblätter haben das daran genommene Aergerniß durch die niedrige Art und Weiſe ihrer Angriffe gegen mich wettgemacht.“ Dieſe Angriffe klerikaler Blätter beweiſen nur eine getrübte Intelligenz und ein verkruſtetes Empfinden; denn Roſegger hat in vielen ſeiner Novellen edle katholiſche Prieſter, die ſich aus Hetzcaplänen allerdings nicht entwickeln können, in einer wahrhaft erbaulichen Weiſe geſchildert. So entwirft Roſegger in einer ſeiner Blüetten das wohlthuende Bild eines braven Pfarrers, welcher für ſeine Gemeinde, deren denkender Kopf und fühlendes Herz er iſt, in jeder Beziehung ſorgt, der für jedes Elend nicht nur Mitleid empfindet, ſondern daſſelbe auch werkthätig zu bannen bemüht iſt, der ſeine eigene Stube einer Köhlersfrau mit ihrem kranken Kinde einräumt und ſelbſt auf dem Boden wohnt. Nur klerikale Schmalköpfe begreifen es nicht, daß ein Dichter, welcher ſo vornehme Prieſtergeſtalten zu ſchaffen verſteht, die volle Verehrung des Clerus und nicht Schmähungen deſſelben verdient.

Den Aerger engherziger Zeloten haben wohl jene Erzählungen Roſeggers wachgerufen, in welchen der Conflict des geiſtlichen Cölibats und der Liebe geſchildert wird. Dieſe Novellen gehören — nebenher ſei es bemerkt — zu dem Beſten, was Roſegger je verfaßt hat. Eine derſelben heißt: „Maria im Elend.“ Der Prieſter eines Wallfahrtsortes im Gebirge ſchließt ein anmuthiges Mädchen, deſſen ſittliche Vorzüge er in einer Beichte kennen

gelernt hat, in sein Herz und faßt den Entschluß, den Priesterstand zu verlassen und mit dem schönen Weibe durch's Leben zu gehen. Das rasche Auflodern der Leidenschaft in dem jungen Geistlichen wird mit einer Gluth und Energie geschildert, welche der Theilnahme des Lesers ebenso begegnet, wie die fascinirende Schilderung der Schönheiten einer Alpenlandschaft. Die Erzählung klingt tragisch aus. Das geliebte Mädchen entwindet sich Nachts beim Beschreiten eines engen Gebirgspfades der führenden Hand des Priesters und stürzt sich in einen Wildbach, weil sie den braven jungen Beichtvater seinem Stande erhalten will.

Im „Dorfcaplan" wird auch eine ergreifende tragische Geschichte erzählt. Ein junger Geistlicher liebt ein schönes Mädchen, welches von einem Aristokraten verführt wird. Der Geistliche verläßt seinen Stand, um sich mit dem Mädchen seiner Liebe zu verbinden. Zu spät erfährt er, daß seine Geliebte entehrt ist. Die Mutter des jungen Priesters stirbt in demselben Augenblicke, in welchem sie die Nachricht von seinem Austritte aus der Kirche erhält. Der „Dorfcaplan" verbrennt in der Hütte seiner Mutter, da ihm das Leben Alles versagt hat und ihm nichts mehr zu bieten vermag.

Ein verwandtes Thema, dessen Ausführung gleichfalls tragisch austönt, wird in der Novelle: „Die Zuflucht der Sünder" behandelt. Die Hauptgestalt derselben ist die Tochter eines katholischen Pfarrers, welche vom Dorflehrer an Kindesstatt angenommen wird. Verführt — flieht sie aus dem Hause des Lehrers und begiebt sich in eine Berggrotte, um dort an der Seite eines Einsiedlers ihre „holde Sünde" abzubüßen. Auch diese Novellette läßt im Leser tiefe Ergriffenheit zurück.

Aergerniß mag gewissen Fanatikern auch der Roman: „Der Gottsucher" gegeben haben, welcher bisher in zwei Auflagen erschienen ist. Dieser Roman gehört zu den bedeutendsten literarischen Erzeugnissen des fruchtbaren Dichters. Rosegger hat in diesem Roman das Schicksal einer Gemeinde geschildert, welche ihren gewaltthätigen und hartherzigen Pfarrer erschlagen hat und daraufhin excommunicirt wird. Ohne Verkehr mit der Außenwelt, ohne jene moralische Aufrichtung, welche beschränkten Leuten durch tüchtige Priester geboten werden kann, — beherrscht durch einen religiösen Phantasten, der einen neuen Cult der Feueranbetung einführt, verroht und verkommt die excommunicirte Gemeinde immer mehr, die vergebens nach dem richtigen Gotte sucht. Rosegger hat eifrige historische Studien für diesen Roman gemacht, der eine reife Frucht seiner dichterischen Leistungstüchtigkeit genannt werden muß. Der Charakter Wahnfreds, der Hauptperson des Romans, ist mit wahrer Meisterschaft gestaltet; die Conflicte sind mit geschickter Hand geschürzt, die Situationen fesseln durch ihre dramatische Lebendigkeit, die Naturschilderungen sind wieder von blendender Anschaulichkeit; der religiöse Fanatismus, welcher zu grellen sittlichen Verirrungen anregt, ist mit einer Kraft und Schärfe charakterisirt, die Schicksale des Liebespaares: Sela und Erlefried wird mit so einnehmender Frische dargestellt, daß der Leser

des Romans: „Der Gottſucher“ am Schluſſe tief ergriffen mit dem Bewußtſein entlaſſen wird, daß Roſegger ein bedeutender Dichter iſt. Roſegger weiß auch in dieſem Romane die Poeſie des Glaubens dem Unglauben gegenüber wirkſam herauszukehren und verſteht dieſelbe bald durch einen liebenswürdig naiven, bald durch einen tragiſchen Grundton des Erzählens zur Geltung zu bringen. Dabei erinnert man ſich dankbar auch der Erbauung durch jene Dichter, welche das düſtere Schickſal der vom Glauben zum Wiſſen ſich erhebenden Idealmenſchen — man nennt ſie ſonſt „Ketzer“ — gleichfalls mit hinreißender Darſtellungskunſt zu ſchildern verſtanden.

Eine andere Erzählung Roſeggers, in deren Handlung ein fanatiſcher Prieſter eingreift, iſt betitelt: „Das Haus auf der Höhe.“ Sie ſchildert das Schickſal eines Bildhauers, welchen das Leben hart mitgenommen hat und der — eine künſtleriſch angelegte Natur — in abgeſchiedener Gegend nach eigenem Geſchmack ein aus Holz gezimmertes Haus ſich erbaut, um darin den Reſt ſeiner Tage ſtill zu verleben. Das Weib ſeines Herzens iſt ihm geſtorben und er bleibt an der Scholle haften, welche ſie aufgenommen hat, um ſich einſt neben ſie betten zu laſſen. Nur ſein Sohn, ein ſchöner Jüngling, iſt ihm zum Troſte geblieben. Mit dieſem allein kann er ſich über manche Frage verſtändigen, welche ihm die Seele bewegt, denn die Vorurtheile, die geiſtige Armuth ſeiner dörflichen Lebensgenoſſen treten ihm trotz ſeiner Zurückgezogenheit oft hart und peinlich entgegen. Endlich kommt es zum Sterben und der Sohn kann bei dem zelotiſchen Pfarrherrn der Gemeinde für den geliebten Vater kein Grab auf dem Friedhofe finden, weil er angeblich „ein Heide geweſen“. Da trägt der Sohn im Abendroth die theure Leiche auf den Söller des Hauſes, mitten unter die griechiſchen Idealgeſtalten, an denen der alte Künſtler ſich ſo oft erbaut hatte, und zündet das Haus an — ein prächtiges Flammenopfer für den geliebten Todten! „Wie verſteinert, aber mit leuchtenden Augen ſtand der Jüngling unter der Eiche und ſah den Opfertiſch ſeines Erbes in unbeſchreiblicher Herrlichkeit verlodern.“ Am andern Morgen, nachdem ſich der getreue Sohn überzeugt hatte, daß die Ueberreſte ſeines Vaters zu Aſche geworden, wendet er ſich dem ſonnigen Mittag zu, „um den Boden der Hellenen zu küſſen“.

Zu den tadelloſeſten und poeſiereichſten Schöpfungen Roſeggers gehört unſtreitig: „Der Waldſchulmeiſter“. Ich beſitze einen Brief vom 28. Juli 1873, in welchem mein Freund den Plan dieſes Romans in einer für ihn ſehr charakteriſtiſchen Weiſe entwickelt. Eine Stelle aus dieſem Briefe lautet: „Mein Waldſchulmeiſter iſt eine poſſierliche Geſtalt. Da geht Einer zu Waldleuten, weil er ſich im Stadtleben nicht zurechtfindet; in der Jugend hofft er ſein Glück von der Zukunft und im Alter zehrt er von dem Glücke ſeiner Jugend. Er gründet im Walde eine Gemeinde mit Schule, Kirche und Armenhaus und wird dabei ſelbſt bettelarm. Dieſer ‚Waldſchulmeiſter‘, obwohl er noch lange nicht fertig iſt, iſt mir lieber, als alle meine übrigen Bücher zuſammen, die mir den ironiſchen Titel vom „öſterreichiſchen Auer-

bach" eingebracht hatten. Nur fürchte ich die Zeit, wo der ‚Waldschulmeister' fertig sein wird und wo ich sehen werde, daß das Werk bei weitem das nicht geworden ist, was ich machen wollte und wie es in meiner Seele stand. Zuerst, wenn mir eine Idee auftaucht, da ist sie so goldig, sonnig, daß mir die Träume von künftigem Ruhme kommen. Aber habe ich die Idee erst eine Weile im Kopfe herumgetragen, oder sie gar mit Jemandem besprochen, erörtert, erweitert und vervollständigt, so ist auf einmal dem Schmetterling der Goldstaub weg und ich habe keine Freude mehr daran. Das ist arg mit mir; ich werde kaum im Stande sein, zielbewußt einmal etwas Bedeutendes zu schaffen; sollte mir doch einmal etwas gelingen, so wäre es in der Weise, wie die blinde Henne ein Korn findet. Wenn ich zuweilen ein Buch lese, das bedeutsam und musterhaft geheißen wird, so schöpfe ich aus demselben statt Anregung gewöhnlich nur Entmuthigung. ‚So etwas sollst Du machen, und so etwas kannst Du nicht machen' — muß ich mir sagen. Ich kenne Leute, die mit halb geschlossenen Augen hohe Berge besteigen; hätten sie die Gipfel früher geschaut, sie würden muthlos am steilsten Hange umgekehrt sein, während sie so plötzlich auf der Höhe sind. Ich glaube kaum, daß ich zu diesen gehöre, denn ich weiß meine Kraft bereits ziemlich richtig zu schätzen. Ich habe den hohen Berg erst in der sengenden Vormittagshitze angefangen zu besteigen, während Andere schon in der thauigen Morgendämmerung rüstig ihre Schritte förderten." — Fürwahr, eine ehrenwerthe Bescheidenheit! Und doch steht Rosegger trotz seines Mißtrauens in die eigene Leistungskraft auf einer bedeutenden Höhe als Dichter. In vielen Beziehungen sind seine Dorf- und Waldgeschichten einzig in ihrer Art. Es giebt in der ganzen deutschen Literatur kaum einen zweiten Schriftsteller, welcher das Leben des Alpenbewohners, seine Eigenheiten und Conflicte, seine Freuden und Leiden so erschöpfend und lebensunmittelbar geschildert hätte wie Rosegger.

Eine Perle blendender Darstellungsgabe ist u. A. die Blüette: „Der junge Geldmacher", welche eine Episode aus der Jugend des Malers Franz Defregger schildert, der als Zeichenvorlage in Ermangelung eines anderen Objectes eine österreichische Banknote wählte. Mit dieser nachgezeichneten Banknote wurde von einem heiteren Burschen in Anwesenheit eines Gensdarmen eine Pfeife angezündet, was eine gerichtliche Procedur zur Folge hatte. Es geschah dies in den „schwarzen Jahren" der österreichischen Reactionsaera, in welchen selbst im frommen Lande Tirol die Landleute durch Gensdarmen in die Kirche getrieben wurden. Rosegger hat sich die Mühe genommen, um den Stoff für eine Biographie des congenialen Defregger aus der Originalquelle zu holen, Dölsach, die Heimatsgemeinde des trefflichen Künstlers, und den Ederhof aufzusuchen, in welchem Defregger geboren wurde.

Eine andere sehr gelungene Erzählung trägt den Titel: „Geschichten vom Prinzen Johann". Es wird darin manches Interessante vom Erzherzog Johann mitgetheilt, der noch jetzt in Steiermark und Tirol mit Recht

beim Volke sehr beliebt ist. Die kurze Erzählung handelt von einem Wildschützen, welchen Johann gegen Angriffe seiner Jäger beschirmt. Der Erzherzog giebt dem Wildschützen eine Försterstelle; den Förster jedoch, welcher den Vater des Wildschützen erschossen hat, überantwortet er dem Gerichte. Köstlich ist der Schluß dieser Idylle. Der Prinz trifft den Wildschützen bei einer Almerin an. „Hat er mit der Sennin zu schaffen?" fragte Johann den Burschen. Dieser versetzte: „Sonst just g'rad völlig nicht gar recht viel. Nur daß sie halt ein Bissel meine Liebste ist."

Die im August 1885 zu Aussee verstorbene Gemahlin des Erzherzogs Johann, Gräfin Anna von Meran, fand an der seltenen Erzählungskunst Roseggers ein solches Behagen, daß sie ihm die Geschichte ihrer Herzensbeziehungen zum Erzherzoge, welche oft irrig dargestellt wurde, mit dem Ersuchen mitgetheilt hatte, dieselbe nach ihrem Tode zu veröffentlichen.

Rosegger geht zwar der breiten, behaglichen Schilderung der Gesinnungsrohheit aus dem Wege, gleichwohl stilisirt er — wie schon erwähnt wurde — seine Gestalten aus dem Landvolke nicht. Sie tragen meist einen gesunden sittlichen Kern in sich und bleiben unberührt von Sentimentalität und Pessimismus. Die Liebe zumal entwickelt sich bei Roseggers ländlichen Schönen nicht in so spröden, unaufrichtigen Formen, wie bei Mädchen, welche von einer blos äußerlichen Scheincultur berührt sind. Man sieht dies z. B. bei der Novelle: „Der Liebste ist mein Glaube", deren Conflict geschickt angelegt und deren dichterische Pointen wirksam eingefügt sind.

Man sollte es bei der mehr als einfachen und einförmigen Selbsterziehung des Landvolkes kaum annehmen, daß sich innerhalb desselben so verschiedene und originelle Charaktere entwickeln können. Daß die Letzteren von Rosegger herausgefunden und in ihrer Eigenart meist lebensgerecht geschildert werden, ist eben ein Beweis seiner fein organisirten Beobachtungsgabe. Dabei zeigt es sich immer wieder, wie gut es war, daß sich Rosegger mit der Gedankenrichtung der Zweifler, der Glaubenslosen oder gar der bösen „Materialisten" bekannt gemacht hat; er gewann so volles Verständniß für die philosophische Denkart jener naturschlichten Leute, welche das Landvolk „Spintisirer" nennt. Einen solchen Dorfphilosophen führt uns Rosegger in der Skizze: „Als die hellen Nächte waren" (Waldheimat) vor und läßt ihn über: „Bitttage um Regen" also grübeln: „Wenn das schön' Wetter gar ist, wird's regnen, was hilft der Bittag! Wenn uns ein Herrgott hergesetzt hat, so wird er keinen schwachen Kopf haben und unser vergessen. Und hat er keinen Kopf, so daß er die Welt nur mit den Händen zusammenstellt und mit den Füßen auseinandertritt, nun, so hat er auch keine Ohren. Wofür hernach das Geschrei!" —

Die Waldphilosophen und Volkshumoristen, welche uns Rosegger vorführt, kehren ihren Witz meist gegen religiöse Stoffe und parodiren kirchliche Ceremonien, nicht etwa, um das Religiöse zu verhöhnen, sondern nur deshalb, weil ihr Vorstellungsbesitz sich auf Religiöses beschränkt und weil sie

kein anderes Object für ihre zügelloſe Laune finden. In einem Eſſay über „Gemüthlichkeit und Humor“ citirt Roſegger den draſtiſchen Ausſpruch eines Bauernhumoriſten. Der wollte Weizen anbauen und hatte keinen Dünger dazu. Er ſäete aber doch und machte eine Wallfahrt auf die gute Meinung, daß der liebe Herrgott ihm gleichwohl einen üppigen Weizen wachſen laſſen möge. Als jedoch die Ernte kam, ſtand es ſchlecht mit ſeiner Frucht. „Ich ſeh's ſchon,“ klagte er dem Pfarrer, „das Beten hilft auch nichts. Iſt denn das ein Weizen?“ „Aber, lieber Freund,“ ſagte der Pfarrer, „Ihr habt ja nicht gedüngt.“ „Je!“ rief der Bauer, „wenn ich Miſt hätt', braucht ich den Herrgott nit.“

Roſegger verſichert, Wald- und Gebirgsleuten begegnet zu ſein, welche mit einer gewiſſen Vermeſſenheit über himmliſche Dinge reden. So wagt es ein ländlicher Skeptiker der religiöſen Bemerkung gegenüber, daß es im Himmel nichts als lauter Anbetung Gottes gebe, folgende kritiſche Unbeſcheidenheit auszuſprechen: „Der tauſend Moſthoſen, das muß eine ſaubere Unterhaltung ſein! Wenn ich am Sonntage Nachmittags nicht ein biſſel Kegel ſchieben kann und mein Glaſel Moſt dazu trinken, ſo pfeif' ich drauf!“ „Hoffen wir indeß, es wird Jeder das Seine dort finden!“ beſchwichtigt dieſer ruſticalen Zweifelſucht gegenüber der Dichter.

Beruhigend iſt es hinwieder für glaubensfeſte Leſer, auch von frommen Frauen zu vernehmen, welche ſich den Himmel als eine große Kirche denken, in welcher die Englein „Muſik machen“ und der „liebe Herrgott ſelber die Meſſ' leſen thut“, während „die Blutzeugen Beicht hören“.

Vielleicht hat der Volkshumor, welcher im ſteieriſchen Oberlande ſeine Blüthen treibt, auch dazu beigetragen, die launig-witzige Erzählungsweiſe Roſeggers zu beeinfluſſen, der Poſſen und Schnurren aus dem Bauernleben, die Beſchränktheit, Verſchlagenheit und Aufgeräumtheit von Landleuten mit komiſcher Schlagkraft zu ſchildern verſteht. So beginnt Roſegger mit urwüchſiger Laune in dem Novellencyclus: „Dorfſünden“ die Erzählung: „Die Dorfſchöne“ mit folgenden Worten: „Mir bleibt, mein lieber Leſer, faſt allemal, wenn ich in's volle Menſchenleben hineingreife, ein hübſches Bauerndirndel in der Hand.“ — In einem anderen Idyll ſpricht Roſegger von Fredel, der „laubfriſchen“ Felddirne, welche den Knecht Blaſius trotz ſeines Höckers liebt. „Sie war eines der hübſcheſten Mädchen der Gegend und hatte mit Händen und Füßen zu thun, um ſich vor den Huldigungen der Männerſchaft zu erwehren.“ Sie dachte darüber nach, ob es wirklich Liebe und nicht blos Erbarmen iſt, was ſie an Blaſius feſthält. „Lieber Gott, auch im Höcker iſt ja nichts drinnen, als lauter Blaſius.“

In ſeinem Buche: „Die Aelpler“ ſchildert Roſegger mit ergötzlichem Witze den „Kirchenwaſchel“, welcher angeſtellt iſt, um in Ermangelung des Schulmeiſters den Meßnerdienſt zu beſorgen und für die Dorfkirche „den Hausknecht zu machen“. Zu dieſem kirchlichen Functionär eignet ſich beſonders

ein Mann, von welchem die Gemeinde sagen kann: „Im Kopfe hat er's nicht, im Ellbogen braucht er's nicht und im Sitzleder bleibt es ihm nicht!" Es kann bei der Räthselhaftigkeit dieses Ausspruches nur vermuthet werden, daß die Gemeinde damit das Gehirn dieses Würdenträgers meint. Gleichwohl ist der „Kirchenwaschel" stolz darauf, daß er und der liebe Gott die zwei Ersten in der Gemeinde sind.

Mit trefflicher Laune schildert Rosegger die Amtsgeschäfte dieses Dieners der Gottheit. Besonders wenn der Pfarrer in der Sacristei eintrifft, wälzt sich ein Heer von Verpflichtungen auf den armen „Waschel" heran. „Sie mögen braten, die Seelen im Fegefeuer, jetzt hat er nicht Zeit, daß er sie herausbete; der Pfarrer will den Chorrock und die Stola umgeworfen und das Birret auf dem Kopfe haben, — die Glocken wollen geläutet sein und an der Orgel steht kein Blasbalgzieher. Und der arme Waschel hat nur zwei, sage zwei lumpige Hände!"

Es ist eine wahre Cimelie witziger Schilderung, welche Rosegger diesem für kirchliche und cultliche Angelegenheiten unentbehrlichen Generalagenten des Weiteren widmet. „Das Amt hat begonnen und der Kirchenwaschel kommt nun aus der Sacristei, aber wie? Nicht mehr als der buckelige, säbelbeinige Kirchenwaschel, sondern als Gottes Diener, als Cherub eigentlich, im weißrothen Chorrock! Da kniet er vor dem Altare und wedelt mit dem Kohlengefäß und läßt den Weihrauch aufsteigen und neigt sich und betet für seinen Schöps! — Und wofür thut der Mann alles das? Niemand leistet ihm Entgelt, nur daß — wenn er einst in die Grube rollt — die Glocken unentgeltlich läuten und der Pfarrer umsonst seinen Segen nachspricht. Es ist ein reines Ehrenamt, und sein muß doch auch wer dazu — endlich jenseits ist Vergeltung, denn der liebe Gott zahlt seinen Hausknecht und die Heiligen verlassen ihren Kirchenwaschel nicht!"

Auch der Todtengräber, „der Schaufelbub", ist Gegenstand einer heiteren Schilderung Roseggers, welcher einem Bauer folgende Worte in den Mund legt: „Da legen sie Einen heute in's Grab und wünschen ihm die ewige Ruh, und in einigen Jahren darauf thut's ihnen schon wieder leid um den Platz; sie graben auf, reißen Einen heraus und verstreuen die Knochen, einen da-, einen dorthin, und zuletzt bekommt sie der Drechsler oder Phosphorbrenner — ja, das ist dann eine Kunst, am jüngsten Tage, wenn auf einmal die Posaune bläst: „Allo marsch, auf!" — und meine Arme sind Spitzen an Pfeifenröhren und meine Füße sind lauter Zündhölzelköpfe und meine Hirnschale hat so ein Studiosus in der Stadt zum Cigarrenaschentiegel! Wo nun schnell Alles nehmen und nicht stehlen? — Eine Kunst, sag' ich, ein solches Auferstehen!"

Ferner bemerkt der Dichter: „Auch der Todtengräber will etwas Apartes, denn auch er, welcher Anderen eine Grube gräbt, fällt endlich selbst hinein. Seine eigene Ruhestätte hat er am liebsten mitten im Kirchhofe. Er muß einst am jüngsten Tage ja zuerst auferstehen — sagt man — und

den Schutzengeln die Plätze zeigen, wo die Schutzbefohlenen liegen. Dann gehen sie Alle zusammen über Ungarn und Serbien und die Türkei — in das Thal Josaphat."

In der Skizze über den Schauselbuben bemerkt Rosegger, „daß das Volk oben im Gebirge es noch nicht zu jener moderblassen Philosophie des Materialismus gebracht habe, die Alles für verloren wähnt, was den Sinnen entrückt ist". Und doch lacht sein eigener Humor über Phantasmen, „welche den Sinnen Entrücktes" umschließen, — und doch hat ihm die Bekanntschaft mit den philosophischen Schlußfolgerungen aus Naturwissenschaften in der eigenen Weltanschauung emporgebracht. Er behandelt gewisse Glaubensprobleme kritisch, welchen er ohne das Vertrautsein mit einigen Grundansichten der Wirklichkeitsphilosophie wehrlos gegenüberstünde. Man wird zumal in einigen tragisch austönenden Geschichten Roseggers von der Kraft und Originalität seiner Reflexionen überrascht. In der Novelle: „Der Flößerhans" wird u. A. eine Jagd geschildert; da heißt es: „Die Hirsche lagen mit verglasten Augen da. Der Stärkere hat Recht, o Herr, auf deiner schönen Welt. Die Krone der Schöpfung, der Mensch, ist nur in Einem unendlich groß: in seinem Egoismus. Wenn das Gottes Ebenbild ist, — dann, o Gott, behüte uns vor dir selber!"

In einer Skizze über dörfliche „Komödienspieler" erzählt Rosegger von einem Erzengel Michael, welcher einen Schnurrbart trägt, was bei Beginn der Vorstellung mit der Aussprache entschuldigt wird: „Man möge Nachsicht haben, denn der Schnauzbart gehöre nicht dazu, aber man wolle bedenken, so ein Ding wachse nicht so rasch, als es weggeschnitten sei." Steckt darin nicht komische Schlagkraft?

In einem steierischen Passionsspiele kommt, wie Rosegger erzählt, „nach dem Tode Jesu der heilige Gabriel zum Gott Vater und meldet, daß eben Christus gekreuzigt worden wäre. Gott Vater springt von seinem Throne auf. Da fragt der Engel verwundert: „Ja, ist dem Herrn das etwas Neues?" „Hol mich der Teufel!" — ruft jener — „wenn ich ein Sterbenswörtlein davon weiß." In einem andern Passionsspiel sticht Longinus Jesum mit der Lanze, so daß der Verletzte laut aufschreit: „Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!"

In seinem Buche: „Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern" theilt Rosegger manches andere culturgeschichtlich Interessante mit. So erwähnt er in der Blüette: „Das Fest der Hausehre", daß religiöse Bräuche und kirchliche Ceremonien in's Lächerliche gezogen werden, nicht etwa — wie schon hervorgehoben wurde — aus Spottsucht, sondern nur deshalb, weil sich in dem beschränkten Vorstellungsinventar des Volkes keine andere Anregung für seinen Witz vorfindet. So werden u. A. bei Brechelfesten parodistische Predigten und Litaneien vorgetragen. Der Possenreißer, der sich berufen fühlt, ein Feuerwerk von Witzen abzubrennen, führt sich in der Kutte eines Kapuziners als Pilger ein, welcher in das „heilige

Kropf- und Knödelland komme, um sich hier — einem Gelübde zufolge — mit Knödeln, Krapfen und mit jungen Mädchen zu kasteien." Hierauf wettert dieser Verschleißer von Gedankensalz gegen die ungezügelte Begehrlichkeit der Frauen. „Tanzen, liebeln und die Buben verführen, das seien die drei Haupttugenden, welche sie g'spüren. Sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr', außer sie kommen von lustigen Buben her."

Von hohem Interesse sind in Roseggers Buch: „Die Aelpler", die culturgeschichtlichen Mittheilungen über die Reste des Heidenthums bei der Bevölkerung des deutschen Alpenlandes. Diese hält nicht allein an der christlichen Religion, sondern auch an seinen heidnischen Bräuchen fest, welche noch immer in ihr Herz und in ihr Gedächtniß eingeschlossen sind. Sie verehren gleichzeitig die Sacramente und alte Hausgötter, — sie segnen Felder mit Weihwasser und Weihrauch, füttern aber auch heidnische Sturmgeister mit Mehl und Früchten, um sie zu sättigen und zu beruhigen.

In mehreren Theilen des deutschen Alpenlandes verbinden sich heidnische und christliche Traditionen in der Sitte, am Allerseelentage die Geister der Verstorbenen zu bewirthen. Es wird dies „Armenseelenbegastung" genannt. Rosegger erzählt darüber, daß die mitleidige Hausmutter am Vorabende des Allerseelentages ein Licht auf den Stubentisch stelle, damit die zusprechenden Seelen gut sehen und allenfalls mit dem Lampenöle ihre Brandwunden bestreichen. Da es unter den armen Seelen auch solche gebe, welche an der „kalten Pein" leiden, so heize die theilnahmsvolle Hausmutter im Stubenofen wacker ein, damit die Seelen auf der Ofenbank sitzend auf einige Stunden des unbehaglichen Zähneklapperns loswerden. Für hungrige Seelen „hascher" stelle die umsichtige Bäuerin Kuchen und Milch auf den Tisch. „Ihr lächelt, aber ich sage euch, des anderen Morgens fehlt ein guter Theil vom Kuchen und von der Milch. Und könnte die Hauskatze nur reden, sie hat die Nacht über zufällig in der Stube ihr Mausen gehabt und hat die taselnden Geister wohl mit eigenen Augen gesehen."

Besonders fromme, ältliche Jungfrauen sind gegen die Seelen von rührender Aufmerksamkeit. „Sie schlagen keine Thür zu, damit nicht etwa eine arme Seele zermalmt werde. Kein Messer liegt auf dem Rücken, kein Rechen mit den Zähnen nach aufwärts, damit nicht eine Seele darüber stolpere, sich ritze oder schneide." Ferner werden Frösche und Kröten rücksichtsvoll behandelt, weil man nicht wissen könne, ob nicht doch eine arme Seele in Gestalt solcher Thiere sichtbar werde. Es gebe an dem genannten Festtage keine Seele im Fegefeuer und keinen Todten auf dem Kirchhofe; Alles zieht zerstreut in der Welt herum und macht Besuche bei Bekannten und Verwandten. Wenn aber die Stunde der nächsten Mitternacht schlage, da müssen sie alle zurück in's Grab oder in den Gluthofen, um wer weiß wie lang der endlichen Erlösung entgegenzuschmachten. Zuweilen geschähe es auch, daß sie im Laufe des Allerseelentages durch gute Werke der Ihren erlöst werden.

In diesem Stück Volksglauben durchsetzen sich Heidenthum und Christenthum; die ältere Religion und die jüngere beanspruchen für sich dieselben Rechte und sie werden beiden auch willig gewährt. Rosegger hat durch Schilderung solcher volksthümlicher Traditionen nicht blos einem belletristischen Interesse gedient, sondern auch der Religionsgeschichte wichtige Beiträge übergeben.

Der ursprüngliche Witz Roseggers blitzt — um an das Frühere anzuknüpfen — u. A. in der reizend gedachten und allerliebst erzählten Geschichte: „Als ich den Kaiser Josef II. suchte" — oft auf. Der Dichter schildert darin, daß er als kleiner Schafhüter seinen Lohn, den Erlös für ein Lamm, dazu benützte, nach Wien zu gehen, um den Kaiser Joseph zu besuchen. „Wenn der Kaiser zu den Bauern gegangen ist, warum sollte der Waldbauernbub nicht zum Kaiser gehen?" In Schottwien, einem Wallfahrtsorte, angekommen, betete er in der Mariaschutzkirche für die Säue daheim, damit sie nicht die Klauenseuche wegraffe. Als er der Mutter gedachte, hub er an zu schluchzen, schämte sich jedoch vor der lieben Frau auf dem Altare, weil diese leicht vermuthen konnte, er weine um die Säue." In Wien angekommen, gelangte er in eine Synagoge und wird aus derselben hinausgeführt, weil er über die hohen schwarzen Hüte der Betenden gelacht hat. Er machte hierauf seinem Schutzengel Vorwürfe, daß er nicht besser auf ihn Acht gegeben habe. Nachdem der kleine Waldpoet verschiedene Abenteuer bestanden, den Kaiser Joseph II. in der Kapuzinergruft besucht und sich Bücher gekauft hatte, untersuchte er den Inhalt seiner Geldtasche. „Ich erschrak sehr. Vom ganzen Lampel war kaum der Schweif noch da." Ohne Geld und todesmüde kam er auf der Rückreise in Baden an, wo ihm eine Glasermeisterin, nachdem sie ihn mit Speise und Trank gelabt hatte, die Bahnfahrt bis nach Krieglach bezahlte. Damals konnte der arme Waldbauernbub der guten Frau nicht danken; dafür thut es jetzt der berühmte Schriftsteller Rosegger.

Gesunden Situationswitz entwickelt Rosegger in seiner Novelle: „Der Hinterschöpp." Der Titelheld läßt seinen Sohn als Mädchen taufen, um ihn von dem Militärdienst zu retten, und zieht ihn der Taufe gemäß auf, wodurch allerlei ergötzliche Verwickelungen entstehen. Der in dieser Novelle sprühende Humor reiht sich jenem Raabe's würdig an.

Wenn Rosegger von einem verzagten und allzu bescheidenen Bauer sagt: „er schämte sich fast ein Bischen, daß er auf der Welt war," so entschädigt ein solcher heiterer Einfall für jene Fremdwörter, welche in Roseggers Dorfgeschichten ab und zu auftauchen, um darin zu befremden.

In einigen Novellen, welche einen tragischen Stoff behandeln, zeigt sich die außergewöhnliche Begabung, Leistungstüchtigkeit, Vielseitigkeit des steierischen Poeten. Auch in den Erzählungen mit einer düsteren Grundfärbung erfassen unsere volle Theilnahme nicht allein die glänzenden Naturschilderungen, sondern auch die sinnliche Frische im Entwickeln einer Leidenschaft

bis zu ihren letzten Etappen, das scharfe Individualisiren der handelnden und leidenden Personen, das geschickte Schürzen und Lösen des Conflictes. Läßt der Dichter seinen Helden durch die Wucht einer tragischen Schuld zusammenbrechen, so ergreift und erhebt er uns zugleich durch die poetische Kraft und den Schwung seiner Darstellungskunst. Alle diese Vorzüge findet man u. A. vereint in dem Idyll „Ambros". Der Held desselben ist ein junger Großbauer, welcher einem Fischermädchen Liebe heuchelt und um ein anderes Mädchen freit, das in origineller Weise sich von der Untreue ihres Bräutigams überzeugt. Alle drei, der treulose Ambros und die betrogenen Freundinnen desselben, finden ihren Tod in den Wellen eines Sees.

In dem Novellencyklus: „Dorfsünden" begegnet man auch einer Erzählung, in welcher ergreifend nachgewiesen wird, daß religiöse Vormeinungen zu unsittlichen Thaten verleiten. Die Erzählung heißt: „Die Blumenmutter" und schildert die Lage einer alten Häuslerin, welche — fromm wie sie ist — von dem Gedanken beherrscht wird, daß es besser sei, todt als schlecht zu sein oder schlecht zu werden. Sie arbeitet nicht und zwar im Vertrauen auf Gott, daß er ihr helfen werde, weil das von ihr Erarbeitete ohnehin nicht hinreicht, um ihre fünf Kinder zu ernähren. Ein Bäcker wirft nun der Häuslerin vor, daß sie ihre Kinder schlecht erziehe, deren Eines ihm eine Semmel gestohlen habe. Darauf tödtet sie vier von ihren Kindern. „Unglücklich sein, das macht nichts; aber schlecht sein. Nur nicht schlecht sein. Davor habe ich meine lieben Kinder retten wollen." „Sie wandte sich an den Allmächtigen. Der ließ sie auch warten." „Du gabst den Kindern das Leben, Du hast das Recht darüber. Das Leben ist für Kinder ein gefährliches Spielzeug. Nimm es ihnen weg! Tausendmal besser sie sterben, als daß sie schlechte Menschen würden."

Von solchen Sophismen umstrickt, welche Rosegger in verschiedenen Abschnitten seiner meisterhaften Erzählung entwickelt, nimmt die Häuslerin ihren Kindern das Leben, das sie ihnen geschenkt hat. Das fünfte Kind wird durch einen gütigen, ehrenwerthen Pfarrer gerettet, welcher den Knaben in einem geistlichen Stifte unterbringt. Die arme Frau kommt lebenslänglich in's Zuchthaus. Nach vielen Jahren amnestirt — wird die Kindesmörderin in einer Armenanstalt untergebracht, wo sie Blumen pflegt. „Sie hat einst geliebte Wesen freiwillig in die Erde gelegt; diese giebt sie dankbar wieder zurück und es sind Blumen daraus geworden. Blumen können blühen und verwelken, aber sie können keine Verbrecher werden."

Aus dem geretteten Sohne der Kindesmörderin wird ein Priester, dessen erbauliche Kanzelworte das Herz der Mutter erweichen. Sie erkennt ihren Sohn und stirbt — von ihm getröstet — in seinen Armen. Willig läßt sich der Leser vom Dichter ergreifen und rühren; seine Rührung entquillt ja edelmenschlichen Antrieben und der ungewöhnlichen Beredtsamkeit einer warmen, wahren und gesunden Empfindung.

Kehren wir nun zu den Lebensgeschicken Roseggers zurück. Im Sommer

des Jahres 1872 begleitete mich Rosegger bei einem Ausfluge auf den Sonnenwendstein. Auf der Rückfahrt verließ mich der Dichter in Krieglach, wo sich ein schlankes Fräulein mit einem blassen, lieblichen Gesichte, mit schönen, großen, sanften Augen — begleitet von einer Freundin — nach dem Wege zum Geburtshause Roseggers erkundigt hatte. Das Fräulein mit den sinnigen Augen wollte die Stätte kennen lernen, wo ihr Lieblingsdichter von der Waldelfe Poesie zum ersten Male geküßt wurde. Die Folge dieser Wißbegierde war, daß wir an einem Maitage des Jahres 1873 bei duftendem Blüthenregen nach Mariagrün bei Graz fuhren, wo in einer lieblich gelegenen Waldkapelle Dichter Rosegger mit dem Fräulein Anna Pichler, der Tochter eines wohlhabenden Grazer Fabrikanten, den Herzensbund für's Leben geschlossen hatte. Es war eine überaus glückliche Ehe, welcher zwei auffallend schöne Kinder entsprossen sind. Leider büßte die Gattin Roseggers das Leben ein, nachdem sie dem zweiten Kinde das Dasein geschenkt hatte.

Einige Jahre später wollte Rosegger seinen Kindern eine neue liebevolle Mutter geben und führte 1879 das durch Vorzüge des Geistes und des Herzens geschmückte, anmuthige Fräulein Anna Knaur, die Tochter eines Wiener Bauunternehmers, zum Altare.

Im Jahre 1876 begründete Rosegger die Monatsschrift „Heimgarten", deren beste Mitarbeiter der Redacteur und Robert Hamerling sind. Der Letztere ist ein treuer Freund Roseggers seit dessen Eintritt in die deutsche Literatur geblieben. Rosegger schildert in einer Skizze den in seinem Charakterwerthe selten genau erkannten, herzensvornehmen Dichter des Ahasver und der Aspasia, welchen er durch häufigeren Verkehr schätzen und lieben gelernt hat.

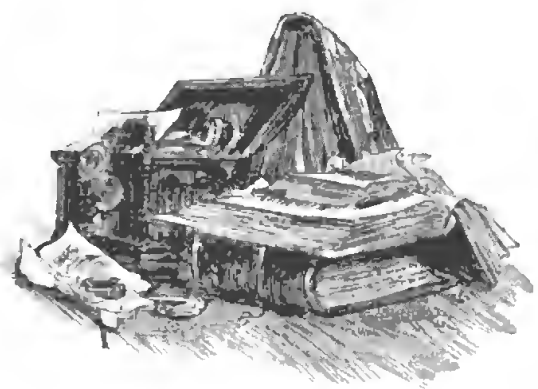
Zu den vielen Vorzügen, welche Rosegger als Dichter besitzt, gesellen sich seltene Charaktereigenschaften. Von diesen sei Eine erwähnt. Sein Herz besitzt ein vortreffliches Gedächtniß; er vergißt nie einen Beweis menschlicher Theilnahme oder gar hilfbereiten Wohlwollens. Rosegger gehört nicht zu jenen Dutzendegoisten, welche eine jede Dankesschuld als eine unbehagliche Last abschütteln. Er hängt mit treuer Neigung an allen jenen Männern, die ihm irgend einen Herzensdienst erwiesen hatten, so an dem Fabrikanten P. Reininghaus in Graz, welcher dem Dichter seit zwanzig Jahren in treuer Freundschaft zugethan blieb.

Charakteristisch ist folgende Stelle in einem an mich gerichteten, vom 19. Juli 1869 datirten Schreiben Roseggers: „Ich freue mich, daß ich der Aristokratie und dem Clerus nichts schuldig geworden, und bin stolz, daß ich meine Ausbildung nur dem Bürgerthume zu verdanken habe." In einem anderen Briefe vom 18. August 1866 dankt Rosegger auf das Wärmste dem Dichter August Silberstein, der ihm alle seine Werke geschenkt hat, und bemerkt: „Silberstein ist Mensch und Dichter in des Wortes edelster Bedeutung; er ist nicht Jude, nicht Christ, sondern er hat die wahre Reli-

gion und sein Grundsatz heißt: der von Gott gesandte Moses ist die Menschenliebe."

Sehr gesucht ist P. K. Rosegger als Vorleser seiner Humoresken im steierischen Dialect; alljährlich wird er aus allen Theilen Deutschlands eingeladen, daß er seine Dialektpiecen vortrage. Er versteht es aber auch, seine heiteren Skizzen aus dem Volksleben so charakterwahr, lebensfrisch und mit so wirksamen Accenten vorzulesen, daß der reiche Beifall, welchen er findet, dem Recitator ebenso gilt, wie dem Dichter. Bei solchen Anlässen werden ihm lebhafte Ovationen gebracht. Rosegger schilderte mir einmal den Eindruck, welchen auf ihn die mehr als freundlichen Huldigungen gemacht hatten, durch welche er vor und nach den Vorlesungen ausgezeichnet wurde. Er verlor nicht sein moralisches Gleichgewicht, nicht seine Selbstbesinnung und Bescheidenheit; er legte ruhig die Lorbeerkränze vom Lesepulte weg, weil der Duft der Lorbeerblätter ihm Kopfweh verursachte, und hielt sich deshalb nicht für größer, weil man ihm schmeichelhafte Aufmerksamkeiten zugedacht hat.

Daß der Menschenwerth und Dichterrang Roseggers auf gleicher Höhe stehen, wird von keinem seiner vielen Freunde bezweifelt.



Buckle, Lecky, Ranke.

Universalhiſtoriſche Ideen in England und Deutſchland.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Wenn ein Hiſtoriker der Zukunft die Entwickelung des deutſchen Geiſtes im 18. und 19. Jahrhundert neben einander ſtellen und nach ihrem weſentlichen Inhalt charakteriſiren wird, ſo wird er ohne Zweifel das 18. Jahrhundert als das der höchſten Entfaltung poetiſchen Schaffens, das 19. Jahrhundert als die Epoche der exact-poſitiven Wiſſenſchaften bezeichnen. und in der That ſcheint es ein Geſetz der univerſalhiſtoriſchen Entwickelung zu geben, nach welchem dieſe beiden größten Aeußerungen des Menſchengeiſtes, die Poeſie und die exacten Wiſſenſchaften, überall in ihren bedeutendſten Erzeugniſſen nicht neben, ſondern nach einander aufzutreten pflegen. Am klarſten und evidenteſten zeigt ſich dies in der Geſchichtſchreibung. Bei allen Völkern, welche bisher in den Geſichtskreis der hiſtoriſchen Forſchung getreten ſind, geht der eigentlichen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft eine Zeit mythiſcher, ſagenhafter und poetiſcher Traditionen voraus. Lange bevor ein Herodot und Thucydides ihre großen hiſtoriſchen Werke niederſchrieben und dadurch eine feſte Grundlage für die Kunde der Nachwelt ſchufen, waren Homers Geſänge in Aller Munde; lange bevor es eine wirkliche Geſchichtſchreibung in deutſcher Sprache gab, waren die Erinnerungen des deutſchen Volkes an ſeine Vergangenheit in jenen großen epiſchen Geſängen fixirt, welche ſpäter in dem Nibelungenliede und in der Gudrun zuſammengefaßt wurden. Wiſſen wir doch durch die unvergängliche Schilderung des Tacitus, daß unſere Altvordern ſchon zu einer Zeit, wo ſie kaum noch im Beſitze einer ausgebildeten Buchſtabenſchrift waren, die Thaten ihres nationalen Helden Herrmann in epiſchen Geſängen feierten.

Wir können dieſe Beobachtung auch heute noch an aufſtrebenden und in dem erſten Stadium ihrer Culturentwickelung ſtehenden Nationen machen. In Serbien z. B. exiſtirt gegenwärtig etwas, was man mit dem Namen einer hiſtoriſchen Wiſſenſchaft bezeichnen könnte, kaum in den erſten Anfängen; wohl aber ſind in dem kräftigen und, wie es ſcheint, einer höheren Entwickelung keineswegs unfähigen Volksſtamme eine Fülle von epiſchen Geſängen über die Vergangenheit der Nation im Umlauf, welche noch heut von nationalen Sängern, welche man den Rhapſoden Griechenlands und unſeren fahrenden Leuten vergleichen könnte, im Volke ſelbſt geſungen und verbreitet werden.

Und ähnliche Erſcheinungen wiederholen ſich in den ſpäteren Stadien der Entwickelung der Völker. Neben der wunderbar reichen Entfaltung welche der poetiſche Genius in Deutſchland im vorigen Jahrhundert nahm, vermochte die rein verſtandesmäßige Arbeit der exacten Wiſſenſchaft mit ihrer zugleich zerſtörenden und aufbauenden Schärfe der Kritik nicht zu rechter Geltung zu gelangen. Der kritiſche, ſkeptiſche Geiſt, welcher eben damals durch Rouſſeau und Voltaire in Frankreich die unbedingte Oberhand gewann, fand in Deutſchland ſo gut wie keinen Eingang. Aber nicht nur die politiſche und ſociale, auch die rein hiſtoriſche Kritik trat neben der eminenten Thätigkeit auf dem Gebiete der Poeſie völlig in den Hintergrund. Es bedurfte erſt der furchtbaren Fremdherrſchaft auf deutſchem Boden, jener gewaltigen Pläne einer alle Nationalitäten abſorbirenden Univerſalmonarchie, wie ſie der erſte Napoleon hegte, um auch das deutſche Volk wieder zu einem Beſinnen an ſeine nationale Vergangenheit und zu jener grandioſen Reaction gegen die Univerſalmonarchie, welche wir mit dem Namen der Freiheitskriege bezeichnen, zu bringen.

Die politiſche Reaction gegen die Univerſalmonarchie, der große Kampf der Waffen gegen den fremden Despoten ging mit der nicht minder gewaltigen geiſtigen Reaction in nationalem Sinne Hand in Hand. Eben indem man das Recht der Nationalität gegen die fränkiſchen Herrſchergelüſte mit dem Aufgebot aller Kräfte vertheidigte, ging man zugleich daran, dieſem nationalen Gefühl in einer liebevollen Verſenkung in die Vergangenheit eine thatſächliche Grundlage zu verſchaffen. Die Freiheitskämpfe haben recht eigentlich der deutſch-nationalen Geſchichtſchreibung, die ſich dann im Fortgange des Jahrhunderts zu ungeahnter Blüthe entwickelte, zum Daſein verholfen. Es iſt hierfür außerordentlich bezeichnend, daß jenes monumentale hiſtoriſche Werk, auf dem die Entwickelung der deutſchen Geſchichtſchreibung dann in erſter Linie beruhte, die Monumenta Germaniae historica, auf die Initiative deſſelben Mannes zurückgeht, welcher für die Befreiung Deutſchlands ſo viel wie kaum ein zweiter geleiſtet hat, des Freiherrn vom Stein.

Seitdem hat ſich nun in der deutſchen Geſchichtſchreibung ein Umſchwung vollzogen, wie er größer und bedeutender kaum gedacht werden kann. Man darf ſagen, daß die Entwickelung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft

mit der der Naturforschung, welche vor Allem unserem Jahrhundert sein charakteristisches Gepräge verleiht, durchaus gleichen Schritt gehalten hat. Wo sind sie doch hin, jene dickleibigen Folianten, in denen das vorige Jahrhundert seine „Staatengeschichten", seine „Reichstheatra", seine „europäischen Famen" und dergl. mehr niederlegte, jene Compendien, welche in saft- und kraftloser Monotonie in einer dürren Aufzählung der Ereignisse, in einer möglichst detaillirten Schilderung von Schlachten und in amüsanten Anekdotensammlungen den eigentlichen und letzten Zweck der Geschichtswissenschaft erkannten. Wie eine Windsbraut ist der kritisch-historische Geist des 19. Jahrhunderts über sie dahingefegt. Wohl fanden sich Spuren und Keime einer neuen Zeit schon gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts. Vor Allem hatte der große Preußenkönig Friedrich in seiner Schrift de la littérature Allemande manchen Fingerzeig über die Aufgabe der historischen Wissenschaft gegeben, welcher dieser neue Bahnen und Erkenntnißgebiete zu eröffnen geeignet war: Justus Möser, Schlözer und Pütter waren mit ihren noch heut bedeutenden Werken hervorgetreten. Aber es blieb doch eben bei ganz vereinzelten Ansätzen: die eigentlich systematische und thatsächliche Begründung der historischen Wissenschaft blieb dem 19. Jahrhundert vorbehalten.

Wollte man den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen der früheren Historiographie und der des 19. Jahrhunderts kurz bezeichnen, so scheint mir derselbe vornehmlich auf zwei sehr verschiedenen und doch wieder verwandten Momenten zu beruhen: einmal auf der Ausbildung einer ihrem ganzen Kern und Wesen nach durchaus neuen Methodik, welche die historische Forschung geradezu zu einer selbstständigen Form des Denkens und Erkennens gestaltete, dann aber auf den neuen und bisher fast völlig unbebauten Gebieten, auf welche sie die Hauptenergie ihrer Thätigkeit warf. Es möge uns gestattet sein, bei beiden Punkten noch einen Augenblick zu verweilen.

Die grundsätzliche Aenderung in der Methode des historischen Forschens und Denkens hängt nicht blos äußerlich mit der Begründung der Monumenta Germaniae durch den Freiherrn vom Stein zusammen, vielmehr stehen beide in innigen Causalzusammenhange. Indem man zum ersten Male an eine systematische Sammlung des gesammten Quellenstoffes für unsere nationale Geschichte von der Urzeit bis zum 15. Jahrhundert heranging und damit eine Aufgabe unternahm, die nur von einer Vereinigung von Gelehrten gelöst werden konnte, sah man sich vor die Nothwendigkeit gestellt, sich über die Grundsätze, nach welchen diese Herausgabe erfolgen sollte, von vornherein zu einigen, um in dem ganzen Werke zu einer inneren Einheit und Gleichartigkeit der verschiedenen Theile zu gelangen. Natürlich konnten dann diese Grundsätze im Einzelnen erst während der Arbeit selbst festgestellt werden: eben die gemeinsame Arbeit förderte dann auch gemeinsame Regeln für die äußere und innere Kritik der einzelnen Quellen zu

Tage, welche seitdem für alle nachfolgenden Arbeiten dieser Art maßgebend geworden sind. Und durch diese Kritik der Quellen gelangte man naturgemäß auch zu ganz neuen Anschauungen über die Ereignisse selbst, deren Spiegelbilder wir in jenen Quellen erkennen. Indem jede einzelne Quelle in Bezug auf die Zeit und Art ihrer Entstehung, auf ihr Verhältniß zu anderen gleichzeitigen oder vorangegangenen Quellen, vor Allem in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft wurde, kam man zu dem Ergebniß, daß viele der bedeutendsten historischen Erscheinungen, an deren Wahrheit bisher kein Mensch gezweifelt hatte, im Grunde auf ganz unglaubwürdiger Ueberlieferung beruhen und daher entweder ganz in das Reich der Fabel zu verweisen seien oder doch nicht als historisch erwiesen gelten können. Beispiele werden dem kundigen Leser in Fülle gegenwärtig sein: ich brauche hier nur an die Tellsage zu erinnern.

Mächtig gefördert wurde dann diese kritische Bewegung durch das epochemachende Auftreten der beiden Historiker, welche für die darstellende Geschichtschreibung eine völlig neue Epoche begründeten und zugleich die neuen kritischen Grundsätze zuerst bei umfassenden historischen Gegenständen in Anwendung brachten, Niebuhrs und Rankes. Sie leiten uns zugleich über zu dem zweiten bedeutsamen Momente, in welchem sich die moderne Geschichtschreibung von der früherer Jahrhunderte unterscheidet. Wir bezeichneten dasselbe schon kurz mit den Worten, daß es in einer Ausdehnung der historischen Forschungsthätigkeit auf Gebiete, welche bisher von derselben so gut wie gar nicht berührt worden waren, liege. Wir meinen damit das Aufkommen und die Entwickelung dessen, was man mit dem Namen Culturgeschichte bezeichnet hat.

Während man früher in der Darstellung der mehr an der Oberfläche wirkenden historischen Ereignisse, in der Schilderung der Kriege und diplomatischen Verwickelungen zwischen den verschiedenen Völkern, den vornehmsten Inhalt und die hauptsächlichste Aufgabe der Geschichtschreibung gesehen hatte, begann man jetzt immer mehr und mehr das Verkehrte dieses Standpunktes einzusehen und die Hauptenergie der Forschung auf die innere Entwickelung der Nationen, auf die bleibenden Errungenschaften des Menschengeistes zu verwenden. Man begann einzusehen, daß das Wesen der welthistorischen Bewegung aus jenen mehr zufälligen und vorübergehenden historischen Erscheinungen ebensowenig erkannt werden könne, als das Wesen der Elektricität aus den zerstörenden Wirkungen des Blitzes. Mit einem Worte: man schrieb weniger Kriegs- und politische Geschichte und mehr Cultur-, Verfassungs-, Rechtsgeschichte und dergl. mehr. Historiker und Juristen reichten sich auf diesem Gebiete brüderlich die Hand, um Institute und Rechtsverhältnisse, staatliche und ständische Verhältnisse der Vergangenheit dem Dunkel, mit dem sie bisher fast völlig bedeckt gewesen, zu entreißen.

Beide Momente aber, die wir soeben kurz skizzirt haben, erhielten ihre Hauptförderung, ja eigentlich erst die Möglichkeit einer freieren Entwickelung

dadurch, daß ihnen durch die Eröffnung der bis dahin faſt völlig verſchloſſenen Archive der Staaten völlig neue Quellen der Erkenntniß erſchloſſen wurden. Gerade die Forſchung auf dem Gebiete der neueren Verfaſſungs- und Rechtsgeſchichte wäre ohne dieſe ſchlechthin unmöglich geweſen.

Dieſe Erſchließung der archivaliſchen Schätze, welche jetzt mit Ausnahme des vaticaniſchen Archivs in allen europäiſchen Staaten mehr oder weniger vollſtändig zur Durchführung gekommen iſt, ſchloß aber nicht nur eine ungeheure Vermehrung unſerer hiſtoriſchen Kunde, ſondern auch eine nicht unweſentliche Gefahr für die Geſchichtſchreibung und deren letzte Ziele und Aufgaben in ſich. Die ungeahnte und faſt unerſchöpfliche Fülle von Material, welche ſo in den Geſichtskreis der Forſchung trat, gab dieſer eine vorwiegende Richtung auf die Entdeckung neuer urkundlicher Aufſchlüſſe, auf die Vertiefung in's Detail, welche leicht zu einer Verkennung oder Vernachläſſigung des höchſten Ideals, dem die Geſchichtſchreibung nachſtreben muß, führen konnte und geführt hat. Die neuen Bauſteine, welche man auffand, waren ſo hochintereſſant, ſo mannigfaltig, daß man gar nicht müde wurde, ihre Zahl noch immer mehr zu vermehren, und darüber faſt völlig verabſäumte, die Bauſteine nun auch zu einem großen und einheitlichen Bauwerke zu geſtalten. Die Gabe, Beides mit einander zu verbinden, die Auffindung neuer Bauſteine und deren Verwerthung zur Aufführung monumentaler Bauwerke, ſchien nach dem Auftreten Rankes und Niebuhrs und ihrer unmittelbaren Schüler und Nachfolger, Sybels, Gieſebrechts, Waitz, Mommſens, Nitzſchs, Droyſens und Anderer, faſt völlig erloſchen zu ſein. Es ſchien, als wolle die jüngere Generation der Hiſtoriker in der Sorge für das ſchöne und reizvolle Detail faſt untergehen. Und auch jene großen Hiſtoriker hatten zwar einzelne größere oder kleinere Perioden der Geſchichte der Menſchheit in muſtergiltiger Weiſe zur Anſchauung gebracht, dabei aber ſich aller ſpeculativen Unterſuchungen über die Geſetze, welchen die hiſtoriſche Entwickelung und deren Erkenntniß ſelbſt unterliegt, oder über den letzten Zweck unſerer Wiſſenſchaft überhaupt gänzlich enthalten. Wie die intenſive Thätigkeit, welche ſich im Anſchluß an die Monumenta Germaniae auf dem Gebiet der nationalen Geſchichte entwickelte, doch bis heut noch keine zuſammenhängende wiſſenſchaftliche Bearbeitung der deutſchen Geſchichte in ihrer ganzen Ausdehnung gezeitigt hat, ſo ſind bis vor wenigen Jahrzehnten ſo gut wie gar keine Verſuche zu einem Aufbau einer Univerſalgeſchichte gemacht worden. Wir waren und blieben auf die Bearbeitungen der Weltgeſchichte, wie ſie aus den Händen Schloſſers, Welckers, Rottecks, Webers und Beckers hervorgegangen waren, angewieſen, d. h. auf Darſtellungen, welche wohl der zeitlichen Ausdehnung nach die ganze Weltgeſchichte umfaßten, aber doch das große Princip, welches der univerſalhiſtoriſchen Bewegung zu Grunde liegt, die Einheit in der Vielheit, gar nicht einmal nachzuweiſen verſuchten. Die „Weltgeſchichte" war mehr eine Geſchichte aller einzelnen Nationen, welche in ihr aufgetreten ſind, als eine wirkliche Univerſalgeſchichte. Seit Kants be-

rühmte Abhandlung über die Weltgeschichte in weltbürgerlicher Absicht und den scharfsinnigen Gedanken, welche Wilhelm von Humboldt über diesen Gegenstand geäußert hat, ist in Deutschland bis in die neueste Zeit nur wenig Neues und Originales auf diesem Gebiete geleistet worden. Wohl ist es wahr, daß Ranke selbst eigentlich nie etwas Anderes geschrieben hat als Universalgeschichte, daß in allen seinen Darstellungen der Geschichte einzelner Völker immer jene großen universalen Ideen mitwirken, die ihm die Geschichte jeder Nation als von der Gesammtentwickelung der Menschheitsgeschichte abhängig erscheinen ließen; doch waren es immer nur Darstellungen von einem beschränkteren Beobachtungspunkte aus, ihrer ganzen Anlage nach nicht geeignet, ein Bild von der Gesammtheit der Entwickelung der Menschheit zu geben. Wohl haben sich auch andere unserer großen Historiker über einzelne der in Betracht kommenden Fragen geäußert, wie Heinrich v. Sybel in seiner vortrefflichen Schrift über die Grenzen des historischen Wissens, aber es waren und blieben doch aphoristische Bemerkungen: zu einer einheitlichen Durchdringung des Gesammtstoffes schien es nicht kommen zu sollen. Dagegen haben es wiederholt Naturforscher versucht, „der Zunft der Historiker" über Aufgabe und Zweck ihrer Wissenschaft wohlgemeinte Rathschläge zu geben. Sie meinen durch ihre exacte Methode, durch welche es ihnen nach ihrer Ansicht gelungen ist, so manches prähistorische Problem zu lösen, auch die historische Entwickelung der Menschheit selbst erkennen zu können. Sie vergaßen dabei, daß es die Geschichtschreibung eben mit ganz anderen Objecten zu thun hat als die Naturforschung, daß diese Verschiedenheit der Objecte aber auch eine Verschiedenheit der Methode mit sich bringe. Es giebt eben sehr viele für die Naturwissenschaft incommensurable Dinge, auf welche deren Methode keine Anwendung finden kann. Das ist eine Wahrheit, welche die Naturforschung namentlich in ihrer rein materialistischen Richtung nicht anerkennen will, die aber nichts destoweniger eine sehr einfache Wahrheit ist, auf deren innere Begründung wir noch zurückkommen werden. Man erinnert sich hierbei unwillkürlich des scharfen Angriffs, welchen die moderne Geschichtschreibung durch Dubois-Reymond in dessen Vortrage „Culturgeschichte und Naturwissenschaft" von diesem extrem materialistischen Standpunkte aus erfahren hat. Für die Klärung der universalhistorischen Anschauungen aber hat dieser Aufsatz viel weniger geleistet, als die vortreffliche Erwiderung, welche derselbe durch Ottokar Lorenz in Sybels historischer Zeitschrift gefunden hat und welche eine Fülle treffender Gedanken entwickelt hat.

Schon vorher aber war von Seiten der materialistischen Weltanschauung ein schneidiger Angriff auf die gesammte moderne Geschichtswissenschaft gemacht worden, der für diese letztere von um so größerer Bedeutung war, als er nicht von einem Naturforscher, sondern von einem Historiker ausging und mit einer Gelehrsamkeit und einem Scharfsinn ohne Gleichen geführt wurde. Das Werk, in welchem derselbe geführt wurde,

begründet durch den negativen und positiven Einfluß, den es auf diesem Gebiete ausgeübt hat, eine neue Epoche der universalhistorischen Anschauung und Auffassung, obwohl es in der Gesammtheit seiner Resultate wohl kaum irgendwo Billigung gefunden hat. Es war eben seit langer Zeit der erste systematische Versuch zur Lösung der höchsten Fragen wissenschaftlicher Erkenntniß, zum Aufbau einer Philosophie der Geschichte, wenn wir diesen zuerst von Voltaire gebrauchten Ausdruck beibehalten wollen. Es galt nun, dem gegenüber Stellung zu nehmen, und das ist in vielen kleineren und größeren Werken geschehen; hierin aber liegt der große Einfluß, welchen Buckles Werk über die Geschichte der Civilisation in England gehabt hat. Von einem dem Buckle'schen diametral entgegengesetzten Standpunkte hat dann ein anderer Engländer, Lecky, das Princip der universalhistorischen Bewegung zu ergründen versucht; in Deutschland blieb die Wirkung des Buckle'schen Werkes zunächst mehr eine negative; man begnügte sich mit einer Abwehr der in demselben geführten Angriffe, ohne doch an Stelle des Abgewehrten etwas Positives, Neues zu schaffen. Erst in jüngster Zeit ist auch — von Minderwerthigem abgesehen — in Deutschland ein zusammenfassendes und von einem einheitlichen Gesichtspunkte ausgehendes Werk über die Geschichte der Menschheit erschienen. Dieses grundlegende und, sagen wir es gleich vorweg, bedeutendste aller universalhistorischen Werke, welche die Geschichtschreibung bisher überhaupt hervorgebracht hat, stammt von keinem Geringeren als von dem Altmeister und Begründer der deutschen Geschichtswissenschaft überhaupt, von Leopold von Ranke, der sich in dem höchsten dem Menschen beschiedenen Alter noch an diese gewaltige Aufgabe gewagt und ihre Lösung gegenwärtig schon um ein Bedeutendes gefördert hat.

In ganz Deutschland, ja in der ganzen gebildeten Welt ist dies großartige Werk mit ungetheilter Bewunderung und höchster Anerkennung aufgenommen worden und hat auch schon zahlreiche Besprechungen und eingehendste Erörterungen hervorgerufen. Vielleicht aber gelingt es, demselben noch einige neue und das allgemeine Interesse erweckende Seiten abzugewinnen, indem wir es nicht isolirt, sondern im Zusammenhang mit den bedeutendsten universalhistorischen Arbeiten in England betrachten und die Unterschiede und Gegensätze zu erforschen suchen, welche sich in diesen Werken in der Gesammtauffassung wie in der Ansicht über den Endzweck der historischen Wissenschaft überhaupt offenbaren. Es kann dabei natürlich nicht darauf ankommen, den Inhalt dieser Werke in seiner Gesammtheit auch nur in flüchtigem Rahmen zu skizziren, vielmehr darauf, unter der Fülle der Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur die wesentliche Bedeutung der genannten Werke zum Bewußtsein zu bringen, die Grundsätze, von denen sie ausgehen und auf denen sie beruhen, und das Bleibende, was sie für die wissenschaftliche Erkenntniß der universalhistorischen Bewegung überhaupt geleistet haben, klarzulegen. Wir gehen hierbei chronologisch

d. h. nach der Reihenfolge des Erſcheinens zu Werke, und beginnen mit Thomas Buckle.

Niemand, auch der ſchroffſte Gegner Buckles nicht, wird leugnen, daß in ſeinem Werke eine ſolche Fülle von Gelehrſamkeit enthalten iſt, wie wohl ſelten in irgend einem Buche. Der Vorwurf des Dilettantismus, mit dem man ſonſt allgemein gehaltene Angriffe gegen ein ganzes Gebiet des menſchlichen Wiſſens abzufertigen pflegt, läßt ſich ſeinem großartigen Werke gegenüber nicht in Anwendung bringen. Buckle hat in der That auf allen Gebieten hiſtoriſchen Wiſſens die umfaſſendſten Studien gemacht und es nun unternommen, über die bisherigen Reſultate der Geſchichtſchreibung hinausgehend, ein neues einheitliches Syſtem dieſer Wiſſenſchaft zu begründen. Wenn er nun, obwohl oder weil er die geſammte moderne hiſtoriſche Wiſſenſchaft mit wenigen, freilich oft recht bezeichnenden Ausnahmen kennt, über die ganze bisherige Entwickelung der Hiſtoriographie den Stab bricht und behauptet, die Geſchichte müſſe erſt zu dem Range einer Wiſſenſchaft erhoben werden, ſo iſt ihm dabei eine jener Uebertreibungen begegnet, welche man bei Forſchern, die ein neues Syſtem zu begründen beſtrebt ſind, häufig genug findet.

Verſuchen wir dem Gedankengange zu folgen, aus welchem ihm jene Behauptung entſprungen iſt. Er geht davon aus, daß alle Wiſſenſchaften die einzelnen Beobachtungen, welche die Grundlage ihrer Forſchung ſind, zu verallgemeinern, aus den einzelnen Phänomenen das Geſetz, welchem dieſelben unterliegen, zu entwickeln beſtrebt ſeien. Erſt wenn ſie ein ſolches Geſetz aus einer ganzen Reihe von Erſcheinungen eruirt haben, meinen ſie eine wirkliche Entdeckung gemacht zu haben: eben hierin ſieht Buckle das Charakteriſtiſche jeder Wiſſenſchaft.

Abgeſehen davon nun, daß ſich über dieſe Definition des Begriffes Wiſſenſchaft ſehr wohl noch rechten ließe, indem ſie ſtreng genommen nur auf die philoſophiſchen Wiſſenſchaften, zu denen wir dann auch die allgemeinen Theile der Naturwiſſenſchaften rechnen müſſen, paßt, für viele andere, z. B. für die deſcriptiven Naturwiſſenſchaften, aber nur in ſehr beſchränktem Umfange giltig iſt, ſo könnte doch wohl auch der Grund dieſer Abweichung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft von jenem angeblichen Begriff jeder Wiſſenſchaft darin liegen, daß die Geſchichte, welche in ihrer kritiſchen Geſtalt noch jüngeren Datums iſt, in den Einzelbeobachtungen noch nicht ſo weit vorgedrungen iſt, um ſich über dieſe hinaus zu allgemeinen Geſetzen zu erheben. Wenn das Buckle'ſche Syſtem überhaupt nach unſerer Anſicht als in der Hauptſache verfehlt zu betrachten iſt, ſo ſcheint uns eben der vornehmſte Grund hierzu darin zu liegen, daß er ſeine allgemeinen Geſetze aus lückenhaften Einzelbeobachtungen geſchöpft hat.

Und vielleicht gewinnen wir für die Geſchichte einen andern Standpunkt in der Reihe der Wiſſenſchaften, wenn wir den Begriff der letzteren anders definiren, als es Buckle gethan hat. Ich glaube, Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn wir als Aufgabe jeder Wiſſenſchaft

eine auf Gründe und Erfahrung geſtützte Erkenntniß der uns umgebenden Welt hinſtellen. Und wie die Naturwiſſenſchaften die natürliche Welt erklären und die Geſetze nachweiſen, denen ſie unterworfen iſt, ſo ſucht die Geſchichtswiſſenſchaft die ſittliche und politiſche Welt aus ihrer Geneſis zu begreifen. Sie bleibt darum nicht weniger Wiſſenſchaft, wenn ſie in dieſer Geneſis auch nicht ſo ſtricte und bindende Geſetze nachweiſen kann, als dies den Naturwiſſenſchaften möglich war. Die Geſchichtswiſſenſchaft operirt eben mit anderen Objecten der Beobachtung als die Naturwiſſenſchaft, und durch dieſen Gegenſatz der Objecte iſt auch ein Unterſchied in der Methode und den Reſultaten gegeben: ebenſowenig wie der Naturforſcher ſeine Reſultate durch die hiſtoriſche Methode zu gewinnen vermag, kann der Hiſtoriker mit der naturwiſſenſchaftlichen Methode operiren. Die Forderung einer Uebertragung der letzteren auf alle Gebiete menſchlichen Wiſſens, welche in der That viele Naturforſcher aufzuſtellen unternommen haben, läuft eben, wie Droyſen treffend bemerkt hat, auf daſſelbe hinaus, wie wenn Jemand beweiſen wollte, daß Jemand auf den Händen laufen und mit den Füßen verdauen könne. Dem Naturforſcher bieten ſich die einzelnen Objecte ſeiner Beobachtung in einfacher, unvermittelter Geſtalt dar, der Hiſtoriker hat es gar nicht mit etwas gegenwärtig Exiſtentem zu thun, er erhält ſeine Objecte nur in reflectirten Bildern, die er erſt auf ihre Genauigkeit und Zuverläſſigkeit prüfen muß. Und wenn das Charakteriſtiſche der natürlichen Objecte iſt, daß dieſelben Phaſen des Entſtehens und Vergehens ſtets in derſelben Weiſe geſetzmäßig und nothwendig wiederkehren, ſo iſt das Eigenthümliche der geſchichtlichen Entwickelung eine ewige Bewegung, ein ewiger Fortſchritte, deſſen Zielpunkt bisher allem menſchlichen Denken und Forſchen verhüllt geblieben iſt. Die Eiche grünt in jedem Frühjahr, das Saatkorn entſprießt der Erde, blüht und reift in jedem Jahre in gleicher Weiſe. Wo aber iſt dieſe Geſetzmäßigkeit, dieſe Wiederholung des ewig gleichen Ganges in der Geſchichte der Menſchheit? In ihr tritt eben ein anderes, gleichſam unerforſchbares Moment in den Kreis der Beobachtung, das der Individualität, welches den nach ſtrengen Geſetzen der Arten und Species ſich entwickelnden Objecten der Natur gänzlich abgeht und bisher noch immer der Unterwerfung unter beſtimmte, mit Naturnothwendigkeit wirkende Geſetze geſpottet hat. Wir ſagen: mit Naturnothwendigkeit wirkende; gewiſſe Geſetze giebt es, nach denen ſich das große Leben der Völkerindividuen geſtaltet, aber während die Sonne jeden Morgen aufgehen *muß*, während das Geſetz der Schwere auf unſerer Erde *immer* wirkt, verſagen die Geſetze der hiſtoriſchen Entwickelung oft gerade in dem Augenblicke, in welchem man ſie zur Anwendung zu bringen ſucht. Mit anderen Worten: in der Natur haben dieſelben Urſachen *ſtets* auch gleiche Wirkungen, in der Geſchichte der Menſchheit wird dieſes ſtrenge Cauſalitätsgeſetz der äußeren Urſache und Wirkung durch ein inneres Moment durchbrochen, welches die Urſachen ihre volle Wirkung auszuüben verhindert.

Dieſes Moment, deſſen Exiſtenz Buckle, hierin durchaus mit der rein materialiſtiſchen Weltanſchauung übereinſtimmend, gänzlich zu leugnen unternimmt, iſt die Selbſtbeſtimmung des Menſchen oder, wenn wir den einmal gebräuchlichen Ausdruck beibehalten wollen, ſein freier Wille. Nur indem Buckle dieſen leugnete, konnte er zu der Behauptung gelangen, daß die geiſtige Entwickelung der Menſchheit ſich nach ganz beſtimmten Geſetzen und im letzten Grunde ohne des Menſchen eigene Selbſtbeſtimmung vollziehe. Das Syſtem, welches ſich Buckle über die Geſetze der Geſchichte gebildet hat, ſteht und fällt alſo mit der Annahme oder Leugnung eines dem Menſchen innewohnenden bewußten ethiſchen Princips.

Welches Recht aber hatte Buckle, ein ſolches zu leugnen? Hätte er das mit philoſophiſchen Gründen verſucht, ſo würden wir hier die Aufgabe einer Widerlegung der materialiſtiſchen Weltanſchauung überhaupt haben, die in dem Rahmen einer Zeitſchrift wohl kaum verſucht werden könnte. Aber die Deductionen, mit denen er ſeine Leugnung des freien Willens rechtfertigt, ſind im Grunde mehr ſtatiſtiſch-inductiver, als philoſophiſcher Natur. Er unternahm es, ein philoſophiſches Axiom durch einzelne der Erfahrung entnommene Beiſpiele zu erweiſen. Iſt ihm das aber wirklich gelungen?

Wer wollte leugnen, daß unſere Entſchließungen bis zu einer gewiſſen Grenze von den Eindrücken, welche wir durch die Außenwelt empfangen, bedingt werden? Vor Allem: der menſchliche Wille bedarf zu ſeiner Ausführung der äußeren Bedingungen der Möglichkeit dieſer Ausführung. Die antike Philoſophie hat das einmal in dem ſcheinbar ſo einfachen Satze ausgeſprochen: der Menſch könne Alles vollbringen, was er vollbringen wolle, wenn er nicht etwas wolle, was er nicht vollbringen kann.

Eine beſtimmte Abhängigkeit des menſchlichen Willens von der Complication der äußeren Verhältniſſe exiſtirt alſo zweifellos. Aber doch eben nur bis zu einer gewiſſen Grenze. Jeder Menſch hat das klare Bewußtſein in ſich, daß er trotz dieſer äußeren Einflüſſe für jede ſeiner Handlungen verantwortlich iſt; d. h. daß er trotz dieſer Einflüſſe doch immer noch die Fähigkeit in ſich trägt, ſich in jedem einzelnen Falle ſo oder anders zu entſcheiden. Der menſchliche Wille entwickelt ſich allerdings nicht allein aus inneren Impulſen, aber er beſteht doch in eigener Exiſtenz, unabhängig von allen Beweggründen, die ihn wohl modificiren, aber nicht hervorbringen können.

Man ſieht, wie eng dieſe Frage mit den Endproblemen der hiſtoriſchen Erkenntniß zuſammenhängt. Giebt es einen freien Willen des Menſchen, ſo haben wir in ihm gleichſam das Imponderabile, welches eine Entwickelung der Geſchichte der Menſchheit nach beſtimmten, mit Naturnothwendigkeit wirkenden Geſetzen verhindert. Iſt der freie Wille aber nur ein Phantom, ein Product der menſchlichen Einbildungskraft, dann allerdings iſt nicht abzuſehen, warum wir nicht den Gang der Geſchichte der Menſchheit ebenſowohl vorausſehen könnten, als das Keimen und Reifen des Saatkorns.

Wer aber wollte ſo vermeſſen ſein, das zu behaupten? Auch Buckle thut es doch nur in Bezug auf den einzelnen Menſchen mit voller Beſtimmtheit. Er iſt in der That der Anſicht, daß wir bei jedem Menſchen, ſofern wir nur ſeine geſammte Vergangenheit und alle Eindrücke, welche er in ſeinem Leben empfangen hat, genau kennen würden, mit mathematiſcher Beſtimmtheit vorausſagen könnten, wie er in einem gegebenen Falle handeln würde. Daß aber ſolche, auf die Beobachtung der äußeren Einflüſſe auf den Menſchen baſirte Vermuthungen oft genug auch den feinſten Beobachter täuſchen, das eben iſt der deutlichſte Beweis für die Exiſtenz eines von allen äußeren Beweggründen unabhängigen Willens, den zu berechnen wir eben außer Stande ſind. Und recht im Gegenſatz zu Buckle möchten wir behaupten, daß von den Eindrücken der uns umgebenden Welt unſere intellectuelle Entwickelung in weit höherem Grade abhängig iſt, als unſere moraliſche.

Und bei dieſem Gegenſatz von intellectueller und moraliſcher Bildung, die keineswegs immer Hand in Hand gegangen ſind, kommen wir auf einen zweiten Grundirrthum Buckles. Derſelbe beſteht darin, daß er für den Fortſchritt der Menſchheit nur dem intellectuellen Moment eine Bedeutung einräumt, während nach ſeiner Behauptung die moraliſchen Grundſätze der Nationen ein durchaus ſtationäres Element in dieſer fortſchreitenden Entwickelung bildeten. Hier rächt es ſich, daß Buckle zur Durchführung ſeines Syſtems ſich faſt ausſchließlich volkswirthſchaftlicher Argumente bedient und die Beobachtung des ethiſchen Gehaltes in der Geſchichte der Menſchheit allzu ſehr vernachläſſigt hat. Welcher unbefangene Kenner der univerſalhiſtoriſchen Bewegungen fällte Buckle in der That glauben, daß die moraliſchen Grundſätze im Weſentlichen bei allen Völkern und zu allen Zeiten dieſelben geweſen ſeien? So wenig iſt das der Fall, daß das Verbrechen, welches einer vorgeſchrittenen Civiliſation als das verabſcheuungswürdigſte erſcheint, der Mord, bei vielen uncivoliſirten Nationen in gewiſſen Fällen als Pflicht angeſehen wurde und angeſehen wird (die Blutrache). Aber wir brauchen nicht ſo ſchroffe Beiſpiele zu wählen, um den immenſen Irrthum Buckles nachzuweiſen. Freilich, die Grundnorm, wie ſie im moſaiſchen Dekalog niedergelegt iſt, iſt dieſelbe geblieben. Aber eben von dieſer Grundlage aus hat ſich dann der Fortſchritt entwickelt. Iſt die Eiche nicht etwas anderes, als die der Erde zur Entwickelung anvertraute Eichel? Iſt nicht auch in der Mathematik das Einmaleins daſſelbe wie vor Jahrhunderten? Und Buckle wird doch gewiß nicht behaupten wollen, daß die Mathematik aus dieſem Grunde keine Fortſchritte gemacht habe! Der Dekalog oder die bei allen Völkern anerkannten ethiſchen Geſetze ſind eben das Minimum, von dem die Entwickelung nach dem Höheren und Größeren ausgeht. Die Ethik hat in ihrer weiteren Entwickelung die Grundlage, von der ſie ausging, nicht umgeworfen, aber ſo ſehr ausgebaut und vergrößert, daß in dieſer quantitativen Vermehrung zugleich auch eine qualitative Veränderung

liegt. Christus hat gewiß nicht daran gedacht, den Dekalog umzustoßen oder zu verändern, aber hat er darum nicht eine Veredelung und einen Fortschritt der Ethik angebahnt, wie er großartiger kaum gedacht werden kann? Waltet nicht zwischen den moralischen Anschauungen des alten Testaments und denen des Christenthums ein großer Unterschied, ja ein Gegensatz ob? Man halte nur die beiden Sprüche: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" mit dem „Liebe deine Feinde" zusammen. Der erstere Grundsatz war der herrschende in dem gesammten Alterthum. Römer und Griechen besiegten ihre Feinde nicht nur, sie vernichteten sie und machten ihre Kriegsgefangenen zu Sclaven. Daß der entgegengesetzte Grundsatz des Christenthums, in seiner vollen Ausdehnung gefaßt, eine unerfüllbare Forderung in sich schließt, kommt doch bei der Beurtheilung der Theorien nicht in Betracht. Thatsächlich hat dieser Grundsatz aber auch praktisch gewirkt und eine ungeheure Kluft zwischen Alterthum und durchgeführtem Christenthum zu Wege gebracht, wenngleich er, wie gesagt, in voller Ausdehnung nie zur Geltung kommen kann. Alle die internationalen Verträge über die Grundsätze der Menschlichkeit auch im Kriege, die Genfer Convention und wie sie heißen mögen, sind aus diesem dem Alterthum diametral entgegengesetzten Grundsatze hervorgegangen. Cato, der in Rom für einen Mann von besonders rigoroser Moral galt, hielt die Zerstörung Karthagos nicht etwa blos für ein nothwendiges Uebel, sondern für eine moralische und politische Pflicht. Selbst Aristoteles hielt die Sclaverei, auch die auf Kriegsgefangenschaft beruhende, für durchaus moralisch. Wir aber haben im Jahre 1871 die Elsaß-Lothringer weder zu Kriegsgefangenen gemacht, noch aus ihrem ererbten Besitze vertrieben: wir haben sie zu unsern Mitbürgern gemacht. Solche Resultate verdanken wir doch nicht einer fortgeschrittenen Intelligenz, sondern einem unermeßlichen Fortschritte der Moral.

Ebenso großartig zeigt sich der kolossale Fortschritt, welchen die Menschheit gerade in ethischer Beziehung gemacht hat, in den sexuellen Verhältnissen. Noch heut giebt es Nationen, in denen nicht nur Vielweiberei allgemeine Sitte ist, sondern bei denen Vater und Sohn oder zwei Brüder in gemeinsamem Besitz einer und derselben Frau sind. Kann es wohl eine ethische Anschauung geben, die der unsrigen entgegengesetzter ist als diese? Und kann man bei dieser Lage der Dinge, zu deren Illustration wir noch eine Fülle von Beispielen beibringen könnten, in der That ernsthaft die Behauptung aufstellen, daß die moralischen Grundsätze ein vollkommen stationäres Moment in der Geschichte der Menschheit bilden?

Wir bekennen also, daß wir die beiden Hauptgrundsätze, welche die Basis des Buckle'schen Systems bilden, für irrig ansehen und daher auch mit den Folgerungen, die er aus denselben gezogen, nicht übereinstimmen können. Trotzdem aber haben wir seinem Werke eine hervorragende Bedeutung für unsere Wissenschaft zuerkannt. Worauf beruht diese nun?

Wir sehen dieselbe vor Allem darin, daß Buckle durch sein Werk,

vielleicht gerade, weil es durch seinen heftigen Angriff auf die historische Wissenschaft überhaupt zum Widerspruch reizte, die Aufmerksamkeit der Historiker wieder einmal auf diese höchsten Probleme hingeleitet und dadurch veranlaßt hat, neben ihren Einzelforschungen ihren Blick stets auf das Ganze der menschlichen Entwickelung gerichtet zu halten. Es war das um so wesentlicher, als die historische Wissenschaft in der That eine Zeit lang Gefahr lief, über den interessanten Details, welche durch die neu entdeckten Quellenmaterialien erschlossen wurden, den Endzweck aller wissenschaftlichen Bestrebungen wenigstens momentan aus dem Auge zu verlieren.

Die positiven Gedanken aber sind, soweit sie richtig sind, nicht vollkommen neu, wenn sie auch vielleicht in so lichtvoller und überzeugender, oft aber auch täuschender und bestrickender Form noch niemals behandelt worden sind. Wenn Buckle vor Allem mit Recht betont, daß man bei der Erforschung der historischen Entwickelung eines Volkes vor Allem auch auf die Naturumgebung, in der es sich befand, Rücksicht nehmen müsse, daß man aus dieser fast allein schon die Unterschiede und den Gegensatz der antiken Religionen zu verstehen vermöge, so sind das Gedanken, welche sich schon bei Herder in voller Klarheit und Präcision finden, dann von dem großen Geographen Karl Ritter und von Alexander von Humboldt wieder aufgenommen und jetzt mit mehr oder minder wesentlichen Beschränkungen von fast allen Historikern anerkannt worden sind. Nur darf man nicht behaupten wollen — und auch Buckle thut das nicht unbedingt, wenn er auch zuweilen stark dazu hinneigt —, daß diese geographischen Einflüsse das einzige bestimmende Moment gewesen seien. Wer wollte z. B. behaupten daß irgend ein mongolischer Stamm, auf griechischen Boden verpflanzt, dieselbe Cultur gezeitigt haben würde wie der hellenische?

Ein ferneres Verdienst Buckles sehen wir darin, daß er mit großem Nachdruck betont, daß die historische Wissenschaft bis zu seiner Zeit hin noch immer auf die äußere Geschichte der Völker, namentlich auf die Kriege und die diplomatischen Verwickelungen, viel zu viel Gewicht lege und die eigentliche Cultur- und Geistesgeschichte zu sehr in den Hintergrund treten lasse. Freilich verfällt er dann wieder in den entgegengesetzten Fehler, indem er den Einfluß dieser äußeren Momente auf die Geschichte der Völker zu sehr unterschätzt, an manchen Stellen sogar gänzlich ableugnet; aber sehr beachtenswerth bleibt dieser Theil seiner Ausführungen doch. Denn wer wollte leugnen, daß Recht und Sitte der Völker, die Entwickelung ihrer Verfassungen, ihre geistigen und geselligen, wirthschaftlichen und culturellen Zustände, vom universalhistorischen Standpunkte aus betrachtet, unendlich wichtiger sind als die Kriege und Streitigkeiten der Völker unter einander, in deren Darstellung noch das vorige Jahrhundert fast den einzigen Zweck der Historiographie sah? Wenn Buckle hierbei verkennt, daß die Geschichtschreibung unserer Zeit dieser Erkenntniß sich keineswegs mehr verschließt und sich gerade auf das Gebiet der Rechts- und Culturgeschichte mit ganz

beſonderer Intenſivität geworfen hat, ſo muß man das der polemiſchen Haltung dieſes Theils ſeines Werkes einigermaßen zu gute halten. Es iſt ſehr bezeichnend, daß er trotz der koloſſalen Beleſenheit, die ſich auf jeder Seite ſeines Buches offenbart, den Namen Ranke in ſeiner philoſophiſchen Einleitung gar nicht einmal genannt hat. Und doch war Ranke damals ſchon einer der bedeutendſten, wenn nicht der bedeutendſte deutſche Hiſtoriker, und der Hiſtoriker, der an univerſalen Ideen reicher iſt als irgend ein zweiter. Buckle iſt eben recht eigentlich eine Natur des Kampfes: er will widerlegt oder angenommen ſein. Wer nicht für ihn iſt, *muß* wider ihn ſein. Wenn wir uns zu denen rechnen, welche in ſeinen Reſultaten wider ihn ſind, ſo ſind wir doch weit entfernt, der ſtaunenswerthen Gelehrſamkeit und dem großen Scharfſinn, mit welchem der geniale Mann gearbeitet hat, unſere Anerkennung zu verſagen. Auch ſind viele der Thatſachen, welche er, oft zum erſten Male, conſtatirt hat, ſeine großartigen volkswirthſchaftlichen Beobachtungen aus allen Zeiten der Weltgeſchichte und allen Ländern der Erde, ohne Zweifel oft durchaus und in allen Theilen richtig und ſchließen eine immenſe Bereicherung unſeres hiſtoriſchen Wiſſens in ſich; der Fehler liegt zumeiſt nicht in den Thatſachen, ſondern in deren willkürlicher Verknüpfung, in den Conſequenzen, die aus denſelben gezogen ſind.

Hätte Buckle, ſtatt die chemiſche Beſchaffenheit des Bodens und den Einfluß der Getreidepreiſe für die allein regierenden Elemente der menſchlichen Entſchließungen hinzuſtellen, auf die ethiſche Seite der großartigen univerſalhiſtoriſchen Bewegung größeres Gewicht gelegt, dann würde er vorausſichtlich auch in ſeinen philoſophiſchen Auseinanderſetzungen nicht zu ſo durchaus materialiſtiſchen Conſequenzen gekommen ſein: er würde dann vielleicht ein richtigeres Bild von dem Ganzen der hiſtoriſchen Entwickelung erlangt haben.

In dieſer Beziehung iſt ihm der zweite engliſche Culturhiſtoriker, dem wir hier noch ein Wort der Betrachtung widmen wollen, William Edward Hartpole Lecky, diametral entgegengeſetzt. Auch er hat, obwohl er ſich nur die Sittengeſchichte einer beſchränkten Zeit zum Vorwurf ſeiner Darſtellung gemacht hat — er behandelt die Sittengeſchichte Europas von Auguſtus bis auf Karl den Großen —, zunächſt in einer philoſophiſchen Einleitung ſeine Anſicht über den Urſprung und die Bedeutung der ethiſchen Grundſätze für die Geſchichte der Menſchheit überhaupt niedergelegt. Auch er hat ſie aus den Einzelbeobachtungen der Geſchichte inductiv conſtruiren zu können gemeint, und doch iſt er zu ganz entgegengeſetzten Reſultaten wie Buckle gelangt. Die exacte Geſchichtswiſſenſchaft, der Buckle ſo unbedingte Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit vindicirt, muß doch alſo wohl nicht im Stande ſein, die Naturgeſetze unſtreitig darzulegen, denen nach Buckle das Leben der Menſchheit unterworfen iſt.

Sehen wir nun, auf welchem Wege Lecky zu ſeinen, von denen Buckles ſo ſehr abweichenden Anſchauungen gelangt iſt. Er geht von einer allge-

meinen Betrachtung über den Begriff der Sittengeschichte aus und bespricht dann die beiden vornehmsten philosophisch-historischen Schulen, welche sich in ihrer Auffassung von dem Ursprung und Wesen der Moral schroff gegenüberstehen. Während die eine als einzigen Beweggrund zu moralischem Handeln die Rücksicht auf die Glückseligkeit des Handelnden, concreter ausgedrückt auf seinen Nutzen, hinstellen, so daß Wahrhaftigkeit, Keuschheit und andere Eigenschaften, die wir Tugenden nennen, aufhören würden es zu sein, wenn sie dem handelnden Menschen keinen Nutzen zu verschaffen im Stande wären geht die andere von der Annahme aus, daß dem Menschen von Natur eine Fähigkeit innewohne, ihm gleichsam angeboren sei, gut und böse von einander zu unterscheiden.

Man sieht, daß bei der ersteren Theorie Alles, was der common sens unter Moral und Sittengesetz versteht, in sich zusammenbricht. Wenn es in der That ein absolut Gutes oder Böses nicht giebt, wenn die moralischen Gesetze keine objective Giltigkeit haben, sondern jede einzelne Handlung nur nach dem Maßstabe ihres Nutzens für die Glückseligkeit des Handelnden — abgesehen von dem schwankenden Begriffe dieses Wortes — gemessen wird dann hört auch jede moralische Verurtheilung eines Menschen wegen einer schlechten, verbrecherischen Handlung auf: man kann dem Verbrecher nur einen Mangel an Einsicht, an Verständniß seines eigenen wahren Nutzens vorwerfen und ihn wegen dieses Mangels an Intellect doch unmöglich bestrafen. Man sieht zugleich aber auch, wie nahe verwandt diese Theorie dem Satze des Sokrates ist, daß Tugend Wissen, Laster also Unwissenheit sei.

Sollte aber wirklich der Tugend nicht ein von allem Erfolg der einzelnen Handlung unabhängiges Moment innewohnen? Die zweite Schule, der sich auch Lecky voll und ganz anschließt, nimmt es an; Buckle, der indeß in dieser Frage nicht positiv Stellung genommen hat, müßte es leugnen. Es sind eben wieder die großen Principien des Idealismus und Realismus oder besser gesagt, Materialismus, welche sich in den beiden englischen Culturhistorikern gegenübertreten. Der eine will den gesammten Gang der Weltgeschichte von Gesetzen abhängig machen, neben denen eine freie Selbstbestimmung des handelnden Menschen gar nicht zur Geltung zu kommen vermöge: er will die Geschichte der Menschheit gleichsam nur als eine höhere Gattung von Naturgeschichte betrachten. Indem er die Existenz des freien Wollens leugnet und behauptet, daß die Handlungen des Menschen, mögen sie noch so willkürlich erscheinen, unter einem unabänderlichen Naturgesetze stehen, das er durch statistische Berechnungen entdecken zu können meint, hebt er auch die moralische Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen im Grunde völlig auf und kommt so praktisch zu demselben Resultat wie jene inductive Schule der Philosophen, welche leugnet, daß es einen grundsätzlichen, in dem Wesen der Dinge begründeten Unterschied zwischen Gut und Böse gebe. Er muß in Folge dessen auch jeden wesentlichen Einfluß der moralischen

Grundsätze, welche er eben nicht für entwickelungsfähig hält, auf den Gang der Geschichte der Menschheit leugnen und nur die Naturgesetze zu entdecken suchen, denen die intellectuelle Entwickelung, als die einzig maßgebende, nach seiner Ansicht unterworfen ist.

Recht im Gegensatz hierzu sieht Lecky in dem Fortschritt der ethischen Bildung recht eigentlich den Fortschritt überhaupt. Die moralischen Grundsätze und ihre Entwickelung sind ihm der Angelpunkt, um den sich die gesammte Geschichte der Menschheit dreht. Und von diesem Gesichtspunkte aus hat er dann die historischen Thatsachen zu gruppiren versucht. Neue Thatsachen aufzufinden, ist er gar nicht bestrebt gewesen: sein Buch ist fast mehr noch eine philosophische als eine historische Leistung. Aber indem die Geschichte aus der Einzelbetrachtung zu allgemeinen Anschauungen — die aber nicht Naturgesetze zu sein brauchen — aufsteigt, wird sie ja eben zur Psychologie der Menschheit, wie man sie zuweilen nicht unpassend genannt hat. Nur muß man sich bescheiden, erst die Ideen, welche die Geschichte beherrscht haben, im Einzelnen zu erkennen zu suchen, ehe man einen Versuch macht, auch diese Ideen wieder zu einer Einheit zusammenzufassen, zu einem Princip, welches der gesammten historischen Entwickelung zu Grunde liegen soll. Einzelne Analogieen oder, wie Buckle will, Gesetze hat die Wissenschaft in nicht geringer Zahl zu constatiren vermocht, aber das ganze vielgestaltige Leben der Menschheit würde sich eben nur dann unter Gesetze bringen lassen, wenn die Menschen das wären, was Buckle in ihnen zu sehen vermeinte: Drahtpuppen in den Händen eines unabänderlich wirkenden, den Willen des Einzelnen vernichtenden Naturgesetzes.

Aber zu leugnen ist doch nicht, daß auch Lecky irrt, wenn er die bewegende Ursache der universalen Entwickelung in dem Gegenspiel moralischrr Systeme nud ihrer Anwendung im Leben der Menschheit zu sehen vermeint. Aeußere Natur und innere, den Menschen immanente Motive stehen in Wechselwirkung: der Wille des Menschen aber ist es, der beide einander entgegengesetzte Principien verbindet. Daß dies der Fall ist, ist das Einzige, was aus den Beobachtungen der Geschichte über diese höchsten Fragen menschlicher Erkenntniß zu schöpfen bisher möglich war. Ranke hat dies schon früher mit souveräner Ruhe und jener unvergleichlichen Objectivität, die ihm eigen ist, in den schlichten Worten wiedergegeben: Auch in der Geschichte durchdringen sich Freiheit und Nothwendigkeit: die Freiheit erscheint mehr in den Individuen, die Nothwendigkeit mehr in den Völkerganzen. Wie diese Verbindung oder dies Nebeneinanderbestehen entgegengesetzter Principien sich vollzieht, vermag der Historiker ebensowenig zu constatiren, als der Naturforscher auch nur anzugeben vermag, wie ein einziger Halm sich aus dem Saatkorn entwickelt. Daß diese Entwickelung vor sich geht und vor sich gehen muß, weiß er mit Bestimmtheit, aber zu erklären vermag er sie nicht. Sollen wir von dem Historiker, der mit so vielen unbestimmbaren Größen zu thun hat, die er noch dazu nicht mehr in gegen-

wärtiger Existenz, sondern nur in reflectirten Bildern aus der Vergangenheit beobachtet, mehr verlangen als von dem Naturforscher, dem die Natur selbst die einfachsten Objecte seiner Beobachtung darreicht? Der Naturforscher kennt genau die chemische Zusammensetzung eines Grashalmes, die einzelnen Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist, sind ihm zugänglich, und doch wird es ihm niemals gelingen, aus diesen Elementen einen einzigen Grashalm herzustellen. Und der Historiker soll der Vorsehung, die sich in den mannigfach verschlungenen Wegen der Geschichte der Menschheit für den denkenden Beobachter zuweilen, aber auch nur zuweilen offenbart, das Gesetz abzulauschen sich vermessen, nach welchem sich die Menschheit in ihrer ganzen Größe und ihrer ganzen Schwäche offenbart? Versucht ist die Lösung oft genug; ob sie jemals gelingen wird? Ob es überhaupt ein Gesetz giebt, nach dem sich in unabänderlicher Nothwendigkeit unsere Entwickelung gestaltet? Ob der ganzen Entwickelung ein einheitliches Ziel gesteckt ist? Wer wollte so vermessen sein, alle diese Fragen zu beantworten? Die Geschichte als Wissenschaft aber löst ihre Aufgabe, wenn sie den Gang der Entwickelung selbst nachweist und zeigt, wie sich die Gegenwart aus den einzelnen Momenten der Vergangenheit herausgebildet hat.

Möglich, daß es einen Standpunkt giebt, von welchem aus alle Wissenschaften als eine Einheit erscheinen; des Menschen Geist aber dürfte kaum fähig sein, denselben zu erreichen. Könnte er ihn erreichen, dann, aber auch nur dann, würde er zu ermessen vermögen, welche Ziele der Entwickelung der Menschheit gesteckt sind. Er würde dann nicht mehr nach Wahrheit streben, sondern im Besitz derselben sein. Und wir glauben mit Lessing, daß für des Menschen Eigenart das Streben nach Wahrheit ein höheres Glück in sich schließe, als ihr Besitz, den er nicht zu ertragen vermöchte. Die grandiose Sage von dem verschleierten Bilde zu Sais wird in dieser Hinsicht immer ihre furchtbare und doch tröstliche Wahrheit behalten.

Das ist der Standpunkt, von dem aus Ranke an die Erklärung der universalhistorischen Bewegung herantritt. Weit entfernt davon, die Geschichte der Menschheit nur als eine einfache Aufeinanderfolge der Begebenheiten aufzufassen, hat er doch auch nicht versucht, sie auf ein großes und unabänderliches Gesetz zurückzuführen. Davon würde ihn schon sein echtdeutscher Idealismus abgehalten haben, der sein Werk im Gegensatz zu dem Buckles von Anfang an in grandioser Weise durchzieht und durchglüht. In der Würdigung der idealen Güter der Menschheit, auf denen im Grunde alle Cultur und Civilisation und alle historische Entwickelung beruht, steht er dem Antipoden Buckles, Lecky, weit näher als diesem, ohne doch in dessen einseitige Betonung der ethischen Systeme zu verfallen. Auch nach ihm sind es die großen Ideen, welche die Geschichte der Menschheit bedingen und regieren, aber nicht in der Präponderanz der einen, sondern in der gemeinsamen Wirkung aller, in dem, was sie Bleibendes für die Cultur geleistet haben, sieht er ihren Werth und ihre innere Bedeutung. So wird ihm die

Schilderung der Vergangenheit gleichsam zu einer Reconstruction der Gegenwart. So peinlich er es vermeidet, moderne Anschauungen und Begriffe in die vergangenen Jahrhunderte hineinzutragen, so großartig hat er es doch stets verstanden, die Elemente der universalhistorischen Entwickelung in den Vordergrund zu stellen, welche für alle folgenden Jahrhunderte und damit auch für die Jetztzeit einen bestimmenden und dauernden Einfluß geäußert haben. Immer überblickt er die universale Entwickelung in ihrer Gesammtheit: bei aller Hervorhebung des Individuellen in der geistigen und materiellen Cultur der einzelnen Nationen hat er doch nur diejenigen Momente ihrer Fortbildung in's Auge gefaßt, welche in ihrer Wirksamkeit nicht auf das eine Volk, das sie hervorbrachte, und nicht auf die eine Zeit, in der sie entstanden, beschränkt waren, sondern ihre Wirkung ausübten auf alle Zeiten und alle Völker. Denn eben in der inneren Durchdringung der Geister der verschiedenen Völker in einander sieht er das Wesen aller universalen Entwickelung. Nur diejenigen Momente, welche in friedlichem oder feindlichem Verkehr der Völker unter einander zum Gemeingut der Menschheit geworden sind, erscheinen ihm ein würdiger Gegenstand seiner universalen Betrachtung. Die Geschichtschreibung wird unter seiner genialen Darstellung nicht allein zu einer juristischen Richterin über die Tugenden und Laster der Menschen, er erhebt sie auf einen höheren Standpunkt, von dem aus sie den Maßstab des der Weltgeschichte innewohnenden Zweckbegriffes auf die einzelnen Träger desselben anwendet. Auf diesem Wege eröffnet er in seiner großartigen Darstellung oft Ausblicke in Gegenden, welche noch nie eines Forschers Auge geschaut. Er sucht das Wesen der universalhistorischen Entwickelung nicht in Gesetzen und Theorien, die außerhalb derselben liegen, sondern er unternimmt es, Bahn und Zeit derselben aus ihr selbst zu begreifen. In jeder einzelnen Erscheinung, die er schildert, sucht er zugleich die in der Vergangenheit ruhenden Wurzeln, aus denen sie entsprang, und die großen Früchte, welche sie in der Folgezeit getragen, forschend zu verstehen und zu erklären. So werden die einzelnen Ereignisse und Elemente der Cultur, so individuell und plastisch sie geschildert sind, doch zugleich aus ihrer Isolirtheit emporgehoben und zu Gliedern einer großen Kette, welche Gegenwart und Vergangenheit mit einander verbindet. Und je mehr im Laufe der historischen Entwickelung die Völkerindividuen zu einer höheren Einheit, wenigstens im Begriff und in der Theorie, verschmelzen, je mehr an die Stelle der Vielheit, in welcher das Alterthum sich allein die Völker zu denken vermochte, eine Alles umfassende Einheit des Menschengeschlechtes, vornehmlich durch den Einfluß der christlichen Religion tritt, um so klarer wird es, wie jede Nation neben den eigenen Impulsen, denen sie folgt, doch auch von der Culturthätigkeit der anderen Nationen in Mitleidenschaft gezogen wird und, productiv und receptiv, mitarbeitet an der Erfüllung der höchsten Aufgaben, welche der Gesammtheit der Menschheit gesteckt sind.

Und eben darauf beruht die eminente Bedeutung der Universalgeschichte

in der Auffassung, die Ranke ihr gegeben, für die Cultur und Geistesrichtung der Gegenwart, die aus ihr erst recht verständlich wird. Gerade in der modernen Cultur hat der Begriff einer das ganze Menschengeschlecht umfassenden Humanität eine Ausdehnung gewonnen, für welche das Alterthum keinen Sinn hatte. Darum sind aber auch in die Cultur jedes einzelnen Volkes die großen Errungenschaften der Culturarbeit aller Völker in weit höherem Maße hineingeströmt, als das früher der Fall war. Darum ist aber auch die Cultur keiner der jetzt bestehenden civilisirten Nationen aus sich selbst heraus zu begreifen, vielmehr macht es sich bei jeder von ihnen in eminentem Sinne geltend, daß die Gegenwart nicht blos die eigenen, sondern die Summe der Culturelemente aller Völker in sich schließt. Wie ein hochbedeutender Theil der gesammten modernen Poesie auf den Hervorbringungen des Hellenenthums fußt, wie unsere Architektur und Cultur in manchen Epochen in vollkommener Abhängigkeit von der hellenischen erscheint, so ist in unserm Rechts- und Verfassungsleben ein reicher Strom befruchtender Ideen dem staatenbildenden Genius des römischen Volkes zu verdanken. Und wie alle modernen Nationen in ihrer Cultur eine Fülle von Elementen der antiken aufgenommen haben, so stehen sie auch in ständiger Abhängigkeit von einander; die großen Errungenschaften eines Volkes im Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, des Rechtes werden Gemeingut aller Nationen. So ist jede nationale Cultur ein Product einer unabsehbaren Reihe von Factoren nicht blos der eigenen Vergangenheit, sondern der Culturen aller Völker. Eine nationale Geschichte ohne Einwirkungen der universalen Bewegung ist heute überhaupt nicht mehr denkbar. Und wer wollte das Product verstehen, ohne die Factoren zu kennen? Das unermeßliche Gebiet, auf welchem diese Factoren zerstreut liegen, zu durchforschen und dadurch das Product zu erklären, ist die ungeheure Aufgabe, welche die Universalgeschichte zu lösen hat. Eben dadurch unterscheidet sie sich von der Geschichte der einzelnen Völker, in der es gerade auf die individuelle Entwickelung ankommt. Darum ist auch eine Nebeneinanderstellung der Geschichte aller einzelnen Völker, wie eine solche z. B. gegenwärtig in der Oncken'schen Sammlung versucht wird, noch lange keine Universalgeschichte: sie leistet zum Theil mehr, zum Theil auch weniger als eine solche: mehr, indem sie in der Geschichte jedes Volkes auch die Elemente darzustellen hat, welche eben nur für dies eine Volk von Bedeutung sind, indem sie auch Völker in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, welche an der universalhistorischen Bewegung überhaupt keinen Antheil genommen haben; weniger, indem sie nicht die Pflicht hat, die die Geschichte der einzelnen Nationen mit einander verbindenden Momente nachzuweisen, aus denen die Universalgeschichte entsprungen ist. Eben die Verbindung des Individuellen mit dem Allgemeinen, die Abhängigkeit des ersteren von dem letzteren nachzuweisen ist die Aufgabe der Universalgeschichte. Darum kann eine nationale Geschichte aller einzelnen Völker und auch eine Nebeneinanderstellung dieser nationalen Geschichten am besten von

einer Mehrheit von Forschern geschrieben werden, deren jeder dann nur die Geschichte eines Volkes, aber auch diese in ihrer Gesammtheit zu beherrschen braucht, wie dies eben in der erwähnten Oncken'schen Sammlung der Fall ist: eine Universalgeschichte kann stets nur von einem Denker von umfassendster Gelehrsamkeit und größter Einheitlichkeit des Denkens und Forschens geschrieben werden, eben weil sie in der Vielheit der Erscheinungen die Einheit begreifen und zur Anschauung bringen soll.

Wenn die Definition, welche wir soeben von dem Wesen und der Aufgabe der Universalgeschichte in kurzen Zügen entwickelt haben, richtig ist, so muß man anerkennen, daß Ranke im Grunde genommen nie etwas anderes geschrieben hat als Universalgeschichte, freilich Universalgeschichte für einen beschränkten Zeitraum. Es ist hierfür sehr bezeichnend, daß das erste größere Werk, mit welchem Ranke vor mehr als einem halben Jahrhundert hervortrat und das ihn schon damals als einen der größten deutschen Historiker erscheinen ließ, eine Geschichte der romanisch-germanischen Völker war, d. h. der Versuch einer Darstellung der Geschichte der modernen Nationen, von einem einheitlichen, universalen Standpunkte aus. Seitdem hat Ranke in einer wissenschaftlichen Thätigkeit ohne Gleichen eine große Reihe von Werken geschrieben, welche, so verschiedene historische Vorgänge sie auch behandeln mögen, doch alle aus einer einheitlichen Anschauung hervorgegangen sind, welche sich jeden Augenblick bewußt war, daß die Geschichte einer jeden Nation sich eben nur im Zusammenhang mit der der anderen verstehen lasse, daß sie in hohem Grade von dem Verhältniß, in welchem die Nationen zu einander standen, abhängig sei. Eben die Darstellung dieser Abhängigkeit des Individuellen von dem Allgemeinen glaubten wir als eines der charakteristischen Merkmale universalhistorischer Anschauung bezeichnen zu müssen.

Sehen wir uns darauf hin einmal irgend eines seiner früheren Werke an. Am deutlichsten tritt dies universale Moment seiner Auffassung in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation hervor. In der That liegen ja gerade hier die universalen Beziehungen so deutlich zu Tage, daß auch ein Historiker von geringerer Bedeutung sie zum Verständniß zu bringen vermocht hätte. Aber höchst bedeutend ist vor Allem die Art, wie das bei Ranke geschieht. Nicht blos die Idee der religiösen Reform an sich, die, obwohl zunächst ein integrirender Theil deutschen Geistes, doch ihrer Natur nach zur Ausbreitung über die Welt geeignet erschien, erscheint bei ihm in ihrem universalen Zusammenhange, sie erscheint in jedem Moment abhängig von der Gesammtheit der europäischen Verhältnisse und politischen Complicationen. Wie die nationale Verfassung, so entwickelte sich auch die Existenz dieser großen reformatorischen Idee niemals ganz aus sich selbst heraus; die Hemmnisse, die ihr erwuchsen, gingen allerdings aus religiösen Motiven hervor; aber daß sie im Stande war, diese Hemmnisse zu überwinden und trotz derselben dauernd festen Boden in Deutschland zu ge-

winnen, das lag doch nicht allein an ihrer eigenen ſittlichen Widerſtandskraft, es war bedingt durch die politiſchen Verhältniſſe in Europa überhaupt, durch das Vordringen der Osmanen im Oſten, den feindlichen Gegenſatz Karls V. gegen den König von Frankreich im Weſten. Großartig iſt die Haltung Luthers in dieſem Widerſpiel der Intereſſen geſchildert: wie er gerade in einem Momente, in welchem Karl V. mit beſonderer Energie gegen die ganze Exiſtenz der reformatoriſchen Idee anging, gleichwohl mit allem Eifer dafür eintrat, daß die evangeliſchen Stände dem Kaiſer in der Türkennoth Beiſtand leiſten ſollten, das iſt in ſeinen Einzelheiten wie in ſeinen univerſalen Combinationen niemals erhabener und anſchaulicher geſchildert worden. Und in meiſterhafter und doch ſo ſchlichter Werthbeurtheilung ſchließt er ſeine Darſtellung des Verhaltens des Reformators in dieſer Kriſis, in welcher ſich der Kaiſer, ſein größter Widerſacher, aber doch ſein weltlicher Herr, befand, mit den wenigen Worten: „Das war nicht klug, aber groß.“

Aber nicht blos von den Beziehungen Deutſchlands zu auswärtigen Nationen, von den friedlichen und feindlichen Berührungspunkten der geſammten Culturwelt war die Reformation in den erſten Stadien ihrer Entwickeluug abhängig; auch die deutſche Kleinſtaaterei, ſo bitter wir ſonſt ihre Folgen beklagen mögen, hat ihr Theil dazu beigetragen, dem Proteſtantismus ſeine Exiſtenz zu ſichern. Hätte Karl V. eine einheitlich und ſtraff organiſirte Centralgewalt in den Händen gehabt, der Proteſtantismus wäre untergegangen, noch ehe er recht zur Entwickelung gekommen war. Er verdankt recht eigentlich dem Beſtande der Territorialſtaaten ſeine Exiſtenz.

Wir wollen es uns nicht verſagen, hier auf eine frühere Complication der Weltverhältniſſe hinzuweiſen, welche mit der eben geſchilderten in vieler Beziehung eine überraſchende Aehnlichkeit aufweiſt und die Ranke im dritten Theil ſeiner Weltgeſchichte mit derſelben anſchaulichen Wahrheit und Lebendigkeit geſchilderr hat wie jene: Die Ausbreitung des Chriſtenthums in den erſten Jahrhunderten unſerer Aera wäre in dem Maße, wie ſie erfolgt iſt, unmöglich geweſen, wenn das römiſche Principat, ſo ſehr ſeine Tendenz auf Welteroberung gerichtet war, nicht doch noch unabhängige Gewalten, mit denen es in beſtändigem Kampfe lebte, neben ſich gehabt hätte. Hätte ſich nicht dem Fortſchreiten der römiſchen Welteroberung im Norden uud Oſten, dort von Seiten der germaniſchen Völkerſtämme, hier von Seiten der Parther und Neuperſer ein Damm entgegengeſtellt, der die antike Culturwelt auf ſich ſelbſt zurückwarf, ſo hätte ſich das Chriſtenthum in den über daſſelbe verhängten Verfolgungen kaum zu halten, viel weniger über die Welt zu verbreiten vermocht. Denn wiederholt iſt es vorgekommen, daß die von der römiſchen Weltmacht mit der äußerſten Härte verfolgten Chriſten bei den öſtlichen, noch ſelbſtſtändig gebliebenen Nachbarn derſelben Zuflucht und Schutz ſuchten und fanden. Wie der Proteſtantismus ſeine Exiſtenz

nicht zum geringſten Theile der deutſchen Kleinſtaaterei verdankt, ſo verdankt das Chriſtenthum dem Beſtehen der autonomen Völkerſchaften außerhalb des römiſchen Weltreichs die Möglichkeit ſeiner ſchnellen Verbreitung.

Gerade an ſolchen und ähnlichen Stellen, wo es ſich um Aufkommen und Beſtand großer culturgeſchichtlicher Elemente, welche für die ganze Entwickelung der Menſchheit von grundlegender Bedeutung waren, handelt, offenbart ſich die Genialität Ranke'ſcher Auffaſſung in ihrer ganzen Größe. Was für die deutſche Geſchichte im Reformationszeitalter gilt, läßt ſich in derſelben Weiſe von allen ſeinen Werken ſagen: ſie alle ſind nicht blos Geſchichte der einzelnen Völker, die ſie dem Titel nach vorzugsweiſe behandeln, ſie ſind vielmehr ſtets von einem Standpunkte aus geſchrieben, der die ganze civiliſirte Welt als ein Ganzes faßt und nachweiſt, wie jedes Volk in jedem Augenblick von der univerſalen Bewegung in dieſer Culturwelt abhängig iſt. Denn eben im Kampfe der Völker mit einander (friedlichem wie feindlichem) zu der inneren Vollendung zu gelangen, die ihm beſchieden iſt, war nun einmal die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts. In der Einwirkung der Völker auf einander ſieht er das Princip dieſer Bewegung, mag ſie nun in großen Kriegen oder in friedlichem Verkehr vor ſich gehen. Und unter dieſem Geſichtspunkte, und zwar allein unter dieſem, erhalten bei Ranke auch die Kriege ihre univerſale Bedeutung. Unvergleichlich hat er dieſe namentlich bei den Zügen Alexanders des Großen und bei den Angriffskriegen der Römer gegen die Griechen dargethan. Mit plaſtiſcher Klarheit und Lebendigkeit zeigt er hier, wie die große Culturaufgabe des Alterthums, Erfüllung der Welt mit der helleniſchen Cultur und Durchdringung der letzteren mit dem ſtaatenbildenden Genius der Römer, eben nur durch dieſe Kriege möglich war. Die Erfüllung der aſiatiſchen Reiche mit den Elementen griechiſcher Kunſt und Religion, die Verdrängung der grauſamen orientaliſchen Culte durch den menſchlich freieren und äſthetiſch ſchöneren der Griechen würde auf dem Wege friedlichen Verkehres nie erreicht worden ſein: es gehörte dazu, daß Alexander der Große und ſeine Nachfolger dort im Oſten ſelbſt mit der Gewalt des Schwertes Reiche griechiſchen Weſens errichteten, deren Culturgehalt beſtehen blieb, als ſie äußerlich zuſammenbrachen.

Dann aber beſtanden die beiden großen Culturelemente des Alterthums eine Zeit lang neben einander: das Hellenenthum, welches ſeine Cultur ſoeben bis nach dem fernſten Oſten getragen hatte, und das Römerthum mit ſeiner unvergleichlichen ſittlichen und ſtaatlichen Kraft. Nur durch eine Verſchmelzung beider konnte eine Einheit der Cultur erreicht werden welche im gewiſſen Sinne eine Vorbedingung für das Aufkommen und die Entwickelung des Chriſtenthums war. Auch dieſe aber konnte nur durch jene großen Angriffskriege der Römer gegen die Griechen erreicht werden.

Ohne gerade eine ausdrückliche Theorie im Gegenſatz zu Buckle und auch zu Dubois-Reymond u. A. aufzuſtellen, hat Ranke durch ſolche gran-

dioſe Beiſpiele, die er mit einer Größe der Anſchauung ohne Gleichen vorträgt, den Nachweis erbracht, daß die Anſicht derer, welche den äußeren Verwickelungen und den Kriegen gar keine Bedeutung für die Weltgeſchichte einräumen wollen, ebenſo verkehrt und einſeitig iſt, als jene Anſicht früherer Zeiten, die in den Kriegen den Hauptgegenſtand der Geſchichtsſchreibung erblickte.

Natürlich iſt und bleibt die Fortbildung der Cultur immer die Hauptſache, ja eigentlich der einzige Gegenſtand der Univerſalgeſchichte, aber dieſe Fortbildung iſt, man möchte ſagen, in keinem Momente ohne eine äußere Einwirkung jener gewaltſamen Erſchütterungen, welche wir Kriege nennen, vor ſich gegangen. Und eben darum müſſen auch ſie ihren Platz in der Weltgeſchichte behaupten, freilich nicht vorwiegend ihrer ſelbſt willen, ſondern wegen der Einwirkungen, welche ſie auf die Cultur der Menſchheit ausgeübt haben. Wer wollte den ganzen eigenthümlichen Geiſt des Römerthums verſtehen, ohne eine Kenntniß der Kriege, welche die Römer geführt haben? Die ganze römiſche Verfaſſung mit ihren für alle Zeit vorbildlichen Einrichtungen beruht darauf. Der Kampf zwiſchen Patriciern und Plebejern, auf deſſen allmählicher Ausgleichung die ganze Entwickelung der römiſchen Verfaſſung beruht, iſt in jedem Augenblicke von den äußeren Kriegen bedingt. Eben die Thatſache, daß die Plebs ein kriegeriſches Element darſtellt, ohne welches die Bekämpfung der äußeren Feinde Roms unmöglich geweſen wäre, hat dazu geführt, daß ſie nun auch die aus dieſer Pflicht erwachſenden Rechte mit größtem Nachdruck forderte und durchſetzte. Und wer wollte den Charakter des römiſchen Kaiſerthums auch nur entfernt verſtehen, ohne eine Kenntniß des Fortgangs der römiſchen Welteroberung? Daß auf der letzteren bis zu einem gewiſſen Grade auch die Fortentwickelung des Chriſtenthums beruht, haben wir ſchon angedeutet.

Wir halten hier inne und begnügen uns damit, aus dem ungeheuren Reichthum von univerſalen Ideen, mit denen das Ranke'ſche Werk erfüllt iſt, einige der hauptſächlichſten hervorzuheben. Denn wer wollte es unternehmen, eine vollſtändige Analyſe eines Werkes von dieſer Bedeutung im Rahmen einer Zeitſchrift geben zu wollen? Nur darauf kam es uns an, den Ausgangspunkt zu kennzeichnen, von dem aus Ranke an die Erklärung der univerſalhiſtoriſchen Bewegung herangeht, und dadurch unſer Urtheil zu begründen, daß die Ranke'ſche Weltgeſchichte ohne alle Frage die großartigſte und ideenreichſte iſt, welche bisher jemals geſchrieben worden.

Indem er die ganze univerſalhiſtoriſche Bewegung der Welt mit umfaſſenden Blicken überſchaut und die einzelnen Elemente der menſchlichen Cultur vor unſerem Geiſte ſich entfalten läßt, hat er ſich doch fern davon gehalten, dieſe ganze großartige Entwickelung auf beſtimmte Formeln und

Geſetze zurückzuführen. Er iſt der erſte, der von einem einheitlichen Standpunkte aus Weltgeſchichte ſchreibt und doch die Entwickelung derſelben nicht aus außerhalb derſelben ſtehenden Geſetzen, ſondern aus ihr ſelbſt und den ihr innewohnenden Ideen zu erklären unternommen hat. Sein Werk iſt in eminentem Sinne vom Standpunkte des Idealismus geſchrieben, dabei aber doch von einer genauen Kenntniß der realen Bedingungen, denen alles menſchliche Sein unterliegt, durchzogen. Eben in dieſer Verbindung des Realen mit dem Idealen liegt die ganze Größe ſeiner Auffaſſung. In einzelnen Zügen wird die hiſtoriſche Forſchung das Bild, welches Ranke mit kühnem Schwunge entworfen hat, zu verändern vermögen, die Hauptcontouren deſſelben aber werden ein κτῆμα εἰς ἀεί, eine bleibende Errungenſchaft der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft für immer bleiben.

Drei Ausstellungen.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Es geht mit den Ausstellungen, wie mit so manchen anderen Dingen dieser Welt: Man klagt sie an, man erklärt sie für thöricht, überflüssig, sogar schädlich und nachtheilig, und kann oder mag sie doch nicht entbehren. Wenn kaum die ersten Lerchen schwirren, erscheint in jedem neuen Jahr die Ankündigung nicht nur einer, sondern gleichzeitig einer ganzen Anzahl verschiedener neuer Ausstellungen, die in eben so vielen Städten unseres Erdballes zwischen dem 1. Mai und dem 15. Juni eröffnet werden sollen. Thatkräftige, ehrgeizige, einflußreiche Männer hatten hier und dort — die Einen aus Ueberzeugung von dem idealen Werth des Unternehmens, die Andern durch praktischere, egoistischere Motive bewogen — wieder einmal den Ausstellungsgedanken angeregt und aufgenommen, Comités gebildet, Circulare versendet, Staatsregierungen, Communen, Corporationen, Fabrikanten dafür gewonnen und schließlich tritt das neue Werk, ob auch oft in recht fragwürdiger Gestalt, in's Leben.

Das Jahr der Gnade 1885 hat der Welt einen besonders reichlichen Ausstellungssegen geschenkt. Ich weiß sie nicht alle zu nennen, die im Norden und Süden, im Osten und Westen Mitteleuropas im Mai und Juni ihre Pforten aufgethan und den Nationen zugerufen haben: Kommt her zu mir Alle! Drei dieser Ausstellungen aber habe ich selbst besucht und studirt; drei Typen der Hauptgattungen: Die „Exposition universelle“ zu Antwerpen; die „internationale Fachausstellung von Arbeiten in Edelmetallen und Legirungen“ zu Nürnberg und die „ungarische allgemeine Landesausstellung“ zu Budapest.

Eine ganz besondere Kühnheit gehört immer dazu, eine neue „Weltausstellung“ zu planen. Es setzt das einen eben so starken Glauben an die industrielle Leistungskraft und überragende Stellung des eigenen Volkes, wie an die Bereitwilligkeit der anderen voraus, sich mit großen Opfern an dem „friedlichen Wettkampf der Nationen“, zu welchem man sie einlädt, zu betheiligen. Diese, die Regierungen wie die Fabrikanten, gewerblichen und künstlerischen Körperschaften zeigen sich in neuerer Zeit keineswegs immer geneigt, solchem Vertrauen zu entsprechen.

Auch in Antwerpen hat man diese Erfahrung zu machen gehabt. Aus dem Bewußtsein von der Blüthe der Industrie und der Kunst in Belgien erwuchs dort der Wunsch, dieselbe sich auch einmal auf heimischem Boden mit denen der anderen Nationen messen zu sehen. Auch die Hoffnung, die Vortheile einer Weltausstellung der zweiten Stadt des Königreichs, dem in mächtigem Aufschwung begriffenen Hafen- und Handelsplatz Antwerpen, zuzuwenden, trat hinzu. Zwar die Staatsregierung mochte die Sache nicht als ihre eigene in die Hand nehmen. Aber die Persönlichkeiten, denen die Angelegenheit besonders am Herzen lag, verstanden es, die Regierung genügend dafür zu interessiren, um dem Privatunternehmen ihre moralische Unterstützung und Förderung zu Theil werden zu lassen. Der König ernannte eine Commission mit dem Grafen Flandern als Ehrenpräsident, deren Aufgabe es war, die belgischen Industriellen zur Theilnahme zu ermuntern. Die Sache ging ihren Gang. Nachträglich ließen sich die Kammern bereit finden, doch noch 500 000 Francs Zuschuß zu den Installationskosten zu bewilligen. Die Stadt Antwerpen überließ am Ende der Avenue du Sud ein Terrain von 320 000 Quadrat-Meter, um darauf den Ausstellungspark anzulegen und in demselben den großen Ausstellungspalast nebst zahlreichen erforderlichen Annexbauten, Specialausstellungs-Kioske, Pavillons ꝛc. aufzuführen.

Besonders lebhaft ist der Eifer der meisten anderen Staaten, der an sie ergangenen Einladung zur Betheiligung Folge zu leisten, nicht eben gewesen. Das Deutsche Reich lehnte jede officielle Mitwirkung ab. Den Industriellen und den Künstlern blieb es allein überlassen, in wie weit sie der Aufforderung entsprechen mochten. Gänzlich sich zurückzuhalten, dazu konnten sich dieselben in ihrer Gesammtheit freilich nicht entschließen. Es bildete sich ein deutsches Comité in Antwerpen. Andere Comités in Berlin, Köln, Mainz und Mannheim setzten sich mit diesem in Verbindung. Der Geh. Commerzienrath Günther in Brüssel übernahm die Leitung und Organisation der deutschen Abtheilung. Aber sehr viele der ersten Industriellen Deutschlands blieben fern, große blühende heimische Industrien gänzlich unvertreten, die verwendbaren Mittel spärlich. — Von den anderen fremden Nationen haben sich mit Regierungsunterstützung und unter Leitung dazu ernannter staatlicher Commissarien zumeist Frankreich, Italien, Oesterreich, Rußland betheiligt; nächst ihnen zumeist — Canada, die portugiesischen

Colonien und — im Verhältniß zu ihrer Größe — Serbien und Monaco. Der Vorstellung, welche das Wort „Exposition universelle“ erweckt, kann diese Antwerpener nicht annähernd entsprechen.

Wie noch jede bisherige Welt- und Localausstellung, war auch diese am Eröffnungstage, den 1. Mai, noch weit von ihrer Fertigstellung entfernt. Selbst das Hauptgebäude, vom Architekten Bordiau, gewährte noch sechs Wochen nach dem Eröffnungstage einen ziemlich traurigen und unvollkommenen Anblick. Auf den großen, in Farben gedruckten Plakatbildern, welche in allen Bahnhofhallen und Hotelfluren schon seit dem Winter die bevorstehende „Exposition universelle de 1885 à Anvers“ verkündigten, erschien im Hintergrunde, zwischen all den symbolischen, ideal und spärlich bekleideten Damen der Composition, der Ausstellungspalast in höchst imponirender, monumentaler Gestalt mit seinem gewaltigen Triumphbogenthor in der Mitte, dessen Attika in Form eines offenen Loggienbaues von einem enormen Erdballgerippe aus den metallenen, vergoldeten Meridianen, Wendekreisen, dem Aequator und der Ecliptik gebildet, gekrönt wurde. Zwei hohe Thürme flankirten diesen Portalbau. Sie erhoben sich über mächtigen Sockeln aus aufgethürmten Felsblöcken, über deren Stufen hinab aus tiefen Grotten hervor breite Cascaden rauschten, während die Dachhelme das in ihrem Inneren glühende elektrische Licht ausstrahlten. Dieser ganze Mittelbau, ebenso wie die sich zur Rechten und Linken daran anschließenden, lang nach Ost, und West sich erstreckenden Seitentheile zeigten reichen plastischen Schmuck. Aber noch Mitte Juni war das eiserne Skelett des ganzen riesigen Portalbaues noch nicht einmal vollständig nothdürftig mit den Holzplanken bekleidet, auf welchen dann mittelst getünchter Leinwand, Gyps und Stuck, Farben und Vergoldung, der Schein des Steinmaterials, der Monumentalität und die ganze reiche plastische und malerische Decoraration aufgetragen werden sollte.

Die Aufgabe, ein Weltausstellungsgebäude so anzulegen, daß seine innere Raumdisposition ebenso den raschen und bequemen Ueberblick der Gesammtproduction jedes einzelnen Volkes als die schnelle Vergleichung des auf einem und demselben Gebiet von jedem der ausstellenden Völker Geleisteten ermöglichte, ist nur einmal in unbedingt vollkommener Weise gelöst worden: in dem, nach dem concentrischen Ringsystem erbauten Palast der Pariser Ausstellung von 1867. In diesem Antwerpener Ausstellungsgebäude ist auf jeden derartigen Versuch verzichtet. Eine große mittlere Halle in der Queraxe des Gebäudes, welche dasselbe vom Hauptportal an der Nordfaçade bis zu dem weiten südlichen Anbau für die Maschinen durchschneidet, und eine zweite, die „internationale Galerie“, welche, vom Ost- zum Westende in der Längsaxe des Hauses führend, jene Halle rechtwinklig durchschneidet, gliedern den Innenraum des Palastes, abgesehen von der Maschinenhalle, in vier große Hauptmassen. In der nördlich von der internationalen Galerie gelegene Hälfte und den Raum der letzteren selbst, theilen sich von

Osten beginnend, Deutschland (7000 Q.-M.) England mit Canada und Indien, Nordamerika, Holland, Belgien (20 000 Q.-M.), Oesterreich, Rußland.

In der Hälfte südlich von jener Galerie folgen von Osten nach Westen die Ausstellungsgebiete von Norwegen und Schweden, Frankreich (20 000 Q.-M.) mit Tunis und Algier, Italien, ein Stück von dem Oesterreichs, das Spaniens, Brasiliens, der Türkei, Serbiens, Chinas, Japans, Haytis, Liberias, der Schweiz, der Pianoausstellungs- und Musiksaal.

Ein besonderer Raum, außen im Stil einer orientalischen Moschee, die Ausstellung der portugisischen Colonien enthaltend, macht hier nach Westen den Schluß. In der nächsten Nachbarschaft davon an diesem Westende des Gebäudes umschließt ein kleiner Saal die Erzeugnisse des Fürstenthums Monaco: hübsch arrangirte Kunsttöpfereien, Terracotten, Früchte und Confiserien. Jene hohe Mittelhalle in der Queraxe führt auf eine mächtige Stiege von gleicher Breite und über diese hinauf zu dem großen Podest, durch welchen die dadurch maskirte Rue de Bruxelles überbrückt wird. Von ihm und der sich hier anschließenden Eisengalerie genießt man den imposanten Anblick der vor uns in der Tiefe liegenden Maschinenhalle mit ihrem Walde von Schloten, sausenden Rädern, Kesseln, Eisensäulen, Kupferröhren ꝛc.

Das sehr zweckentsprechende Gebäude für die Kunstausstellung liegt ganz außerhalb des großen Ausstellungsterrains an der Avenue du Sud.

Den Park rings um den Hauptpalast füllt eine Menge von großen und kleinen Pavillons, Kiosken, Specialausstellungen im Freien, Grotten, Holzhallen, den verschiedensten Zwecken dienend und eben so verschieden in ihrer architektonischen Erscheinung; eine große Zahl von Kneipen, Cafés, Restaurants darunter. Der auffälligste und wichtigste dieser Annexbauten enthält die Producte der mittel- und südafrikanischen und der asiatischen Colonien Frankreichs. Dies Haus ist im Stil eines hinterindischen Tempels erbaut, mit mehreren an den Ecken aufwärts gekrümmten Pagodendächern übereinander, mit vergoldeten Götzen- und Buddhabildern an den Außenwänden, umgeben von grotesken Bildwerken, Pagoden, phantastischen Drachen- und Thiergestalten. Eben so bunt, fremdartig und stilecht ist das Innere decorirt. In der außerordentlich reichen, ethnographisch und naturwissenschaftlich gleich interessanten Ausstellung, die es enthält, sieht man neben den einfachen, aber immer einen gewissen instinctiven Geschmack, Farbensinn und Handgeschicklichkeit bekundenden, Erzeugnissen afrikanischer Negerstämme die Producte der traditionellen, zu einer hohen Stufe der Entwickelung gebrachten, birmanischen und annamitischen Kunstindustrie. Viele gemeinsame Züge weist sie mit der chinesischen auf. Die größte Virtuosität besitzen diese Künstler in der Ausführung der durch Perlmutter-Incrustationen geschmückten Holz- und Lackarbeiten. Ebenso zahlreich sind die prächtigen Stoffe, mit Gold kunstvoll durchwirkt und gestickt, die Perlarbeiten, die Waffen. Durch vollständig bekleidete Costümfiguren werden die Trachten jener Völker veranschaulicht.

Die Thierwelt dieser exotischen Länder wird durch Felle, Leder und Lederarbeiten und Elephantenzähne, ihr Pflanzenreich durch die Früchte, die Getreide und die sonstigen zum Gebrauch oder Genuß dienenden vegetabilischen Producte wie Tabak, Thee, Zucker repräsentirt. Das ganze Arrangement mit all den bunten Stoffen, den starken, leuchtenden Farben der reichen Vergoldung, dem phantastischen, fratzenhaften Schnitzwerk entspricht auf's Genaueste und Glücklichste dem Charakter der Erzeugnisse selbst.

Wenden wir uns im Innern des großen Palastes zunächst zur Ausstellung Belgiens. Nicht nur Alles, was seine reich entwickelte Industrie heut zu erzeugen vermag, breitet es hier mit ersichtlichem Behagen an sich selbst aus. Es widmet einen weiten Platz und die größte Sorgfalt auch der Ausstellung seiner Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten, -Mittel und -Methoden: Jede Art von Schulen und Lehrinstituten, die des Primär-, des mittleren oder Secundär-Unterrichts (zu welcher Klasse außer den staatlichen Mittelschulen auch die königlichen Athenäen und die Normalschulen gehören) und die des höheren Unterrichts, der Universitäten, Facultäten und der technischen Specialschulen Belgiens ist hier repräsentirt. Diese, vom Ministerium des Innern und des öffentlichen Unterrichts unternommene und organisirte, Ausstellung wird noch ergänzt durch die von einzelnen Städten des Landes veranstaltete aller Communal-Lehrinstitute, besonders der verschiedenen Industrie-Lehranstalten, wie der für die Blinden, Taubstummen, Blödsinnigen. Wenn dieser kolossale Unterrichtsapparat in Wirklichkeit dem hier vorgeführten Bilde entspricht und so functionirt wie es hier dargestellt wird, so kann man das belgische Volk nur beglückwünschen, aber noch weniger — die Möglichkeit seiner letzten Wahlen begreifen.

Seine alte Stärke in der Maschinenindustrie ist ihm unvermindert geblieben. Auch wohl der Laie in diesen Dingen wird sich dessen bewußt im Anblick dieser kolossalen Compoundmaschinen von tausenden von Pferdekräften, zur Schraubendampferbewegung, dieser Webstühle und Arbeitsmaschinen aller Art, dieser Maschinen zur Papierfabrikation ꝛc. Eisen und Kohle auf verhältnißmäßig engem Raum bei einander gelegen, spendet der eigene Boden in Fülle. Seine Großindustriellen, die Gesellschaft Cockeril zu Seraing bei Lüttich noch immer an der Spitze, verstehen es aus dem Grunde, beide zu verwenden zur Lösung auch der gewaltigsten Aufgaben, welche an die moderne Industrie herantreten. — Die Kohlenproduction des Landes in ihrem enormen Reichthum wird in sehr übersichtlicher und vollständiger Weise durch Collectivausstellung der dazu vereinigten Minengesellschaften zur Ausbeutung der Hauptlager veranschaulicht: einen gewaltigen Aufbau von Kohlen, Maschinen, graphischen, gemalten und plastischen Darstellungen. Das Eisen, Kupfer, Zinn und Zink, welche belgische Bergwerke an's Licht fördern, bearbeiten belgische Werkstätter, ebenso tüchtig und meisterlich allen künstlerischen, wie allen rein industriellen Zwecken gemäß. Die Eisen-Schmiedekunst und Kunstschlosserei leisten

nicht weniger Vorzügliches als die französische und die deutsche. Ihr größtes und reichstes Meisterwerk auf der Ausstellung ist der eiserne Tempel für die an Ort und Stelle verzapften und ausgeschänkten Erzeugnisse eines ganzen Heers von belgischen Bierbrauern in der internationalen Galerie. Der Kunst der Verarbeitung des Eisens und Stahls zu allen Arten von Waffen, zu Klingen und Schießgewehren, um deretwillen besonders Lüttich jederzeit in aller Welt berühmt war, steht heut nicht minder in der alten Blüthe.

Freigebig wie das Eisen spendet hier der Boden der bergigen Landestheile das nützliche Gestein. Von dem Reichthum derselben an den schönsten Marmorarten zeugen hier die rohen und geschliffenen Proben wie die bereits zu Architekturtheilen, besonders Kaminen, verarbeiteten. — Man weiß, mit welcher Fülle an Feld- und Gartenfrüchten die belgische Erde den Fleiß, die Sorgfalt und die Kunst ihrer Bebauer lohnt. Auch das soll die Ausstellung aller Welt zum Bewußtsein bringen. — Den alten Nationalruhm, in der Kunst der Weberei und allen damit zusammenhängenden Gewerben in der ersten Reihe unter den Völkern der Erde zu stehen, haben die Belgier eifrig gehütet. Die Verdrängung der Handarbeit durch die Maschinen hat darin nichts geändert. Die Producte der belgischen Spinnerei, Weberei und Wirkerei, der Teppich-, der Gobelin- und vor Allem der Spitzenfabrikation werden von denen keines anderen Volkes der Erde übertroffen. Die Spitzenausstellung hier ist denn auch von wahrhaft einziger Schönheit und Reichhaltigkeit. — In der Bearbeitung des Holzes zur menschlichen Wohnungseinrichtung, zu allen Gebrauchs- und Luxusmöbeln, wie zur Innenarchitektur, zu Fußböden, Getäfel, Treppen- und Galeriegeländern zeigt sich eine solide Tüchtigkeit und ein Geschmack, der immer ausschließlicher durch das Studium der im Lande erhalten gebliebenen alten Muster- und Meisterwerke dieser Gattung aus dem 16. und 17. Jahrhundert bestimmt wird. Die Renaissanceliebhaberei ist hier so stark und so verbreitet wie nur im lieben Deutschland.

In der Thonwaarenproduction, speciell der eigentlichen Kunsttöpferei Belgiens herrscht diese Tendenz zur Nachahmung der alten Muster nicht in ähnlichen Maße vor. Man reproducirt mit Geschick die Formen und Decors der altflandrischen und -niederländischen Fayencegefäße. Aber ebenso stark ist andererseits der Einfluß des modernem „Japonismus" auf diese Kunstindustrie. — Glas, Messing, echte Bronze und Edelmetalle — sie alle finden im heutigen Belgien in zahlreichen Werkstätten eine künstlerische Bearbeitung, die sich würdig der großen Ueberlieferungen seiner Vergangenheit zeigt. Auch auf diesen Gebieten ist die Anlehnung an den Stil der flandrischen Renaissance ganz allgemein. — Kunstbronzen im engeren Sinn liefert in großer Schönheit und Vollendung des Gusses und der Färbungen besonders die „Compagnie des Bronzes", in deren Werkstätten ausschließlich mit verlorner Wachsform gegossen wird. In der Fabri-

kation des Roh- und Spiegelglases, der gläsernen Lüstres, Tafel- und Prunkgeschirre, in der Kunst der Decoration desselben durch Schleifung, Gravirung, Bemalung und Emaillirung, wie in der Glasfenstermalerei zeigt sich Belgien auf sehr respectabler Höhe.

Den Goldschmieden giebt besonders die reiche und mächtige Geistlichkeit Gelegenheit zur Ausführung mannigfacher kostbarer und kunstvoller Arbeiten zum Schmuck und zur Ausstattung der Altäre. Während in diesen Gefäßen und Geräthen der mittelalterliche Stil der herrschende ist, steht die für den Schmuck der Person arbeitende Juwelierkunst meist völlig unter dem Einfluß der Pariser. Mit besonderem Effect und künstlerischem Luxus sind hier die belgischen Diamantschleifereien in Scene gesetzt.

Daß sich dies gewerbfleißige, thätige Volk auch mit seiner Lederindustrie, seiner Wagenfabrikation, seinen wissenschaftlichen und musikalischen Instrumenten, seiner Chemikalien- und Nahrungsmittel-Industrie, seinen Spirituosen, den Producten seiner Typographie und Photographie sehen lassen kann vor den Andern und den Vergleich mit deren Leistungen auf allen diesen Gebieten nicht zu scheuen hat, beweist seine Ausstellung glänzend.

Aber nicht nur seine industrielle Tüchtigkeit, sondern auch die wachsende Ausdehnung und Macht seines Handels soll die Ausstellung ihren Besuchern zum Bewußtsein bringen. Antwerpen, seit die Fesseln gefallen sind, welche während zweier Jahrhunderte die Schelde belasteten und die Stadt gleichsam vom Meere absperrten, entwickelt sich mehr und mehr zu einem dem Welthandel dienenden Hafenplatz ersten Ranges. Ungeheure Bauten sind während der letzten sechs Jahre ausgeführt worden, um den mächtigen Strom zu einem großartigen Hafen auch für ganze Flotten von Seeschiffen zu machen. Die riesigen cementirten Bassins und Docks, die Quais mit ihren gewaltigen bis 12 Meter unter den Grund der Schelde hinabreichenden Futtermauern kann man an Ort und Stelle selbst bewundern. Im Ausstellungspark sind Probestücke dieser Hafenmauern in der Originalgröße zur Schau gebracht. Modelle aller Arten von Last- und Passagierschiffen zeigen auch die Schiffbaukunst auf einer der Hafen- und Wasserbaukunst entsprechenden Höhe. Das Rettungswesen zur See, die Meerfischerei, die Seebäder Belgiens haben ihre besondere Ausstellung in der internationalen Galerie erhalten. An den Umfang und die Bedeutung des Antwerpener Exporthandels aber werden wir gemahnt durch eine der kühnsten und genialsten Ausstellungsarchitekturen, ein Monument desselben, das bis hoch zur Kuppel im Schneidungspunkt der großen Querhalle mit der internationalen Galerie aufragt; in Gestalt eines riesenhaften Thurmbaues über einem von fünf Thoren durchbrochenen Unterbau; aufgeführt statt der Werkstücke aus Tabaks- und Taurollen, Tonnen, Fässern, Säcken, Ballen, Kisten, Büchsen, die man sich gefüllt vorstellen muß mit der kolossalen Masse überseeischer Producte, welche die Schifffahrt dem Antwerpener Hafen zugeführt und durch ihn über Europa ver-

breitet hat. An der Nord-Front des Thurmes aber erhebt sich die vergoldete Schutzgöttin Antwerpens oder Belgiens, zerbrochene Ketten zu ihren Füßen, und schwingt ein Band, worauf die Zauberformel lesbar wird, welche diese Wiedergeburt Antwerpens bewirkt hat: „Schelde Vry."

Im Ausstellungspark finden wir noch zwei Gewerbethätigkeiten durch ihre besten Erzeugnisse vertreten, die in Belgien immer mit besonderer Liebe gepflegt worden sind: die Glockengießerei und die Gartenbaukunst und Blumenzucht. Jedes Beet und jede Gesträuchgruppe daselbst zeigt die letzteren vereinigt in ihrem vollen Glanz.

Neben Belgien sind es vor allen anderen Nationen Frankreich und Italien, welche die Ehre dieser sogenannten „Weltausstellung" retten. Die gesammte Erscheinung der französischen Abtheilung zeigt, wie keine andere, Vornehmheit mit innerster Gediegenheit vereint. Man versteht sich in Paris wie nirgends sonst auf die Technik des Ausstellens. Man weiß aus gründlicher Erfahrung, worauf es ankommt, um einen großen Eindruck zu machen, zugleich zu imponiren, zu gefallen und zu reizen. Die Inscenirung und Decoration ist durchweg frei von allem flitterhaften, sich selbständig vordrängenden Tand und Kram. Eine edle Einfachheit und Ruhe herrschen überall. Man erkennt sofort, daß das ganze Ausstellungsarrangement unter einer einheitlichen, zweckbewußten Leitung gestanden hat, welche dafür zu sorgen wußte, daß alle Glieder sich dem Gesammtplan einordnen und sich harmonisch zum Ganzen fügen. Selten oder nirgends wird man durch überfüllte Räumlichkeiten und am seltensten durch einen Ueberfluß von nichtiger Fabrikwaare gestört. In der Maschinengalerie occupirt Frankreich einen großen Raum und füllt ihn mit einer Masse bedeutsamer Apparate und Maschinen aller Industrien, auf deren Darstellung ich hier nothgedrungen verzichten muß. Besonders auch ist den Maschinen zur Erzeugung der Elektricität und deren Verwendung zu den verschiedensten wissenschaftlichen und technischen und häuslichen Gebrauchszwecken die sorglichste Berücksichtigung zu Theil geworden. Der Hauptnachdruck aber ist in der französischen Abtheilung auf die eigentlichen Kunstgewerbe gelegt.

In einem weiten Oberlichtsaal, der westlich an die französische Hälfte der großen Querhalle grenzt, ist seitens des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste die Ausstellung der Erzeugnisse der staatlichen kunstindustriellen Werkstätten veranstaltet. Die Wände dieses hohen Raumes von schönen Verhältnissen schmücken köstliche gewebte Bilder aus der Manufactur der Gobelins und der von Beauvais, sowie Proben der Leistungen der Mosaikschule. Auf kleinen und größeren Rococotischen mit goldenen Füßen und in Glasschränken an den Wänden, in den Ecken und in den Oeffnungen gegen die internationale Galerie hin sind die auserlesensten Kunsttöpfereien der Porzellanmanufactur von Sèvres gruppirt, in deren Formen, Färbungen, gemalten und Reliefdecorationen (besonders in den, zart roth in den Schatten gefärbten, Pâte-sur-pâte ausgeführten) die glücklichsten

und originellsten künstlerischen Gedanken in unübertrefflicher Vollkommenheit verkörpert erscheinen. Zahlreiche Werkstätten, welche „Fayences d'art" produciren, zeigen in den von ihnen ausgestellten glasirten, gemalten, emaillirten Schmuckgefäßen wie in Decorationen, Fayence- und Lavaplatten, aus welchen prächtig wirkende Wandbekleidungen zusammengesetzt sind, wie verbreitet diese Kunstindustrie und wie allgemein der Bedarf ihrer besten Erzeugnisse im heutigen Frankreich sein muß.

Groß ist die Zahl der Terracotta-Bildwerke, von oft erstaunlicher und reizender Lebendigkeit, die durch geschickte Färbungen noch gesteigert wird. Die Ausübung dieser Kunstgewerbe bleibt keineswegs auf Paris beschränkt. — Geschmack, Schönheitssinn und Meisterschaft bewähren sich nicht minder in der Behandlung und Decoration, in der Schleiferei, der Emailfarbenbemalung und der Gravirung des Glases. — Wahrhaft grandios aber nach Quantität und Qualität, durch Massenhaftigkeit und Gestalt erscheinen die Leistungen der in Metallen arbeitenden französischen Kunstindustrien. Keine größte und keine delikateste Aufgabe, welcher sie sich nicht gleich gewachsen zeigten. Das Gießen und Treiben des Kupfers, des Zinks, des Bleis, der Bronze, das künstlerische Schmieden des Eisens, die Kunst der Metallmischungen und Legirungen, der Färbungen und Emaillirung mittelst der Malerei im Limousin-Genre und -Stil, wie mittelst des Zellenschmelzes, das Tauschiren, das Ciseliren, das Eisenschneiden, das Silber-Treiben — sie alle werden im heutigen Frankreich mit einer so gründlichen Tüchtigkeit und zugleich so glänzenden Virtuosität betrieben, wie in irgend einer der gepriesenen Kunstblüthenepochen der Vergangenheit. Diese französischen Kunstindustrien können von denen keiner anderen Nation besiegt und vom Weltmarkt verdrängt werden. Wer das Beste auf allen diesen Gebieten begehrt und bedarf, wird sich immer nach Frankreich wenden und sicher sein dürfen, es da zu finden. Andererseits ist es eben dies stolze Bewußtsein, welches die französischen Kunstindustriellen jederzeit anspornt, ihre Leistungen dieses Rufes und Vertrauens werth zu erhalten. — Eine andere nationale Industrie, in welcher Frankreich auch heut noch eben so unübertroffen dasteht, ist die Seidenweberei. Die Lyoner Werkstätten haben in einem großen Oberlichtraum eine Collectiv-Ausstellung von Seiden-, Brokat- nnd Sammetstoffen veranstaltet und diese mit einem Geschmack im Arrangement, in der Farbenzusammenstellung dieser herrlichen schimmernden Gewebe, und mit so ruhig vornehmer Wirkung installirt, wie nur die oben genannten Staatsmanufacturen ihre Gobelins und Porzellane.

Nicht minder beweist in der Tapeten- und speciell der wieder neu belebten Leder-Tapeten-Fabrikation, in allen auf der plastischen und auf der Zeichenkunst beruhenden Industrieen, allen vervielfältigenden Künsten und Techniken, wie sie bei dem Buchdruck und der Ausstattung der Werke des Buchhandels zur Anwendung kommen, in der Photographie zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken, in der Fabrikation der allerkostbarsten

Luxusmöbel, in der der Spitzen, der künstlichen Blumen, der Damentracht- und Mode-Artikel, vor Allem der Damenhüte, und in der der Bijouterien aus echtem wie aus unechtem Material, Frankreich auch hier noch immer seine alte Stärke.

Die Methoden des öffentlichen Unterrichts auf seinen verschiedenen Stufen und die Hülfs- und Lehrmittel bilden ebenso wie in der belgischen Abtheilung den Gegenstand einer sorglich und wohl arrangirten Ausstellung, wenn selbstverständlich auch nicht von gleichem Umfang. —

Algier und Tunis sind in die französischen Abtheilung im Hauptpalast selbst mit eingeschlossen. Ihre Räume zeigen eine nationalcharakteristische Decoration durch Teppiche, farbig gestreifte Wollendecken und Garben-Bündel der eminent nützlichen Gras- und Faserpflanzen. Die hauptsächlichsten Ausstellungsobjecte der ältern Colonie sind Naturproducte: Weine in großer Menge, Früchte, Getreide, Mehl, Mineralien, Hölzer, Tabak, Alfagras. Dazu gesellt sind gefällige Lederarbeiten, decorirte arabische Thonfliesen und Gefäße, arabische Gewebe, orientalische in dem bekannten Stil gearbeitete lange Flinten, Pistolen, Yatagans mit schön damascirten Klingen; Druckwerke, Lehrmittel, Photographien von Gegenden, Städten und Bewohnern des Landes. — Tunis lieferte außer sehr bunten Teppichen, eigenartigen Thongefäßen mit grau und gelben Glasuren decorirt, Geweben, Trachtstücken, besonders reiche Proben bearbeiteter, geschliffener verschiedenfarbiger Marmorarten aus seinen wieder eröffneten und ausgebeuteten altberühmten Brüchen,

Nächst Frankreich ist von den fremden Nationen Italien am eifrigsten und erfolgreichsten bemüht gewesen, hier von seinen industriellen Leistungen ein möglichst vollständiges Bild zu geben. Die große Menge der Einsendungen bringt eine gewisse Ueberfüllung in den ihm zugewiesenen Räumen hervor. Aber was diese enthalten, ist für die nationale Production durchweg charakteristisch. Man begann gewissenhaft mit den rohen und den nur wenig bearbeiteten Naturerzeugnissen, welche der Boden (in Pflanzenform), seine Tiefe, der Schooß der Berge, die Thiere, die das Land und die das Meer ernährt, geben: mit den Feld- und Gartenfrüchten, den Minenproducten, dem Schwefel, den Gesteinarten, vor Allem dem Marmor; mit den Weinen und allen, den Thieren des Landes abgewonnenen, Gebrauchs-, Nahrungs- Genußmitteln und Materialien anderer Industrien: dem Wachs, dem Honig, den Cocons, dem Leder, der Wolle, den Schinken, Würsten, Fischconserven. Daran schließt sich die Ausstellung der industriellen Lehranstalten, den Gewerbeschulen und -Museen zahlreicher Städte, die des Ministeriums für Ackerbau, Industrie und Handel. Wir gewinnen eine Anschauung von den Bestrebungen der Staatsregierung und der Communen, dem Volk die soliden Grundlagen zu jeder gewerblichen Berufsthätigkeit zu geben. In den andern Sälen sind die Resultate der Arbeit, die Industrie- und kunstgewerblichen Producte, selbst ausgestellt. Die letzteren dominiren. Eingeborenes, von

Geschlecht zu Geschlecht vererbtes Talent, lebendig gebliebene, nie völlig abgeschnittene gewesene Tradition, das beständige Umgebensein von den größten Meisterwerken der Vergangenheit, — alle diese Factoren wirken hier zusammen, um den Italienern von Haus aus für alle Kunstgewerbe einen natürlichen Beruf und Befähigung zu verleihen, wie sie keine andere Nation in solchem Maße besitzt. Alle italienischen Städte wetteifern in der kunstgewerblichen Production. Einzig die des Kunstglases, der phantastisch reizend geformten und gefärbten geblasenen Gefäße, und die der Glasmosaikbildnerei bleiben in Venedig Murano — ihren alten Heimstätten — localisirt. — In der Kunstbronzefabrikation kommen die heutigen Italiener an Virtuosität den Franzosen ziemlich nahe. Aber bei den die Modelle liefernden Bildhauern ist eine naturalistische Verwilderung eingerissen, wie jene sie noch immer streng von ihren plastischen Schöpfungen fern halten. Sie überträgt sich auch auf die Behandlung der Oberflächen der Güsse. Die Frische und Lebendigkeit wird nicht selten durch eine gewisse genialische Rohheit erkauft. — Die Marmorplastik, welche hier außerhalb der eigentlichen Kunstausstellung im Hauptpalast durch eine Schaar von eleganten, geschickt durchgeführten Bildwerken vertreten ward, ist schon mehr ein Fabrikationszweig als eine Kunst geworden. Aber sie liefert eben das, was die große Menge aller Nationen verlangt und zumeist als „reizend" bewundert. In der Goldschmiedekunst, der gesammten Schmuckindustrie und den derselben dienenden Kleinkünsten der Steinmosaik, des Muschel-, Stein-, Lava- und Korallenschneidens, liefern italienische Werkstätten das Edelste und Vollkommenste, was die Gegenwart erzeugt, — die römischen und florentinischen zumal wahrhaft klassischen antiken Mustern nacheifernden Goldschmuck. Aber zugleich auch sorgen sie durch die Massenproduction gefälliger billiger Schmucksachen ausgiebig für das Bedürfniß des naiven großen internationalen Publikums. — Der eingeborene künstlerische Sinn und das virtuose Können des Volks bethätigt sich nicht minder glänzend als in der Schmuckindustrie in der Kunsttischlerei, Holzschnitzerei und Holzbildhauerei. Mit einer wahrhaft ungeheuren Menge von mannigfach geschnitzten und von intarsiirten Kunst- und Luxusmöbeln haben die venetianischen, florentinischen, mailändischen, neapolitanischen, turiner und vincenzaner Werkstätten die Ausstellung überschwemmt. Der Einfluß der herrlichen Vorbilder der Renaissance ist meist in den Formen, dem ornamentalen Schnitzwerk, der Art der Incrustationen des Holzes mit Perlmutter und Elfenbein unverkennbar. Aber die wildgewordene Phantastik gelangt gleichzeitig nicht minder häufig zum ebenso virtuos behandelten, doch desto widerlicheren Ausdruck. — In der Kunsttöpferei geht die Fabrikation von Gefäßen und Decorationen, bei welchen nur das phantastische Belieben und der aus Rand und Band gerathene Naturalismus die Formengebung, die Composition, den plastischen und farbigen Schmuck bestimmen, neben einer hochkünstlerischen Gefäßbildnerei her. Letztere bringt, in pietätvoller Anlehnung an die schönsten alten Muster,

an die Fayencen von Gubbio, Urbino, Faenza und die sicilisch-arabischen, Stücke von edlen und prächtigen Formen, mit Glasuren und ornamentalen Malereien von dem genau getroffenen metallischen Lüstre und den Farben jener älteren Werke decorirt, hervor. Zuweilen treibt auch der tolle Uebermuth der Modelleure und Maler jener phantastisch-naturalistischen Fayencen, deren Hauptproductionsstätte Neapel ist, ganz ergötzliche Blüthen. Gestaltungen und Färbungen von hohem Reiz sind nicht selten. Der Gesammteindruck aber ist der eines närrischen Charivari. — Seinen alten Ruhm in der Fabrikation der schönsten und kostbarsten Seidengewebe, besonders prachtvoller Brokate, selbst neben Lyon zu behaupten, zeigt sich Italien eifrig und nicht vergeblich bemüht.

Großbritannien ist der Aufforderung zu der Beschickung der Ausstellung ersichtlich nur widerstrebend und mit halbem Herzen gefolgt. Von allen seinen großartig entwickelten Industrien ist kaum eine hier vertreten. Das Terrain blieb einigen Händlern mit herzlich unbedeutenden Erzeugnissen überlassen. Solche Händler auch sind es, welche durch ziemlich reich und mannigfach ausgestattete Lager echt indischer Waaren, Teppiche, Stickereien, Gewebe aller Art, Bildwerke, Metall- und Schmuckarbeiten und interessanter charakteristischer Kunsttöpfereien die nationalen Industrien der Bevölkerung des großen indobritischen Kaiserreichs repräsentiren

Besser organisirt, gehaltreicher in jeder Hinsicht ist die Ausstellung des amerikanischen England: Canadas. An die enorme Ergiebigkeit des Landes an Hölzern in seinen gewaltigen Waldungen werden wir durch die Proben von Stämmen kolossalen Umfangs erinnert. An den Reichthum an Pelz liefernden Thieren durch eine Pelzausstellung, welche der in der russischen Abtheilung an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Stücke gleicht. Die canadische Goldausbeute wird durch einen mächtigen (imitirten) Goldklumpen veranschaulicht, welcher nach seinem Umfang der Größe des Gewichts des dort seit 1862 an's Licht geförderten Goldes (11 507 Klgr.) entsprechen soll. Das Meer, die Buchten, die Ströme und Seen des Landes machen seine Bevölkerung naturgemäß zu einer schiffbauenden; die langen und strengen Winter, die beeisten Wasserläufe und tief verschneiten Landstraßen, zu einem Schlitten-, Schlitt- und Schneeschuhe fabricirenden. In der Ausstellung ist dafür gesorgt, uns die Eigenart und die Zweckgemäßheit dieser canadischen Erzeugnisse zur Anschauung zu bringen. — Die benachbarte nordamerikanische Union scheint für Antwerpen nicht viel Anderes übrig gehabt zu haben, als Nähmaschinen und Bicycles, von denen dortige Fabrikanten eine ziemlich überflüssige Menge herüberschickten.

Einheitlich, in sich geschlossen, in einem charakteristisch gestalteten und decorirten Raum mit bunter geschnitzter Holzarchitektur echt nationalen Stils und entsprechenden, trefflich arrangirten Draperieen aus den roth bedruckten volksbeliebten Baumwollenzeugen tritt Rußland im Ausstellungspalast auf. Es brachte seine Naturerzeugnisse: Hanf, Flachs, Roggen (be-

sonders sinnig und ansprechend gruppirt), den Naphta vom Kaukasus, seinen Caviar und seine Fischconserven, seine „kachetischen Weine", die wir — Dank Mirza-Schaffy! — mit einem gewissen poetischen Interesse betrachten und die, ich kann es versichern, unser Wohlwollen durchaus verdienen, seine noch viel trefflicheren Schnäpse, seine Holzarbeiten und Möbel altrussischen Stils, seine Felle, Leder und köstlichen Pelze, diese wie jene theils roh, theils in Bearbeitungen von jeder Art und Gestalt, die unübertroffenen Stiefel und Schuhe, Pferdegeschirre, Juchtenfabrikate; die pelzgefütterten, pelzbesetzten Trachtstücke für die günstiger situirte Gesellschaft. Ueberreich ist die Fabrikation der bedruckten bunten Baumwollenzeuge vertreten; desto sparsamer die in Rußland doch zu einer so hohen künstlerischen Ausbildung gebrachte Weberei brokatner, silber- und golddurchwirkter Prunkstoffe und die dort blühende Goldschmiede-, Emaillir- und Niellirkunst ebenso echt nationalen Charakters. Von deren bewundernswerthen Erzeugnissen bekommen wir hier nur wenige Proben zu sehen. Gänzlich fern gehalten hat sich die staatliche Petersburger Mosaik- und Porzellan-Industrie. Desto reicher an Umfang und künstlerischem Gehalt ist die Ausstellung der gar nicht hoch genug zu schätzenden bronzenen Kleinkunstwerke; jener von Chopin und von Wörffel nach Modellen von Lieberich und Lanceray gegossenen und in den Kunsthandel gebrachten Statuetten, Thier- und Menschengruppen, plastischen, eminent charakteristischen Genrebildern aus dem Leben des russischen Landvolkes, der Soldaten, der asiatischen Völkertypen. Es ist eine Schärfe der Beobachtung der Wirklichkeit des Lebens und eine freie und sichere Meisterschaft seiner plastischen Schilderung darin, welche in der Bildhauerkunst kaum ihres Gleichen findet.

Skandinavien brachte Eisen und Hölzer, Schiffsmodelle, Ruderböte, Fischereigeräthe und Fischerei-Ergebnisse in Gestalt von getrockneten Fischen und Conserven; Schnäpse und Punsche, Häute und Pelze, Streichhölzer und Silberschmuck (von Andresen), in welchem Filigran und durch Emaille decorirte Platten nach den alten Mustern nationalen Stils mit Geschmack, zierlicher Kunst und eigenartiger Wirkung verwendet sind.

Holland ruht anscheinend auf seinen in der Colonialausstellung vor zwei Jahren errungenen Lorbeeren aus. Die hervorragendsten Industrie-Producte, die es in Antwerpen zur Ausstellung bringt, sind Poterien, in deren Formen und Decorationen der alte Delfter Stil herrschend geblieben ist, gute Teppiche und — Schnäpse, deren verschiedenartige Behälter zu allerlei kühnen und phantastischen Architekturen und Monumenten aufgethürmt in seiner Halle emporragen. Die ausgestellten Leistungen der Metallindustrie können auf künstlerische Bedeutung keine besonderen Ansprüche machen. Hervorragender sind die typographischen und die in den vervielfältigenden Künsten.

Spanien erregt durch die äußerliche Inscenirung seiner Abtheilung, diese Scheinarchitektur, Bogengänge in maurisch-hispanischen Stil, Erwartungen,

welche der Inhalt nicht hält. Ponchos, Weine, Cigarren; die auf keiner internationalen Ausstellung seit 1867 fehlenden stählernen und eisernen Schmuckgefäße und -Geräthe, welche durch sehr geschickte Tauschirung mit silbernen, goldenen und geschwärzten graziösen Arabesken ihren originellen Schmuck und reizvollen Charakter empfangen; — das ist so ziemlich Alles, was uns dieser spanische Saal zu zeigen hat. — Die Schweizer Ausstellung, deren Bezirk mit der Façade eines hölzernen Aelplerhauses gegen die internationale Galerie hin abgeschlossen und gekennzeichnet wird, beschränkt sich auf Uhren, Holzschnitzereien, Kanten, Spitzenvorhänge und Thuner Thonwaaren mit Glasuren von kräftigen Farben und derber lustiger Decoration durch fett aufgetragene Blumen- und Blattornamente.

Oesterreich-Ungarns Ausstellung ist unter staatlicher Mitwirkung, unter directer Protection des Kronprinzen und lebhafter Betheiligung besonders der ersten Kunstgewerbetreibenden Wiens organisirt und mit vieler Liebe und Sorgfalt inscenirt worden. Zwei prachtvolle kolossale Gitterthore, Meisterwerke der Eisenschmiedekunst des 17. Jahrhunderts, in dazu aufgeführten, barocken Portalbauten mit seitlich daran anschließenden Schranken, bilden den Aus- und Eingang des Bezirks. Oben zu beiden Seiten des purpursammetnen, kuppelförmigen, von der goldenen Kaiserkrone überragten Baldachins über jedem Portal lagern vorzüglich modellirte polychrom behandelte nackte, Posaunen blasende, Ruhmesgöttinnen. Reizende Putten schlagen die Seitendraperien zurück. — Ein „Kronprinzenpavillon" ist von österreichischen Kunstindustriellen mit dem Besten und Kostbarsten ausgestattet und geschmückt, aber ohne daß in der Gesammterscheinung seines Innern ein befriedigendes, harmonisches Resultat erzielt worden wäre. — Cis- und Transleithaniens Weinproducenten stellten die Proben dieser edelsten Erzeugnisse des österreich-ungarischen Bodens in einem hübschen, charakteristischen Kellerbau aus. Die Producte der Parketfabriken, Holzconstructionen von allerlei Art, Fußböden, Intarsien sind in einem eleganten Kuppelpavillon vereinigt. Die Sensenfabrikation oberösterreichischer Werke, die Papier- und Cellulose-Industrie ist in Collectivausstellungen ihrer Erzeugnisse repräsentirt. Die Stadt Wien zeigte durch eine Ausstellung von Plänen, Photographien, Modellen, Gemälden, was sie an Bauten und Anlagen zum Schmuck der Straßen und Plätze, zu Nutz und Frommen der Bevölkerung neuerdings geschaffen hat: den großartigen Rathhausbau, die Schul- und Kirchenbauten, die öffentlichen Park- und Gartenanlagen. Auch in die Organisation und Art ihres städtischen Unterrichtswesens gewährt sie interessante Einblicke. — Der österreichische Kunstgewerbe-Verein gruppirte innerhalb eines umgrenzten Bezirks auserwählte Arbeiten der Werkstätten seiner Mitglieder. Sie überzeugen uns, daß von Letzteren in der Kunst- und Bauschlosserei, in der Goldschmiede- und Juwelierkunst, in der Kunst- und Luxus-Möbelfabrikation, der Holzschnitzerei und Intarsia, der Kunstglaserei und der gravirten wie der gemalten Decoration des Glases in Gold und Farben, in

der Weberei prächtiger Tracht-, Tapeten-, Möbelbezug-Stoffe (weniger in der der Teppiche), in welchen sich oft der feinste durchbildetste Farbensinn und ebenso gediegene künstlerische Schulung in der Musterzeichnung offenbart, und in allen Lederarbeiten Vollendetes geleistet wird. Allen diesen österreichischen, speciell Wiener Erzeugnissen ist noch immer jener gefällige, einschmeichelnde Reiz eigen, mit dem sie besonders 1873 sich Bewunderung und Gunst bei allen Nationen eroberten. Nur haben wir Deutschen seitdem in allen diesen Gewerben so rapide und glänzende Fortschritte gemacht, daß uns diese österreichische Kunstindustrie heut lange nicht mehr so überragend erscheint, als damals. In dem Zweige der Bronzeindustrie, welche immer den besonderen Stolz und Ruhm Wiens bildete, der Fabrikation von Salon- und Schreibtischgarnituren und der Ausstattung von Lederarbeiten, haben wir Wien heut nicht nur eingeholt, sondern überholt. In der Ausstellung der Kunsttöpferei machen besonders die, prächtig mit reichfarbigen Decors in altnationalen Mustern geschmückten, Porzellane und Fayencen ungarischer Manufacturen sehr stattliche Figur und brillanten Effect. Eine eigenthümliche Gattung von Lederarbeiten, Albumdeckel, Mappen, Kassetten, Täschchen ꝛc. verdient besondere Anerkennung. Das crêmeweiße, hie und da mit zarten Farbentönen übergangene Leder wird theils durch herausgetriebene, hoch gepreßte Reliefdarstellungen, theils durch gravirte oder eingepreßte, in braunem Ton gehaltene Ornamente und Zeichnungen der mannigfachsten Art decorirt. Zumal mit dunkler Bronze montirt, sind diese Arbeiten von raffinirt reizender Wirkung.

Die Ausstellung der Deutschen gewährt, trotz aller Bemühungen unseres Commissars, in der Gesammtheit einen ziemlich wirren, chaotischen Eindruck. Wahrhaft imposant wirkt einzig die Ausstellung der Maschinen, der Bergwerks- und Hüttenproducte. Da finden wir eine Fülle vortrefflicher Arbeitsmaschinen, Gasmotoren, Pulsometer, Petroleum- und elektro-dynamische Maschinen, Pumpen aller Art, vollständige Mühleneinrichtungen, Destillir- und Ventilationsapparate, viele davon in voller Thätigkeit vorgeführt, aus rheinischen, westfälischen, hamburger, hannoverschen, württembergischen, berlinischen und elsasser Fabriken. Ebenso bedeutend ist die Ausstellung der Erzeugnisse einiger großen Hütten- und Eisenwerke Rheinlands und Westfalens; vor Allem die der drei nun gesonderten ursprünglich Stumm'schen: der Neukirchner, der Hallberger Hütte und der Dillinger Hüttenwerke. Nächst dieser die Ausstellung des Rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergwerks, das seinen ganzen Betrieb, seine Maschinen und Etablissements (in Modellen) neben seinen Producten vorführt; die der Laurahütte und die der Stettiner Schiffsbau-Actiengesellschaft Vulkan, von deren riesiger Production die Zeichnungen und Modelle ihrer Erzeugnisse eine Anschauung gewähren. — Die Ausstellung der chemischen Industrie Deutschlands hören wir von den Eingeweihten in allen Tonarten preisen. Sie sei „die erste der Welt". Ich muß das auf Treu und Glauben hinnehmen. Daß die

deutsche Getränkindustrie, wenigstens die Bierproduction den gleichen Ruhm beanspruchen dürfe und die wirklichen Traubensäfte Deutschlands noch immer zu den besten und edelsten unter allen auf Erden gewachsenen zählen, — darüber herrscht sicher nur eine Stimme bei der gesammten Bier und Wein trinkenden Menschheit. Selbstverständlich sind diese vaterländischen Industriezweige hier reichlichst vertreten. Neben den Producten in lustig und malerisch decorirten und arrangirten Fässer- und Flaschengruppirungen fehlt nicht der Hopfen, von dessen Güte und Art auch die des bekannten braunen Safts noch immer so wesentlich abhängt.

Die deutschen Bronze-, Edelmetall- und Juwelier-Arbeiten, das schlesische Kunstglas suchen wir in Antwerpen vergebens. Schöne, in Kupfer getriebene alterthümliche Prunkgefäße, gravirte Zinnkannen, kunstreich in Eisen geschmiedete Stücke zu Schmuck und Gebrauch, Porzellan-, Fayence- und Glasgefäße mit Feinzinn, Neusilber, Bronze montirt, meist Münchener Ursprungs, geben wenigstens eine ungefähre Anschauung von der Eigenart, der künstlerischen und technischen Vorzüglichkeit dieser kunstgewerblichen Specialitäten im heutigen Deutschland. Sehr inhalt- und umfangreich ist die Ausstellung deutscher Stand-, Kamin- und Wanduhren, für welche die Mitwirkung der Bronzeindustrie stark in Anspruch genommen ist. — Von der Fabrikation der Metalldrähte, der decorativen Zinkarbeiten für Architektur, von Eisenöfen, emaillirten Blech- und Eisengeschirren und vor Allem von der der Waffen und Klingen in Deutschland gewinnt man hier jedenfalls ein besser entsprechendes Bild, als von dem Können der die Metalle bearbeitenden Kunstgewerbe. — Die Porzellan- und Majolika-Industrie wird durch das königlich sächsische Institut zu Meißen, die Mettlacher Fabrik Villeroy und Boch und die Benrather Thonwaaren vertreten. Ihre Erzeugnisse lassen an Geschmack, an Gediegenheit und Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Die beiden ersteren Institute haben sehr erkennbare Fortschritte gemacht und die Grenze ihrer Leistungen weit hinaus zu rücken verstanden. — Von den Erzeugnissen der innerhalb eines Jahrzehnts so überraschend und glänzend entwickelten deutschen Kunstmöbel-Industrie sind nach Antwerpen verhältnißmäßig nur wenige vereinzelte, freilich meist ausgezeichnete, Proben aus Berlin, Hamburg, Ludwigshafen gelangt. Das Meiste und Bedeutendste an solchen Möbeln findet man in dem prächtig ausgestatteten Pavillon der bekannten Firma Ferd. Voigts u. S. (Berlin) in der internationalen Galerie beisammen: einen Rococosalon und ein Bibliothekzimmer.

Ganz unzureichend ist die Ausstellung der deutschen Textilindustrie. Einigermaßen vollständig innerhalb derselben nur die der Teppichwirkerei von Cottbus, Schmiedeberg, Oelsnitz, Wurzen, Berlin. In ihren hier ausgestellten Fabrikaten, welche die gründliche glückliche Befreiung von den einstigen schlimmen Geschmackssünden bekunden, zeigt sie sich auf ihrer vollen, heut erreichten Höhe. Kein anderes abendländisches Volk kommt in dieser Fabri-

kation den herrlichen orientalischen Musterwerken der Gattung näher als das deutsche.

Die Ausstellung unserer Sammet-, Plüsch-, Wollen- und Seidenstoff-Weberei ist kaum mehr als nur „markirt". Besser kommt unsere Lederindustrie zur Geltung; die fabrikmäßige Bearbeitung zu industriellen Zwecken und zur Fußbekleidung, wie die kunstgewerbliche durch Pressung, Lederschnitt, Treiben ꝛc., in der Hulbe in Hamburg vor Allen excellirt. — Tapeten- und Papierindustrie, Typographie, Buchverlag, vervielfältigende Künste — dies ganze Gebiet findet in Deutschland in Wahrheit doch noch eine ganz andere Pflege, als sich nach den hier ausgestellten Erzeugnissen schließen ließe. Eher schon läßt sich unsere Fabrikation wissenschaftlicher und musikalischer Instrumente nach den hierher gesendeten beurtheilen. — Die Lehre aber mögen unsere Industriellen aus den hier wieder gemachten Erfahrungen ziehen, daß es besser für ihren und des Vaterlandes Ruhm wäre, sich von einer internationalen Ausstellung völlig fern zu halten, wenn das Reich die Sache der Beschickung nicht zu der seinigen macht, als so wie hier als eine willkürlich gemischte Gesellschaft von vereinzelten Freiwilligen aufzutreten.

Unter den übrigen nationalen Abtheilungen verdienten besonders die an Erzeugnissen heimischer volksthümlicher Industrien, speciell interessanter Hausindustrien, Gewebe, Holz- und Töpferarbeiten, Waffen und Trachten ziemlich reiche serbische, und die der portugiesischen Colonien, die eine wohlgeordnete enorme Menge von wichtigen Naturproducten und von merkwürdigen und seltsamen Arbeiten verschiedener barbarischer und halbbarbarischer Volksstämme enthält — ein ganzes ethnographisches Museum — eine eingehendere Behandlung, als ich sie ihnen hier zu Theil werden lassen kann.

Die Erzeugnisse des türkisch-ägyptisch-persischen Orients und ebenso Japans und Chinas, die sonst auf den „Weltausstellungen" mit die anziehendsten und fesselndsten Abtheilungen zu bilden pflegten, fehlen zwar auch hier nicht gänzlich, aber sie kommen sämmtlich aus zweiter Hand, sind von verschiedenen Händlern arrangirt und erheben sich, mit Ausnahme der von Sadullah, innerhalb der türkischen Abtheilung zu einer Sonderausstellung vereinigten, nicht viel über das Niveau der für den Massenexport gearbeiteten Fabrikwaaren.

Die internationale Ausstellung der schönen Künste zu Antwerpen bildet einen so viel umfassenden und bedeutenden Gegenstand für sich, daß ich auf seine Behandlung innerhalb der mir hier gesetzten Raumgrenzen verzichten muß.

Im Gegensatz zu der ziemlich unberechtigt mit ihrem stolzen Titel prunkenden „Exposition universelle“ ist die „Allgemeine Landesausstellung zu Budapest“ völlig das, was dieser Name ausdrückt.

Noch bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus galt Ungarn als ein halbasiatisches, von der großen europäischen Culturbewegung nur wenig berührtes Land. Seit aber einmal durch den „Ausgleich“ von 1867 die hemmenden Fesseln, welche auf seinem Volke lasteten, gesprengt waren, hat dasselbe sich mit bewundernswerther Energie, Zähigkeit und Consequenz und einer Opferfreudigkeit ohne Gleichen zu einer Machtstellung und zu einer Culturstufe emporgearbeitet, die es zu einem höchst einflußreichen, wichtigen und als solches von allen andern Staaten respectirten Mitgliede der europäischen Völkerfamilie machen. — Von vielen uralt eingewurzelten nationalen Vorurtheilen, Mißbräuchen und Unsitten hat sich Ungarn, unter dem Vorgange großer und verehrter Führer, zu befreien verstanden. Aber keineswegs hat es damit zugleich auch seine nationale Eigenart geopfert, sondern diese vielmehr in voller Entschiedenheit zu bewahren getrachtet.

In der schönen Reichshauptstadt Budapest liest man die ruhmreiche Geschichte dieser Thaten, Opfer und von glänzendem Erfolg gekrönten Bestrebungen aus tausend offenbaren Zeugnissen und Früchten derselben, öffentlichen und privaten Unternehmungen, Bauten und sonstigen Neuschöpfungen zum gemeinen Wohl, zur Verschönerung der Stadt, zur Verbesserung der Lage der Bevölkerung. Diese überraschende Entwickelung zum Bessern ist nicht auf die Hauptstadt beschränkt geblieben. Das ungarische Volk hat die natürlichen Hülfskräfte seines Landes und die, welche in der eigenen Begabung, der eigenen Intelligenz und seiner so lange gleichsam in Schlummer versenkt gewesenen Arbeitskraft und Tüchtigkeit liegen, erkannt und hat ernstlich damit begonnen, dieselben zum Heile des Ganzen nutzbar zu machen. Um die Strecke zu ermessen, um welche Volk und Staat seit der definitiven Befreiung auf allen Gebieten der nationalen Arbeit vorwärts gekommen sind, ist unter Anregung und Führung hervorragender Männer des öffentlichen Vertrauens diese „Allgemeine Landesausstellung“ in's Leben gerufen worden. Der Gedanke, sie zu unternehmen, ist bereits auf dem Landes-Gewerbetage im Jahre 1879 ausgesprochen. Der Landesindustrie-Verein acceptirte ihn, entwarf den Grundplan. Das Stadtregiment und dann auch die Staatsregierung entschlossen sich zu seiner Verwirklichung. Im Jahre 1883 empfing der betreffende Regierungsvorschlag durch Zustimmung des Reichstags gesetzliche Kraft. Kronprinz Rudolf übernahm das Protectorat, der Minister für Ackerbau, Gewerbe und Handel, Graf Szechenyi, die Hauptleitung der Vorarbeiten. Die eigentliche praktische Organisationsarbeit aber fiel der sogenannten Landes-Commission und in ihr vor Allem ihrem Präsidenten, dem um Ungarns Handelspolitik so hoch verdienten Staatssecretair Dr. Alexander

Matlekowitz, zu. Die Direction der technischen Anlage und Einrichtung dem Oberingenieur Bela Müller. Die Verwaltung des Preßbureaus dem Sectionsrath Emmerich Halasz. Das Unternehmen wuchs rasch über die anfangs gezogenen Grenzen hinaus. Es erfolgte die doppelte Zahl der erwarteten Anmeldungen.

Die Hauptstadt bewilligte als Terrain zur Herstellung eines Ausstellungsparkes und zur Errichtung der nöthigen Haupt- und Nebengebäude einen 300 000 Quadratmeter umfassenden Theil des reizenden Stadtwäldchens vor dem westlichen Ausgang der neuen, prächtigen Radial- oder Andrássystraße. Die ausgeworfenen Kosten stiegen bis zu 1 806 000 Gulden. Mit Feuereifer sind alle Betheiligten an's Werk gegangen. Am 1. Mai d. J. konnte die Ausstellung eröffnet werden. Ihrem Programme nach ist sie eine ausschließlich national ungarische. Aber auch alle solchen fremden Producte, „die zur Förderung der ungarischen Industrie und Landwirthschaft beitragen können," sind zugelassen. Auf diesen Paragraphen gestützt, haben landwirthschaftliche und Arbeitsmaschinen neuer und verbesserter Construction, neue Erfindungen und Entdeckungen, Sämereien und lebende Thiere, auch von nicht ungarischer Herkunft ihren Einzug in die für sie errichteten Hallen im Ausstellungspark gehalten. Auch ist daselbst ein großer, durch Form und Inhalt sehr interessanter, orientalischer Pavillon als Ausstellungslocal für Erzeugnisse der Türkei und der ehemals türkischen Donaustaaten, Rumänien, Serbien, Bulgarien, errichtet. Ebenso ein nicht minder charakteristischer Bau zur Aufnahme der landwirthschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse Bosniens und der Herzegowina.

Der Park ist eine besonders glücklich geeignete, anmuthige, zum Aufenthalt zu jeder Tageszeit darin reizende Anlage. Nichts darin macht den Eindruck des erst gleichsam über Nacht und ad hoc künstlich Gemachten und Gepflanzten. Man hat nur die vorhandenen Waldpartien gelichtet, den sumpfigen Boden entwässert und geebnet, Rasen- und Blumenparkets angelegt und zwischen diesen Gartenpartien und Baumgruppen den Hauptpalast und die 107 verschiedenen Kioske, Pavillons, Hallen für Specialausstellungen, Restaurants, Cafés, Kneipen und „Czarda's" errichtet. Ersterer, zu dauernder Erhaltung bestimmt, ist nach den Plänen von Ulrich auf einer Grundfläche von 16 000 Quadratmeter aus Stein aufgeführt, von oblonger Grundfläche, mit sich rechtwinkelig kreuzenden hohen Mittel- und niederen Seitengalerien, in der Mitte von prächtiger, achtseitiger Kuppel gekrönt; mit je einem imposanten Portalbau in dem Stil römischer Triumphbogen in der Mitte jeder der vier Fronten. Viele der Kioske und Annexbauten sind wahre Muster origineller, ansprechender und zweckgemäßer Gelegenheitsarchitektur.

Für das musikalische Ergötzen des Publikums in den zahlreichen gastlichen Etablissements nationalen und westeuropäischen Stils sorgen während der Tag- und Abendstunden mehrere Zigeuner-Capellen, die dort unermüdlich

ihre süß schwermüthigen leidenschaftlich grollenden und jauchzenden, hinreißend und zugleich nervös prickelnden, ja quälenden Weisen erklingen lassen.

Die Gesammtmasse der Ausstellungsgegenstände gliedert sich in 32 Gruppen, abgesehen von einigen Specialausstellungen.

Die Ausstellungen lebender Thiere sind nur temporäre. Während des Mai, des August und September haben solche stattgefunden. Eine der wichtigsten, die der lebenden Pferde, von welcher man sich mit Recht das glänzendste Schauspiel verspricht, steht in der ersten Hälfte des October bevor.

Die schon im Mittelalter erreicht gewesene Blüthe der Cultur, der Gewerbe und Kunsthandwerke in Ungarn ist durch die türkische Eroberung und der anderthalb Jahrhunderte währende Türkenherrschaft bis auf die Wurzeln ausgetilgt worden. Noch lange nach der endlich erfolgten Befreiung von ihr ist die Hauptthätigkeit und fast die einzige Quelle des relativen Wohlstandes die Bebauung des freigebigen Bodens des Landes gewesen. Die Landwirthschaft ist das eigentlich national-ungarische Hauptgewerbe. In alten patriarchalischen Zeiten ließ sich dieselbe daran genügen, das zu produciren, was das eigene Volk zu seiner Ernährung bedurfte. Erst nach der Befreiung des Bauernstandes durch die 48er Revolution und in viel verstärktem Grade noch, seit durch den Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz das Land in directe Verbindung mit dem westlichen Europa gesetzt ward, hat die Landwirthschaft ganz andere größere Formen des Betriebes angenommen. In der Wissenschaft und Praxis der Bodencultur sind seitdem hier so enorme Fortschritte gemacht und die Erträge demgemäß in solchem Maße gesteigert, daß Ungarn heut zu den meist exportirenden Ackerbauländern Europas gehört. Wie das Korn, der Mais und der Weizen, so entsprießt auch der köstliche Wein in reicher Fülle seinem gesegneten Boden. — Ungeheure Waldungen, deren verständige, nach wissenschaftlich erkannten Principien geregelte, Bewirthschaftung auch erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit ist, geben das beste Bauholz und Material für alle darin arbeitenden Industrien. Der Schooß der Erde in vielen Landestheilen birgt einen großen Reichthum an Edelmetallen, an Eisen, an Kupfer, an „schwarzen Diamanten" — den Kohlen. Die Gebirge liefern vortreffliches Material der Architektur, darunter die schönsten Marmorgattungen. Der Besitz des Meeresküstenstrichs am Golf des Quarnero, mit dem Hafen von Fiume, hat der Nation, die ursprünglich ein Volk von Reitern und dann von Ackerbauern gewesen ist, nun auch noch die Eigenschaft eines seefahrenden und schiffsbauenden gegeben. Wie vordem die Fischerei in seinen prächtigen Strömen und Landseen, so ist nun auch die auf dem Meere zu einem wichtigen Zweige der nationalen Thätigkeit geworden. Die völlige Umwälzung im Betriebe der Landwirthschaft hat neue große Industrien in's Leben gerufen: die Maschinenindustrie, besonders die landwirthschaftliche Maschinen erzeugende; die rapid in's Kolossale gewachsene Mühlenindustrie, welche die Getreidebau-Producte verarbeitet.

Zu dieser Entwickelung der Maschinenindustrie hat die des Bergbaues und Hüttenwesens wie die des Eisenbahnbaues gleichzeitig nicht minder wirksam beigetragen. Allerdings sind es in der Mehrzahl ausländische, besonders deutsche Unternehmer, welche diese Fabriken auf ungarischem Boden begründet haben. — Mit dem wachsenden Wohlstand, mit den großen neuen Bauunternehmungen haben sich die Luxusindustrien im Lande gleichen Schritts entwickelt. Was Ungarn an deren Erzeugnissen so lange fast ausschließlich vom Auslande bezog, producirt es gegenwärtig in immer wachsendem Maß innerhalb der eigenen Grenzen. Selbst die schönen Künste sind, unter wirksamer Förderung der Großen des Landes, zu einer überraschender Entwickelung gelangt, — freilich meist noch in den Schulen von München, Düsseldorf und Paris.

In so manchen Landestheilen ist bei den sie bewohnenden Stämmen auch heut, im Zeitalter der Großindustrie, noch eine von Geueration zu Generation vererbte und kaum degenerirte vielseitige Hausindustrie lebendig, in deren Betriebsweise und Erzeugnissen sich die Eigenart dieser Stämme entschieden und charakteristisch ausprägt.

Von allen diesen Gattungen und Richtungen der im ungarisch-siebenbürgisch-croatischen Reich betriebenen industriellen und künstlerischen Arbeit und eben so von den öffentlichen Bestrebungen zum Zweck der Heranbildung zu deren Ausübung empfangen wir durch die und in der Ausstellung ein möglichst vollständiges Bild.

In kolossalen dicht gefüllten Holzhallen sehen wir die in Ungarn producirten Maschinen, zum Theil in Thätigkeit gesetzt, zum Theil als nicht arbeitende Erzeugnisse ausgestellt, unter denen die landwirthschaftlichen den Hauptplatz einnehmen. Andere ähnlich umfangreiche Hallen beherbergen die systematisch geordneten Producte der Landwirthschaft und die der Verarbeitung ihrer Erzeugnisse. Wieder andere die des ungarischen Weinbaues und der — durch den Reichthum des Landes an edlem Traubenblut nicht ausgeschlossenen — im größten Maßstab betriebenen Alkohol- und Liqueurfabrikation.

Die Bergbau- und Hüttenproducte, die Gesteine und Baumaterialien des Landes haben ihre übersichtliche instructive Ausstellung in eigenen Gebäuden und in deren Umkreis. Eins der originellsten, charaktervollsten und ansprechendsten, ein lustig-malerischer bethürmter Fachwerkbau, dessen Ziegelfüllungen mit Baumrinden verkleidet sind, enthält die Ausstellung des Forstwesens, der Hölzer und sonstigen Waldproducte, der Bewirthschaftung, des forstwirthschaftlichen Unterrichtswesens und der ganzen jagdbaren Fauna Ungarns. Die kolossalen Stämme und Längs- und Querschnitte von solchen, welche im Forstpavillon selbst nicht Platz fanden, umgeben denselben draußen in wirksamer Gruppirung. — In einem weiten Gebäude von stattlicher Außen- und Innenarchitektur und vornehmer Decoration vereinigt das Ministerium der Communicationen und öffent-

lichen Arbeiten Alles, worin die großartige Thätigkeit der ungarischen Regierung und der Privaten auf dem Gebiet des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesens, der Flußregulirungen, der Strom- und Seeschifffahrt, der Handels- und Kriegsmarine, der Hafenbauten (von Fiume) und der Fischerei zum Ausdruck kommt. — In einem weiten Holzbau ist die Ausstellung der Hausindustrien installirt. Da drängt sich eine enorme Masse von eigenartigen, vielfarbigen Erzeugnissen der volksthümlichen Weberei, Teppich- und Deckenwirkerei, weiblicher Handarbeit von jeglicher Art, der Näherei, Stickerei, Spitzenklöppelei; ferner der Töpferei, der Holzindustrie, der Flechterei, der Schmuckfabrikation, der Schneiderei. In zahlreichen gesonderten Kojen sind zugleich die Wohnungseinrichtungen — und zwar staffirt mit Gruppen lebensgroßer, mit den echten Costumen, selbst Producte der Hausindustrie, bekleideter, oft recht lebendig wirkender Gestalten, — der verschiedenen Volksstämme des Reiches veranschaulicht. Deren Freude an der grellen Buntheit schließt einen ruhigen harmonischen Farbenklang in ihren Erzeugnissen aus. Aber das instinctive Stilgefühl, die Nettigkeit, die heitere Pracht und das außerordentliche Handgeschick in den meisten dieser Arbeiten wirkt desto befriedigender und läßt uns diesen uralten nationalen Industrien eine lange Fortdauer von Herzen wünschen.

Die specifisch croatisch-slavonischen Erzeugnisse, welche in einem ungemein charakteristischen, polychrom decorirten großen Holzbau ausgestellt sind, haben mit den dort vereinigten eine enge Verwandtschaft. In dem bosnischen Pavillon dagegen sehen wir uns in den echten unverfälschten Orient versetzt, wenn es auch an mannigfachen Uebergangstufen von den südslavischen zu den rein türkischen Erzeugnissen hier nicht fehlt.

Unter allen den Pavillons und Kiosken, welche im Park verstreut den Hauptpalast umgeben, gebührt dem eine ganz besondere Aufmerksamkeit, welcher die „Ausstellung der Stadt Budapest" enthält. Was diese uns von großen öffentlichen Arbeiten zeigt, die in ihr und durch ihre Verwaltung zur Verbesserung und Verschönerung, an Einrichtungen zur Erziehung und speciell zum gewerblichen Unterricht der Jugend, die in diesen 15 Jahren unternommen und durchgeführt worden sind, flößt uns den höchsten Begriff von dem weiten und großen Blick, der Einsicht, der Energie und dem feurigen Localpatriotismus dieser Behörden ein.

Im großen Palast drängen sich wohlgeordnet die Erzeugnisse der hauptsächlichsten Kunstgewerbe und einiger Nützlichkeits-Industrien zusammen. In „Kojen", wie einst auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung, sind von den Kunsttischlern, Tapezierern und Decorateuren ganze Zimmer eingerichtet und mit allem ausgestattet, was zu Schmuck und Gebrauch dient. Außer einem ziemlich unglücklichen Versuch, den ungarischen „Bauernstil" in Möbeln und Stickereien salonfähig zu machen, sieht man da nichts anderes als ziemlich ausgeartete Nachahmungen von Wiener, Frankfurter, Münchener Vorbildern. Eine Art von Renaissance mit einer Lust an übertriebenen Formen und an

überladener Decoration wird fast von sämmtlichen Ausstellern dieser Gruppe cultivirt, die wenig erbaulich wirkt. Das Schönste und Kunstvollendetste, was diese und die mit ihnen zusammen wirkenden ungarischen Kunstgewerbe heut zu leisten vermögen, haben sie in der Ausstattung des koketten „Königspavillons" geliefert. — Die im Palast ausgestellten Erzeugnisse der Kunstschlosserei und Eisenschmiedekunst beweisen eine ähnlich rasche und tüchtige Entwickelung derselben und ihre Schulung an den alten Meisterwerken der Gattung, wie wir sie in Berlin sich vollziehen gesehen haben. Einige recht wohl gerathene Bronzegüsse bildhauerischer und zahlreiche bronzene, messingene, zinkene decorative Kleinkunstwerke, Montirungen ꝛc., gute Klingen und Waffen und ziemlich unbedeutende Silberarbeiten repräsentiren diese Metallindustrie.

Unvergleichlich reicher und glänzender entfaltet ist heut die ungarische Thonwaarenindustrie. Die Ausstellung dieser Erzeugnisse, besonders der decorativen Majolikagefäße (J. Fischer, Szolnay u. A.), bildet das Hauptparadestück im Palast. Die Ungarn sind zum Stolz auf diese, ein echt nationales Gepräge tragende Kunstindustrie, für welche die heimische Erde ein treffliches porzellanähnliches Material spendet und schöne Talente der Decoration thätig sind, durchaus berechtigt. Diesen Majoliken innig gesellt sind die Kunstglaswaaren, in deren farbiger, Email- und Golddecoration die Tendenz eines nationalen Stils sich kaum minder geltend macht. Ein solcher ist am entschiedensten ausgeprägt in den Arbeiten der Juweliere, Goldschmiede und Schmuckwaaren-Fabrikanten. Der Edelmetall- und Edelsteinschmuck der magyarischen Magnatencostume, Festtrachten und Prunkwaffen zeigt heut wie in der Vergangenheit ziemlich die gleiche Physiognomie und den gleichen Reichthum. Farbige Emaillen kommen darin zu häufiger sehr effectvoller Verwendung; von Steinen außer den Brillanten und Türkisen besonders die herrlichen ungarischen Opale. Das köstlichste Meisterwerk künstlerischer Schmuckfabrikation altmagyarischen Stils unter allen hier ausgestellten ist der vielbewunderte Hals-, Ohren-, Arm- und Mieder- und Gürtelschmuck aus der Werkstatt von Egger in Budapest, welchen die Hauptstadt der Kronprinzessin Stephanie 1881 bei ihrer Vermählung dargebracht hat.

Die Producte der noch erst sehr bescheidenen, vom Auslande weit überflügelten Textilindustrie Ungarns, der Bekleidungsindustrie, welcher die Magnaten- und Priester-Amts-Trachten immer noch bedeutendere, Kunst und Geschmack ganz anders herausfordernde Aufgaben stellen, als irgend ein anderes wirklich getragenes Männercostüm Europas, der blühenden Lederindustrie und Wagenfabrikation; der Papierindustrie, Buchdruckerei und Buchbinderei, der Photographie; der wissenschaftlichen und chirurgischen Instrumente, der Kurzwaaren und Galanterieartikel, der Lebensmittel-, die Chemikalien- und die Mühlen-

industrie sind außer den genannten Erzeugnissen übersichtlich gruppirt im Hauptpalast zur Ausstellung gebracht.

In diesem Gesammtbilde der ungarischen Production und Gewerbthätigkeit giebt es sicher noch genug der unvollkommenen Partien. Aber das Ganze kann jeden Unbefangenen nur mit hoher Achtung für die sich auf allen Gebieten menschlichen Schaffens so energisch bethätigende Begabung, Lebens- und Arbeitskraft der heutigen eingeborenen Söhne und nicht zum wenigsten der eingewanderten Adoptivkinder dieser Nation erfüllen.

Auch in den bildenden Künsten regt sich frisches Leben. In dem zur Ausstellung ihrer Werke bestimmten interessanten Gebäude mit plastisch und farbig prächtig decorirter Façade und Außenseiten ist übrigens noch keineswegs alles Beste vereinigt, was die heutigen ungarischen Künstler hervorbringen. Ihre sehr Bedeutendes leistende decorative und monumentale Malerei lernt man nur in den öffentlichen Prachtbauten Budapests kennen. Der berühmteste Maler Ungarns, Munkacsy, ist leider nur ziemlich ungenügend vertreten durch die aus seinem Kreuzigungsbilde gelöste, in einem besonderen Gemälde wiederholte, Hauptgruppe. Der Preis unter den ausstellenden Malern gebührt Benczur und Horowitz für ihre Bildnisse. Des Letzteren Portrait der greisen Fürstin Sapieha gehört zum Schönsten, was in diesem Genre nach Gustav Richter neuerdings überhaupt gemalt ist. Vago, Baditz, Feledi, Mannheimer, J. Linnach, Meszöly, Szekely, Than, Skutezky, Tornay, Biharyi und der hier von Wien zu Gast erschienene H. von Angeli stellten nächst jenen die bemerkenswerthesten Gemälde aus. Freilich, etwas national Magyarisches, das diese von denen anderer Schulen unterschiede, ist auch in denen der Eingeborenen nicht zu erkennen. Man glaubt Wiener, Münchener und Pariser zu sehen.

Die Bildhauer sind den Malern im Ganzen noch überlegen. Tilgner, längst bekannt als einer der besten Wiener Meister, sandte eine ziemlich große Zahl höchst lebensvoller Bildwerke, besonders Büsten in Marmor — darunter auch eine polychrom behandelte von der schönsten Wirkung — Terracotta, Bronze und Gyps. A. Strobl scheint sein Schüler zu sein. Er arbeitet ganz in des Meisters Sinn und es gelingt ihm nicht selten, seinen Büsten einen ähnlichen Schein warmen athmenden Lebens zu geben, wie ihn jener erreicht.

Huszar ist der im Lande gepriesenste Meister ungarischer Bildhauerei; „unser großer Huszar" von Jedem hier mit Stolz genannt. Seine ausgestellten Statuen lassen diese Bewunderung nicht recht begreiflich erscheinen. Als ungewöhnliche Talente der plastischen Kunst erweisen sich hier ferner Karl Senyei, Georg Zala und Georg Kiß in ihren Statuen, Gruppen und Büsten. —

Den ungarischen modernen Architekten wird das beste Glück und die einzig rechte und wirksame Art der Förderung zu Theil: sie werden zur Ausführung zahlreicher bedeutender öffentlicher Bauten durch die Regierung,

die Städte und die reichen Privaten berufen. Die Namen der Baumeister von der größten Begabung freilich klingen fast sämmtlich deutsch und ihre Schule scheint die Wiener zu sein. Ybl, Haußmann, Lechner, Ziegler, Rey, Quittner, Rauscher, Festl, Schannen, Koch, Schickedanz, Pfaff, Ulrich. Ihre wirklichen Bauten und ihre hier ausgestellten Entwürfe könnten uns zu der Meinung verleiten, die deutsche Baukunst fände sich heut kein günstigeres Feld zur Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft erschlossen als in Ungarn.

In diesem Pavillon der schönen Künste ist zugleich eine Ausstellung von erlesenen alten Werken ungarischer Kunstgewerbe installirt. Daß die Meister und Lehrer derselben im Mittelalter hauptsächlich Deutsche gewesen sind, werden auch die Magyaren nicht bestreiten. Die Goldschmiede zumal, die jenseits der Leitha und speciell in Siebenbürgen viel Herrliches geschaffen haben, wollten und konnten nie ihren innigen Zusammenhang mit Augsburg und Nürnberg verleugnen und haben ihn nie verloren. Die einen wanderten von dort in Ungarn ein, andere von ihnen, wie Albrecht Dürers Vater, wendeten sich aus dem Magyarenreich wieder zur Mutter der Künste, nach Nürnberg zurück.

Ihrem Beispiele bin auch ich gefolgt und folge ihm hier, indem ich die Allgemeine Landes-Ausstellung zu Budapest verlasse und mich zur „Internationalen Ausstellung von Arbeiten in Edelmetall und Legirungen“ in Nürnberg wende.

Die daselbst vor drei Jahren in's Leben gerufene bayerische Landes-Industrie-Ausstellung hatte einen überraschend glücklichen Erfolg gehabt. Außer dem sehr anständigen Ueberschuß von 400 000 Mark hinterließ sie dem damals in der alten Kunststadt gegründeten bayerischen Gewerbemuseum ein bleibendes Denkmal: das von dessen Director Dr. v. Stegemann erbaute Ausstellungsgebäude, welches die Werke der schönen Künste beherbergt gehabt hatte; einen mit gefälligen farbigen Decorationen in Keim'scher Mineralmalerei gezierten Ziegelbau. Auf einem, durch Niederlegung dieses Theils der alten Befestigungsmauer gewonnenen, Terrain an dem tiefer gelegenen sogenannten „Nonnengarten“, welches die Stadt dem Gewerbemuseum zu eigen überlassen hatte, wurde das auseinander genommene Gebäude von Neuem aufgerichtet. Es sollte fortan zur Aufnahme von Special- und Fach-Ausstellungen dienen und mit einer solchen eingeweiht werden; eben dieser jetzigen von Arbeiten in Edelmetall und Legirungen. Durch eine malerisch aus Holz construirte, bunt bemalte Treppenanlage, mittelst welcher zugleich die an der Westseite des Gebäudes vorbeiführende absteigende schmale Straße überbrückt wurde, setzte man das hier unterkellerte hohe Erdgeschoß mit dem Nonnengarten tief unten davor in Verbindung. In diesem wurde ein anderer bunter schnörkelhafter Holzbau zur Aufnahme von Maschinen und einer Lesehalle errichtet; gegenüber an des Gartens Südseite ein großes Fachwerkgebäude für die Restauration, selbstverständlich im echtesten Stil deutscher Renaissance in seiner Gestalt wie seiner inneren Einrichtung und Ausschmückung.

Die bayerische Regierung sagte dem Unternehmen ihre Förderung zu. Von manchen Seiten, besonders in Deutschland und Oesterreich, ist man demselben freundlich entgegen gekommen.

Weniger beeifert zeigten sich die großen Fabrikanten der außerdeutschen Länder. Weder ihrem Ruhm noch ihrem Absatz kann eine Ausstellung ihrer Erzeugnisse in dem kleinen Nürnberg besonderen Zuwachs bringen. Warum also die immerhin beträchtlichen Opfer bringen zu dem Zweck, dem die Ausstellung unternehmenden Gewerbemuseum das Haus zu füllen?!

Eine sehr anerkennenswerthe Ausnahme machten die Japaner. Die kaiserliche Regierung zu Tokio organisirte eine Collectivausstellung, an welcher sich 98 Bronzefabrikanten aus verschiedenen Städten des Inselreichs mit einer Menge von ganz eminenten Arbeiten betheiligten. Englands, Nordamerikas, Spaniens, Rußlands, Hollands Metallindustrie blieb fast gänzlich unvertreten. Von den französischen Werkstätten betheiligten sich drei der berühmtesten Bronzefabrikanten: Barbédienne, Martin, Christofle und der erste aller Emailleurs P. Soyer. Von Belgien: die Compagnie des Bronzes. Die Italiener versäumen nicht leicht irgend eine Gelegenheit, um ihre allgemein ansprechenden, einschmeichelnden kunstgewerblichen Erzeugnisse zur Schau zu bringen und dabei, was auch hier ihren Bronze- und Schmuckwaarenfabrikanten nicht mißlingt, Käufer dafür zu werben. Skandinaviens Metallindustrie wird nur durch Schmuckwaaren nordischen Stils von Andresen vertreten, die der Schweiz durch gute Goldschmiedearbeiten von Bossard. Türkische, persische, indische und chinesische Bronzegefäße, die einen mit tauschirter, gravirter, durchbrochen gearbeiteter Decoration, die andern mit farbigen Zellenschmelzen bedeckt, wurden durch europäische und asiatische Händler und Sammler hergesendet. — Aus Oesterreich-Ungarn und Deutschland stammt die Hauptmasse der ausgestellten Gegenstände. Außer fertigen Metallarbeiten und Schmuckgegenständen haben auch Rohmaterialien, Werkzeuge und Maschinen, welche zu deren Fabrikation dienen, Aufnahme gefunden. Letztere in einem großen hohen Saal an der Westseite des Hauptgebäudes und in dem bunten kuppelgekrönten Annexbau in dem traulichen, schattigen, Abends elektrisch beleuchteten, von Orchestermusik und Springbrunnenrauschen durchtönten, Garten.

Von großem Interesse ist die historische Abtheilung der Ausstellung. Man hat ihr einen, von Gold- und Metallglanz in den mannigfachsten Tönungen schimmernden, durch zwei Stockwerke gehenden Kuppelsaal, den „Goldenen Saal", zugewiesen, zu dessen prunkvoller Decoration die Nürnberger Blattgoldfabrikanten das Material lieferten. Hier sind in hohen umfangreichen Vitrinen in der Mitte des Raumes und längs seiner Wände viele Hunderte von älteren Kunstwerken in Bronze und Edelmetall, dem römisch-griechischen Alterthum, dem romanischen und gothischen Mittelalter, der Renaissance, der Barock- und Rococo-Epoche entstammend, vereinigt. Außerdem auch schöne Collectionen altchinesischer, altindischer und alt-

japanischer Arbeiten, unter letzteren besonders die merkwürdigsten durch Eisenschnitt, Silber- und Goldincrustationen geschmückten Schwertgriffknöpfe und Stichblätter.

Eine fast verwirrende Menge köstlicher Schmuckstücke, edelmetallener Luxusgefäße und -Geräthe für kirchliche und profane Zwecke, aus dem Besitz von kunstliebenden deutschen Fürsten, wie der Großherzog von Sachsen-Weimar, der von Baden, der von Mecklenburg und Herzog Ernst von Coburg-Gotha, alten süddeutschen Adelsfamilien, Prälaten, Kirchenvorständen, Stadtbehörden, großen Sammlern und Liebhabern, läßt die unerschöpfliche erfinderische Phantasie und die technische Meisterschaft der alten deutschen und besonders auch der sächsisch-siebenbürgischen Goldschmiede sich hier gar herrlich offenbaren. Die Bedeutung der Letzteren lernen wir aus einer von den evangelischen Kirchen der Städte jenes Landes eingesendeten großen Sammlung silbervergoldeter, höchst kunstreich gearbeiter und geschmückter Altargeräthe und -Gefäße aus dem 15.—18. Jahrhundert zum ersten Mal kennen.

In einem andern Saal des Hauses sind sogar Sammlungen prähistorischer Schmuckgegenstände aus Bronze und Gold, altägyptischer, centralamerikanischer, antik hellenischer und römischer Ausgrabungsfundstücke und ihrer Nachbildungen ausgestellt; in ihrer Nachbarschaft solche von nationalem „Bauernschmuck" verschiedener Volksstämme.

Von größeren in Bronze ausgeführten Kunstschöpfungen sind R. Begas' bekannte geniale Centaurengruppe, Wagmüllers badendes Mädchen, beide von Gladenbeck in Berlin vorzüglich gegossen, ein Paar lebensgroße weibliche Idealstatuen aus den Werkstätten des Nürnberger Gewerbemuseums und einige bekannte Bronzestatuen nach Modellen moderner Franzosen aus Barbédiennes Werkstatt eingesendet. Dagegen in ziemlicher Menge Statuetten, kleinere Gruppen, Büsten, decorative Bildwerke der mannigfachsten Art, Ziergefäße, Garnituren, Reproductionen alter und neuerer größerer Bronzewerke in Zink und echter Bronze aus Gießereien der genannten Nationen. Berliner Fabriken zumal überschwemmten die Räume mit ihren derartigen Metallwaaren, Cuivre-polis und Zinkbronzen. Aber Berlin sendete zugleich auch seine unübertroffenen messingbronzenen, kupfernen, vernickelten, künstlerisch gestalteten Beleuchtungsgegenstände. Münchener Meister lieferten, wie nach Antwerpen, ihre großen in prächtigem Stil gearbeiteten Kupfer- und Zinngefäße.

Die heutige deutsche Silber- und Goldschmiedekunst hätte zweifellos noch zahlreiche ganz andere und bedeutendere Schöpfungen auszustellen gehabt, als die hierher geliehenen eminenten Prunkstücke aus Berliner, Münchener, Wiener, Frankfurter, Stuttgarter, Hanauer, Bremer Werkstätten. Aber von der erreichten hohen Stufe des künstlerischen und kunsttechnischen Könnens unserer Meister geben dieselben immerhin eine zutreffende Vorstellung.

Was hier von einigen der besten Wiener, Münchener und Berliner

Juweliere an theils emaillirtem, Gold- und Edelsteinschmuck ausgestellt wird, darf sich den schönsten derartigen Arbeiten der Italiener vergleichen, ja überbietet dieselben wohl noch in manchen Stücken.

Die Pforzheimer, Hanauer, Idarer, Schwäbisch-Gmünder vereinigten Schmuckfabrikanten geben in ihren massenhaft ausgestellten, überwiegend doch für den großen Markt gearbeiteten Erzeugnissen viele erfreuliche Beweise, wie sehr sich das ganze Niveau dieser an jenen Orten heimischen Industrien durch die in neuerer Zeit daselbst systematisch betriebene Schulung des Geschmacks und künstlerische Erziehung gehoben hat. Gleiches ist der durch württembergische und Berliner Firmen vertretenen Neusilber- und Alfenide-Industrie nachzurühmen.

Zum Außerordentlichsten und Bewundernswertheften, was an modernen Metallarbeiten in Nürnberg ausgestellt ist, gehören die Gegenstände in der Collectivausstellung japanischer Künstler und Bronzefabrikanten. Der in der Ausführung dieser Bildwerke, Vasen und Geräthe und der sie schmückenden metallenen incrustirten, niellirten, getriebenen und ciselirten, wie der in farbigen Emaillen ausgeführten, mit feinstem Naturgefühl gezeichneten und modellirten, mit edelstem Geschmack getönten Decors — Darstellungen aus dem Thierleben und dem Pflanzenreich — bewiesenen technischen Kunst und Meisterschaft gegenüber stehen wir meist wie vor einem Unbegreiflichen. Weder unsere Erfahrung noch unsere Schulweisheit lösen uns das Räthsel so mancher Processe der Herstellung dieser Dinge.

Zu einer wirklichen „universellen" Metallarbeiten-Ausstellung fehlt dieser Nürnberger wohl noch viel. Immerhin bietet sie mannigfache Anregungen und gewährt Künstlern, Fabrikanten und Kunstfreunden vielfache Bereicherung ihrer Anschauungs- und Fachkenntnisse, dem Publikum Gelegenheit, seinen Geschmack zu bilden. Vieles, was die moderne Abtheilung enthält, mag uns mit der Genugthuung erfüllen, wie es die Gegenwart so herrlich weit gebracht hat. Freilich aber bringt das Studium des historischen Theils es uns andererseits auch zur klaren Erkenntniß, daß alles Beste auch auf diesen Gebieten bereits lange vor uns einmal erreicht und dagewesen ist.

Eine Wallfahrt nach Mariä-Einſiedeln.

Von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

I.

„Was iſt ein Kloſter, Mama?“

„Der Papa ſoll es euch erklären.“

Der Papa that ſo und fügte ſeiner Erklärung bei: „In den Sommerferien will ich euch eins zeigen.“

Verſprechen müſſen gehalten werden, zumal, als die Ferien gekommen, wiederholte Mahnungen vonſeiten der Kinder nicht ausblieben.

Unſer liebes „gemäßigtes“ Klima hatte heuer (1885) die Laune, uns den tropiſchen Standpunkt klar und noch heißer als klar zu machen. Vielleicht gefiel ſich die Sonne darin, allen Fortſchrittsfexen zum Trotz und Tort der biſmärckiſchen Kolonialpolitik Vorſchub zu leiſten, indem ſie die überſchüſſige und auswanderungsluſtige deutſche Jugend einen Kurſus in oſt- und weſtafrikaniſcher Temperatur durchſchwitzen machte.

Wie dem ſei, eines Morgens zu Ende Juli's nahm ich nach more consueto durchſchwitzter Nacht mit Vergnügen wahr, daß

„Von des ſchimmernden See's Traubengeſtaden her“

eine friſche Briſe zu uns heraufwehte, und ſo gab ich das Signal zum Antritt unſerer Wallfahrt.

Das iſt jetzt nur noch eine Eiſenbahnfahrt wie eine andere. Es mag ja ſein, daß unter den Tauſenden von ſchwäbiſchen, elſäſſiſchen und ſchweizeriſchen „Wybervölchern“, welche alljährlich zur ſchwarzen Muttergottes nach Einſiedeln wallfahren, dann und wann noch dieſe Frau oder jenes Mädel nach frommer Vormütter Sitte Erbſen in die Schuhe gethan hat. Aber das Dampfroß ſorgt ſchon dafür, daß ſolche löbliche Kaſteiung keinen Fußſohlenſchmerz mehr verurſache. Vor Zeiten iſt das anders geweſen: da war

die Frömmigkeit noch nicht so eisenbahnbequem wie jetzt. Als ich in meinen Knabenjahren unter der Obhut meines guten Bruders — über dessen Grabhügel auf dem Friedhof von Tägerweilen im Thurgau Friede walte für und für! — zum erstenmal nach Einsiedeln wallfuhr, nein, wallwanderte, in recht langem und heißem Tagmarsch von Zürich aus wallwanderte, auf daß ich sähe und erführe, was Wallfahren wäre und was ein Kloster vorstellte, da trafen wir hinter der Schindellegi, dort, wo linksher vom hohen Etzel der Pilgerpfad in's Sihlthal herabsteigt, ein greises Weiblein, welches, den Schnappsack auf dem Rücken, in der Linken einen großen Rosenkranz, in der Rechten einen langen Stab haltend und laut vor sich hinbetend, recht mühsälig sich fortschleppte. Die Pilgerin bettelte uns an, aber nur mit den Augen, welche ehrlich und zutraulich aus dem alten Gesicht hervorlugten. Mein Bruder reichte ihr einen „Zürischilling" und sagte: „Ihr habt wohl Erbsen in den Schuhen, Mutterle?" — „Ja, Herrle, so hab' ich. Hab's gelobt zur benedeiten Muttergottes von Einsiedeln." — Wir ließen die Greisin hinter uns zurück und ich bemerkte einen Zug tiefen Mitleids in dem Gesichte meines Bruders. Dann wich dieser Zug einem sarkastischen Lächeln und ich hörte ihn murmeln: „Hätte sie wenigstens die Erbsen zuvor gekocht!" Der ganze Vorgang stand mir wieder mit greifbarer Deutlichkeit vor den Augen, als das keuchende Lokomotiv uns an der bezüglichen Stelle vorüberschleppte oder vielmehr vorüberschob . . . .

Im züricher Bahnhof erschreckliches Menschengewimmel und buntes Touristengewusel. Eine unendliche Auswahl von verrückten Herrenanzügen und wahnsinnigen Damenhüten. Item jene plumpe Selbstsucht und rohe Rücksichtslosigkeit, welche den allermodernsten Verkehr durchweg kennzeichnen. Früher reis'te man allerdings viel langsamer und viel beschwerlicher, aber auch in viel angenehmerer Gesellschaft. Jetzt geht Krethi und Plethi auf Reisen und verbreitet allüberall die öde Gemüthlosigkeit unserer Kulturbarbarei. Wir waren froh, endlich wohlbehalten eingeschifft und aus dem Lärm und Dunst heraus zu sein.

Nachdem er die nordwestliche Vorstadt mittels einer großen Kurve umfahren, gelangt der Zug an das linke Seeufer und rollt in geringer Höhe über dem blauen Wasserspiegel südwärts hinauf, immer durch Rebengelände und Obstgärten, vorüber an einer Reihe von schönen Dörfern, deren Wohlhabenheit — schweizerisch „Hablichkeit" — aus allen Fenstern lugt. Dort unten zur Linken, zwischen Horgen und Wädenschweil, springt die Halbinsel Au weit in den See vor. Eine so zu sagen klassische Stelle, wenigstens literargeschichtlicher Boden. Da, im Eichenschatten des Augestades, haben gerade vor 135 Jahren Friedrich Klopstock und seine züricher Freunde und Freundinnen am 30. Juli von 1750 jenes Idyll der Freundschaft gefeiert, welches den Messiassänger zur schönsten seiner Oden begeisterte. Ein Genoß dieser berühmten Zürichseefahrt, der junge Doktor Hirzel, hat dieselbe in einem vom 4. August 1750 datirten Briefe an den Frühlingssänger

Kleist im überschwänglichen Stile der Abadonna- und Cidli-Zeit geschildert. Schon drei Tage zuvor hatte Klopstock selbst von Winterthur aus an den Bruder seiner geliebten Fanny darüber geschrieben und es ist ergötzlich, aus seiner Epistel zu erfahren, wie die Erinnerung an Fanny den Dichter keineswegs verhinderte, dem „jüngsten und schönsten Mädchen" der ganzen Gesellschaft, der „siebzehnjährigen schwarzäugigen Mademoiselle Schinz", feurigst den Hof zu machen und seine Bemühungen, die „siebzehnjährige Unschuld" anzuleiten, „sich würdigere Vorstellungen von Gott zu bilden," mit „sehr vielen Küssen" honoriren zu lassen.

Am Tage nach der Auffahrt ging Klopstock mit Bodmer und Breitinger nach Winterthur, wo er im Kreise seiner Verehrer eine fröhliche Woche verlebte. In diesen Tagen bereitete er seinen Freunden eine freudige Ueberraschung, indem er ihnen die so eben gedichtete Ode „Der Zürichsee" vorlas, fraglos eine der schönsten Blüthen, welche die deutsche Poesie auf schweizerischem Boden getrieben — vielleicht die schönste überhaupt.

Doch ich muß mich hier unterbrechen, um den großen Meistern und den fast noch größeren Jüngern der hochpreislichen Mikrologie unserer Tage eine Mittheilung von unglaublicher Wichtigkeit zu machen: —

Der Stuhl, der Lehnstuhl, auf welchem Klopstock gesessen, als er zum erstenmal seinen „Zürichsee" vorlas, er existirt noch! Halleluja.

Noch mehr: dieses verehrungswürdige Möbel befindet sich in meinem Besitz. Es steht in meinem Schlafzimmer und ich erlaube mir mitunter, darauf zu sitzen. Natürlich nur bei besonders feierlichen Anlässen und unter Berücksichtigung aller Forderungen der Pietät.

Wie dieser schlichte, aber doch „stilvolle" Rokoko-Stuhl aus der winterthurer Familie Künzli in die Familie Sulzer, aus dieser in die Familie Hegner, dann mit einem Sprössling derselben in's Pfarrhaus nach Oberwinterthur, von dort wieder nach Winterthur und zwar in das Haus „Zum blauen Fahnen" in der Hintergasse und von da endlich durch weibliche Vermittelung zu mir gelangte — ja, das ist eine ebenso lange als, alexandrinisch angesehen, fabelhaft interessante Geschichte. Leider bin ich zu alt, um an die Schreibung derselben noch denken zu können. Ich hoffe jedoch, diese Mittheilung werde in der mikrologischen Welt der gelehrten Lumpensammler und exakten Trödelbudiker das geziemende Aufsehen erregen und es werde sich dadurch etwa der berühmte Professor Bumbum, der Präparator des Schillerkäfers, oder der berufene Professor Bimbam, der Knicker des Göthefloh's, zu einer „grundlegenden" und zugleich „abschlußgebenden" Biographie Klopstocks anregen lassen. Die Stuhlgeschichte, allwozu das „exakte" Material zu liefern ich erbötig bin, müßte darin selbstverständlich den breiten Raum einnehmen, welchen sie aus kultur- und literargeschichtlichen, aus biographischen, ästhetischen und kunstgewerblichen Gründen verdient . . . .

In Wädenschweil zweigt sich von der „Seethalbahn" der Schienenstrang ab, welcher an den Berghalden rechts hinaufklimmt, dem Paß

der Schindellegi zu. Während der Zug, in Wädenschweil mit Wallfahrern schwer beladen, die vielfachen Windungen sich hinanarbeitet, rollt sich links in der Tiefe zwischen Richtersweil und Rapperswil der See in seiner ganzen Breite auf. Ungefähr in der Mitte zwischen den genannten Ortschaften steigt aus dem blaugolden im Sonnenlichte funkelnden Wasserspiegel eine baumschattige Insel auf —

„Ufnau! Hier modert unser Heiland,
Für's deutsche Volk an's Kreuz geschlagen.
Ein deutsches Mekka wär' dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutscher Leib getragen."

Vor fünfundvierzig Jahren hat man dieses klirrende Hyperbelblech schön gefunden. Heute würde Herwegh wohl selber davon sagen: Da sieht man wieder, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Vers weit ist. Freilich, die pompösen Reime „Eiland" und „Heiland" waren sehr verlockend. Aber den armen Hutten zum deutschen Heiland aufzublasen, zu einer so kolossalen poetischen Licenz hat es, wenn mir recht ist, sogar der Pater Bombasticus Victor Hugo niemals gebracht. Hutten war fraglos ein bedeutender Mensch, vielleicht der genialste Deutsche von dazumal. Alles in allem genommen, war er aber doch nur ein verlorener Posten in einem verlorenen Kriege, dessen bestes Wissen, Wollen und Waffnen der kursächsische Oeffentliche Hofrath Professor Dr. Martin Luther an die Fürsten und Städtemagistrate verk—ompromisselte, um sein Schaf, die lutherische Dogmatik, aus der Sturmflut der Zeit glücklich auf's Trockene zu bringen.

II.

Auf der Paßhöhe der Schindellegi stand vordem ein einsamlicher Bergweiler mit einer Pilgerwirthschaft, wo ich vor Zeiten manchmal eingekehrt bin und gebackene Sihlforellen genossen habe. Jetzt ist eine Bahnstation da, item eine Fabrik und mir wollte scheinen, der früher so heimelige Ort fabrikle schon bedenklich und habe auch seinen geschichtlichen Nimbus ganz eingebüßt. „Tout dégénère entre les mains de l'homme; il bouleverse tout, il défigure tout," hat der „Citoyen de Genève" gesagt.

Was den geschichtlichen Nimbus der Schindellegi von ehemals betrifft, so hat es damit seine Richtigkeit. Hier, wo die zu Zeiten recht wild brausende Sihl aus dem Hochthal von Einsiedeln herabkommt, um mit scharfer Wendung am Fuße des „Hohen Rohnen" hin westwärts weiter zu rauschen, hier in dieser Thalenge und an diesen steilen Berghalden hat einer von den letzten heldischen Akten der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft gespielt.

Die Machenschaften, allwomit die französische „Schwesterrepublik" i. J. 1798 der alten Eidgenossenschaft den Untergang bereitete, um die Schweiz recht bequem und gründlich ausrauben und auspressen zu können, bilden einen ungeheuren Knäuel von Arglist, Tücke, Ruchlosigkeit und Schamlosigkeit. Nicht bald hat sich in der weltgeschichtlichen Tragikomödie die menschliche

Niedertracht und Frevelhaftigkeit so zwanglos wüst kundgegeben wie hier. Die Räuberhorden des Direktoriums, die sansculotterigen „Löffelgarden" sollten „auf den Spitzen ihrer Bajonnette" den Söhnen Tells, den Enkeln Winkelrieds „die Freiheit bringen". Wäre das nicht so tragisch gewesen, würde es urkomisch heißen müssen. Uebrigens hätten die Agenten und Generale der „Schwesterrepublik", die Mengaud, Lecarlier, Rapinat, Menard, Brune, Schauenburg und wie sie alle hießen, mit der Schweiz kein verhältnißmäßig so leichtes Spiel gehabt, wenn nicht vielerorten im Lande die öffentlichen Zustände so verworren, abgelebt, verrottet und beschwerlich gewesen wären, daß die urtheilslose Menge durch betrogene Betrüger unschwer überredet werden konnte, den Freiheitslügenphrasen der räuberischen Eindringlinge Glauben zu schenken. Die betrogenen Betrüger aber, jakobinische Phantasten, wie der Vaudois Laharpe und der Baseler Ochs, trugen kein Bedenken, die Selbstständigkeit, den Frieden, die Ehre und den Wohlstand ihres Heimatlandes den Franzosen preiszugeben, falls diese nur sich herbeiließen, ihre Phantasterei und Parteibornirtheit mit geschwollenen Tiraden von Menschenbruderschaft, Völkersolidarität und dergleichen Klüngel mehr zu füttern.

Ganz anders fühlten und dachten die Magnaten, die Priester und die Sennen der Urkantone, sowie die Stadtpatricier und die Bauern von Bern. In ihnen allein lebte noch etwas von jenem Geiste der alten Eidgenossen, welcher bei Sempach und Näfels, bei Laupen und Murten gekämpft und gesiegt hatte. Die Urkantönler und die Berner hatten von der Ehre ihres Landes, von der Würde der Schweiz eine ganz andere, eine unendlich viel höhere Vorstellung als alle die liberalen Schwätzer, welche zu Wegzeigern und Handlangern der räuberischen Franzosen lakaienhaft sich hergaben. Wofür? Für einen Mondschein im Wasser, genannt Helvetische Einheitsverfassung, Helvetische Republik — so ein Schein und Schemen von der Sorte der „Batavischen" und der „Cisalpinischen" Republiken von dazumal. Die Berner und die Urkantönler stemmten sich freilich viel zu spät und mit viel zu unzulänglichen Kräften dem in's Rollen gekommenen Verderben entgegen. Aber sie unterlagen wenigstens ehrenvoll und zeigten der Welt, daß es innerhalb der verrathenen und verkauften Eidgenossenschaft noch immer Männer, ja, und auch Frauen gab, welche der Schande den Untergang vorzogen.

Am 5. März haben die Berner Milizen unter Erlachs Führung im Grauholz und bei Neueneck heldisch gegen die Franzosen gestritten, während in ihrem Rücken ihre „realpolitische" Regierung mit dem Feinde parlamentirte und kapitulirte und demzufolge der General Schauenburg um 1 Uhr Mittags in das nie zuvor von Feinden betretene Bern einziehen konnte, um sofort die Staatsschatzkammer und das Zeughaus auszurauben. Alles, natürlich, um der lieben auf den Bajonnettespitzen der Schwesterrepublikaner gebrachten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit willen. Man muß die

durch Stürler im 12. und 15. Bande des „Archivs für schweizerische Geschichte“ (1859) zum erstenmal veröffentlichte „Correspondance“ des französischen Räubergenerals Brune lesen, um so recht zu wissen, warum und wasmaßen die Franzosen i. J. 1798 die Schweiz „befreiten“.

Im April wälzten sich die französischen Heerhaufen gegen die Urschweiz heran, um auch die Urkantönler zum Tanz um den phrasenbeflitterten Freiheitsbaum der „Helvetik“ zu zwingen. Den Kern des Widerstandes gegen die gallische „Befreiung“ bildete das Volk von Schwyz unter der Führung von Aloys Reding, des wackern Sprösslings eines der ältesten schwyzerischen Geschlechter, und des Kapuziners Paul Styger, welcher tapfere Kuttenmann zu Pferde stieg, um, das Schwert in der Rechten und das Krucifix in der Linken, die Sennenscharen in den Kampf zu geleiten, ein Vorläufer seines Bruders in der Kutte, des tirolischen „Rothbartes“ Haspinger. Diese zwei Kapuziner haben, menschlich angesehen, Dutzende „zeitgemäßer“ Phrasenstrohdrescher von damals aufgewogen und wiegen noch heute Dutzende von solchen auf.

Am 30. April fochten die Urkantönler bei Wolerau glücklich gegen die vom linken Zürichseeufer heraufdrängenden Franzosen, welchen als lockendes Kampfziel insbesondere die reiche Abtei Einsiedeln vorschwebte. Dieses Ziel hat denn auch eine ihrer Kolonnen mittels eines Seitenmarsches über Lachen am 2. Mai erreicht, während ihr Gewalthaufe am selbigen Tage beim Paß der Schindellegi durch Reding und seine tapfern Schwyzer nach heißem Kampfe zum Stehen gebracht wurde. „Die fechten ja noch viel verzweifelter als die Chouans,“ sagten französische Officiere, welche die Kämpfe in der Vendée mitgemacht hatten. Allein die Hiobspost von der Einnahme Einsiedelns durch die Franzosen und die weitere, daß eine französische Heerschar von Schwyz her über Ecce Homo und St. Jost gegen den Morgarten vordränge, sie nöthigten Reding, die Schindellegi aufzugeben und rückwärts auf der Hochebene von Rothenthurm eine neue Vertheidigungsstellung zu suchen. Hier, auf der altberühmten Walstatt am Morgarten, allwo 482 Jahre zuvor die Eidgenossen ihren ersten Sieg gewonnen hatten, da haben, immer an demselben 2. Maitag, die Schwyzer wider einen mit fünffacher Uebermacht von allen Seiten her sie bedrängenden Feind den letzten Sieg der alten Eidgenossenschaft glorreich erstritten — erstritten vor allem durch den Wunden und Tod verachtenden Ungestüm, womit der schwyzerische „Landsturm“, untermischt mit Greisen, Frauen, Mädchen, Kindern, auf die Franzosen sich warf.

Das war das Ende. Denn nachdem dieses brave Völklein, so gering an Zahl, so schlecht bewaffnet, so verlassen von aller Welt, gethan, was menschenmöglich, um den Heimatboden vor fremder Tücke und Gewalt zu schirmen, mußte es der übermächtigen Vergewaltigung knirschend sich fügen. Aber die Tragödie der Vernichtung der alten Eidgenossenschaft sollte noch ein furchtbares Nachspiel haben. Im September desselben Jahres 1798

erhoben sich die Nidwaldner, durch das brutal-liberal-bureaukratische Regiment der „Bürger" Laharpe und Konsorten zur Verzweiflung getrieben, in Waffen gegen die „Helvetik". Die guten Nidwaldner wußten nicht, daß „die Politik die Wissenschaft des Möglichen" sei. Sie fühlten nur, es sei Schmach und Schande, daß die Franzosen in der Schweiz die Herren und daß die „Bürger Direktoren", d. h. die Mitglieder des obersten Verwaltungsrathes der so schnöd erzwungenen helvetischen Einheitsrepublik, nichts als die gehorsamen Diener und beflissenen Büttel der fremden Gebieter. Sie empfanden, daß *sie*, die Bauern von Nidwalden, lieber das Aeußerste wagen und leiden sollten und wollten, als die rohen Eingriffe in alle ihre Anschauungen und Ueberzeugungen, in alle ihre von den Vätern überkommenen Rechte und Sitten länger zu dulden.

Sie haben, nachdem ihre „Rebellion" losgebrochen, alles in allem 2000 Bewaffnete — die mitkämpfenden Frauen und Mädchen nicht eingerechnet — zur Vertheidigung ihres Ländchens aufzubringen vermocht, gegenüber den 16 000 Mann französischer Kerntruppen, welche das helvetische Direktorium unter Schauenburgs Kommando auf sie losließ. Von drei Seiten, von Engelberg, vom Entlebuch und vom Vierwaldstättersee her, thaten die Franzosen den Angriff. Drei Tage lang — vom 6.—8. September — haben die Nidwaldner am Kernserwald, bei Alpnacht und bei Stanzstad wunderbar-heldisch den Einbruch abgewehrt und haben als wirkliche und wahrhaftige „Enkel Winkelrieds" herrlich sich erwiesen, als welche sie Salomon Tobler in seiner also betitelten epischen Dichtung (1837) mit Recht und schön gefeiert hat. Erst am 9. September — er heißt in Nidwalden noch jetzt „der schreckliche Tag" — gelang es Schauenburg, nachdem er seinem eigenen Berichte zufolge 3000 Mann eingebüßt hatte, mittels der Erstürmung von Stanz den wüthenden Widerstand zu bändigen und niederzuschlagen.

Und nun „Wehe den Besiegten!" Tagelang hat die französische Kriegsfurie alle die Gräuel, die sie vordem unter Louvois, Luxembourg und Melac gelernt und geübt, in dem unglücklichen nidwaldner Ländchen grausenhaft in Anwendung gebracht. Tagelang wütheten die Sieger mit Raub und Brand — 700 Häuser wurden eingeäschert — mit Schändung, Marter und Mord also, daß der paradiesisch-idyllische Fleck Erde, welcher zwischen das Stanzerhorn und den Pilatus eingebettet ist, in eine Hölle verwandelt war *).

*) Die schweizerischen Franzosenfreunde haben dazumal schon und bis zu unseren Tagen herab die in Nidwalden verübten Gräuel, wie überhaupt das Gebaren der Franzosen in der Schweiz, möglichst zu vertuschen und zu bemänteln, sogar schönzufärben oder auch todtzuschweigen gesucht. Es galt und gilt noch jetzt nicht für „liberal", daran zu erinnern und davon zu reden. Den schweizerischen Gallomanen wäre — vorausgesetzt, daß sie für die Lehren der Geschichte überhaupt empfänglich — namentlich die Lesung des Buches zu empfehlen, welches der Pfarrhelfer Franz Josef Gut unter dem Titel „Der Ueberfall in Nidwalden i. J. 1798" (Stanz 1862) veröffentlichte. Der gute Pfarrhelfer war freilich kein geschulter Historiker und verstand nicht, zu schreiben. Aber mit unendlichem Sammlerfleiß hat er ein äußerst reiches und zuverlässiges geschichtliches Material zusammengebracht.

Dermaßen haben die Soldaten der lieben „Schwesterrepublik" auf den Spitzen ihrer Bajonnette den Schweizern die „Freiheit" gebracht.

Damit aber dem i einer geschichtlichen Infamie das Tüpfelchen nicht fehle, bedarf es bekanntlich immer noch einer Extragemeinheit. Die Herren „Bürger Direktoren" der helvetischen Einheitsrepublik beschafften das Tüpfelchen, indem sie pomphaft verkündeten, die französischen Soldaten hätten sich in Nidwalden „um das Vaterland verdient gemacht".

III.

Die Fahrt das Sihlthal aufwärts ist reizlos. Links und rechts eine grüne Bergwand, da und dort mit Nadelholz kärglich bestanden. Die schmale Thalsohle gewährt nur Raum für die Straße, für die Eisenbahn und für den Fluß, welcher unter den obwaltenden Temperaturverhältnissen so zahm und seicht dahinrieselte wie eine ordonnanzmäßig-reichsfreundliche Reichstagsrede.

Zur Mittagszeit langten wir in der öden Bergmulde an, in welcher der heilige Meinard so um das Jahr 850 herum seine Siedlerzelle aufgeblockt hat. Daraus ist im Laufe der Jahrhunderte und, selbstverständlich, mit Beihilfe von bei passenden Gelegenheiten sich einstellenden Wundern die größte und reichste Benediktinerabtei der Schweiz geworden, deren Abt dereinst ein Fürst des Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation war und zu deren wunderthätigem Marienbilde Millionen und wieder Millionen von Pilgern und Pilgerinnen wallfuhren und noch jetzt durchschnittlich das Jahr über 150 000 oder mehr wallfahren. Ja, die Mönche, diese Kommunisten des Mittelalters, verstanden von jeher ihr Geschäft und verstehen es heute noch. Sie wußten, daß eine menschliche Gesellschaft nun und nimmer auf Nihilismus, Anarchie und Lüderlichkeit, sondern nur auf Autorität, Ordnung und Disciplin zu gründen wäre.

Das Hochthal von Einsiedeln entbehrt der Großartigkeit anderer Hochthäler der Schweiz. Denn hier ragen über die waldbekrönten Bergwände keine himmelan strebenden Felszacken, keine schimmernden Firnfelder, keine funkelnden Gletscherhänge herein. Den Flecken Einsiedeln kann man sich leicht vorstellen, wenn man sich eine stadtähnliche Zusammenballung von Gasthöfen, Schänken und Kramläden denkt. Die mancherlei Neubauten dieser Art bezeugen, daß die Frömmigkeit nicht im Rückschritt, sondern vielmehr im Vorschritt begriffen sei und demnach das Wallfahrt-Geschäft vortrefflich rentire. Meines Wissens ist man aber noch nicht darauf verfallen, dasselbe im Großschwindelstil eines Actienunternehmens zu betreiben. Ich bezweifle auch entschieden, daß die klugen Klosterherren von Einsiedeln ihre Erübrigungen in den „katholischen" Banken der frommen Millionendividendenversprecher Langrand und Bontoux angelegt haben. Diese Klosterherren sind übrigens keine Faulenzer. Viel gibt ihnen der Kirchendienst zu thun, aber mehr die Verwaltung ihrer ausgedehnten Güter, auf welchen sie eine

sorgfältige Pferde- und Rindviehzucht betreiben. Auch unterhält das Kloster ein gutgeleitetes und starkbesuchtes Gymnasium, an welchen 27 Patres als Professoren thätig sind.

Ueber die Dächer des Fleckens hinweg hebt sich die breite Front der Abtei, zwischen deren Flügel die Kirche mit ihren beiden Kuppelthürmen eingebaut ist, der ganze Bau quaderhaft fest und stattlich. Alt jedoch nicht; denn nicht weniger als sechsmal ist seit seinem Bestehen das Kloster theilweise oder ganz abgebrannt und so, wie es jetzt dasteht, wurde es erst in den Jahren 1704—19 im sogenannten florentinischen Stile neu hergestellt. Schöpfungen der Kunst des Mittelalters und der Frührenaissance, wie z. B. die herrlichen Glasgemälde im Kreuzgang der aufgehobenen Cisterzienserabtei Wettingen bei Baden im Aargau, würde man hier vergebens suchen. Die Legende setzt die Gründung Einsiedelns in das Jahr 861 und darum wurde zur Feier des Millenariums von 1861 die Klosterkirche einer durchgreifenden und prunkvollen Renovirung unterzogen. Viel Stukkaturvergoldung und Freskenmalerei ist dabei verschwendet worden. Die Mittel unserer Madonna Nigra erlauben ihr das, denn sie hat Einkünfte, um welche die Nutznießer verschiedener Civillisten sie beneiden dürften.

Die berühmte, an werthvollen Manuscripten — worunter kostbare Unica — und Incunabeln sehr reiche Bibliothek des Stiftes, welche bezeugt, daß die Benediktiner von Einsiedeln etwas auf Wissenschaft oder wenigstens auf Gelahrtheit hielten und halten, habe ich bei einem früheren Besuche kennen gelernt. Damals war ich an den gelehrten und literarisch thätigen Pater Gall Morell empfohlen und zwar durch dessen Vetter, meinen lieben Freund Karl Morell aus St. Gallen, den Verfasser trefflicher Monographieen über „Die Schweizerregimenter im Solde Frankreichs", über „Karl von Bonstetten" und über die „Helvetische Gesellschaft". Leider ist er frühzeitig, viel zu vorzeitig hingegangen, von wannen keiner wiederkehrt, aber doch nicht, ohne zuvor das nach meinem Gefühle schönste Weinlied deutscher Zunge gedichtet zu haben*). Wie es mit dem berühmten Kirchenschatz der Abtei heute bestellt sei, ob z. B. die 10 Pfund schwere Monstranz von gediegenem Golde noch darin, weiß ich nicht zu sagen. Unsere Zeit reichte nicht zur Besichtigung von allem. Zudem beschäftigte mich lebhaft die Erinnerung, daß gerade vor 110 Jahren Göthe hier gewesen. Während seiner Bootfahrt den Zürichsee hinauf entstanden die stimmungsvollen Strophen, welche mit der Ueberschrift: „Auf dem See" in der Sammlung seiner Gedichte stehen. Von Richtersweil aus zur Schindellegi hinangestiegen, wandte er sich — so erzählt er im 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit" — auf der Paßhöhe, um „die entzückende Aussicht auf den See in sich aufzunehmen", und improvisirte, um auszudrücken, „wie ihm zu Muthe war", die bekannte Vierzeile an Lili Schönemann, seine Quasi-Braut. In der Raritäten- und

*) S. m. „Bilderſaal der Weltliteratur", 3. Aufl. II., 574.

Schätzekammer der Abtei — die plündernden französischen Freiheitbringer hatten dieselbe damals noch nicht heimgesucht — fiel dem Dichter eine kleine „Zackenkrone" auf, „wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen". Er erbat und erhielt die Erlaubniß, „das Krönchen aus dem Schranke hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili'n auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst gewahrwerden".

Nun, nicht mit dem Zackenkrönlein aus der Schatzkammer von Einsiedeln, wohl aber mit der Krone der Unsterblichkeit hat er das heißgeliebte Mädchen gekrönt. Lili Schönemann jedoch fand es nationalökonomischer, statt des Dichters vom Werther und Faust einen prosaischen straßburger Geldprotz zu heiraten, und der Vater Iphigenie's und Dorothea's mußte sich seinerseits schließlich bequemen, seine Haus-, Tisch- und Betthälterin, die großäugige, hochbusige Vulpia, in aller Form zu seiner Frau Gemahlin zu machen. So lächerlich klein pflegen die großen Dinge dieser Welt zu enden.

IV.

Als wir die vom Bahnhof zur Abtei führende Hauptgasse, deren Pflasterung auf die Kasteiung der Wallfahrerfüße berechnet ist, hinangingen, sah ich das Wahrzeichen des Gasthauses zum „Steinbock" noch immer keck in die Straße vorspringen. Da hab' ich in der Karwoche von 1838 mit einem tübinger Kommilitonen genächtigt, nachdem wir — dazumal gab es noch fußreisende Studenten — bei Windgetös und Schneegestöber von Richtersweil heraufgewandert waren, um am folgenden Tage über den Schwyzer-Haken zu steigen. Mein Wandergefährte von damals, ein Theologe aus Nassau, ruht wohl auch schon für immer irgendwo am Ufer der Lahn oder am Fuße von einer der Kuppen des Taunus. Was ist aus allen meinen Jugendgenossen geworden? Verdorben, verstorben, verschollen! Mir wäre recht wehmüthig zu Muthe geworden, ossianisch, so zu sagen, wenn mir nicht die vollbesetzte Tafel des Speisesaals im Gasthaus zum „Pfau" die trüben Gedanken zerstreut hätte.

Es war da gut sein. Man hörte aber nichts als Französisch, ausgenommen eine Ecke, allwo geistliche Herren italisch sich unterhielten. Beide den Saal entlang gestreckte Tische nahmen Franzosen und Französinnen der „feinen Welt" ein. Viele alte Damen, aber auch nicht wenige junge Herren, augenscheinlich von der jeunesse dorée. Es kam mir vor, als röche es da legitimistisch, jedoch mit stark bonapartistischem Zwischengeruch. Von französischer Mädchenschönheit war nur ein Exemplar da. Selbiges hatte aber ein Stück babylonischen Thurms auf dem Kopfe. Das Mittagsessen — bitt' um Entschuldigung, im Deutschen muß man ja sagen diner — machte dem berühmten Wallfahrtsort und unserem Gasthof — ach Gott,

unſerem hôtel ſollte und wollte ich ſagen — alle Ehre. Es war von der Suppe bis zum Gefrorenen beim Nachtiſch — bis zur glace beim dessert, ſagen Germanen und Germaninnen der gebildeten Stände — ganz vortrefflich, alles ebenſo reichlich vorhanden als gutzubereitet*). Ja, von den ſchweizeriſchen Gaſtwirthen könnten unſere deutſchen noch viel lernen, von den franzöſiſchen, italiſchen u. ſ. w. gar nicht zu reden. Wo trifft man ſolche Dorfgaſthäuſer wie in der Schweiz?

Drüben lag die Abtei im Sonnenſchein. Der weite Platz davor hat etwas Steppenartiges. „Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell —“ doch ja, ein Quell „durchrinnt den Sand“. Und was für ein Quell! Der berühmte aus 14 Röhren ſprudelnde Brunnen, welcher den Wallfahrern heilig iſt. Denn aus einer der 14 Röhren hat Chriſtus der Herr getrunken, dazumal, als er unter Aſſiſtenz einer ganzen Engelſchar die ſeiner jungfräulichen Mutter geſtiftete Kapelle in der Kloſterkirche weihte. Zum Gedächtniß dieſes Geſchehniſſes iſt das höchſte Feſt Einſiedelns eingeſetzt, das Feſt der „Engelweihe“ am 14. September. Da aber die Legende vergeſſen hat, zu melden, aus welcher der Röhren Chriſtus getrunken, ſo iſt es Pilgerbrauch, aus allen 14 der Reihe nach zu trinken, um die rechte nicht zu verfehlen. An dem Feſte der Engelweihe haftet auch die geſchichtliche Erinnerung, daß im Jahre 1517 am Tage derſelben Ulrich Zwingli, damals Ortspfarrer in Einſiedeln, in der Kloſterkirche gewaltig gegen das Wallfahrten- und Ablaßweſen gepredigt hat. Dazumal ſcheint übrigens Einſiedeln nicht gerade durch aſketiſche Sittlichkeit vor andern Orten ſich hervorgethan zu haben. Wir hören von „Frauenhäuſern“ und von Zwingli beſitzen wir ein Selbſtbekenntniß, daß er als einſiedler Pfarrherr auch gethan, wie ſeine hochwürdigen Herren Amtsbrüder thaten, d. h. ſolche Häuſer beſucht habe.

Von dem Brunnen führt eine breite Freitreppe zum Hauptportal der Kirche hinauf. Auf der oberſten Stufe ſtehen rechts und links im Barockſtil aus Sandſtein gemeißelte Koloßbilder, welche den Kaiſer Otto den Großen und den Kaiſer Heinrich den Zweiten als Beſchützer des Kloſters vorſtellen ſollen. Der Tempel ſelbſt mit ſeinen drei Schiffen, ſeinem hochgewölbten Chor, ſeinen Altären, ſeiner Fresken- und Vergoldungspracht macht keinen äſthetiſch befriedigenden Eindruck, aber doch den des Stillen, Würdigen, Feierlichen und nebenbei auch den einer guten Lüftung und einer angenehmen Kühle. Wir bemerkten, daß die Wirkung des Ganzen auf die Kinder eine mächtige war. Sie waren ſtill und geſammelt. Dem Jungen imponirte beſonders ein auf einem Seitenaltar zur Rechten aufgeſtellter „heiliger Leib“ und ich erinnerte mich, daß ich ſelber vor langer, langer, langer Zeit als

*) Auch billig. Ich bezahlte für 5 Gedecke — zu Deutſch couverts — inbegriffen eine Flaſche ſehr guten Weins („Wettinger“), 16 Franken, mit welcher Mittheilung ich eine gelegentliche Abfertigung der zumeiſt ungerechten und übertriebenen Klagen über ſchweizeriſche Gaſthofspreiſe bezwecke.

Knabe einen ähnlichen Eindruck empfangen hatte, als ich in der Stadtpfarrkirche von Schwäbisch-Gmünd zum erstenmal so ein kostbar aufgeputztes Skelett gesehen. War es vielleicht eine unbestimmte Ahnung von der Bedeutung der „Aesthetik des Hässlichen"? Ach, nein, es war eine erste Ahnung von der Bedeutung des Todes.

Unsern vom Haupteingang erhebt sich im Mittelschiff der Kirche ein riesiger aus schwarzem Marmor aufgebauter Kasten, vorn durch ein starkes Eisengitter verschlossen. Das ist die „heilige Kapelle" oder „Gnadenkapelle". Da drinnen im nur vom Ampelnlicht erhellten Dunkel thront auf einem Altar von weißem Marmor das wunderthätige Marienbild von Einsiedeln. In der sehr geschickt berechneten Beleuchtung ist das ganze Innere der Kapelle eitel Gold- und Silberschimmer und farbiges Steingefunkel. In alledisem Geflimmer, Geglimmer und Geglitzer sind mit Deutlichkeit nur zwei Mohrenköpfe zu unterscheiden, der größere der Muttergottes und der kleinere des Jesuskindes. Die Legende will, die aus Holz geschnitzte Madonna sei dem heiligen Meinard von der, wenn mir recht ist, ebenfalls heiligen Hildegard, Aebtissin des Fraumünsterstiftes in Zürich geschenkt worden und habe allen Wandel und Wechsel der Zeiten, alle Fährlichkeiten und Nöthen der Jahrhunderte glorreich überdauert.

Die böse Ketzerin Kritik wollte sich in mir regen, als ich so dastand vor der heiligen Kapelle und rings um mich die knieenden Beter und Beterinnen betrachtete. Aber ich schweigte und schwichtigte die kritische Regung mit der leisen Mahnung: Bst! Es gibt Reichsrichter in Leipzig*). Und außerdem: Ist denn nicht ein wirkliches und wahrhaftes Wunder die ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, Millionen von mühseligen und beladenen Menschen, auf den Steinfliesen vor der Gnadenkapelle knieend, der schwarzen Muttergottes ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleichtert, getröstet und wohl auch gebessert weggegangen sind? Item, stehen diese „Armen im Geiste" menschlich und sittlich nicht berghoch über den halbgebildeten oder ganzbildungslosen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweisen gepredigte materialistische Dogma: „Der Mensch ist auch nur ein Thier" — glauben und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß sie sich bestialisch aufführen müßten und dürften? Ich meine, wir haben es sattsam schaudernd miterlebt, wie die losgelassene Menschenbestie zu wüsten und zu wüthen vermag. Von dem, was in der Seele des Volkes vorgeht — des wirklichen und wesenhaften Volkes, welches mit dem in der Sudelküche kommunistisch-anarchistischer Hetzerei zurechtgemachten Abstraktum „Volk" nichts gemein hat — ja, davon haben die Herren Materialisten nicht die entfernteste Vorstellung. Kümmern sich

*) Wie zu seinem Schaden jener Rheinländer erfahren hat, welcher 1884 in letzter Instanz zu einem Monat Gefängniß verurtheilt worden, weil er in einem Zeitungsartikel eine das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit betreffende Stelle aus meiner „Menschlichen Tragikomödie" (3. Aufl. II, 114) citirt hatte.

auch nicht darum. Sie wähnen, dem „Fortschritt" zu dienen, wenn sie die Erde entgöttern, d. h. der Menschheit ihre Illusionen nehmen. Aber ohne Götter, Ideale, Illusionen, ist der Mensch allerdings nur ein zweibeiniges, federnloses Stück Vieh. Die Propheten der materialistischen Unheilsbotschaft haben in der Bornirtheit ihres Hochmuths, in ihrer läppischen Verdünkelung den gesunden Menschenverstand so ganz eingebüßt, daß sie nichts nach der Thatsache fragen, daß im günstigsten Falle höchstens 5 Procent der Menschheit zum Wissen, 95 Procent dagegen nur zum Glauben das Zeug haben und folglich die „Wissenschaft" nicht zu ihrer Gottheit machen können. Und was hat es denn am Ende aller Enden mit allem unserem stolzen Wissen auf sich? So wenig, daß nur Thoren darauf eitel sein können. Vom Allerwissenswerthesten, vom Urgrund, Sinn und Endzweck der Welt und des Daseins der Menschheit, wissen wir gerade so viel, wie unsere Vorfahren vor tausenden und wieder tausenden von Jahren auch schon gewußt haben, d. h. nichts, gar nichts.

V.

Ein an den linken Flügel der Abtei angebauter Thorbogen führt in einen großen Hof, wo wir an der ersten Thüre links die Glocke zogen. Nach einigem Harren erschien der Pförtner, kein Mönch — (wir haben überhaupt während unseres ganzen Besuches nur einen einzigen Mönch zu Gesichte bekommen, den Pater oder Frater Sakristan, welcher in der Gnadenkapelle die Ampeln mit frischgefüllten vertauschte) — sondern ein ganz gewöhnlicher Thürsteher, welcher die Thüre des vor dem Treppenhaus angebrachten Eisengitters aufschloß und uns in die Korridore des zweiten Stockwerkes hinangeleitete. Da befinden sich die Gastzimmer und Festsääle, außerhalb der „Clausur" gelegen und demnach auch für Damen zugänglich.

In dem einen Saal fiel mir ein gutgemachtes Bild von Leo dem Dreizehnten auf. „Einer unserer hochwürdigen Herren hat es während seines Aufenthalts in Rom gemalt," erklärte der Führer. Auch ein Bildniß des weiland Pater Gall Morell war da. Meine Frau bewunderte eine prachtvoll, mit unsäglichem Aufwand von Zeit und Fleiß gestickte Tischdecke, von den Insassinnen ich weiß nicht welchen Nonnenklosters hierher gestiftet.

Viel bedeutender ist der große Musiksaal. Da sind an der den Fenstern gegenüber gelegenen Langseite in Prachtrahmen die lebensgroßen Bildnisse von Pio Nono, Kaiser Franz Josef und seiner Frau Elisabeth, Napoleon dem Dritten und seiner Frau Eugenie, König Friedrich Wilhelm dem Vierten und, seitwärts von diesem, Kaiser Wilhelm dem Ersten befestigt, allesammt von den Genannten dem Kloster geschenkt. Beim ersten Anblick wirkt es etwas befremdlich, die beiden hohenzollern'schen „Ketzer" in dieser hochkatholischen Gesellschaft zu finden. Aber die Zollern waren ja den Grafen von Sulgen, von welchen der heilige Meinrad stammte, verwandt und

außerdem ist wenigstens Friedrich Wilhelm der Vierte, der „Romantiker", hier ganz an seinem Platze.

Während ich mehrmals die Reihe der Bilder entlang wandelte, hatte ich allerhand Gedanken. Darunter auch „konfiscirliche", die ich aber wohlweislich verschwieg und verschweige, denn — es gibt Reichsrichter in Leipzig. Dem ziemlich ordinär-gutmüthigen Nudelngesicht des neunten Pius sieht man es nicht an, was für ein eifriger Flüchespritzewendrohrführer er bei seinen Lebzeiten gewesen ist. Nun ruht er von seinen anathematischen Anstrengungen aus „im Bann des großen Schweigens", in welches doch auch alle die Spektakelmacher der Weltgeschichtebühne eingehen müssen, gerade wie wir kleinen Leute von Zuschauern.

Die Donna Eugenia muß in ihrer Blüthezeit wirklich ein schönes Weib gewesen sein, auch nach Abzug dessen, was alles der Maler ihr angeschmeichelt hat. Aber „Schönheit vergeht". Im Sommer von 1875 bin ich der Exkaiserin zweimal begegnet, im Park von Ragaz und dann im Garten von Arenenberg. Da sah ich nur noch eine fragwürdig bemalte Ruine. Das Bildniß des Lügen-Louis ist eine künstlerische Unverschämtheit. Aus dem kleinen dickbäuchigen Kerlchen, weit mehr Mynheer als Korse oder Gallier, hat der knechtschaffene Maler einen Imperator von höchster Stattlichkeit gemacht, — eine schreiende Lüge in Farben, ein gemalter Meineid, so zu sagen, und insofern allerdings ein symbolisch-getreues Abbild des meineidigen Decemberverschwörers. Schade nur, daß nicht nach Art der alten Gemälde und Holzschnitte dem Empereur ein Papierstreifen aus dem Munde hängt, worauf der am 5. December von 1851 geschriebene oder wenigstens gedachte Doppelvers aus den „Châtiments" stehen müßte:

„C'est décrété, c'est fait, c'est dit, c'est canonné,
La France est mitraillé, escroquée et sauvée."

Gegenüber dem Bildniß des Kaisers von Oesterreich hätte ich fast die „inopportune" Frage gethan, wie es denn käme, daß, während Cis- und Transleithanien in „herzlicher Allianz" mit dem „großmächtigen" deutschen Reiche stehen, die Deutschen in Oestreich nur noch — halt! es gibt Reichsrichter in Leipzig. Auch unser lieber Freund von der Newa ist eifrig darauf aus, die Deutschen in den Ostseeprovinzen in richtige Russen umzukn—eten. Alles der „herzlichen Allianz" mit dem „großmächtigen" deutschen Reiche zuliebe. Als wir noch bundestägliche Vaterländersetzen, weltbürgerlicher „Kulturdünger" waren, da ließ man uns Deutsche wenigstens aus Mitleid überall Deutsche sein und ließ uns auch so mitlaufen. Seitdem wir aber eine „Großmacht" geworden, sind wir so ziemlich überall scheelangesehen, verhöhnt, gehaßt und verfolgt und dürfen es sein. „Erkläre mir, Fürst Oerindur" . . . .

Reichsorthodoxe von Ordonnanzmaß werden daraus mit Betrübniß ersehen, daß man auch innerhalb der Klostermauern von Einsiedeln ketzerische Anwandelungen haben kann.

Kaiser Wilhelms Antlitz trägt den Stämpel der Offenheit und natürlichen Wohlwollens. Auch ein Republikaner, falls er Augen besitzt, welche die Dinge sehen können und wollen, wie sie sind, muß darin den Ausdruck einer Gesinnung finden, von welcher die berühmte kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 zeugt. Zweifellos war es damit nicht auf eine „That in Worten", sondern auf eine That in Werken abgesehen. Der Kaiser und sein Kanzler sind nicht die Männer, welche dafürhalten, „in magnis voluisse sat sit". Sie haben die riesige Aufgabe einer socialen Reform tapfer angefasst mit Händen, welche in der Lösung großer Aufgaben sich erprobt hatten.

Aber es gibt Aufgaben, welche überhaupt nicht zu lösen sind. Selbst ein mit Allweisheit und Allmacht ausgestatteter Gott könnte die sogenannte sociale Frage nicht zu einer vorstellbar glücklichen Lösung führen, so er nicht vorher die Menschen in Engel verwandelte, d. h. in Fabelwesen, geschlechtslos, bedürfnißlos, leidenschaftslos. Und sogar Engel würden auf die Dauer den schönen, obzwar etwas langweiligen Traum einer „socialen Harmonie" nicht zu verwirklichen und aufrechtzuhalten vermögen. Wissen uns die eranisch-jüdischen Mythen nicht zu berichten, wie die lieben Engel einander in die Haare geriethen? Melden sie uns nicht, wie Ahriman gegen Ormuzd sich empörte und Satan die rothe Fahne wider Gott erhob? Kinder und Dichterlinge mögen sich an der Fata Morgana eines „ewigen Friedens" unter den Völkern, einer „socialen Harmonie" unter den Menschen ergötzen. Männern ziemt es, die Menschen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie sie sind, wie sie in ihrer Wesenheit immer waren und darum auch allzeit sein werden, sein müssen. Nicht allein das Erdenleben in allen seinen Erscheinungsformen, sondern auch das ganze Universum in allen seinen Ausstralungen ist ein ewiger Krieg aller gegen alle. Frieden wird erst der Schluß der Welttragödie bringen und dieser Friede wird nur der des Todes sein.

Es ist ein edler Gedanke, den nun einmal auf der ganzen Linie der Civilisation so heftig wie noch nie entbrannten Kampf zwischen Kapitalismus und Proletarismus mittels einer „humanen" Gesetzgebung schlichten zu wollen. Wäre nur die Erhitzung der beiden Kämpfer nicht schon zu jenem Siedegrade des Hasses und der Wuth gediehen, welcher keine „Vernunft" mehr annimmt. Man will sich hüben und drüben nicht mehr verstehen und verständigen. Und wollte man auch, wann sind denn weltgeschichtliche Krankheiten mittels Pflastern und Latwergen geheilt, wann weltgeschichtliche Krache mittels „Reconstructionen" bankerotter Gesellschaften in die Länge verhindert worden? Die Gesellschaft von heute ist bankbrüchig an Glauben und Hoffen. Sie hat, bewußt oder unbewußt, das Vertrauen auf die Zukunft verloren und lebt, eingestandener oder verhehlter Weise, nur noch in der und für die Gegenwart, um dieselbe rücksichtslos auszunützen und um jeden Preis möglichst zu genießen. Die Besitzenden thun so, die Besitzlosen möchten so thun.

Tennyson, der englische Hofdichter, hat zur Zeit, als er das noch nicht war, in der weitaus bedeutendsten seiner Dichtungen („Locksley Hall") einen Blick in die Zukunft geworfen, welcher durchaus nicht für einen hofdichterlichen gelten konnte. Allerdings hat er hinter der vertobten Götterdämmerung ein Zukunftsparadies der Menschheit aufglänzen gesehen, ein Optimismus, welcher ja bei einem Lyriker, dem es stets sehr wohlergangen und der es schließlich zur Lordschaft gebracht hat, leicht begreiflich ist. Dennoch sah aber auch dieser lyrische Optimist die herandrohende sociale Katastrophe vorher: —

„Slowly comes a hungry people, as a lion, creeping nigher.
Glares at one that nods and winks behind a slowly-dying fire . . ."

Man könnte ohne Zwang unter dem „slowly-dying fire" die dem völligen Erlöschen nahe idealistische Weltanschauung verstehen, unter dem „one", welcher bei dem erlöschenden Feuer „nickt und blinzelt", den üppig genährten, satten, denkträgen, bei Austern und Champagner eingeduselten Geldsäckler und unter dem „creeping lion" die Horde der Kommunisten, Nihilisten, Anarchisten und Dynamitisten. Ob aber das „hungry people" so ganz eine Wahrheit? Wenigstens hier zu Lande, in der Schweiz, hat, so glaube ich, bis jetzt noch niemand hungern müssen, wer arbeiten wollte*). Anderwärts, in von der Natur besonders stiefmütterlich behandelten Landschaften und mehr noch in den großen Städten, diesen unheilvollen Ansammlungen von allem Unnatürlichen, Ungesunden, Schädlichen und Scheusäligen, ist das freilich vielfach anders und da und dort allerdings schrecklich und grausig.

Wenn nun aber die namentlich von dorther erschallenden Klagen über die „schwere Zeit", über Noth und Elend wohlberechtigt sind, so darf man doch auch billig fragen: Warum haben denn alle die Warnungen vor der Ueberspannung und Vergeilung des Industrialismus und der Konkurrenz keine Beachtung gefunden? Und ferner: wie reimen sich mit jenen Klagen diese Thatsachen? Die Bevölkerungen nehmen überall zu, alle Länder überspannen sich mit Eisenbahnen, mit Telegraphen- und Telephonnetzen, Städte und Dörfer wachsen und verschönern sich fortwährend, die Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Daseins steigen zusehends, der allgemeine Wohlstand nimmt sichtbar zu, der Lebensgenuß vervielfältigt sich unendlich, die Künste blühen, Fest reiht sich an Fest jahrein jahraus, der Vereinsbummel

*) Es müssen doch wohl noch die Mittel vorhanden sein, nicht nur den Hunger, sondern auch den Durst — und was für einen Durst! — zu stillen, wenn man erfährt, daß während der zehntägigen Dauer des eidgenössischen Schützenfestes in Bern (19. bis 29. Juli 1885) in der Festhalle allein verzehrt worden sind: Ochsenfleisch 12 000 Kilos, Kalbfleisch 12 000 K., Schinken 1000 K., Würste 7000 Stück, Wecken 75 000 St., Hausbrot 1500 K. und vertrunken 50 000 Liter Bier und 208 000 Flaschen Wein. Das sieht doch wahrhaftig nicht hungrig und durstig aus! Man kann auch nicht einwerfen, daß sich bei derartigen Festen eben nur die „besitzenden" Klassen einfinden. Das ist nicht wahr. In der Schweiz ermöglicht es der durchschnittliche Wohlstand auch den Arbeitern — ich meine die Handarbeiter — Feste zu feiern, und sie sind gar nicht lässig darin.

währt jahraus jahrein, die Bankettsääle hallen wider von Toasten, die Theater, die Koncertsääle, die Museen, die Schaubuden strotzen von Besuchern, die Bahnzüge, die Dampfschiffe, die Gasthöfe, die Weinstuben, die Bierhallen, die Bäder, die Sommerfrischen, die Ballsääle und Tanzböden sind voll; das reis't, fährt, reitet, schießt, turnt, jagt, zecht, singt, tanzt, küsst, lacht, jubelt — ja:

„Das ist die Noth der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Noth!
Das ist die schwere Noth der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Noth!"

Wer jedoch, nachdem er skeptisch-skoptisch diesen „Kanon" Chamisso's angestimmt hat, dem Schein, Tand und Flitter unserer Tage auf den Grund zu sehen sich bemüht, der wird freilich ein anderes Bild gewinnen.

Die Sache ist: mit der wissenschaftlich-, technisch-volkswirthschaftlichen Entwickelung hat die sittliche bei weitem nicht schrittgehalten. Der moralische Vorschritt unserer Zeit verhält sich zum materiellen wie ein alter müder Droschkengaul zu einem jungen feurigen Vollblutrenner. Deßhalb sind genau in demselben Maße, in welchem das menschliche Denkvermögen straffer wurde, die sittlichen Bande schlaffer geworden und aus dieser Schlaffheit entspringt der molluskische Philanthropieschwindel, die feige Nachsicht mit dem Laster und Verbrechen, die jämmerliche Bemäntelung und Schönfärbung aller Niedertracht und Schande. Mag die Wissenschaft von Entdeckung zu Entdeckung stürzen, sie vermag, weil der ethischen Seele entbehrend, die Menschen nicht mehr zu veredeln, sondern nur noch zu raffiniren. Daher die Thatsache, daß je mehr jetzt das Leben den Menschen bietet, diese nur desto bedürftiger, unzufriedener, begehrlicher und genußsüchtiger werden. Daher die Verrohhung der Massen, die Verwilderung unserer Zeitgenossen bis zum Knabenalter hinunter, die Wahnsinnigkeiten des Luxus, die Widernatur der Ausschweifung, die Lastergräuel, wie sie in diesen Tagen drüben im scheinheiligen England aufgedeckt wurden, aber auch anderwärts verübt werden. Das grelle Mißverhältniß zwischen dem Ueberschuß an materieller und dem Mangel an moralischer Kraft ist das große Unglück unserer Zeit, welche darum eine immer erschreckendere Aehnlichkeit mit der ihrem Untergang entgegentreibenden antiken Welt gewinnt.

Und die Hunnen brauchen diesmal nicht aus den Steppen von Hochasien herzuschwärmen, um zum vernichtenden Stoß der Barbaren auf einen in Hyperkultur gleißenden Gesellschaftsbau den Anstoß zu geben. Wir haben sie schon mitten unter uns.

VI.

In die Klosterkirche zurückgekehrt, hörten wir, wie die Mönche, in dem Chor hinter dem Hochaltar unsichtbar, unter Orgelbegleitung die Vesper sangen.

Das Ceremoniell des katholiſchen Kultus iſt und bleibt doch eins der gelungenſten Kunſtwerke, welches Menſchen jemals erſonnen und geſchaffen haben. Daſſelbe iſt wunderſam darauf berechnet, daß den Sinnen geboten werden müſſe, was den Sinnen gebühre, weil eben, wie weltbekannt, der Menſch nur in ſehr beſcheidenem Maße aus „Geiſt" beſteht. Das überſahen die Herren Reformatoren und darum thaten ſie den groben Mißgriff, den Gottesdienſt ſeines künſtleriſchen Schmuckes zu entkleiden. Ein Kult, welcher, weil nicht ſchön geſtaltet, nicht mit einer gewiſſen myſtiſchen Magie die Einbildungskraft anzuregen und das Gefühl anzuſprechen vermag, wird auf die Dauer die Menſchen, nicht etwa nur die „ungebildeten", erkälten und geradezu langweilen. Der Proteſtantismus hat dieſe Gefahr längſt erkannt. Er hat auch dies und das verſucht, ſie zu beſeitigen. Aber ſein Weſen verwehrt ihm, einen künſtleriſch durchgebildeten und theatraliſch wirkſamen Gottesdienſt zu ſchaffen. Was dabei herauskommt, wenn er es unternimmt, von dem Prachtgewande des katholiſchen Ritus etliche Flicken ſich anzueignen, haben uns die läppiſchen Mummereien der engliſchen „Ritualiſten" gezeigt. Das Mächtige des katholiſchen Dienſtes iſt die ſymboliſirende Beſeelung jedes ſeiner einzelnen Akte, die alle mitſammen wieder auf die Geſammtwirkung des Ganzen abzielen. Mit einer tiefen Erkenntniß des Menſchen und ſeiner Bedürftigkeit hat die Kirche alle Künſte in ihren Dienſt zu ziehen gewußt, um eine Mythologie und einen Kultus in's Leben zu rufen, wodurch ſich die Gläubigen angezogen, angeheimelt und feſtgehalten fühlen könnten und wirklich fühlen.

Unbefangene, urtheilsfähige und aufrichtige Beobachter bekennen, man empfinde in katholiſchen Kirchen, daß man es mit einer dauerhaften Macht, in proteſtantiſchen dagegen, daß man es nur mit einer vorübergehenden Meinung zu thun habe.

Von der Macht des Katholicismus hatten wir eine draſtiſche Probe zur Stelle.

Auf den Stufen vor der Gnadenkapelle kniete einer der jungen und feinen Franzoſen, die wir an der Mittagstafel geſehen, in inbrünſtiger Andacht. Er hatte ſein Geſicht feſt an das Eiſengitter gedrückt, ſeine Arme und Beine zitterten krampfhaft, große Schweißtropfen perlten an ſeinen tiefſchwarzen Haaren. Etliche Schritte links hinter ihm kniete die ſchöne junge Franzöſin mit dem Babelthurmhut auf dem Boden, ebenſo im Gebete ringend, ebenſo ſelbſt- und weltvergeſſen. Dieſe beiden Menſchen — ich hätte jeden Eid darauf geſchworen — waren zur Stunde in jeder Fiber von der myſtiſchen Magie ergriffen, von welcher ich vorhin ſprach, und beide rangen, ſo gut ſie es verſtanden, nach der Vereinigung ihres Weſens mit dem der Gottheit, wie ſie ſich dieſelbe vorſtellten und an welche ſie glaubten.

Ein achſelzuckendes „Wahn! Wahn!" hat ſolcher Energie der Ueberzeugung gegenüber gar nichts zu bedeuten. Denn was iſt am Ende aller

Enden Wahn und was Wahrheit? Das, was dafür zu halten die Menſchen übereingekommen ſind.

Indem ich meine Blicke durch die Wölbungen ſchweifen ließ, kam mir, ich weiß nicht wie und warum, die Frage: Was werden wohl unſere rothen Hunnen, wann ſie einmal Meiſter geworden, aus dieſer Wallfahrtskirche machen? Vielleicht eine Kammer ihres ungeheuren internationalen „Ergaſtulum", allwo weiland Proletarier über weiland „Maſtburger" die Sklavenvögtepeitſche ſchwingen. Oder vielleicht — wer weiß? — um den von ihnen ſo hochgehaltenen Traditionen von 1793 gerecht zu werden, einen Tempel der „Déesse de la raison", welche dann an der Stelle der ſchwarzen Muttergottes dort auf dem Altar thronen würde. Möglich ſogar — denn wunderbar wechſeln die Gedanken wie die Geſchicke der Menſchen — daß in der glühend andächtigen jungen Franzöſin dort eine künftige „Göttin der Vernunft" und in dem inbrünſtig betenden jungen Franzoſen ein künftiger Chaumette ſteckt. Warum denn nicht? Vom Anaxagoras Chaumette wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß er ein ſalbungsvoller Oratorianermönch geweſen, bevor er der Pontifex Maximus des „Vernunftgottesdienſtes" in Notre-dame wurde, und die Demoiſelle Maillard, welche eine ſo „reizende" Déesse de la raison vorſtellte, hatte eine ſtrengreligiöſe Erziehung in einem Kloſter erhalten.

Ihr ſpottlacht über dieſe Zukunftsphantaſie? Ich aber ſage euch: Es iſt kein Unſinn ſo alt, daß er nicht wieder neu, und keine Mode ſo toll, daß ſie nicht wieder modiſch werden könnte.

Denn die Dummheit, ja, die Dummheit währet ewiglich! Hoſianna.

Ferien im Engadin.

Aufzeichnungen im Fluge.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Daß für meinen lieben Freund und Reisebegleiter H. P. das Engadin diesmal ein Aufenthalt des Kummers und angstvoller Besorgniß werden sollte, das ahnten wir nicht, als wir uns vor gerade einem Jahre nach den heiteren Wochen, die wir dort oben verbracht hatten, in München von einander trennten. Wir hatten uns in den heißesten Tagen des Juli in Innsbruck getroffen und waren bis zum letzten Augenblicke noch unschlüssig darüber, wo wir Schutz gegen die sengenden Strahlen der Hochsommersonne suchen würden. Dunkle Gerüchte über energische Absperrungsmaßregeln, die die von der Cholerafurcht befallenen Regierungen getroffen haben sollten, durchschwirrten die Luft. Es hieß, das Stilsser Joch sei von den Italienern abgesperrt, und damit wäre uns der schönste Weg nach dem Engadin abgeschnitten gewesen. Selbst die Innsbrucker Wirthe, die doch eigentlich alles Interesse daran haben mußten, die Wahrheit genau zu kennen, konnten uns keinen Bescheid geben. Die Einen sagten so, die Anderen so. Bei dieser Sachlage blieb uns nichts Anderes übrig, als es darauf ankommen zu lassen, den Versuch zu wagen und auf unser Ziel loszufahren, um zu sehen, wie weit wir kommen würden.

Innsbruck bereitete uns insofern eine gewisse Enttäuschung, als wir keinen der Tiroler, die wir in ihrem Vaterlande suchten, keinen der liebenswürdigen Jodler mit den nackten Knieen, dem schönen Ledergurt und dem Gemsbart am Hut lebendig antrafen. Sie waren alle auf den Jahrmärkten, wo sie als Natursänger concertirten und Handschuhe verkauften. Wir sahen nur die schöne Franziskanerkirche mit dem außerordentlich wirkungsvollen,

und großartigen Denkmal des Kaisers Maximilian, der freilich auch nicht da, wo sich das mächtige Werk in kunstvoller Herrlichkeit erhebt und die Nachwelt an die Thaten des „letzten Ritters“ gemahnt, begraben ist. Wir sehen da die beiden Reihen der gewaltigen Erzfiguren, die zur Rechten und Linken zwischen den Säulen wie in der Paradestellung dastehen und dem schönen Raume mehr den weltlichen Charakter einer wundervollen Rüstkammer, als den eines Gotteshauses geben. Wir sehen da auch in einer Seitencapelle das Grabdenkmal der Philippine Welser und ihres kaiserlichen Gemahls, und was man eben sonst noch Fremden zu zeigen pflegt.

Die erste richtige Tirolerin trafen wir in Landeck im Gasthofe „zur Post“; das war die Kassirerin, die natürlich Hofer hieß. Ein frisches, hübsches Mädchen, wie Milch und Blut, mit blonden Haaren und dunklen Augen, wie gemalt von Meister Defregger. Da mietheten wir auch den Wagen, der uns in vier Tagen über das Stilsser Joch nach St. Moritz bringen sollte.

Am ersten Tage fuhren wir auf der herrlichen Finstermünzstraße über Hochfinstermünz, wo die Schönheit der Aussicht und die romantische Umgebung für das schlechte Mittagessen uns entschädigen mußte, über Nauders und Sanct-Valentin auf der Haid mit seinem schönen Blick auf das imposante Schloß Fürstenberg, das jetzt zu einem Armenhause geworden ist, und auf das darüber liegende blendend weiße, fensterreiche Kloster, das sich in ungealterter Frische auf dem grünen Hintergrunde ungemein malerisch abhebt, durch das winklige, enggassige Mals nach Spondinig. Die Fahrt nahm gute vierzehn Stunden in Anspruch; um halb acht Morgens hatten wir Landeck verlassen und erst um zehn Uhr Abends trafen wir in Neu-Spondinig ein.

Es war ein herrlicher Tag; die wenigen Regenhusche frischten die Luft immer wieder auf, und der bewölkte und sich entwölkende Himmel gewährte eine beständig wechselnde Beleuchtung. Auf der unvergleichlich gehaltenen Fahrstraße konnten wir die Schönheit der Landschaft in vollster Muße genießen. Ueberall das üppige Grün der Wiesen und das Dunkel des Nadelholzes auf den Bergen. Dazu das Brausen und Rauschen des Inns, der in seinem felsigen Bett schäumend aufspringt, hie und da Stromschnellen bildend, in größeren und kleineren Wasserfällen herabstürzt; und als Abschluß des Horizontes immer die gewaltigen Schneeberge in tiefstahlblauer Färbung mit blendend weißen Häuptern. Am Saum der höchst interessanten Kunststraße mit ihren Tunnels, Galerien und Brücken sahen wir in größeren oder geringeren Abständen die grob realistischen Heiligenbilder, die gerade in diesem Theile von Tirol häufiger und häßlicher sind, als irgendwo in der Welt. Die hageren abgezehrten Glieder des Gekreuzigten, der fleischlose Rumpf, der entsetzlich leidende Ausdruck des Gesichtes, die klaffenden Wunden, Alles das wirkt eher grausig als erhebend und trostreich; und auch die Pinseleien an den hell getünchten Wänden der Häuser, die fast immer die heilige Jungfrau mit dem Kinde darstellen, sind beinahe durchgängig durch-

aus unschön; aber überall ist das Bestreben nach grobsinnlicher Wirkung erkennbar.

Es hat Alles seinen Grund, sagt der Philosoph. Es muß also auch wohl seinen Grund haben, daß die Leute hier in dieser herrlichen Gegend, in dieser wunderbaren Luft ihre Flecken so dumpfig und eng bauen, wie es der Fall ist. Sie haben ein eigenthümliches Talent, sich von ihren Wohnhäusern aus die Aussicht zu versperren und dem Zuzug der frischen Luft zu wehren. Die Häuser haben zum Theil ein ehrwürdiges Alter; an einem sah ich die Jahreszahl 1519. Viele tragen Aufschriften; eine davon habe ich behalten:

„Wir bauen Häuser hoch und fest
Und sind darin nur fremde Gäst'."

Die Bevölkerung sah, soweit sie sich unseren Blicken darbot, zum großen Theil recht unsauber und zerlumpt aus; fast Alle bettelten uns an; kleine Kinder von zwei Jahren, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, streckten schon die Hand entgegen und hatten jenen flehenden Ausdruck im Auge und jenen winselnden Ton in der Stimme, die dem berufsmäßigen Bettler eigen sind.

Am andern Morgen beim Frühstück in der Laube zu Neu-Spondinig — es war das schönste Wetter, das man sich nur denken konnte: klar und hell, Sonnenschein und nicht heiß — sahen wir am Tische neben uns ein bildhübsches, zierliches, schlankgewachsenes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, der man an einer gewissen Sicherheit anmerkte, daß sie zum Hause gehörte. Wir hielten sie für die Tochter des Wirthes und combinirten sofort, daß sie jedenfalls den Winter in einer Großstadt zubringen müsse; denn sie war ganz und gar nicht ländlich, sondern bei aller Einfachheit mit großem Geschmack und der besonderen liebenswürdig-österreichischen, feschen Eleganz gekleidet. Wir knüpften natürlich mit ihr eine Unterhaltung an, und sie erzählte uns, nachdem sie die Nummern unserer Zimmer erfahren hatte, daß wir in denselben Betten übernachtet, in denen Tourville und seine ermordete Frau am Tage vor der Katastrophe geschlafen hatten. Meinem liebenswürdigen, aber von Natur aus ein bischen ängstlichen Reisebegleiter wurde bei dem Gedanken, daß er harmlos auf demselben Lager die Nacht zugebracht, auf dem die Ermordete am letzten Tage ihres irdischen Daseins geruht hatte, noch nachträglich ganz unbehaglich zu Muthe, während mir, wie ich offen gestehen muß, die Kenntniß der Thatsache, daß ich in dem Bette des Mörders geschlafen hatte, das Frühstück nicht weiter verdarb. Das hübsche junge Mädchen entpuppte sich als eine Beamte der k. k. österreichischen Monarchie; sie war die Telegraphistin. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir in der nächsten Stunde jeder drei oder vier Depeschen abzusenden für unerläßlich hielten. Eine meiner Depeschen — die an meine Frau — begann mit den Worten: „Durch die reizendste Telegraphistin des österreichischen Kaiserreichs übersende ich Dir vom Fuße des Stilfser Jochs herzliche Grüße."

Sie zählte die Worte ruhig ab und nannte die Taxe; als sie aber die Depesche gelesen, beschwor sie mich, den Eingang zu ändern; sie müsse diese Depesche nach Bozen weitergeben, wo sie sehr bekannt sei, und sie behauptete, daß sie die größten Unannehmlichkeiten haben und alle möglichen Neckereien werde erdulden müssen, wenn ich ihrem Wunsche nicht entspreche. Ich ließ mich sehr lange bitten, weil mir das die Möglichkeit bot, mich noch länger mit der hübschen Person zu unterhalten; und ich dachte mir, daß sich eine ganz heitere Lustspielsituation daraus machen ließe, wenn man eine Heldin zur Telegraphistin machte, die in der Ausübung ihres Berufs genöthigt werden könnte, von Amts wegen eine Liebeserklärung an ihre eigene Adresse abzutippeln. Aber ich glaube, die Situation ist schon einmal benutzt. Dann fällt das auch weg.

Die Auffahrt von Neu-Spondinig über Trafoi zur Jochhöhe ist die lohnendste, zugleich interessanteste und bequemste Spazierfahrt, die man sich nur denken kann. Bekanntlich ist der Weg über das Stilfser Joch die höchst geführte Kunststraße Europas. Man fährt bis zur Höhe von 8500 Fuß hinauf auf ebenem, genügend breitem Wege mit derselben Behaglichkeit und Sicherheit, wie auf der Charlottenburger Chaussee. In 46 Windungen, den sogenannten Serpentinen, schlängelt sich diese kühnste und erstaunlichste aller Alpenstraßen an den Felswänden des Kor- und Gstinesberges zur Höhe hinauf, — zur Höhe des ewigen Schnees, in einer Natur, deren majestätische Gewalt und niederdrückende Erhabenheit geradezu unvergleichlich sind. Die schönste Gletschergruppe Deutschlands, die Gruppe des Ortler mit den blendend weißen Schneehäuptern, die vom wolkenlosen blauen Himmel in herrlichen, bald scharfkantigen, bald weich abgerundeten Conturen sich abheben, verliert man nicht einen Augenblick aus den Augen. Die anderen mächtigen, schneeig behaupteten Bergriesen wirken wie eine titanenhafte Suite um diese kolossale Majestät unter den deutschen Bergen. Bald scheinen sie sich in Ehrerbietigkeit zu entfernen, bald vertraulich sich ihr zu nähern. Mit Staunen und mit einem Gefühle ungläubiger Verwunderung blickt man aus dem schweren und schwerbeladenen Landauer hinauf zu den eingerammten Pfählen, die ganz oben über unserem Haupte die kühnen Windungen des Weges bezeichnen. Es erscheint undenkbar, daß man da heiler Haut hinaufkommen könne. Aber die Straße steigt so bedächtig, so kaum merklich, daß wir erst auf dem Wege der Ueberlegung zu der Erkenntniß der Schwierigkeiten, die wir spielend überwinden, gelangen. Nicht auf einen Augenblick beschleicht uns ein Gefühl der Unbehaglichkeit, geschweige denn der Beängstigung. Zu unserer ehrlichen Bewunderung der imposanten und feierlichen Größe dieser herrlichen Natur gesellt sich noch die Bewunderung des kühnen Werkes von Menschenhand, das uns den Genuß dieser natürlichen Schönheiten unter den ruhigsten und bequemsten Bedingungen gewährt. Unter uns üppige, kräftige, gesunde Wälder, rauschendes Wasser; vor uns die zerklüfteten kahlen Felswände mit ihren seltsamen

Riſſen, Sprüngen und Einhöhlungen, die ſich in dem hellen, von der Sonne warm gefärbten Grau der Felswände in tiefblauem Schatten zeigen, und auf den höchſten Rücken der wunderbar weiche Mantel des ewigen Schnees, der in ſchöner Willkür hier die Schärfe des Umriſſes noch verſchärft, und dort zu einer ſanften Wellenlinie abſtumpft und rundet. Das blendende Weiß der Schneedecke, die einem rieſigen Segeltuche, das ſich über die Höhen hinzuſpannen ſcheint, gleicht, wird nach der Tiefe zu von dem ſchmutzigen Grau des Schnees aus früheren Jahren verbrämt. Hie und da ſieht man in dem unermeßlich weiten weißen Linnen grün durchleuchtende Stellen, aus denen ſchaumige kleine Rinnſale hervorrieſeln, die zunächſt wie harmloſe Striche ausſehen. Auf den erſten Blick bemerkt man kaum das Fluthen und hält ſie für Furchen im Schnee; das aber ſind die Anfänge der oft ſo verheerenden und gewaltthätigen Gießbäche. So auch beginnt der Trafoier Wildbach, der während des ganzen Vormittags in der Tiefe unſer Begleiter bleibt, und deſſen merkwürdiges grauweißes, ſchmutziges Gletſcherwaſſer, in das zu enge Bett eingezwängt, ſich in wunderbarer Wildheit aufbäumt. Wir durchfahren herrliche Wälder und ſehen am Saume unſeres Weges die reizenden, farbigen, ſchöngeſtalteten, kleinen Blumen der Alpenflora, und hunderte von Schmetterlingen in den bunteſten Farben umſpielen luſtig unſer Gefährt. Es iſt Alles da: die großartige Gewalt und die entzückend friſche Lieblichkeit, das eigenartig melodiſche Rauſchen des Wildbachs in der Tiefe und der Glanz des unermeßlich hohen klarblauen Himmels in der Höhe.

Oberhalb Trafoi hält der Kutſcher an einem einfachen Holzkreuz mit einer unorthographiſchen Aufſchrift, die uns meldet, daß hier die unglückliche Frau von Tourville ihr Leben eingebüßt hat.*) Wer dieſe Stelle geſehen, wird begreifen, daß die Bozener Geſchworenen nach der Augenſcheinnahme den Ehemann zum Tode verurtheilt haben, denn an einen Unglücksfall oder Selbſtmord iſt hier nicht zu denken.

Auf der Franzenshöhe fanden wir im Gaſthof, der in den Reiſebüchern als vorzüglich gerühmt wird — wir haben nicht recht erfahren können, weshalb —, die erſten Exemplare der Bergfexe und Salontiroler, die ſich furchtbar wichtig machten und von ihren Abenteuern im Schnee uns ſoviel Geſchichten aufbinden wollten, daß uns beinahe Hören und Sehen verging. Von Franzenshöhe zur Paßhöhe wird der Weg immer gewaltiger; die Koloſſe der Ortler- und Oetzthaler Gruppe rücken immer näher heran, man kann die Gletſcher jetzt mit den Händen greifen, thatſächlich, man braucht nur auszuſteigen. Endlich ſind wir auf der Paßhöhe angelangt, 8488 Fuß über dem Meere, beinahe 2000 Fuß höher als der Gotthard und Simplon. Eine ſteinerne Gedenktafel trägt die Jahreszahl der Vollendung der Paß-

*) Ich habe dieſe Landſchaft von St. Valentin auf der Haid bis zum Tourville-Kreuze in der Erzählung „Helene Jung" ſchon geſchildert. P. L.

straße: 1828. Da ist auch die Grenze zwischen Oesterreich (Tirol), Italien (Lombardei) und der Schweiz. Da hat man den großartigsten Rundblick auf dieses schönste aller Alpenbilder. Es weht da von den nahen Gletschern eine scharfe, herrliche Luft, die wir tief einziehen. Nirgends zeigt sich der Ortler schöner als hier. Da sehen wir den Cevedale, den Cristallo, die Hörner der Tre Signori, die wundervolle Weißkugel und die Engadiner Berge.

Wir waren noch immer im Unklaren darüber, wie man uns an der Grenze behandeln würde. Sogar der Wirth auf Franzenshöhe wußte nicht genau, ob man uns eine Quarantaine auferlegen würde oder nicht. Aber alle beunruhigenden Nachrichten bestätigten sich zum Glück nicht; wir wurden weder zurückgehalten noch ausgeräuchert. Am Zollamte in St. Maria wurden wir von den höflichen italienischen Grenzbeamten sehr menschlich behandelt.

In 38 Windungen führt nun der Weg von der Höhe nach Bormio hinab, durch ein wildes enges Thal, eine graue, finstere, gebieterische Landschaft mit mächtigen Wasserfällen. Der Weg führt durch zahlreiche Tunnels und Galerien. Aber nun geht's im lustigen Trab, der durch Hemmschuh und Bremse gemäßigt wird. Am Abend trafen wir in Bormio ein. Das große Kurhaus, das an den Neuen Bädern errichtet ist, ist im großen Stile eingerichtet; namentlich die Bäder sind sehr elegant, und das schöne blaue Wasser ist, von seiner Heilkraft, die ich nicht zu untersuchen hatte, ganz abgesehen, außerordentlich angenehm. Aber die Hoffnung auf eine gute Verpflegung, die wir uns nach dem schlechten Essen der letzten Tage gemacht hatten, erwies sich als trügerisch; es wurde ein großes Souper mit allen Prätensionen eines großen Hotels aufgetragen, die Speisen waren indessen kaum zu genießen; und daß der Oberkellner die Schüsseln vorschriftsmäßig schwenkte und eine sehr weiße Cravatte trug, war uns doch nur ein geringer Trost.

Am anderen Morgen fuhren wir von Bormio durch das Veltlin, ein sehr malerisches Thal, von der wilden Adda durchfluthet, von waldigen mächtigen Bergen rings eingeschlossen. Hie und da sehen wir die Bäche in schönen Fällen herabstürzen. Wir durchfahren graue Dörfer und Weiler, enggassige Steinflecken; die meisten Häuser ungetüncht, mit kleinen Fenstern und zum Theil sehr schönen Schmiedearbeiten. Da, wo Verzierungen überhaupt angebracht sind, zeigt sich ein entschieden künstlerischer Geschmack; er zeigt sich auch an den Heiligenbildern an der Kirche, die zwar oft ziemlich kindisch sind, aber doch immer einen gewissen Schönheitssinn bekunden, der gegen die grausigen Rohheiten der überrealistischen Herrgottsdarstellung in Tirol erheblich absticht. Einige der Dörfer weisen noch die deutlichen Spuren des Krieges auf, der dieses schöne Thal verwüstet hat. Hier haben die Garibaldi'schen Freischaaren gegen die Oesterreicher erbittert gekämpft. Einige Flecken sind nur Trümmerhaufen, die Steinhäuser sind verlassen,

Alles ist öde; man wird unwillkürlich an die Pueblos der Indianer in dem sandigen und steinigen Arizona und in Neu-Mexico erinnert. — Der spitze hohe Kirchthurm Tirols verschwindet, und an seine Stelle rückt nun der italienische Glockenthurm mit seinen durchbrochenen, stockwerkartig gegliederten Absätzen.

Die Menschen, denen wir begegnen, sind wahre Modelle für die Maler: entweder schön oder schrecklich, aber immer charakteristisch. Die zahlreichen italienischen Bettler und Blinden sind in ihrer Weise bewundernswerth; so blind wie ein italienischer Blinder ist kein Mensch auf Erden. Und dabei die unglaublichen Mißgestalten, die Leute mit Kröpfen, die Trottels! Und wie sie sich kleiden, wie das Halstuch sitzt! Und dieser Sinn für Farben, diese zerlumpten braunen Weiber mit den rothen Strümpfen und grauen Röcken! Diese Männer mit ihren nackten Armen, diese Mädchen mit den Kübeln auf dem Kopf am Rohrbrunnen, die Leute auf den Bänken, die Neugierigen, die durch das Gitterwerk an den Fenstern ihre schwarzäugigen Köpfe hervorstecken — Alles das übt eine ganz merkwürdige malerische Wirkung.

In Campo-Cologno kamen wir denn endlich an die vielgefürchtete Grenzsperre; sie hatte für uns jedoch nur etwas vorwiegend Komisches. Wir wurden in ein schmutziges Haus geführt, in ein Zimmer, das im ersten Stockwerk lag. Dahin wurden auch unsere Koffer gebracht. Der Mann, der mit der Räucherung beauftragt war, fragte uns ernsthaft, ob wir viel oder wenig durchräuchert werden wollten? Und er sah uns dabei mit so verständnißvollen, verschmitzten Augen an, daß wir die Tendenz seiner Frage sofort herausfühlten. Wir drückten ihm das nicht verlangte Trinkgeld in die Hand und sagten: „Wenig, ganz wenig!" Darauf streute der Mann irgend einen chemischen Stoff in einen kleinen Teller, und nachdem er das gethan hatte, sagte er, wir könnten wieder gehen. Damit war die Ansteckungsgefahr von uns genommen.

Dicht am Hause, an der Brücke, war die Grenze — eine Grenze, wie sie sich kleine Kinder vorstellen. Da standen zwei Soldaten, die keinen Menschen ohne Legitimationspapiere hinüberließen. Aber die kindische Absperrung hat doch auch ihre Schattenseiten, die von den Grenzbewohnern zum Theil sehr empfindlich bemerkt werden. Wir sprachen einen Mann, der seine Felder hüben und drüben, auf Schweizer und italienischem Gebiet, liegen hat, und der nun genöthigt war, die auf italienischem Boden liegenden Felder verkommen zu lassen, da man den Arbeitern nicht gestattete, zur Vornahme ihrer Feldarbeiten die Grenze zu überschreiten. Es herrschte überhaupt auf dem Schweizer Gebiet eine große Erbitterung über die von der italienischen Regierung getroffenen Absperrungsmaßregeln, die allerdings den Verkehr erheblich geschädigt hatten. Alle Wirthe führten bittere Klagen. In demselben Flecken war auch das Haus, in dem die aus der Schweiz nach Italien Gehenden die langweilige Quarantaine durchmachen mußten. Für

uns, die wir aus Italien nach der Schweiz gingen, gab es diese Belästigung zum Glück nicht. Das Quarantainegebäude war in Wahrheit eigentlich nichts Anderes, als ein Asyl für Arbeitsscheue, die auf Generalunkosten sieben Tage verpflegt wurden. Unter den siebzig Leuten, die da festgehalten waren, befanden sich zwanzig Vorbestrafte, abgesehen von den zahlreichen Bettlern. Leute, die nicht wußten, wo sie unterkommen und wie sie sich nähren sollten, gingen einfach an die Grenze und ließen sich da auf sieben Tage in Quarantaine stecken.

Gegen Abend kamen wir in dem an einem herrlichen Gebirgssee ruhig und friedlich gelegenen Le Prese an, und da fanden wir ein wahrhaft ideales Hotel, die schönsten Zimmer, die beste Verpflegung und den liebenswürdigsten Wirth. Um neun Uhr am folgenden Morgen nahmen wir von diesem schönen, durch die ungünstigen Zeitverhältnisse leider gänzlich verödeten Gasthof Abschied. In dem reinlichen, mit städtischen Ansprüchen gebauten Poschiavo mit seinen hübsch getünchten Häusern, mit Blumen und Vögeln an den Fenstern, nahmen wir Vorspann und fuhren, wiederum bei dem herrlichsten Sommerwetter, durch das grüne, dichtbewachsene, von dem jagenden Poschiavino durchrauschte Thal auf guter sehr steiler Straße nach der Berninahöhe hinauf.

Als wir das nette Wirthshaus in La Rösa, das nahezu auf der Höhe liegt, verließen, fing es an ziemlich heftig zu regnen. Es kühlte sich sehr merklich ab, und nach einiger Zeit sahen wir die ersten Schneeflocken vom Himmel herabfallen, zunächst lose, dann dichter und dichter. Bei gehörigem Schneefall und einem heftigen schneidenden Winde kamen wir oben auf dem Hospiz der Berninahöhe an, und da wurde unser Aufenthalt durch einen wahren Schneesturm, der nun um uns her tobte, in unliebsamer Weise verlängert. Von der viel gerühmten Aussicht sahen wir natürlich gar nichts. Es donnerte und blitzte in einem fort, und der Schnee fiel so dicht, daß man nicht fünf Schritt weit sehen konnte. Immer heftiger und unheimlicher blies der Wind, und immer gewaltiger fiel der Schnee in dichten Strähnen, in denen sich die einzelnen Flocken gar nicht mehr unterscheiden ließen, so daß nach einer Stunde Alles, was das Auge in dem verengten Horizonte noch erspähen konnte, unter einer dichten weißen Decke lag. Es war das Bild einer sibirischen Landschaft. Wir waren mitten im tiefsten Winter; die Kälte war schneidend. Am Fenster des Hospizes vereiste der Schnee zu steinharter Masse, und die arme Buchhalterin hatte Zahnschmerzen, bei dem Wetter und da oben! Wenn wir aber noch vor Einbruch der Nacht in St. Moritz ankommen wollten, so mußten wir uns auf den Weg machen. Wir mummelten uns so warm wie möglich in alle Decken ein, über die wir verfügen konnten, und bei Wind und Wetter ging es nun bergab. Drei Finger hoch lag der Schnee auf unserem Gepäck und auf dem Wagen, und er saß so fest und in so dicker Schicht auf dem Mantel des Kutschers, daß er mehrere Stunden später, als wir in St. Moritz ankamen, noch nicht ge-

ſchmolzen war. Und das war Ausgang Juli! Während der Thalfahrt lichtete ſich allmählich das maſſige Geſtöber und löſte ſich ſchließlich in einen kalten Sprühregen bei unausſtehlich ſcharfer Luft auf, und nun erſchienen die mächtigen Nadelhölzer des Hochgebirges in herrlichſtem Grün und die ſmaragdgrünen Triften in glänzender Ferne. So kamen wir nach ſcharfer und ziemlich beſchwerlicher Fahrt gegen Abend durch Pontreſina, von dem wir einſtweilen die Schönheiten nur ahnen konnten, und eine Stunde darauf, ſchon bei einbrechendem Dunkel, endlich in St. Moritz an. Die armen Pferde, die den anſtrengenden Weg von Landeck ohne einen Raſttag gemacht hatten, konnten ſich kaum noch auf den Beinen halten. Die Kurgäſte ſtarrten mit Verwunderung unſeren mit dichtem Schnee bedeckten Wagen an.

St. Moritz iſt das höchſtgelegene Dorf des Engadins, 5700 Fuß über dem Meer. Das iſt ſo ziemlich die einzige poſitive Angabe, die ich machen werde; denn es liegt mir ſehr fern, den Verfaſſern der Reiſehandbücher in's Handwerk zu pfuſchen. Ueberdies weiß alle Welt, daß St. Moritz in zwei verſchiedene Theile zerfällt: in das Dorf mit dem vornehmen und unglaublich theuren Hotel „Culm" und in St. Moritz-Bad, das eine knappe halbe Stunde davon entfernt liegt, mit den drei großen Hotels „Kurhaus", „Victoria" und „Hotel du Lac". Furchtbar theuer iſt es überall. Im „Hotel du Lac" ſcheint es am gemüthlichſten und luſtigſten herzugehen, während in den beiden mächtigen Hotels, die auf dem großen, mit beſcheidenen Anlagen verſehenen Platze in vornehmer Langweiligkeit einander gegenüberliegen, die Heiterkeit nicht gerade das Regiment führt. In den beiden großen Hotels am Platze herrſcht die ſtrengſte, gähnende, kurgemäße Zugeknöpftheit. Ich bin überzeugt, daß es im „Lac" zum mindeſten ebenſo moraliſch iſt; aber die Leute, die da ſind, ſtehen auf dem Standpunkt des edlen Paris: „Immer ſingen und tanzen und allweil fidel!" — und ſie haben ja ſo recht! „Kurhaus" und „Victoria" erinnern an den Olymp im Offenbach'ſchen „Orpheus". Der „Lac" hat viel mehr Aehnlichkeit mit dem unendlich amüſanteren Orkus. Allerdings wird im „Hotel du Lac" auch mit Strenge und überflüſſiger Sittenrichterei renommirt. Ich bemerkte, daß zwei wunderhübſche Mädchen aus Wien, die keine andere häßliche Eigenſchaft beſaßen, als die daß ſie eben jung und hübſch und Schauſpielerinnen waren, mit einer gewiſſen auffälligen Kühle behandelt und durch den Kneifer einer unliebſamen Kritik ſcharf gemuſtert wurden.

Natürlich trafen wir viele bekannte Geſichter. Es iſt ein „ſchöner Brauch", daß man ſich darüber ärgert. Wer nicht bei einem Sommerausfluge darüber Klage führt, daß er vielen Bekannten begegnet ſei, hat eigentlich ſeinen Beruf als Ferienreiſender verfehlt. Aber auch in dieſer Beziehung gehöre ich zu den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben, denn mir macht es Freude, in einer fremden Gegend Bekannte wiederzuſehen. Ein beſonders ſtarkes Contingent hatten die verſchiedenen Bühnenkünſtler geſtellt. Gleich in den erſten Tagen traf ich den Director unſeres „Victoria-

theaters", Herrn Scherenberg, den Charakterdarsteller des königlichen Schauspielhauses, Herrn Kahle, mit steifem Halse und Urlaubsbart, dessen Frau, unsere anmuthige Salondame, Frau Kahle-Keßler, deren Haut die deutlichen Spuren einer glücklich überstandenen Bergpartie aufwies — sie war in der That auf dem Piz Languard gewesen und nicht wenig stolz darauf —, unsere schwarzäugige sentimentale Liebhaberin Fräulein Barkany, die sich ebenfalls viel darauf zu gute that, daß sie mit ihrem 25 Centimeter-Taillenmaß und den zierlichsten Zeugstiefeln mit Dr. Güssfeldt um die Wette die höchsten Gletscher nahm, die ausgezeichnete tragische Liebhaberin Fräulein Nina Weiße aus Frankfurt, die Frau des dortigen Intendanten, unsere frühere, viel bewunderte und vielgeliebte erste Schauspielerin des Residenztheaters, Frau Hermine Claar-Delia und deren Schwester Regina, früher eine Zierde des Burgtheaters, die Wittwe des Gründers der „Neuen Freie Presse", Dr. Max Friedländer, ferner die beiden reizenden Geschwister Marberg aus Wien, die blonde Bertha Necker, unsere erste „Fernande", endlich Frau Niemann-Seebach, die sogar einen schönen Kandelaber gestiftet hat mit der weithin sichtbaren Aufschrift: „Gestiftet von Frau Marie Niemann-Seebach." — Der Kandelaber macht sich am Tage sehr schön; es ist nur schade, daß er nicht auch am Abend zu sehen ist, denn er brennt nie. Er scheint eine Eigenart der Tragödinnen zu sein, hier Stiftungen zu machen. Die Ristori, die natürlich auch wie jedes Jahr, oben war, hat eine „Fontana Ristori" gestiftet. Wir harren nun der Stiftung, die Fräulein Stollberg machen wird.

Von dem höher gelegenen Dorf senkt sich der Weg nach dem grünen hellen See, an dessen Ende St. Moritz-Bad anfängt. Da finden wir zunächst auf dem Wege, dem Seehotel gegenüber, die bekannten Buden mit den üblichen Schnurrpfeifereien. Der Weg mündet auf den großen freien Platz, in dessen Mitte das Musikhäuschen errichtet ist. Wenn man vom Dorf kommt, ist links die Badeanstalt und der Trinkbrunnen mit der üblichen Wandelbahn.

Das Leben geht hier seinen geregelten Pendelschlag, und alle Welt lebt dasselbe Dasein: die Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen, man steht zur selben Zeit auf und legt sich zur selben Zeit schlafen. Die Unterhaltung ist auch immer dieselbe; das wichtigste Thema ist und bleibt die Wetterfrage, und der Stand des Barometers und des Thermometers wird mit größter Aufmerksamkeit beobachtet. Das Wetter ist hier in der That Alles. Es bedeutet noch mehr als in anderen Sommerfrischen, denn wenn es hier einmal unangenehm wird, ist es geradezu unerträglich. Schon bei normaler Witterung ist es des Morgens und Abends bis zur Kälte kühl; wird es aber ein bischen böse, dann ist es geradezu entsetzlich. Man kann weise Betrachtungen anstellen über die eigenthümliche Beschaffenheit des modernen Culturmenschen. Im Winter sehnt er sich nach dem Sommer, und ist der Sommer endlich da, dann hat er nichts Eiligeres zu thun, als

ihm zu entfliehen und so hoch zu klettern, bis er den richtigen Winter findet. Ich habe während des größten Theiles meines Aufenthaltes im Engadin den unangenehmsten Winter gehabt, den man sich nur denken kann. Das Thermometer, das in der Nacht auf und unter den Gefrierpunkt sank, stieg gegen Morgen gewöhnlich auf 4—5 Grad und kam selbst in der Mittagsstunde oft nicht auf 8—9. Dabei hatten wir abwechselnd eisigen Regen und Schneefall. Der Himmel war gewöhnlich grau und sah aus, als ob er in Sack und Asche trauere. Die Berge waren verdrießlich, von schweren Wolken umzogen und mit dichtem Schnee bedeckt, und um die Wintertäuschung zu einer vollkommenen zu machen, hörten wir beständig das Gebimmel und Schellengeläute, das wir nur von den Schlitten her kennen. Alle Welt trug auch die dicksten Winterkleider; die Damen hüllten sich in ihre Plaids, und die Herren gingen im Zimmer in dicken Filzpantoffeln einher. Die Bude, in welcher die Jäger'sche Normalkleidung mit dem alliterirenden Motto: „Wer weise, wählt Wolle" verkauft wurde, wurde den ganzen Tag nicht leer. Man sah nur rothe Wangen, violette Nasen und aufgesprungene, von der scharfen Luft der Höhe abgeschälte Haut. Ich habe in meinem Zimmer fast täglich stark einheizen müssen, und es war doch so kalt, daß mir die Finger klamm blieben; oft wurde ich den ganzen Tag über nicht eine Stunde lang warm. Der Regenschirm gehört hier zu den integrirenden Theilen des menschlichen Körpers. Und wenn man vor lauter Unbehagen nicht weiß, wie man sich gebührlich ausschimpfen soll, dann kommt einer der Engadin-Enthusiasten und sagt: „Aber gesund ist es! Die schöne reine Luft! Das stärkt die Nerven." Ich bin von Hause aus gern höflich, aber ein paarmal bin ich in St. Moritz doch grob geworden. Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß in der Erinnerung die Sache ihren Reiz hat.

Was macht man eigentlich in St. Moritz? Ich habe mir die Frage zehnmal vorgelegt, ich habe sie auch an Andere gerichtet, und immer nur die Antwort bekommen: „Man geht hier so herum!" Man macht Spaziergänge und sucht es immer so einzurichten, daß man zur Mahlzeit pünktlich wieder zur Stelle ist, oder man macht auch Ausflüge, wie überall, und ich gebe zu, daß hier die Gelegenheit dazu dem Naturfreunde in überreichem Maße geboten wird.

Für sonstige Vergnügungen wird nicht übermäßig gesorgt. Allerdings war von Zeit zu Zeit Ball. Im „Victoria-Hotel" waren die „Réunions" gerade so langweilig wie überall in der Welt, und nirgends habe ich eine so scharfe Scheidung zwischen den Aristokraten und den kaum Wohlgeborenen wahrgenommen wie hier. Die geborenen jungen Damen tanzten nur mit Ihresgleichen. Ich bedauere, sagen zu müssen, daß viele recht schlecht tanzten. Wir hatten aber auch Concerte, außer den regelmäßigen auch einige außergewöhnliche. So wurde eines zum Besten des Badeorchesters gegeben im Saale des „Seehotels". Der kleine, drollige, verwachsene, unendlich häß-

liche, aber recht intelligent dreinſchauende Kapellmeiſter Roggero Reduzzi, der durch ſein Erſcheinen das naheliegende Wortſpiel, daß er reducirt ausſieht, allerdings rechtfertigt, mit koloſſalen Ohrmuſcheln, deren Umfang ſelbſt die muſikaliſche Veranlagung nicht genügend erklärt, hatte zur Feier des Tages eine weiße Cravatte angelegt. Das Orcheſter ſpielte recht gut. Eine beſondere Anziehungskraft erhielt das Concert aber durch die „Mitwirkung geehrter Dilettanten". Graf Hohenthal ſang mit ſchöner, voller, wohlklingender und gut geſchulter Baritonſtimme, und der damalige Polizeipräſident von Straßburg, Baron von Saldern, ſpielte. Baron von Saldern iſt ein wirklich ausgezeichneter Geiger, mit kräftigem Tone, gebildetem Kunſtgeſchmack, techniſch ſehr weit vorgeſchritten, ohne irgend eine Unart des Dilettanten. Natürlich fanden die Vorträge bei dem dankbaren Publikum den lebhafteſten Beifall, der übrigens auch bei einem weniger dankbaren berechtigt geweſen wäre. Auch von den Gletſchern des „Victoria-" und „Culm-Hotels" im Dorfe waren die eiſigen Größen herab in die Gemüthlichkeit des „Seehotels" geſtiegen. Da ſah man auch verſchiedene Damen der hohen franzöſiſchen Ariſtokratie, u. A. die noch immer ſchöne Gräfin Pourtales, einſt eine der gefeierten Schönheiten des Kaiſerreichs, des zweiten natürlich, ferner eine ſehr elegante Marquiſe, die es nicht verſchmähte, mit einem deutſchen Freiherrn zu tanzen. Zum Glück waren wir einige tauſend Fuß über dem Niveau von Desroulèdes, und kein chauviniſtiſches Organ hatte einen Berichterſtatter zur Stelle.

Noch intereſſanter als die gewöhnliche Bademuſik des Herrn Reduzzi waren mir die italieniſchen Straßenmuſikanten, die wirklich ganz vorzüglich ſpielten und verhältnißmäßig vorzüglich ſangen. Es war ein vollkommenes Orcheſter mit Guitarre, Mandoline, Geige, Cello, Baß und Flöte, und alleſammt ſangen mit jener natürlichen Kunſt der Italiener, die wirklich keine Fabel iſt, und mit unvergleichlich ſchöneren Stimmen, als man ſie bei uns antrifft. Sie tremuliren allerdings und quetſchen, aber ihr Geſang hat doch etwas merkwürdig Friſches und Liebenswürdiges. Sie ſangen meiſtens reizende, fidele Gaſſenhauer, aber auch anſpruchsvolle Opernarien. Der Soliſt, der beſtändig wechſelte, trat in die Mitte, die Andern begleiteten mit den Inſtrumenten und ſetzten bisweilen auch als Chor ein. Alle hatten eine merkwürdige Beweglichkeit, ſie liefen hin und her, tactirten mit dem Fuße, Alles war Leben und Freudigkeit an ihnen. Durch ihre Luſtigkeit unterſcheiden ſie ſich namentlich von unſeren ſchwermüthigen Hof- und Straßenſängern. Auch ihr Aeußeres war recht präſentabel; ſie hatten gute reinliche Kleidung und Wäſche; und es gab viele Kurgäſte, die nicht beſſer ausſahen.

Das Hauptvergnügen bilden die zahlloſen Ausflüge. Ich will ſie natürlich nicht alle ſchildern. Am bequemſten und ſchönſten ſind die an den herrlichen grünblauen Seeen entlang, in denen ſich die Schneeberge und der blaue Himmel in den merkwürdigſten Farben abſpiegeln, alſo über Campfèr,

Silvaplana, wo auf einem Hause die sehr berechtigte Inschrift steht: „Illo terrarum mihi praeter omnes angulus ridet“ — denn es ist da ganz wunderschön —, und Sils-Maria. Von da geht man durch das grüne, von wildgeklüfteten Felsen und hohen Bergen in sanften Linien eingeschlossene Fexthal zur Gletscheraussicht. Das Thal ist ringsum abgeschlossen. Zwischen zwei Senkungen der Berge im Hintergrunde erscheint der schöne Gletscher mit blendend schneeiger Decke, die bis tief hinabreicht, darüber der von leichtem Gewölk bezogene blaue Himmel, auf dem schon jetzt, um die fünfte Stunde, die mattglänzende Halbscheibe des wachsenden Mondes erkenntlich ist, während der volle Glanz der Sonne noch auf die weiche, weiße, sanfte Schneemasse fällt. Wir klettern auf den Berg, der links von dem einfachen Gasthause aufsteigt, und da finden wir das erste Edelweiß! Es gehört ein einigermaßen geübtes Auge dazu, um die filzige Sternblume, deren Name so schön, viel schöner als die Blume selbst ist, unter der farbigen Flora, den mächtigen, prächtigen Marguérites, den Alpenrosen und all' den reizenden Blümchen, die überall aufsprießen, zu finden. Aber es geht mit dem Edelweiß gerade wie mit den Brombeeren: wenn man einmal eines gefunden hat, findet man gleich ein Dutzend. Jeder von uns brachte einen großen Strauß heim.

Ganz wundervoll ist die Vegetation hier auf dieser mächtigen Höhe. Die grünsträhnigen Lärchen mit ihren stolz ausgebreiteten Armen, die dunklen mächtigen Arven, büschelartige gewaltige Bäume in schönen Verzweigungen, Alles das ist gesund, großartig, kühn und grün, und es giebt dieser Alpenlandschaft ihren besonderen Reiz. Hier hat man die volle Poesie des Nadelholzes, und man vergißt, wenn man um sich blickt, wie hoch man sich befindet. Diese Mischung von Lieblichkeit und Großartigkeit der Natur habe ich kaum irgendwo gesehen.

Die Menschen sind hier nicht gerade schön zu nennen. Die Frauen tragen gewöhnlich dunkelbunte Kleider mit knalligfarbigen Brusttüchern und rothgemusterte Kopftücher. Wirkliche Schönheiten habe ich nicht unter ihnen gesehen; aber einige sind doch recht hübsch, wenn man eben nicht nach städtischen Begriffen urtheilt. Die scharfe dünne Luft, der Sonnenbrand und das rauhe Wetter haben ihre Haut tief braun gefärbt. Merkwürdigerweise sind diese Romaninnen fast alle blond. Die Gesichter sind platt, die Stirnen rund, die Nasen klein, die Augen blau, die Zähne gesund. Ihre Gestalt ist eher klein als groß; aber groß sind ihre Füße in dem klobigen Schuhwerk. Unter den Männern sind nur die Führer und Kutscher kenntlich, gewöhnlich gedrungene Gestalten, stämmig, die meisten krummbeinig, großfüßig, mit schwerem Schritt. Sie tragen kurze Jacken, weite Hosen, und überlassen die kleidsame Gebirgsausstattung den Salontirolern. Sie sprechen romanisch, ein italienisches Kauderwelsch mit allen möglichen Sprachbrocken. Es fällt angenehm auf, daß man hier gar keine Bettler findet; auch die scheußlichen Trottels fehlen. Als wir durch das Dorf nach dem Fexgletscher

fuhren, ſahen wir allerdings eine Wahnſinnige, oder vielmehr eine Stumpfſinnige, eine Mikrocephale, mit thieriſchen Augen, einem unverhältnißmäßig großen Munde mit mächtigem Gebiß, völlig ſtirnlos und albern, mit auffälligen Bewegungen. Die Unglückliche wirkte ſehr unheimlich, wie eine Figur von Edgar Poë.

Setzt man den ſchönen Weg an den Seeen weiter fort, ſo kommt man nach Maloja, einem alten Dorfe, deſſen ſich die moderne Speculation jetzt bemächtigt hat, um daraus durchaus einen Luftkurort in der Weiſe von St. Moritz und Pontreſina zu machen. Das Dorf bietet denn auch ganz den Anblick des amerikaniſchen Werdelandes; Alles iſt in voller Bauthätigkeit begriffen. Es iſt ein Rieſenhotel da aufgebaut, das vorläufig dazu da iſt, nicht um Bedürfniſſe zu befriedigen, ſondern um Bedürfniſſe zu ſchaffen, ein Hotel, das furchtbar Reclame macht, und das vorläufig trotz allem Luxus noch immer etwas öde und verlaſſen iſt. Aber es wird ſchon werden, denken die Unternehmer, und das hoffe auch ich! Da ſind prachtvolle Wagen, die den Namen des Hotels in weithin leuchtender Aufſchrift tragen; die Diener haben ſeſche Livreen; dann ſind beſondere Grooms, die den Wagen anhalten, beſondere Bootfahrer; der Portier ſieht majeſtätiſch aus. Rieſenanſchläge verkünden Taubenſchießen u. dgl. Die Säle ſind großartig, die Einrichtung iſt fürſtlich; das Tiſchzeug von erſtaunlichem Luxus. Da werden auch große ſpiritiſtiſche Matinéen zum Beſten einer engliſchen Kirche angekündigt, ſogar Coſtümbälle — man fragt ſich, wo bekommen die Leute hier die Coſtüme her? — Abends Illumination. Es iſt alles Mögliche da, nur kein Publikum, aber es wird ſchon kommen. Der liebenswürdige belgiſche Graf, der an der Spitze des Unternehmens ſteht, und einſtweilen noch das ſchöne Lied von Koſchat ſingen mag: „Verlaſſen, verlaſſen, verlaſſen bin i, wie der Stein auf der Straßen", wird ſchließlich ſchon auf die Koſten kommen, denn er hat die Sache brillant in Scene geſetzt.

Vom Hotel aus hat man einen herrlichen Blick auf den von Bergen umſchloſſenen Maloja-See. Der Anblick iſt ſchön und gewaltig, aber nicht ſo herzerfreuend, wie der auf die Seeen von Sils-Maria und Silvaplana. Ich denke mir, man muß hier ſchwermüthig werden. Mit der heiteren Großartigkeit von St. Moritz und Pontreſina iſt nach meinem Geſchmack Maloja gar nicht zu vergleichen. Unter den zahlreichen Neubauten befinden ſich auch ſehr ſchöne Schweizerhäuſer von rieſigen Verhältniſſen, mit mehr oder minder ſinnigen Aufſchriften, z. B.: „Qui chaque année à Maloja viendra, longtemps sur terre restera", oder: „Celui qui rend service doit l'oublier, celui qui le reçoit, doit s'en souvenir", oder: „Bien faire et laisser dire", oder das ſpecifiſch Schweizeriſche: „Schang! ſtand uff! ſchau, d'Sunn ſchint ſcho'!"

Von Maloja-Culm hat man einen herrlichen Tiefblick auf die italieniſche Niederung in üppigſter Vegetation. Ein Zickzackweg windet ſich in blendendem Weiß durch das Grün thalwärts. Wir ſehen in der Tiefe die Poſt, die

wie ein Spielzeug aussieht und staubaufwirbelnd in das Land der Quarantaine hinabrollt.

Ein anderer regelmäßiger Ausflug ist nach dem benachbarten lieblichen Pontresina. Es versteht sich, daß zwischen den beiden Kurorten eine harmlose Eifersüchtelei besteht. Die Gäste von Pontresina begreifen nicht, wie man es in dem langweiligen St. Moritz aushalten kann, und die Leute von St. Moritz blicken mit einer gewissen Verächtlichkeit, wie auf Menschen zweiter Klasse, auf die Gäste von Pontresina herab. Ueber Pontresina fährt man nach dem schönen Morteratsch-Gletscher. Man kommt da bei dem herrlichen Wasserfall des Berninabaches vorbei, der in einem Felsenkessel über mächtige Blöcke schäumend und wild brausend sich jäh in die Tiefe stürzt. Dann klettert man eine halbe Stunde zur Höhe, sieht da den wunderschönen Gletscher und die Eisgrotte vor sich und begegnet allen möglichen roth angebrannten, sich schwer dahinschleppenden Touristen und auch vielen muthigen Damen, die, wenn sie einmal Berge klettern können, gewöhnlich besser klettern als die starken Männer.

Ueber Pontresina, bei dem prachtvollen Roseg- und dem eben genannten Morteratsch-Gletscher vorüber, führt der Weg zur Berninahöhe hinauf. Diese Felsenlandschaft mit dem wilden, schäumenden Berninabache hat etwas merkwürdig Theatralisches. Man denkt unwillkürlich an eine Inscenirung der Meininger. Nach etwa dreistündiger Fahrt ist man oben an den beiden merkwürdigen Seeen, dem kleineren tiefschwarzen und dicht daneben dem großen hellmalachitgrünen. Die vollständig verschiedenartige Färbung dieser beiden Wasserspiegel, die dicht neben einander vor uns liegen und die das Auge gleichmäßig überschaut, sind von eigenthümlicher Wirkung. Heute haben wir schönes Wetter, und nun ist auf dem Platze vor dem Hospiz, auf dem uns bei unserer Hinfahrt das Unwetter überraschte, eine wahre Wagenburg, und in dem Speisesaal hat sich eine wunderbar kosmopolitische Gesellschaft mit sehr vielen hübschen Damen zusammengefunden.

Nach Tisch mache ich mit einer liebenswürdigen Berliner Landsmännin einen Ausflug nach der Alp Grüm. Wir nehmen keinen Führer, wir können uns ja auf den Wegweiser verlassen! Aber der Wegweiser ist so thöricht wie möglich, er zeigt wirklich nach allen Richtungen, und mit dem Scharf- und Ortssinn, der mich auszeichnet, nehmen wir denn auch richtig gleich den falschen Weg, auf den der Weiser ganz unzweideutig hinzeigt. Eine halbe Stunde klettern wir über recht unbequeme Höhen. Einstweilen haben wir noch so etwas wie einen Weg vor uns, wir können noch den Fußspuren folgen; aber sie verlieren sich bald im Geröll vollständig, und wir sind allein in der ungeheuren Natur, inmitten abgebröckelter Felsstücke, von gewaltigen Bergriesen umgeben. Es ist ganz wundervoll, eine Felseinsamkeit, wie man sie sich nicht schöner denken kann! Lautlose Stille. Wir gehen guten Muths weiter, wir werden schon irgendwo ankommen. Wir klettern auf und ab, bisweilen wird es sogar ein bischen mühsam, und

die Sonne brennt uns tüchtig auf den Kopf. Aber nach einer Weile, mitten im Sonnenbrande, weht uns eine merkwürdige Frische entgegen. Da muß wohl ein See in der Nähe sein, denn so weit reicht nicht der kühle Hauch der Gletscher, die wir in der Ferne erblicken, und der Weg nach der gesuchten Alp Grüm soll ja am See entlang führen; das hat man uns gesagt! Aber es ist noch immer keine Spur wahrzunehmen, und es wird immer später. Da hören wir das Geläut einer Heerde in der Ferne, und wir sehen auch einen Menschen, jedenfalls den Hirten. Wir schreien ihn an, aber der Laut unserer Stimme dringt noch nicht bis zu ihm. Wir suchen ihn nun auf kürzestem Wege zu erreichen; aber der kürzeste Weg ist unglaublich beschwerlich, bisweilen ganz unmöglich. Der Hirt entschwindet unseren Augen. Da taucht er wieder auf. Endlich sind wir ihm nahe genug gekommen, und auf unser wiederholtes Schreien blickt er sich um. Wir machen ihm Zeichen, die er auch versteht. Er bleibt stehen, wir suchen uns ihm zu nähern, er kommt uns entgegen. Der Mann spricht weder französisch, noch deutsch, noch italienisch, wahrscheinlich romanisch; aber die allgemein verständliche Sprache des Trinkgeldes versteht er doch. Wir schreien ihm beständig das Wort Alp Grüm in die Ohren, und darauf läßt er seine Kühe grasen und führt uns sicher und gut in einer Viertelstunde auf eine ausgetretene, nicht mehr zweifelhafte Straße, die zu der gesuchten Alp führt.

Landschaftlich ist der Weg herrlich, an wunderbaren, klaren, gletscherfarbigen Seeen vorüber, aber er ist sehr ermüdend, dicht besäet mit kleinen, boshaften, spitzen, scharfkantigen Steinen und grobem Geröll; bisweilen ist er auch ein bischen steil. Nach etwa fünfviertel Stunden sehen wir das Haus. Es begegnen uns nun auch viele Touristen mit dem üblichen Aufputz: die Herren mit Wadenstrümpfen und Kniehosen, hohen Stöcken und einem Schleier um den Hut — was der Schleier um den Hut zu bedeuten hat, habe ich nie begreifen können, — die Damen ebenfalls mit hohen Stöcken, zum Theil höchst elegant, und mit zierlichstem Schuhwerk, von dem es mir schier unbegreiflich ist, daß sie damit vom Fleck kommen können. Viele auch auf Eseln und Maulthieren. Wir sehen auch Bettelkinder mit aufgerissenen, braunrothen Wangen, Schäfermädchen, die auf dem Bauche liegend schlafen. Mit einem Worte: die ganze Staffage des Engadins.

Die Aussicht von der Alp oben ist unendlich lohnend. Man sieht in das breite, von grünen Bergen und Gletschern eingeschlossene, grüne Thal von Poschiavo, den stillen See von Le Prese mit dem schönen verlassenen Hotel, das uns so gastlich aufgenommen hatte. Wir haben vor uns eine ganz abgeschlossene Landschaft, die Berge Italiens in den entzückendsten Farben, von goldigem Dufte überhaucht. Leider dürfen wir nicht lange bleiben, denn es steht uns noch ein weiter Rückweg bevor, und Eile ist geboten, da wir durch den schönen Umweg viel Zeit verloren haben. Die sechste Abendstunde war schon vorüber, als wir ziemlich ermattet und gehörig durchhitzt am Hospiz in unseren Wagen stiegen, der uns nach St. Moritz zurückführen sollte.

Als wir bei Pontresina ankamen, wurde es plötzlich kühl und dunkelte schnell. Der Himmel bezog sich mit dicken Wolken, und ab und zu flammte er in bläulichem Wetterleuchten auf und zeigte wunderbar die wild zerrissenen Conturen der Berge in ihren phantastischen Bildungen. Der Mond durchbrach bald das Gewölk, bald verschwand er hinter demselben, mit einem silbernen Streif die an ihm vorüberziehenden Wolken säumend. Es war ganz dunkel, als wir um halb neun zur Höhe des Dorfes von St. Moritz gelangten. Reizend, gemüthlich und behaglich war die Wirkung des Hotels „Culm", in dessen hellbeleuchtetem Speisesaal sich die Gäste Gutes anthaten, und dann die Lichter im Thal und der Mond, der sich wieder aus den Wolken herausgearbeitet hatte und nun seinen Wiederschein im See abspiegelte! Es war ein ganz herrlicher Tag und ein herrlicher Abend.

Die Bäder in St. Moritz möchte ich nicht zu den Vergnügungen rechnen. Es sind die unangenehmsten Bäder, die ich in meinem ganzen Leben kennen gelernt habe. Man wird in eine schmale hölzerne Wanne, in der man sich nicht bewegen kann und die gar nicht appetitlich aussieht, hineingequetscht, und wenn man drinnen ist, werden so und soviel Holzdeckel darüber gedeckt, so daß nur der Kopf hervorsieht. Jedermann, der ein Bad nimmt, hat zunächst das Gefühl, daß er lebendig begraben wird. In dieser eingesargten Stellung muß man möglichst ruhig bleiben. Bei einer verhältnißmäßig niedrigen Temperatur von etwa 22 Grad entwickelt sich bald eine große Wärme, man hat ein prickelndes Gefühl, das recht angenehm ist; der ganze Körper bedeckt sich mit kleinen Bläschen. Gegen das Wasser habe ich gar nichts einzuwenden, aber diese hölzerne Einsargung ist mir immer abscheulich gewesen.

Es versteht sich, daß wir da oben viel liebenswürdige Menschen kennen gelernt, mit denen wir uns auf die Dauer der Saison in der üblichen Weise angefreundet haben. Besonders lebhaft ist meine Erinnerung an einen sehr klugen und unterhaltenden italienischen Advokaten, der, wie man mir sagte, einer der bedeutendsten seines Landes ist, und an eine sehr schöne junge italienische Dame, die dem Laster des Spiels zu unglaublich niedrigen Points ganz verfallen war.

Aber Alles muß einmal sein Ende nehmen, auch der Aufenthalt in St. Moritz. Denn es kommt schließlich auch ein Augenblick, in dem man für die Großartigkeit der Natur nicht mehr die volle Empfänglichkeit besitzt, und in dem man kaum noch das Auge aufschlägt, um einen neuen Gletscher zu erblicken. Und wir hatten damals so schlechtes Wetter; es war oft so kalt, so bitterkalt, so gräulich ungemüthlich, und die Abende wurden schon so lang! Und da faßten wir eines Tages den Entschluß, unseren Aufenthalt um acht Tage abzukürzen und wieder in unsere heimische Niederung mit bekannten Gesichtern, dem normalen Thermometerstande, einer anderen Küche und Laubbäumen hinabzusteigen. An einem schönen klaren Morgen fuhren wir in dem guten Wagen, der mit vier stattlichen, mit Schellenge-

läut behängten und mit Faſanenfedern kokett geſchmückten Pferden beſpannt und von einem tüchtigen jungen italieniſchen Kutſcher geleitet wurde, von St. Moritz ab über den Albula und Schynpaß in der Richtung nach Thuſis.

Die ſchauerliche Steinigkeit des Albula bildet einen ſehr wirkſamen und ſchönen Contraſt mit dem hellen Grün der Wieſen und dem ſchönen Dunkel des dichten Nadelwaldes, die wir eben verlaſſen haben. Der Weg führt durch einen Felſenkeſſel von großartiger Starrheit. Die Berge haben wild zerklüftete Conturen. Die Elemente müſſen da in unvordenklichen Zeiten in entſetzlicher Weiſe getobt haben. In Bergün bekamen wir den ſchlechteſten Kaffee, den ich in meinem Leben getrunken, — und das will ziemlich viel ſagen, denn ich habe lange Zeit in Sachſen gelebt.

Hinter Tiefenkaſten beginnt der Schynpaß, eine der ſchönſten und intereſſanteſten Fahrſtraßen der Welt. Der Albulafluß rauſcht da zwiſchen faſt ſenkrecht abfallenden, dicht an einander gerückten, oder vielmehr nur wenig von einander abgeriſſenen Felſen. Es iſt das amerikaniſche „Canyon", wie es im Buche ſteht, nur unendlich bequemer, als die berühmten Naturwunder der neuen Welt, verſchönt durch den eigenthümlichen Zauber der Schweizer Gebirgslandſchaft, durch den Reichthum des Gletſchers und des Waſſers, und begünſtigt von den Segnungen einer alten Cultur. Hier rollt man an den tiefen Schlünden und Abgründen auf wohl geebneter Straße vorüber, ohne auch nur einen Augenblick von einem unbehaglichen, geſchweige denn unheimlichen Gefühle befallen zu werden. Man weiß, die Straßen ſind gut gehalten, die Pferde wiſſen Beſcheid, und die Kutſcher paſſen auf. Erſt durch reifliches Nachdenken kommt man zu der Wahrnehmung, daß die Geſchichte denn doch nicht ganz ſo völlig gefahrlos iſt, wie ſie wirkt, — einer Wahrnehmung, die ſich dem Reiſenden, der ein amerikaniſches Canyon beſucht, bei jedem Schritt und Tritt gewaltſam aufdrängt. Hier kann man ſich ungetrübt dem Vollgenuſſe an der Schönheit der Natur hingeben, ohne dabei an ſich denken zu müſſen. Im Uebrigen zeigen ſich hier ganz dieſelben Eigenthümlichkeiten, die den ſeltſamen Reiz der amerikaniſchen Canyonlandſchaft ausmachen: die kahlen mächtig zerklüfteten Felſen, die jäh abfallen und oben auf einmal ganz unmotivirt, wie es ſcheint, mit dichten, dunkelgrünen Tannen und Lärchen beſtanden ſind, während bei anderen das Grün des Mooſes bis an den Spiegel der weiß ſchäumenden wilden Albula hinabreicht. In kühnen Windungen, denen die Fahrſtraße folgt, brauſt der ſchöne Fluß durch das felſige Bett, das ſich bald verengt und dann den Giſcht grollend in die Höhe treibt, bald wieder erweitert, um dem gequälten Waſſer einige Freiheit zu gewähren. Die hängenden Brücken, die Tunnels, die Galerien! Die wenigen Dörfer, denen wir begegnen, ſind, wie alle Schweizer Flecken, ungemein ſauber; die Häuſer zeigen auffallend ſchöne Schmiedeeiſenarbeiten, haben lächerlich kleine Erkerchen, dicke Mauern, die in lichten Farben getüncht, bisweilen auch mit gemalten Ornamenten geziert, und mit ſinnigen, frommen, mitunter auch

launigen Sprüchen in deutſcher oder lateiniſcher Sprache geſchmückt ſind. Viele Häuſer ſind ſehr alt; ſolche, die aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ſtammen, gehören nicht zu den Seltenheiten. Die Einwohner ſcheinen ſehr conſervative und nicht übertrieben thätige Leute zu ſein; ſie bleiben auf ihrer Scholle kleben und laſſen zerfallen, was hinfällig wird. Man ſieht viele Trümmerhaufen, Brandſtätten, wenig Neubauten.

In Thuſis ſahen wir zum erſten Male das Laubholz wieder; ich kann nicht ſchildern, wie ſehr mich der Anblick erfreute.

Am andern Morgen machten wir von da den Ausflug nach der Via-mala. Der Himmel war bedeckt, und ich kann mir keine ſchönere Beleuchtung für das wilde und großartige Gebirgsbild denken. Hätte ich die Via-mala ein Jahr früher gekannt, — ich weiß nicht, ob mich die Großartigkeit des Colorado-Canyons ſo entzückt haben würde, wie es der Fall war. Man braucht wirklich nicht nach Arizona zu gehen.

Ich verzichte auf die Verlockung, nochmal eine Bergſchlucht zu ſchildern. Wir hielten uns übrigens auch nicht lange auf und fuhren ſchon in den Vormittagsſtunden über Chur weiter nach Ragaz, wo wir am Nachmittag im „Quellenhof", einem Hotel im großartigſten Stile, eintrafen und gut untergebracht wurden. Die Geſellſchaft beſtand faſt ausſchließlich aus Franzoſen, und es verſteht ſich, daß dieſe aus Patriotismus ſtreng unter ſich blieben und in höflicher aber entſchiedener Weiſe jede Vermiſchung mit den Deutſchen zu meiden ſuchten. Wie tief uns das kränken mußte, brauche ich nicht zu ſagen. Einigen Troſt gewährte es uns, daß wir unter den Gäſten des „Quellenhof" unſeren Feldmarſchall Moltke erblickten, dem die Franzoſen mit einer gewiſſen Curve aus dem Wege gingen. — Im Damenſalon fand ſich am Abend die franzöſiſche Geſellſchaft ziemlich vollzählig zuſammen. Da waren verſchiedene junge Mädchen, die zum Tanz aufſpielten, ſehr gefühlvoll, aber ſehr unrhythmiſch und mit erſtaunlich beharrlichen falſchen Bäſſen. Junge Damen waren genug da, aber an Herren war ein erſchrecklicher Mangel. Sieche Greiſe und heranwachſende Kinder männlichen Geſchlechts wurden zu Tänzern herangezogen; zwiſchen den männlichen Tänzern war ein Altersunterſchied von gewiß ſiebzig Jahren. Die „Seele" des Tanzes war ein Jüngling mit ſehr feurig blitzenden, aber nicht ganz gerade blickenden Augen, der infolge dieſer Eigenthümlichkeit immer ſehr neugierig ausſah.

Die Bäder im „Quellenhof" ſind wundervoll; das Waſſer hat etwas mehr als die gewöhnliche Wannenbadewärme, etwa 27½ Grad; aber es iſt durchaus nicht ſtörend heiß. In den ſauberen Kachelbädern ſieht man es in ſeiner wundervollen Klarheit, und man hat das Gefühl der abſoluten Sauberkeit um ſo eindringlicher, als man in St. Moritz in dieſer Beziehung ſtets von dem unbehaglichen Gefühle des Zweifels angewandelt wurde. Auf dem Wege nach der Taminaſchlucht begegneten wir dem Großgrundbeſitzer von Ragaz, dem Beſitzer der Bäder, des „Quellenhofs" und der „Schlucht",

Herrn Simon, auf deſſen Antlitz ſich das ſtolze Bewußtſein: „Dies Alles iſt mir unterthänig“ deutlich abſpiegelte. Der Weg zur Schlucht iſt ganz herrlich; wilde Tannen bilden eine grandioſe Decoration. Die Schlucht ſelbſt iſt, wie man weiß, eines der tollſten Naturſchauſpiele. In grauer Beleuchtung ſchieben ſich die kahlen Felswände dicht zuſammen. Da, wo ſie von einander weichen, erblickt man unten die ſchäumenden Fälle der Tamina und oben durch einen ſchmalen Lichtſpalt den blauen Himmel und die grünen Tannen auf dem Gipfel des Berges. Die heißen Quellen, deren Beſichtigung dem Reiſenden das Vergnügen eines Schwitzbades gewährt, und all' dieſe Wunderlichkeiten und Wunder der Natur würden gewiß noch viel merkwürdiger wirken, wenn das Menſchenwerk nicht zu anſchaulich mitwirkte. Man tritt an die Thür eines Kloſters, geht einen Corridor entlang, ſteigt eine Treppe hinab, und da iſt dann die Schlucht, zu der der Zugang mit einem Schlüſſel geöffnet und abgeſchloſſen werden kann. Ein bequemer Weg auf Balken führt durch dieſe ſchauerliche Wildheit. Das Alles iſt in der Vorführung etwas kleinlich, es ſieht aus wie eine Weihnachtsausſtellung im Panopticum. Wenn man ſich an Seilen herunterlaſſen oder auf ſchwanken und zweifelhaften Leitern hinabklettern müßte, dann würde man das Gefühl des Großartigen ſicher viel ſtärker empfinden.

Von Ragaz fuhren wir über Lindau nach München und von da nach der Heimat zurück. Ohne Ueberhebung darf ich ſagen, daß ich meinen Namen nie ſo oft habe nennen hören wie am Bodenſee. Wir hatten Herrliches geſehen, gewiß einige der ſchönſten Flecke unſerer bewohnten Erde; wir brachten tiefe und dankbare Erinnerungen heim. Aber trotz alledem hatten wir, als der Zug langſam in den Berliner Bahnhof einfuhr, doch die froheſte Empfindung, wieder zu Hauſe zu ſein; und wir dachten an das Wort des alten Philoſophen: „Man reiſt eigentlich nur, um zurückzukommen.“

Illustrirte Bibliographie.

Harald und Theano.

Eine Dichtung in fünf Gesängen von Felix Dahn, illustrirt von Johannes Gehrts. Leipzig, Adolf Titze.

as Gedicht, das, durch die Kunst des Illustrators gehoben, den Freunden Dahns wieder in Erinnerung gerufen wird, ist eine Jugendarbeit im vollsten Sinne des Wortes. Dahn selbst berichtet in einem der älteren Hefte von „Nord und Süd“ über die Entstehung dieser Erzählung in Versen in seinem Aufsatz über Friedrich Rückert:

„Als ich im Laufe des Jahres ein kleines episches Gedicht vollendet hatte, schickte ich zum folgenden 15. Mai abermals eine Geburtstagssendung nach Coburg, das Manuscript von „Harald und Theano“, mit der Bitte, es zu prüfen und mir das Urtheil zu sprechen. Ich erbat das Urtheil unter dem Pseudonym „Felix Warten, Abgabe Herrn Clemens Piloty“ — mein Schulkamerad, Bruder von Carl Piloty, den ich in das Vertrauen zog. Mit ängstlicherem Bangen ward wohl selten einer Entscheidung geharrt: war ich doch entschlossen, bei Verwerfung des Gedichts alle meine Verse zu verbrennen und alle künftigen zu verschwören.

Wie schlug mir das Herz, als der gute Clemens mir eines Abends die Antwort brachte; ich erbrach eilig und las:

Neuseß, Pfingsten 1855.

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blumen im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir schönen Ersatz:
Duftigen Glanz aus Nord und Süd, Harald und Theano,
Blüthe so reich, die noch reichere Früchte verheißt.

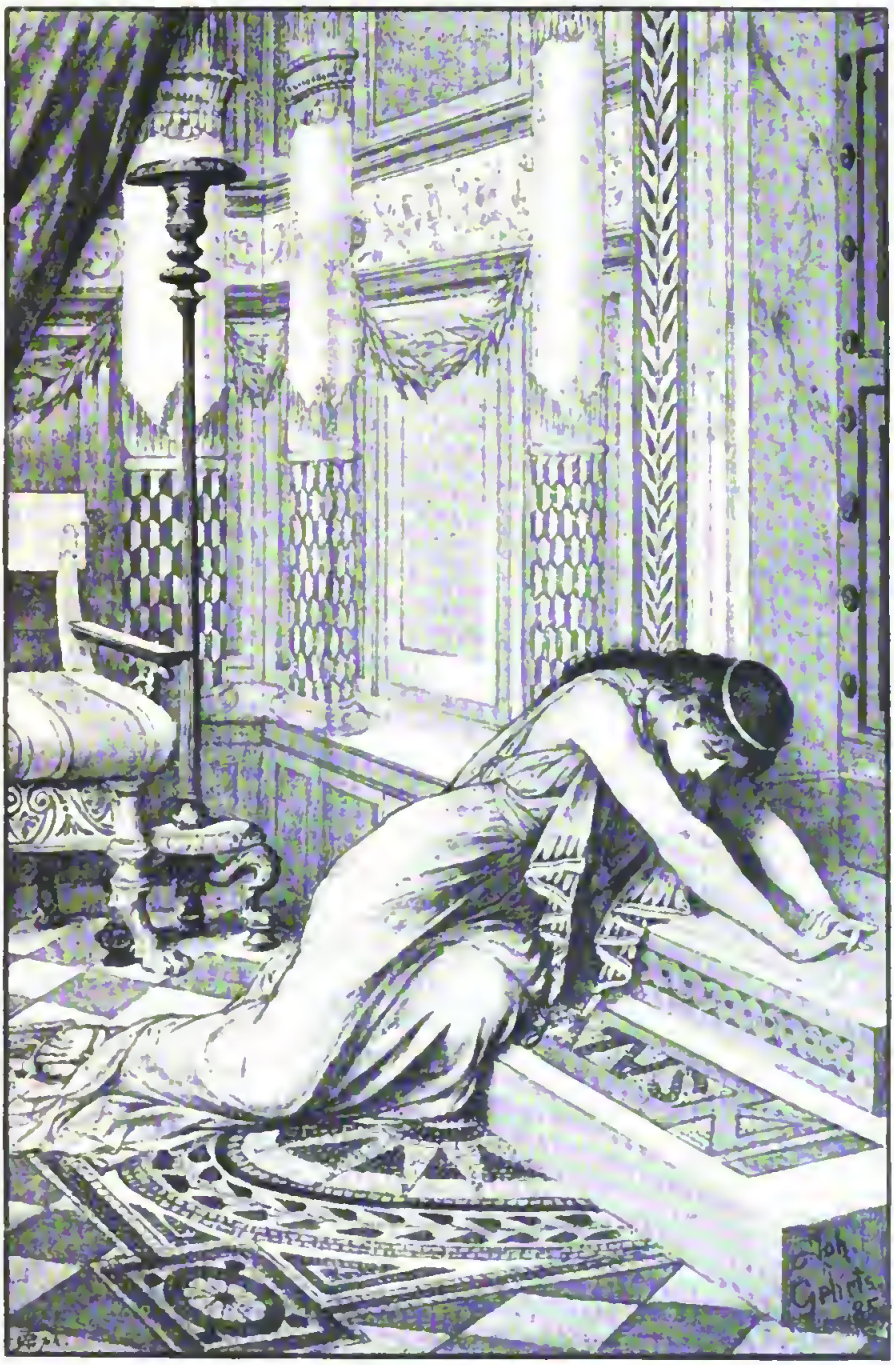
Mein lieber junger begeisterter Freund! nehmen Sie freundlich diesen dürftigen Dank für Ihre reichhaltige diesjährige Gabe, die mich nicht nur innig erfreut, die mich selbst überrascht hat nach der vorjährigen, welche mich zwar alles Schöne und Gute von Ihnen erwarten ließ, aber nicht gleich so was Großes, wie das hier Zurückfolgende. Es hat meinen ganzen Beifall, auch den meines Hauses gewonnen: denn meine beiden Töchter haben es ihrer Mutter vorgelesen. Es ist vortrefflich erfunden, angelegt und ausgeführt, mit fortwährend gesteigertem Interesse bis zum befriedigenden Schlusse. Nun lassen Sie's bald drucken: ich denke, es soll auch den Leuten gefallen, und, wenn Sie nicht anders wollen, dedieiren Sie es mir, was an sich unnöthig wäre. An

Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig. Adolf Titze.

zwei Stellen habe ich mit Bleistiftschrift eine Verbesserung gefordert, die Ihnen leicht sein wird: einmal, daß der gute Junge das Gift nicht so unnöthiger Weise trinkt, statt es wegzuschütten. Sie werden's wohl mit seiner sentimentalen Verzweiflung motiviren können. Sodann, daß Jungfrau Theano bei der Leiche etwas schwunghafter klage. Sie scheinen mir etwas geeilt zu haben. Vielleicht dürften Sie auch, wenn Sie das Ganze noch einmal durchsehen, bei einigen Versen nachhelfen. Die gewählte Versweise hat zwar meinen ganzen Beifall, besonders auch, daß Sie weder lauter Reimpaare, noch lauter gleichmäßige Reimverschlingungen anwenden, sondern eine dem epischen Fluß zusagende Mischung. Aber hin und wieder sind die auf einander reimenden Zeilen zu weit und durch zu viele Zwischenglieder von einander getrennt,

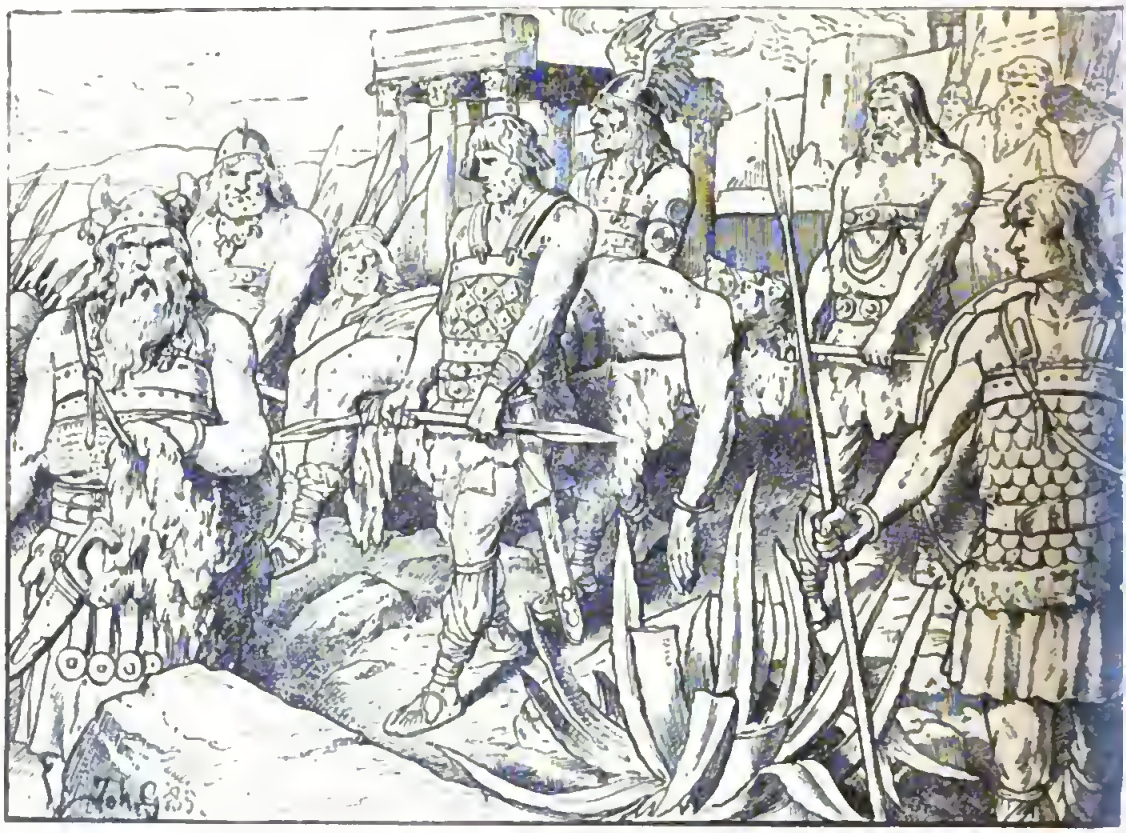
Digitized by Google

Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig, Adolf Titze.



Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig, Adolf Titze.

ſo daß ſie einzeln wie reimlos klingen, weil man bei dem letzten den erſten vergeſſen hat.“ — Und nun geht Rückert auf einige Fehler in der Versbildung ein, um dann ſeine Theorie des Epos zu entwickeln. „Das Epos, nach meinen Begriffen, muß ebenſo ſtetig vorwärtsſchreiten, von Scene zu Scene, wie das Drama, in welchem ein Rückwärtsgehen ſchon phyſiſch unmöglich iſt auf der wirklichen bretternen Bühne. Aber das Epos baut uns eben ſolche Bühne vor der geiſtigen Anſchauung auf, auf der es auch nicht rückwärts gehen darf. Ich weiß wohl, und damit ſind Sie freigeſprochen, daß keiner unſerer Dichter dieſes Geſetz erkannt hat, ſelbſt Platen nicht, der in den Abaſſiden beſtändig dagegen ſündigt. In Hermann und Dorothea iſt



Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig, Adolf Titze.

das Geſetz beobachtet, aus dem göttlichen Inſtinct, der Goethe überall ſicher leitet. Wenn Sie es aber für künftige Anwendung ſtudiren wollen, ſo gehen Sie die Zeitfolge der Odyſſee durch. Unſere Leſer wiſſen natürlich gar nichts davon, aber es hängt damit zuſammen, daß ſie alle Geſchichten ſo chaotiſch ſtoffmäßig aufnehmen oder vielmehr an ſich vorüberbrauſen laſſen. Es verſteht ſich, daß Sie an Ihrem Gedicht in dieſem Stück nunmehr nichts ändern können; es würden dadurch mehrere der ſchönſten Scenen wegfallen. Aber ich wünſche zu wiſſen, ob Ihnen meine Theorie einleuchtet?“

Als ſpäterhin Dahn Rückert perſönlich kennen lernte, und zwar in des greiſen Dichters eigenem Hauſe, wurde viel über die Theorie des Epos im Allgemeinen und

über seinen Harald und Theano verhandelt. Dahn schreibt hierüber: „Gleich in den ersten Stunden verhandelten wir über Rückerts in dem obigen Briefe entwickelte Theorie vom Epos, die ich mit einigen Modificationen als richtig anerkannte und bei Umarbeitung von ‚Harald und Theano' nach Möglichkeit befolgte."

Wir kennen die ursprüngliche Form des Gedichtes nicht und sind daher nicht in der Lage das Maß des Einflusses zu bestimmen, welchen Rückerts Theorie auf die Umgestaltung des Gedichtes hatte. Den oben gegebenen Rath, „daß der gute Junge das Gift nicht so unnöthiger Weise trinke", hat Dahn offenbar befolgt. Er sucht den Schritt des schwärmerischen Indierjünglings zu motiviren, und auch die Klage der Jungfrau Theano scheint auf Rückerts Rath umgestaltet zu sein.

Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig. Adolf Titze.

So wie das Gedicht vorliegt, verdient es nicht blos als eine Vorstufe in der Entwickelung eines der bemerkenswerthesten Dichter der Gegenwart unsere Beachtung, sondern auch durch seinen eignen Werth.

Es spielt auf der Insel Cypern zur Zeit der Römerherrschaft. Auf Cypern lebt neben dem genußsüchtigen Römerthum eine junge Christengemeinde unter Führung des Hebräers Josephus. Phalanthus, der Tyrann der Insel, ist der typische Repräsentant des untergehenden Sinnencultus, Theano, seine Schwester, die würdige Vertreterin der aufblühenden Lehre von der Menschenliebe und dem Gottessohne. Da stürzen die germanischen Heiden in's Land, Herzog Harald von Sachsen und seine

wilde Schaar, und erobern die Inſel mit unerhörter Geſchwindigkeit. Theano gewinnt den jungen, wohlgeſtalten, reckenhaften Herzog lieb, und Phalanthus nützt die Liebe ſeiner Schweſter zum Verrath aus. Unbewaffnet ſoll Harald in ſein Haus kommen, um ſeine Schweſter als Gattin heimzuführen. Die Schweſter aber iſt nicht anweſend, ſie wird unter Schloß und Riegel gehalten, während man dem Sachſenherzog einen vergifteten Becher credenzt. Aber nach germaniſcher Sitte beut er zuerſt den Trunk ſeinem Gaſtfreund. Phalanth erbleicht, Harald erkennt den Verrath und ſchlägt ſeinen verrätheriſchen Gaſtfreund zu Boden. Ehe er jedoch aus dem vielverſchlungenen Bau entkommt, trifft ihn der Speer eines Verfolgers. Seine Getreuen kommen nur noch zur rechten Zeit, um von ihm Abſchied zu nehmen, und Theano, die unſchuldige Urſache ſeines Todes, ſtürzt klagend über ſeine Leiche. Vereint ziehen die Germanen mit der Leiche ihres Herzogs in die nordiſche Heimat, Joſephus und Theano begleiten ſie, um die Lehre von der Menſchenliebe den Völkern der Mitternacht zu verkünden.

Eine gewiſſe Vorliebe für die alterthümelnde Richtung macht ſich auch in dem 1855 von dem 21jährigen Dichter verfaßten Erſtlingswerke geltend. Das Werk zeugt aber zugleich von einer gewiſſen Selbſtändigkeit in der Auffaſſung der Verhältniſſe und der hiſtoriſchen Ideen. Die Geſtalt der Theano, in welcher immer noch das griechiſche Ideal des Lebensgenuſſes mit dem chriſtlichen Gedanken der Weltentſagung ſtreiten, iſt deſſen ein Zeugniß. Die andern Figuren des Gedichts ſind weniger originell. Die Verſificirung iſt trotz des Rückert'ſchen Tadels — oder vielleicht infolge deſſelben — eine leichte und gute.

Ueber die Illuſtrationen zu dem Jugendwerke Dahns kann ſich der Leſer unſrer Zeitſchrift durch die Proben, die wir ihm bieten, ſein eigenes Urtheil bilden. Die Verehrer Dahns, von welchen wohl nur ſehr wenige die Jugendarbeit des Dichters kennen, werden der Verlagsbuchhandlung für dieſe Gabe Dank wiſſen.

Meyers Conversations-Lexikon.

Vor uns liegt ein stattlicher Band, ein alter Bekannter in neuem Kleide, eine von jenen wenigen bevorzugten Erscheinungen der deutschen Literatur, denen es vergönnt ist, mit verjüngtem Antlitz und im neuen Schmucke periodisch einen reichen Kreis alter Bekannten zu begrüßen. Es ist der erste Band der vierten Auflage von Meyers großem Konversationslexikon. Vor nunmehr sechs Jahren war das epochemachende Werk in seiner dritten Auflage zum Abschluß gekommen und hatte, schon in seinen früheren Auflagen ein willkommener Freund und vielgesuchter Berather, sich damals schnell eine vorher nie gekannte Popularität erobert, wie seine beispiellose Verbreitung in weit mehr als 100 000 Exemplaren zur Genüge bewies.

Inzwischen ist die Welt nicht stehen geblieben; im Fluge kommend und davon eilend hat sie uns auf jedem Gebiete Neues gebracht. Wissenschaftliche Forschung hat manches Geheimniß der Natur erschlossen und die Kenntniß unseres Erdtheiles erweitert, neue politische und sociale Fragen haben sich in den Vordergrund gedrängt, unser Volk ist aus seiner continentalen Beschränktheit herausgetreten und hat seinen Antheil an der Weltherrschaft erhalten. Was in früherer Zeit von Bedeutung war, ist zum Theil werthlos geworden, oder veraltet. Unbekanntes, wenig Geachtetes ist in den Vordergrund des Interesses getreten. Wir sind an einem Markstein unserer politischen und socialen Entwickelung angelangt, und so halten wir den Zeitpunkt des Erscheinens der neuen Ausgabe für einen sehr glücklich gewählten. Wie die erste Abschlagszahlung jetzt vor uns liegt, stellt sie sich schon der oberflächlichen Musterung als ein Meisterwerk dar, ein Beweis der hohen Leistung, welcher die deutsche Typographie in allen ihren Zweigen heut gewachsen ist. Aber nicht nur ihre äußere elegante, dabei solide Erscheinung, auch in ihrem inneren Kern zeigt diese neue Auflage einen gewaltigen Fortschritt im Vergleich mit ihrem so sehr geschätzten unmittelbaren Vorgänger.

Der „Meyer" ist von den drei großen deutschen Encyklopädien die jüngste, der „Brockhaus" hat 43, der „Pierer" 17 Jahre vor ihm voraus. Jedes dieser beiden letzteren hatte sich einen großen Kreis von Freunden zu erwerben gewußt, beide waren bereits zu unentbehrlichen Rathgebern geworden, als der dritte Bewerber in die Schranken trat und, von neuen überraschenden Gesichtspunkten geleitet, im äußern Gewand wie inneren Kern seinen Vorgängern durchaus unähnlich, sich im Fluge die Gunst des deutschen Publikums errang. Die bis dahin erschienenen Encyklopädien behandelten zwar in mehr oder weniger eingehender Weise die Gebiete der Geschichte, der Erdbeschreibung, der Literatur, der Biographien u. a., aber einestheils beschränkten sie sich aus leicht erklärlichen Gründen auf eine allgemeine Darstellung, anderntheils vernachlässigten sie es, ihrem Programm einige der wichtigsten Disciplinen einzuverleiben oder sie schenkten denselben doch nur eine vorübergehende Beachtung. Die Naturwissenschaften erfuhren eine rein akademische Behandlung, wie aber ihre verschiedenen Zweige in das praktische Leben umgestaltend, fördernd, schaffend eingreifen, davon erfuhr man wenig oder nichts; die Technik, welche seit dem Beginn des Jahrhunderts mit Riesenschritten vorangeeilt ist und revolutionirend jede Thätigkeit beeinflußt hat, wurde kaum kurzer Erwähnung gewürdigt. Und vergebens suchte man in den damaligen Publikationen ähnlicher Art nach Belehrung über die vielen volkswirthschaftlichen Fragen, deren Verständniß zum allgemeinen Bedürfniß wurde, seitdem die Nation in ihren breitesten Schichten sich mit dem Wie und Warum der inneren wie der äußeren Politik zu beschäftigen anfing.

Hier ein Reformator gewesen zu sein, muß Meyers dauerndes Verdienst bleiben. Wie richtig Meyers Auffassung von der wahren Aufgabe eines Conversationslexikons war, bewies nicht allein sein erstaunlicher Erfolg, bewies auch die Nachahmung, welche sein Beispiel sofort an anderer Stelle fand. Aber nicht nur hinsichtlich der Erweiterung des Stoffes und seiner sachlichen Behandlung, auch in Bezug auf die innere Organisation, Gliederung und Ordnung derselben lenkte Meyer in neue, nie vorher betretene Bahnen. Nirgends hatte man es vorher wie hier verstanden, das ungeheuere Material des gesammten menschlichen Wissens und Könnens in so übersichtlicher, leicht findbarer Weise zu ordnen, daß dem augenblicklichen Wissensbedürfniß schnell und leicht genügt wurde,

nie vorher war auch das illustrative Element in so vortrefflicher Weise in den Dienst der Schrift gezogen worden.

Der Begründer des Bibliographischen Instituts ist auch auf diesem Gebiete bei uns ein Bahnbrecher gewesen. Viele sind seinen Spuren gefolgt, aber mehr als einem unter ihnen sollte der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß seine Illustrationen weniger auf Belehrung und Erläuterung des Textes als auf die Anlockung der großen Menge berechnet erschienen. Ist der heutige Büchermarkt zum guten Theil ein Bilderbüchermarkt geworden, ist dem Bild häufig die Rolle des Haupt- und Zugstücks angewiesen, dem der Text so nebenher auf den Leib geschrieben erscheint, so wird man dem Meyer'schen Conversationslexikon ganz unbedingt das Zeugniß ausstellen, daß es auch bei seinem gegenwärtigen neuen Gange streng dem Grundsatz treu geblieben ist, die Illustration nie und nirgend für einen weniger hohen Zweck zu verwenden, als den der Erläuterung des Textes. Um dies aber voll und ganz zu erreichen, mußte sie künstlerisch vollendet sein. Zu welcher nie gekannten Vollkommenheit sich die illustrativen Darstellungsmittel entwickelt haben, zeigen uns die prächtigen Tafeln der Völkerkunde, zur Zoologie und Botanik, zur Kunstgeschichte und Kunstindustrie, die Städtepläne u. a. im vorliegenden Bande zur Genüge. Welche Mühe, Arbeit und Kosten aber sich an die Herstellung einer einzigen dieser Tafeln knüpfen, das möge der in die Geheimnisse des Buntdruckes Nichteingeweihte aus der Thatsache entnehmen, daß beispielsweise die Tafel „Amerikanische Völker" 18 verschiedene Farben und demgemäß auch so viele Steine erforderte, über welche jedes Blatt in streng vorgeschriebener Reihenfolge zu gehen hatte. Bei einigen dieser Blätter war der Proceß sogar 22 Male durchzumachen. Selbstverständlich bedarf es der peinlichsten Genauigkeit, also des besten Arbeitsmaterials, des vorzüglichsten Papieres, soll die Arbeit des Künstlers ihre Wiedergabe in voller Treue und Frische erhalten. Natürlich läßt sich ein Farbenbild auch mit weniger Farben, also mit viel niedrigeren Kosten, aber auch weniger vollendet herstellen, wie das ja bei gleichartigen Publicationen durchweg geschieht. Trotz dieses weit größeren Aufwandes stellt sich der „Meyer" aber im Preise keineswegs höher als seine Concurrenten, so daß der scharfe Kritiker Reuleaux hier seine helle Freude haben und sein viel berufenes Verdict ganz sicherlich so modificiren müßte, daß er zu dem „billig" ein wesentlich anderes Adjectivum gesellte. Von solchen künstlerischen Beilagen, wie sie bereits in großer Zahl vorliegen*), bringt die gegenwärtige Auflage 550 Blätter außer 3000 im Text eingedruckten bildlichen Erläuterungen; also gegen die vorhergehende Auflage ein Mehr von 150 Blättern und von nicht weniger als 1500 Textillustrationen. Diese Vermehrung erklärt sich theils aus einer reicheren Ausstattung der schon früher bedachten Rubriken, theils und zwar nach mehr aus einer bedeutenden Erweiterung des Illustrationsprogramms, welche den veränderten Zeitbedürfnissen und den in die weitesten Schichten eingedrungenen Bestrebungen entsprechend Rechnung trägt. Dahin gehören die meisterhaften Tafeln zur Völkerkunde in Aquarelldruck, von welchen der vorliegende Band drei enthält, ferner die 25 Tafeln zur Kunst-Industrie, welche Art und Stil der gewerblichen Leistungen in alter und neuer Zeit zur Anschauung bringen und gerade jetzt, wo wir in einer Entwickelungsphase unseres gewerblichen Lebens stehen, von höchstem Interesse sind. Neue Erscheinungen finden wir auch auf dem Gebiet des Thierreiches, der Botanik, der Astronomie und Technologie, der Baukunst u. a. Wo es nur immer wünschenswerth schien, ist der Aquarell- und Farbendruck und zwar in höchster technischer Vollendung an die Stelle des Schwarzdrucks getreten. Zu den Textbildern, auf deren außerordentliche Vermehrung wir schon hingewiesen haben, sind ganze Kategorien hinzugekommen, indem namentlich das Zeitgemäße und Interessante berücksichtigt wurde: Anatomie und Zoologie, die Chemie und Technologie, die Maschinenkunde, die Landwirthschaft, das Kriegs- und Seewesen, die Baukunst, die Costümkunde, die Heraldik, Alterthumskunde und Kunstmythologie, dazu kommen Pläne der bekanntesten Schlachten, Situationskärtchen wichtiger Städte und Hafenplätze (im vorliegenden Bande Angra Pequena, Aden u. a.), mehrere Hundert deutscher und ausländischer Städtewappen u. a. m. In keinem ähnlichen

*) Als eine Probe hat uns die Verlagshandlung für die Abonnenten von „Nord und Süd" das diesem Heft von eingefügte, in 11 Farben prächtig ausgeführte Facsimile der Gutenberg'schen 42zeiligen Bibel zur Verfügung gestellt.

Die Redaction.

Werke ist die Illustration in so ausgiebigem, aber zugleich auch in so zweckentsprechendem Maße verwendet worden wie hier. Als einen überraschenden Fortschritt begrüßen wir die Kartenbeilagen. Der Prospect verspricht uns 140 Karten, darunter 17 Geschichtskarten, und 60 Städtepläne in Stahlstich und Chromolithographie, also einen vollständigen sehr reichhaltigen Atlas, in größtentheils ganz neu gezeichneten Blättern und von musterhafter kartographischer Ausführung, so daß die Abonnenten mit den zahlreichen Situationskarten und Plänen, welche in den Text eingedruckt sind, in den Besitz eines kartographischen Materials gelangen werden, wie es in solcher Vollständigkeit und Vorzüglichkeit unsere bewährtesten und kostspieligsten Atlanten nicht zu bieten vermögen. Selbstverständlich sind auch auf den Karten des vorliegenden Bandes überall die neuesten Forschungen berücksichtigt und die jüngsten politischen Umgestaltungen, auch soweit sie unsere eigene Stellung im Auslande berühren, eingetragen.

Die Hauptsache bleibt indessen immer der gedruckte Text, die eigentliche Substanz des Werks. Sich da ein Urtheil zu bilden, fällt ungleich schwerer, ein endgültiges, durchaus verläßliches Urtheil über ein Werk dieser Art wird aber der am besten geben können, den sein Beruf dazu führt, dasselbe dauernd zu benutzen, bei auftauchenden Fragen zu Rathe zu ziehen und die erhaltenen Antworten mit gleich verläßlichen Quellen zu vergleichen.

Was das Finden anlangt, so gebührt dem Meyer ganz unstreitbar das Verdienst, daß man das Gesuchte nicht nur wirklich findet, sondern daß man dasselbe auch leicht findet. Dieser Vorzug ist der neuen Auflage mit noch größerer Bestimmtheit zuzusprechen als ihren Vorgängern; der Fortschritt in formeller, praktischer Beziehung ist ein eminenter. Wie der Raum für viele Tausende neuer Artikel gewonnen wurde, ist leicht aus der knappen, klaren und abgerundeten Diction ersichtlich, in der alle Artikel abgefaßt sind. Daß gerade hier, namentlich in Bezug auf den jedem Artikel gebührenden Raum das richtige Maß gehalten wurde, muß als eine sehr hohe Leistung der Redaction hervorgehoben werden. Allerdings werden die Anforderungen, welche in dieser Hinsicht gestellt werden, mehr oder weniger von individuellen Neigungen beeinflußt. Der Gelehrte will etwas Anderes als der Kaufmann, die Wünsche des Künstlers weichen von denen des Militairs ab, es ist nicht leicht, Alle zu befriedigen. Und dennoch ist der Maßstab, den man an ein solches Werk anzulegen hat, nicht zu schwer zu finden. Ein Conversationslexikon ist kein Fachlexikon, es soll jedem Gebildeten Antwort stehen, es soll auch den Fachmann auf die Quellen hinweisen, aus denen er weitere Belehrung schöpfen kann, aber weiter gehen soll es nicht. Andernfalls wird es zu einer Sammlung weitläufiger Abhandlungen, die für den allgemeinen Leserkreis ungenießbar, für engere Fachkreise ungenügend sind. Eine Uebersetzung des Princips in die Praxis ist freilich keine ganz leichte Sache, aber die Redaction hat sich dieser schwierigen Aufgabe mit großem Geschick entledigt. Das Veraltete ist ausgemerzt aber auf den gebührenden Raum beschränkt — dem Neuen, Wichtigeren ist zu seinem Recht verholfen. Beispielsweise ist schon in diesem ersten Bande der Entwickelung unseres Colonialbesitzes die größte Aufmerksamkeit gewidmet.

Es leuchtet ein, daß eine solche Vollkommenheit nur durch die umfassendsten Vorbereitungen ermöglicht werden konnte. In der That ist denn auch seit Jahren ein ansehnlicher Stab von Gelehrten im Dienste des Werkes thätig, und der Herausgeber hat den Druck nicht eher begonnen als bis jedes einzelne der zahllosen Fächer, in welche der Stoff des weitschichtigen Werkes zerlegt werden mußte, durchaus bearbeitet, lückenlos von A bis Z vorlag. Daher die Abrundung, die einheitliche Behandlung jedes einzelnen Gebiets, das ebenmäßige Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen.

Die Liste dieser Mitarbeiter zeigt uns nun die vollbekannten Namen erprobter Kräfte, welche die früheren Auflagen zu dem machten, was sie geworden; einer aber der andere ist abberufen worden und hat durch eine gleich tüchtige Kraft ersetzt werden müssen. Es ist das eine stattliche Phalanx bewährter Männer, aber wie schwer es ist eine solche zu finden, das wissen Wenige. Wissenschaftlich und doch gemeinverständlich, erschöpfend und doch präcis, knapp und doch abgerundet zu schreiben, das ist nicht Jedermanns Sache. An diesen vereinigten Anforderungen scheitert so manche sonst hochbewährte Kraft. Glücklich darum die Redaction, welche es vermocht hat, einen solchen Kreis gelehrter und gewandter Arbeiter um sich zu versammeln.

Hat der Meyer schon in seinen früheren Auflagen durch die Zweckmäßigkeit seiner Anlage, durch die abgerundete und gemeinverständliche Darstellung, durch die meisterhafte Verwerthung des illustrativen Elementes unter ähnlichartigen Werken unbestritten einen ersten Rang eingenommen, so wird er zweifellos in dieser neuen Auflage mit seinem in eine prächtige Form gefaßten vortrefflichen Inhalt sich die volle Gunst aller deutschen Leser in ungeschwächtem Maße erhalten und zu seinen alten Freunden neue hinzugewinnen.

Historische Vorträge von Carl von Noorden. Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Mit dem Portrait C. von Noordens in Lichtdruck. Leipzig, Duncker und Humblot. 1884.

In einer Zeit, in welcher die Vertreter einer universalen Geschichtschreibung an den Fingern abzuzählen sind, ist es doppelt schmerzlich, einen im rüstigsten Mannesalter stehenden Gelehrten einem beglückenden pädagogischen Wirkungskreise und einer umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit entrissen zu sehen. Denn Carl von Noorden hatte eben erst das fünfzigste Lebensjahr überschritten, als der Tod ihn ereilte; er hat eine Reihe von Schülern zu begeisterten Anhängern der historischen Wissenschaft herangebildet und — was die Hauptsache war — seine Arbeiten bewegten sich mit gleicher Sicherheit auf dem weiten Gebiete der mittelalterlichen wie der neueren Geschichte. Auch die „Historischen Vorträge", welche Wilhelm Maurenbrecher mit pietätvoller Sorgfalt aus Noordens nachgelassenen Papieren ausgewählt hat, sind ein vollgültiger Beweis für die universale Geistesrichtung ihres Autors und geben auch einem größeren Publikum eine Vorstellung von der Bedeutung, welche Noorden als akademischer Redner erlangt hatte. Wie in seinen Collegien, so kam es ihm auch bei diesen Vorträgen, welche er in verschiedenen Städten gehalten hat, darauf an, mit Fortlassung eines nur verwirrenden Details eine Persönlichkeit oder eine Periode in großen Zügen zu skizziren; darin liegt der eigenthümliche Reiz dieser Geschichtsbilder und die nachhaltige Wirkung auf Leser und Hörer. Dem Mittelalter gehören an: „Adalbert von Bremen" und „Kirche und Staat zur Zeit Ludwigs des Baiern", der neueren Zeit die Vorträge über Wilhelm von Oranien, den Gegner Ludwigs XIV., über Frau von Maintenon, Lord Bolingbroke, Swift, Victor Amadeus II. von Savoyen und Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Mit Recht bemerkt Maurenbrecher, daß dieser letztere „an Inhalt und Form der bedeutendste, gedankenreichste und reifste" von allen ist. Eine akademische Festrede, die er am 22. März 1870, am Geburtstage des Kaisers, hielt, behandelt „Ernst Moritz Arndt und Preußens deutschen Beruf". Man spürt in den markigen Sätzen der Rede etwas von dem Geiste des alten Arndt, zu dessen Füßen gesessen zu haben Noorden sich Zeit seines Lebens rühmte. Außer den schon angedeuteten Vorzügen muthet eine im besten Sinne des Wortes liberale Gesinnung den Leser der Vorträge wohlthuend an. l.

Apotheker Heinrich von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich.

Heiberg hat die Hoffnung, welche seine bisherigen Werke für eine bedeutende Zukunft erweckten, durch seinen neuesten Roman glänzend erfüllt. Er hat in „Apotheker Heinrich" ein Werk geschaffen, welches sich in die vorhandenen etiquettirten Fächer unseres kritischen Aktenschrankes nicht unterbringen läßt, sondern vielmehr bestimmt scheint, die Marke für ein neues Fach abzugeben. Wenigstens wäre es sehr ersprießlich für den Fortschritt der realistischen Richtung in unserer Literatur, wenn dieses prächtige Buch Schule machte! — Die Versuche einiger geistvoller, aber unproductiver Köpfe, dem nachgerade ungenießbar gewordenen falschen Idealismus durch Nachahmung Zolas auch bei uns den Garaus zu machen, sind kläglich gescheitert, weil unser deutsches Publikum eben nicht mit kalter wissenschaftlicher Genugthuung zuzuschauen vermag, wenn solch ein literarischer Vivisector in den Eingeweiden der Gesellschaft wühlt. Heiberg hat seine große Begabung für naturalistische Schilderung auf gut deutsch zur Anwendung gebracht und damit zugleich einer neuen Art von Idealismus zum Siege verholfen, welche wir uns mit Freuden gefallen lassen wollen. Seinem scharfen Auge bleibt nichts verborgen, was die gewöhnlichsten Vorgänge auch des harmlosesten

Daseins individualisirt; es entdeckt die versteckteſten Beweggründe des Handelns in der zarteſten wie in der roheſten Menſchenſeele; es findet mit verblüffender Sicherheit die geheimnißvollen Wechſelbeziehungen heraus, welche zwiſchen unſerem Empfinden und unſerer lebloſen Umgebung beſtehen. Aber Heiberg benützt dieſen Scharfblick nicht etwa dazu, die Reſultate ſeiner Beobachtung mit „wiſſenſchaftlicher" Objectivität, ohne gemüthliche Antheilnahme vor uns auszubreiten, ſondern er macht ſie vielmehr ſeinem idealen Zweck der Erweckung tiefſter Sympathie für jedes Menſchen Luſt und Leid dienſtbar.

Das Buch hat große Aehnlichkeit mit Flauberts „Madame Bovary", beſonders im Aufbau und in der Art der Schilderung; aber Flaubert findet trotz ſeiner an's Unheimliche grenzenden Beobachtungsgabe doch niemals jenes Fädchen, welches ſelbſt die ärgſte menſchliche Jämmerlichkeit, Lächerlichkeit und Beſchränktheit noch mit unſerem lachenden oder weinenden Mitgefühl verknüpft. Seine ſämmtlichen Figuren bleiben uns im Grunde gleichgültig, oder werden uns gar widerlich, und ſein ganzes Werk hinterläßt ſchließlich nur den Eindruck grauſamer Gewiſſenhaftigkeit, nicht den großer Künſtlerſchaft. Auch Heiberg analyſirt im „Apotheker Heinrich" Alltagsmenſchen in kleinlichſten Verhältniſſen, behandelt den oft dageweſenen Stoff der unglücklichen Ehe, welche ein junges Mädchen, den Eltern zu Liebe, mit einem viel älteren Manne eingeht; auch er giebt ſo viel Detail, daß auch kein Tüpfelchen an der Greifbarkeit ſeiner Figuren fehlt: auch er zeichnet in ſeinen Titelhelden, ohne irgendwo zu grell aufzutragen, ein wahres Monſtrum von ſelbſtgefälliger, tugendhafter Niedertracht und erſpart uns nicht die dümmlich grinſenden Porträts kleiner Provinzial-Schufte — aber dennoch durchdringt ein edles Pathos ſeine Schilderung, die beißende Ironie wird durch den Humor köſtlich verklärt, und die innige Sympathie mit dem großen Leide auch unbedeutender Seelen erwirkt die künſtleriſche Befreiung von dem niederſchlagenden Gefühl, welches ſonſt die Schilderung des nackteſten Egoismus in den vielerlei Geſtalten wohl erzeugen würde. Ich glaube dem „Apotheker Heinrich" dieſelbe Bedeutung für unſere Literatur beimeſſen zu dürfen, welche „Madame Bovary" für die franzöſiſche gehabt hat, halte aber dabei Heibergs Werk für das ungleich ſchönere. Wenn der Ideengehalt des Buches ein reicherer wäre, würde ich es ſogar mit Eliots „Middlemerch" in Vergleichung bringen — aber Heiberg ſcheint nicht der Mann des Gedankens zu ſein, ſondern der des Schauens und Empfindens. Dieſe Eigenſchaften machen ihn zu einem Naturaliſten und Humoriſten, auf den wir ſtolz ſein können. Man könnte wegen Doras Blindheit mit dem Verfaſſer rechten und ihm vorwerfen, daß er an einigen wenigen Stellen etwas aus der Rolle gefallen ſei — aber ich bin kein Freund kritiſcher Aufſpielerei, wo es ſich darum handelt, auf eine neue, bedeutende Erſcheinung hinzuweiſen, und ſchließe deshalb mit der dringenden Mahnung an alle Literaturfreunde, den „Apotheker Heinrich" nicht ungeleſen zu laſſen.

E. v. W.

Bibliographiſche Notizen.

William Dunbar. Sein Leben und ſeine Gedichte in Analyſen und ausgewählten Ueberſetzungen nebſt einem Abriß der altſchottiſchen Poeſie. Ein Beitrag zur ſchottiſch-engliſchen Literatur- und Culturgeſchichte. Berlin, R. Oppenheim.

William Dunbar lebte am Hofe Jacobs IV. von Schottland, alſo am Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts. Er iſt der geſchätzteſte und bekannteſte ſchottiſche Dichter ſeiner Zeit. Seine bedeutendſten Leiſtungen liegen auf dem Gebiete des Satyriſchen und Humoriſtiſchen, und ſein Spott gilt hauptſächlich dem Leben und Treiben am Hofe, einzelnen hervorragenden Perſönlichkeiten, oft auch ganzen Ständen. Schippers Monographie iſt die erſte zuſammenfaſſende Arbeit über Dunbar. Er ſchildert ausführlich das Leben des Dichters, beſpricht eingehend ſeine Werke, ſchildert das Zeitalter und deſſen Sitten, wie ſie ſich in den Werken des Dichters widerſpiegeln. Eine große Anzahl von Dunbars Dichtungen werden analyſirt und in vorzüglicher, gewandter Ueberſetzung vorgeführt. Von allgemeinſtem Intereſſe ſind die bekannten hiſtoriſchen Betrachtungen des Verfaſſers.

Das Verhältniß des Dichters zum Könige, zum Hofe und zur Gesellschaft werden auf's Anschaulichste geschildert und seine Bedeutung für seine Zeit in gründlicher Weise klargelegt. Durch die skizzirte Darstellung der Geschichte der schottischen Literatur vor Dunbars Zeit hat das Buch einen sehr wichtigen Theil gewonnen. Es ist das Werk umfassenden Wissens und gründlicher Forscherarbeit, zu welcher glücklicher Weise auch die Resultate im richtigen Verhältnisse stehen.

Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung von Dr. Hans Meyer. Mit 120 Abbildungen und Plänen, einer Erdkarte und einem Anhang: „Die Igorroten." 544 Großoctao-Seiten. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Herr Hans Meyer hat in den Jahren 1881—1883 eine Weltreise unternommen über Constantinopel, Athen, Syrien, Egypten, Indien, Ceylon, Java, die Philippinen, über China und Japan und von da nach Californien, Mexico, Cuba, um über das östliche Nord-Amerika wieder nach Deutschland zurückzukehren. Die Erlebnisse dieser Reise bilden den Gegenstand der vorliegenden Schilderung. Kein gelehrtes Buch ist es, das Meyer bietet, aber es ist offenbar mit der Gründlichkeit und dem Ernst des Gelehrten geschrieben. Die Form, mehr eine Reihe von Tagebuchblättern, als eine disponirte Darstellung, ist leicht, angenehm und sehr dazu angethan, den Leser in Gedanken seine Weltreise mitmachen zu lassen. Als Anhang wird eine wissenschaftliche Abhandlung über die auf den Philippinen heimischen Igorroten geboten. Die photographischen Aufnahmen, welche von Richard Püttner und Professer Keller-Leuzinger für den Druck bearbeitet sind, sind eine sehr dankenswerthe Zugabe.

Fritz Reuter-Reliquien. Von Carl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstoeff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.

Gaedertz, der Verfasser des auch von uns besprochenen Werkes: „Das niederdeutsche Schauspiel" hat in diesem Büchlein von neuem seinen eifrigen Sammelfleiß bewährt. Unterstützt von der Wittwe des großen Humoristen und vielen seiner Freunde und Leidensgefährten, bietet er eine Anzahl interessantee Papiere aus Reuters Studienzeit, welche unlängst bei Gelegenheit der Acten-Kassirung am Berliner Gericht zum Vorschein gekommen waren. Das Convolut in Großfolio mit der Aufschrift: „Fasciculi, enthaltend die Papiere des Studenten Reuter," wurde der Wittwe eingehändigt und von dieser Gaedertz zur Verfügung gestellt. Es sind an sich nicht gerade wichtige Papiere, sie gewähren aber ein Bild von Reuters Studentenleben und der Zeit, in welche dieses fiel. Der zweite Theil des Buches „Neue Mittheilungen aus Reuters Leben" enthält vielfache Berichtigungen, besonders der Angaben Glagaus, und zahlreiche Briefe Reuters von größtem Interesse. Besonders erwähnenswerth ist sein Schreiben an Jacob Grimm, seine Correspondenz mit Julian Schmidt und Ludwig Pietsch. Die „Gelegenheitsgedichte" sind eine angenehme Zugabe, die uns allerdings keinen neuen Zug des Reuter'schen Wesens und der Reuter'schen Dichtungsart kennen lehrt. Weitaus das Wichtigste ist Capitel 6 „Ueber die Urgestalt von Ut mine Stromtid". Gaedertz giebt eine ausführliche Analyse zu der zu zwei Dritteln hochdeutsch abgefaßten Urschrift des später so berühmt gewordenen Romans, macht auf diese Weise den Vergleich beider möglich, so daß wir sozusagen in die Gedankenwerkstätte Reuters eingeweiht werden. Denn die „Stromtid" bezeichnet den Anfang wie das Ende, den ersten Anlauf, wie den Höhepunkt von Reuters geistigem Schaffen. Gaedertz' neue Gabe verdient unsern Dank; nur können wir ihm auch hier den Vorwurf der Weitschweifigkeit nicht ersparen. In unserer Zeit, in der so viel geschrieben und so flüchtig gelesen wird, kann man den Autoren nicht oft genug zu Gemüthe führen, sich so kurz als möglich auszudrücken. In der Kürze liegt zum Theil schon der halbe Erfolg, denn die Erfahrung lehrt, daß umfangreiche Bücher erst gar nicht geöffnet werden, — ein trauriges Verhältniß, dem sich mancher Autoe vielleicht nicht gern fügen möchte; das darf aber nur derjenige wagen, der zwar viel, aber nicht zu viel Worte macht.

Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien von Eugen Salinger. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Der Verfasser der Herzensgeschichten versteht nicht nur munter und frisch zu erzählen, sondern auch zu rühren und zu ergreifen: in der kleinen Novelle „Meine

Herzenüber" gelingt ihm dies mit den einfachsten Mitteln, er schildert mit einer Naturwahrheit, die packt und rührt und schließlich zu tragischer Wirkung sich steigert. Ebenso stehen ihm die heiteren Töne zu Gebote, die kleine Humoreske „Eine Geschichte in 2 Stunden 30 Minuten" behandelt ein schon vielfach bearbeitetes Thema, aber so hübsch erzählt und mit so glücklichem Humor, daß wir den Erfolg, den Salinger mit der vorliegenden Novellen-Sammlung gehabt hat, wohl begreifen und ihm gern noch öfter auf demselben Gebiet begegnen werden. Mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bahr, Hermann, Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle. Zürich, Verlagsmagazin.

Barnes, R. H., und **Brown**, C. E., Charles George Gordon. Eine Skizze. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Berge, Elisabeth von, Pausanias. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Freiburg i. B., Kiepert & von Bolschwing, Hofbuchhandlung.

Bibliothek für Ost und West. 12. Bd. J. H. Wehle, Krethi und Pleti. 13. Bd. Victor Wodiczka, Der schwarze Junker. 14. Bd. Max Kalbeck, Wiener Opernabende. 15. Bd. Egon, Meilensteine. 16. u. 17. Bd. Fritz Lemmermayer, Der Alchymist. Erstes und zweites Buch. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.

Blum, Hans, Aus dem alten Pitaval. Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwig XIII. XIV. XV. Bd I. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

— Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein a. d. Jahren 1638. 1639. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbandlung.

Bogeesberger, Gustav, Jugend-Weisen. Aus dem Nachlasse. Graz, Franz Peschel.

Broech, Dr. Moritz, Die Classiker der Philosophie. Lfg. 46—48. Leipzig, Gressner & Schramm.

Brehme Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Colorirte Ausgabe. 8. Band: Fische. 9. Band: Niedere Thiere. 10. Band: Insecten. Bibliograph. Institut, Leipzig.

Broesig, Emil, Geschichte der deutschen Literatur. Siebente Lieferung.

— Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literarischer Essay. Bromeu, Carl Rocco.

Bridel, Louis. La femme et le droit. Etude historique sur la condition des femmes. Paris, F. Pischon. Lausanne, F. Rouge.

Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlenther. Dritte Lieferung. Berlin, Georg Reimer.

Deutsche Encyklopädie. Lief. 3. Aedilen bis Agrar-Politik. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Engelhorns Allgem. Roman-Bibliothek. Bd. 24. Jacques Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin. Bd. 25/26. Stuttgart, J. Engelhorn.

Friesheim, Walther. In der besten der Welten. Naturalistisch-sociales Lebensbild aus unsern Tagen. Zürich, Verlagsmagazin.

Goedeke, Carl, Grundriss der Geschichte der deutschen Dichtung. Drittes Heft. Dresden, Ls. Ehlermann.

Güether, F., Der Harz. Lfg. 4. Hannover, Carl Meyer.

Hagen, Edmund von, Philosophische Abhandlungen und Aphorismen. Beiträge zur Einsicht in ächte Weisheit. Erster Haupttheil: Genius, Geist und Gemüth. Heft. I. Intellectuelles. Hannover, Commissionsverlag von Carl Schüssler.

Häuser, Caroline, Grüsse aus Nord und Süd. Novellen-Cyclus. 1. Lieferung. München, Staegmeyer'sche Verlagshandlung.

Helfenstein, Ludwig, Allerseelen. Ein Vorspiel. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Hellwald, Friedrich von, Frankreich in Wort und Bild. Heft 19—21. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Henckel, W., Russische Geschichte in Biographien von N. Kostomarow übersetzt. Lfg. 1. Leipzig, Franz Duncker.

Heiz, Arne, Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Zürich, Verlagsmagazin.

Heichen, Paul, Afrika-Hand-Lexikon. Mit vielen Abbildungen und Karten. Leipzig, Gressner & Schramm.

Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen. 6. Band. 3. Heft. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Jordan, A., Moderne Dioskuren. Humoreske. Cannstatt, G. Ad. Stehn.

Kalender für Musiker und Musikfreunde. 1886. Herausg. von Gustav Damm. Hannover, Steingräbers Verlag.

Kapff-Essenther, F. von, Moderne Helden. Charakterbilder. Zwei Theile in einem Bande. Nur ein Mensch. Hans, der nicht sterben wollte. Sommernachtstraum. Jena, Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung

Keib, G. Fr., Culturgeschichte der Menschheit. Lieferung 11. 12. Leipzig, Arthur Felix.

Krause, Dr. Aurel., Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nordwestküste von Amerika und der Beringstrasse. Jena, Hermann Costenoble.

Leimbach, Karl L., Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur. Band IV. Abthl. 2. Kassel, Theodor Kay.

— Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Band II. Lieferung 1—3. Kassel, Theodor Kay.

Leo, F. A., Shakespeare-Notes. London, Trübner & Co., Ludgate Hill.

Lübke, Wilhelm, Bunte Blätter aus Schwaben 1866—1884. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Maclagezze, Paul, Indien. A. d. Italienischen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Herm. Costenoble.

Beerheimb, Richard von, Monodramen neuer Form (Psycho-Monodramen). Neue Folge. In zwanglosen Heften. Heft 2—6. Dresden, H. Jaenicke.

Bemal, Arthur. Pariser Luft. Leipzig, Albert Unflad.

Bemeiraa der Königlich Preussischen Prinzessin Friederike Sophia Wilhalmine Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Grossen. Vom Jahre 1709—1742. Vierte Anflage. Mit Illustrationen. Leipzig, H. Barsdorf. 2 Bde.

Berf, M., Zur Biographie Pestalozzis. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Zwaiter und dritter Theil. Winterthur, Bleuler, Hausheer & Comp.

Beelmeyer-Vakaesowitsch. Bibliothek f. moderne Völkarkunde. Bd. II. Lfg. 21—26 (Oesterreich-Ungarn). Lfg. 27. 28. Grossbritannien. Leipzig, Franz Duncker.

Bicklas, Johannes, Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. München, M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung.

— Dia Ephesier, Drama in drei Acten von Joh. Andreas Schmeller. München, M. Rieger'scha Universitätsbuchhaedlung.

Philippi, Felix, Irrlicht. Schauspiel in vier Aufzügen. Bühnenmanuscript. München, Druck von R. Oldenbourg.

Ploss, Dr. H., Das Weib in dar Natur- u. Völkarkunde. Anthropologische Stndien. 2 Bde. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Rentsch, Otto, Neno thüringer Klänge. 1. Bändchen. Jena, Fr. Mankes Verlag (A. Schenk).

Revua internationale. Tome septième. Livr. II. III. Florence.

Rex, Dr. Erwin, Abriss der Geschichte der antiken Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der Langenscheidt'schan Bibliothek sämmtlicher griechischen und römischen Klassiker in nenoren deutschen Musterübersetzungen. Berlin, Langenscheidtschn Verlagsbuchhandlung.

Roskeechny, Dr. Hermann, Afghanistan und seine Nachbarländar. Der Schauplatz des jüngsten russisch-englischen Conflicts in Central-Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Mit ca. 200 Abbildungen, vialan Karton und Plänen und eioer grossen in Farben ausgeführten Karto Afghaeistans als Gratisbeigabe. Leipzig, Gressner & Schramm.

— Das asiatische Russland. I. Band. Mit einer Karte des Kankasus. II. Band. Mit eiuar Karte von Nord- und Mittelasien. Leipzig, Gresseer & Schramm.

— Europas Colonien. West-Afrika vom Senegal zum Kamorun. Nach den neoosten Quellan geschildert. Mit 120 Abbildungen und 12 Karten. Leipzig, Gressner & Schramm.

Raepprecht, Dr. Christian, Der Mensch und seine Wehnung in ihrer Wechselbeziehung. München, Theodor Ackermann.

Scherr, Dr. Johannes, Bildersaal der Weltliteratur. 3. neubearbeitete und stark vermehrte Auflage. Lief. 2—25. Stuttgart, Gebrüder Kröner.

Schalttar, Albert, Schöe-Lischen. Eine Weihnachtsgeschichte in Versen. Graz, Franz Pechel.

Scholz, Dr. Friedrich, Die Handschrift und ihre charakteristischen Merkmale. Mit vielen chemigraphischen Tafeln. Bremen, Carl Rocco.

Schweiger-Lercheafeld, A. v., Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Lieferung 19—24. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Saeley, J. R., Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preussen im Zeitalter Napoleons. Gotha, Friedr. Andreas Perthes.

Segebarth, Johann, De Davazer Smuggler. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Berlin, H. Th. Mrose.

Semmig, Hermann, Ein Genzianenstrauss. Novellan und Reisebilder a. d. Schweizer Alpen. Leipzig, Eugen Peterson.

Siegfried, Zeitschrift für volksthümliche Dichtung und Wissenschaft. Lieferung 3—6. Beerfeiden & Leipzig, Meichards Varlag.

Stalaar, P., Elementargrammatik nebst Uebungsstücken zur Gemein- odar Weltsprache. Deutsche Ausgabe. Neuwied, Heusers Verlag.

Stelahaasea, H., Der Corrector. Scenen a. d. Schattenspiele des Lebens. Leipzig, Johannes Lehmann.

Steraa, Carus, Herbst- und Winterblumen. Eina Schilderung der heimischen Blumenwelt. Lfg. 11—15. Leipzig, G. Freytag.

Stielar, Carl, Culturbilder aus Baiern. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Carl Theodor Heigel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Svoboda, Dr. Adalbert, Kritische Geschichte der Ideale. Erster Band. Dritte Lieferung. Leipzig, Th. Griabens Varlag (L. Fernau).

Taylor, Bayard, Ein Lebensbild aus Briefen zusammengestellt von Maria Hansen-Taylor und Horace E. Scudder. Uebers. und bearbeitet von Anna M. Koch. Mit Portrait. Gotha, F. A. Perthes.

Veredarias, O., Das Buch von der Waltpost. Entwickelung und Wirken der Post und Telegraphia im Weltverkehr. 6. Heft. Berlin, Herm. J. Meidinger.

Welakauff, Franz, Almania. Dreisprachiges Studentenliederbuch. 2. Heft (Schluss).

Weloka, H. A., Die Dresdener Gallerie. Heft 90. Roudnitz-Leipzig, A. H. Payne.

Zilligateia, Emil von, Aus der Heemte. Heiteres und Ernstes, Gereimtes und Ungereimtes in Oberlausitzer Mundart. Görlitz, H. Tzschaschel.

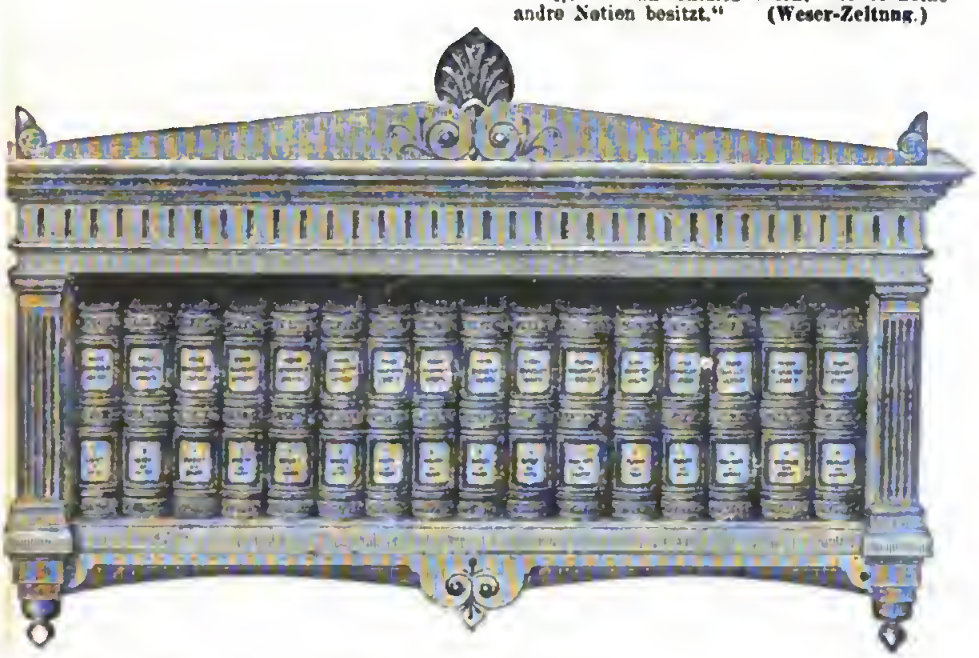
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

„Ein monumentales Werk, wie es keine andre Nation besitzt.“ (Weser-Zeitung.)



Soeben erschien der *erste Band* von

Meyers Konversations-Lexikon,

vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit über 3000 Abbildungen im Text, 550 Illustrationstafeln, Karten und Plänen, davon 80 Aquarelltafeln.

6 Bände von je 64 Bogen Text mit ca. 200 Abbildungen und 30—40 Beilagen in Halbfranz gebunden à M. 10,00 oder 256 Lieferungen à 50 Pfennig.

Jährlich erscheinen 3—4 Bände.

Dieses grossartige Werk, ein vollständiges Wörterbuch des allgemeinen Wissens, umfasst alles, was der Inbegriff moderner Weltbildung erfordert. Seinem Wert kommt sein Ruhm gleich, welcher ihm schon bei mehr als dreimalhunderttausend Familien Eingang verschafft hat.

Über den **Inhalt** urteilt die Neue Freie Presse: „. . . Genug, die neue Auflage ist eine mustergültige und kann rückhaltlos jedem empfohlen werden, der das begreifliche Verlangen hat, das neueste auf der Höhe der Zeit stehende Konversations-Lexikon zu besitzen.“

Über die **Ausstattung** urteilt das Journal für Buchdruckerkunst: „. . . Eine Riesen- und Meisterarbeit. Unerreicht weder von einem ähnlichen deutschen Werk noch von einem solchen einer andern Nation.“

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und liefern das Werk auf Wunsch auch gegen Ratenzahlungen.

☛ *Alle ältern Conversations-Lexika werden für 42 Mark in Umtausch angenommen.*

Ausführliche Prospekte gratis.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

die Gefässe mit einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i. B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a. S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i. W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i. M.,
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i. V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google

Proceß Gräf

von

Paul Lindau.

Band 35. — Heft 104.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1885.

Breslau
S. Schottlaender.

November 1885.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Um die Pfingstzeit. Novelle. (Schluß) 153

Heinrich Albrecht in Berlin.
Paul Boerner 172

Georg Irmer in Hannover.
Der Nord-Ostsee-Canal .....

Wilhelm Hertz in München.
Zwei Novellen in Versen 193

Paul Lindau in Berlin.
Idealismus und Naturalismus in Berlin. Proceß Gräf 204

Felix Auerbach in Breslau.
Die Entwickelung der deutschen Universitäten 269

Bibliographie 284

Geographische Umschau. Annie Brassey, Eine Familienreise; Helle-Wartegg, Nord-Amerika; Lansdell, Russisch Central-Asien. (Mit Illustrationen.) — Jastrow, Der deutsche Einheitstraum. — Schäffle, Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. — Wilhelm Raabe, Pfisters Mühle.

Bibliographische Notizen 295

Hierzu ein Portrait von Dr. Paul Boerner.
Radirung von Wilhelm Kranskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte
von:
Prochaska, Karl, in Teschen. (Salonbibliothek.)
Freund & Jeckel, in Berlin. (Schriften von Ernst von Wildenbruch.)

Prospect.

„Nord und Süd.“

Die Monatsschrift „**Nord und Süd**“ ist mit April dieses Jahres in ihren neunten Jahrgang eingetreten. Sie hat die Freude gehabt, bei dem Erscheinen ihres 100. (Juli-) Heftes den Beifall und die Glückwünsche der gesammten deutschen Presse und der deutschen Leserwelt entgegenzunehmen. Wir haben daraus das Bewußtsein geschöpft, daß wir unserem hochgesteckten Ziele: die ersten Dichter und Gelehrten Deutschlands zu vereinigen zu gemeinsamer veredelnder Einwirkung auf das deutsche Volk, immer näher und näher gekommen sind und leiten daraus auch die Pflicht her, fürderhin unserer Aufgabe treu zu bleiben und zu deren Erfüllung unsere ganze Kraft einzusetzen. Wir dürfen auch in Zukunft auf die Mitarbeiterschaft der bewährtesten Männer unter Deutschlands Dichtern und Gelehrten bauen, und hoffen so, nicht nur nicht zurückzubleiben hinter dem, was uns die volle Zufriedenheit unserer Leser eingetragen hat, sondern unserm Ziele in stetem Fortschritt entgegenzustreben.

Das vorliegende 104. Heft zeigt wiederum die von uns stets nach Kräften angestrebte Vereinigung anerkannter literarischer Größen mit aufstrebenden, jüngeren Arbeitern; es zeigt wiederum die gleichmäßige Berücksichtigung der Dichtung und Wissenschaft, des Allgemeingültigen und Interessanten mit dem Actuellen, die Gegenwart Beschäftigenden. Greifen der „Proceß Gräf“ und „Der Nord-Ostsee-Canal“ unmittelbar in das Leben unserer Tage hinein, in die weltbewegenden Fragen der

Zeit, ſo führt uns die Jenſen'ſche Novelle in einen abgelegenen Winkel der Gebirgswelt und die Hertz'ſche Dichtung in die ſchönen Zeiten der Romantik zurück — in der Abwägung dieſer entgegengeſetzten Wirkungen liegt der Gedanke, der uns ſtets bei der Auswahl deſſen leitet, was wir unſeren Leſern vorzulegen beabſichtigen.

Breslau, Ende October 1885.

Die Verlagsbuchhandlung

S. Schottlaender.

Sämmtliche Hefte von „Nord und Süd“, ſowie die Portraits ſind — ſoweit der Vorrath reicht — das Heft zum Preiſe von *M.* 2.00, das Portrait zum Preiſe von *M.* 1.50 für die große, *M.* 1.00 für die kleinere Ausgabe, durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes, oder auch direct von der Verlagsbuchhandlung S. Schottlaender in Breslau, Siebenhufenerſtr. 2/3, zu beziehen.

Geſammtregiſter über die erſten 104 Hefte von „Nord und Süd“ ſind gratis und franco von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Beiliegende Beſtellkarte empfehlen wir Ihrer gefl. Beachtung reſp. Benutzung.

D. O.

Digitized by Google

W. v. Baeyer.

Verlag von S. Schottländer in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXV. Band. — November 1885. — 104. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Paul Boerner.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Um die Pfingstzeit.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i. Br. —

(Schluß.)

Man war der Werkeltag wieder auf die Pfingstfeiertage gefolgt, und Erwin Curtmann hatte sich in dem Aufenthaltsort, der ihm so unerwartet zu einer Station geworden, eingewöhnt. Eigentlich war's nur die Zungengewöhnung an die Bauernkost gewesen, die etwas Ueberwindung von ihm verlangt, doch er hatte seinem verfeinerten Geschmack nicht lange Einwendungen nach dieser Richtung vergönnt. Die hohe Luft und das Herumschweifen tagüber in ihr machten hungrig, das im Haus selbstgebackene Brot war kräftig, die Butter und Milch frisch und duftig-aromatischer als drunten in der Stadt. Davon ließ sich zur Genüge und sogar vortrefflich leben; die Entbehrung des sonstigen mittäglichen Weines und abendlichen Bieres in der Kneipe hielt im Gegentheil den Kopf freier und alle Sinne genußfähiger. Außerdem war's spaßhaft und in Bezug auf Volksart und Brauch mannigfach lehrreich-interessant, mit den Bauern, den Knechten und Mägden bei der frühen Mittagsmahlzeit um die runde, gewaltige, dampfende Schüssel zu sitzen, aus der ihm das Ketterl stets den besten Knödel, Speckstücke und sonstige Zuthatbrocken vorweg, ehe die Andern dreinlangten, auf den Teller herausfischte. Darin bestand seine einzige Bevorzugung, sonst bekümmerte sich niemand um das Treiben und Thun des Gastes, ging jeder vom Sonnenaufgang bis zum Untergang gleichmäßig seiner Wege und seiner Arbeit nach. Das Mädchen allein zeigte sich jederzeit, wenn es Muße besaß, beflissen, etwaigen Wünschen von ihm zu Dienst zu stehen, und sie konnte dies zumeist, die Hauswirthschaft in Küche und Vorrathskammer nahm ihre Mühewaltung nicht übermäßig in Anspruch. Wenn das Mittagessen vorüber

war, hatte sie viele Stunden lang nichts mehr zu „schaffen“. Zeit und nicht minder Bereitwilligkeit und Lust, den Hausgenossen nach allen Punkten der Umgegend, wohin er Verlangen trug, zu begleiten und auf den oft für einen Fremden kaum auffindbaren Wegen zu führen. Ihr Wesen und Benehmen legte dabei keinen leisesten Anhauch von Scheu vor dem städtischen Herrn an den Tag, sie behandelte ihn vollständig wie einen Gefährten, einen Freund, einen Gespielen, nur daß sie ihn nicht „Du“, sondern „Sie“ nannte und ihn stets mit „Herr“ anredete. Aber das war nur eine Form, weil sie irgend eine Ansprache für ihn haben mußte, und kam ihr nicht anders vom Mund, wie wenn sie ihn mit seinem Namen oder Vornamen gerufen hätte. Wenigstens lag keinerlei Ehrerbietung darin, die besaß Jugend vor Jugend auch nicht. Und sie war ein großes Kind, wie nur eines sein konnte, fröhlich, zuthunlich, neugierig, neckisch und schalkisch. Gelernt hatte sie nicht viel, kaum etwas über das Lesen, Schreiben und Rechnen der Dorfschule hinaus, aber sie wußte gar Mancherlei, was ihr von Kindheit auf um sie herum in Feld und Wald, Hof und Haus in offne Augen und Ohren hineingegangen und worüber sie sich dann in ihrem eignen Kopf allerhand zurecht gedacht hatte. So war's wohl manchmal recht komisch, doch nie langweilig, sie ihre Meinung über etwas sagen zu hören. Nichts paßte weniger auf sie als Einfältigkeit und Stumpfsinn; ihr liefen immer Gedanken herum und sie traf nicht selten mit einem einfachen Wort den Nagel auf den Kopf. Sie sah und hörte und kannte Alles aus ihrem Lebenskreise, Blatt und Blume, Vogel und Insect, nur besaß sie keine oder sonderbar kinderhafte Namen dafür. Ihr fehlte alle Bildung, doch Sinn und Gemüth des kleinen Dinges enthielten, wie das Köpfchen, eine poetische Mitgift der Natur, und nicht minder ihre helle Stimme und ihr Lachen. Nur die Tracht legte sich über dies Alles ungefähr wie der dicke, dunstige Rauchqualm eines Fabrikschlotes vor den Sonnenblick eines Frühlingstages. Sie hatte jetzt das Festgewand abgethan und ging in einem eselsgrauen Werktagskleide, aber, wenn es möglich war, ließ dieses noch weniger Menschliches vom Hals bis zu den Füßen an ihr übrig, als das himmelblaue Prunkcostüm.

Dennoch machte die unförmliche Last von Kleidungsstücken das Mädchen keineswegs, wie der erste Anblick muthmaßen ließ, körperlich schwerfällig und ungeschickt; sie kletterte nicht nur mit ihrem Begleiter um die Wette in Gestein und Geklüft, sondern streckte ihm manchmal an einer besonders schwierigen, doch ihr altvertrauten Stelle die Hand zum Anhalt hin und half ihm mit Rath und That über die Fährlichkeit weg. Man sah ihr an, daß sie es gern that und einen Kinderstolz darüber fühlte, ihm Beistand leisten zu können; zuweilen, wenn er einen weißquirlenden Wasserlauf bis zu schmalerem Punkt umgehen wollte, raffte sie hurtig ihre Röcke um die Beine mit der Hand zusammen, sprang behend wie eine Ziege über das Felsgezack, stand ohne zu gleiten festgewurzelt drüben auf ihren Füßen und lachte ihn an, daß er sich seines bedachtsamen Zauderns schämte und mit raschem Satz ihr nach-

sprang. Dann war sie ihm schon wieder vorauf, unbegreiflich schnell an einem jähen Abhang emporklimmend; ihm verging der Athem und er konnte ihr nicht folgen. „Bleib', daß ich mitkomme!' rief er keuchend, aber sie blickte ihn nur kurz mit den Irisaugen schelmisch an, und sein Ruf spornte sie zu noch größerer Geschwindigkeit; das Kind war offenbar leicht wie ein Vogel, und das steilste Klettern machte ihr nicht die geringste Beschwer. Er streckte einmal bei solchem Anlaß die Hand weit über sich vor und erhaschte einen ihrer langen Zöpfe, um sie daran festzuhalten. Aber ein Schreck fuhr ihm durch die Glieder, denn sie verlor den Halt dadurch, glitt und fiel rückwärtsüber gegen ihn, so daß er sie nur noch eben mit den Armen aufzufangen vermochte. Oder aufzufangen meinte, denn von dem Kopf, der an seiner Brust lag, kam plötzlich ein helles Lachen. Der Schalk hatte ihm nur einen Schreck einjagen wollen, sich fallen lassen und sprang schon wieder, vergnügt über das gelungene Possenspiel, so sicher wie immer vorwärts. Aber die Sache hatte ihr köstlichen Spaß gemacht, sie drehte sich öfter an ähnlichen Stellen um und sprach neckisch zurück: „Net an die Zöpf fasse, sust falle mer beid." Das reizte ihn, es dennoch zu thun, und sollt's wohl auch, und dann fiel sie jedesmal geschickt wieder zurück und klammerte, als ob sie stürze, die Hände um ihn. Nur war kein Schreck mehr dabei, sondern der Heiterkeit über das lustige Spiel bei ihr kein Ende. So klommen sie miteinander zu allen Bergspitzen der weiten Umgegend hinan, legten sich droben bei Sonne und Wind in's gelbe Pfriemgras und schauten schwatzend oder schweigend in die unabsehbaren Fernen, und niemand bekümmerte sich darum, wo sie wanderten und weilten, wenn Ketterl nur zeitig genug heimkam, um für das Haus die Abendsuppe zu richten.

Ab und zu brachten es die Umstände auch mit sich, daß er durch seine Kleidung dem Mädchen gegenüber einen Vortheil besaß und seinerseits ihr zur Hülfe kommen konnte, hauptsächlich wenn es einen dichten Busch oder scharfes Gestrüpp zu durchbrechen galt. Dann war er voran und erweiterte den Durchgang für den schwerfälligen Umfang ihrer Röcke, gab aber gleichfalls nicht minder sorglich Acht, daß keine zurückschnellende Gerte ihr in's Gesicht klatsche oder ihr Haar am Gerank hängen bleibe. Sie war sein Kamerad, trotz allen Unterschieden zwischen ihnen eigentlich ein Kamerad, wie er noch nie einen solchen im Leben gehabt hatte. Und zugleich, wie Jugend gern Sorge für etwas auf sich nimmt, hegte er ein Gefühl für sie, wie für ein ihm anvertrautes Kind, das ihm zu behüten und stets ungefährdet wieder heimzubringen obliege. So stützten und schützten sie sich wechselseitig bei ihrem Umherklettern und gingen oft geraume Weile, sich lustig an den Armen schlenkernd, Hand in Hand, und die Augen des Ketterl leuchteten immer von Frohsinn und Glück. Sie hatte nie Freundschaft mit irgend einem anderen Mädchen ihres Heimatortes gehabt und schloß sich zum erstenmal mit der ganzen Natürlichkeit und Freudigkeit einer voll zutraulichen Seele an ein junges Menschengeschöpf an, das ihr schon beim ersten Anblick auf dem Stadt-

markt ein anhängliches Gefühl wachgerufen. Darin lag die Antwort auf die Frage, die er ſich beim Erwachen am erſten Morgen geſtellt, warum das kleine Ding ſo an ihm, dem Wildfremden, hänge. Sie dachte gar nicht daran, daß er nicht ihres Geſchlechts und ein „Herr" ſei; er war ihr wie eine Freundin, etwas, das ſie zum erſtenmal durch ihn kennen gelernt. Und hing er doch ähnlich an ihr, denn ein warmes, herzliches und beglückendes Gefühl ſchuf unwillkürlich das andere.

Immer freilich konnte er ſie nicht vor kleinem Ungemach bewahren. Es war am Mittwoch nach dem Pfingſtſonntag, daß ſie ſich zu einem bisher noch nicht beſuchten, ſchwer zugänglichen Hochkopf hinaufgearbeitet; Dickicht und Dornwerk hatten zuletzt ziemlich lang das Vorwärtskommen behindert. Doch nun lagen ſie auf der freien Höhe, der Wind ſtrich lind und ſummend um ſie, die Sonne fing bereits an, allmählich ſchräge Strahlen zu werfen. Sie blitzte ihre röthlichen Goldfunken durch das aufgeſponnene Scheitel- und Schläfenhaar des Mädchens, ſo einſam und lautlos war's, nur ein kreiſender Buſſard that ab und zu einen verhallenden Schrei aus hoher, blauer Luft, und nur die helltönig „ſchwätzende" Stimme Ketterls klang drein. Doch auch ſie war wortkarger als ſonſt, ihre Augen blickten abendlich groß über dem verſtummenden Munde in die träumeriſche Weite. Erwin Curtmann kam's, daß er ſagte: „Es klingt mir gar nimmer gut, Ketterl, und hier oben erſt recht nicht, daß Du mich nicht ebenſo heißt, wie ich Dich. Wir ſind doch zwei gleiche Menſchengeſchöpfe und jedes dem andern gut Freund; in der Stadt mag's nicht ſein, aber hier nennſt Du Alles ſonſt „Du" und ſollſt zu mir auch nicht mehr „Sie" und „Herr" ſagen. Mir iſt's allmal im Ohr dabei, als hätt'ſt Du mich nicht gern."

Sie ſah ihn fröhlich an, doch ſchüttelte halb den Kopf. „Dös cha i net, dös Erſcht könnt' i ſcho."

„Was kannſt Du nicht?"

„A Herr thun's do alleweg blibe, awer wann i Ihne ſchau', denk' i mi: Du biſcht's, und dös könnt' i ſcho ſage."

„So ſag's einmal, Ketterl."

„Du weiſch wohl ſcho, daß i Di gern hab'? Dös braucht mer net zu rede."

Wie widerſpruchsvoll das große Kind daſaß mit dem poetiſchen Köpfchen, dem ſonndurchſpielten Haar, den leuchtenden Falteraugen und der plumpen, wulſtigen Larvenhülle, die Alles, was ſich darunter barg, als eine lichtſcheue Mißbildung vermuthen und erſcheinen ließ. Curtmanns Blick haftete mit ſolcher Empfindung auf den dicken Achſelpolſtern, da ſah er über der Beuge des Ellenbogens etwas Rothes durch den grauen Aermel hervorquellen, einen Blutstropfen, dem ein zweiter nachſickerte. „Was haſt denn da, Ketterl?" fragte er, „Du mußt Dich geſtochen haben."

Sie ſchaute hinunter und antwortete: „'s iſch a Dörnle gſi," faßte mit den Fingern danach und zog dran.

„Thut's nicht weh?" frug er.

„A weng, 's iſch abbroche."

Sie hielt den langen Schlehdorn, dem die offenbar noch in der Haut ſteckende Spitze fehlte, und die Bänder am Aermel aufſchnürend, ſtreifte ſie den letzteren hurtig bis über den Ellenbogen zu der Stelle hinauf zurück, wo der kleine ſchwärzliche Stachel noch ſaß. Dabei aber geſchah vor den Augen des Zuſchauers etwas Verwunderſames. Freilich im Grunde eigentlich durchaus kein anderes Wunder, als daß eine von ihm gefaßte fälſchliche und thörichte Vorſtellung plötzlich berichtigt und ihm ihr völligſtes Gegentheil unanzweifelhaft ad oculos demonſtrirt ward. Denn der weiß-roſige Arm, der unter dem häßlichen Aermelſtoff zum Vorſchein kam, war Alles eher als eine Mißbildung; er glänzte vielmehr wie eine friſche Frühlingsblüthe aus dem grauen Kleid hervor. Doch ebenſowenig war er ein magerknochiger Kinderarm, ſondern ſchön und voll gerundet, genau ſo, wie er einer jungen blühenden weiblichen Geſtalt entſprechen mußte; nur ein klein wenig, doch reizvoll ſchmächtig, verſchmälerte er ſich nach oben.

Erwin Curtmann indeß ſah ſtumm darauf nieder, wie auf ein halb unglaubhaftes Naturwunder. Dann ſagte er plötzlich: „Warte — Du kannſt's nicht allein — ich thue Dir die Spitze heraus." Er ſtreckte haſtig die Hand vor und drückte behutſam den kleinen Stachelreſt aus der Wunde, und es war kein Augentrug, wie er faſt gemeint zu haben ſchien, ſo weich und lieblich, gleich dem Blick, empfand auch das Gefühl den warmen, weißen Arm. Dann ſagte das Ketterl treuherzig: „I dank' au, 's thut ſcho nimme weh," und ſie ſtreifte den eſelsgrauen Aermel wieder, wie ſtaubige Spinnweb über eine Apfelblüthe, herunter.

Das Ganze hatte kaum länger als eine Minute gedauert, doch es beharrte gleich einer Phantasmagorie noch vor den Augen des jungen Mannes fort. Ein ſonderbares Flimmern und Schimmern vor ſeinen Wimpern blieb's, darauf er ſchweigſam hinſchaute.

„Worum ſchwätzſt denn nöt meh, Herr?" fragte das Mädchen nach einer Weile.

Er fuhr leicht zuſammen, drehte den Kopf gegen ſie und verſetzte, ihr wie mit einem ungläubigen Ausdruck in's Geſicht blickend:

„Wie alt biſt Du denn eigentlich, Ketterl?"

Er hatte noch nie danach gefragt und auch noch kaum drüber gedacht; auf vierzehn bis fünfzehn Jahr etwa mocht' er ſie geſchätzt haben. Nun nickte ſie mit einer gewiſſen nachdenklichen Ernſthaftigkeit drein:

„I bi ſcho gar alt, uf kommende Boniſaz werd' i achzehn Johr."

Achtzehn Jahre — es fiel Erwin Curtmann plötzlich wie ein Geſpinſt von den Lidern. Da erklärte das Wunder ſich freilich auf natürlichem Wege; er ſah's jetzt auch — wo hatte er denn bisher ſeine Sinne und ſeine Vernunft gehabt? Das war ja kein Kind, nur die ſinnloſe Kleidung

verursachte die Täuschung. Wenigstens körperlich war sie's offenbar nicht mehr, sonst allerdings an Kopf und Herz ein achtzehnjähriges großes Kind.

Wie lind und leise der Wind durch die Spätnachmittagsstille daherkam! So traumhaft und weich, wie —

Wie der weiße Arm, der dort unter der farblosen Hülle verschwunden.

Das Ketterl sah nach der niedertauchenden Sonne und sagte jetzt: „'s isch spat, i muaß wohl ham."

„Ja, komm!" Curtmann sprang rasch auf; es faßte ihn wunderlich, fast unheimlich auf der einsamen Höhe an. Eilig schritt er abwärts, so schnell, daß ihm diesmal das Mädchen kaum zu folgen vermochte; beinahe schien's, als trachte er sie hinter sich zurück zu lassen. Aber sie holte ihn doch ein und griff lachend nach seiner Hand.

„Was bisch dann so stolz g'worde? Willsch mi net mitnehme?" So ging er mit ihr durch den dichten Busch, doch er hielt ihr braunes Händchen lockerer als sonst.

* * *

Zum ersten Mal in der Nacht drauf lag Erwin Curtmann nicht in dem herrlichen festen Landluft- und Hochgebirgsschlaf, aus dem er sonst immer erst von der Morgensonne geweckt worden, sondern er warf sich unruhig umher, fuhr aus Halbträumen in die Höh', sah geraume Zeit über sich in's Dunkel und fiel wieder in ein Phantasie-durchgaukeltes Mittelding von Wachen und Schlummer. Dann sprang er früh auf und trieb sich allein umher, den ganzen Vormittag lang. Sein Wesen hatte etwas auch jetzt noch Verträumtes und Unstätes, er wußte nicht, was er dachte und wollte. In seiner Reisetasche führte er ein Skizzenbuch mit sich und nutzte dies heut', um seine Gedanken zu beschäftigen und zu fesseln. Seine Hand bediente sich des Graphitstifts gewandt und mit ausgesprochener Begabung, warf auf einem Blatt um das andere kleine Terrainstudien, die Wiedergabe eines eigenartigen Hauses, hübsche Busch- und Baumgruppen in leichter, kundiger Weise hin. Auch nach dem Mittagessen verließ er gleich wieder die Stube und setzte die nämliche Beschäftigung fort. Es geschah zum ersten Mal, daß er das Ketterl nicht aufgefordert, mit ihm auf die Berge zu steigen, und sie sah ihm beim Fortgehen verwundert nach. Doch er wollte durchaus zeichnen, nichts Anderes, und eifrig glitt sein Stift über das Papier. Dann indeß fuhr sein Strich einmal von einem Zucken der Finger seitwärts aus, denn hinter ihm scholl ein leises unterdrücktes Lachen. Das Mädchen war geräuschlos unvermerkt herangekommen, stand schon ein Weilchen in seinem Rücken und bog den Kopf ihm halb über die Schultern auf das Blatt. Sie zeigte sich hoch erstaunt über seine Kunstfertigkeit, die vor ihm liegenden Dinge so auf dem Papier

wieder zu geben; er sagte mechanisch: „Soll ich von Dir auch ein Bild machen, Ketterl? Setz' Dich dahin!" Das that sie mit großer Freudigkeit, hockte sich an einen Grasrain ihm gegenüber, und er schlug eine Seite seines Buches um. Doch auf einmal ging es ihm mit einem kurzen Ruck durch die Glieder, und halb aufblickend sprach er hastig: „Das Bild sollt' Dein blaues Sonntagskleid anhaben; willst Du's nicht dazu anziehen? Ich wart' derweil."

Er war beim Sprechen an den Schläfen eigenthümlich roth geworden, ihr leuchtete aber sichtlich sein Wunsch außerordentlich ein, sie sprang gleich auf: „Ei jo, frili! I komm scho!" und sie lief dem Hause zu.

Er rief ihr nach: „Laß Dir Zeit und mach' Dich recht schön, damit das Bild hübsch wird."

Dann saß er wieder allein und führte noch ein paar Striche an seiner vorherigen Zeichnung aus, doch plötzlich stand er ebenfalls auf. Er hatte drüben in seiner Tasche noch einen besseren Graphitstift, den wollte er holen, und er eilte auch dem Hause entgegen. Dies lag völlig lautlos verlassen, die Knechte befanden sich an der Feldarbeit, die Mägde waren seitwärts im Viehstall thätig und der Höchstbauer zu einem Nachbarhof hinübergegangen. Hurtig stieg der junge Student die Treppe empor und ging über den stillen Vorplatz; doch in der Eile irrte seine Hand sich und öffnete statt seiner Stubenthür eine andere, weiter am Flurraum entlang belegene. Und zwar mußte es die Thür zur Kammer des Ketterl sein, denn dies selbst befand sich d'rin auf wenig Schritt Entfernung vor ihm.

Allerdings auf den ersten Blick kaum erkennbar. Sie hatte ihr Werkeltagskleid abgelegt und den blauen Sonntagsstaat noch nicht angezogen, sondern stand in einem kurzen, dunkelrothen Flanellröckchen, das um die Taille von einem breiten, miederartigen Gurt gehalten wurde. Aus diesem herauf bauschte sich nur ein schneeweißes Hemd über Brust und Achseln in die Höh, ließ indeß ein reizendes Stückchen des Halses, des Nackens und der Schultern unbedeckt, und die beiden glänzenden Blüthenarme sahen völlig bloß aus den kurzen Leinenärmelchen hervor. Das Fenster, klein und niedrig, ging nach Norden, der Vorhang war zugezogen, und ein mattes, leis dämmeriges Licht lag über dem reizenden poetischen Mädchenbild, das auf's Vollkommenste an einen eben aus unförmlich häßlicher Larvenpuppe hervorgeschlüpften weißen Falter erinnerte.

Erwin Curtmann sagte leicht stotternd, daß er sich in der Thür geirrt habe, doch er that keinen Schritt zurück, um den Fehlgriff zu verbessern, und seine Worte klangen fast, als ob sie auf die entschuldigende Erläuterung vorbereitet gewesen seien. Es lag im Uebrigen nicht das Geringste von Anstößigkeit in dieser Halbbekleidung, sie glich vielmehr der Tracht, wie sie mit wenig Unterschied in andern Gegenden des Gebirges allgemein üblich war, und ließ nur zum ersten Mal erkennen, daß kein Kind, sondern ein

vollblühendes, jungfräuliches Mädchen, gewissermaßen kein Ketterl, vielmehr wirklich eine Jungfer Käthe Hablützel dastehe. Und obwohl sie über die unerwartete Anwesenheit des Hausgastes etwas „verschrak", und „schämig" rasch nach dem bereit liegenden blauen Prachtgewand griff, that sie dies unverkennbar nicht aus einer Empfindung, zu unbekleidet zu sein, sondern weil ihre augenblickliche Gewandung sie zu unwürdig für Jemanden von seinem, städtischem Geschmack bedünkte. Hurtig wollte sie sich in ihrer Dürftigkeit unter der Sonntagsherrlichkeit verschwinden lassen, doch Curtmann trat schnell auf sie zu, hemmte ihr den Arm und sagte: „Nein, laß — bleib so, Ketterl — gerad' so ist's am Besten und will ich ein Bild von Dir zeichnen."

Das kam ihr sehr spanisch vor, und sie antwortete, ihn verwundert und ungläubig ansehend: „Dös müßt an unklug Bild si, i cha mi ja gar net so schaun lasse, i bi ja ganz garstick." Aber er wiederholte: „Nein grad' so, ein Maler will's anders haben, als die übrigen Leut', da kann er's besser machen," und sie lachte darauf: „Du mußt's frili wisse, i hab' scho g'hört, daß d' Malerherre alleweil a weng nerr'sch si und d' schlechtste Röck am gernschte habe."

So ließ sie sich die schöne blaue Hülle nehmen und sich von ihm auf den Bettrand setzen und in die geeignetste und hübscheste Stellung bringen Es dauerte ziemlich lange, ehe er diese zur Zufriedenheit ausfand, denn er hatte stets noch etwas anders und malerischer zu ordnen, legte ihr bald den einen, bald den andern Zopf nach vorn über die Schulter und streifte manchmal mit der Hand dabei leise über ihren weißen, weichen Nacken bog die schönen runden Arme bald so, bald so in anmuthige Lage. Dann endlich befand sich sein allerliebstes Modell in nicht mehr zu verbessernder Pose, und mit widerstrebendem Entschluß trat er zurück und nahm einen Sitz zum Zeichnen ein. Es war gleichfalls etwas seltsam, daß er, um den besseren Bleistift zu holen, sein Skizzenbuch mitgenommen hatte; jetzt schlug er ein leeres Blatt auf und begann.

Wie sauber, wie frisch und anmuthend war Alles in der einfach ausgestatteten Kammer, der Rahmen um sein Modell, ein makellos gehaltenes Nest für eine weiße, braunglänzend beschopfte Taube. Während der Arbeit seiner Finger fiel es ihm nebenbei in die Vorstellung.

Das Mädchen saß so erwartungsreich unbeweglich, wie das Haus und Alles in der Runde reglos und lautlos umher lag. Der junge Künstler hatte den Vorhang am Fenster zur Seite geschoben, und von dem sonnenübergossenen Hochthal draußen fiel ein Abglanz herein, der den Raum mit ganz feinem Goldschimmer durchflimmerte. Die groß aufgeschlagenen Augen Ketterls leuchteten gleich zwei Blumenkelchen durch die Stille; sie sah nach der Vorschrift dem Zeichnenden getreulich in's Gesicht und gab sich Mühe, ernsthaft dem gewichtigen Moment entsprechend dreinzuschauen. Doch manchmal

zuckten die rothen Lippen schelmisch und konnten ein fröhliches Lachen nicht verhalten.

Das Bildniß schritt rasch und ähnlich vorwärts, der Urheber hatte eine glückliche Stunde. Der kleine Kopf und die Züge desselben sahen sprechend von dem Blatte auf, nun fügte er die Gestalt der Sitzenden bis gegen die Hüften hinab daran, die Schulterrundungen, die Arme, die Büste mit der faltig bauschigen Leinwand. Dann stand reizvoll das Ganze da, ein anmuthreiches getreues Abbild, doch auf den ersten Blick unzweifelhaft nicht das eines Kindes.

Erwin Curtmann ließ den Stift ruhen und blickte vergleichend das Original an. Der Zopf über der Schulter konnte noch ein wenig eigenartiger liegen, und er stand auf, um ihm solche Lage zu geben. Doch wie er die Hand danach streckte, durchrüttelte ein Zittern ihm den Arm, er fuhr plötzlich zurück, wendete sich hastig zur Thür und lief, sein Skizzenbuch auf dem Stuhl lassend und ohne auf das verständnißlos nachschauende Gesicht des Mädchens zu achten, durch die leblose Stille des Hauses die Treppe hinab und athemlos weiter die nächste Berglehne hinan, von der er erst am Abend zurückkam.

* * *

Mit der körperlichen, wie mit der Gemüthsstimmung des jungen Gastes in dem Gehöft des Höchstbauern war eine Veränderung vorgegangen. Er verbrachte die Nacht noch weit schlafloser als die vorige, sein ganzes Nervensystem befand sich in einer krankhaften Erregung. Die Blutwellen seiner Arterien klopften im Fieber, und der Kopf brannte ihm. Wie der erste Hahnschrei auf dem Hof das Morgengrauen kündigte, schrak er mit einem Ruck vom Scheitel bis zum Fuß zusammen. Dann fiel er vor Uebermattung noch in einen unruhvollen, schwerathmenden Schlaf.

Als er daraus erwachte, fand er einen in seinem Innern gebildeten Entschluß vor. Es war sonnenhell und für den ländlichen Brauch schon spät, denn er traf in der Stube drunten niemanden mehr an als das Ketterl, das noch mit dem Frühstück auf ihn wartete. Doch er ließ das letzte unberührt, trat auf sie zu und sagte, die Hand ausstreckend:

„Ich muß Dir Lebewohl sagen und fortgehn —"

„Was willsch, Herr?" fragte sie halb verständnißlos, doch mit einer schreckhaft aufschauenden Kopfbewegung.

„In die Stadt zurück — ich kann nicht länger bleiben, Ketterl, die Ferien gehen zu End."

Nun war sie sichtlich bestürzt. „Davon hosch geschtrig Tags selber no net g'wußt, will's mi dünke." Und nach einer kurzen Pause setzte sie bekümmert hinzu: „Hab' i Di denn gar ebbes z' Leid gethan?"

„Du? Nein — niemand." Er streichelte leicht mit der Hand über

ihre weichen Wangen; dann fügte er stockend nach: „Thut's Dir denn Leid, Ketterl?"

Sie griff nach seiner Hand: „Gelt, gehscht net, bleibscht no? I hott' mi druf g'freit, daß i hüt' mit Di in'n Wald goh. Geschtern hasch trutzt mit mi und wollscht mi net mitnehme. Bisch wieder guet, Herr?"

In ihrem Gesicht kämpfte noch zweifelnde Besorgniß und Freudigkeit; Erwin Curtmann dagegen ward dunkelroth und jäh danach blaß, und es überlief ihn heiß und kalt zugleich. Er stotterte: „In den Wald? Wenn Du's willst — hast Du mich denn gern, Ketterl?"

Jetzt lachte sie wieder mit glücklicher Miene: „As ob Du gar kei Stadtherr wärsch. Schau'st, und Du hasch mi au gern und bleibscht und gehscht mit mi nach'm Esse in'n Wald. I bring Di uf a Plätzle, das no net kennscht, un wo's Dir guet g'falle werd."

Es war schon spät, sie hatte in der Küche für den Mittag zu sorgen und sprang fort; der Morgen mußte sie bereits in's Feld hinausgeführt haben, denn sie trug auf dem Bruststück ihres grauen Kleides ein Sträußchen von weißen Maiglöckchen, die jetzt erst hier oben in Blüthe standen. Curtmann sah ihr nach, und es durchrüttelte ihm alle Glieder. Sein Entschluß, mit dem er herabgekommen, war gebrochen. Er wollte ihn ausführen, wollte hinaufgehen, seinen Hut und seine Tasche holen und heimlich das Haus verlassen, aber er konnte den Fuß nicht bewegen. Nur gegen die Wand hinzutreten vermochte er und auf den Kalender zu starren, der dort angenagelt vom braunen Holz herfah. Er suchte mechanisch unter der Rubrik „Juni" nach dem heutigen Tagesdatum. „Freitag" war's und „der fünfte"; als Heiligenname stand „Bonifacius" daneben. Wohl eine Viertelstunde blickte er darauf hin; die Pfingstferien waren in der That noch nicht zu Ende, er mußte noch nicht fort. Von der Küche her klang hell und fröhlich die Stimme Ketterls, sie sang bei ihrer Beschäftigung einen Volksreim, offenbar ein Bruchstück eines uralten Liedes vom „Mädel, das einen Knaben lieb hatt."

Beim Mittagstisch aber ließ sie kaum die Augen von ihm, und wenn er sie gleichfalls ansah, mußte sie sich das Lachen verbeißen, so ausgelassen und schalkhaft ging's ihr um den Mund. Doch vermied er zumeist, das Gesicht nach ihr hinzudrehen, fast noch mehr indeß, dem Blick Cyriak Hablützels zu begegnen. Seine Miene besaß etwas Scheues, und sein Mund war beinahe stumm. Und wie er nicht sprach, so aß er auch kaum; nur seine Farbe wechselte mehrfach hastig zwischen Röthe und Bläße. Die erstere fiel allerdings unschwer zu erklären, denn der Junitag war selbst hier oben sehr heiß.

„As müeß a Wetter cho," sagte das Ketterl vor der Thür, „da isch guet unter d' moosige Stämm, ka Sunnenstrahl fallt dazwische."

Sie lachte Erwin Curtmann an, der den Thürgriff noch mit der Hand umklammerte, als ob er sich daran halte. „Na kimmst, Herr?

Da ließ er die Finger los und hob den Fuß, und sie gingen. Das Mädchen faßte nach Gewohnheit seine Linke und führte ihn einer Richtung zu, in die sie noch nie zusammen gekommen. Die Sonne machte jetzt erst Mittag und lag funkelnd, blendend und brennend auf der steinigten Halde, die sie überschritten. Kein Windhauch rührte Halm und Blatt, Alles stand unbewegt und hatte ein sonderbares, wie der Wirklichkeit entrücktes Gesicht. Nur Schmetterlinge klappten ihre glänzenden Flügel auf farbigen Doldenkelchen auf und zu, Eidechsen raschelten am heißen Boden, einmal ringelte sich zwischen Gestein und Geraut eine braune Schlange ziſchend dicht über Ketterls Fuß, daß ihr Begleiter sie erschreckt zur Seite riß. Doch sie lachte furchtlos: „Dös thut nüt, mir ha ka giftig G'würm bi us.“ Mit halb überschleiertem Blick sah er nieder; sie hatte recht, es war keine Kreuzotter sondern eine Kupfernatter. Sie züngelte und ziſchte nur, doch wand sich unschädlich vorüber in den Busch.

Ein halbes Stündchen mocht's gedauert haben, dann stieg hoher, fast weißstämmiger Tannenwald vor ihnen auf. Auch er besaß in seiner Reglosigkeit etwas Verzaubertes, als überwölbe er unter dem grünen Portaldach einen Zugang zu geheimnißvollem Wunder seines Innern. Nur um ein paar Schritte noch folgte die Sonne den Hineintretenden nach, dann umgab sie schattenkühle Stille mit einem dämmernden Licht, das durch den Gegensatz anfänglich beinahe wie einfallendes Abenddunkel erschien. Die da und dort sichtbar gewesene Wegspur, der sie bis jetzt nachgegangen, hörte auf, und Ketterl zog ihren Gefährten pfadlos zwischen dicht überwachsenem Felsgeblöck mit sich, ein wenig aufwärts. So erreichten sie in einer Minute einen eigenthümlich gebildeten, heimlich anmuthenden Waldfleck. Klafterhohe, ganz mit grauen und grünen Moosen und Flechten bekleidete Steinwände umschlossen auf drei Seiten einen Geviertraum, dessen Boden an einer Seite divanartig gleichfalls mit einem fußtiefen Moospolster bedeckt lag; zwischen zwei Weißtannen konnte man in die artige Einfriedigung hineintreten. Es war Alles nur eine Zufallslaune der Natur, doch die beiden Bäume standen, wie wenn sie als Thürpfosten dorthin gepflanzt worden seien.

„Do isch's Plätzle scho,“ sagte das Ketterl, mit fröhlichem Selbstgefühl ihrem Begleiter wie einem ortsfremden Ankömmling die Honneurs machend. „Gelt, wie a Kämmerle mit 'nem Bettle dri. Do cha mer scho hehlinge sitze und rede, 's schaut koaner zu.“

Sie führte ihn in's Innere des kleinen Raumes hinein, wo sie ihn neben sich auf das grüne Natursopha niederzog; doch zugleich auch mußte sie lachen, so tief sanken sie beide in das weiche Moos, daß sie in mechanischer Bewegung, wechselseitig nach einer Stütze suchend, mit den Armen umeinander griffen.

Erwin Curtmann war es wie in einem Traum und alle seine Sinne wie in einen Nebel, einen Rausch, eine Betäubung getaucht. Er wollte

nicht daraus aufwachen, denn er fühlte, daß er nur ſo einem zuſammenſchnürenden Krampf in ſeinem Innern Widerſtand leiſtete. Wenn er aus dieſem halbtrunkenen Zuſtand zur Beſinnung kam, mußte er aufſpringen und vor ſich ſelbſt davonſtürzen.

Auch ſeine Augen befanden ſich in einer Ueberreizung, daß ſie nicht die Wirklichkeit, ſondern nur Phantaſiegebilde wahrnahmen. Das Mädchen an ſeiner Seite trug wie immer ihr Werkeltagskleid, aber er ſah nicht den eſelsgrauen Stoff, die Achſelpolſter und Hüftenwulſte, den vierſchrötig ungeſtalten, plattpreſſenden Bruſtlatz. Wie er ſie geſtern gezeichnet, ſaß ſie neben ihm, mit dem leichten rothen Röckchen um die ſchlanken Hüften, glanzarmig, der junge Buſen ungezwängt unter der bauſchenden Leinwand ſich hebend und ſenkend, weich und weiß der Nacken und die Schultern darüber. Das Alles aber war keine Einbildung der Erinnerung, ſondern dieſe reizvoll blühende Mädchengeſtalt lag auch jetzt nur von der dünnen Hülle der widerſinnig plumpen, ſchönheitsmörderiſchen Tracht dem Blick entrückt. Die thatſächliche Erſcheinung war Trug und die Vorſtellung Wahrheit

Draußen ſchlief die Welt im heißen Mittag, doch im Bergwald ebenfalls war weitum kein Laut, als ein klopfender Ton, vermuthlich das ferne Hämmern eines Schwarzſpechtes. Auch dies ward nach wenig Augenblicken ſtill, nur eigenthümlich klang's dennoch in der Nähe, als klopfe es in der kleinen grünen Mooskammer noch mit einem ganz leiſen Echo hurtig fort. Ketterl horchte einen Moment drauf, woher es komme, dann fand ſie's aus und ſagte: „Haſch warm kriegt, Dei Herzle ſchlagt gar g'ſchwind."

Das erſte Wort war's, nachdem ſie ſich auf die weiche grüne Ruhebank geſetzt, der Arm des jungen Mannes lag noch haltend um ihre Schulter, er erwiderte haſtig fragend, halb flüſternden Ton's: „Klopft Deines denn nicht ſo, Ketterl?" und ſeine Hand ſchlang ſich unter ihrem linken Arm durch und legte ſich prüfend auf den Sitz ihres Herzens. Dichter ſo an ihn herangezogen, legte ſie das Köpfchen zutraulich gegen ſeine Bruſt und antwortete: „Na, i hob's net warm, i bi's ſcho g'wönnt."

Er brauchte den Kopf nur ein wenig ſinken zu laſſen, und ſeine Wange legte ſich ihr auf die Stirn. So raunte er noch leiſer als zuvor an ihr Ohr: „Was wollt'ſt denn Heimlich's hier mit mir reden, Ketterl?"

Sie gab einen Augenblick keine Antwort, als daß ſie unwillkürlich die Stirn feſter an ihn ſchmiegte. Dann entgegnete ſie leis ſeufzend: „Ach, i woaß net, ob i's ſage ſull. I hab's wol eh'nder denkt, aber helfe thät's do nüt, wenn i's Di a ſage thät."

„Von Deinem Herzen — was es da redet, Ketterl?"

„Hm-hm," machte bejahend ihr Mund. „Was willſch?"

Seine Hand hatte ſich nach den Maiglöckchen an ihrer Bruſt geſtreckt; er verſetzte mit leicht zitternden Lippen: „Die Blumen möcht ich zum Angedenken von Dir," und ſeine Finger ſchlüpften, den kleinen Strauß los

machend, in den schmalen Spalt des Kleides, durch den die langen Stengel hinabreichten. Ruhig ließ sie ihn gewähren, und das Blut pulsirte ihm unter den Nägeln, ein warmer Anhauch kam den Fingerspitzen entgegen und durchfloß ihn mit einem süß berauschenden Gefühl. „Hatt'st Dir die Blumen für mich angesteckt, Ketterl?" fragte er, mit der andern Hand ihr Köpfchen an sich schließend. Er sprach's nicht einer Erwiderung halber, sondern nur um etwas zu sagen, nicht stumm zu sein. Doch sie antwortete:

„Na, der heilig Bonifaz hat's mi brocht."

Eine halbe Erinnerung kam ihm aus dem Namen, seine Augen hatten auf dem letzteren heut' Morgen eine geraume Zeit lang gedankenirr verweilt. „Bonifaz?" wiederholte er, „heut ist Bonifaciustag, ich sah's im Kalender; warum hat er Dir die Maiglöckchen gebracht?"

„Wil's mi G'burtstag isch."

Das weckte ihm noch ein anderes Gedächtniß. „Auf kommende Bonifaz" hatte sie gestern gesagt, würd' sie achtzehn Jahr. Also heut' war das; es durchlief ihn mit einem sonderbaren Schauer, ohne daß er wußte, weshalb. Doch Alles that's, jede Fiber an ihm war in bebender Erregung.

„Dein Geburtstag?" wiederholte er abermals, „da sag' — ich hab' Dich lieb', Ketterl — was willst von mir, daß ich Dir gebe?"

„Hasch mi welli liab un gern? I ha's glaubt un do bin i mit Di hergange —"

Erwin Curtmann entgegnete nichts, doch sein Kopf hob sich leise, so daß seine Lippen sich dicht über die des Mädchens bewegten. Und er stand im Begriff die seinigen herabzubiegen und mit ihnen eine stumme Antwort zu geben. Das Ketterl aber fügte mit einem Seufzer nach:

„Weisch, der Bonifaz isch der Stasi."

„Der Stasi?" Sein Kopf stutzte mit einem unwillkürlichen Ruck etwas zurück. „Wer ist das?"

„Mi Schatz, der mi heirath'n möcht und i möcht'n au, mir ha us selli gern."

Ein plötzliches Zucken durchfuhr den ganzen Körper des jungen Studenten, seine beiden Hände ließen gleichzeitig das Mädchen fahren, und er stieß aus:

„Du hast einen Schatz?"

Sie erschrak. „Bisch verzürnt?", doch zugleich schlang sie ihm den Arm um den Hals, ihn zu halten. „Sei guet! Bisch au no jung und hasch g'wieß a Schatz an in Din'r Heimat. Wann's denkst, cha'st mi net zanke."

Es saß ohne Besinnung, wie gelähmt und betäubt; sie hatte den Kopf wieder an ihn gelegt, doch so, daß ihre schönen Irisaugen jetzt bittend treuherzig grad in die seinigen hinaufschauten, und dazu ging nun ihr rascher Mund hurtig wie ein hellplätschernder, sich überstürzender Bergquell.

Der Anastasius war der bravste Bursch im ganzen Ort und der beste und klügste und sauberste, und er hatte nie eine Andere gern gehabt als

sie und sie keinen als ihn, schon über zwei Jahre lang. Aber er war arm, denn sein Vater hatte nur ein ganz kleines Häusle drüben am Berg, und er mußte drunten bei dem reichen Unterhofbauern als Knecht im Lohn arbeiten. Der Höchstbauer konnt ihn auch wohl leiden, doch von einem Tochtermann ohn' Gut und Geld wollt' er nichts wissen, und bevor der Stasi sich so viel verdient, als Cyriak Hablützel von einem Schwiegersohn verlangte, mußten sie alt und grau werden. Und nicht einmal mit einander reden konnten sie, denn der Stasi durfte nicht auf den Hof kommen, wie ein anderer Schatz zu seinem Maidle, und ihn anderswo treffen durft' sie auch nicht, damit ihr Vater ihm nicht noch ganz gram dazu würd! Nur von Weiten konnten sie sich einmal schaun und sich mit den Augen nicken, daß es allweil trotzdem noch gleich mit ihnen ständ', und nur am vorigen Bonifaz hab' er sich's getraut und auf sie gepaßt, um's ihr zum Geburtstag zu sagen, daß er keine Andere nehmen thät, als sie. Drum sei sie heut' ganz in der Früh' wieder an die nämliche Stelle gegangen, weil's wieder Bonifaz gewesen, und da hab' er auch schon gewartet und ihr die „Blümle" gesucht gehabt. Aber gar traurig sei's auch gewesen, daß sie dabei weinen müssen, denn jed' Eine im Dorf sag's als gewiß, wenn ein Maidle achtzehn Jahr geworden und nicht heirathen könnt', da wär's gar bald zu besorgen, daß ihr Schatz sie nachher nimmer möcht'.

Wie ein sprudelnder, sich immer hastiger vorwärts treibender Quell kam es von Ketterls Lippen, und auch ein wenig wirkliches Wasser gesellte sich drein, denn beim Gedenken der letzten schlimmen Befürchtung quollen ihr zwei Thränen aus den Lidwinkeln und standen schimmernd in den Augen, wie Thautropfen in zwei violettblauen Genzianen. Der Zuhörer aber hatte Zeit gehabt, sich etwas auf sich selbst und die Dinge um ihn herum zu besinnen. Nicht völlig, aber doch etwas; seine Hand hielt reglos das aus dem Kleid losgemachte Maiglöckchensträußchen, und seine Augen sahen ausdruckslos in die des Mädchens hinein. Er hatte den Wortlaut von dem verstanden, was sie gesagt, indeß ohne irgendwelches Denken damit zu verbinden. Es war ihm Alles wirr im Kopf, sein Herz schlug noch immer laut und hämmernd, doch anders als vorher, heftig, zornig, er wußte nicht auf was. Und mit auffahrendem Ton auch stieß es ihm als Antwort über die Lippen: „Was geht mich das an? Und darum hast Du mich hierher geführt, um mir das zu erzählen?"

Da quollen die beiden Thränen an ihren Wimpern dicker, und von dem unfreundlichen Klang seiner Stimme zum Schluchzen gebracht, entgegnete sie zaghaft: I hatt denkt, daß D' mi liab hasch — i will au nüt meh sage —"

Sie ließ jetzt den Arm von seinem Nacken fahren und wollte aufstehen, und es ging ihm plötzlich wie ein Stich durch die Brust, daß er dem kleinen, lieben Ding die kummervollen Thränen im Auge vergrößert hatte. Es war

doch wieder ein großes Kind, das in der ganzen zutraulichen Arglosigkeit seiner Natur vor ihm stand — und er besaß doch kein Recht, auf sie zornig zu sein. Instinctiv griff seine Hand nach ihr, um sie zu halten, und er zog sie wie ein Kind zurück auf seine Kniee herunter und antwortete: „Was könnt' ich denn dabei thun, Ketterl?"

Seine Stimme klang wohl anders, als vor einigen Minuten noch, ruhiger und kühler, aber es war doch wieder der alte freundliche Ton und er ließ einen glücklichen Schimmer in die nassen Augen zurückfliegen. Sie setzte sich ihm auf den Schooß und erwiderte freudig: „I ha's frili g'wußt, daß mi do guet bisch und net zankst. Schau, i ha denkt —"

Ihr Zünglein hatte wieder Muth und Worte, zu „schwatzen", was sie gedacht. Ihr „Vatter" hätt' gar großen Respect vor ihm bekommen, das wüßt sie genau; was der „Herr" reden thät, wär ihm allmal gescheidt und recht. „Un i ha denkt, wann nur Du a Wörtle mit'm rede thätscht, daß der Stasi ze us is Hus komme un bi us uf Aerbet gehe därst, daß'n der Vatter kenne lerne thät, wie brav un guet er isch." Und sie hätt' geglaubt, wenn er den Stasi nur einmal selber sähe, da müßt der ihm auch so gefallen, daß er's gewiß für ihn thun würd', und drum hatte sie ihm heut in der Früh gesagt, er möcht' um Mittag hierher in den Wald kommen, damit der „Herr" ihn anschaun könnt! Und er stehe sicherlich schon lange drüben bei der Blitztanne und warte.

Das Ketterl sprach's, und wie ein bittendes Kind einer Mutter, streichelte sie mit dem braunen Händchen schmeichelnd Erwin Curtmanns Gesicht, das sehr blaß geworden war und in dessen Schläfen das Blut nicht mehr pulsirte. Langsamer, wenn auch noch mit lauten Schlägen klopfte ihm das Herz an die Brustwandung, doch er verstand es jetzt, es war auf nichts zornig als auf sich selbst.

Einen Augenblick saß er noch, dann sagte er aufstehend: „Komm, Ketterl, ich will den Stasi anschauen."

Sie flog wie ein Vogel in die Höh': „Willsch? Da ha i scho kei bang, daß'r Di net au g'falle werd." Und seine Hand fassend, zog sie ihn aus der kleinen grünen Mooskammer eilfertig mit sich durch den Wald. Er sprach nicht, sah nachdenklich stumm vor sich hin. Die Dinge um ihn her hatten alle ein anderes Gesicht, als wie er gekommen, eine oft gesehene nüchterne Wirklichkeit. Bekannte Blätter, Blumen und Falter waren's, die einen märchenhaft flimmernden Zauberschmelz verloren, der vorhin aus dem zitternd hastigen Klopfen seines Herzens darüber gefallen. Und so auch ging das Ketterl im eselsgrauen Rock mit Polstern und Wülsten neben ihm, nur ihr Köpfchen mit den braunen Zöpfen schwebte wie eine fröhliche Blüthe auf plumpen Stiel über der unförmlichen, mißfarbigen Hülle.

Während des Gehens faßte die Hand Curtmanns einmal mit einer plötzlichen Bewegung nach seiner Brusttasche, sie verfolgten etwa zehn Minuten

lang einen ſchmalen Buſchweg, dann ſtieg mitten im Wald eine weißknorrig abgeſtorbene, offenbar vom Blitz getroffene Tanne vor ihnen auf. „Schauſt, do iſch d'r Staſi!“ lachte das Mädchen frohgemuth.

Geduldig wartend ſtand ein junger, ungefähr zwanzigjähriger Burſche mit hübſchem, offenherzigem Geſicht unter dem Baum. Er hatte ſeine Sonntagsjacke und rothe Weſte angelegt, rührte ſich nicht vom Fleck, rückte auch nicht am Hut, ſondern hielt Curtmann nur, wie dieſer dicht herangekommen, mit einem „Grüeß Gott, Herre“, die kräftige Hand hin. Dem Ketterl nickte er danach nur einen Gruß und ſie ihm ebenſo; dann ſtanden ſie beide, als ob ſie ſich nichts angingen, ein halbes Dutzend Schritte von einander.

Erwin Curtmann faßte nach der Begrüßung den Arm des jungen Bauernknechtes: „Kommt, Staſi, ich möcht ein Wörtle mit Euch reden; kannſt dableiben, Ketterl, brauchſt's nicht zu hören, es geht Dich nicht an.“

Das Mädchen blieb gehorchend zurück, die beiden Andern ſchritten etwas weiter in den Wald. Es dauerte indeß nur einige Minuten, dann kamen ſie zurück, der Staſi mit einem etwas ſonderbaren Geſicht, groß aufgeſperrten Blicks, halb verdattert, halb lachend, im Ganzen nicht übermäßig von Geſcheidtheit ſtrotzend. Er ging am Ketterl, ohne daſſelbe anzublicken, vorüber, dem Waldausgang zu; der junge Student folgte ihm noch und ſagte halblaut: „Habt's alſo von einer Erbſchaft, Staſi.“

Dazu nickte dieſer nur antwortlos und trottete gleichmäßig weiter, doch wie er um die Wegecke gebogen, machte er plötzlich einen Satz über einen mindeſtens fünf Schuh hohen Steinblock weg und rannte gleich einem vom Sonnenſtich närriſch gemachten und toll nach Waſſer davonſtürzenden Thiere bergunter.

Curtmann war zu dem ruhig wartenden Mädchen zurückgekehrt und ſagte: „Komm, Ketterl, wir wollen heimgehen.“ Sie frug nicht, wo der Staſi geblieben ſei, ſprach überhaupt kein Wort von ihm, ſo daß ihr Begleiter zuletzt verwundert ſagte: „Haſt Du denn den Staſi wirklich ſo gern? Man hätt's kaum geglaubt, wie ihr beiſammen ſtandet. Nicht einmal an der Hand gefaßt habt ihr euch.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Dös thät ſi au net ſchicke; mir ſi ja no kei Brautlüt.“

„Aber mich hältſt Du doch an der Hand, Ketterl.“

Lachend ſah ſie zu ihm auf. „Du biſch au net mei Schatz.“

„Was bin ich denn, Ketterl?“

„Der beſcht Herre uf d'r Welt.“

Sie ſetzte keinen Zweifel drein, der Staſi mußte ihm gefallen haben, er hatte ihm anſchaun müſſen, wie brav und gut er ſei, und wollt's ihrem Vater mit vornehmer Rede ſagen, daß der's auch glauben und gewiß halten müßt. Der Rückweg durch die heiße Sonne ward ihr recht lang, zumal

ihr Gefährte gar nicht ſo wie ſonſt ausſchritt, ſondern oftmals ſtehn blieb, dies und das beſchaute und langſam fürder ging. So brauchten ſie wohl eine Stunde, um zum Hof zurückzukommen, und dann war's dem Ketterl doch faſt noch zu früh geſchehen und klopfte ihr das Herz, denn nun ſollte ſich's entſcheiden, ob die Fürſprache ihr zu Gutem verhelfen würde, oder nicht. Aber eh's ſo weit kam, begab ſich vor ihren Augen etwas Wunderſamliches, noch niemals Dageweſenes: Aus der Hausthür trat ihr Vater hervor und neben ihm eine rothe Weſte, die nur dem Staſi gehören konnte, da er ſicher der einzige im Ort war, der heut' am Werkeltag um des Bonifaz willen ſolches Sonntagskleid trug. Cyriak Hablützel ſah nicht um ein Haar anders aus als ſonſt, hielt die kurze Pfeife zwiſchen den Zähnen, nahm ſie indeß, ſeiner Tochter entgegenkommend, ein paar Augenblicke heraus und ſagte:

„D'r Rappenecker Staſi iſch do un hat mit mit g'redt, daß 'r Di möcht', Ketterl. Er hot a Erbſchaft macht un 's Göld bi ſi im Sack. Ha jo, 's iſch ſcho ebbes, bigoſcht, ſiebzehunnert Gulde. I hoa's nachzählt un g'ſeit, 's iſch Dei Sach', i hoa nüt meh d'wider."

Der Höchſtbauer ſteckte die Pfeifenſpitze wieder in den Mund und ging dampfend weiter feldein. Das Ketterl ſtand vollſtändig „verpatzt" und ſah den Staſi an; der nickte nur beſtätigend mit dem Kopf. Dann drehte ſie ſich nach Erwin Curtmann um, doch vergeblich, er war fort. Nur der Rappenecker Staſi trat jetzt an ſie hin und ſprach: „'s iſch Dei Sach', Ketterl, hat d'r Vatter g'ſeit." Und er faßte ihre Hand und ſchlenkerte ihr den Arm hin und her.

Da kam der junge Student mit ſeiner kleinen Ränzeltaſche auf dem Rücken aus dem Hauſe hervor. Dem Mädchen war's noch ſo wirbelig im Kopf, daß ihr nur vom Mund gerieth: „Was willſch denn, Herr?"

„Ich ſagt's Dir heut Morgen, daß ich fort müßt," antwortete er. „Gehabt Euch wohl, Staſi, und macht bald Hochzeit."

„Pfüet Gott, Herre," erwiderte der Staſi, die Hand hinhaltend; „un i mach au mei Dank."

Er ſtand und ſprach höchſt gemüthsruhig, wie wenn ihm nichts Beſonderes paſſirt wäre, und als ob er das treffliche Wort illuſtrire, was eine gute Neſſel werden wolle, brenne bei Zeiten, oder ein Bauersmann könne ſich nicht zu früh an ſtoiſche Seelenruhe gewöhnen. Und ſo auch drehte er ſich um und ging in's Haus hinein, um ſeinen Hut zu holen, den er drinnen liegen gelaſſen.

Das Ketterl aber begriff von Allem noch nichts. Sie klammerte ſich nur an Curtmanns Arm und ſagte halb weinend: „Noa, Herr, ſollſch net fortgoh." So zog ſie ihn um die Hausecke an die ſtille, fenſterloſe Außenwand, dort jedoch ließ ſie ihn los, blickte ihm groß und ſcheu in's Geſicht und fragte ſtotternd:

„Wie haſch's dann g'macht?"

Er zwang ſich ein wenig zum Lachen. „Es iſt ja Dein Geburtstag heut', Ketterl, und der Bonifaz hat's gemacht. Ich hab' ihm nur gerathen, wie er's machen ſollt' — aber wenn Du meinſt, Ketterl, daß er's verdient hat, da gieb mir einen Kuß für ihn."

Das klang ihr ſo verwunderlich, daß ſie auch lachen mußte, doch verlegen ſagte ſie hinterdrein:

„Du wirſch mi do net kiſſe mäge?"

„Warum nicht?"

„Du biſch jo a Herr und i bi nur a ſchlecht's Bauermaidle."

Doch er ſah ſie mit ſo herzlichen Augen an, daß ſie ſich plötzlich raſch mit dem Handrücken über den Mund wiſchte, den Arm um ſeinen Hals ſchlang und ihre friſchen rothen Lippen kräftig auf die ſeinigen drückte. Dann ſagte ſie, ihn wieder anſchauend: „Wann i's dann ſcho derf, i hätt's ſcho lang gern than — vergelt's Di Gott!" und ſie küßte ihn noch einmal ebenſo. Er hielt ihr halb lachendes, halb weinendes Geſicht zwiſchen den Händen, bückte ſich nochmals, küßte ihr eine der beiden Thränen von der Wimper und erwiderte, ſo gut er's vermochte, in ihrer Mundart:

„B'hüt Di Gott, lieb's Ketterl — wenn Du in die Stadt kommſt, weißt mein Haus. Gelt, ſchau'ſt bei mir ein und ſagſt mir, wenn Du mit'm Staſi Hochzeit machſt. Da komm ich herauf."

Und ein paar Minuten ſpäter ſtand Erwin Curtmann nicht mehr dort, ſondern ſchon einige hundert Schritte weit entfernt, hatte ſich noch einmal umgedreht und winkte dem noch vom ſelben Fleck ihm nachſchauenden Mädchen mit der Hand. Dann ging er raſch auf der ſchmalen Fahrſtraße weiter, die ihn am Pfingſtſonntag hierher gebracht. Nur war es jetzt nicht tiefe Dämmerung, vielmehr der vollhelle Tag lag über dem Hochthal und ließ kein vom rechten Weg Abkommen beſorgen. Doch der uralte Geſpiele der Ginſterſtauden und des Wachholdergeſtrüpps, des Schlehdorns und Stechapfels auf den kleinen kahlen Hügelkuppen, der weiche Wind war wieder da und ſtrich wie mit langen, ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen über die ſanft gewellte Landſchaft. Und grad' ebenſo ruhig und gleichmäßig, ſchön und friedlich ging der Herzſchlag in der Bruſt des jungen Wandrers. Sie hob ſich ſo befreit, als ſeien die zehn Hundertthaler-Banknoten, um welche die kleine Brieftaſche auf ihr leichter geworden, eine ſchwere Laſt geweſen, unter der ſie ſich bedrückt gefühlt. Auch bei den glänzendſten Wechſelverhältniſſen war es allerdings eine ganz artige Summe, aber die freien, freudigen Augen des jungen Verſchwenders beſagten, für den Einkauf, den er damit in ſich ſelbſt gemacht, doch nur gering.

Nun ſtand er dort, wo ein Fußpfad ſich von der Straße abzweigte und ſteil in's Tiefland hinunterſtürzte; ein Quell überrieſelte ihn unter grünem Laubdach. Erwin Curtmann durſtete, er bückte ſich, ſchöpfte mit

der Hand von dem klaren, köſtlichen Waſſer und trank. Dann warf er aus dem Schatten einen letzten Blick hinter ſich auf die Hochfläche mit den zerſtreuten grauen Dächern. Schon weit hinüber an der Berglehne lag noch das große Gehöft des Höchſtbauern in der vollen Sonne, d'rin die hellen Schindeln wie ſilberne Schuppen flimmerten und glänzten.

Auch um die Augen des ſtumm Schauenden flimmerte und gaukelte etwas, ohne daß ihm zum Bewußtſein kam, was. Dann verſchwand's, doch zog ihm den Blick auf ſeine Hand, in der er noch immer den kleinen Maiglöckchenſtrauß hielt, und auf dieſem ſaß die ſchöne Freundin feuchtſchattiger Wegſtellen, eine Iris. Sie ſchlug die wundervollen, noch von keinem Anhauch in ihrem Frühlingsſchmelz beeinträchtigten, blau-violett leuchtenden Flügel auf und wiegte ſich ruhig auf den weißen Glöckchen, als ſei es eine ſchöne Gewährleiſtung der Natur, daß Jugend ſich vor Jugend nicht zu fürchten habe.

Ein Veilchen blickte Erwin Curtmam träumeriſch auf das zutrauliche reizende Sonnenkind nieder, dann ſchwenkte er leicht das Sträußchen, ſie flatterte auf und ſchwebte durch die Goldſtrahlen fort. Aus tief überquellendem Gefühl ſprach er jetzt laut vor ſich hinaus:

„Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag,"

und jugendleichten Fußes ſprang er den ſteilen Abſtieg zum Niederland hinunter, der Stadt entgegen.

Paul Boerner.

Von

Heinrich Albrecht.

— Berlin. —

Die deutſche Medicin hat vor wenigen Monaten einen ſchweren Verluſt erlitten. Dr. Paul Boerner, den am 30. Auguſt ein raſcher Tod nach kurzem Krankenlager dahingerafft hat, war innerhalb des letzten Decenniums — wir reproduciren das einſtimmige Urtheil, auch ſeiner Gegner — ihr berufenſter Publiciſt. Es hat eine weit umfaſſende Bedeutung, dieſes eine Wort, eine Bedeutung, ſchlecht verſtanden von denen, die vom hohen Throne wiſſenſchaftlichen Selbſtbewußtſeins herab glauben, ein karges Zugeſtändniß gemacht zu haben, wenn ſie es als einziges Wort der Anerkennung dem Verſtorbenen nachrufen. Es umfaßt ein volles Beherrſchen eines großen Gebietes wiſſenſchaftlicher Forſchung, es umfaßt ein Urtheil, frei von Einſeitigkeit und ſtarrem Haften am Unbedeutenden, es umfaßt den klaren Blick, das richtige Erkennen der großen, bewegenden Fragen, das raſche Feſthalten des Augenblicks und endlich die Gabe, durch Wort und Schrift Anderer Denken und Thun in Bahnen zu leiten, die zum Heile des Ganzen führen. Alle dieſe Eigenſchaften beſaß Paul Boerner in hervorragendem Maße. Im Verein mit einer mehr als gewöhnlichen Energie und einer gewaltigen Arbeitskraft haben ſie ihn befähigt, einen Einfluß auf viele Fragen der Wiſſenſchaft, die ſein eigenſtes Gebiet war, wie des öffentlichen Lebens zu üben, der es rechtfertigen dürfte, ſeiner eigenartigen Perſönlichkeit an dieſer Stelle eine etwas eingehendere Darſtellung zu widmen.

Paul Boerner wurde am 25. Mai 1829 als der Sohn eines höheren Juſtizbeamten in Jakobshagen in Pommern geboren. Nach vollendeter Gymnaſialbildung widmete er ſich zunächſt dem Studium der Jurisprudenz. Schon das Jahr 1848 ließ erkennen, daß der Hochbegabte nicht beſtimmt war, fern von den bewegenden Fragen des Tages ein Daſein im Verborgenen zu führen. Wir finden ihn als einen der Führer an der Spitze begeiſterter Studenten. Boerner ſelbſt hat in ſpäteren Jahren ſeinen Antheil an der achtundvierziger Bewegung nicht verleugnet. Wir citiren ſein eigenes Urtheil über jene Tage: „Wir ſollten," ſagt er, „doch in unſeren Tagen nicht allzu ungerecht ſein gegen die vierziger Jahre unſeres Jahrhunderts mit ihrem treibenden Enthuſiasmus, der ſich noch nicht an dem mühevollen Kampfe mit der trägen Materie abgekühlt hat. Als diejenigen unter uns, welche längſt über die Jahre hinaus ſind, in welchen der große Florentiner nel mezzo del camin di nostra vita ſeine Wanderung durch die Hölle begann, noch jung waren, im Jahre 1848, ſah man auf die Freiheitskriege wie auf eine weit zurückliegende, mit ihren Ideen und Beſtrebungen kaum noch verſtändliche Periode zurück. Iſt aber nicht ſeit dem Jahre 1848 jetzt dieſelbe Zeit verfloſſen? Wie darf man ſich darüber wundern, daß neue Strömungen, neue Anſichten die Herrſchaft gewonnen haben? Wenn aber die Aelteren ſich hüten ſollen, die jüngere Generation unrichtig zu beurtheilen, weil ſie anders denkt und ſpricht, als ſie in ihrer eigenen Jugend es gelernt hatten, ſo ſoll auch das gegenwärtige Geſchlecht dieſen Fehler zu meiden ſuchen und nicht über eine Periode abſprechen, die ſeinem Verſtändniß ebenfalls ſchon halb entrückt iſt, oder gar den jugendlichen Idealismus jener Tage noch heute mit dem Republikanismus und Socialismus unſerer Tage identificiren."

Nachdem Boerner drei Jahre juriſtiſchen Studien obgelegen, bewog ihn eigene Neigung, dieſelben mit der Medicin zu vertauſchen. In Berlin feſſelte ihn, wie er ſelbſt oft betont, vor Allen Helmholtz, deſſen naturwiſſenſchaftliche Richtung hervorragenden Einfluß auf Boerner gehabt hat. Virchow und Bardeleben nennt er daneben als diejenigen, die beſtimmend auf den Gang ſeiner Studien einwirkten. 1854 promovirte Boerner in Greifswald und practicirte dann bis zum Jahre 1863 in Königswalde und in Landsberg a. W. Er hat es oft bedauert, daß er nicht eher zu dem Entſchluß kam, ſeine Landpraxis mit dem Aufenthalt in Berlin und einer literariſchen Thätigkeit, auf die ſeine ganze Begabung ihn hinwies, zu vertauſchen, aber denen, die ſpäter fern von den Centren der Wiſſenſchaft und den Stätten, auf denen ſich die wichtigen Ereigniſſe des Tages abſpielen, Freude und Gewinn durch ſeine publiciſtiſche Thätigkeit gehabt haben, iſt dieſe Zögerung zu Gute gekommen. Boerner kannte die Bedürfniſſe des praktiſchen Arztes aus eigener Entbehrung, und dieſer Umſtand hat vielen ſeiner ſpäteren Publicationen ihre Signatur gegeben. 1863 ſiedelte Boerner nach Berlin über. In dieſe Zeit fällt der Beginn ſeines literariſchen

Schaffens, fällt zugleich der Beginn der Entwicklung der öffentlichen Geſundheitspflege in Deutſchland, auf deren gedeihlichen Ausbau er einen ſo maßgebenden Einfluß geübt hat. In dem Feldzuge von 1870/71 nahm Boerner als Führer eines Sanitätszuges Antheil. Er hat ſeine Erinnerungen an dieſe Zeit in einer Schrift niedergelegt: „Ein preußiſcher Sanitätszug an der Loire."*) In dieſem anſpruchsloſen Heftchen zeigt ſich bereits der weitgehende Blick über den engen Rahmen der Gegenwart hinaus, der Boerner bei allen ſeinen literariſchen Unternehmungen auszeichnete. Viele von den Forderungen, die er damals hinſichtlich der Einheitlichkeit der Führung ſolcher Sanitätszüge wie der Kriegslazarethe überhaupt ſtellte, praktiſche Winke, die er gab in Bezug auf die Einfügung der freiwilligen Krankenpflege in den militäriſchen Organismus, finden ſich heute in den Beſtimmungen der Kriegsſanitätsordnung verkörpert. Boerner kehrte mit dem Charakter eines Oberſtabsarztes der Landwehr und mit dem eiſernen Kreuz geſchmückt in die Heimat zurück. Hier nahm er ſeine publiciſtiſche Thätigkeit mit neuen Kräften und wachſendem Erfolg wieder auf. Im September 1875 erſchien die erſte Nummer der „Deutſchen mediciniſchen Wochenſchrift",**) die ſich bald den Rang einer der leitenden Fachzeitſchriften eroberte. In das Jahr 1877 fällt die Herausgabe der deutſchen Ausgabe von George Wilſon's „Handbuch der öffentlichen und privaten Geſundheitspflege",***) ein Werk, das durch neuere Publicationen überholt iſt, damals aber eine Errungenſchaft auf dieſem Gebiete bedeutete. 1878 begründete Boerner ſein „Jahrbuch der praktiſchen Medicin",°) 1879 den „Reichs-Medicinalkalender".°°) In den Jahren 1881—83 nahm Boerner einen hervorragenden Antheil an dem Zuſtandekommen der „Allgemeinen Deutſchen Ausſtellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungsweſens", deren Katalog°°°) ebenfalls unter ſeiner Leitung entſtand. Während der Ausſtellung, als die Verſammlungen des Deutſchen Vereins für Geſundheitspflege und des Deutſchen Vereins für Geſundheitstechnik in Berlin tagten, gab er im Auftrage der ſtädtiſchen Behörden ſeinen „Hygieniſchen Führer durch Berlin"†) heraus. Seine letzte größere Arbeit iſt der im Manuſcript vollendete „Bericht über die Allgemeine Deutſche Ausſtellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungsweſens".††)

Mit dieſen größeren Werken iſt jedoch die literariſche Thätigkeit Boerners keineswegs erſchöpft. In den ſiebenziger Jahren war er einer

*) Berlin, Aug. Hirſchwald, 1872.
**) Berlin, Georg Reimer, 1875—85.
***) Berlin, Georg Reimer, 1877.
°) Stuttgart, Ferd. Enke, 1878—85.
°°) Caſſel, Theodor Fiſcher, 1879—85.
°°°) Berlin und Caſſel, Jul. Springer und Theod. Fiſcher, 1883.
†) Berlin, Max Paſch, 1882.
††) Breslau, S. Schottlaender, 1885.

der eifrigſten Mitarbeiter an der von Varrentrapp redigirten Vierteljahrsſchrift für öffentliche Geſundheitspflege. Die Tagespreſſe, in erſter Linie die Nationalzeitung, verdankt ihm während eines Zeitraums von zwanzig Jahren eine Fülle anregendſter und gerade auf die weiteſten Kreiſe rückwirkender Beiträge. Seine Eſſays über Rudolph Virchow und Friedrich Theodor von Frerichs in Heft 61 und 86 dieſer Monatsſchrift ſind Meiſterſtücke biographiſcher Charakteriſtik. Ueberhaupt war ſein Wirkungskreis nicht auf das Gebiet der Medicin und ihr verwandter Fächer beſchränkt. Darüber hinaus beſchäftigte er ſich mit Fragen aus dem Gebiete der Philoſophie, der Geſchichte, der Politik. Er gehörte als eines ſeiner einflußreichſten Mitglieder dem von ihm mitbegründeten Nationalliberalen Verein in Berlin an und candidirte bei der letzten Reichstagswahl durchaus nicht ohne Erfolg für den Wahlkreis Schwarzburg-Rudolſtadt. An äußeren Erfolgen und Ehren war Boerner's Laufbahn nicht arm. Eine Reihe von Orden zierte ſeine Bruſt, und zu wiederholten Malen wurden ihm von höchſter Seite Zeichen der perſönlichen Anerkennung zu Theil.

* * *

Wir haben in dem Vorſtehenden verſucht, in kurzen Umriſſen den Lebensgang Paul Boerner's zu ſkizziren. Schwieriger iſt es, anknüpfend an dieſe Daten eine Charakteriſtik ſeiner Bedeutung für die Wiſſenſchaft und das öffentliche Leben zu geben. Nicht eigene Forſchungen und Entdeckungen von bleibendem Werthe, wie die eines Virchow, Frerichs, Koch u. A. ſind es, die ſeinen Namen zu einem Markſtein auf der Siegesbahn der neueren Wiſſenſchaft machen, die Art vielmehr, wie er auf Andere und für Andere wirkte, wie er vermittelnd eintrat zwiſchen der Wiſſenſchaft und denen, welche berufen ſind ſie praktiſch auszuüben einerſeits, zwiſchen exacter Forſchung und den weiten Schichten, denen ein Verſtändniß für ihre Reſultate Noth thut, andererſeits, iſt es, die Boerner's Bedeutung ausmacht. Um dies ganz verſtehen zu können, iſt es nöthig, auf Boerner's eigenartigen Charakter etwas näher einzugehen.

In einem kurzen Nachruf, den Flügge*) dem Verſtorbenen widmet, charakteriſirt derſelbe Boerner mit folgenden Worten: „Daß ſeine Thätigkeit ſich ſo ſtetig in einer gleichzeitig der Entwicklung der Wiſſenſchaft und den humanitären Beſtrebungen der Gegenwart dienlichen Richtung bewegte, dafür iſt der Umſtand weſentlich, daß Boerner eine ideal angelegte Natur war, die unter allen Umſtänden für das Wahre und Rechte eintrat; daß er ohne Rückſicht auf die Folgen ſeine eigene Ueberzeugung oder die für richtig anerkannte Meinung Anderer vertrat; daß er bei ſeinem ganzen Streben und Handeln ſich nicht von egoiſtiſchen Motiven, ſondern von dem aufrichtigen Bemühen leiten ließ, der Wiſſenſchaft und der Menſchheit zu

*) Deutſche med. Wochenſchr. 1885, Nr. 37.

nützen." Das in diesen Worten ausgesprochene Urtheil könnten wir durch tausend Einzelheiten belegen. Seine unnachsichtliche Parteinahme für Wahrheit und Recht hat ihm eine nicht geringe Anzahl von Feinden geschaffen, sein rücksichtsloses, oft schroffes Eintreten für seine Ueberzeugung ihn in eine endlose Reihe persönlicher Conflicte gebracht. Die letzten Zeilen aus seiner Feder in Nr. 34 der Deutschen medicinischen Wochenschrift waren eine geharnischte Antwort auf einen Angriff, den ihm ein früherer Kampfartikel zugezogen hatte. Für Eigensucht gab es dabei keinen Platz in seiner Seele. Ebenso wie er ohne Aussicht auf materiellen Gewinn Jahre hindurch seine Zeit und seine Arbeitskraft der Hygiene-Ausstellung widmete, trat er mit gleicher Opferfreudigkeit für seine Freunde ein, wann und wo sie seine Hülfe in Anspruch nahmen. Vielen von den Männern, die heute von Lehrstühlen herab die Wissenschaft lehren und am richtigen Platze zum Nutzen der Gesammtheit wirken, hat er die Pfade geebnet, die ersten Sprossen der Leiter zu ihrem Ruhm erklimmen helfen. Und dabei ist sein eigener Lebensweg keineswegs immer ein dornenloser gewesen. Es hat lange gedauert, bis er Boden gewann in dem Ringen mit den Erfordernissen der Großstadt, bis seine schriftstellerische Thätigkeit auch von materiellen Erfolgen gekrönt wurde, die bei ihm stets in zweiter Linie standen.

Diese Eigenschaften gewannen Boerner — um uns nochmals der Worte Flügge's zu bedienen — „eine große Zahl von Freunden, die ihn aufrichtig verehrten und gern für die Schätzung seiner ganzen großartigen Persönlichkeit auf den kleinlichen Maßstab verzichteten, der sich nur der Mittelmäßigkeit und Einseitigkeit gegenüber bewährt". Sie alle ordneten sich, wenn es darauf ankam, seinem scharfen Urtheil unter und stellten sich unter seine Fahnen, wenn er sie zu gemeinsamer Arbeit berief. Keiner verstand es, wie er, mit raschem Blick die Tragweite einer neuen Entdeckung, die Bedeutung eines geplanten Unternehmens zu durchschauen, zu organisiren, zu gestalten. Der Gedanke gewann durch sein Wort, seine Fassung Ausdruck, zündete, wurde zur That. So sind Forschungsresultate Anderer erst durch ihn zur Geltung gekommen, so sind Werke entstanden, bei denen seine eigentliche Mitarbeit weit in den Hintergrund tritt, die aber dennoch den Stempel seiner Genialität tragen und als seine Schöpfung auf die Nachwelt kommen werden.

Lag es in dem Charakter Boerner's, alle großen Fragen der Zeit, die in das Bereich seines Wirkens fielen, aus selbstlosestem Antrieb zu den seinen zu machen, ihnen die weiteste Anerkennung zu sichern und aus ihnen heraus Nutzen für die Gesammtheit zu stiften, so unterstützte ihn dabei neben umfassendstem, allem Dilettantismus abholden Wissen eine zähe Energie und ungewöhnliche Arbeitskraft. Neben den regelmäßigen Arbeiten, welche die Redaction seiner Wochenschrift, seines Medicinalkalenders und des Jahrbuches mit sich brachte, gewann er Zeit, den Bericht über die Hygiene-Ausstellung zu organisiren, in umfassendster Weise die Agitation für die

zoologiſche Station in Neapel zu leiten, eine Anzahl von Zeitſchriften mit Beiträgen zu verſehen. Zugleich füllte er das Amt des Reviſionsarztes einer der größten Verſicherungsgeſellſchaften aus. Er war regelmäßiger Beſucher einer ganzen Anzahl von Vereinen und verfehlte nie, an den großen mediciniſchen und hygieniſchen Congreſſen theilzunehmen, um perſönliche Beziehungen anzuknüpfen und zu erneuern oder gegebenen Falles ſelbſt thatkräftig in die Debatten einzugreifen. Nicht genug damit, eine Reihe neuer literariſcher Unternehmungen war bereits wieder geplant, deren ausgearbeitete und unterzeichnete Contracte ſich in ſeinem Nachlaß vorgefunden haben. Dieſe ganze gewaltige Arbeitslaſt bewältigte er ſpielend. Stets bewahrte er ſich die geiſtige Friſche, die unbefangene Fröhlichkeit, die den perſönlichen Verkehr mit ihm zu einem ſo anziehenden machte; ſeine Unterhaltung war immer geiſtreich, oft durch Humor und Sarkasmus gewürzt. Alle die Mittel, die ihm im perſönlichen Verkehr zu Gebote ſtanden, wußte er durch eine eigene Begabung nutzbar zu machen, um anzuregen, ſein Urtheil zur Geltung zu bringen, für ſeine Ziele zu wirken. Am glänzendſten kamen ſie zur Entwicklung, wenn es galt, ſei es im Verein von Standesgenoſſen, ſei es weiteren Kreiſen gegenüber durch die Rede ſeine Wirkung zu üben. In der klaren und ſouveränen Weiſe, mit der er überall, wo es galt, ſeine Anſicht mitzutheilen wußte, liegt der Schlüſſel zn den vielfachen Erfolgen, die ſeine Bemühungen auf dieſem Gebiete gekrönt haben. Auf wichtige Fragen der wiſſenſchaftlichen Medicin hat er auf dieſe Weiſe indirect, auf ſolche der ärztlichen Standesintereſſen direct einen größeren Einfluß geübt, als Manche ihm zugeſtehen möchten.

Als Boerner im Jahre 1875 ſeine „Deutſche mediciniſche Wochenſchrift" begründete, wollte er ein Organ für die Intereſſen des praktiſchen Arztes ſchaffen. Abgeſehen von der Förderung der öffentlichen Geſundheitspflege, eine Frage, auf die wir weiter unten noch näher eingehen werden, ſchwebte ihm dabei das Ziel vor, „ausgehend von der Grundlage, welche die wiſſenſchaftliche Medicin allein zu legen vermag und die daher in einer für praktiſche Aerzte beſtimmten Zeitſchrift der ſorgſamſten Pflege an hervorragender Stelle bedarf", in erſter Linie die ärztlichen Standesintereſſen zu fördern und zu pflegen. Dieſen in der erſten Nummer ſeiner Zeitſchrift klargelegten Zielen iſt Boerner durch zehn Jahre treu geblieben. Im Gegenſatz zu den vielen ſpecialiſtiſchen Organen und den kritiklos referirenden Zeitſchriften hat Boerner die durch Virchow und Andere ſo oft betonten Einheitsbeſtrebungen in der Medicin hochzuhalten gewußt, hat immer und immer wieder darauf hingewieſen, daß nur von dieſer Grundlage aus der praktiſche Arzt ſeinen Beruf ſegenbringend auszuüben vermag. Er war ſtets ein Eiferer gegen alles Unwiſſenſchaftliche, Dilettantenhafte, Schematiſche. So hat er die Vermittelung zwiſchen Wiſſenſchaft und Praxis in einer Weiſe ausgeübt, die in erſter Linie dem Arzte, weiter aber durch ihn der Geſammtheit zum wahren Nutzen gereicht hat. Dann aber hat er ferner,

seinem ersten Programme getreu, streng gewacht über der Ehre des ärztlichen Standes, hat seine Interessen gewahrt, wo er nur konnte, in Wort und in Schrift. Auch hier wußte er durch die Ueberlegenheit seines Urtheils, durch die Macht seiner Feder die Meinungen im Voraus zu bilden, und gerade auf diesem Gebiete ist Vieles seiner Initiative zu danken, was heute als eine segensreiche Errungenschaft betrachtet wird. Es ist von hervorragendem Interesse, nach dieser Richtung die zehn Jahrgänge der Deutschen medicinischen Wochenschrift zu durchmustern. Jahr für Jahr, Woche für Woche finden wir die Spuren dieser ununterbrochen fortgesetzten Minirarbeit Boerner's, und fast überall, wo ein wirklicher Fortschritt zu verzeichnen ist, können wir rückwärts seinen Einfluß verfolgen.

Eine in allen ihren Bestrebungen so durchweg nur der Förderung des Gesammtwohls lebende Natur, wie die Boerner's, mußte nothwendig aus dem ganzen eben geschilderten Wirkungskreise heraus auf das Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege geführt werden, und hiermit begeben wir uns auf das eigentlichste Feld, auf dem Boerner's große Veranlagung zu ihrer weitesten Bethätigung gelangte. Die Gesundheitspflege hat heute, wie Boerner in der Einleitung zum Hygiene-Ausstellungs-Bericht hervorhebt, „eine hervorragende Stelle in dem Arbeitsprogramm aller Nationen eingenommen. Seit einer Reihe von Jahren kann sich kein Gebiet unseres öffentlichen Lebens ihrem Einfluß entziehen. Politik und Gesetzgebung, Literatur und selbst die Kunst haben mit ihren Grundsätzen sich abfinden müssen." Aber diese herrschende Stellung nimmt die Gesundheitspflege in Deutschland erst seit wenigen Decennien ein. Vor Allem waren es bei uns die Bedürfnisse der riesenhaft anwachsenden Großstädte, die nicht mehr gestatteten, die fundamentalen Forderungen der Hygiene unerfüllt zu lassen, und die zu der In angriffnahme jener gewaltigen von den großen Communen unternommenen Werke führten, welche zunächst die Beschaffung ausreichenden Trinkwassers, in allerneuester Zeit die Reinigung des Untergrundes unserer Städte anstrebten. An diese reihten sich, mit der zu immer höherer Entfaltung gelangenden Technik gleichen Schritt haltend, die weiteren Institutionen an, die wir heute unter dem Begriff hygienischer Einrichtungen zu subsumiren pflegen.

Boerner's Auftreten als Publicist fällt mit dieser Periode des Aufschwungs der Gesundheitspflege zusammen. Von vornherein hat er sich ihrer Bestrebungen mit der ganzen Begeisterung angenommen, die ihn überall trug, wo es galt, einem als gut erkannten Gedanken zum Siege zu verhelfen. Ein gründliches Studium der englischen Anlagen für öffentliche Gesundheitspflege weckte in ihm zunächst den Wunsch, die gleichen Vortheile seinem Vaterlande zuzuwenden. In Vereinen und öffentlichen Versammlungen, in seiner Wochenschrift und in der Tagespresse trat er unablässig ein für die Einführung der Einrichtungen, die Staat und Gemeinde in jenen Jahren in's Werk zu setzen gewillt waren, die aber oft gerade von der Masse, der

ſie zu Gute kommen ſollten, am ſchärfſten befehdet wurden. Das erſte große ſanitäre Geſetz, das wir dem Reiche verdanken, das Reichsimpfgeſetz, hat, um nur wenige Beiſpiele hier herauszugreifen, in Boerner einen ſeiner eifrigſten Vorkämpfer gefunden. Hier, wie auf allen Gebieten, auf denen er eine allgemeine Sache zu der ſeinen machte, trat er ausgerüſtet mit umfaſſendem Wiſſen und auf eigene Erfahrung gegründeter Sachkenntniß in den Kampf, und wenn Einer dazu beigetragen hat, Vorurtheile zu beſiegen, und damit der Geſetzgebung die Wege zu ebnen, ſo iſt es Boerner geweſen. Die Einführung der Anzeigepflicht bei anſteckenden Krankheiten und der obligatoriſchen Leichenſchau auf dem Wege der Reichsgeſetzgebung, Fragen, deren Wichtigkeit heute allgemein anerkannt ſind, und deren geſetzliche Regelung wohl nur noch eine Frage der Zeit ſein dürfte, hat er mit nicht minderem Eifer angeſtrebt. Die Herbeiführung einer Medicinalreform, die ja die einſchneidendſten Intereſſen der öffentlichen Geſundheitspflege in ſich begreift, hat von Anfang an in dem Programm ſeiner literariſchen Thätigkeit geſtanden. Heute bildet auch dieſe den Gegenſtand ernſteſter Erwägung in den maßgebenden Kreiſen, und wir dürften nicht fehlgehen in der Annahme, daß die durch Boerner ſeit Jahren beeinflußte Agitation auch hierzu ihr Theil beigetragen hat.

Neben dieſen Fragen, die der Regelung auf dem Wege der Reichsgeſetzgebung unterliegen, nehmen in Boerner's agitatoriſcher Thätigkeit einen nicht geringeren Raum diejenigen Beſtrebungen ein, die innerhalb der letzten Decennien die Verwaltungen der großen Städte — in erſter Linie Berlin's — ſo hervorragend in Anſpruch genommen haben. Jeder kennt die ununterbrochene Reihe von Kämpfen, welche die Berliner Stadtverwaltung ausgefochten hat um ihre beiden großartigſten ſanitären Inſtitutionen, Waſſer-Verſorgung und Canaliſation. Sie hat bei ihrem Ringen mit Vorurtheilen und Gehäſſigkeiten aller Art keinen treueren und erfolgreicheren Bundesgenoſſen gehabt als Boerner. Die gewichtige Stimme der Berliner Geſellſchaft für öffentliche Geſundheitspflege, welche in dieſen Fragen ſtets für die ſtädtiſche Verwaltung in's Gewicht gefallen iſt, iſt oft durch Boerner's ſachliche Referate, durch ſein zielbewußtes Eingreifen in die Discuſſion beeinflußt worden. Er hat durch Vorträge und populäre Abhandlungen, die er ſo meiſterhaft zu verfaſſen wußte, in allen Kreiſen den Sinn für hygieniſche Verbeſſerungen zu wecken verſtanden, er hat die öffentliche Meinung nach vielen Richtungen geklärt und in richtige Bahnen geleitet. Weit über Berlin hinaus hat dieſe ſeine Thätigkeit einen Nachhall gefunden und fruchtbringend eingewirkt auf die Entſchließung der Verwaltungen anderer Städte, die bei ihren ſanitären Einrichtungen in den Berliner Anlagen ihr Vorbild ſahen. Dieſe wenigen hervorſtechenden Beiſpiele mögen genügen, um Boerner's Wirken auf dem Gebiete der praktiſchen Geſundheitspflege zu charakteriſiren. Wir würden ſie durch eine ganze Anzahl weiterer vervollſtändigen können, wenn nicht der uns zugemeſſene Raum uns einige Beſchränkung auferlegte.

Fast in höherem Grade noch, als durch diese mehr in die Augen fallenden praktischen Erfolge, hat Boerner darüber hinaus die Anerkennung engerer, mehr sachverständiger Kreise durch sein Wirken auf einem anderen Gebiete gefunden. Trotz der großen thatsächlichen Errungenschaften auf dem Gebiete staatlicher, communaler und privater Hygiene konnte ein tieferblickender Geist, wie der Boerner's, sich nicht verhehlen, daß eine große Zahl ihrer bereits durchgeführten wie angestrebten Institutionen noch auf einem durchaus unzuverlässigen Boden stehen. Die Verhandlungen unserer großen hygienischen Vereine liefern ja dafür in jedem Jahre den erneuten Beweis, wenn sie eine Reihe von Fragen „als immer noch nicht spruchreif" für eine spätere Discussion zurückstellen. Boerner ist einer der Ersten gewesen, der mit Nachdruck dafür eingetreten ist, „daß vor Allem die Hygiene zu einer Wissenschaft werden und auf die Basis experimenteller Beweise gegründete Lehrsätze aufstellen müsse, ehe die praktischen Maßnahmen uns den vollen erhofften Nutzen bringen können".*)

Während England auf dem Gebiete der Verwaltung, soweit sie sich auf die Gesundheitspflege bezieht, dann aber noch mehr durch seine vorgeschrittene Technik, deren es sich schon seit dem vorigen Jahrhundert erfreut, uns entschieden weit vorausgegangen ist, übernahm Deutschland von dem Augenblick an, wo hygienische Bestrebungen überhaupt Eingang fanden, die leitende Stelle auf dem Felde wissenschaftlicher Forschung. Die erfolgreichen Bemühungen eines Virchow und Pettenkofer, die Hygiene zu einer Wissenschaft zu erheben, sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie hier eingehender zu schildern. Pettenkofer ist es zu danken, daß an der Universität München schon im Jahre 1865 der erste Lehrstuhl für Hygiene errichtet wurde. Die Arbeiten des mit demselben verbundenen hygienischen Institutes haben der Gesundheitspflege, das steht wohl unbestritten fest, ganz neue Grundlagen gewonnen. Boerner hat diesen Fortschritt von vornherein mit den lebhaftesten Sympathien begrüßt. Er hat früh erkannt, daß von einer Etablirung der Hygiene als selbstständiges Lehr- und Forschungsgebiet auch an den Universitäten des leitenden deutschen Staates, Preußen, die segensreiche Entwicklung der praktischen Gesundheitspflege abhängig sei, und ist, sobald die richtige Zeit hierfür gekommen war, mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit und seines publicistischen Einflusses für diese Forderung eingetreten. Heute ist, Dank der Initiative des Cultusministers v. Goßler, ein Theil dieser Forderungen erfüllt. In Berlin und Göttingen bestehen seit Kurzem selbstständige hygienische Lehrstühle und Institute, andere sind in Aussicht genommen. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir Boerner's Einfluß und immer wiederholtem Hinweis auf diese Frage einen nicht geringen Antheil an dieser Gestaltung der Thatsachen beimessen. In einem längeren Aufsatze**) hat er selbst noch kurz vor seinem Tode die „Zukunft

*) Flügge a. a. O.
**) Preußische Jahrbücher Bd. LVI.

der wissenschaftlichen Hygiene in Deutschland" zum Gegenstande eingehendster Erörterung gemacht und die Anschauungen darin niedergelegt, die er seit einer Reihe von Jahren in Wort und Schrift vertreten hat.

Eng verknüpft mit der Geschichte der Entwicklung der gesammten Hygiene in Deutschland wird für alle Zeiten die „Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens" bleiben. Der Plan zu derselben war zwar wesentlich einem Kreise von Männern entsprungen, welche die Gesundheitstechnik vertraten, und es war dementsprechend anfänglich in's Auge gefaßt worden, ihr einen vorzugsweise gesundheitstechnischen Charakter zu verleihen. Schon in den ersten Berathungen des provisorischen Comités, in dem Boerner's Stimme ihren Einfluß geltend machte, gelang es aber, diese Einseitigkeit dem Unternehmen fernzuhalten. Wesentlich dadurch ist es gekommen, daß die Ausstellung in der That die gesammte Hygiene repräsentirte, Gesundheitspflege und Gesundheitslehre. Neben der Technik traten in erster Linie die Objecte in den Vordergrund, welche von den Erfolgen der wissenschaftlichen Hygiene Kunde gaben, sowie die Modelle, bildlichen Darstellungen und Erläuterungen, in denen die Regierungen und Communen gewissermaßen einen Rechenschaftsbericht von ihren Bestrebungen und Errungenschaften auf dem Gebiete der praktischen Hygiene erstatteten. Mit einem Wort, den Männern, die in selbstlosestem Bestreben die Ausstellung zu Stande gebracht, war es gelungen, in ihr ein selten vollständiges Bild alles dessen zu verkörpern, was in Deutschland auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten erreicht ist.

Stand es somit unzweifelhaft fest, daß dem Sachverständigen in der Ausstellung ein überreiches Material zum Studium, dem Techniker die ausgiebigste Anregung für weitere Vervollkommnungen geboten war, so ist andererseits häufig die Frage aufgeworfen, ob derartige Ausstellungen auch für weitere Kreise einen Nutzen gewähren. Boerner hat in einem Vortrage, den er gegen Schluß der Ausstellung gehalten hat, auf diese Frage eine Antwort gegeben. Er weist darauf hin, daß eine Ausstellung wie die Hygiene-Ausstellung, gerade wie es Pettenkofer von den populären Vorträgen behauptet, eine weitergehende Mission hat als Sachverständige zu bilden. „In allem menschlichen Wissen und Thun, Dichten und Trachten," so lauten die Worte Pettenkofer's, „liegt, soweit es Wahrheit ist, Harmonie. Diese Harmonie, welche in allen Wahrheiten liegt, soll Jedem zum Bewußtsein, zur Empfindung gebracht werden, damit sich mögtichst Viele daran erfreuen, dafür erwärmen, mit neuen Gegenständen zunächst befreunden und dann vielleicht befassen oder doch aus Ueberzeugung und mit Sympathie denjenigen nach Kräften beistehen, welche sich berufsmäßig mit den Gegenständen eingehender befassen müssen. Die Gesundheitspflege beruht nicht allein auf der Thätigkeit der Sachverständigen oder der Behörden, sondern noch viel mehr auf der Mitarbeit des ganzen Volkes selbst. Wovon die Menschen nun nie

etwas gehört haben, wovon sie nichts wissen und gar keine oder falsche Anschauung besitzen, darf man billiger Weise auch keine Theilnahme verlangen, am allerwenigsten aber eine Opferwilligkeit erwarten, wie die öffentliche Gesundheitspflege ihrer unter allen Umständen bedarf." In diesem Sinne hat die Hygiene-Ausstellung sicher ihre Mission erfüllt. Nahezu eine Million Menschen hat dieselbe besucht, und wenn nur ein kleiner Bruchtheil derselben durch die Anschauung des Gebotenen belehrt und zu Missionären auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege durch sie geworden ist, so ist der Gewinn schon als ein überaus reicher anzuschlagen. In der That hat sich die Kritik, die naturgemäß an alle derartigen Leistungen gelegt wird, mit großer Uebereinstimmung dahin ausgesprochen, daß der Nutzen, den die Hygiene-Ausstellung nach dieser Richtung geschaffen, nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Einen großen Antheil des Verdienstes an dem Zustandekommen der Hygiene-Ausstellung nehmen wir für Paul Boerner in Anspruch. Alle, die mit ihm von Anfang an an der mühevollen Aufgabe gearbeitet haben, werden dahin übereinkommen, daß er eine der treibenden Kräfte war, die alle Hebel des großen Mechanismus in Bewegung gesetzt haben. Vor Allem aber war er es, der der idealen Seite des Unternehmens, gegenüber manchen, bei der Veranstaltung einer Ausstellung Einlaß begehrenden materiellen Interessen Geltung zu verschaffen wußte. So würde an sich schon Boerner's Verdienst um diese gemeinnützige, von den schönsten Erfolgen gekrönte Schöpfung zweifellos feststehen, hätte er nicht darüber hinaus ihre Bedeutung zu einer dauernden gemacht durch das letzte Werk seines reichgesegneten Lebens, den von ihm in's Leben gerufenen und fast vollendeten Bericht über die Hygiene-Ausstellung.

Von vornherein waren wohl Alle, denen in dieser Sache ein Urtheil zukam, darin einig, daß der Erfolg der Ausstellung nur als ein halber zu bezeichnen sei, wenn mit dem Schluß derselben allmählich der Eindruck des auf ihr zur Anschauung Gelangten verblaßt wäre. Um dem Werk einen bleibenden Werth zu sichern, war es eine unumgängliche Forderung, daß in Form eines eingehenden sachlichen Berichtes allen denen, welchen ein Studium der Ausstellung selbst nicht möglich war, ihre Resultate veranschaulicht, und den Besuchern die Erinnerung an das Gesehene auf die Dauer fixirt werde. Die Herausgabe eines solchen Berichtes lag in der Absicht der Leiter des Unternehmens, aber Schwierigkeiten aller Art stellten sich der Verwirklichung des Planes entgegen. Dieselben waren theils materieller Natur, bedingt durch die schwierige Lage, in welche die Finanzirung des Unternehmens durch den Brand der Ausstellung im Jahre 1882 gerathen war, theils gesellten sich diesen Hindernissen später andere hinzu, die aus der Verzögerung der Vorarbeiten für ein solches Werk erwuchsen. Fast wäre an diesen Klippen die Herausgabe eines Berichtes überhaupt gescheitert. Da trat in letzter Stunde Boerner in die Bresche ein. In den wenigen Monaten, die

ausreichten, um in seiner Hand alle die Fäden zu vereinigen, die geknüpft werden mußten, um das Zustandekommen des umfangreichen Werkes zu ermöglichen, traten, wie bei keiner Gelegenheit, die glänzenden Eigenschaften an's Licht, die ihm den Ruf eines der begabtesten Publicisten der Gegenwart erworben haben. Sein Organisationstalent sicherte in kurzen Wochen die Mitarbeit der competentesten Fachleute, vertheilte mit richtigem Griff die Rollen, gestaltete zu einem Ganzen, was sich Anfangs kaum in einem Rahmen vereinigen zu lassen schien. Seine bewährte Energie sicherte ihm das Vertrauen der hohen Förderer des Werkes, deren Unterstützung zu dessen gedeihlichem Fortschreiten nöthig war. Heute, wenig über ein Jahr nach Beginn der ersten Vorarbeiten, sind zwei umfangreiche Bände des Werkes der Oeffentlichkeit übergeben, und über seinen Werth herrscht nur eine Stimme.

Der Bericht über die Hygiene-Ausstellung ist kein illustrirter Katalog, keine trockene Aufzählung und Beschreibung der einzelnen in Berlin zu dem Gesammtbilde einer Ausstellung vereinigten Gegenstände. Jeder Abschnitt bietet einen kurzen orientirenden Abriß über das Gesammtgebiet, dem die Gruppe der Ausstellung, die er behandelt, gewidmet war. Er giebt dem Leser Aufschluß, was auf diesem Gebiete überhaupt bis heute geleistet ist, worin der Fortschritt der letzten Jahrzehnte beruht. Um diesen Kern gruppirt sich die Aufzählung und Beschreibung der Ausstellungsgegenstände, an deren Werth überall der Maßstab einer sachlichen Kritik gelegt ist. So gestaltet sich der Bericht zu einem, auch dem Verständniß weitester Kreise zugänglichen Handbuch, das gerade auch für den Laien eine Fülle anregenden und belehrenden Stoffes enthält. Boerner hat damit ein Werk hinterlassen, das in seiner anziehenden Form geeignet zu sein scheint, vielen der Ideen, für die er ein Vierteljahrhundert hindurch seine ganze Kraft eingesetzt hat, die von ihm zum Wohle der Gesammtheit stets erstrebte weiteste Verbreitung zu sichern.

Blicken wir kurz auf das Gesagte zurück, so dürfte sich aus den darin wiedergegebenen Einzelzügen ein Gesammtbild zusammensetzen, das den Eingangs aufgestellten Gesichtspunkten entspricht. Boerners Bedeutung ist nicht mit Unrecht in den Worten zusammengefaßt: „Er war einer der hervorragendsten Publicisten der Gegenwart," aber wir wollen die Bedeutung dieses Wortes im allerweitesten und edelsten Sinne verstanden wissen. In diesem Sinne wird ihm neben den Vorzüglichsten sein Platz in den Annalen der Medicin angewiesen werden.

Der Nord-Ostsee-Canal.*)

Von

Georg Irmer.

— Hannover. —

Ein Project von so bedeutender Tragweite, wie es der Durchstich der jütischen Halbinsel zum Zwecke der Verbindung der beiden deutschen Meere in militärisch-politischer und commerzieller Hinsicht ist, muß — wie leicht zu vermuthen — auch eine reiche Vorgeschichte haben. Die in nautischer Beziehung so überaus gefährliche Durchfahrt durch die dänisch-schwedischen Meerengen im Verein mit der leicht ausführbaren Sperrung derselben im Kriegsfalle durch eine der beiden genannten nordischen Mächte mußten in den interessirten Gemeinwesen die Erwägung über die Möglichkeit einer Vermeidung jener Schwierigkeiten durch die Schaffung einer neuen directen Wasserstraße durch die jütische Halbinsel sehr bald wachrufen. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Projecte und Ausführungen von Canalbauten, deren schon urkundliche Aufzeichnungen des Mittelalters Erwähnung thun, aufzuzählen, welche lediglich in Hinblick auf commerzielle Vortheile ohne Rücksicht auf die militärisch-politische Wichtigkeit einer solchen Anlage unternommen worden sind. Dahin gehört die alte Verbindung der Hansestadt Lübeck mit Hamburg mit Benutzung der Alster und Trave, welche, schon 1448 durch Verträge der Hansa mit dem Herzog Adolf von Holstein vorbereitet, erst 1525 ausgeführt wurde, aber schon im Jahre 1550 durch die Besitzer der Güter Borstel und Jersbeck in Folge einer Fehde derselben mit den Hansestädten eine definitive Unterbrechung erfuhr; eine belgische Gesellschaft hatte in den fünfziger Jahren

*) Die angezogenen Archivalien befinden sich sämmtlich im Staatsarchiv zu Hannover.

unſeres Jahrhunderts die Abſicht, dieſe alte Verbindung zwiſchen den beiden Hauptemporen der Nord- und Oſtſee, Hamburg und Lübeck, wieder herzuſtellen. Das Unternehmen ſcheiterte jedoch an den Schwierigkeiten, welche die däniſche Regierung aus dem ſelbſtſüchtigen Intereſſe, die Entwickelung Holſteins, deſſen Uebergewicht in der Monarchie es zu fürchten hatte, zurückzuhalten, jener Geſellſchaft bereitete. Eben dahin gehört der noch ältere Stecknitzcanal, deſſen Erbauung ſogar in das vierzehnte Jahrhundert zurückreicht, und welcher unter Benutzung der Stecknitz, eines Nebenfluſſes der Trave, und der Delvenau, die bei Lauenburg in die Elbe mündet, ebenfalls eine unmittelbare Waſſerverbindung zwiſchen Lübeck und Hamburg herſtellte. Ebenſo bezweckte das ſeiner Zeit viel beſprochene Project der hannoverſchen Landdroſten von Oldershauſen aus dem Jahre 1746, welches neben der Stecknitz den Möllen- und Ratzeburger See und die Wackenitz bis nach Lübeck benutzen ſollte, nichts anderes, als eine ſchnellere und billigere Waarenverbindung zwiſchen Hamburg, dem Binnenlande und Lübeck. Aehnliche Pläne ſind noch gar manche gemacht und zum Theil auch ausgeführt worden, ohne daß man ſolche Waſſerverbindungen gerade Nord-Oſtſee-Canäle nennen könnte. Es handelt ſich hier nur darum, eine Ueberſicht derjenigen Projecte zu geben, denen der militäriſch-politiſche Geſichtspunkt zu Grunde lag, und dieſe gehen bis in die erſte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts zurück.

Ueber das erſte Project, welches in dieſer Hinſicht in Frage kommt, ſind wir ſehr dürftig unterrichtet. Wir wiſſen von demſelben nur ſoviel, daß König Chriſtian III. von Dänemark, deſſen Regierungszeit in die Jahre 1533—1559 fällt, einen größeren Canal, welcher von Ripen quer durch Schleswig nach Kolding gehen und die Möglichkeit geſtatten ſollte, däniſche Schiffe jederzeit aus der Nordſee nach dem baltiſchen Meere und umgekehrt ziehen zu können. Bemerkt muß dabei werden, daß König Chriſtian die drei nordiſchen Reiche unter ſeinem Scepter vereinigt hielt, daß demnach nicht die Furcht vor einer militäriſchen Sperre des Sundes zur Anlage dieſes neuen Canals, ſondern allein die große Gefährlichkeit des Sundfahrwaſſers und der Verluſt an Zeit, den eine Umſchiffung Jütlands mit ſich brachte, den König beſtimmt haben müſſen. Das Project, in der Wegweite des Canals wohl das kürzeſte, iſt nicht ausgeführt worden. Hundert Jahre ſpäter nahm König Chriſtian IV. von Dänemark den Plan ſeines Ahnherrn von Neuem auf; in dieſem Zeitraum hatten ſich die politiſchen Verhältniſſe in den nordiſchen Reichen zu Ungunſten Dänemarks weſentlich verändert, und es war wohl die Furcht vor dem mächtigen ſchwediſchen Rivalen am Sunde, der in der Bruſt des däniſchen Königs den Gedanken an jenes alte Canal-Project wachrief; auch dieſes Unternehmen, welches Ballum und die Apenrader Bucht verbinden ſollte, gelangte nicht zur Ausführung.

Der Zeit nach zwiſchen dieſen beiden Projecten liegt ein viel großartigeres Unternehmen, das von dem deutſchen Reiche in Scene geſetzt

und in Verbindung mit der geplanten Gründung einer deutſchen Reichsflotte gebracht, einen ſo weitſichtigen politiſchen Blick des Urhebers verräth, daß es einer eingehenderen Erwähnung verdient. Der Vater des Gedankens, daß die Machtſtellung des Deutſchen Reiches einerſeits die Gründung einer deutſchen Kriegsflotte gebieteriſch verlange, und daß andererſeits für dieſe deutſche Machtentwickelung zur See eine ungehinderte Verbindung der Nord- und Oſtſee unbedingt nothwendig ſei, wie er von unſerem großen leitenden Staatsmanne heut ſo energiſch aufgenommen iſt, iſt Niemand anders als — Wallenſtein. Wie dieſer als Feldherr, Staatsmann und Finanzmann gleich bedeutende Mann den deutſchen Kaiſer durch ſein Auftreten auf die Höhe einer faſt unumſchränkten Macht gehoben hatte, ſo war er auch der eigentliche Träger der großdeutſchen Politik und des Gedankens einer abſoluten Monarchie, wie ſie im Jahre 1628 den Wiener Kaiſerhof beherrſchten. Keiner fühlte tiefer das Schmähliche des Sundzolles und keiner erkannte beſſer, daß die nordiſchen Seemächte ihre Lebensaufgabe darin ſehen würden, die weitere Machtentwickelung Deutſchlands, wo ſie konnten, zu hindern, als er. Wallenſtein dachte an die Wiederbelebung der Hanſe, die in ihrem Kampfe gegen den engliſchen Handel, wie ſie ihn in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts gegen die übermächtigen Merchants Adventurers auf eigene Fauſt mit ihrer, um dieſe Zeit immerhin noch Achtung gebietenden Seemacht und, wenn es ſein mußte, auch gegen die Königin Eliſabeth von England ſelbſt, zu unternehmen ſich mehrmals erboten hatte, von Kaiſer und Reich ſchmählich im Stiche gelaſſen, Anſehen und Macht faſt gänzlich verloren hatte. Es iſt bekannt, wie Wallenſtein mit Anlehnung an die deutſchen Seeſtädte der Oſt- und Nordſee und mit Unterſtützung der Seemacht Spaniens eine deutſche Kriegsflotte zu gründen verſuchte, wie der deutſche Kaiſer dieſe Pläne ſeines Generaliſſimus mit Eifer aufgriff und eigene Commiſſare für dieſe Sache nach Hamburg ſandte. Dieſe Bemühungen, die Hanſeſtädte für den großen nationalen Zweck, der erſt in der Gegenwart ſeine Erfüllung gefunden hat, zu gewinnen, hatten keinen Erfolg. Der Einfluß der deutſchfeindlichen evangeliſchen Seemächte auf die Entſcheidungen Hamburgs, Bremens und Lübecks war bereits zu groß, als daß derſelbe nicht das nationale Intereſſe, das man in den Hanſeſtädten für die Gründung einer deutſchen Flotte hegte, bald zum Schweigen gebracht hätte. Es läßt ſich auch nicht wegleugnen, daß bei der übermächtigen Seemacht Englands, Hollands und der beiden nordiſchen Reiche der Handel der deutſchen Seeſtädte, im Falle ſie das kaiſerliche Project zu dem ihrigen gemacht hätten, in der erſten Zeit allerdings vollkommen in Frage geſtellt worden wäre.

Wallenſtein verzichtete trotz der Ablehnung der Hanſeſtädte nicht auf die Durchführung ſeiner maritimen Pläne, er ließ ſämmtliche Oſtſeehäfen, insbeſondere die Inſel Rügen, ſowie die Seeplätze Holſteins und Schleswigs beſetzen und begann auf eigene Hand den Schiffsbau und die Umwandelung von Kauffahrteiſchiffen in Kriegsſchiffe, ein Unternehmen, das nicht ſo

aussichtslos war, wie es heute erscheinen möchte, da im Großen und Ganzen ein principieller Unterschied in der Bauart der Handels- und Kriegsschiffe um jene Zeit noch nicht vorhanden und nur die stärkere oder geringere Bemannung und Armirung für die Benennung entscheidend war. Im Mai 1628 wurde Wallenstein vom Kaiser zum „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer wie auch des Oceanischen und Baltischen Meeres General" ernannt und er ist somit wohl der erste Infanterie-General, der zum Admiral avancirte. Und um diese Zeit war es, wo der unternehmende Mann den Plan faßte, die jütische Halbinsel zu durchstechen, um so seiner Flotte, die in Wismar und andern Seehäfen der Ostsee gebaut und gesammelt wurde, die Durchfahrt in die Nordsee, ohne den Sund, der in den Händen der Dänen und Schweden war, passiren zu müssen, zu ermöglichen. Leider wissen wir, außer der Thatsache und dürftigen Notizen in den Briefen Wallensteins, über die Zusammenführung von Arbeitern zu den nothwendigen Erdarbeiten für den Canal, fast nichts; wir erfahren selbst über die Richtung des Durchstichs nichts, doch wird eine genaue Durchforschung der Wiener und Wallenstein'schen Archive für dieses hochinteressante Project sicher Näheres ergeben. Wallensteins Entsetzung vom Commando und das Einrücken der schwedischen Truppen in Deutschland machte den großartigen Plänen mitten in ihrem Entstehen ein allzu frühes Ende.

Kurze Zeit später wurde dieser Wallenstein'sche Plan von einer fremden Macht aufgenommen und zwar, wie es scheint, mit der Zugrundelegung der Gedanken Jenes, aber in einer etwas anderen Richtung, von England unter der Herrschaft Cromwells. Man hatte in England noch nicht vergessen welche bedeutenden Vortheile für den Wohlstand Englands die englische Schifffahrt nach den Ostseeländern und dem Haupt-Emporium derselben, Archangel, zu den Zeiten der Königin Elisabeth und des Zars Basilius gebracht hatte, und der gewaltige Mann, der nun die Geschicke Großbritanniens leitete, verkannte ebenso wenig die Wichtigkeit der Handelsverbindungen mit den nordischen Ländern. Nur waren die Schwierigkeiten und die Hindernisse für die englischen Ostseefahrer bedeutender geworden, und in gerechter Berücksichtigung der Gefahren, welche im Sunde den Schiffen drohten, kam Cromwell auf den Gedanken, einen näheren, sicherern und zollfreien Weg von der Nordsee in die Ostsee zu finden. Es ist bekannt, daß der Protector seit dem Jahre 1654 in ein sehr nahes Verhältniß zu Schweden getreten war, und daß die Stellung desselben zu Carl Gustav fast eine intim freundschaftliche genannt werden kann. Aus diesen Umständen wußte Cromwell Vortheil zu ziehen und so schlug er dem schwedischen Könige den Verkauf eines Hafenplatzes in der Ostsee an England vor. Und zwar war es Wismar, auf welches sich sein Blick richtete, um von dort aus eine Verbindung mit der Nordsee herzustelleu. Cromwell ließ durch seinen Agenten, wie wir aus einem späteren Promemoria im Staatsarchive zu Hannover erfahren, Carl Gustav seine Pläne in aller

Offenheit und Ausführlichkeit vortragen. Danach sollte der projectirte Canal von Wismar über Hohensicheln in den Schweriner See und von da mit Benutzung des Bettes der Elde in die Elbe gehen, Schweden sollte bei den Herzögen von Mecklenburg die Erlaubniß dazu und eine Einigung über dieses Project eines Nord-Ostseecanals erwirken. Man weiß nicht genau, wie weit die Unterhandlungen wegen des Verkaufs von Wismar gediehen sind; sicher ist, daß englische Commissare bereits in Mecklenburg gewesen sind, um die weiteren Unterhandlungen mit dem Herzoge von Mecklenburg zu führen und eine genaue Prüfung der örtlichen Verhältnisse zu unternehmen. Doch scheiterte das Project, wie wenigstens von englischer Seite versichert wurde, an der Unmöglichkeit, die Höhen zwischen der Stadt Hohensicheln und dem Meere mit einem Canale zu durchbrechen, aber man glaubte allgemein, daß Cromwell bei der Energie, die seine gesammte politische Thätigkeit bezeichnet, einen andern Weg, um zu seinem Ziele zu gelangen, gefunden haben würde, wenn er nicht bald darauf gestorben wäre.

Daß bei der gewaltigen Machtstellung Englands gerade in der fraglichen Zeit, als die Politik Cromwells fast die ausschlaggebende für die Entschließungen der meisten Staaten Nord- und Mittel-Europas war, die Durchführung der englischen Pläne nicht unmöglich war, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wohl aber bedarf es eines kurzen Hinweises auf die gewaltige Perspective, die sich für Englands Stellung als maritime Weltmacht ergeben haben würde, wenn jene Pläne Cromwells zur Reife gediehen wären. Wismar wäre Englands nordisches Gibraltar geworden, von dem es aus die Nord- und Ostsee leicht beherrscht haben würde, wie wesentlich anders würden sich unter dem dominirenden Einflusse der englischen Seemacht die nordischen Verhältnisse gestaltet haben!

Das englische Project eines Nord-Ostsee-Canals, wie es Cromwell auszuführen im Sinne gehabt hatte, und dessen Consequenzen sich in erster Linie gegen Dänemark und Lübeck gerichtet haben würden, muß bekannt geworden sein, denn bald nach dem Tode des Protectors wandte sich die Hansestadt Lübeck an die holländische Republik, um auf gemeinsame Kosten und mit gemeinsamem Nutzen den alten Stecknitzcanal, dessen wir oben Erwähnung gethan und der in der That bereits eine, wenn auch mangelhafte, Verbindung der Ostsee mit der Nordsee darstellte, so weit auszubauen, daß derselbe Seeschiffe zu tragen vermöchte.

Die Holländer ergriffen diese Gelegenheit um so freudiger, je ängstlicher sie die kühnen Pläne Cromwells in derselben Angelegenheit verfolgt hatten. Schon waren drei holländische Baumeister in Lübeck anwesend, als Dänemark von dem Vorhaben Nachricht erhielt und nun alle Mittel in Bewegung setzte, um diesem Unternehmen, welches im Großen und Ganzen auf nichts anderes als eine höchst gefährliche Concurrenz der dänischen Sund-Durchfahrt ausging, ein Ziel zu setzen. Holland nnd Lübeck hatten diplomatische Unterhandlungen mit dem Herzoge von Lauenburg, durch dessen

Land der Canal gehen mußte und von dessen Zustimmung der Canalbau somit abhängig war, angeknüpft; es gelang jetzt Dänemark, den Herzog durch Drohungen und Versprechungen zur Ablehnung der Vorschläge zu bestimmen, und damit war auch dieses holländische Project eines Nord-Ostsee-Canals vereitelt.

Die Pläne für einen großen Nord-Ostsee-Canal wurden erst hundert Jahre später im Jahre 1775 in größerem Maßstabe wieder aufgenommen, und zwar von Seiten Dänemarks selbst. Gleich beim ersten Bekanntwerden derselben wurden die Nachbarstaaten dadurch in nicht geringe Aufregung gesetzt, und zwar machte dieselbe sich in England und in dem damals zu dem englischen Reiche gehörigen Hannover am stärksten geltend. Wie aus den Acten ersichtlich ist, interessirte sich besonders Prinz Friedrich von Dänemark lebhaft für das Unternehmen; er bereiste in Begleitung des Barons von Schimmelmann monatelang die Gegend und von den Zeitgenossen wird versichert, daß er die Triebfeder des ganzen Projectes gewesen sei. Man arbeitete mit fieberhafter Eile an dem Bau des Canals und im Jahre 1785 war er im Wesentlichen vollendet. Es ist der bekannte Schleswig-Holstein'sche Canal, welcher von Kiel mit Benutzung der Levensau, des Flemhuder Sees und der Eider bei Tönning in die Nordsee mündet und fast die Grenze zwischen Schleswig-Holstein bildet. Ursprünglich war der Canal für alle Arten von Seeschiffen berechnet und ebenso sehr mit Hinblick auf die militärische Benutzbarkeit wie auf die commerziellen Vortheile gebaut, aber im Laufe der Arbeit selbst stellten sich der weiteren Ausdehnung des Unternehmens so große Schwierigkeiten entgegen, daß man sich auf die commerzielle Ausbeutung des Canals schließlich beschränken mußte. Die wesentlichen Veränderungen, welche gesteigertes Bedürfniß und ausgedehntere Kenntniß des Schiffbaus mit der Zeit mit sich brachten, sowie die Einrichtung der Schleusen im Canal machten diesen Wasserweg zwischen Ostsee und Nordsee bald nur noch für Binnenfahrzeuge benutzbar; und als man im Jahre 1848 dem Gedanken näher trat, durch eine Vertiefung und Erweiterung dieses alten Canals das Project eines für Seeschiffe benutzbaren Nord-Ostsee-Canals zu lösen, zeigte es sich, daß die Kosten nicht geringer als die eines Neubaues sein würden. Bei der Anlage des Canals aber wurde das Unternehmen der dänischen Regierung als ein weitaussehendes politisches betrachtet und namentlich von England nach allen Seiten hin einer eingehenden Kritik unterworfen, ja man sah in demselben eine so große Gefahr, daß man in Hannover dem Gedanken näher trat, ein Concurrenzunternehmen mit Zugrundelegung des alten Stecknitzcanals in Scene zu setzen. Bei dieser Gelegenheit fanden denn auch eingehende Erörterungen über das ehemalige Project Cromwells und die verschiedenen politischen Gesichtspunkte, die dasselbe beeinflußt hatten, statt. Die diplomatischen Verhandlungen über diesen Gegenstand umfassen eine ganze Anzahl von Bänden selbst im Archiv zu Hannover, das doch erst in zweiter Linie dabei interessirt war, und es

wurden dabei alle jener verſchmitzten Kunſtſtücke des Aushorchens und der Beſtechung angewandt, durch welche ſich die Politik des achtzehnten Jahrhunderts auszeichnete, um hinter die tiefer liegenden maritimen Pläne Dänemarks zu kommen. Erſt als die Eröffnung des neuen Canals zeigte, daß derſelbe zur Verfolgung kriegeriſcher Zwecke durchaus ungeeignet ausgefallen war, legte ſich die Aufregung in England und Hannover, doch ließ man dort, ſchon um die engliſchen Handelsintereſſen ſicher zu ſtellen, jenes Concurrenzproject auf der Baſis des alten Stecknitzkanals nicht fallen; immer von Neuen wurden Gutachten und Entwürfe eingereicht, bis die Invaſion Napoleons und die Beſetzung Hannovers durch das franzöſiſche Heer mit vielen andern engliſchen Plänen auch dieſem ein Ende machten.

Später blieb das Project des Nord-Oſtſee-Canals den Erwägungen unternehmungsluſtiger Privatgeſellſchaften überlaſſen, die, faſt aus aller Herren Länder ſtammend, die verſchiedenen betheiligten Regierungen mit ihren Plänen überſchwemmten, aber auch ausnahmelos lediglich den Verkehrs- und commerziellen Intereſſen dienen wollten. Von vornherein wird ja im Großen und Ganzen jedes induſtrielle Unternehmen, wenn es politiſche Geſichtspunkte zu beeinfluſſen ſuchen, erſchwert, wenn nicht in Frage geſtellt werden; und bei einem ſo weitausſtehenden Projecte von beinahe internationalem Charakter, wie es das einer Durchſtechung der jütiſchen Halbinſel iſt, wird dies in erhöhtem Maße der Fall ſein. Ein ſolches Unternehmen kann, ſobald das Subſtrat, auf dem es auszuführen iſt, im Beſitze eines kraftvollen Staates iſt, niemals in die Hände von Privatgeſellſchaften kommen, die Regierung eines ſolchen wird in erſter Berückſichtigung der eminenten militäriſchen Wichtigkeit des Canals den Bau deſſelben ſelbſt übernehmen, um das volle Verfügungsrecht über denſelben zu allen Zeiten in der Hand zu haben. Darin liegt der große Unterſchied, welcher die internationalen Canäle von Suez und Panama von dem deutſchen Nord-Oſtſee-Canal unterſcheiden wird. Wie die wichtigſten Flußübergänge in einem Lande durch Befeſtigungswerke vor feindlichen Angriffen von Seiten der Staatsregierung geſchützt ſein müſſen, ſo wird dies gemäß der Wichtigkeit eines Verbindungsweges zwiſchen der Nordſee und Oſtſee für den Nord-Oſtſee-Canal noch als weit nothwendiger erſcheinen müſſen.

Erſt das kräftige Erwachen des deutſchen Einheitsgedankens in unſerem Volke, wie er ſich im Jahre 1848 in dem Befreiungskampfe um Schleswig-Holſtein und in der Gründung einer deutſchen Reichsflotte zeigte, erinnerte zum erſten Male wieder an die wichtigen Aufgaben Deutſchlands im Norden und unter dieſen an die für die maritime Machtſtellung Deutſchlands nothwendige Ausführung des Nord-Oſtſee-Canals. Es iſt auffallend, wie auch in der neueren Zeit der deutſche Einheitsgedanke mit den Plänen zur Gründung einer deutſchen Flotte und zur Durchſtechung der jütiſchen Halbinſel Hand in Hand gingen, ganz wie zu den Zeiten des erſten deutſchen Reichsadmirals Wallenſtein. Wie damals im Jahre 1628, ſo lagen auch 220 Jahre

ſpäter die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands zu ungünſtig, um dieſe Pläne durchzuführen. Wallenſteins kühne Unternehmungsluſt ſcheiterte an der Schwäche des deutſchen Kaiſers und den Schwierigkeiten, die das katholiſche Reichsregiment in Deutſchland geſchaffen hatte, die maritimen Pläne des Jahres 1848 an der Unzulänglichkeit der Mittel und dem particulariſtiſchen Elende, aus dem ſich Deutſchland nicht herausreißen konnte. Heute hat man des verdienſtvollen deutſchen Admirals Bromme von 1848 faſt ganz vergeſſen, und nicht unverdient wäre es, wenn ſeine Vaterſtadt Leipzig ihm, der die erſten feindlichen Trophäen von einem Seegefecht unter deutſcher Reichsflagge heimgebracht hat, ein Denkmal errichtete!

Der Flottenausſchuß von 1848—49 trug die Bearbeitung des Projects eines Nord-Oſtſee-Canals dem Major Chriſtenſen auf, und dieſer entledigte ſich in eingehender techniſcher Unterſuchung an Ort und Stelle der ſchwierigen Aufgabe. Das Chriſtenſen'ſche Project beruhte auf der Linie Kiel-Weſtenſee-Bokelholm-Lütjenwiſtedt-Hanerau-Hohenhörn-Burg durch den Kudenſee und zwiſchen Brunsbüttel und Büttel in den Ausfluß der Elbe, hatte aber den Mangel, daß daſſelbe ohne die Anlage mehrerer Schleuſen nicht durchführbar war, und dieſer Umſtand würde heute wohl entſcheidend für die Ablehnung dieſer Canallinie ſein. Der Ausgangspunkt Kiel war im Gegenſatz zu dem früheren Eckernförde bedingt durch die Vorzüglichkeit des Kieler Hafens in nautiſcher und militäriſcher Beziehung, und dieſe Anſicht iſt durch die Erhebung Kiels zum erſten deutſchen Kriegshafen und durch die großartigen Befeſtigungen, die ein geſichertes Sammeln der Kriegsflotte in dem davorliegenden Seebecken möglich machen, beſtätigt worden, es wird bei dem heute ſchwebenden Projecte wohl an keinen andern Ausgangspunkt für die Oſtſee gedacht werden können, als an Kiel. Daher fallen ſchon von vornherein die zahlreichen anderen Linien, die um dieſelbe Zeit und ſpäter in Anregung gebracht worden ſind, wie das frühere der Gebrüder Chriſtenſen Eckernförde Brunsbüttel und andere mehr, weg. Man kann ſich denken, daß das Chriſtenſen'ſche Project einer eifrigen Discuſſion unterworfen worden iſt, und zahlreiche Brochüren und Beſprechungen in Zeitungen zeigten, wie mächtig das Intereſſe für den Gedanken eines Nord-Oſtſee-Canals war. Wenn in jenen Jahren die ſchönen Pläne einer deutſchen Flotte wie des deutſchen Nord-Oſtſee-Canals reſultatlos zerrannen, ſo lag die Schuld davon nicht an dem Mangel an Patriotismus des deutſchen Volkes, ſie lag vielmehr an der elenden Zerriſſenheit unſeres Vaterlandes, deren Anhänger noch heute nicht gänzlich ausgeſtorben ſind, ſo wunderbar dies immerhin klingen muß; ſie lag an dem Mangel eines einheitlichen Willens, der Fürſten und Nation zur Durchführung des deutſchen Einheitsgedankens zwang. Admiral Bromme nahm die Flagge der deutſchen Dampffregatte „Barbaroſſa", auf welcher er den erſten ſiegreichen Kampf bei Helgoland am 4. Juni 1849 mit der däniſchen Seemacht beſtanden hatte, wie er es den Frauen von Bracke, die ſie gefertigt und ihm bei ſeinem Abſchiede bis zu einer beſſern

Zeit anvertraut hatten, wenn dieſe nicht eintreten würde, verſprochen hatte, mit in ſein Grab draußen auf dem kleinen Friedhofe des oldenburgiſchen Dörfchens Hammelwarden.

Kurz nach Brommes Tode — er ſtarb am 9. Januar 1860 — nahm die däniſche Regierung den Plan eines Nord-Oſtſee-Canals wieder auf. Dieſes letzte Project rührte von einem amerikaniſchen Ingenieur C. Hanſen aus New-York her und bezeichnete als Canalweg die Linie: Neuſtädter Bucht (Haffkrug) mit der Mündung in die Oſtſee über Coſebeck, Könitz, Steenrade, Giſſelrade, Sarau, Gniſſau, durch den Warder See, Groß-Rönnau, Heidmühlen, Hegebuchenbuſch, Bramſtedt, Hingſcheide, Neuenkirchen, S. Margarethen. Dieſer Unternehmung der däniſchen Regierung lagen ſicherlich zunächſt politiſche Motive nicht zu Grunde, es ſollte im Gegentheil dieſer Waſſerſtraße der Schutz voller Neutralität zu Gute kommen, wie der Unternehmer Hanſen eingehender ausführte, indem er in ſeiner Schrift ſagte:

„Sollen aber dem Verkehre dieſe Vortheile dauernd geſichert werden, ſoll der Canal ſeine Beſtimmung, der friedlichen Schifffahrt ſtets einen gefahrloſen Verbindungsweg zwiſchen der Oſtſee und der Nordſee zu gewähren, erfüllen, ſo iſt es erforderlich, daß derſelbe den Wechſelfällen der europäiſchen Potitik entzogen und in völkerrechtlich verbindender Weiſe als neutrales Fahrwaſſer anerkannt werde, gleichwie bisher der Weg durch den Oreſund und die Belte ein ſolches geweſen iſt.

„Ebenſo wie die Panama-Eiſenbahn unter dem gemeinſchaftlichen Schutze Amerikas und Englands ein allen Nationen zu allen Zeiten geöffneter Verkehrsweg iſt, und vorausſichtlich auch der Suez-Canal ſeiner Zeit die Vortheile der Neutralität genießen wird, ſo dürfen wir auch nicht daran zweifeln, daß unſerm Canal die Anerkennung als neutrales Fahrwaſſer von Seiten der Seemächte zu Theil werden wird, um ſo weniger, als das Intereſſe der eigenen Unterthanen hierbei ſo weſentlich betheiligt iſt."

Solche Exſpectorationen einer internationalen Anſchauung mögen ſich aus dem Munde eines Amerikaners ganz gut anhören; heute aber iſt glücklicher Weiſe bei uns in Deutſchland der Staatsgedanke und das Staats-Intereſſe die erſte und einzige Richtſchnur bei Unternehmungen von ſo hoher politiſch-militäriſcher Bedeutung, wie der Nord-Oſtſee-Canal für unſeren Staat iſt, und die Engländer würden mitleidig die Achſeln zucken, wollten die übrigen Nationen einen Durchſtich der engliſch-ſchottiſchen Inſel als neutrales Fahrwaſſer verlangen! Und auch ſelbſt das ſchwache Dänemark würde bei der Ausführung des Canals bald genug dieſe internationalen Geſichtspunkte Hanſens haben verleugnen müſſen, es würde nothgedrungen mit dieſem Unternehmen politiſch-militäriſche Intereſſen haben verknüpfen und den Canal befeſtigen müſſen. Die Ereigniſſe des Jahres 1863 überhoben die däniſche Regierung dieſen Ueberlegungen.

Unterdeſſen ruhte die Bewegung für den Nord-Oſtſee-Canal in Deutſchland keinen Augenblick, und kaum war Schleswig-Holſtein Dänemark entriſſen, ſo trat dieſe Frage wieder in den Vordergrund der öffentlichen Be-

ſprechung. Namentlich von militäriſcher Seite erfuhr dieſelbe jetzt die eingehendſte Beleuchtung, die in den ſtrategiſchen Forderungen gipfelten, daß „dieſer Nord-Oſtſee-Canal, der für die deutſche Machtentwickelung zur See unumgänglich nothwendig ſei, rückwärts der deutſchen Hauptvertheidigungslinie gegen Norden, alſo zwiſchen Eider und Elbe, nicht aber nördlich von erſteren die Halbinſel durchſchneiden und ſeine Mündungen durch ſtarke Land- und Seebefeſtigungen geſichert werden müßten, dabei würden dieſe Mündungen in großen, vor Wind und Wetter geſchützten Einbuchtungen des Meeres, alſo nur in ſolchen Häfen liegen dürfen, die ſo beſchaffen ſein müßten, daß ſie die Befeſtigungskunſt für den Feind wenigſtens von der Seeſeite aus uneinnehmbar machen kann“ —; alſo Geſichtspunkte, wie ſie heute noch ebenſo von militäriſcher Seite als nothwendig im Auge behalten worden ſind. Ueber die zweite Frage, wie die Koſten des Unternehmens unter die einzelnen deutſchen Staaten vertheilt werden könnten, den letzten Vers aus dem Jammerliede deutſcher Kleinſtaaterei, brachten die großen Ereigniſſe des Jahres 1866 Deutſchland glücklich hinweg, und der gewaltige Mann, der die Herkulesarbeit der Einigung Deutſchlands fertig gebracht hat, wird auch den Plan eines Nord-Oſtſee-Canals, an dem beinahe fünf Jahrhunderte und die verſchiedenſten Nationen Europas vergeblich gearbeitet haben, verwirklichen!

Aber ſehen wir am Schluſſe einmal ganz ab von der militäriſch-politiſchen Seite des Unternehmens, die heute allein ſchon für die deutſche Regierung beſtimmend ſein muß, ziehen wir nur den Menſchen- und Güterverluſt in's Auge, welchen die Stürme alljährlich in jener gefährlichen Gegend um Skagen, dem „Kirchhof der Schiffe“, fordern, ſo würde dies an und für ſich ſchon ein Grund ſein müſſen, den Nord-Oſtſee-Canal als die einzige Möglichkeit ſolchen Unglücksfällen zur See vorzubeugen, in's Auge zu faſſen. Weiß man doch, daß allein im Jahre 1859 117 Schiffe an den däniſchen Küſten geſtrandet ſind, von denen vier mit Mann und Maus untergingen, und hundert Schiffe in jenen Gegenden auf offener See zu Grunde gingen, von denen allein ein Drittel die deutſche Flagge führten! Nun ziehe man den enormen Werth der untergegangenen Schiffe in Betracht, man bedenke, daß das amerikaniſche Schiff „Joſeph Clark“, welches 1857 zu Grunde ging, allein den Werth einer Million Mark repräſentirte, und der Untergang der engliſchen „Arctic“ im Jahre 1860 einen nicht geringeren Geldverluſt bedeutete, und man wird geſtehen müſſen, daß die Koſten der Herſtellung eines Nord-Oſtſee-Canals entfernt nicht die Höhe des Verluſtes erreichen, den in wenigen Jahren die Stürme des Sundes den ſeefahrenden Nationen zufügen. So fordern nicht allein militäriſch-politiſche Rückſichten und Verkehrsintereſſen, ſondern auch jener Tribut, der alljährlich an Menſchenleben und Gütern dem Sunde gebracht wird, gebieteriſch von Deutſchland die baldige Ausführung des Nord-Oſtſee-Canals!

Zwei Novellen in Verſen

aus dem zwölften Jahrhundert, nach dem Altfranzöſiſchen

von

Wilhelm Hertz.

— München. —

I.

Guingamor.

Vom Lied, das Guingamor genannt,
Mach' ich den Inhalt euch bekannt.
Glaubt nicht, daß ich ein Märchen dichtel
Denn wahr iſt, was ich euch berichte.

Ein König war in fernen Jahren —
Den Namen hab' ich nicht erfahren —
Der hielt mit ritterlicher Hand
Die Herrſchaft im Bretonenland.
Ihm lebt' ein Neffe, Guingamor;
Der that vor allen ſich hervor.
Der König hatt' ihn herzlich lieb,
Und da er ohne Kinder blieb,
Gedacht' er, ihm nach ſeinem Sterben
Des Landes Krone zu vererben.
Der Junghherr war von Lieb' umgeben,
Klug im Verſprechen, mild im Geben.
Die Ritter, Knappen und die Knechte
Ehrt' jeden er nach ſeinem Rechte.
Durch Hochſinn, Schönheit und Verſtand
Ward er berühmt im ganzen Land.

Einſt ritt der König noch vor Tag
Zum Waidwerk aus in Wald und Hag.
Der Neffe konnte juſt nicht jagen,
Da ihm die Ader war geſchlagen.
Darum mit einigen Baronen
Blieb er zu Hauſe, ſich zu ſchonen.
Man ließ ihn bis zum Morgen träumen;
Dann wandelnd in des Schloſſes Räumen
Ward er gewahr des Seneſchals.
Er ſchlang den Arm ihm um den Hals,
Sie gingen plaudernd, ſich zu ſetzen,
Um ſich am Schachſpiel zu ergetzen.
Da kam des Königs ſchöne Frau,
Ein hohes Weib von ſchlankem Bau.
Sie wollte zur Kapelle geh'n;
Doch wie verzaubert blieb ſie ſteh'n
Und blickte lang den jungen Mann, —
Den ſchönen Spieler ſtaunend an.
Sie ſteht auf des Gemaches Schwelle
Und rührt ſich nicht von ihrer Stelle.
So herrlich von Geſtalt und Mienen
War ihr noch nie ein Mann erſchienen.
Er ſaß dem Fenſter zugekehrt,
Von einem Sonnenſtrahl verklärt,
Der auf ſein Antlitz ſich ergoß,
Sein Haupt mit Goldlicht überfloß.
Zu lange weilt die Königin;
Ihr wandeln ſich Gedank' und Sinn.
Sie fühlt's, ihr ganzes Herz entbrann
In Liebe zu dem ſchönen Mann.

An's Beten denkt ſie nimmer;
Sie geht zurück in's Zimmer
Und ruft ein Mägdlein: Geh' ſofort
Zu jenem Herrn am Fenſter dort,
Zu Guingamor, des Königs Neffen,
Er komme her, mich hier zu treffen! —

Das Mägdlein läuft zum Ritter hin,
Sagt ihm den Gruß der Königin,
Er möge kommen, ſie zu ſprechen.
Er eilt, das Schachſpiel abzubrechen,
Und folgt dem Kind zur Kemenat,
Wo ihm die Frau entgegentrat,
Ihn holden Blick's willkommen hieß
Und ſich zur Seite ſitzen ließ.
Ihn wundert dieſes güt'ge Weſen:
Wozu hat ſie mich auserleſen?
So huldreich war ſie nie zuvor. —
Da ſprach die Herrin: Guingamor,
Ihr ſeid ſo weiſe, fein und kühn,
Und Eure Heldenehren blüh'n.
Euch winkt ein herrlich Abenteuer;
Denn hohe Minne wartet Euer,
Und Eurem Lieb iſt keine gleich.
Nicht Weib noch Maid im Königreich
Darf ſich in ihren Glanz erheben;
Euch aber iſt ſie ganz ergeben:
Ihr dürft ſie keck umfaſſen. —
Der Junghherr ſprach gelaſſen:
Wie ſollt' ich eine Dame lieben,
Die mir bis heute fremd geblieben?
Kein Wort von ihr vernahm ich je
Und dürfte nicht nach Liebesweh. —
Drauf ſprach die hohe Herrin: Nun,
Ihr ſollt nicht allzu ſpröde thun.
Mich dürft Ihr lieben, ſollt' ich denken,
Und kein Verſagen wird Euch kränken.
Ich lieb' Euch inniglich fürwahr
Und will Euch lieben immerdar! —

Der junge Ritter ſaß und ſann,
Und vorbedächtig hub er an:
Ich weiß, für meiner Fürſtin Huld
Trägt ſtets mein Herz des Dankes Schuld,
Und Euren Ehren dien' ich gern:
Ihr ſeid die Gattin meines Herrn! —
Da glüht ihr ſchönes Angeſicht:
Von ſolcher Liebe red' ich nicht!
Denn ich bin Dein von Seel' und Leib
Und lieb' Dich als ein liebend Weib.
Bin ich nicht hold? Und ſchön biſt Du!
Und neigſt Du Dich mir freundlich zu,
Welch' ſelig' Leben lacht uns dann! —
Sie zieht ihn ſanft zu ſich heran
Und küßt ihn auf die Wangen.
Doch als er ſchreckbefangen
Solch' heißen Liebeswunſch vernahm,
Sprang er vom Sitze roth vor Scham
Und ging aus dem Gemach in Haſt.
Sie hielt am Mantel ihn gefaßt;
Er rang ſich los; da brach das Band:
Der Mantel blieb in ihrer Hand.
Fort eilt er mit verſtörtem Sinn
Und ſetzt zum Schach ſich wieder hin,
Wo er in ſich verſunken ſaß,
Daß er des Mantels ganz vergaß.

Die Herrin ſtand in Seelenqual;
Sie dacht' in Angſt an den Gemahl.
Sie hatte, was ihr Herz erfüllt,
Dem Jüngling allzu raſch enthüllt:
Weh, wird er nun nicht alles ſagen
Und bei dem Oheim ſie verklagen? —
Sie rief aus ihrer Mägdlein Schaar
Eins, das ihr ganz ergeben war;
Die nahte leis und hängte ſtumm
Dem Ritter ſeinen Mantel um.
Er merkt es nicht in tiefem Sinnen,
Und ungeſehn ſchlich ſie von hinnen.

In Sorgen und in Unbehagen
Verging der Tag, bis ſpät vom Jagen
Der König kam und nun im Saal
Mit ſeinen Mannen ſaß beim Mahl.
Ihm war die Zeit in Luſt verfloſſen,
Und lang noch blieben die Genoſſen
Mit Lachen um den Herrn geſchaart.
Sie rühmten ſich nach Waidmannsart,
Und jedem Schuß, ob gut, ob ſchlecht,
Ward im Geſpräch ſein Jägerrecht.
Nur Guingamor ſaß ſtill dabei;
Vom Lärm der luſt'gen Kumpanei
Ward ſein Geſicht nur trüb und trüber.
Die Herrin ſah zu ihm hinüber
Und ſucht' ein Trutzwort, das ihn kränke,
In's Herz ihm einen Stachel ſenke,
Ihm und den andern allen.
Sie ſprach zu den Vaſallen:
Ihr Herrn, ihr lobt und rühmt euch ſehr
Mit mancher ſtaunenswürd'gen Mär',

Und doch in eurer ganzen Schaar
Iſt keiner ſo beherzt fürwahr,
Daß er in jenem Hage
Den weißen Eber jage,
Und gäb' man ihm dafür zum Sold
Auch tauſend Mark von rothem Gold!
Wem dieſer Eber wird zutheil,
Den krönt das höchſte Waidmannsheil. —

Mit einmal war der Lärm geſtillt;
Denn keinen lockt's nach dieſem Wild.
Doch Guingamor erkannte bald,
Daß ihm die Stachelrede galt.
Der ganze Kreis der Degen
Saß ſchweigend und verlegen.
Da ſprach der König: Liebe Frau,
Mich dünkt, Ihr wiſſet doch genau,
Wie's mit dem Eberforſt beſtellt.
Laßt Euch geſagt ſein, mir mißfällt,
Ein Wort davon zu hören!
Laß' Niemand ſich bethören!
Denn keiner iſt zurückgekommen,
Der dieſes Wagniß unternommen.
Am Fluſſe dort iſt's nicht geheuer;
Es iſt das Land der Abenteuer.
Zehn Ritter hab' ich ſchon verloren,
Die beſten, die mein Land geboren.
Sie jagten dort: von allen zehn
Hat man nicht einen mehr geſehn. —
Still blieb's, und er entließ ſodann
Die Herrn des Hofes. Jedermann
Im Schloß ſucht ſeine Lagerſtätte
Und auch der König ging zu Bette.

Doch Guingamor fand keine Raſt,
Und ſchnell war ſein Entſchluß gefaßt.
Er eilte ſeinem Oheim nach,
Sank vor ihm auf ein Knie und ſprach:
Herr, übet Eure milde Sitte
Und hört in Huld auf meine Bitte! —
Der König ſprach zu ihm: Sag an,
Womit ich Dich erfreuen kann;
Ich geb' Dir, was mein eigen! —
Der Neffe dankt mit Neigen:
Ich zieh' hinaus, ſobald es tagt,
In jenen Forſt zur Eberjagd.
Drum wollt mir Euer Pferd auf morgen,
Den Bracken und den Spürhund borgen,
Dazu erfahrne Leute
Mit Eurer beſten Meute! —
Erſchrocken hört's der Herr und klagt,
Daß er vorcilig zugeſagt:
Erlaß mir das! Ich bitte Dich.
In welche Wirrſal bringſt Du mich!
Willſt Du auf dieſem Wunſch beſtehn,
Werd' ich Dich niemals wiederſehn. —
Herr Oheim, ſprach der junge Held,
Ich laſſ' es nicht um alle Welt!
Und ſind Euch Euer gutes Pferd,
Die guten Rüden allzu werth,
Sie mir zu leihn, — ich muß mich fügen,
Mit meinen ſchlechtern mich begnügen. —
Da kam die Königin gegangen;
Sie hörte Guingamors Verlangen
Und ſtimmt in ſeine Bitten ein,
Von aller Angſt ſich zu befrein.
Sie ließ nicht ab, für ihn zu werben:
Der ſie verſchmäht, er ſoll verderben!
Sie bat ſo lang mit Mund und Hand,
Bis ihm's der König zugeſtand.

Drauf ſchied mit Dank der junge Degen
Und ging, zur Ruhe ſich zu legen.
Er ſchloß kein Aug' in dieſer Nacht,
Springt auf, ſobald der Tag erwacht,
Und rüſtet ſich geſchwinde
Mit ſeinem Waldgeſinde.
Man holt des Königs Hund und Roß;
Zwei Meuten führt der Jägertroß.
Der König kam, ihn zu geleiten;
Es drängten ſich von allen Seiten
Manch edler Herr, manch niedrer Mann
Gerührt zu Guingamor heran.
Die Klage ſcholl von Haus zu Haus;
So ging der Zug zur Stadt hinaus.
In Schaaren folgten holde Frau'n,
Ihm unter Thränen nachzuſchaun.
In's freie Feld zum nächſten Brül
Geleitet ihn das Volksgewühl.
Dort hauſt im Buſch das wilde Schwein;
Die Schaar der Jäger dringt hinein.
Man läßt den Leithund führen,
Den Eber aufzuſpüren.
Bald wittert ihn der kluge Hund
Und ſchencht ihn auf im feuchten Grund.
Der Eber brach aus Buſch und Dorn,
Und Guingamor ſtieß hell in's Horn:
Nun drauf und dran, ihr Leute!
Entkoppelt eine Meute!

Die andre führet weiter fort
Und harrt am Saum des Waldes dort! —
Er jagt den Eber kreuz und quer
Im weiten Sumpfgefild umher;
Die Meute treibt ihn ohne Ruh'
Mit Kläffen nach dem Forſte zu.
Doch als die ſchnellen Rüden
Im Lauf und Laut ermüden,
Läßt man die zweite Meute los;
Die ſchwindet bald im Waldesſchooß,
Und Guingamor ſprengt nun allein
Mit häufigem Hornruf hinterdrein.
Der Bracke, den der Ohm gewährt,
Liegt hinter ihm auf ſeinem Pferd.
Der König und die Andern alle
Stehn lang und lauſchen ſeinem Schalle,
Bis das Gebell im tiefen Wald
Und fern des Jägers Horn verhallt.
Dann ziehn ſie heim mit trübem Muth
Und geben ihn in Gottes Hut.

Der Eber ſchoß den Tann hinauf,
Und bald erlahmt der Meute Lauf.
Nun, Bracke, hilf! ruft Guingamor,
Löſt ihm das Band und ſchickt ihn vor.
Befeuert von des Hornes Ton
Rennt der und hat den Eber ſchon.
Der Ritter hört ſein freud'ges Bellen
Und folgt dem braven Jagdgeſellen.
Doch fern im Wald in kurzer Stund'
Entſchwinden Eber ihm und Hund.
Er lauſcht: kein Bellen hört er mehr.
Im Dickicht irrt er lang umher:
Soll ihm der Hund verloren ſein?
Er denkt des Ohms in Sorgenpein:
Sein Liebling iſt das edle Thier!
Er ſucht mit Schmerzen dort und hier.
Auf hohem Hügel macht er Halt
Hinſpähend über Schlucht und Wald.

Schön war der Tag und Sommerzeit;
Die Vöglein ſangen weit und breit.
Doch ſonſt war in den Föhren
Kein andrer Laut zu hören.
Da horch! Von ferne friſch und hell
Naht ſich des Bracken Jagdgebell.
Froh ſtimmt der Herr mit Blaſen ein.
Durch einen lichten Buchenhain
Sieht er die Thiere beide
Hinrennen nach der Haide.

Er ſpornt ſein Roß und ſprengt dahin
Und denkt bei ſich in ſtolzem Sinn,
Daß ihm die Jagd, wenn ſie gelingt,
Auf immer Ruhm und Ehren bringt.
Drob freut er ſich von Herzensgrund
Und ſetzt das Hifthorn an den Mund;
Das ſchmettert wunderhellen Klang.
Er ſtürmt hinab den Wieſenhang,
Schwimmt durch den Fluß, der nicht geheuer, —
Und dringt in's Land der Abenteuer.

Hin geht es durch ein Blumenfeld;
Schon hat der ungeſtüme Held
Sein Wild ereilt auf ſchnellem Roß.
Da blickt er auf und ſieht ein Schloß,
Erbaut aus grünen Marmelſteinen,
Die fügſam ohne Kalk ſich einen;
Der Wartthurm, der das Thor bewacht,
Erſtrahlt in blanker Silberpracht;
Die Pforten ſind von Elfenbein
Mit goldgezierten Schnitzerei'n:
Die ſtehen gaſtlich offen.
Der Jäger hält betroffen.
Er kann der Luſt nicht widerſtehn,
Den Wunderbau ſich zu beſehn.
Sollt' er vorüberjagen?
Erſt möcht' er doch erfragen
Den Herrn von all der Herrlichkeit;
Sein müdes Wild läuft nicht mehr weit.
Er ſprengt hinein zum Schloſſe
Und ſteigt im Hof vom Roſſe:
Rings alles ſtill! Er blickt umher:
Die ganze Burg iſt öd' und leer.
Nur Goldlicht ſieht er flimmern
Und die Gemächer ſchimmern
Von Steinen aus dem Paradies.
Kein Menſch, der ihn willkommen hieß.
Wie ſeltſam räthſelhaft! Er wich
Enttäuſcht, und dennoch freut er ſich,
Von ſolchen Wunderdingen
Die Märe heimzubringen.

Er ritt in Haſt zur Wieſenflur:
Von Schwein und Bracke keine Spur!
Da rief verzweifelt Guingamor:
Verrathen bin ich blöder Thor!
Ich ließ mir, um ein Haus zu ſehn,
All meiner Mühen Lohn entgehn!
Nie find' ich wieder Ehr' und Glück,
Noch kehr' ich in mein Land zurück! —

Zum Hochwald ritt er wieder:
Dort lauscht er auf und nieder,
Ob nicht des Bracken Ruf erschallt,
Und wirklich drüben, rechts im Wald,
Vernimmt er freudig sein Gebell,
Stößt laut in's Horn und folgt ihm schnell
In ungestillter Jagdbegier
Und reizt mit Lob das treue Thier.

So geht es ohn' Ermatten
Fort durch des Waldes Schatten.
Doch draußen an der Haide Saum,
Da sieht er einen Weidenbaum
Mit langen grünen Zweigen
Zu einem Quell sich neigen;
Der rieselt hell durch's Blumenland;
Von Gold und Silber ist der Sand.
Und dort, wie er sich staunend naht,
Sieht er die schönste Maid im Bad.
Ein andres Mägdlein holderblüht
War dienstbereit um sie bemüht,
Wusch ihr die Glieder schlank und klar
Und strählte sanft ihr goldnes Haar.
Was je der Erde Lenz gemalt,
Rosen und Lilien überstrahlt
Das junge hüllenlose Weib.
Geblendet von dem lichten Leib
Hielt wie verzückt der hast'ge Mann
Des flücht'gen Rosses Zügel an.
Auf einem Baum lag ihr Gewand:
Mit raschem Griffe war's entwandt.
Doch stolzen Blickes rief die Maid:
Herr Guingamor, laß mir mein Kleid!
Daß solch' unritterlich Betragen
Nicht gute Helden von Dir sagen,
Du habest einer Maid im Wald
Ihr Kleid entrissen mit Gewalt.
Nein, komm und folg' mir ungescheut
Und sei mein lieber Gast für heut!
Komm und erheit're Dein Gemüth!
Du hast Dich fruchtlos abgemüht. —
Er ritt zu ihr mit edlem Sinn
Und reicht ihr die Gewande hin.
Doch dankt er hold: Ich kann nicht weilen!
Ich muß sofort von hinnen eilen,
Da ich unachtsam wie zuvor
Mein Wild und meinen Hund verlor. —
Da sprach die Jungfrau: Theurer Held,
Und sucht darnach die ganze Welt,
Wird Zeit und Müh' vergeudet sein
Will ich nicht meine Hilfe leih'n.
Bezähme diese blinde Gier!
Doch bleibst drei Tage Du bei mir,
So sollst Du, was Dir heut entgangen,
Den Eber und den Hund empfangen,
Daß Du sie heimbringst in Dein Land,
Komm, ich gelob' Dir's in die Hand! —
Da Ihr so gütig Euch erweist,
Gern bleib' ich, wenn Ihr das verheißt! —

Vom Rosse sprang der frohe Mann.
Die Maid legt ihre Kleider an,
Und eilig führt die Dienerin
Ein prächt'ges Maulthier vor sie hin
Und holt für sich am Saum der Haide
Den schönsten Zelter von der Weide.
Er naht der Maid voll Courtoisie,
Und in den Sattel hob er sie,
Sprang selbst zu Roß, führt' ihr den Zaum
Und sah sie an in trunknem Traum.
Sie war so schön, so schlank und zart,
Daß all sein Sinn gefangen ward.
Der nie von Frauendienst gewußt,
Nun schmolz das Herz ihm in der Brust.
Er sprach von Lieb' und Liebesbund,
Und sie bot lächelnd ihm den Mund.
Sie ritten sacht in sel'gem Glüh'n
Umschlungen durch der Haide Grün.

Das Mägdlein sprengt voraus in Hast
Nach jenem herrlichen Palast,
Den noch vor wenig Stunden
Der Held so öd' gefunden.
Der war in seiner gold'nen Pracht
Zu lautem Leben nun erwacht.
Es zogen stolze Degen
Der Herrin schmuck entgegen.

Dreihundert ritten oder mehr
Im Seidenkleid von Golde schwer,
Und jeder führt im Reiten
Sein holdes Lieb zur Seiten.
Sie kamen, wie die Maid befohlen,
Der Herrin Liebsten einzuholen.
Manch' schöner brauner Habicht stand
Gelehrig auf des Falkners Hand.
Doch drin im Schloß, im Prunkgemach,
Dort saßen edle Herrn bei'm Schach.
Der Gast erstieg des Saales Stufen;
Da sprangen auf mit Freudenrufen

All' jene Ritter, die vor Jahren
Im Eberwald verſchollen waren.
Mit Gruß umdrängten ihn die zehn;
Er küßte ſie zum Wiederſehn.
Man pflegt und ſpeiſt ihn dieſe Nacht
Mit großer Luſt und großer Pracht.
Da ſchollen Harf' und Fiedelklang,
Der Junghern und der Mägdlein Sang.
Er ſaß entzückt: Welch' wonnig Leben
Iſt dieſem edlen Kreis gegeben! —

Drei Tage blieb er hoch in Ehren;
Dann nahm er Abſchied heimzukehren:
Entlaſſet mich auf kurze Stund'!
Gebt mir den Eber und den Hund! —
Die Schöne ſprach: Ich geb' ſie Dir.
Doch laß Dir rathen: Bleib bei mir!
Dreihundert Jahre ſind vergangen,
Seitdem wir Dich bei uns empfangen.
Dein Ohm, der Dir den Bracken gab,
Ihn und ſein Volk deckt längſt das Grab
Sammt Deinen Freunden und Verwandten.
Längſt todt ſind alle, die Dich kannten;
Es lebt kein Menſch ſo alt und greis,
Der Dir von ihnen Kunde weiß. —
Der Ritter ſah ſie zweifelnd an:
Du ſprichſt, was ich nicht glauben kann.
Drei Tage ſind's, daß ich gejagt.
Doch ſind' ich wahr, was Du geſagt,
So kehr' ich um zur ſelben Zeit. —
Noch eines höre! ſprach die Maid,
Biſt Du durch jenen Fluß geſchwommen
Und wieder in Dein Land gekommen,
Sollſt Du nicht trinken und nicht eſſen!
Die Warnung darfſt Du nicht vergeſſen,
Willſt Du Dich nicht mit Schaden
Und ſchwerem Weh beladen. —

Man zäumt ſein Roß auf ſein Begehr
Und führt am Seil den Bracken her.
Die Jäger legten Guingamor
Den großen weißen Eber vor,
Dem er das Haupt vom Rumpfe ſchnitt;
Das nahm er ſich zum Zeichen mit.
Er ſprang auf's Roß zur Fahrt bereit;
Die Liebſte gab ihm das Geleit
Zum Schifflein an des Ufers Rand.
Er fuhr hinüber, ſtieg ans Land;
Sie wünſcht' ihm Heil und ging von dannen.
Er irrte durch's Geſtrüpp der Tannen,
Bis hoch die Mittagsſonne ſtand,
Im Walde der kein Ende fand.
Wie wild doch wuchert das Geheg'!
Fremd war ihm alles, Weg und Steg.
Da ſchollen aus dem Dickicht weit
Axtſchläge durch die Einſamkeit:
Ein Köhler war beim Stämmehau'n,
Um ſeinen Meiler aufzubau'n.
Der Ritter ſprengt zu ihm heran,
Begrüßt erfreut den armen Mann
Und frägt nach ſeinem Ohm in Eile,
Auf welchem Schloß er eben weile.

Der Mann erſtaunten Angeſichts
Erwidert: Hievon weiß ich nichts.
Der König, Herr, nach dem Ihr fragt,
Man hat mir ſchon von ihm geſagt:
Er ſtarb wohl vor dreihundert Jahren
Sammt allen, welche mit ihm waren.
Die Burgen, die Ihr mir genannt,
Sie liegen wüſt und ausgebrannt.
Von Alten, ſo die Vorzeit kennen,
Hört' ich auch ſeinen Neffen nennen,
Daß er zur Jagd geritten
In dieſer Wälder Mitten,
Und daß er nimmer wiederkam. —
Da weint der Held in bitt'rem Gram
Um alle, die ſein Herz verlor:
Vernimm, ich ſelbſt bin Guingamor,
Von dem die Alten Dir geſagt!
Ich ritt in dieſem Wald zur Jagd,
Und davon bring' ich heute
Dies Eberhaupt als Beute. —
Er ſagt ihm alles, was geſcheh'n,
Läßt ihn das Haupt zum Zeichen ſeh'n
Und ſpricht: Ich geb's in Deine Hut.
Du nimm es und bewahr' es gut!
Und bringſt Du's heim in Deinen Ort,
Verkünde Du mein Schickſal dort! —
Als es der Köhler dankend nahm,
Ritt er zurück, von wo er kam.

Spät ward's die Sonne ging zu Rüſte;
Der Ritter fühlt ein ſtark Gelüſte
Nach Labung; denn ihn hungert ſehr.
Er blickt verlangend um ſich her:
Da ſtand ein wilder Apfelbaum,
Der trug die Laſt der Früchte kaum.
Bewältigt von des Hungers Noth
Brach er ſich drei, trotz dem Verbot.

Doch als die Warnung er vergaß
Und gierig von den Aepfeln aß,
Da ward er plötzlich alt und krank,
Daß kraftlos er vom Roſſe ſank.
Lahm und gebrochen wie ein Greis
Liegt er im Moos und wimmert leis.
Noch war der arme Köhler nah;
Der lief, als er ihn fallen ſah,
Und raunte mit erſchrocknem Munde:
Er ſtirbt fürwahr noch dieſe Stunde! —
Da plötzlich ſprengten durch den Tann
Zwei Fräulein reichgeſchmückt heran.
Sie ſtiegen ab bei Guingamor
Und warfen ihm mit Klagen vor,
Daß er leichtſinnig und vermeſſen
Der Herrin Warnungsruf vergeſſen.
Die ſchönen Kinder huben dann
Und hielten den gebrochnen Mann
Auf ſeinem Roß mit ſanfter Hand
Und ritten nach dem Wieſenland,
Wo ſtill der Strom im Dunkel floß.
Sie luden ihn ſammt Hund und Roß
Ins Schiff beim Schein der Sterne
Und ſchwanden in der Ferne.

Vom Köhler ward noch in der Nacht
Dem König dieſe Mär' gebracht.
Seht, ſchloß er, Herr, daß Ihr mir glaubt:
Hier iſt des weißen Ebers Haupt! —
Die Mär' der Nachwelt zu berichten,
Befahl der Fürſt ein Lied zu dichten.
Breton'ſche Harfner ſingen's vor:
Das iſt das Lied von Guingamor.

II.

Tydorel.

Von Tydorel will ich euch ſagen.
Was ihm geſchehn in alten Tagen,
Thut uns ein neues Lied bekannt.

Es war einſt im Bretonenland
Ein König der nach Recht und Fug
Dort ſeiner Väter Krone trug.
Er hatte ſich in junger Zeit
Ein holdes Herzogskind gefreit.
Weil ſie von ſchönem, edlem Weſen,
Ward ſie von ihm zum Weib erleſen.
Er hielt ſie theuer ſtets und werth
Und ward von ihr in Treun verehrt.
Nie warf ihr Wandel einen Schatten
Von Eiferſucht ins Herz des Gatten.
Zehn Jahre lebt das Paar in Frieden;
Doch war kein Sprößling ihm beſchieden.

Im Sommer weilten Fürſt und Degen
Zu Nantes, des nahen Forſtes wegen,
Und eines Tages ritt von Haus
Der Herr zum edlen Waidwerk aus,
Und in den Garten nach dem Mahl
Luſtwandeln ging ſein hold Gemahl,
Mit Mägdlein und mit Frauen,
Des Sommers Pracht zu ſchauen.
Sie labten ſich am kühlen Hauch
Und ſchweiften frei durch Buſch und Strauch,
Wo ſie ſich lachend bückten
Und friſche Beeren pflückten.

Die Königin verlangt nach Ruh
Und kehrt ſich einer Linde zu,
Legt ſich ins weiche Gras hinein
Und lehnt ſich an ein Mägdelein.
Ward ihr das Haupt von Schlummer ſchwer,
Das Haupt des Kindes ward's noch mehr.
Die zwang der Schlaf mit ſolcher Macht,
Daß als die Königin erwacht,
Das Mägdlein nicht zu wecken war.
Sie ſuchte nach der Frauen Schaar;
Doch wunderſam — auf weiter Flur
Fand ſie von keiner eine Spur,
Und ſiehe, durch des Gartens Mitte
Ein Ritter naht mit ſachtem Schritte.
Es war der ſchönſte Mann der Welt,
Ein hoher, königlicher Held.
Im Prachtkleid trat er ihr entgegen.
Sie ſtand betroffen und verlegen;
Dann aber dachte ſie bei ſich:
Es iſt ein Fremder ſicherlich;
Er will zum König, meinem Herrn,
Und weil der juſt vom Schloſſe fern,
Hat er zu mir den Weg genommen. —
Sie hieß den ſchönen Gaſt willkommen.

Der faßte höflich und gewandt
Die Herrin bei der linken Hand;
Er dankte hold für den Empfang
Und ſprach: Mich zieht ein heißer Drang
Nach Euch und Eurer Minne!
Nun fraget Eure Sinne
Und ſagt, ob Ihr mich lieben könnt,
Daß Ihr mir ſolche Huld vergönnt,
Wie ſie ein glühend Herz erträumt.
Nicht lange bitt' ich, wenn Ihr ſäumt.
Gebt mir Entſcheidung kurz und klar!
Ich will Euch lieben treu und wahr,
Und könnt Ihr's nicht und ſagt Ihr Nein,
So laſſ' ich eilends Euch allein.
Doch ſollt Ihr dann auf Erden
Nie wieder fröhlich werden! —

Sie blickt den Fremdling ſtaunend an;
Schon ſteht ihr Herz in ſeinem Bann:
Ließ' ich Euch ziehn, mir würd' es leid.
Doch laßt mich wiſſen, wer Ihr ſeid!
Noch hab' ich nicht vernommen,
Von wannen Ihr gekommen. —
Er ſprach: Gern thu' ich Euch genug
Und künd' Euch alles ohne Trug.
Kommt mit! Ihr ſollt es ſelbſt gewahren.
Denn anders könnt Ihr's nicht erfahren. —
Er führt bei dieſem Worte
Sie aus des Gartens Pforte.
Sein Roß war draußen bald gefunden,
Das er an einen Baum gebunden.
Das edle Thier war blüthenweiß,
Schön, wie ich keins auf Erden weiß.
Auch ſeine Rüſtung lag bereit;
Er hüllt ſich in ſein Eiſenkleid,
Saß auf und hob die Königin
Mit ſtarken Armen vor ſich hin
Und ritt mit ihr den Wald entlang
An eines hohen Berges Hang.
Dort lag ein See im tiefen Grund;
Der war durch Wundermären kund.
Am Ufer ſtieg er ab mit ihr
Und ſprach: Nun ſitzt und wartet hier! —
Er aber ſprang mit ſeinem Roß
Ins Waſſer, das ſich rauſchend ſchloß.
Die Herrin harrte regungslos,
Da taucht er aus dem finſtern Schooß
Und ſpricht: Ihr habt es nun geſehn.
Hier iſt mein Kommen und mein Gehn.
Doch weiter fraget mich kein Wort! —

Und wieder ritt er mit ihr fort
Zum Garten, wo er ſie gefunden,
Und hielt dort zärtlich ſie umwunden.
Beim Scheiden ſprach er: Unſrem Minnen
Soll ſelig mancher Tag verrinnen.
Doch wird ein Auge mich erſpähn,
Scheid' ich auf Nimmerwiederſehn.
Du gehſt mit einem edlen Sohne;
Er trägt einſt dieſes Reiches Krone.
Den ſollſt Du heißen Tydorel!
Er wird ein Degen kühn und ſchnell,
Der ſchönſte Held in dieſem Leben.
Ihm ſoll kein Nachbar widerſtreben;
Denn mächtig kommt er über ſie.
Doch ſchlafen — ſchlafen wird er nie.
Drum ſorgt dafür, daß jede Nacht
Ein Mann zur Kurzweil bei ihm wacht! —
Er ſchied; da kamen aus den Au'n
Die Mägdlein wieder und die Frau'n,
Die ſich von ihr im Schatten
Weithin verloren hatten.
Doch ſie verſchloß im Herzensgrunde
Das Abenteuer dieſer Stunde.

Den Segen, der zu hoffen war,
Nahm bald der Fürſt mit Freuden wahr,
Darob auch ſeine Freund' und Mannen
Im Herzen frohen Muth gewannen;
Denn keiner wußte drum Beſcheid.
Der Sohn kam an zur rechten Zeit,
Und zarte Lieb' und Pflege
War raſtlos um ihn rege.
Der Knabe ward von Prieſtershand
Getauft und Tydorel genannt.
Doch ihn beſtaunten Weib und Mann:
Denn ohne Schlaf wuchs er heran.
Abwechſelnd blieben im Gemach
Auf Wunſch der Herrin Leute wach,
Die nächtlich mit dem Knaben ſpielten
Und ihn mit Märlein unterhielten.

Doch ſeinem ſchönen Vater war
Die Frau vereint noch manches Jahr.
Oft kehrt' er aus dem See zurück,
Und in verſchwieg'nem Liebesglück

Ward koſend Kuß um Kuß getauſcht
Bis einſt ein Ritter ſie belauſcht.
Der lag, von ſchweren Wunden matt,
Arm und verlaſſen in der Stadt.
Sein wenig Geld war bald verzehrt,
Und da ihm niemand Troſt gewährt,
Rang er ſich auf in ſeinen Weh'n,
Die hohe Herrin anzuflehn;
Denn ſie half voll Erbarmen
Den Kranken und den Armen,
Gab Gold und Silber, Roß und Kleid
Den Dürftigen zu jeder Zeit.
Er fand der Herrin Kammer offen,
Trat leis hinein und ſah betroffen,
Wie ſie der Herr vom See umfing,
Der nun auf immer von ihr ging.
Fort ſchleppte ſich der arme Gaſt,
Von jähem Todesſchmerz erfaßt.
Am andern Tag zur ſelben Stunde
Starb er daheim an ſeiner Wunde.

Nicht lang' nachdem ſich dies begeben,
Schied auch der König aus dem Leben.
Da bot man Cydorel die Krone;
Kein beſſ'rer Held ſaß auf dem Throne,
So tapfer im Gefilde,
Im Haus ſo gaſtlich milde.
Er brachte lange Friedenszeit:
Denn niemand wagte mit ihm Streit.
Er liegt den Mägdlein ſtill im Sinne;
Die Frau'n verlangt nach ſeiner Minne!
Das Herz des Volkes ſchlägt ihm warm;
Die Fremden fürchten ſeinen Arm —
Und ſo beherrſcht er weitbekannt
Zehn Jahre der Bretonen Land.

Da ritt er einſt zu ſeinen Räthen
Nach Nantes; von allen ſeinen Städten
War dies des Konigs Lieblingsort:
Denn ſeine Mutter lebte dort.
Und jedesmal, ſobald er kam
Und ſeinen Sitz im Schloſſe nahm,
Hob täglich man von Haus zu Haus
Der Reihe nach die Bürger aus,
Daß ſie mit ihm die Nacht durchwachten
Und ihm mit Mären Kurzweil machten.
An einem Samſtag nun geſchah's,
Daß man ein Häuslein auserlas,
Drin eine Wittwe manchen Tag
Von Alter krank zu Bette lag.

Dort dringen ein des Königs Leute
Am Abend nach dem Spätgeläute.
Sie ſputen ſich: es dunkelt ſchon.
Der Wittfrau lebt' ein einz'ger Sohn,
Der ſie erhielt und ihr zulieb'
Dienſtfertig ſtets am Orte blieb.
Er hatte fleißig, vielbelobt,
Als guter Goldſchmid ſich erprobt,
Und was ihm ſeine Kunſt gewann,
Gab er als treuer Sohn daran,
Die alte Frau in Ehren
Zu pflegen und zu nähren.
Ihn kamen ſie auf's Schloß zu holen:
Geſell, Ihr ſeid zum Herrn befohlen
Für dieſe Nacht. So kommet jetzt
Und denkt, womit Ihr ihn ergetzt! —
Er aber ſprach: Erlaßt mir das!
Fremd ſind mir Märlein, Schwank und Spaß;
Von Liedern weiß ich auch kein Wort
Und komme ſchlecht mit Reden fort. —
Da huben an im Zorneston
Des Königs Boten ihm zu droh'n:
Wirſt du nicht willig mit uns geh'n,
So wird es mit Gewalt geſcheh'n!
Du ſollſt an einem Ort verſchwinden,
Da wirſt Du ſchlimme Herberg' finden. —
Die Mutter ſprach in Schreck und Bangen:
Thu, lieber Sohn, was ſie verlangen! —
Laß mich, rief der bedrängte Mann,
Wenn ich kein Lied ihm ſingen kann,
So wirft er mich in Nacht und Graus
Und ſticht mir eins der Augen aus! —
Nein, Lieber, nimm mein Wort in Acht!
Du gehſt auf's Schloß für dieſe Nacht.
Und wird der König in Dich dringen,
Du ſollſt erzählen oder ſingen,
So ſprich: Gern wär' ich Euch genehm;
Doch weiß ich nichts von alledem.
Wird dann ſein Aerger lohen
Und er Dich hart bedrohen,
Dann ſag ihm: wem der Schlaf gebricht,
Von Menſchen wahrlich ſtammt der nicht!
Den Spruch wird er bedenken
Und dich nicht weiter kränken.
Geh, lieber Sohn! Hab' guten Muth!
Gott halte Dich in treuer Hut! —

Der Mutter klugen Rath im Sinn
Ging er getroſt zum Schloſſe hin,

Und ward durch der Gemächer Pracht
In Eile vor den Herrn gebracht.
Dort ließen ihn die Mannen
Und gingen ſchnell von dannen.
Und als es Nacht geworden war,
Da ging zu Bett der Kämmrer Schaar.
Im Hochſitz lehnte Tydorel
Und winkte: Komm heran, Geſell!
Willſt Du mich freu'n, ſo rede dreiſt!
Laß hören, was Du Gutes weißt! —
Herr König, ſprach der arme Mann,
Ich rufe Gott zum Zeugen an,
Daß ich mein ganzes Leben lang
Nie Mären ſprach, noch Lieder ſang.
Mein Vater, der iſt lange todt,
Und meine Mutter zog mit Noth
Mich auf in ihrer Dürftigkeit;
Nicht kam ich von ihr all' die Zeit.
Gar wenig hört' ich bei der Alten
Und hab' noch weniger behalten. —
Der König ſprach: Das wundert mich,
Du biſt der einz'ge ſicherlich,
Der gar nichts weiß. Mein lieber Mann,
Da biſt Du wahrlich übel dran!
Doch das ſind Poſſen, ſag' ich Dir,
Und wiſſe, Du kommſt nicht von hier,
Bevor man nicht mit guten Hieben
Den Lügengeiſt Dir ausgetrieben! —
Doch als er ſo bedrohlich that,
Sprach jener nach der Mutter Rath:
Fürwahr, Herr König, glaubt mir nur!
Gar wenig iſt, was ich erfuhr.
Doch hört' ich oft ein Sprichwort nennen,
Das alle rings für wahr erkennen.
Das lautet: Wem der Schlaf gebricht,
Von Menſchen wahrlich ſtammt der nicht! —

Der König hört das Wort und ſchweigt;
Er ſitzt und ſinnt, das Haupt geneigt,
Warum nur ihm kein Schlaf beſchieden;
Dahin iſt ſeiner Seele Frieden.
Er ſpringt voll Ungeſtüm empor,
Zieht unter'm Pfühl ſein Schwert hervor
Und ſtürmt zu ſeiner Mutter hin;
Vom Schlafe fuhr die Königin.
Er trat an's Bett in raſchem Lauf;
Sie ſtemmt ſich in den Kiſſen auf
Und ſpricht: Hilf Himmel! „Sage mir
Mein Sohn, was ſoll's? Was ſuchſt Du hier? —
Er rief: Es iſt Dein Ende!
Du ſtirbſt durch meine Hände,
Sagſt Du mir nicht auf Dein Gewiſſen:
Wo ſtamm ich her? Ich will es wiſſen.
Der Mann, der heute bei mir wacht,
Hat mir ein Sprichtwort kund gemacht.
Das Volk ſagt, wem der Schlaf benommen.
Der ſei von Menſchen nicht gekommen.
Rings um mich ſchlummert Groß und Klein:
Ich ſitz' und wache, ich allein! —
Da ſchwieg die Herrin länger nicht
Und gab ihm treulichen Bericht,
Wie aus dem Waldſee wunderſam
Der ſchöne Ritter zu ihr kam,
Auf weißem Roß, im prächt'gen Kleid,
Stets einſam ohne Fahrtgeleit,
Und wie ſie niemals durfte wagen,
Nach ſeinem Weſen ihn zu fragen;
Daß ihr nur eines wurde kund,
Sein Land ſei in des Waſſers Grund;
Wie er mit ihr manch' langes Jahr
In Lieb und Treu verbunden war,
Bis einſt ein Mann ihr Glück verdarb,
Der davon böſen Todes ſtarb.

Der Held vernahm's, und ohne Wort
Ging er aus ihrer Kammer fort,
Kam in ſein königlich Gemach,
Rief ſtrengen Ton's die Kämmrer wach:
Sie mußten Roß und Waffen
Ihm raſch zur Stelle ſchaffen.
Sein Eiſenkleid legt er ſich an
Und ſprengt allein hinaus zum Tann.
Da liegt der See im Mondenſchein:
Er ſpornt ſein Roß und ſpringt hinein
Und ſinkt zur Tiefe nieder, —
Und niemand ſah ihn wieder.

Doch ſeinem Volk blieb er vertraut:
Das ſingt ein Lied zum Harfenlaut.

Idealismus und Naturalismus in Berlin.

Proceß Gräf.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

In neun überlangen Sitzungen, vom Montag, 28. September, bis Mittwoch, 7. October, ist vor den Berliner Geschworenen ein Proceß verhandelt worden, der zu den denkwürdigsten und aufregendsten unserer Tage gerechnet werden darf. Vier Angeklagte haben unter der schweren Beschuldigung entehrender und widerwärtiger Verbrechen: des Meineids, der Anstiftung zum Meineid, der Vornahme unzüchtiger Handlungen und der schweren Kuppelei, auf der Anklagebank gesessen. Als Hauptbeschuldigter ein bisher nicht blos unbescholtener, sondern sogar in der Achtung und Verehrung seiner Mitbürger hochstehender Mann, der den besten gesellschaftlichen Kreisen angehört, durch die Bande der Verwandtschaft mit einigen der ersten Familien Berlins innig verknüpft ist und durch die idealen Schöpfungen der Kunst Ehren aller Art auf sein Haupt gehäuft, sich den Titel eines Königlichen Professors und die Ehre der Mitgliedschaft der Akademie erworben und im Kreise seiner Kunstgenossen, sowie im großen Publikum Ruhm und Anerkennung gefunden hat. Fünf Anwälte sind den Angeklagten zur Vertheidigung ihrer Sache beigetreten. Der Staatsanwalt, der die Anklage erhoben und durchgefochten, hat sich zur Ueberwältigung der riesigen Aufgabe einen zweiten Staatsanwalt zur Unterstützung beigesellt. In Hinblick auf die voraussichtliche Länge und Anstrengung der Verhandlungen sind zu den gewöhnlichen zwölf Geschworenen noch zwei Ersatzgeschworene hinzugelooft worden. An die neunzig Zeugen sind vernommen worden. Sechs Sachverständige, vier Aerzte und zwei Künstler

ſind gehört worden. Und dieſer gewaltige Apparat hat wie geſagt volle anderthalb Wochen lang raſtlos gearbeitet, die Betheiligten unausgeſetzt in einer Art fiebernder Bewegung und die öffentliche Aufmerkſamkeit in ſich immer ſteigernder Erregung erhalten — in einer Erregung, die, aus den halbverſchloſſenen Thüren des Schwurgerichtsſaales hervorbrechend, zunächſt alle Schichten der hauptſtädtiſchen Bevölkerung tief ergriffen und von da, die Bannmeile der Stadt überfluthend, die Oeffentlichkeit in ganz Deutſchland und über die Grenzen unſeres Vaterlandes hinaus mit ſich geriſſen hat.

Die ausführlichen Zeitungsberichte, die den Verhandlungen Schritt auf Schritt gefolgt und in gekürzter Faſſung durch den Draht nach allen Windrichtungen hin verbreitet, ſind wahrhaft verſchlungen worden. Sie haben, ſoweit dies bei derartigen Berichten überhaupt möglich iſt, und namentlich bei Berichten über Verhandlungen ſo ganz beſonderer Art, den Lauf des Proceſſes in allen ſeinen überraſchenden und wunderſamen Windungen erkennen laſſen.

Es iſt nicht der Zweck dieſer Zeilen, auf dieſe dem Namen nach geheimen, in Wahrheit aber in allem Weſentlichen öffentlichen Verhandlungen zurückzukommen. Es ſoll hier vielmehr nur der Verſuch gemacht werden, die Wirklichkeit, wie ſie ſich aus den ſehr verwickelten und oft verworrenen Verhandlungen für den unbefangenen Beobachter ergeben hat, herauszuſchälen, ſie wahrheitsgetreu in einer leidenſchaftsloſen Darſtellung zu ſchildern, den gewaltigen Stoff organiſch zu gliedern und die handelnden Perſonen in ihren eigenen Verhältniſſen und in dem Verhältniſſe, in dem ſie zu einander geſtanden haben und ſtehen, möglichſt anſchaulich hinzuſtellen.

Bei den durchaus widerſpruchsvollen Angaben, die von dieſer und jener Seite über die Wahrheit gemacht worden ſind, wäre es eine Vermeſſenheit, behaupten zu wollen, daß der redliche Wunſch, vollkommen vorurtheilsfrei das Dargebotene zu prüfen und es dem befundenen Werthe nach abzuſchätzen, auch ſchon zur Ermittelung der objectiven Wahrheit führen müſſe. Der Verfaſſer dieſer Zeilen kann in vielen Punkten nicht ſagen: das iſt nun wirklich ſo, wie er es ſchildert; er kann für ſeinen Bericht nur das Eine in Anſpruch nehmen: daß er ſtets befliſſen geweſen iſt, aus all den Widerſprüchen heraus das als das Thatſächliche zu bezeichnen, was ihm als die ſubjective Wahrheit und als das Wahrſcheinliche erſchienen iſt. Er wird beſtrebt ſein, die zahlreichen häßlichen und anſtößigen Einzelheiten bei Seite zu laſſen. Die einfache Schilderung der Verhältniſſe und Vorgänge bildet ein wahrhaft erſchütterndes Trauerſpiel, deſſen unverſöhnliche Herbheit und deſſen tief verſtimmende Nachwirkung auch der freundliche Schluß zu mildern kaum vermocht hat.

I.

Der Fall Hammermann.

Verurtheilung wegen Erpreſſungsverſuchs.

Vom November 1883 bis 6. Juni 1884.

Da, wo die letzten Häuſer ſtehen, im hohen Norden der Stadt, hinter dem alten Jüdiſchen Kirchhof, mündet in die Schönhauſer Allee die Franſeckiſtraße. Die Straße zeigt neben den bekannten Miethskaſernen noch einige Rohbauten und zahlreiche Bauſtellen. Eines der zuerſt fertig gewordenen Häuſer dieſer Straße trägt die Nummer 3, und da wohnte im Winter des Jahres 1883 die Familie Hammermann.

Der Vater Wilhelm Hammermann kommt aus Süddeutſchland. Er hat glückliche und, wie er ſagt, ehrenreiche Tage gekannt. Er iſt Schieferdeckermeiſter und Spritzenmeiſter geweſen und hat in dieſer ſtädtiſchen Vertrauensſtellung Gelegenheit gehabt, mit hohen Standes- und Magiſtratsperſonen zu verkehren. Welche Umſtände ihn veranlaßt haben, ſein ehrliches Handwerk aufzugeben und nach einem anderen, ich will nicht ſagen unehrlichen, aber doch etwas zweifelhafteren, und jedenfalls in der allgemeinen Schätzung weniger angeſehenen zu greifen, weiß ich nicht. Kurzum, eines Tages finden wir ihn als Begleiter und Geſchäftsgenoſſen ſeines Schwagers, der Zauberkünſtler iſt, auf den Jahrmärkten. Er ſcheint auch noch mit anderen Schaubuden auf den Meſſen herumgezogen zu ſein. Er macht ſchlechte Geſchäfte, er trennt ſich von dem Zauberkünſtler und kommt nach Berlin. Seine Frau iſt inzwiſchen geſtorben, und um ſeiner kleinen Tochter Helene eine andere Mutter zu geben, verheirathet er ſich zum zweiten Male.

So beſteht denn der Haushalt aus drei Mitgliedern: dem Vater, der zweiten Frau und der Tochter. Alle wollen leben. Da erinnert ſich Wilhelm Hammermann, daß ſeine Schwägerin, die Schweſter ſeiner verſtorbenen Frau, mit Modellſtehen Geld verdient hat; und da er kräftig und gut gebaut iſt, meldet er ſich bei den Künſtlern und findet in der That eine anſcheinend ziemlich lohnende Beſchäftigung. Um ſein Einkommen zu vermehren, nimmt er ſein Kind, die damals (1881) zwölfjährige Helene, aus der Schule und veranlaßt auch ſie, ſich bei den Malern als Modell anzumelden. Das magere, unentwickelte, reizloſe Kind findet aber geringeren Anklang.

So vergehen zwei Jahre. Helene ſteht hart an der Schwelle des vollendeten vierzehnten Lebensjahres. Hammermann kennt, wie wir aus einer ſeiner gelegentlichen Aeußerungen wiſſen, die geſetzliche Bedeutung dieſer Altersgrenze des vollendeten vierzehnten Lebensjahres für ein Kind weiblichen Geſchlechtes ſehr wohl, und es iſt durchaus nicht unmöglich, daß gerade der unmittelbar bevorſtehende Uebergang ſeiner Tochter aus dem vier-

zehnten in das fünfzehnte Lebensjahr entscheidend gewesen ist für den Entschluß zu jener That, die den Ausgangspunkt des Processes Gräf bildet.

Hammermanns Aeußeres widerspricht den ungünstigen Auffassungen, die man sich über seinen Charakter hat bilden müssen, durchaus nicht. Er ist mittelgroß, stämmig und kräftig gebaut, die Stirn ist hoch, die geschwungene Nase fein geschnitten, volles dunkles Haar und der dunkle Vollbart umrahmen das ziemlich bleiche Gesicht, das namentlich durch die tiefliegenden lauernden Augen einen etwas unheimlichen, raubvogelartigen Eindruck macht. Er spricht sehr gewandt, pathetisch, schwülstig, mit lebhaften Gesten, und er schreibt gerade wie er spricht: mit volltönenden Phrasen — ein schreckliches Beispiel anmaßlicher Viertelsbildung. Durch Thatsachen ist erwiesen, daß der Mann für jede Unwahrheit dieselben warmen, gefühlvollen, heuchlerischen Ausdrücke findet. Er weint, wenn es ihm darauf ankommt zu weinen; er veranlaßt die Seinigen zu schriftlichen Lügen unter feierlichsten Formen; kurz, er scheut vor keinem Mittel zurück. Und doch ist auch in diesem Manne ein menschlich liebenswürdiger und freundlicher Zug, der uns trotz des Ekels, den dieser Charakter Jedermann einflößen muß, hie und da milder stimmt: das ist die Liebe zu den Seinigen, zu seiner Frau Antonie, zu seiner Tochter Helene, für die er doch warm empfindet, wenn er sein Kind auch zum Modellstehen zwingt.

Seine Frau ist eine kleine, hagere, kränklich nervöse Person, sehr kurzsichtig, mit scharfer Brille, in gebückter Haltung, von schlechter Gesichtsfarbe, Ausgang der zwanzig oder Anfang der dreißig Jahre. Sie besitzt eine unsagbare Zungenfertigkeit. Wenn die Schleusen ihrer Beredtsamkeit geöffnet werden, so ergießt sich der Wortschwall unaufhaltsam. Diese wenig beneidenswerthe Gabe scheint ihr Verderben gewesen zu sein, denn auf sie hat vermuthlich Hammermann gebaut, um durch sie seine Zwecke zu erreichen. Er hat angenommen, die Frau werde Alles in Grund und Boden schwatzen, was ihr in den Weg trete.

Helene ist jetzt noch, obwohl sie bald das sechszehnte Lebensjahr erreicht, ein wenig entwickeltes Kind; sie ist nicht hübsch und nicht häßlich, sie hat die schlechte Gesichtsfarbe der Kinder aus Kellerwohnungen, sie ist blutleer, ihre fahlen Ohren sind durchsichtig. Das berufsmäßige völlige Entkleiden in den Ateliers, die geschäftliche Enthüllung ihrer Unreize vor Künstlern hat auf die moralischen Eigenschaften des Kindes sehr ungünstig eingewirkt; sie besitzt eine Dreistigkeit, die Staunen und Schrecken erregt. Der feierliche Apparat des Gerichtshofes schüchtert sie nicht ein. Es bedarf nicht der Mahnungen des Präsidenten, Alles frei heraus zu sagen; sie sagt es unaufgefordert, ohne den geringsten Zwang. Sie sagt die widerwärtigsten Dinge, deren Widerwärtigkeit sie sehr wohl begreift, mit schauderhafter Ruhe. Sie lügt mit einer geradezu unbegreiflichen Frechheit. Ihre Lügenhaftigkeit ist wenigstens in einem Falle augenscheinlich erwiesen, — wir werden darauf zurückkommen; es handelt sich um die ihr von ihrem

Vater dictirten Briefe, deren Urheberschaft sie trotz aller Mahnungen des Vorsitzenden, die Wahrheit zu sagen, für sich allein in Anspruch nimmt. Helene Hammermann ist das echte Erzeugniß häßlicher großstädtischer Frühreife.

Das also ist die Familie, die im Winter 1883 in der Fransecki-straße ihr Quartier aufgeschlagen hat.

Im November 1883 meldete sich nun Helene Hammermann bei Professor Hermann Kretzschmer, dem bekannten Maler der vortrefflichen Bilder aus dem Orient, der Scenen aus unserer vaterländischen Geschichte und mancher sehr bekannten launigen und ansprechenden Genrebilder. Er prüfte Helenen auf ihre Brauchbarkeit als Modell und ließ sie dann noch ein zweites Mal kommen. Dieses zweite Mal zeichnete er etwa zwei Stunden nach ihr.

Unmittelbar darauf erhielt Professor Kretzschmer den Besuch der Stiefmutter seines Modells, der beredten Frau Antonie Hammermann, die behauptete, daß Helene in großer Erregung unter heftigem Weinen nach Hause gekommen sei und erzählt habe: sie sei von dem damals 72jährigen Maler in schändlicher Weise behandelt worden; sowohl das erste als auch das zweite Mal habe sich Professor Kretzschmer in einer nicht zu beschreibenden Weise an dem Kinde vergriffen. Der alte Künstler hat uns erzählt, wie ihn diese Beschuldigung überrascht hat. Auf ihn hat das Auftreten der Frau Hammermann den Eindruck gemacht, als ob sie aus der Sache Geld herausschlagen wolle, wenn sie auch einstweilen mit einem solchen Ansinnen noch nicht hervorgetreten ist. Kretzschmer wurde schließlich grob und wies der vorgeblich in der Ehre ihrer Stieftochter beleidigten Frau Hammermann die Thür.

Hammermanns beruhigten sich dabei natürlich nicht, sie suchten einen jener bekannten Wohlthäter der leidenden Menschheit auf, einen Volksanwalt, wie man jetzt sagt, einen Winkeladvocaten, wie man früher sagte, geriethen aber zufällig an eine andere Adresse, an die Adresse des Herrn Krischen der sich zwar energisch dagegen verwahrt, Volksanwalt zu sein, aber die Geschäfte des Volksanwalts mit allen Chicanen besorgt hat; der Biedermann ist „Kaufmann". Er wohnte nicht weit von Hammermanns, in der Fehrbellinerstraße Nr. 3. Er hat ausgesagt, daß er eine Blattgold- und Schlagmetall-Handlung besessen habe. Die Angabe ist, wie manche andere des Herrn Krischen, nicht ganz unanfechtbar. Das Adreßbuch (1883) verzeichnet allerdings den genannten Herrn Krischen als „Kaufmann", seine Ehefrau aber als selbstständige Inhaberin des genannten Geschäftes, so daß Herr Krischen also in der Handlung seiner Frau Commis war. Bei Kaufleuten aus der Gattung der Krischen pflegt in der That strenge Gütertrennung zu bestehen. Wenn man sich die Mühe gäbe, nachzuforschen, so würden sich gewiß manche Gläubiger des Herrn Krischen auffinden lassen, die an die Firma der Frau Krischen keinerlei Ansprüche hätten. Aber der

unliebsamen Aufgabe, in dem Vorleben dieses Mannes herumzusuchen, sind wir enthoben; wir wissen nur die eine Thatsache, daß er wegen Unterschlagung bereits zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt worden ist, das genügt allenfalls. Trotz alledem ist Herr Krischen vielleicht ein ehrenwerther Mann. Wenn aber ein Charakterdarsteller sich die Maske eines ausgesuchten Halsabschneiders machen wollte, so könnte er kein besseres Vorbild wählen, als diese unglaublich merkwürdige Erscheinung. Er trägt das spärliche graue Haar mit einem Querscheitel tief im Nacken in einer künstlichen Anordnung, die es ihm ermöglicht, durch geschicktes Vorkämmen die Höhe des Schädels ungefähr mit Haaren zu bedecken. Der graue Backenbart ist kurz geschoren, die schmalen Lippen sind rasirt, die Augen haben einen unsicheren Ausdruck und werden von den müden Lidern halb bedeckt, die großen Ohrmuscheln sitzen hoch; am merkwürdigsten wirken aber die schrägstehenden sehr schwarzen Brauen, die hoch über den Augen anfangend sich zur Nasenwurzel senken und, wenn sie zusammenwüchsen, einen rechten Winkel bilden würden. Ein Kopf, den Gavarni hätte zeichnen, eine Erscheinung, die Boz hätte schildern müssen! Er ist mit peinlicher Sauberkeit gekleidet. Er hält in der Hand seinen tadellosen Cylinder und einen großen Stock mit Elfenbeinkrücke. Man kann sich sehr leicht vorstellen, daß es einem ruhigen Menschen, der an nichts Arges denkt, etwas unheimlich zu Muthe werden muß, wenn er diese Gestalt in sein Zimmer hereintreten sieht.

Zu diesem feinen Herrn Krischen in der Fehrbellinerstraße begab sich also der Modellsteher Hammermann, erzählte ihm, was Frau Hammermann dem Professor Kretzschmer erzählt hatte, und Herr Krischen, der eigentlich mit Blattgold handelte, merkte sofort, daß auch aus der Sache vielleicht etwas Goldiges herauszuschlagen war. Er erbot sich also die Denunciation aufzusetzen. Der feine Herr verlangte dafür von dem weniger feinen Modellsteher drei Mark, er erhielt aber blos zwei Mark fünfzig Pfennige. Mit diesem Schriftstücke, das einen Kostenaufwand von zwei Mark fünfzig Pfennigen verursacht hatte, hat das bürgerliche Trauerspiel begonnen.

Nach einiger Zeit gegab sich nun Herr Krischen zu Kretzschmer, „aus reiner Menschenliebe", wie er uns versichert, blos um ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu benachrichtigen und um ihm aus Mitgefühl den guten Rath zu geben, sich einen Rechtsbeistand zu nehmen. Geld wurde nicht verlangt, behauptet Herr Krischen; Hammermanns begehrten keinen schnöden Mammon. Es war ihnen nur darum zu thun, Professor Kretzschmer moralisch abzustrafen. Professor Kretzschmer giebt nun allerdings über diesen Besuch des „freiwilligen Volksanwalts aus Mitgefühl" eine andere Darstellung. Er sagt, Krischen habe ihm gerathen, sich mit den Leuten zu verständigen, — „abzufinden" wollen wir lieber sagen, — und auch ihm hat der Künstler die Thür gewiesen. Darauf wurde die Denunciation losgelassen. Frau Hammermann machte indessen noch einmal einen Besuch bei

Profeſſor Kretzſchmer, und bei dieſem erneuten Beſuche ſoll ſie ihm vorgeſchlagen haben, gegen ein Opfer von tauſend Mark die Sache todt zu machen. Darauf erſtattete Profeſſor Kretzſchmer Anzeige an die Staatsanwaltſchaft, wegen Erpreſſung.

Es ereignete ſich nun etwas Sonderbares. Helene Hammermann, die ſeit zwei Jahren Modell ſtand und niemals irgendwie beläſtigt worden war, kam, wie die Eltern erzählen, wenige Tage, nachdem die Erfolgloſigkeit ihres Bemühens, Profeſſor Kretzſchmer moraliſch zu züchtigen, feſtgeſtellt war, von Profeſſor Gräf, dem ſie ſich ebenfalls als Modell angeboten hatte, mit dem ebenſo auffälligen wie traurigen Berichte nach Hauſe, daß ſie auch hier dieſelben ſchmählichen Angriffe zu erleiden gehabt habe, wie bei Herrn Profeſſor Kretzſchmer. Ich ſage: auffällig; denn es iſt in der That verwunderlich, daß das Mädchen zwei Jahre lang keinerlei Klagen über ungebührliche Behandlung von Seiten der Künſtler geführt hat, und daß ſie nun auf einmal an der Schwelle des geſetzlich bedeutſamen vierzehnten Lebensjahres in wenigen Wochen zweimal hintereinander denſelben häßlichen Widerwärtigkeiten anheimgefallen ſein will. Es iſt auffällig, daß die Beiden, denen die Uebelthat vorgeworfen wird, nicht etwa junge leichtſinnige, leidenſchaftliche Menſchen ſind, ſondern zwei ſehr bekannte Künſtler in vorgerückten Lebensjahren, in hoher geſellſchaftlicher Stellung, mit erwachſenen Kindern, welche ſelbſt ſchon ſelbſtſtändige, hochachtbare Stellungen einnehmen und die unter einer Kränkung der väterlichen Ehre bitter zu leiden haben würden. Profeſſor Kretzſchmer wie Profeſſor Gräf hatten in der That auf ihre geſellſchaftliche Stellung und auf die Ihrigen ganz beſondere Rückſichten zu nehmen und ein ſehr ernſthaftes Intereſſe daran, jeden Skandal, der ſich um ihre Namen erheben würde, zu unterdrücken. Sie beſaßen alſo gerade diejenigen Eigenſchaften, die bei den Opfern der Erpreſſer als die weſentlichen zu betrachten ſind.

Dieſes wunderbare Zuſammentreffen fiel ſelbſt Herrn Kriſchen, der ſich doch ſonſt nicht leicht wundert, auf; und als Hammermann ihn wiederum aufſuchte und ihn wiederum bat, eine Denunciation — nunmehr gegen Gräf — aufzuſetzen, weigerte ſich ſogar Herr Kriſchen, und er fragte Hammermann: „Sie machen doch nicht etwa ein Geſchäft daraus?“ So hat er uns ſelbſt erzählt. Aber der Argwohn, der ihm aufſtieg, war doch nicht ſtark genug, um ihn ſeinem Clienten Hammermann gänzlich zu entfremden; vielmehr begab er ſich, wiederum aus reiner Menſchenliebe und aus uneigennütziger Theilnahme, nun zu Profeſſor Gräf und ſagte ihm daſſelbe, was er früher Kretzſchmer geſagt hatte: daß Helene Hammermann ihren entrüſteten Eltern erzählt habe, ſie ſei am 17. December von Seiten des Profeſſors Gräf in abſcheulicher Weiſe angegriffen worden, ſie habe ſich zur Wehr geſetzt und laut geſchrieen. Profeſſor Gräf war dieſe Mittheilung keine neue mehr, denn er hatte bereits den Beſuch der Frau Hammermann empfangen, die ihm dieſelbe Geſchichte erzählt hatte. Er hatte darauf ruhig

erwidert, daß kein wahres Wort an der Sache sei, daß er Helenen allerdings als Modell geprüft, ihr verschiedene Stellungen gegeben, aber durchaus nichts Unerlaubtes mit ihr vorgenommen habe. Sie habe deshalb auch gar keine Veranlassung gehabt zu schreien, und wenn sie geschrieen hätte, so würde man sie im Nebenzimmer jedenfalls gehört haben, in dem seine Tochter zu derselben Zeit sich aufhielt und beschäftigt war.

Am Abend desselbigen Tages notirte Gräf in sein Tagebuch, in dem er alle bemerkenswerthen Kleinigkeiten verzeichnete, folgendes: „Helene Hammermann hat sich heute einer wahnsinnigen Verdächtigung gegen mich schuldig gemacht, ich muß meinen Rechtsbeistand darüber befragen."

Frau Hammermann hatte zur Beschwichtigung ihrer verletzten Mutterwürde nach der Versicherung des Herrn Professor Gräf auch von diesem tausend Mark gefordert. Er habe selbstverständlich sich auf nichts eingelassen, der Frau jedoch endlich, um die unermüdliche und nervös machende Schwätzerin los zu werden, und da er Helenen nicht bezahlt hatte, zehn Mark — er hatte in seinem Portemonnaie just kein kleineres Geld — gegeben. Krischen machte Professor Gräf darauf aufmerksam, daß diese künstlerische Großartigkeit argen Mißdeutungen ausgesetzt und gewissermaßen als ein Zugeständniß zu der von Frau Hammermann behaupteten Thatsache aufgefaßt werden könne. Ob sich Herr Krischen wirklich eingebildet hat, daß Professor Gräf so thöricht sein könne, den Glauben zu hegen, daß er einer Erpresserin, die tausend Mark forderte, mit zehn Mark den Mund stopfen werde? Ob er diesem Künstler, der mit dem Gelde überhaupt sehr leichtsinnig gewirthschaftet, der allen möglichen Personen, die sich an ihn gewandt, zwanzig, vierzig, fünfzig Mark und mehr gegeben hat und sich der verausgabten Summen nicht einmal mehr erinnert, nicht zutraut, daß er, um eine lästige Person, die ihn mit ihrer unglaublichen Suada nervös macht, zehn Mark in die Hand drücken könne, um sich von ihr zu befreien? Auch Professor Gräf schickte also Herrn Krischen unverrichteter Sache heim. Krischen forderte auch hier kein Geld, er drohte auch nicht, aber er erzählte allerdings, gerade wie er es bei Professor Kretzschmer gemacht hatte, so ganz nebenbei schaurige Geschichten von all den schrecklichen Unannehmlichkeiten, die bei derartigen Processen immer mit unterliefen. Er ließ sogar die unvorsichtige Aeußerung fallen: „Wenn Sie auch freigesprochen werden, die Welt glaubt doch, daß an der Geschichte etwas ist."

Durch die von Krischen aufgesetzte Denunciation des Hammermann, sowie durch die Anzeige des Professors Kretzschmer war nun die Sache zur Kenntniß der Gerichte gekommen. Die Untersuchung des Falles führte dazu, daß gegen Frau Hammermann und Krischen die Anklage wegen Erpressungsversuchs von der Staatsanwaltschaft erhoben wurde.

In dem Herrn Rechtsanwalt Bernstein fand Hammermann den gesuchten Rechtsbeistand. Es mochte den ganz jungen, noch nicht dreißigjährigen und noch nicht bekannten Advocaten reizen, einen Proceß zu führen,

in dem zwei sehr bekannte Namen eine entscheidende Rolle zu spielen hatten. Ob er den Proceß so geführt haben würde, wie er ihn geführt hat, wenn er dessen Folgen hätte voraussehen können, das hoffe ich bezweifeln zu dürfen. Im Interesse seines sympathischen Clienten Hammermann war es nun seine traurige Pflicht, alles Material, was zur Belastung der entscheidenden Zeugen dienen konnte, zusammenzutragen, und Hammermann sorgte dafür, daß in der That in Bezug auf den Professor Gräf eine Angabe gemacht wurde, die, wenn sie sich bewahrheitet hätte, allerdings die Glaubwürdigkeit der Darstellung, wie sie Helene Hammermann gegeben, erheblich verstärkt und gelinde Zweifel an der Berechtigung der Ableugnung des Professors Gräf wachgerufen hätte.

Hammermann war überall herumgelaufen, um auszukundschaften, ob sich über die Sittlichkeit des Professors nichts Nachtheiliges feststellen lasse; und da hatte er denn beim Glase Schnaps in der Destillation von einem gewissen Lehmann, der früher ebenfalls Modell gestanden hatte und jetzt Bierkutscher ist, gehört, daß Professor Gräf mit der Tochter eines Freundes des Lehmann, des Töpfergesellen Rother, ein offenkundiges Verhältniß habe. Lehmann hatte das vom alten Rother selbst gehört und zwar im Atelier des Professors Brunow, in dem Lehmann Modell gestanden hatte, während Rother bei dem genannten Bildhauer zeitweilig als Atelierdiener beschäftigt war. Durch diesen Bierfahrer Lehmann, einen kräftigen Menschen mit hellgelbem Schnurrbart und einem Stiernacken, mit einem nicht eben feinen, aber energischen Gesichte — durch diesen Lehmann wird also die Brücke geschlagen, welche von der Gruppe Hammermann zur Gruppe Rother hinüberführt.

Hammermann verfehlte nicht, die interessante Mittheilung seinem Rechtsbeistande zu übermitteln, und Herr Bernstein legte derselben eine genügende Bedeutung bei, um noch im letzten Augenblicke die Vorladung des Kutschers Lehmann und der Tochter des Töpfergesellen Rother, Anna, zu bewerkstelligen. Es war ihm darum zu thun, nachzuweisen, daß dem unbequemen Zeugen Gräf eine für dessen Alter überraschende Sinnlichkeit zu eigen sei, und daß deshalb Professor Gräf ein Zeuge sei, bei dem man sich der ihm von der Familie Hammermann zur Last gelegten That „wohl versehen könne". Die vorgeladene Zeugin Anna Rother wurde am 3. Juni 1884 polizeilich verhört.

Was sich nun in den drei Tagen vom 3. bis zum 6. Juni zugetragen hat, ist bei den widersprechenden Angaben nicht zu entwirren. Die Anklage behauptet, daß die ältere Schwester der Anna, Bertha Rother, und Professor Gräf diese Zeit benutzt hätten, um die geistig etwas schwache und lenkbare Anna zu einem Meineide zu bearbeiten. Die Beiden, Professor Gräf und Bertha Rother, stellen dies natürlich vollkommen in Abrede. Anna, die Derartiges einmal zu Protokoll gegeben hat, hat es seitdem beharrlich widerrufen und erklärt, daß sie sich aus Wuth darüber, in die An-

gelegenheit hineingezerrt zu sein, und aus Haß gegen Professor Gräf, der sie aus dem Hause gebracht habe, zu der Lüge habe hinreißen lassen. Die Sachen sind so wenig aufgeklärt und die Anhaltspunkte für die Berechtigung der Anklage so geringe, daß schließlich der Staatsanwalt selbst die Freisprechung der Bertha Rother beantragt hat. Die Lügenhaftigkeit der Anna wird von allen Zeugen bestätigt. Einmal hat sie in diesem Falle sicher gelogen, entweder früher oder später. Der ganzen Lage der Dinge nach erscheint es glaubhafter, daß sie das erste Mal gelogen hat.

Am 6. Juni 1884 war nun also die entscheidende Verhandlung, welche zu dem jetzigen großartigen Processe die Grundlage geschaffen hat und als dessen Prolog zu betrachten ist.

Vor der ersten Strafkammer des Berliner Landgerichts I wurde unter Vorsitz des Herrn Landgerichtsdirectors Bachmann der Proceß gegen Frau Hammermann und den Agenten Krischen wegen Erpressungsversuchs verhandelt. Als Zeugen waren verschiedene Maler geladen: Professor Gräf, Professor Kretzschmer, Professor Thumann, Konrad Dielitz. Außerdem natürlich Helene Hammermann. In der Sitzung selbst meldete der Rechtsanwalt der Frau Hammermann, Herr Bernstein, noch zwei Zeugen an: den Bierfahrer Lehmann und die unverehelichte Anna Rother, die darüber aussagen sollten, daß Professor Gräf mit der Anna Rother ein intimes Verhältniß habe, sie aushalte und ihr erhebliche Zuwendungen an Geld und Geschenken mache, oder, wie es nach einer anderen Version lautet: ein intimes Verhältniß gehabt, sie ausgehalten und ihr Geldgeschenke ꝛc. gemacht habe.

Die Beweisaufnahme machte auf den Gerichtshof einen für die Angeklagten durchaus ungünstigen Eindruck. Alle hatten die Empfindung, daß es sich um ein heimtückisch angelegtes Bubenstück handle. Alle Richter ohne Ausnahme empfingen von der Helene Hammermann den denkbar schlechtesten Eindruck, sie hielten die Geschichte, die sie vortrug, für eine eingelernte Lüge. Und in der That, einem Manne wie Hammermann, der seiner Tochter lügnerische Briefe dictirt, sie von dieser abschreiben und unterzeichnen läßt, kann man es allenfalls auch zutrauen, daß er ihr einen lügnerischen mündlichen Bericht einstudirt habe.

Anna Rother wurde nun nach ihren Beziehungen zu Professor Gräf gefragt, und sie sagte auf ihren Eid aus, daß sie ihm nur Modell gestanden, aber niemals andere Beziehungen zu ihm gehabt habe; und Professor Gräf antwortete auf die ihm vorgelegte Frage des Vorsitzenden Bachmann bezüglich des intimen Verhältnisses mit der Anna Rother und der an sie gemachten Geschenke mit der ebenfalls auf seinen Zeugeneid gemachten Verneinung. Herr Professor Gräf wurde von Herrn Landgerichtsdirector Bachmann ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß er die Aussage verweigern könne, da er verheirathet sei, die Bejahung der vorgelegten Frage aber für ihn die strafrechtliche Consequenz einer Verfolgung wegen Ehebruchs

haben könne, und daß das Gesetz den Zeugen in diesem Falle von der Aussagepflicht entbinde. Professor Gräf machte aber von diesem Rechte keinen Gebrauch.

Soweit waren die Verhandlungen gediehen. Da bemerkte der Vertheidiger der Angeklagten, Frau Hammermann, Rechtsanwalt Bernstein, daß die Ladung der Anna Rother auf einem Irrthum beruhe. Nicht Anna, sondern deren ältere Schwester Bertha sei gemeint. Nun wurde Professor Gräf wiederum vorgerufen und gefragt, ob ein „derartiges" Verhältniß, also ein Verhältniß, wie es nach der Behauptung der Vertheidigung ursprünglich zwischen ihm und Anna Rother bestanden haben sollte, ein Verhältniß intimster Art, mit erheblichen Geldopfern von Seiten des Zeugen — zwischen ihm und Bertha Rother „bestanden habe" (nach der Auffassung der Einen, bestehe" nach der Auffassung der Anderen). Und wiederum machte Landgerichtsdirector Bachmann den Zeugen darauf aufmerksam, daß er das Zeugniß verweigern könne. Professor Gräf machte von diesem Rechte keinen Gebrauch und verneinte auch diese Frage. Ebenso erklärte Anna, daß sie von einem solchen Verhältnisse zwischen ihrer Schwester Bertha und Professor Gräf nichts wisse.

Damit sind wir an dem entscheidenden Punkte angelangt. Mit der Verneinung dieser Frage sollte Professor Gräf nach der Anklage einen Meineid begangen haben. Er sollte nach der Anklage allerdings mit Bertha Rother ein derartiges Verhältniß, ein Verhältniß der allervertrautesten Art, unterhalten haben. Ebenso sollte nun auch Anna Rother einen Meineid geschworen haben, da sie von dem Verhältniß unbedingt Kenntniß gehabt haben müsse und die Frage danach verneint habe. Dies bemerken wir, der Zeit vorausgreifend, schon an dieser Stelle.

Nachdem nun die Richter der ersten Strafkammer sich in der Sitzung vom 6. Juni 1884 durch die Aussagen der Zeugen und durch die gesammten Verhältnisse ihre Ueberzeugung von der Schuld der beiden Angeklagten, der Ehefrau Hammermann und des Agenten Krischen, gebildet hatten, wurden dieselben wegen Erpressungsversuchs verurtheilt. Der Staatsanwalt hatte die ungewöhnlich hohe Strafe von fünf Jahren beantragt. Der Gerichtshof verurtheilte die Ehefrau Hammermann zu zwei Jahren und den Agenten Krischen zu achtzehm Monaten Gefängniß.

Die Maler, welche Zeugen jener Verhandlung gewesen, waren über die eidliche Ableugnung des Verhältnisses zwischen Professor Gräf und Bertha Rother sehr überrascht. In Künstlerkreisen wurde nämlich ziemlich allgemein angenommen, daß zwischen Professor Gräf und der Bertha Rother, die er seit einigen Jahren als Modell benutzte und die er, wie man wußte und wie er auch in der Verhandlung am 6. Juni vor dem Gerichte angegeben. Geldopfer von ungewöhnlichem Betrage gebracht hatte, allerdings ein Verhältniß ungewöhnlicher Vertraulichkeit und Zärtlichkeit bestände. Das erzählten die Künstler, und die Modelle erzählten es; und dies als notorisch

angesehene Verhältniß wurde, wie das ganz natürlich ist, eben als ein Verhältniß der allerintimsten Art, als ein geschlechtliches mit einem Worte, angesehen. Da aber Professor Gräf, dessen Haare in Ehren ergraut waren, und der sich in seinem langen Leben niemals die geringste Handlung, die seine vollkommene Ehrenhaftigkeit auch nur im Entferntesten in Frage hätte stellen können, hatte zu Schulden kommen lassen, — da dieser liebenswürdige und verehrte Künstler die diesbezügliche Frage in der feierlichsten Weise verneint hatte, so sagten sich die Künstler, daß sie sich also in ihren früheren Auffassungen sicherlich getäuscht haben müßten, und daß also auch in diesem Falle wieder einmal der Schein getrogen habe. An einen Meineid durfte natürlich kein Mensch denken.

Damit hat das Vorspiel sein Ende erreicht. Wir treten nun in die Action, in der Professor Gräf und Bertha Rother die Hauptrollen haben, Anna Rother und die Mutter, geb. Jahnke, die wichtigsten Rollen im zweiten Plan spielen, die Sippe Hammermann, die bisher im Vordergrunde gestanden hat, sich zu einer ebenso wichtigen wie gehässigen Episode verflacht und Kretzschmer ausscheidet.

II.

Hammermanns Bemühungen zur Befreiung seiner Frau.

Juni bis November 1884.

Krischen und Frau Hammermann saßen nun hinter Schloß und Riegel.

Das Urtheil wirkte auf Hammermann erschütternd, und es zeigt sich nun in dem antipathischen Charakter dieses Mannes jener einzige menschlich freundliche Zug, der die Verurtheilung der Handlungen, welche er in dem folgenden Zeitraum begehen wird, durch mildernde Umstände einigermaßen abzuschwächen geeignet ist: das leidenschaftliche Verlangen, seiner Frau, die durch ihn angestachelt die verhängnißvollen zu ihrer Freiheitsberaubung führenden Schritte gethan hat, zu helfen. Das ist das Ziel, das er von nun an nicht aus den Augen läßt und auf allen Wegen, die sich ihm nur bieten, zu erreichen bestrebt ist. Er will seine Frau befreien, und jedes Mittel, das sich ihm darbietet, ist ihm recht, keines verwerflich genug. Er versucht es durch Bitten und Drohen, durch Wahrheit, durch Lug und Trug, und schließlich nimmt er als Bundesgenossen die niedrigsten Leidenschaften, ja das Verbrechen: die Bosheit und den Diebstahl.

Die Sache läßt ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht. Inmitten der Nacht weckt er Helenen aus dem Schlafe und dictirt ihr in seinem schwülstigen, bilderreichen Stile eine Erklärung, in der sie behauptet, daß Alles, was sie über die Auftritte in den Ateliers der Künstler gesagt hat, von ihr erlogen sei. Sie habe diese schändlichen Lügen ausgeheckt, um von ihrem Vater nicht mehr zum Modellstehen gezwungen zu werden. Sie werde von ihren

Freundinnen verhöhnt, daß sie dies Geschäft betreibe. Sie habe gehofft, daß ihre Eltern, wenn sie ihnen erzählte, welchen Gefahren sie von Seiten der Künstler beim Modellstehen ausgesetzt sei, sich bewogen finden würden, ihr die Erlaubniß zu ertheilen, ein anderes Handwerk, die Schneiderei, zu erlernen. Durch diese reumüthige Erklärung hoffe sie die hochverehrten Herren Professoren milder zu stimmen, hoffe sie, ihrer armen Mutter, die unschuldig in der Gefangenschaft schmachte, nützlich zu sein.

Man denke sich diese nächtliche Scene in der kleinen Stube der Franseckistraße. Der Vater, der seinem halbverschlafenen Kinde bei der Petroleumlampe mitten in der Nacht einen bombastischen Brief in die Feder dictirt, um seiner Frau, die seinethalben aus der Familie herausgerissen ist, zu Hülfe zu kommen. Man vergegenwärtige sich, welche Empfindungen dabei mitspielen; und man wird zugeben, daß der kühnste dichterische Naturalismus an diese Wahrheit nicht heranreicht.

Diese Erklärung übersandte Hammermann in zwei gleichlautenden Exemplaren an die beiden Professoren. Er schickte Helenen auch zum Rechtsanwalt Bernstein und ließ sie die schriftlich abgegebene Erklärung, daß sie ihre Eltern belogen habe, wiederholen. Sie fragte gleichzeitig, ob dies Geständniß zur Entlassung ihrer Mutter aus der Strafhaft führen werde.

Zeitweilig wurde Frau Hammermann aus dem Gefängnisse beurlaubt, da eines ihrer Kinder schwer erkrankt war (Anfang Juli 1884). Die bevorstehende Wiedereinsperrung der Verurtheilten, in der offenbar ein starker Freiheitsdrang vorhanden ist und die in späteren Briefen die Qualen der Gefangenschaft in den stärksten Worten schildert, verdoppelt und verdreifacht den ungestümen Befreiungseifer Hammermanns während der folgenden Wochen. Er machte unzählige Versuche bei Rechtsgelehrten, bei den beiden Professoren, zunächst um ein Wiederaufnahmeverfahren zu erlangen, sodann um die Unterstützung der Meistbetheiligten zu einem Gnadengesuche durchzusetzen. Zu dem Behufe begab er sich auch zu dem Rechtsanwalt Dr. Sello und verhandelte mit dessen Vertreter. Diesem spielte er eine rührselige Komödie vor; er weinte bittere Thränen über seine ungerathene Tochter, die ihn hinter's Licht geführt und die ganze Geschichte erlogen habe, um nicht mehr Modell stehen zu brauchen. Er weinte!

Damit nicht genug, er dictirte auch einem anderen halberwachsenen Mädchen von fünfzehn Jahren, seiner Nichte Franziska Lehmann, eine Erklärung des Inhalts, daß Helene ihr oft ihr Leid darüber geklagt habe, daß sie Modell stehen müsse, und daß Helene, um die ihr leidige Beschäftigung aufgeben zu dürfen, ihrer eigenen Angabe nach, die Geschichten mit Kretzschmer und Gräf erfunden habe. Er bezeichnete dieses Dictat als „eidesstattliche Versicherung" der Franziska Lehmann; und das thörichte Mädchen schrieb ohne irgendwelche Bedenken nieder, was der biedere Onkel ihr zu schreiben befohlen hatte. Auch andere Personen suchte er zu eidesstattlichen Versicherungen zu veranlassen.

Er schrieb sodann fast gleichlautende Briefe an die beiden „lieben guten Herren, die hochverehrten, hochgestellten, hoffähigen Herren Professoren". Er schilderte den Jammer der Familie Hammermann, wenn die Mutter den Kindern wiederum entzogen werden sollte, in jener überpoetischen Schwülstigkeit der Viertelsbildung, die alle schriftlichen Aufzeichnungen des früheren Dachdeckers und jetzigen Modellstehers auszeichnet. Er bittet sie, ein Gnadengesuch an unsern allverehrten lieben greisen Kaiser zu unterstützen.

Frau Hammermann schreibt ihrerseits an Professor Gräf einen Brief, in dem sie die furchtbaren Leiden des Kerkers in glühenden Farben schildert, und benutzt die Gelegenheit, um ihn um etwas Geld zu bitten, damit sie nach Amerika auswandern können. All diese Briefe sind in winselndem, flehendem Tone abgefaßt.

Professor Gräf, dessen Gutmüthigkeit auch von seinen unerbittlichsten Feinden nicht in Abrede gestellt werden wird, entgegnete darauf, daß er das Unglück der Familie nicht wolle und nicht abgeneigt sei, ein Gnadengesuch zu unterstützen. Er benahm sich mit seinem erkrankten, von Berlin abwesenden Collegen Kretzschmer, weil er in der Sache einseitige Schritte nicht thun wollte, und auch Kretzschmer zeigte sich nicht unerbittlich.

In dem Briefe der Frau Hammermann an Professor Gräf war, wie wir gesehen haben, noch auf ein anderes Mittel, als Wiederaufnahme des Verfahrens und Gnadengesuch, hingewiesen, um der Verurtheilten das Wiederantreten ihrer Strafe zu ersparen: die Flucht, die Auswanderung nach Amerika.

Dazu bedurfte es aber bedeutenderer Geldmittel, als sie den Hammermanns zur Verfügung standen; und nunmehr begann eine Komödie der Irrungen oder vielmehr der Täuschungen, die ganz ergötzlich wäre, wenn sie sich in weniger düsterem Rahmen abspielte. Frau Hammermann ging zuerst zu Gräf und bat ihn, er möge ihr zur Reise tausend Mark leihen, die sie ihm ganz gewiß auf Heller und Pfennig wiedererstatten würde. Gräf erwiderte, daß er dazu nicht die geringste Veranlassung und Lust habe, sie möge sich doch an solche Maler wenden, die für sie ein lebhafteres Interesse haben dürften, an Maler, bei denen Helene öfter Modell gestanden habe als bei ihm. Er nannte verschiedene Künstler, von denen er wußte, daß sie Helenen als Modell benutzt hatten, u. A. auch Professor Thumann.

Frau Hammermann ging nun zum Professor Thumann und sagte ihm, Professor Gräf schicke sie zu ihm, er möge ihr doch das Geld zur Auswanderung nach Amerika geben. Herrn Professor Thumann kam die Sache natürlich verdächtig vor und er sagte: wenn Professor Gräf etwas von ihm wünsche, so möge er es ihm doch direct sagen; er sei nicht geneigt, irgendwie thätig in dieser Sache aufzutreten, in der er als Zeuge mitzuwirken genöthigt gewesen sei. Darauf ging Frau Hammermann wieder zu Gräf und erzählte ihm, Professor Thumann wolle ihr das Geld geben, aber er wolle mit Gräf zuerst darüber sprechen. Gräf wunderte sich darüber und

ging nun in der That zu Thumann, bei dem er mit den verwunderten Worten eintrat: „Also Sie wollen der Familie Hammermann das Reisegeld nach Amerika geben?" Thumann war ebenso verwundert, womöglich noch verwunderter und sagte, davon sei nie die Rede gewesen, und da brach Gräf in die Worte aus: „Also Schwindel, wieder Schwindel!"

Dieselbe Lügenhaftigkeit tritt auch in einem Briefe hervor, der verlesen worden ist, in welchem Hammermann Professor Gräf abermals um das Reisegeld bittet, d. h. diesmal nur um eine Betheiligung an demselben, da Professor Thumann bereit sei, seinerseits pecuniäre Opfer zu bringen.

Diese Bemühungen blieben also erfolglos, und da die Geschichte sich zu lange hinzog, der Augenblick der Wiedereinsperrung der Frau Hammermann immer mehr nahte, und durch Bitten nichts zu erreichen gewesen war, so ließ der vielseitige Herr Hammermann nun wieder zur Abwechselung einmal andere Töne erklingen; er zog andere Saiten auf, auf denen er ein größerer Meister war: er drohte. Er schrieb an Professor Gräf einen gar nicht mißverständlichen Brief, der mit den Worten schloß: „Sie wollen mein Unglück nicht, ich will das Ihrige auch nicht." Außerdem suchte er Gräf durch Helenen zu erschüttern; er dictirte ihr wiederum einen Brief in dem bekannten Stile.

Er ließ die eben vierzehnjährige Helene schreiben: „Wer trocknet die heißen Thränen, wer heilt den großen Seelenschmerz meiner lieben, lieben Eltern? Bald hätte ich meinen herrlichen Glauben an den lieben, lieben Gott verloren. Wenn Sie diesen Brief verbrennen, verbrennen Sie meine Thränen mit." So schreibt Helene und sie hat die Frechheit, vor Gericht ungeachtet der eindringlichen Vermahnung des Präsidenten zu behaupten, daß sie den Brief aus eigenem Antriebe ohne fremde Hülfe inmitten der Nacht geschrieben habe, „weil ihr's so um's Herz war!" Welchen Glauben verdient ein Mädchen, die diese unverschämten Lügen, die ihr der Vorsitzende so schwer wie möglich zu machen mit Recht für seine Pflicht gehalten hat, mit dreister Stirn wiederholt? Daß dieser Brief gerade wie alles Andere ein Dictat des Vaters ist, daran zweifelt kein Mensch.

Derselbe Hammermann, der Professor Kretzschmer um ein Darlehn von einigen hundert Mark bittet und den Brief mit den Worten schließt: „Bitte, bitte, lassen Sie uns nicht den Wehmuthsbecher bis zur Neige leeren, sondern füllen Sie uns einen kühlen Pokal mit erfrischenden Lebensgeistern" — und der Satz gefällt ihm so wohl, daß er ihn noch einmal in dem Briefe an Professor Gräf anwendet — dieser ehrenwerthe Herr Hammermann versichert ebenfalls auf seinen Eid, daß er dem Mädchen bei jenem Briefe nicht geholfen habe!

Auch die Drohungen verfangen nicht, und nun fällt Hammermann, nachdem aus der Flucht nach Amerika nichts geworden und seine Frau wiederum eingezogen ist, auf's Neue in den alten flehenden Ton zurück. Er bittet die Professoren dringlich, zudringlich, sich dem Gnadengesuche an-

Digitized by Google

zuſchließen, ja er will dieſelben, als ob er eine Franziska Lehmann vor ſich hätte, zu einer „eidesſtattlichen Erklärung“ veranlaſſen, wonach beide Herren erklären ſollen, ſie hätten ſeiner Zeit bei dem als Erpreſſung aufgefaßten Beſuche der Frau Hammermann die Anſicht gehabt, daß dieſelbe wohl in gutem Glauben gehandelt habe!

Inzwiſchen waren die läſtigen Verhandlungen, dieſe ewigen Beſuche und Briefe des Hammermann Profeſſor Gräf, der allein darunter zu leiden hatte, da Herr Profeſſor Kretzſchmer abweſend von Berlin war, unerträglich geworden; er nahm daher die Briefe des Hammermann nicht mehr an und empfing ihn nicht mehr. Aber jene Zumuthung der eidesſtattlichen Verſicherung wußte Hammermann doch dadurch an Gräf gelangen zu laſſen, daß er „durch Liſt“ — ſo bezeichnet Hammermann die Aneignung fremden Eigenthums — dem Rechtsanwalt Bernſtein ein Couvert mit der Firma des Rechtsanwalts entlockte und den Brief in dieſen Umſchlag ſteckte. Gräf erklärte, daß er die gewünſchte Erklärung nicht abgeben könne. Hammermann verſuchte es nun endlich noch durch Unverſchämtheit, und da riß Profeſſor Gräf die Geduld, und er brach die Verhandlungen endgültig ab.

Man muß bei den unglaublich verwickelten Kreuz- und Querzügen, die die Handlung dieſes Proceſſes durchläuft, von Zeit zu Zeit ſtehen bleiben und das durchlaufene Gebiet noch einmal überſchauen, um in dieſen Wirrniſſen den Faden nicht zu verlieren.

Wir haben alſo geſehen, daß Hammermann ſeit der Verurtheilung ſeiner Frau nur einen Zweck erreichen will: deren Befreiung. Er will ſie erreichen mit allen Mitteln: durch Erwirkung des Wiederaufnahmeverfahrens, durch Gnadengeſuch, durch Flucht. Er fabricirt falſche Zeugniſſe für ſeine Angehörigen, er will auch die beiden hauptſächlichen Zeugen bei dem Proceß zu falſchen Zeugniſſen veranlaſſen; er läuft von einem Anwalt zum andern, er beſtürmt Profeſſor Gräf mit ſeinen Beſuchen, er überſchüttet die beiden Profeſſoren mit Briefen, die er ſelbſt ſchreibt oder veranlaßt, er verſucht es mit Bitten, mit Drohungen, Alles vergeblich!

Dieſer erſte Abſchnitt der Hammermann'ſchen Action hat das bezeichnende Merkmal, daß alle Bemühungen, die Hammermann zu Gunſten ſeiner Frau unternimmt, von dem Gedanken getragen werden, Profeſſor Gräf und Profeſſor Kretzſchmer würden nicht unerbittlich ſein, ſie würden ihn ſchließlich in ſeinem Eifer unterſtützen. Dieſe Action umfaßt die Zeit vom 6. Juni bis October oder November 1884.

Nun tritt die entſcheidende Wendung ein. Hammermann, der von Gräf nichts hat erreichen können, wendet ſich nun von ihm ab und ſucht das feindliche Lager auf. Er hofft nun die Befreiung ſeiner Frau dadurch zu erreichen, daß er Gräf zu Grunde richtet, und auch an dieſes Vernichtungswerk tritt er nun mit all der Unermüdlichkeit, die ihm eigen iſt, heran. Ich glaube nicht, daß es Rachſucht iſt, die ihn zu jener That, welche Juſtizrath Simſon als ein „ruchloſes Bubenſtück“ bezeichnet hat, veranlaßt. Die Ver-

nichtung Gräfs ist in den Augen dieses findigen Hammermann eben nur ein neues Mittel zur Befreiung seiner Frau. Sehen wir nun, wie er diesen Feldzug einleitet und zu dem vorläufig für ihn glücklichen Ausgang führt.

Was Herrn Professor Gräf in den Künstlerkreisen und in den niederen Schichten der Modelle nachgesagt wurde: er habe ein unerlaubtes Verhältniß mit Bertha Rother, er unterhalte sie und gebe verhältnißmäßig sehr bedeutende Summen für sie und die Ihrigen aus, das konnte dem emsig spähenden und herumhorchenden Hammermann ebenso wenig verborgen bleiben, wie es jedem beliebigen Anderen, der sich für die Sache interessirte, verborgen geblieben wäre. Für gebildete Männer, die wissen, daß das Unwahrscheinliche die Wahrheit sein kann, und die wissen, daß ein Mann in der Stellung des Professors Gräf es mit dem Eide ernst nimmt — für einen Mann wie Professor Thumann genügte natürlich die Thatsache des geleisteten Eides, um fürder an das Gerede nicht mehr zu glauben. Für Leute vom Schlage Hammermanns aber war es einfacher, anzunehmen, daß das allgemeine Gerede doch berechtigt sei, und daß also Professor Gräf, als er das bestimmt charakterisirte Verhältniß zu Bertha vor dem Gerichte in Abrede stellte, einen Meineid geleistet habe. Hatte Gräf aber einen Meineid geleistet, so konnten die Richter zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie seine Frau zu Unrecht verurtheilt hätten; und der Nachweis dieses Meineides sollte also der Schlüssel sein, mit dem er die Thür ihres Gefängnisses zu öffnen hoffte.

Ein Mann auf der Bildungshöhe und vom sittlichen Niveau dieses Hammermann nahm als ganz selbstverständlich an, daß an dem Gerede doch etwas sein müsse. Die Thatsache, daß Professor Gräf viel in dem Hause verkehrte, daß er für die Familie erhebliche Geldopfer brachte, daß er der Mutter ein kostspieliges Geschäft eingerichtet hatte, daß Bertha verhältnißmäßig gut wohnte und Toiletten machte, die von ihrem Erwerb als Modell sicherlich nicht zu bestreiten waren, daß sie sich verschiedene Male von Berlin entfernt und Professor Gräf in andern Städten aufgesucht hatte, daß sie auf seine Veranlassung dramatischen Unterricht empfing, — alles das, was auch einen seiner Gebildeten hätte stutzig machen und ihm ernsthaften Argwohn über die Natur dieser sonderlichen Beziehungen zwischen Bertha und Herrn Professor Gräf hätte einflößen dürfen, vermochte sich ein Mann wie Hammermann selbstverständlich nur dahin zu erklären: daß Bertha die Geliebte des Professors Gräf sein müsse. Wie sollte er sonst dazu kommen, den Verkehr mit dieser Familie zu pflegen und unerhörte Geldopfer zu bringen? An die schwärmerische Verehrung eines Künstlers, der in einem Mädchen die Verkörperung seines künstlerischen Ideals gefunden zu haben glaubt, der sich dieses Mädchen um jeden Preis erhalten will, um durch sie die erträumte Höhe in seiner künstlerischen Laufbahn zu erklimmen, an einen Idealismus, dem zu diesem Zwecke kein materielles Opfer zu groß erscheint — daran dachte Hammermann natürlich nicht! Das glaubte er

nicht; das glaubten ja auch viele Andere nicht, die aus feinerem Stoff gebildet waren! Das war ja in der That etwas ſo Seltſames, ſo vollkommen Ungewöhnliches, daß ein Zweifel daran nicht einmal verübelt werden konnte — wenigſtens nicht bis zu dem Augenblicke, da Gräf unter dem Zwange des Eides die Wahrheit über dieſe Beziehungen ausgeſagt hatte.

Für Hammermann war es eine feſtſtehende Thatſache, daß Bertha Gräfs Geliebte war; und er that nun Alles, was er thun konnte, um dieſe Thatſache durch ſo glaubhafte Verdachtsgründe zu erhärten, daß deren Anerkennung durch den Spruch der Richter erfolgen müſſe, — eine Anerkennung, die für Gräf zunächſt die Anklage und dann hoffentlich eine Verurtheilung wegen Meineides mit ſich bringen würde.

Von Gräf abgewieſen, machte er ſich nun alſo an die Familie Rother heran, nicht direct, denn er durfte vorausſehen, daß man ihm da unfreundlich begegnen würde. Aber in der Rother'ſchen Wirthſchaft ging es ſonderbar zu. Da verkehrten allerhand Leute; und unter dieſen — ſo hoffte er — würde ſich wohl der Eine oder Andere finden laſſen, der ihm bei ſeinem löblichen Vorhaben hülfreich zur Seite ſtehen würde.

Wir müſſen jetzt den Gang der Handlung unterbrechen, um dieſe Familie Rother etwas näher kennen zu lernen.

III.

Familie Rother

und Zugehörige.

Die Schilderung der Familie Rother wäre die eines Zola würdige Aufgabe.

Vor zweiundzwanzig Jahren ſoll Auguſte Jahnke ein zartes und ſehr hübſches Mädchen geweſen ſein; und dem von den Stürmen des Lebens und niedrigen Leidenſchaften verwitterten Geſichte ſieht man auch heute noch die Spuren der vergangenen Schönheit an. Die zarte Figur iſt allerdings durch die Jahre in grauſamer Weiſe mißhandelt worden, der Rücken iſt gekrümmt, die eine Seite der Schulter hat ſich vorgeſchoben; jetzt ſieht die Auguſte widerwärtig aus und unheimlich. Aber, wie geſagt, vor zweiundzwanzig Jahren ſoll es anders geweſen ſein; und ihre jugendlichen Reize ſind nicht unbemerkt geblieben.

Am 10. Januar 1864 iſt ſie Mutter einer unehelichen Tochter geworden, die den Namen Bertha führt und die weibliche Hauptperſon unſeres Proceſſes geworden iſt.*)

*) Auguſte Jahnke, jetzt verehelichte Rother, hat noch eine ältere voreheliche Tochter, die ſich verheirathet hat. Auch dieſe iſt in dem Proceß einmal als Zeugin aufgerufen, hat jedoch, mit Rückſicht auf das nahe verwandtſchaftliche Verhältniß zu den angeklagten Rothers, von dem Rechte der Zeugnißverweigerung Gebrauch gemacht und in dieſem Proceſſe keinerlei Rolle geſpielt. Wir dürfen ſie daher auch aus

Bald darauf hat sich Auguste Jahnke mit dem Töpfergesellen Rother vermählt, der das uneheliche Kind legitimirt hat. Daß der Töpfergeselle Rother irgendwelche Bedenken gehegt habe, das Kind anzuerkennen, ist bei dem ehrenhaften Charakter dieses Mannes nicht anzunehmen.

In der Ehe mit diesem Rother wurden dann noch zwei Mädchen geboren, deren Ehelichkeit gesetzlich nicht bestritten werden kann. Anna Rother, geboren 1867, und Elisabeth Rother, genannt Lieschen, geboren 1871.

Das Familienhaupt, der Töpfergeselle Rother, ein Mann mit einem höchst confiscirten Gesichte, mit schlecht gepflegtem, üppigen schwarzen Haar und Bart, eingequetschter Nase, gelblicher Gesichtsfarbe, und im Auge jenen Ausdruck von Müdigkeit und Wohlwollen, wie man ihn so oft bei gewohnheitsmäßigen Trinkern sieht, hat seine Stellung nicht gerade mit besonderer Würdigkeit bekleidet. Er arbeitete wenig oder gar nicht, trieb sich in Destillationen und Kellerschenken herum und war meist betrunken. Für die Wirthschaft ließ er seine Frau sorgen. Seine Kinder, oder, um vorsichtig zu sein: die Kinder, die seinen Namen trugen, ließ er aufwachsen, wie sie eben wachsen mochten.

Die Mutter verschaffte sich zunächst durch den in Berlin so gewöhnlichen Nebenerwerb des Zimmervermiethens die nothwendigsten Mittel zu ihrem Unterhalt. Auf besonders moralische Qualification ihrer Mietherinnen wurde nicht weiter gesehen; sie gab jungen Mädchen, um deren Verhältnisse sie sich nicht zu kümmern brauchte, und anderen schlimmeren, polizeilich gebuchten und numerirten Personen Kost und Unterhalt. Ihre Wohnungen hatten gewöhnlich drei bis vier Zimmer außer der Küche. Daß die Hauswirthe besondere Anstrengungen gemacht hätten, sich diese Mietherin zu erhalten, ist nicht wahrscheinlich; denn die polizeilichen Ermittelungen haben ergeben, daß Auguste Rother in den letzten sieben Jahren nicht weniger denn acht verschiedene Wohnungen inne gehabt hat. Sie hat die Peripherie der ganzen Hauptstadt, vornehmlich aber die Gegend vor dem Halle'schen Thore, unsicher gemacht. 1877 wohnte sie in der Johanniterstraße, von da zog sie nach der Nostiz-, dann nach der Acker-, der Linden-, der Mariendorferstraße, dann nach dem Platz am Neuen Thor, nach der Schleiermacher-, der Mittenwalder- und endlich nach der Fürbringerstraße, wo sie im Jahre 1885 verhaftet worden ist.

Die Fürsorge für das leibliche Wohl ihrer Mietherinnen scheint recht nachtheilig auf die Erziehung ihrer Kinder eingewirkt zu haben. Die älteste, Bertha Rother, hat im Ganzen sechs Wochen die Schule besucht. Annas Schulbildung ist nicht bedeutender gewesen, sie schreibt vollkommen unortho-

unserer Berichterstattung ausscheiden. Es würde zu weitläufig sein und zu Mißverständnissen Veranlassung geben können, wenn wir auf diese völlig unbetheiligte Tochter bei den Bezeichnungen der angeklagten Töchter Rother beständig Rücksicht nehmen wollten. Wir bezeichnen daher Bertha als die älteste Tochter, d. h. die älteste der angeklagten Töchter.

graphisch und mit lächerlichen Buchstaben, sie liest schlecht, die Geheimnisse des Einmaleins sind ihr nicht erschlossen; auf Veranlassung eines Dritten ist sie einmal in das Johannisstift gebracht worden, aber auch dort hat die Bildung für sie keinen besonderen Reiz gehabt, und nach drei Tagen ist sie entlaufen. Von Elisens Bildungsgange wissen wir zwar nicht viel, aber wir haben Grund zu der Vermuthung, daß es auch um diese nicht viel besser beschaffen sei, obwohl Lieschen sich später ein Instrument anschafft.

Wenn Frau Rother nun für die geistige Bildung ihrer Töchter recht wenig gethan, so hat sie sich doch eifrig bemüht, deren körperliche Vorzüge zu gewinnbringenden zu machen und ihr spärliches Einkommen durch das Einkommen ihrer Töchter zu vermehren. Die kleinen Mädchen wurden also zu den Künstlern geschickt, um Act zu stehen, d. h. völlig unbekleidet den Malern und Bildnern Modell zu sitzen. Bertha im Alter von 6 Jahren, Anna wohl nicht viel später.

Anna, die jüngere, verließ bereits im Alter von 13 Jahren das elterliche Haus und nährte sich seitdem als Modellsteherin; nebenbei mag sie auch wohl andere Einkommen gehabt haben. Im Jahre 1880 war sie die „Braut" und Geliebte eines Lackirers Labisch, der sie für ein 17jähriges Mädchen hielt, obwohl sie damals das vierzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. In demselben Jahre wurde sie von der Polizei in schlechtester Gesellschaft allabendlich zu vorgerückten Stunden auf den Straßen, in der Nähe der Kasernen u. s. w. bemerkt, und stand unter dem Verdachte, Männer anzulocken. Anna war damals, wie wir wiederholen, ein Mädchen von dreizehn Jahren. Die Ihrigen besuchte sie nur, um von ihnen Geld zu holen, wenn es ihr schlecht ging. Mutter Rother scheint sich über das Alleinsein ihres Kindes keine besonderen Sorgen gemacht zu haben; es war ihr vielleicht nicht einmal unangenehm, daß im Hause eine „bouche inutile" weniger war.

Bertha, die ältere Tochter, blieb länger im Hause. Auch der Wandel dieses hübschen und begabten Mädchens mit einem ungewöhnlich schönen Körper, der das Entzücken der Maler erregte, gab der guten Mutter zu keiner Beunruhigung Veranlassung; und die junge Bertha führte doch ein recht tolles Leben. Sie wurde zunächst im Jahre 1878, also im Alter von 14 Jahren, in der Friedrichstraße nach 12 Uhr Nachts von der Polizei betroffen und erklärte bei ihrer ersten Vernehmung, daß ihr in ihrem dreizehnten Lebensjahr Gewalt angethan sei. Auf anonyme Denunciationen hin hatte die Polizei nach einiger Zeit wiederum Veranlassung, diesem Mädchen ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und die Nachforschungen ergaben, daß Bertha sich mit polizeilich überwachten Mädchen nächtlich Unter den Linden und in der Friedrichstraße umhertreibe, daß sie aus öffentlichen Localen wegen auffälligen Benehmens gewiesen sei u. s. w. Im Juni 1880 wurde die 16jährige Bertha in Begleitung der sittenpolizeilich gemeldeten Amanda Reuter aufgegriffen, und die gefürchtete amtliche Ueberwachung

wurde nun über sie verhängt. Sie wurde dadurch also amtlich zu einer Zugehörigen des gewerbsmäßigen Lasters gestempelt. Dieser sittliche Belagerungszustand wurde nach drei Monaten für sie aufgehoben, auf wiederholte Anträge der Mutter und des Töpfergesellen, der seine Eingaben mit dem stolzen „Herr Rother" unterzeichnete. Die späteren Beobachtungen der Polizei haben ebenfalls viel Ungünstiges über Bertha Rother zu Tage gefördert. Da indessen hier nur einzelne Beobachtungen vorliegen, die nicht durch Thatsachen erwiesen sind, so ist davon nicht zu reden. Aber erwähnt muß noch werden, daß diese Nachforschungen in den Augen der Beamten doch genügend belastende Momente ergeben haben, um Bertha Rother abermals mit der Polizei in Berührung zu bringen und ihr eine polizeiliche Verwarnung zuzuziehen.

Alle diese fatalen Thatsachen haben Frau Rother seelisch wenig angegriffen. Bertha hat nach wie vor, abgesehen von den kleinen Ausflügen, ihren Reisen von kurzer Dauer und ihren Engagements von nicht viel längerer Frist, bis Ausgang 1883 dauernd bei ihrer Mutter gelebt. Die gute Mutter hat gewiß nichts auf ihre Bertha kommen lassen; hat doch Bertha in der That den ganzen Hausstand ernährt. Sie ist die Schraube gewesen, die die brave Mutter angesetzt hat, um aus Professor Gräf, der sich sein Modell durchaus erhalten wollte, die bedeutenden Summen, die der Hausstand mit der verschwenderischen Bertha und der schlecht wirthschaftenden Frau Rother verschlang, herauszudrücken.

Elischen war noch ein Kind, ziemlich groß, hager, unentwickelt, mit dunklem Haar, großen ausdrucksvollen blauen Augen, kränklich. Bei einem Kinde der Mutter Rother muß die gewöhnlich selbstverständliche Thatsache, daß sich das Kind bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre seine anatomische Reinheit bewahrt hat, doch besonders verzeichnet werden. Trotz der unliebsamen Erfahrungen, die Frau Rother mit ihren beiden ältesten Kindern gemacht hatte, war sie doch eifrig beflissen, auch das kleine Lieschen genau auf dieselben Wege zu drängen; auch sie mußte sich als Modell anbieten, auch sie sich unverhüllt den Augen des Künstlers darbieten; und es wurden Briefe aufgesetzt, bestimmt für bekannte Persönlichkeiten, von denen die alte Rother glaubte, daß sie für mädchenhafte Frühreize einen empfänglichen Sinn besäßen; Lieschen sollte diese Briefe abschreiben und hat vielleicht auch den einen oder anderen abgeschrieben und die Herren in verlockender, viel andeutender Weise um Unterstützung gebeten.

So die Mutter und die Kinder.

Der gesetzliche Vater und Töpfergeselle trank inzwischen unbekümmert seine Schnäpse weiter, und da er nichts weiter that, Frau Rother aber trotz ihrer vorgerückten Lebensjahre in ihrem mageren Körper noch ein fühlendes Herz trug, warf sie ihn eines Tages zur Thüre hinaus. Das war Ausgang des Jahres 1880.

Digitized by Google

Zu jener Zeit war in dem Rother'schen Hause nämlich eine neue Erscheinung aufgetaucht: Herr Ihlow. Mit dem Zimmervermiethen allein, mit dem Modellstehen der Töchter und deren sonstigen Nebenverdiensten war Frau Rother noch immer nicht auf einen grünen Zweig gekommen. Sie hatte also noch ein Geschäft eröffnet, und der großmüthige Beschützer des Hauses, Professor Gräf, der seinem Modell zu Liebe Alles that, war auch hier der hülfsbereite Wohlthäter gewesen. Er hatte Frau Rother die Mittel zur Eröffnung eines Handels zur Verfügung gestellt in der thörichten Hoffnung, daß sie nun selbst Geld verdienen und somit weniger Ansprüche an seinen Geldbeutel stellen würde. Frau Rother versuchte es zuerst mit einem Handel mit Federvieh — das Geschäft ging zu Grunde. Dann eröffnete sie eine Butter-, Milch- und Käsehandlung — das Geschäft ging ebenfalls zu Grunde. Nun aber war ihr der Kamm geschwollen, und sie wurde Inhaberin eines Geschäftes, das bedeutendere Capitalien erforderte, das aber auch, wenn es gut ging, einen bedeutenderen Gewinn abwerfen konnte: eines Fuhrgeschäftes; und wiederum brachte Professor Gräf die erheblichsten Opfer. Frau Rother schaffte, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, zwei Droschken erster Klasse, einen Möbelwagen und acht Pferde an. Der Leiter dieses Geschäftes war eben Herr Ihlow, ein strammer junger Mensch, damals 26 Jahre alt, der soeben mit guten Militärpapieren aus der Armee entlassen war, und der nun bei Frau Rother eine lohnende Beschäftigung fand. Ihlow ist von Aeußerem gar nicht übel. Er ist gut gebaut; volles blondes Haar und ein leichter blonder Bart umrahmen das runde frische Gesicht; seiner straffen Haltung und dem Tone, in dem er seine Antworten giebt, merkt man sofort den gewesenen Soldaten an; er ist dem Alkohol zwar auch nicht gänzlich abgethan, aber ein gewohnheitsmäßiger Säufer wie Rother ist er nicht. Ihlow schlief zunächst im Keller. Frau Rother betrachtete aber den jugendlichen Mann mit Wohlgefallen, sein Anblick erweckte schöne Erinnerungen an ihre Jugend, und die Beiden fanden sich. Daß Frau Rother dreizehn Jahre älter war, machte auf Ihlow geringen Eindruck; sie war ja die Inhaberin des Fuhrgeschäftes. Sobald das Liebesverhältniß zwischen den Beiden perfect geworden war, wurde die Ueberflüssigkeit des Töpfergesellen Rother immer deutlicher erkannt, und diese Erkenntniß führte dazu, daß Rother aus dem Hause flog.

Aber auch für ihn, den so schnöde behandelten Ehemann, fand sich noch ein liebendes Herz: die alte gutmüthige Plätterin Beeskow, eine Frau von wahrhaft entsetzlichem Aeußern, von der man in Fiebernächten träumen kann, einäugig, mit einem eingesetzten Glasauge, dessen leblose Starrheit dem alten faltigen Gesichte einen wahrhaft entsetzenerregenden Ausdruck giebt, nahm den herausgeworfenen Töpfergesellen freundlich auf, und auch zwischen Diesen wurde ein zarter Bund gestiftet.

So gewährt das Rother'sche Haus zu Anfang der achtziger Jahre folgendes anmuthige Bild. Der Vater, ein Säufer, ist an die Luft gesetzt

und lebt mit einer gutmüthigen alten schrecklichen Frau. Die Mutter lebt mit einem dreizehn Jahre jüngeren Manne in ehebrecherischem Verhältnisse, das nicht einmal vor ihren Kindern verborgen wird. Die zweite Tochter Anna ist entlaufen und verdient ihr Geld als Modell und Gott weiß was. Die älteste Tochter führt das lustige Leben von Damen, die der Sittenpolizei eben entronnen sind und immer in Gefahr schweben, auf's Neue mit der gefürchteten Behörde in unliebsame Berührung zu kommen. Sie steht Modell und treibt sich in den Localen herum, die vorzugsweise von Ihresgleichen besucht werden. Die Jüngste, damals noch ein Kind, wird allmählich in derselben Schule zum Laster herangezogen.

Das Bild ist indeß noch nicht vollständig. Um es in seiner ganzen Anschaulichkeit vor sich zu sehen, muß man auch die Staffage, die Miethe-rinnen, noch etwas näher kennen lernen.

Es sind fast ohne Ausnahme junge und zum Theil sehr hübsche Mädchen. Um ganz von unten zu beginnen, nennen wir zunächst Amanda Reuter, auf die die Bezeichnung des Hübschen allerdings nicht zutrifft, ein großes plumpes Frauenzimmer mit groben, thörichten Zügen, mit dicker Nase, geschminkten Brauen und Wimpern, stark gepudert, im auffälligsten Anzuge, mit dem bekannten sich wiegenden, schwankenden Gange, den Jedermann, der zwischen 12 und 2 Uhr Nachts einmal durch die Friedrichstraße gegangen ist, als ein besonderes Merkmal dieser Gattung von Damen kennt. Amanda Reuter ist als polizeilich überwachte Person ein wöchentlich regelmäßiger Gast des Molkenmarktes. Mit ihr ist Bertha Rother aufgegriffen worden.

Ungleich höher stehen die anderen Mietherinnen, die nach und nach bei Frau Rother gewohnt haben: Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Confectioneusen u. dergl., die von den Behörden ungeschoren gelassen sind, die vielleicht diesen oder jenen, vielleicht auch diesen und jenen Freund haben, aber doch zu öffentlichem Aergerniß keine Veranlassung bieten. Sie sind sammt und sonders mit großer Sauberkeit gekleidet, oft sogar mit einer gewissen Eleganz. Die Anhänglichkeit, die alle diese jungen Mädchen an das Rother'sche Haus haben, hat etwas Rührendes; alle treten vor das Gericht mit dem unverkennbaren Willen, die Wahrheit zu sagen, aber auch alle mit dem ebenso unverkennbarem Bestreben, die Wahrheit in die schonendste Form zu kleiden. Eine Verrätherin ist unter diesen Freundinnen nicht.

Die wichtigste, klügste und gebildetste unter ihnen ist Marie Rein. Marie Rein hat eine für jene Verhältnisse ganz ungewöhnliche Bildung genossen; sie hat auch Examina gemacht und ist Zögling des Lettestifts gewesen; sie spricht etwas französisch und spricht deutsch absolut correct. Sie drückt sich, von dem Vorsitzenden des Gerichts oft in qualvoll fürchterliche Enge getrieben, mit einer Klarheit und Gewandtheit aus, die geradezu erstaunenswerth sind. Auf jeden Zuhörer wird es den Eindruck gemacht haben, daß Marie Rein kein unwahres Wort vor Gericht ausgesagt hat; sie hätte indessen dasselbe, was jetzt in einem für Bertha Rother freund-

lichen Lichte erſchienen iſt, ebenſo gut gehäſſig färben können, und es würde dann ganz anders gewirkt haben; aber nie verſagte ihr das freundſchaftliche und wohlwollende Wort für die Freundin. Marie Rein iſt verhältnißmäßig lange in der Rother'ſchen Wirthſchaft geblieben: etwa zwei Jahre. Sie war das Factotum, ſie hat Beſorgungen gemacht, Briefe geſchrieben, ſie hat ſogar dem Profeſſor Gräf als Vorleſerin gedient, mit einem Worte: ſie hat im Mittelpunkt des Hauſes geſtanden.

Wie die Galtenliebe in Hammermann, ſo iſt die freundſchaftliche Ergebenheit aller dieſer Mädchen für Bertha, ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an das Haus Rother wenigſtens etwas Verſöhnliches in dem Unverſöhnlichen, ſo dringt in dieſes unverſöhnliche Dunkel doch wenigſtens ein freundlicher Lichtſtrahl. Und auch aus der tiefen Finſterniß des Charakters der alten Rother leuchtet ein hellerer Schimmer: alle Mädchen rühmen die unglaubliche Gutmüthigkeit des ſonſt ſo widerwärtigen Weibes.

Von anderer Art als dieſe Hausbewohner ſind die Beiden, mit denen wir uns nun zu beſchäftigen haben, und die im Gegenſatze zu der Freundlichkeit der Geſinnungen, welche all dieſe Mädchen für die Familie Rother an den Tag legen, dem Hauſe feindſelig und gehäſſig gegenüberſtehen.

Frau Rother ließ ſich aus jener Gutmüthigkeit, von der eben die Rede war, dazu verleiten, einen gewiſſen Kühnle, Stellmacher ſeines Zeichens, in ihr Haus zu nehmen. Kühnle iſt der Typus deſſen, was man in Berlin als „Pennbruder" zu bezeichnen pflegt. Kaum mittelgroß, unterſetzt, mit einem ſchlotternden viel zu langen Rocke, den früher jedenfalls ein Größerer und Stärkerer getragen haben wird, mil fahler, aſchgrauer Farbe, tiefſchwarzem Bart, ſtruppigem ſchwarzem Haar, mit ſuſelumflorten Augen — ſo tritt dieſer Mann, der ebenfalls für den Schnaps eine verhängnißvolle Vorliebe hat, uns entgegen. Kühnle hat für Frau Rother in einem Proceſſe einmal einen Eid geleiſtet; vielleicht ſchreiben ſich daher die freundlichen Beziehungen zwiſchen ihm und der alten Rother. Eines Tages kommt nun dieſer Strolch bettelnd zu Frau Rother, er hat keinen Pfennig in der Taſche, kein Obdach. Er bittet ſie, ihn aufzunehmen. Sie thut es; ſie weiſt ihm auf dem Flur eine „Kabuſe" an, wo ſich der nicht verwöhnte Herr gewiß ſehr behaglich fühlt. Er ißt mit aus ihrem Topf, ſie läßt ihn Gänge machen, giebt ihm ab und zu fünfzig Pfennige und eine Mark, um ein Glas Bier zu trinken oder auch ein Glas Schnaps, — und ſo lebt denn dieſer Biedermann auf Koſten der Familie Rother im Hauſe. Wie er dieſen Aufenthalt verwerthet, wie er ſeiner Wohlthäterin dankt, werden wir ſpäter ſehen.

Das Mittelzimmer nach vorn in der Wohnung der Fürbringerſtraße, der letzten, hat ein Fräulein Intrau inne, die als wichtigſte der ſpäteren Belaſtungszeugen eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit verdient. Die Intrau hat ſich ſeitdem verheirathet, ihr Mann iſt Offizier geweſen, hat ſeinen Abſchied genommen und ſoll gegenwärtig eine Beamtenſtelle einnehmen. Mit

Rückſicht darauf werden wir den Namen des Gatten aus unſerem Berichte ausſcheiden und immer nur von der früheren Intrau ſprechen. Die unverehelichte Intrau hatte ein uneheliches Kind und wurde von ihrem Bräutigam, ihrem ſpäteren Manne, zu jener Zeit ausgehalten. Auch ſie hat früher einmal Modell geſtanden. Dieſe Thatſachen im Zuſammenhang mit ihrem Verweilen im Schooße der Familie Rother berechtigen zu dem Schluſſe, daß ſie auf eine bevorzugte Stellung in dieſem Proceſſe trotz ihrer Vermählung noch keinen Anſpruch hat. Daß ſie zu jener Zeit nicht auf ein höheres Piedeſtal geſtellt werden durfte als die Anderen, daß ſie mit dem ebenbezeichneten Pennbruder Kühnle ſpäter gemeinſame Sache machte, verſtärkt dieſe Auffaſſung erheblich. Sie iſt ziemlich groß, trägt ihr ſtumpfblondes Haar ſchlicht geſcheitelt und hat unfreundliche, ſtechende Augen.

Sie behauptet zwar, daß ſie den Rothers keineswegs feindlich geſinnt ſei, aber was will dieſe Behauptung ſagen! Was war es überhaupt nöthig, die Frau danach zu fragen? Wer Augen hat zu ſehen, der ſah, wie es darum beſtellt war! Der ſah, mit welcher Freude ſie Alles auskramte, was ſie nur irgendwie Ungünſtiges, gehäſſig Wirkendes wußte, wie ſie heranhüpfte voller Freude, wenn der Vorſitzende ihren Namen aufrief, um immer noch einmal etwas zu ſagen, was den Angeklagten ſchaden könne, wie ſie unermüdlich immer nur das Schädlichſte vorbrachte, wie aus jedem Worte Erbitterung und Haß ſprachen. Alle Anderen, alle konnten über die Rother'ſche Sippe, ſo ſehr die Ausſagen dieſe Geſellſchaft auch belaſten mußten, doch einmal etwas Freundliches ſagen — ſie allein wußte nur das Schädlichſte, nichts Anderes. Man verlangte gar nicht mehr zu hören; ſie aber fing immer wieder an: „Und dann habe ich gehört, und dann habe ich gehört." Wer da nicht aus der ganzen Art und Weiſe eine leidenſchaftliche Erbitterung, ja finſteren Haß heraushörte, wer da nicht empfand, daß die jetzt verehelichte Intrau ſich vorgenommen hatte, den Leuten, durch die ſie nur dazu gezwungen wurde, über ihr Vorleben zu ſprechen, Eins zu verſetzen, der muß in der That einen geringen Grad von Feinfühligkeit beſitzen.

Dieſer unzweifelhaften Gehäſſigkeit liegt vielleicht nicht einmal eine beſondere Thatſache zu Grunde; ſie läßt ſich ja unter Umſtänden auch aus dem allgemeinen Charakter erklären. Aber es iſt auch möglich, daß irgend etwas vorgekommen iſt, was die Intrau zu ihrer feindſeligen Haltung beſtimmt hat. Sicher iſt ſie niemals Berthas Freundin geweſen, ſicher hat ſie ſich mit der alten Rother verſchiedentliche Male gezankt. Rothers behaupten, daß ſie ihr Kind mißhandelt, daß ſie ihm die Ohren blutig geriſſen, und daß dieſe Mißhandlung die alte Rother empört habe. Inwieweit das richtig iſt, läßt ſich nicht ermitteln, da wir die Glaubwürdigkeit der alten Rother und Berthas ſtark in Zweifel ziehen müſſen; aber feſtgeſtellt iſt, daß ſie auch mit Lieschen ſich verzankt, ja ſogar geprügelt hat, — Grund genug, um eine von Hauſe aus

nicht gutmüthig gesinnte Person zu jener Feindseligkeit, von deren verhängnißvollen Folgen sie sich wohl selbst nicht Rechenschaft abgelegt haben mag, zu veranlassen.

Während die Intrau und Kühnle in der Fürbringerstraße waren, dienten bei der alten Rother nach einander als Köchinnen und „Mädchen für Alles" zwei Schwestern, Minna und Clara Adler, — Küchendragoner niederer Gattung von mäßiger Intelligenz, nicht gerade boshaft, die sich jedoch ohne Zweifel leicht von dem, der sie gerade bearbeiten wollte, bestimmen ließen, im guten Glauben Küchengeschwätz weiter trugen und dieses, auch ohne daß sie es wußten, je nach den jeweiligen Einflüsterungen umgestalten mochten, wie es gerade gewünscht wurde. Die beiden Mädchen sind bei den öffentlichen Verhandlungen in ihren Angaben schwankend geworden. Daß sie mit der Intrau viel verkehrt und sich gegenseitig über die Vorfälle im Hause allerhand erzählt haben, ist erwiesen. Aber auf diese beiden Mädchen kommt es auch weniger an; von entscheidender Wichtigkeit sind eben nur Kühnle und die Intrau.

Und diese Beiden waren es, an die nun Hammermann herantrat, mit denen er ein Complot begründete, um über die Vorgänge im Hause Rother Alles zu erfahren, was geeignet sein könnte, das vom Professor Gräf eidlich in Abrede gestellte „Verhältniß" zwischen ihm und Bertha Rother zu erweisen.

So hatte denn Hammermann gefunden, was er brauchte: regelmäßige Spione im Hause, die ihm Alles haarklein erzählten und ihn auch mit wichtigem Beweismaterial versahen — selbstverständlich uneigennützige Menschenfreunde, die gerade wie Krischen aus reiner Liebe zur Wahrheit handelten. Kühnle, Hammermann und die damals noch unverehelichte Intrau fertigten in gemeinsamer täglicher Arbeit die Schlinge, die sie dem Professor Gräf um den Fuß werfen und mit der sie ihn zu Fall bringen wollten.

An dem guten Willen, dieses löbliche Werk durchzuführen, kann bei dem Trifolium Hammermann-Kühnle-Intrau nicht gezweifelt werden, aber die Verhältnisse waren dem Unternehmen nicht hold.

Zu jener Zeit nämlich, als die Intrau und Kühnle bei Frau Rother hausten, hatte Bertha Rother ihre Mutter bereits verlassen. Sie war seit Herbst 1883 am Theater zu Burg — nicht mit dem Burgtheater zu verwechseln — als Schauspielerin engagirt. Der Theateralmanach führt in der That unter den „Vereinigten Stadttheatern von Burg und Brandenburg" (in Burg: Director der Gasthofbesitzer Otto Rabe) Bertha Rother als „Soubrette und Liebhaberin" auf. Dort hatte sie einen jungen, beim Landrath beschäftigten Referendar kennen gelernt, mit diesem ein Verhältniß angeknüpft und auch ihn durch ihren eigenthümlichen Liebreiz ernsthaft gefesselt. Nach Ablauf ihrer künstlerischen Wirksamkeit in Burg (15000 Einwohner) war sie nach Berlin zurückgekehrt. Der Referendar hatte sie aus

der Familie, deren Bekanntſchaft er bei dieſer Gelegenheit machte, und die ſeinem guten Geſchmacke nicht gerade behagte, herausgenommen und ihr in der Pritzwalkerſtraße eine Wohnung gemiethet und eingerichtet. Das Verhältniß mit Profeſſor Gräf, wie immer es geweſen ſein mochte, war zu jener Zeit bereits gelöſt, und gerade über dies „Verhältniß" wollte ja Hammermann Beſtimmtes erfahren. Die Beiden, Intrau und Kühnle, konnten davon natürlich ſelbſt nichts mehr wahrnehmen; ſie mußten ſich darauf beſchränken, zu horchen und aufzufangen, was über die Vergangenheit in dieſer Beziehung geſagt wurde. Das, worauf es ankam, konnten ſie ſelbſt nicht mehr beobachten; ſie konnten von Gräf und Bertha nur noch vom Hörenſagen ſprechen; ſie hatten keinen Vorfall mit eigenen Augen geſehen, keine Unterredung zwiſchen Gräf und Bertha mit eigenen Ohren gehört. Sie ſind nicht im Stande geweſen, auch nur ein Moment anzugeben, das unmittelbar für eine Belaſtung der Beiden geſprochen hätte. Denn ſie haben die Beiden nie zuſammen geſehen. Sie aber waren nach dem Geſchwätz von Gräfs ſtrafbarem Liebesverhältniß zu Bertha überzeugt, während Diejenigen, die zur Zeit, da Profeſſor Gräf mit Bertha im Hauſe der Mutter regelmäßig und ſehr intim verkehrte, ſammt und ſonders trotz der verdächtigen und zu ungünſtigen Deutungen durchaus geeigneten Aeußerlichkeiten dieſes ſonderbaren Umgangs alleſammt von der Harmloſigkeit desſelben durchdrungen ſind.

Freilich kam auch zu jener Zeit (Winter 1884—1885) Profeſſor Gräf noch manchmal in's Haus, auch Bertha machte von der Pritzwalkerſtraße aus ihrer Mutter ab und zu einen Beſuch, aber die Beiden ſind in dem Zeitraum, da Kühnle und die Intrau bei Frau Rother wohnten, niemals zuſammengetroffen. Wären ſie ſich da begegnet, — das wäre für die Beiden ein Gaudium geweſen! Da würden ſie Augen und Ohren aufgeriſſen und für jede optiſche und akuſtiſche Erſcheinung eine liebliche Erklärung gefunden haben!

Sie bezogen ja ſchon ſo wie ſo regelmäßig ihre Obſervationspoſten, ſobald Bertha oder Profeſſor Gräf im Hauſe der alten Rother erſchien, und Alles, was ſie da wahrnahmen, oder wahrzunehmen glaubten, prägten ſie ſich mit ſchier wunderbarer Schärfe in ihr Gedächtniß ein. Sie waren im Stande, in der öffentlichen Verhandlung über jeden Schritt, den Profeſſor Gräf im Nebenzimmer gethan hat, ganz genau Rechenſchaft abzulegen. Und ſobald ſie etwas Verdächtiges gemerkt hatten, liefen ſie in die Küche und waren befliſſen, ihre Wahrnehmungen durch das Zeugniß der Köchin zu feſtigen; und brühwarm gaben ſie alsdann dem wartenden Hammermann genaue Kunde.

Es liegt mir durchaus fern, es irgendwie bezweifeln zu wollen, daß die Staatsanwaltſchaft mit heiligſtem Ernſte an die Sache, die ſo viel böſes Blut gemacht und eine ſo tiefgehende Erregung hervorgerufen hat, herange-

Digitized by Google

treten sei, aber ich muß sagen: ich verstehe nicht recht das Vorgehen der Staatsanwaltschaft in dieser Angelegenheit.

Was hat sie, nach ihrer reiflichen Ueberlegung, ihrer tiefen Ueberzeugung und dem Erkennen ihrer unabweislichen Pflicht dazu veranlaßt? Die Denunciation Hammermanns, gestohlene Briefe, bei einer Haussuchung aufgefundene Quittungen und Gedichte und die Aussagen der Zeugen Kühnle und Intrau!

Nun, die Denunciation Hammermanns, dessen Interesse, Gräf eine Grube zu graben, vor aller Welt klar lag, mußte doch von vornherein als eine nicht ganz lautere angesehen werden. Die gestohlenen Briefe, die zwischen Gräf und der Familie Rother und den Mitgliedern der Familie untereinander gewechselt sind, beweisen doch nichts weiter als einen ungewöhnlichen Verkehr zwischen Gräf und dieser Familie, den Gräf ja selbst zugegeben und vor keinem Menschen verborgen hat — nur einen ungewöhnlichen, nicht einen strafbaren. Sie beweisen im Verein mit den beschlagnahmten Quittungen nichts weiter, als daß Professor Gräf überraschend hohe Geldopfer gebracht, die er ebenfalls im vollen Umfange zugegeben hat. Die Gedichte beweisen gar nichts — wir werden auf alle diese Punkte noch zurückzukommen haben.

Und nun die Zeugen! dieser Kühnle, diese Intrau, die kein einigermaßen geübtes Auge täuschen können! Zeugen, die nichts gesehen, die immer nur gehört haben! Und wie wollen sie gehört haben? Durch die Holzwand einer verschlossenen Thür, durch Küchengeschwätz. Diese allein wissen Verfängliches auszusagen, sie, die niemals Bertha und Professor Gräf zusammen gesehen haben, die in das Haus gezogen sind, als Bertha es bereits verlassen hatte, während die früheren Mietherinnen der Frau Rother, die Gräf sehr häufig mit Bertha in der Intimität der Rother'schen Familie haben verkehren sehen, ohne Ausnahme entweder völlig entlastende oder durchaus unerhebliche Aussagen machen! Es sind wohl zehn Zeugen und Zeuginnen auf ihren Eid gefragt worden, ob sie einmal gesehen hätten, daß Professor Gräf Bertha in einer irgendwie verfänglich wirkenden Weise geliebkost habe, sie zärtlich umschlossen, — und allesammt ohne Ausnahme haben auf ihren Eid hin die Frage verneint, — in bestimmter Weise verneint, ohne Umgehen der Frage.

Ich muß sagen, dieser Widerspruch wäre mir doch sehr verdächtig vorgekommen, und ich hätte den Augenzeugen, die die Frage in unzweideutiger Weise verneint, mehr Glauben geschenkt, als den Zeugen, die dies und dies gehört haben wollen, was auf die Verfänglichkeit des Verhältnisses schließen lasse. Ich hätte mich doch besonnen, auf Grund derartiger Aussagen von Zeugen, die mir nicht classischer erscheinen als die anderen, die eidliche Aussage eines sechszigjährigen Mannes, an dem nie ein Makel gehaftet hat, die feierlichste Wahrheitsbetheuerung eines Mitgliedes der Akademie in Zweifel zu ziehen, gegen diesen mit einer Schonungslosigkeit vorzugehen,

als handle es sich um ein thatsächlich schon erwiesenes Verbrechen, dessen Bestrafung gewissermaßen nur noch als eine Formfrage zu betrachten war, Haussuchung bei ihm zu halten, die geheimsten Papiere mit Beschlag zu belegen und von Amts wegen zu eröffnen, ihn gefänglich einzuziehen, jedes Gesuch um Freilassung gegen Caution in beliebiger Höhe zurückzuweisen, ihn sieben Monate der Freiheit zu berauben, — alles das, weil ein Hammermann denuncirt, ein Kühnle Briefe gestohlen, eine Intrau durch die Holzwand der Thür Verdächtiges gehört hat.

IV.

Bündniß zwischen Hammermann, Kühnle und der Intrau.

Verhaftung des Herrn Professors Gräf und der drei Rother.

Vom November 1884 bis März 1885.

Nach dieser Charakterisirung der Familie Rother und der im Hause der Frau Rother zeitweilig sich aufhaltenden Persönlichkeiten nehmen wir die Erzählung der Thatsachen in ihrer zeitlichen Reihenfolge, soweit sich dieselbe erkennen läßt, wieder auf.

Wir haben gesehen, wie Hammermanns Bemühungen, durch die Professoren Kretzschmer und Gräf die Befreiung seiner Frau aus dem Gefängnisse zu erwirken, gescheitert waren, und wie er nun die Sache von einer anderen Seite anzufassen sich entschlossen hatte. Dazu stellte sich ihm bald der Stellmacher Kühnle als der geeignete Mittelsmann dar. Man erinnert sich, daß dieser obdachlose Herr eines Tages aus Gnade und Barmherzigkeit von der alten Rother aufgenommen worden ist. Sie gewährte ihm Unterschlupf und Kost, und da sie keine Bezahlung dafür erhielt, benutzte sie ihn zu allerhand Gängen.

Frau Rother war nun wieder einmal, wie alljährlich, auf der Wohnungssuche; und so beauftragte sie denn diesen Kühnle, sich nach einer passenden Wohnung ein wenig umzuthun. Gleichzeitig hatte sie gehört, daß Frau Hammermann aus dem Gefängnisse entlassen sei. Daß die Mutter von Bertha Rother, deren Name bei jenem Processe eine so große Bedeutung gewonnen hatte, daß die alte Rother, in deren Hause der in dem Processe vielgenannte Zeuge Professor Gräf seit langen Jahren verkehrte, die dem Professor Gräf Tausende und Abertausende abgelockt hatte, ein persönlich starkes Interesse daran haben konnte, zu erfahren, ob an der Geschichte etwas Wahres sei, das hat gewiß nichts Auffälliges; und wenn sie es auch in Abrede stellt, es ist sehr wahrscheinlich, daß in diesem Punkte Kühnle Recht hat, daß sie ihn beauftragt hat, bei seinem Suchen nach Wohnungen gelegentlich auch einmal in die Nähe der Franseckistraße zu gehen und herumzuhorchen, ob an der Sache etwas sei. Da sie nun aus Allem Capital schlug, ist es ebenfalls durchaus erklärlich, daß sie Professor Gräf die Sache, die ja auch für ihn ein Interesse hatte, mitgetheilt und ihm

gesagt hat, sie habe verschiedene Ausgaben gehabt, um zu erfahren, wie die Geschichte liege, und daß sie für diesen Liebesdienst zwanzig oder dreißig Mark dem Professor abgezwackt hat. Wer Gräfs Großartigkeit im Geldausgeben kennt, wird daran nichts Verwunderliches finden. Daß Gräf sich für die Sache, in der er als Zeuge vernommen worden war, interessirte, daß er, der von Hammermann so und so viele offene und versteckte Drohungen erhalten hatte, auf Hammermann bezügliche Mittheilungen einigermaßen beachtete, das ist ebenfalls so einfach, so vollkommen erklärlich, daß es einer Rechtfertigung gar nicht bedarf.

Also Kühnle bekam von Mutter Rother seine Mark, machte sich auf den Weg und strolchte in der Gegend der Frauseckistraße herum. Er erfuhr zwar nichts Besonderes, aber bei der Gelegenheit wird sich wohl die Bekanntschaft zwischen Kühnle und Hammermann angebahnt haben. Der schlaue Hammermann sah sofort, wen er vor sich hatte, und cultivirte die neue Bekanntschaft augenscheinlich. Kühnle, der zunächst ausgesandt war, im Interesse der Frau Rother zu hören, wie es bei Hammermanns stand, vertauschte nun die Rollen und wurde regelmäßiger Berichterstatter über die Vorgänge im Rother'schen Hause bei Hammermanns. Er wird wohl seinen Grund dazu gehabt haben, und die gelegentlichen Aeußerungen über das Zusammentreffen der Beiden in Kellerlocalen und Destillationen, das den Rückschluß auf den Genuß gemeinsamer Schnäpse gestattet, dürften schon als eine genügende Aufklärung gelten können.

Die Beiden kneipten nun zusammen, und Kühnle schüttete bei diesen Symposien im grauen Lichte der unterirdischen Schenken sein Herz aus. Wir haben Grund anzunehmen, daß er keine der Einzelheiten, die er vor Gericht ausgesagt, vor Hammermann verborgen hat. Er erzählte ihm zunächst, daß Gräf natürlich mit Bertha ein „Verhältniß" gehabt habe; das habe ihm Frau Rother selber gesagt! Gesehen hatte er es freilich nicht. Professor Gräf hatte ja für die Familie furchtbar viel Geld ausgegeben; er kam noch ab und zu in's Haus und ließ sich noch immer Geld ablocken. Dann erzählte er ihm, daß er auch einmal zu Bertha geschickt worden sei und von der für die Mutter zehn Mark geholt hatte; und als er wiedergekommen sei, habe sich Frau Rother nach dem Befinden ihrer Tochter mit den liebevollen Worten erkundigt: „Was macht denn das Raubthier?" Dann aber berichtete er ihm noch als Wichtigstes: bei Rother wohne jetzt ein Mädchen im Hause, die unverehelichte Intrau; die wisse ganz genau Bescheid, die höre Alles, mit der müsse sich Hammermann in Verbindung setzen. Neulich sei Mordskandal gewesen, da hätten sich die Töchter, Bertha und Anna, mit der Mutter geprügelt, und da seien die wuchtigsten Schimpfworte gefallen. Die Anna habe der Bertha vorgeworfen, daß sie mit Professor Gräf ein unerlaubtes Verhältniß unterhalte, und Bertha habe geantwortet, sie hätte einen Meineid geschworen. Die Intrau wisse Alles, und die Köchin auch, die Minna Adler!

Solches vernahm Hammermann gern von Herrn Kühnle und „mit durſtigem Ohr verſchlang er ſeine Rede". Er ließ gewiß noch ein Glas Schnaps kommen und ſagte dann vielleicht zu Kühnle: „Können Sie mir denn die Köchin und die Intrau nicht einmal herbringen?" Und der gute Kühnle that ſein Möglichſtes.

Und eines Tages kam denn auch richtig Kühnle in die Küche und ſagte zur Minna Adler: ſie möchte doch mit ihm kommen, ein Herr warte auf ſie, der habe ihr etwas zu ſagen. Und ſo zogen denn die Beiden, Kühnle und Minna Adler, in ein Kellerlocal der benachbarten Barutherſtraße. Da war Freund Hammermann, der den ſtundenweiten Weg von der Franſeckiſtraße nicht geſcheut hatte und nun der Köchin galant eine Flaſche Bier anbot. Alsbald fingen die Beiden an, Minna Adler auszufragen über das, was ſie von jenem Streite im Hauſe Rother gehört habe. Aber merkwürdigerweiſe widerſtand Minna den Verſuchungen; ſie ließ ſich auf nichts ein.

Erfolgreicher waren Hammermanns Bemühungen bei der gebildeteren Intrau. Auch ſie hatte durch Kühnle Hammermanns Adreſſe erfahren, und unzweifelhaft hat der brave Kühnle der Intrau zugeredet, doch einmal mit Hammermann zu ſprechen. Die Intrau machte ſich ebenfalls auf den Weg und ging zu Hammermann. Von der Fürbringer- nach der Franſeckiſtraße! Ein Weg von anderthalb Stunden. Auf die verfängliche Frage des Vorſitzenden: wie ſie denn dazu gekommen ſei, zu den Leuten zu gehen, hatte ſie die recht beruhigende Antwort: „Aus Neugier." Sie dachte gar nicht daran, der Familie Rother und Profeſſor Gräf ſchaden zu wollen. Wie ſollte man dieſer Perſon auch eine ſolche Bosheit zutrauen! Sie war eben etwas neugierig, und die Neugier trieb ſie vom fernſten Südweſten nach dem höchſten Norden der Stadt, zu Hammermann, und die ihr angeborene Mittheilſamkeit zu einem ausführlichen Berichte über das, was ſie vernommen hatte oder vernommen haben wollte.

Wie war nun der Auftritt in der Familie Rother geweſen? Bertha und Anna waren zufällig bei der Mutter zuſammen getroffen. Zwiſchen den beiden Schweſtern hatte ſich ein Streit entſponnen, an dem auch die Mutter theilnahm und zu Gunſten der jüngeren, Anna, Partei ergriff. Darauf ſchleuderte Bertha, nach dem Berichte der Intrau, ihrer Mutter ein abſcheuliches Schimpfwort in's Geſicht und ſtieß die Drohung aus, daß ſie die Mutter wegen Kuppelei an den Galgen bringen wolle. Nun griff Anna in die Debatte ein und rief wüthend über Bertha „Profeſſorendirne!" — ſie gebrauchte einen noch ſtärkeren Ausdruck, der aber auch nicht mehr ſagt als das. Bertha hätte nun, nach dem Berichte der Intrau, erwidert: „Nennt mich eine Profeſſorendirne und hat einen Meineid geſchworen!" Nun ſtürzten Mutter und Anna Rother über Bertha her, riſſen ihr den Hut ab und warfen ſie zur Thür hinaus. Vor Wuth

weinend begab sich Bertha in die Küche, wo Clara Adler am Herde stand. Das ist der Auftritt nach der Schilderung der Intrau.

Bertha bestreitet zunächst das Schimpfwort, das sie gegen ihre Mutter gebraucht haben soll, sowie die Drohung; im Uebrigen giebt sie die thatsächlichen Vorgänge zu; sie giebt auch zu, daß Anna jenes Wort, welches ihr Verhältniß zu Professor Gräf als ein unstatthaftes in drastischer Weise bezeichnete, gebraucht habe. Aber nun kommt eine starke Abweichung: sie behauptet, nicht die von der Intrau wiedergegebene Antwort ertheilt zu haben, sondern sie habe gesagt: „Wenn ich eine Professorendirne wäre, dann hättest Du ja einen Meineid geleistet."

Das wäre nun allerdings etwas ganz Anderes. Und ich muß gestehen, bei der überraschenden Logik, die Bertha Rother in allen ihren Aussagen gezeigt hat, erscheint mir ihre Angabe viel wahrscheinlicher, als die der Intrau. „Nennt mich eine solche Person und hat einen Meineid geschworen" wäre doch ein höchst thörichtes Zugeständniß einer von ihr beständig mit aller Entschiedenheit und Jedermann gegenüber in Abrede gestellten Thatsache; und die logische Verknüpfung des von Anna gebrauchten Schimpfwortes mit dem Meineide wäre in diesem Falle eine viel gewaltsamere. Dagegen ist es ganz und gar logisch, ist es die richtige unabweisliche Folgerung und ganz im Sinne der Bertha Rother, wenn sie sagt: „Wenn ich eine solche Person wäre, dann hättest Du ja einen Meineid geleistet." Und nun möchte ich den Zeugen sehen, der einen Streit im Nebenzimmer hört und mit voller Bestimmtheit auf seinen Eid die Frage entscheiden kann, ob ein Satz mit dem Worte „nennt" oder dem fast gleichlautenden „wenn" begonnen habe!

Wie dem auch sei, jedenfalls erhielt Hammermann von diesem Vorgange durch die Intrau sofort ausführlichen Bericht, und zwischen der Intrau und Hammermann bildete sich ein Verhältniß heraus, das keinen anderen Kitt hatte als den gemeinschaftlichen Wunsch: Professor Gräf und die Familie Rother vor die Gerichte zu bringen.

Der Verkehr muß ein sehr intimer gewesen sein. Es ist eine Postkarte gefunden worden, welche die Intrau an Hammermanns gerichtet hat. Darin schreibt sie, sie habe ihm etwas „Gutes" mitzutheilen. Das „Gute", das diese liebenswürdige Dame mitzutheilen hat, ist eine Wahrnehmung über angeblich von Professor Gräf vorgenommene Handlungen, die, wenn sie wahre wären und als solche von den Gerichten anerkannt würden, den Mann Jahre lang in's Zuchthaus bringen würden. Das ist das „Gute"! In derselben Postkarte fordert diese Intrau Hammermann auf, nun schnell und energisch vorzugehen: Es ist Gefahr im Verzuge! Man munkelt davon, daß die Vögel ausfliegen wollen. Bertha will nach Amerika gehen. Also schnell an's Werk! Sonst wird den braven Hammermanns und der guten Intrau die Freude, Gräf und Bertha Rother zu Grunde zu richten, ver-

dorben. „Herzliche Grüße an die Familie" bilden den Schluß dieſer anmuthigen Mittheilung!

Das iſt die Intrau! Eine beſſere Genoſſin konnte ſich Hammermann gar nicht wünſchen.

Kühnle feierte indeſſen nicht, und Hammermann ſagte ihm, welche Wichtigkeit es für ihn haben würde, wenn man Briefe und ſonſtige Schriftſtücke von Gräf oder von der Familie erlangen könne. Wenn man die dem Staatsanwalt einreiche, dann ſei ja die Sache gemacht.

Und nun wurde der Spion zum Diebe.

Kühnle nahm hinter dem Rücken der Rother, die ſicherlich mit ihren Papieren ebenſo leichtſinnig umging wie mit ihrem Gelde, alle Briefe, die er erwiſchen konnte: Briefe von Profeſſor Gräf an Frau Rother, an die jüngſte Tochter Lieschen, und was ihm ſonſt gerade in die Hände fiel, und Alles, was er geſtohlen hatte, gab er an Hammermann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Biedermann dafür kein Geld genommen hat; er hat es gethan im Dienſte der Wahrheit, deren Triumph ihm vor allem am Herzen lag.

Aber die beiden Agenten Hammermanns, die Intrau und Kühnle, gingen über ihre Miſſion, Beweismaterial für das geweſene Verhältniß zwiſchen Profeſſor Gräf und Bertha zu ſammeln, noch hinaus, ſie brachten auch Material über Gräfs Verhältniß zu der jüngſten Tochter der Rother, zu Lieschen. Sie ſagten ſich wahrſcheinlich: wenn Gräf mit Lieschen in unerlaubtem Verkehr ſteht, dann iſt ihm auch zuzutrauen, daß er mit Bertha in unerlaubtem Verkehre geſtanden hat, — und man erinnert ſich, daß Hammermann geltend gemacht hatte, daß, wenn Profeſſor Gräf mit Bertha in unerlaubtem Verkehre geſtanden habe, er ſich auch Unerlaubtes gegen ſeine Tochter, gegen Helenen, herausgenommen haben könne. Und nun hatte die Intrau etwas gehört, was für den ſtrafbaren Verkehr zwiſchen Profeſſor Gräf und Lieschen zu ſprechen ſchien, und die Intrau hatte es der Köchin geſagt, und die Köchin Kühnle, und Kühnle dem Hammermann, — man wird halb verrückt bei dieſem Rattenkönig von Klatſch, Spionirerei und Herumtragerei.

Da der Fall Lieschen nicht der Gegenſtand einer Anklage gegen Profeſſor Gräf geweſen iſt, da er in Betreff des Profeſſors Gräf nur herangezogen worden iſt als „adminiculirendes Beiwerk", d. h. als ein Vorgang, der unter der Vorausſetzung ſeiner erwieſenen Richtigkeit geeignet wäre, die Anklage wegen eines anderen Verbrechens zu unterſtützen, und außerdem wegen der Anklage der ſchweren Kuppelei gegen die alte Rother, ſo können wir darüber ſchneller hinweggehen.

Anna Rother war ſchon ſeit Jahren aus dem Hauſe der Mutter verſchwunden, Bertha Rother hatte ihre eigene Wohnung in der Prißwalkerſtraße bezogen, es war alſo nur noch die jüngſte Tochter Lieschen, die das vierzehnte Lebensjahr noch nicht überſchritten hatte, im Hauſe anweſend.

Digitized by Google

So lange Bertha im Hause war, hatte Professor Gräf Unsummen für die Familie ausgegeben, über dreißigtausend Mark in der Zeit vom 13. September 1880 bis zum Juli 1883 — das macht monatlich nahezu tausend Mark. Nachdem nun Bertha das Modellstehen aufgegeben, sich mit dem Referendar in ein intimes Verhältniß eingelassen und ihre eigene Wohnung bezogen hatte, hörten diese erheblichen Einkünfte auf; nicht ganz, denn der gutmüthige Professor Gräf ließ sich von den beständigen Bitten der alten Rother immer wieder erweichen, hie und da verhältnißmäßig Kleinigkeiten, aber immerhin noch ganz stattliche Summen, der unersättlichen Geldgier dieser Person mit unglaublich entwickelten Saugorganen hinzugeben. Sie lag ihm beständig in den Ohren, sie bestürmte ihn unausgesetzt mit Bettelbriefen: das Geschäft ginge nun schon so schön, und nun sei der Executor vor der Thür, es sei keine Miethe da, und sie wolle es ihm ja ganz gewiß wiedergeben u. s. w. u. s. w. Und der gewohnheitsmäßige Geldgeber der Familie Rother ließ sich immer wieder breitschlagen! Er wehrte sich freilich, aber etwas fiel für die alte Rother doch immer ab: wenn sie tausend Mark forderte, bekam sie doch wenigstens hundert. Und so brachte sie es fertig, daß sie vom Juli 1883 bis August 1884 in zehn verschiedenen Posten doch noch etwa zweitausend Mark abzapfte, das macht also knapp 150 Mark im Monat. Vom August 1884 bis zur Verhaftung des Professors Gräf, März 1885, hören die Geldsendungen völlig auf. Die alte Rother, die also, so lange Bertha im Hause war, nahezu tausend Mark monatlich Gräf entrungen hatte, empfand die bedeutende Herabsetzung dieses ehrenhaften Nebeneinkommens von tausend auf hundertfünfzig Mark sehr bitter, und sie mußte sich sagen, daß es ihr nicht leicht werden würde, in Berlin noch einen zweiten Professor Gräf aufzutreiben, — einen Mann von dieser geradezu erstaunlichen Opferfähigkeit, Gutmüthigkeit und diesem künstlerischen Leichtsinn. Am besten würde es natürlich sein, wenn sie sich diesen Mann erhalten könne. Und so suchte sie ihn denn nun durch ihr jüngstes Kind, durch Lieschen, zu ködern. Sie sagte ihm, daß Lieschen nun herangewachsen sei, daß sie sich gewiß sehr zum Modell eignen würde. Gräf, der das hübsche Mädchen hatte heranwachsen sehen, ging zunächst auf das wiederholte und dringliche Anerbieten der alten Rother, Lieschen in Augenschein zu nehmen, ein.

Lieschens Zimmer lag vorn links, daneben lag das Zimmer der Intrau, zwischen beiden war eine Verbindungsthür, die durch Schränke verstellt war; das aber verhinderte nicht, daß man im Zimmer der Intrau jedes Wort, das im Nebenzimmer gesprochen wurde, hören konnte.

Nun kann man sich die Intrau denken, als sie hört, daß Professor Gräf zu Lieschen in das Zimmer geht, um diese auf ihre Modellfähigkeit hin zu prüfen! Wie sie da wohl die Ohren gespitzt und welche freundlichen Commentare sie jedem Geräusche, das sie vernommen, beigelegt hat! Auf diese widerwärtigen Einzelheiten brauchen wir gottlob nicht einzugehen. Es

genügt uns, zu constatiren, daß die Intrau nach ihrem an der Wand Erhorchten davon überzeugt war, daß es zwischen Gräf und Lieschen zu unbeschreiblichen Dingen gekommen sei.

Wie die Intrau, so will auch die Köchin Clara Adler, die Schwester jener Minna, die von Kühnle nach dem Keller in der Barutherstraße verschleppt worden war, sich aber dort über die Vorgänge bei Rothers nicht hatte auslassen wollen, in Lieschens Zimmer, während Professor Gräf mit dem Kinde zusammen war, verdächtiges Geräusch gehört haben. Die Intrau hat diese Geräusche bei verschiedenen Besuchen des Professors Gräf gehört, immer genau dieselben und in derselben Folge, Clara Adler nur einmal, am Abend des 17. März. Im Zeugenzimmer hat die Intrau Clara Adler noch einmal das Datum des 17. März besonders anempfohlen. So hat die Schwester der Clara, die Minna, vor Gericht ausgesagt. Endlich will auch Kühnle Wahrnehmungen gemacht haben, welche die Vermuthungen der Intrau über die Vorgänge in Lieschens Zimmer bestätigen. Wie unbefangen dieser Lauscher war, mag aus der Thatsache erhellen, daß er vorher ein Loch in die Thür gebohrt hatte, um zu sehen, was zwischen den Beiden da wohl vorgehen möchte. Aber der Schrank, der davor stand, stellte seinem Forschungstriebe Hindernisse entgegen.

Auch das wurde Hammermann mitgetheilt, denn der Verkehr zwischen Hammermann einerseits und der Intrau und Kühnle andererseits blieb ein ununterbrochener. Die Intrau hat vor Gericht ausgesagt, daß sie auf Kühnles Veranlassung zu Hammermanns gegangen ist; sie hat uns gesagt, daß sie bei ihrem ersten Besuche nicht den Mann, sondern Frau Hammermann getroffen habe, die im December 1884 ihrer Haft entlassen wurde. Sie hat uns erzählt, daß sie im Januar 1885 sich der Frau Hammermann mit den Worten vorgestellt habe: sie sei das Fräulein, das Alles mit angehört und von dem Kühnle gesprochen habe. Sie hat ferner zugegeben, daß sie unmittelbar vor der Verhaftung des Professors Gräf wiederum einige Male bei Hammermann gewesen sei. Es ist also constatirt, daß ihre Beziehungen im Januar 1885 begonnen und im März noch bestanden haben. Daß diese Beziehungen freundschaftlicher Art gewesen sind, bezeugt die Postkarte.

Auf die Frage des Vorsitzenden, weshalb sie denn zum ersten Male zu Hammermanns gegangen sei, hat sie, wie wir wissen, die befriedigende Antwort gegeben: aus Neugier, und da sie eine gleiche Neugier wahrscheinlich auch bei der Hammermann voraussetzte, hat sie ihr Alles erzählt, was sie wußte oder zu wissen glaubte. Vom Präsidenten weiter befragt, weshalb sie denn noch einige Male zu Hammermanns gegangen sei, — man denke an die Entfernung! — antwortete sie: „Ich bin so 'mal draußen gewesen." „Weshalb denn?" Schweigen. „Wohl aus Neugier?" Antwort: „Ja." Frage: „Was hat Sie denn dabei geleitet? aus welchem Beweggrunde sind Sie denn zu Hammermanns gegangen?" Antwort: „Das

weiß ich nicht." „Aus Haß?" „Nein." „Aus Rachſucht?" „Nein." „Sie haben Hammermanns die Sache erzählen wollen?" „Ja, Hammermann hat mir geſagt, wenn man die Wahrheit wiſſe, müſſe man die reine Wahrheit ſagen." Alſo wiederum ein idealer Grund!

Die Intrau hat entſchieden beſtritten, daß ſie in Feindſchaft mit der Familie Rother gelebt habe; ſie hat andererſeits zugegeben, daß ſie ſich mit Lieschen gerauft habe, ſie hat ſogar erzählt, daß Lieschen mit einem Meſſer auf ſie zugegangen ſei! Das ſcheint doch eine ziemlich lebhafte Auseinanderſetzung geweſen zu ſein und läßt nicht gerade auf eine große Freundlichkeit zwiſchen Lieschen und der Intrau ſchließen. Da nun aber ihre Ausſagen ſich vor allen Dingen auf Lieschen beziehen, ſo hätte ſie vielleicht, wenn ſie ganz vorſichtig geweſen wäre, auf die Frage des Vorſitzenden antworten ſollen: „Mit Lieschen habe ich allerdings ſchlecht geſtanden, aber wenn ich jetzt etwas Nachtheiliges über Lieschen ausſage, ſo werde ich mich von allem Haſſe in meinen Ausſagen freihalten." Ihre einfache Verſicherung: daß ſie nicht in Feindſchaft mit den Rothers gelebt habe, erſcheint nach der Meſſerſcene doch etwas anfechtbar.

Wie dem auch ſei, wir können nur feſtſtellen, daß die Intrau für ihre Mittheilungen an Hammermann keinen anderen Grund angegeben hat, als den idealen: daß man unter allen Umſtänden die Wahrheit ſagen muß. Der ideale Hammermann beſtimmt die ideale Intrau zu ihrer Ausſage. Aber es iſt noch ein dritter Idealiſt da: Kühnle! „Weshalb haben Sie ſich denn in die Sache gemiſcht?" fragt der Präſident. „Aus Aerger darüber," antwortete Kühnle, „daß infolge eines Meineides eine unſchuldige Frau beſtraft iſt." Und als Gräfs Vertheidiger, Rechtsanwalt Kleinholz, die Frage aufwirft: ob Kühnle nicht vielleicht von Hammermann Geld oder Verſprechungen erhalten habe? antwortet Kühnle mit ſittlicher Entrüſtung: „Ich habe es aus innerem Drange gethan." Man denke ſich den inneren Drang des Herrn Kühnle!

Und nun erſchien das belaſtende Material ſtark genug, um mit Ausſicht auf Erfolg eine Denunciation gegen Gräf und die Familie Rother loszulaſſen.

Auf Grund der von Hammermann der Staatsanwaltſchaft übergebenen Briefe, die Kühnle bei Rothers geſtohlen hatte, auf Grund gewiſſer Herrn Profeſſor Gräf belaſtenden Beobachtungen von Thatſachen, welche die Intrau und Kühnle gemacht haben und gern bezeugen wollten, wurde dieſer Denunciation von Seiten der Staatsanwaltſchaft eine ernſthafte Bedeutung beigelegt. Es wurde Hausſuchung bei Herrn Profeſſor Gräf angeordnet. Da fand man die zahlreichen Schuldſcheine der Frau Rother auf einen Geſammtbetrag von 32 995 Mark; da fand man außer verſchiedenen Briefen in einem verſchloſſenen Packete, das von Gerichts wegen geöffnet wurde, eine teſtamentariſche Anſprache Gräfs an ſeine Söhne, in welcher ein Paſſus von der Anklagebehörde als ein belaſtender aufgefaßt wurde; da fand man endlich

eine Reihe von Gedichten, die ein ſtarke ſinnliche Schwärmerei für Bertha Rother bekunden; und Alles das zuſammen — es war quantitativ viel, qualitativ meines Erachtens recht wenig, zu wenig — veranlaßte die Staatsanwaltſchaft, Profeſſor Gräf am 24. März 1885, am 25. die Mutter Rother, Auguſte, und am 26. die beiden Schweſtern Bertha und Anna zu verhaften.

Wir machen hier noch einmal auf die Data aufmerkſam.

Im December 1883 meldet ſich Helene Hammermann bei Profeſſor Gräf.

Am 6. Juni 1884 werden Frau Hammermann und Kriſchen wegen Erpreſſungsverſuchs verurtheilt. Profeſſor Gräf beſchwört, daß er mit Bertha Rother kein „Verhältniß" gehabt habe; Frau Hammermann wird ſogleich in Haft behalten.

Anfang Juli wird Frau Hammermann wegen Erkrankung ihres Kindes aus der Haft beurlaubt und nach etwa vier Wochen wieder gefänglich eingezogen.

Im October 1884 wird Kühnle von Auguſte Rother in deren Hausgemeinſchaft aufgenommen und wohnt bis zu deren Verhaftung, 24. März, bei ihr.

Vom November 1884 bis 24. März 1885 wohnt die Intrau ebenfalls bei der alten Rother; die Beobachtungen der Intrau fallen alſo in dieſe Zeit.

Im December 1884 wird Frau Hammermann wiederum entlaſſen.

Ausgang des Jahres 1884 finden die erſten Zuſammenkünfte zwiſchen Kühnle und Hammermann ſtatt.

Im Januar 1885 geht die Intrau zu Hammermanns und führt ſich mit den Worten ein: „Ich bin das Fräulein, von dem Ihnen Kühnle erzählt hat ꝛc."

Am 17. März ſoll in Lieschens Zimmer der Auftritt ſtattgefunden haben, dem die im Nebenzimmer befindliche Intrau die denkbar häßlichſte Deutung gegeben hat; am 17. März will auch die Köchin Clara Adler vom Flur aus dieſelben bedenklichen Laute gehört haben, das Datum des 17. März wird ihr von der Intrau noch einmal eingeſchärft.

Am 18. März ſchreibt die Intrau die bekannte Poſtkarte an Hammermann, in welcher ſie letzteren auffordert, ungeſäumt loszugehen, da die Rothers Deutſchland verlaſſen wollen; dieſer Aufforderung ſcheint Hammermann denn auch unverzüglich Folge geleiſtet zu haben, denn genau ſechs Tage ſpäter, am 24. März, erfolgt die Verhaftung des Profeſſors Gräf und an beiden folgenden Tagen die der anderen Mitangeklagten.

Endlich iſt noch ein Beſuch der Intrau bei Hammermanns im März 1885 actenmäßig feſtgeſtellt; ſie hat ſich bei Hammermann erkundigt, ob und welchen Erfolg die Denunciation gehabt hat.

Seit 24. März haben die Angeklagten bis zum Tage ihrer Freiſprechung, 7. October, in Unterſuchungshaft geſeſſen, alſo nahezu ſieben Monate.

Digitized by Google

Einflußreiche Freunde haben ſich mit allem Eifer für Profeſſor Gräfs Entlaſſung aus der Unterſuchungshaft verwendet. Es ſind Summen bis zu jeder beliebigen Höhe als Caution angeboten worden. Die Staatsanwaltſchaft hat jedoch die gegen Profeſſor Gräf vorliegenden Verdachtsgründe als derartig ſchwere und deſſen Verurtheilung als eine ſo nahezu unzweifelhafte betrachtet, daß ſie dieſem Anſinnen der Freunde Gräfs keine Folge geben zu dürfen geglaubt hat.

Wenden wir uns nun zu dem Helden dieſes Trauerſpiels, zu Profeſſor Gräf ſelbſt.

V.

Guſtav Gräf
und ſein Modell.

Guſtav Gräf iſt am 14. December 1821 zu Königsberg geboren. Er hat dort das Gymnaſium beſucht, und die Freundſchaft mit ſeinem ausgezeichneten Vertheidiger, Juſtizrath Simſon, ſtammt aus dieſer Zeit ſeiner Kindheit und erſten Jugend. Mit dieſem gemeinſam hat er das Gymnaſium abſolvirt und die Univerſität bezogen. Dann haben ſich ihre Wege getrennt. Gräf hat ſeine künſtleriſchen Studien auf der Düſſeldorfer Akademie gemacht. Seit 1852 lebt er in Berlin. Durch zahlreiche größere hiſtoriſche Bilder, die er für monumentale Gebäude ausgeführt hat („Wittekind und Karl der Große" im Kuppelſaale des Neuen Muſeums, „Herkules und Theſeus" im Portikus des alten Muſeums), beſonders aber durch ſeine feinen Bildniſſe, vor Allem durch ſeine weiblichen Portraits, hat ſich Gräf eine ſehr angeſehene Stellung in der Berliner Künſtlerſchaft erworben. Er iſt Königlicher Profeſſor geworden.

Bis zum Jahre 1879 hatte er eine lange Reihe ehrenhafter und ſchöner künſtleriſcher Erfolge davon getragen, aber er hatte noch keinen eigentlichen Treffer gehabt; keines ſeiner zahlreichen Bilder, deren tüchtige und liebenswürdige Eigenſchaften von den Kunſtgenoſſen, von der Kritik und vom Publikum gleichermaßen anerkannt wurden, hatte im wahren Sinne des Wortes Aufſehen gemacht. Und Gräf ſelbſt fühlte, daß er noch etwas Anderes, Beſſeres ſchaffen könne. Er ſprach ſich ſeinen Freunden gegenüber oft darüber aus, daß er den ſehnlichen Wunſch habe, wieder einmal Anderes zu malen als Portraits: ein ſchönes ideales Weib. Die allgemeine Anerkennung, die er gefunden hatte, genügte ſeinem künſtleriſchen Ehrgeize noch nicht. Er ſchwärmte ſeinen Freunden beſtändig etwas vor von jener Idealgeſtalt, die er malen wolle, und die er auch dereinſt malen werde.

Da erhielt er gelegentlich eines Aufenthaltes in Paris, im November 1878, den Auftrag, die Geliebte eines reichen jungen Mannes für dieſen in allen ihren unverhüllten Reizen darzuſtellen. Mit wahrer Begeiſterung machte ſich Gräf an dieſe Aufgabe. Er begann das Bild in Paris und

vollendete es in Berlin. Der jugendliche schöne mädchenhafte Körper, der sich in lieblichem Uebermuth auf dem Lager streckt, das anmuthig frohe, kindliche Antlitz — Alles das war nach dem Leben gemalt. Zur Vollendung des Bildes benutzte Gräf in Berlin noch ab und zu ein Modell, das sich früher bei ihm gemeldet hatte, das er für Einzelheiten auch zu diesem Bildnisse gebrauchen konnte. Es war Bertha Rother, ein junges Mädchen von schlankem, edlen Wuchse mit einem hübschen, aber nicht schönen Gesicht; die Nase ist sogar beinahe häßlich zu nennen, unedel in den Linien. Aber diese Bertha hat auch große Schönheiten: üppiges, sanftgewelltes, kastanienbraunes Haar mit goldigem Schimmer, nicht große, aber von den langen Wimpern herrlich umrahmte ausdrucksfähige Augen, ein reizend feines Kinn mit einem freundlichen Grübchen und ein geradezu entzückendes Organ — es ist mit einem Worte ein von der Natur reich ausgestattetes Wesen, ganz dazu angethan, die Phantasie eines schönheitsdurstigen Künstlers anzuregen.

Das Bild, „Félicie" genannt, erschien auf der Ausstellung 1879 und machte geradezu Sensation. Ich erinnere mich, daß ich bei der Besprechung der damals ausgestellten Kunstwerke meine Kritik über „Félicie" mit den Worten einleitete: „Was ist denn auf einmal über Gräf gekommen?" Es schien in der That in der künstlerischen Wirksamkeit dieses Mannes eine vollkommene Wandlung eingetreten zu sein. Wenn es auch an gewissen Moral-Pharisäern nicht fehlte, die das Bild jenes nackten Mädchens, das sich seiner Nacktheit durchaus nicht schämt, sondern sich seiner Schönheit sogar wohlgemuth erfreut, anstößig oder zum Mindesten bedenklich fanden, so stand doch die erdrückende Mehrheit der Kunstfreunde und Kunstgenossen ganz entschieden auf Gräfs Seite. Sie erblickten in diesem Bilde ein Werk der keuschen Kunst, ein lebensvolles, edles, heiteres Werk, bei dessen Ausführung die in dem Künstler schlummernden Eigenschaften erst erwacht zu sein schienen. Berufene Stimmen sprachen es aus, daß unter unsern Künstlern kaum noch ein zweiter so lebendes Fleisch, eine Haut, unter der man das erwärmende Blut spürt, mit soviel Empfindung und Gefühl für Form und Bewegung malen könne. Der Erfolg war ein durchschlagender. Unter den nennenswerthesten Bildern der Ausstellung wurde Gräfs „Félicie" immer mit in erster Reihe erwähnt; und infolge dieses Bildes wurde Gräf zum Mitgliede der Akademie erwählt.

So hatte er also mit seinem Sehnen und Verlangen, der weiblichen Idealgestalt Form und Farbe zu geben, Recht gehabt? So hatte er jetzt in seinen vorgerückten Lebensjahren — er stand an der Schwelle der Sechzig — endlich den Weg gefunden, der ihn zu der erträumten Höhe hinaufführen sollte? Gräf war davon in tiefster Seele überzeugt, und der Erfolg der „Félicie" bestärkte ihn in dieser Ueberzeugung.

Aber „Félicie" war noch immer nicht das Rechte gewesen. Es war ein auf Bestellung gemaltes Bild nach dem Leben, das das volle Entfalten

Digitized by Google

der freien künſtleriſchen Phantaſie nicht verſtattete. Ein ſolches aber ſchwebte Gräf immer vor den Augen, immer dieſelbe Idealgeſtalt, welche er ganz nach den Eingebungen ſeines künſtleriſchen Genius geſtalten, und die er in diejenigen Bedingungen des Raumes, des Lichtes, der Stellung, des Vorgangs rücken konnte, die dem vor ſeiner Seele dämmernden Ideale am nächſten kamen. Und er hatte ſich ſchon etwas ausgedacht: ein Märchen! Im Freien, am Waſſer, in der Sommerſonne ein Mädchen, das in einen Fiſch verwandelt geweſen iſt, iſt dem Waſſer entſtiegen und hat die Fiſchhaut abgeſtreift, die ein verzauberter Rabe, den das Mädchen nicht ſieht, mit dem Schnabel faßt. Das Mädchen begrüßt mit dankbarem Lächeln zum erſten Male das goldige Sonnenlicht, das ſich liebkoſend um ihre ſchönen Formen ſchmiegt. Und das lebende Weſen, das eben dem Kinde entwachſene Mädchen, das dem Künſtler dieſe erſte poetiſche Anregung gegeben hatte, war wiederum Bertha Rother.

Gräf war in tiefſter Seele beglückt, daß er dieſes Modell, das alle ſeine künſtleriſchen Wünſche erfüllte, gefunden hatte, und er ſprach in wahrer Begeiſterung zu ſeinen Freunden von ſeinem Funde. Er war ſicher, daß er mit Hülfe dieſes Modells ein Werk ſchaffen werde, das dereinſt als das bezeichnendſte in ſeiner geſammten künſtleriſchen Thätigkeit betrachtet werden durfte, das Werk ſeines Lebens. Er war von vornherein dazu entſchloſſen, Alles zu thun, was er irgend thun könne, um dieſes Modell dauernd an ſich zu feſſeln. Kein Opfer erſchien ihm da groß genug. Sie war ihm für dieſes Werk ſeines Lebens eine Bundesgenoſſin, deren er nicht entrathen konnte; ihre Formen und Farben flößten ihm bei der Arbeit jene hohe künſtleriſche Weihe und Begeiſterung ein, deren er bedurfte.

Demjenigen, der der Kunſt fernſteht, mag es ſeltſam erſcheinen, daß ſich der Künſtler unter Umſtänden in ein ſolches Abhängigkeitsverhältniß von ſeinem Modell begiebt. Es kommt ja auch in der That ſelten vor, daß ein Künſtler um ſeiner Kunſt willen für ein Modell Opfer bringt, wie ſie Gräf drei Jahre lang für Bertha Rother und deren Familie gebracht hat. Ein allein daſtehendes Beiſpiel iſt es indeſſen nicht. Es iſt bekannt, daß manche Künſtler, nachdem ſie eingeſehen, daß ihr künſtleriſches Wirken damit ſteht und fällt, daß ſie ſich ein beſtimmtes Modell erhalten oder es verlieren — ein Modell, das allen ihren Anſprüchen voll entſpricht, das ihnen eine ſtete Anregung, eine ununterbrochene Freude am Schaffen gewährt, dieſes Modell ſogar durch die unlösbaren Bande der Ehe an ſich gefeſſelt haben.

Fern ſei es von mir, für die Künſtler und Dichter in Bezug auf Sittlichkeit gewiſſe Vorzugsrechte zu beanſpruchen. Wenn aber auch der Künſtler den allgemeinen Geſetzen der allgemein gültigen Moral ſo gut unterthan iſt wie jeder Andere, ſo läßt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß dem Künſtler gewiſſe Anſchauungen als natürliche und ſelbſtverſtändliche zu eigen ſind, die den Nichtkünſtler befremden würden, die der Nichtkünſtler zum Theil gar

nicht begreift. Zu diesen gehört auch das Verhältniß zwischen Künstler und Modell. Der begeisterte Jubel des Künstlers darüber, daß er ein geeignetes Modell gefunden hat, der thatsächliche Einfluß dieses Modells auf seine Arbeit, die Angst, daß es ihm verloren geht, die Opfer aller Art, die er freudigen Herzens bringt, nur um es sich zu erhalten, die Naivetät, mit der er hinwegsieht über die moralischen Qualitäten des Mädchens, deren Körperlichkeit allein ihm eine unaufhörlich fließende Quelle ästhetischen Wohlbehagens ist — alles das sind Dinge, die dem Laien mehr oder minder räthselhaft erscheinen, die nur aus der künstlerischen Auffassung heraus zu begreifen und nachzuempfinden sind.

In den abgeschlossenen Verhandlungen ist dieser Gegensatz zwischen Künstler und Nichtkünstler, zwischen dem Angeklagten auf der einen Seite, dem Vorsitzenden des Gerichtshofes und dem Vertreter der Anklage auf der anderen thatsächlich und häufig in drastischer Weise an's Licht getreten. Es war dem Juristen, wenn er die auffälligsten, verfänglichsten Dinge zur Sprache brachte und den Angeklagten um Aufklärung anging, nicht zu verargen, daß er den Kopf schüttelte, als dieser in voller Harmlosigkeit darauf den Bescheid ertheilte: „Ich habe mir eben mein Modell erhalten wollen." Aber gerade diese Harmlosigkeit hatte in meinen Augen etwas unendlich Beweiskräftiges. Es war wunderbar, zu beobachten, wie Gräf, der die Juristen nicht verstand, immer wieder auf den einen Punkt hinwies; wie er Alles aus der Nothwendigkeit, sich dieses Modell für sein Kunstwerk zu erhalten, heraus erklärte; und wie dann der Jurist, der wiederum den Künstler nicht verstand, immer eine andere, ihm einleuchtendere Erklärung zum Verständniß des ihm Unverständlichen begehrte. Die Gegensätzlichkeit läßt sich eben nur verstehen aus der völligen Verschiedenheit der Anschauungen.

Im August 1879, noch vor der Eröffnung der Kunstausstellung, begab sich Professor Gräf mit seiner Familie nach Saßnitz auf Rügen. Dort wollte er einen geeigneten landschaftlichen Platz für sein Bild suchen. Er hatte schon seinen Freunden gegenüber ausgesprochen, daß er zu dem Bilde unbedingt eine Studie im Freien bei Sonnenlicht machen müsse. Das Mädchen sollte ihm also da völlig unbekleidet unter freiem Himmel Modell stehen. Er wurde zwar darauf aufmerksam gemacht, daß ihm diese künstlerische Studie vielleicht ernsthafte Unannehmlichkeiten bereiten, ihn am Ende gar in Conflict mit der Polizei bringen würde, aber er antwortete darauf mit der vollen Gelassenheit des Künstlers: das sei ihm gleichgültig, es würde ja nichts Unzulässiges geschehen, er müsse eben das Bild so malen, und könne es nicht anders malen. Als ein geeigneter Platz dazu erschien ihm eine Stelle am Schmachter-See bei Binz. Dorthin ließ er nun sein Modell Bertha Rother nachkommen. Die Seinigen hatten sich in Saßnitz inzwischen eingerichtet und fanden es zweckmäßiger, dort zu bleiben, während Gräf mit seinem Modell zeitweilig nach Binz ging und dort in der That Bertha Rother einige Male im Freien Modell stehen ließ. Nachdem er seine

Studie gemacht und Bertha entlassen hatte, vereinigte er sich wieder mit seiner Familie, kehrte darauf nach Berlin zurück und begann nun an dem Bilde „Märchen“ zu malen.

Gräf hoffte es im ersten Anlauf nahezu zu vollenden. Die Aufgabe war indessen nicht so leicht zu bewältigen, wie er es sich vorgestellt hatte. Je weiter er kam, desto mehr stellten sich die Schwierigkeiten in der Lösung seiner Aufgabe heraus. Er war indessen nicht entmuthigt, denn gerade zu jener Zeit feierte er nun die großen Erfolge mit „Félicie“, die ihn um so mehr anspornten. Er hatte das Bestreben, mit seinem „Märchen“, das ja ohne Zweifel einen poetischeren und originaleren Inhalt als das weibliche Portrait hatte, „Félicie“ zu überbieten. Anderweitige Verpflichtungen, die der Künstler übernommen hatte, zwangen ihn, seine Arbeit einstweilen bei Seite zu stellen. Inzwischen machte ihm aber auch sein Modell Schwierigkeiten.

Gräf wußte, daß Bertha Rother ein leichtsinniges Leben führte. Er hatte Angst, daß ihr von irgend einem jungen Lebemanne die Mittel geboten werden möchten, ganz nach ihrem Gefallen zu leben, ohne daß sie zu der anstrengenden und langweiligen Arbeit des Modellstehens genöthigt wäre. Das wollte er vor allen Dingen verhindern, er wollte sich sein Modell um jeden Preis erhalten, und er hielt es daher für das Richtige, ihr selbst alle Mittel zur Verfügung zu stellen, deren sie bedurfte, und ihr womöglich die Gelegenheit zu bieten, sich aus dem Unrath der Umgebung herauszuarbeiten.

Damit beginnen die ersten Geldopfer für Bertha und die Ihrigen, die, wenn man die Summen nach dem Preise, den man einem gewöhnlichen Modell für die Stunde zahlt, abmißt, allerdings unbegreiflich hoch erscheinen müssen, die aber, wenn man sich auf den Standpunkt Gräfs stellt, zunächst nicht einmal als auffällige zu bezeichnen sind, denn die ersten Geldspenden sind verhältnißmäßig geringe. Um diese Geldopfer zu der Höhe, zu der sie später aufstiegen, hinaufzutreiben, — dazu gehörten der weltunkluge Idealismus, die verblendete Gutmüthigkeit Gräfs und die raffinirte Auspressungskunst der alten Frau Rother.

Zu jener Zeit nun hatte Bertha die unangenehmen Begegnungen mit der Polizei, die bereits erwähnt worden sind. Gräf hatte für das in seiner Erziehung vollständig vernachlässigte, aber begabte Mädchen nun auch menschliche Theilnahme gewonnen. Bertha that ihm leid. Er wollte sie nicht zu Grunde gehen lassen. Er wollte ihr klar machen, daß ihr jetzt durch ihn die Möglichkeit geboten war, zu einem besseren Dasein aufzusteigen; und da Bertha ebenfalls den Wunsch zeigte, etwas zu lernen, und Lust, sich zur Schauspielerin auszubilden, so versprach ihr Gräf, daß er die Kosten ihrer Ausbildung tragen wolle. Er mußte ja fürchten, daß, wenn er jetzt nicht für sie einträte, Bertha bei den traurigen Verhältnissen der Familie zu Grunde gehen werde. Sie wäre dann für sein Bild, daß er

unter keinen Umſtänden aufgeben wollte, und an das er nun bereits ſchon viel Zeit und Arbeit gewandt hatte, verloren geweſen.

Bertha war zunächſt mit Luſt und Eifer bei ihrem neuen Beruf. Gräf hoffte, es würde etwas aus ihr werden, ſie ſchien Talent zu haben, und er hatte Freude an ihr, und dieſe Freude war auch rückwirkend wieder ſeinem Bilde günſtig. „Es iſt ein ſo beſonders glückliches Ereigniß," ſagte Gräf, „wenn ein Künſtler für das Gebilde ſeiner Phantaſie ein Modell findet, welches dieſes Gebilde verkörpert, daß kein Opfer zu groß ſcheint, wenn er ſich ein ſolches Modell ſchaffen und für ſein Werk erhalten kann. Bertha erfüllte dieſe Aufgabe im höchſten Grade. Ich blieb während der Arbeit vollſtändig in Illuſion, und dieſe Illuſion wollte ich mir um keinen Preis zerſtören laſſen. Ich idealiſirte daher in meiner Phantaſie das Mädchen ſelbſt, ſie wurde mir das ‚Märchen'; das war ein Glück für mein Werk. Die praktiſche Durchführung aber war unendlich ſchwierig und wurde für mich verhängnißvoll."

Das Märchenbild war alſo für die Ausſtellung 1880 nicht fertig geworden, und da der Künſtler inzwiſchen zu der Anſicht gekommen war, daß an dem Bilde umfaſſende Veränderungen vorgenommen werden müßten, ſo ſtellte er das angefangene Werk bei Seite und fing ein neues Bild zu malen an. Daraus ergab ſich für ihn die Nothwendigkeit, Bertha Rother wiederum auf längere Zeit an ſich zu feſſeln. Sie hatte bisher den Hausſtand der Mutter nahezu allein beſtritten. Um Bertha nicht zu einem ſchimpflichen Verdienſte zu nöthigen, um ſie von den ſchädlichen Einflüſſen der Mutter möglichſt freizumachen, entſchloß ſich Gräf dazu, der Mutter die erforderlichen Summen zur Einrichtung eines Geſchäftes zur Verfügung zu ſtellen. Für dieſe Schenkungen wurde die Form des Darlehns gewählt. Frau Rother unterſchrieb einen Schuldſchein um den anderen und verpflichtete ſich unbedenklich zu Zinszahlungen und allmählichen Abtragungen. Es verſteht ſich, daß ſie keine ihrer Verpflichtungen erfüllt hat.

Während der folgenden Zeit wiederholt ſich nun mit tödtlicher Einförmigkeit dieſelbe Tragikomödie: die Mutter macht ſehr ſchlechte Geſchäfte, giebt das eine auf, um ein anderes anzufangen, iſt in beſtändiger Geldverlegenheit, kann die Miethe nicht zuſammenbringen, hat Anſchaffungen zu machen und kommt mit unausſtehlicher Beharrlichkeit immer und immer auf den großmüthigen, freigebigen, in Geldſachen leichtſinnigen und in ſeinem künſtleriſchen Beſtreben zu jedem Opfer bereiten Künſtler zurück. Die Tochter macht hin und wieder ernſthafte Anläufe, ſich aus dem widerwärtigen Leben, in dem ſie aufgewachſen iſt, herauszuarbeiten, aber ihr natürlicher Leichtſinn veranlaßt ſie ſtets auf's Neue zu verhängnißvollen Rückfällen in ihr früheres Daſein. Der Künſtler, der mit ſeinem Werke noch immer nicht zufrieden iſt, der immer daran arbeitet, der es um keinen Preis aufgeben will, der in ihm das Werk ſeines Lebens betrachtet, der ſich nach mancherlei Verſuchen mit anderen Modellen davon überzeugt hat, daß

Digitized by Google

kein anderes als Bertha Rother seinem Zwecke dient und sein Werk zu derjenigen Bedeutung fördern kann, die er beansprucht, thut Alles, was er thun kann, um sich nur das Modell zu erhalten; er hat der Familie zunächst den kleinen Finger gereicht, sie hat mit Gier die ganze Hand erfaßt und läßt sie nun nicht los.

Und nun kommt jene verhängnißvolle Zeit, in der er zu dem traurigen Schlusse kommt, daß er, da er nun einmal A gesagt, auch B sagen müsse. Tausende hat das Modell schon verschlungen; nun kommt es auf eine Summe mehr oder weniger auch nicht an, wenn nur dadurch der Zweck, für den die verausgabten Tausende geopfert sind, erreicht wird! Jetzt sind die Opfer, die für das Bild an Zeit, Geist, Seele und Gut gebracht sind, schon so ungeheure, daß er nicht mehr den Muth hat, der Geschichte mit einem Schlage ein Ende zu machen; er kann sich mit dem traurigen Gedanken nicht befreunden, daß Alles das fortgeworfen sein soll, er will es sich mit neuen Geldopfern erhalten. Er will das Fuhrgeschäft, das Frau Rother endlich eingerichtet hat, nicht zu Grunde gehen lassen; er wiegt sich noch mit der trügerischen Hoffnung, daß es mit geringen Opfern aufrecht zu erhalten sei und vielleicht sogar einen Gewinn abwerfen werde; und dies Bestreben, das Zusammenbrechende zu stützen, für all die ungeheuren Ausgaben wenigstens den künstlerischen Lohn zu empfangen, führt zur Hingabe von immer neuen, immer größeren Summen. Hunderte von Menschen sind dadurch zu Grunde gegangen, daß sie dem gefährlichen Grundsatze gehuldigt haben: „Nun kommt es auf ein paar hundert Mark mehr oder weniger nicht an.“ Zu diesen gehört Gräf. Er ist zum Glück finanziell nicht ruinirt, aber als Anhänger dieses Grundsatzes hat er doch unverhältnißmäßige Verluste erlitten. Er hat wohl nie geknausert, und zu jener Zeit mochte er selbst zu bedeutenden Ausgaben um so mehr geneigt sein, als er just in jenen Jahren, in denen die Geschichte mit Bertha Rother spielte, von seinen Bildern beträchtliche Einnahmen, jährlich 40—60 000 Mark, gehabt hatte und überdies noch einen bedeutenden Lotteriegewinn machte.

Gräf hat selbst mit beredten Worten geschildert, wie er in dieses Triebwerk allmählich hineingerathen ist, und er hat uns gesagt: „Hätte ich beim Beginn meines Bildes ‚Märchen‘, auf das ich alle Hoffnungen setzte, voraussehen können, welche Opfer an Zeit, Geld und Frohsinn es mir auferlegen würde, ich hätte es nie angefangen!“ Aber schließlich sagte er sich dann immer wieder: „Wenn mir aber mein Werk gelingt, dann will ich all die Opfer gern gebracht haben, dann sind sie nicht zu hoch!“

Auch zur Ausstellung des Jahres 1881 war das Bild, da Gräf inzwischen genöthigt gewesen war, sehr viele Bildnisse zu malen, und da ihn sein Modell oft im Stiche ließ, nicht so fertig geworden, wie er es gewollt hatte, und deshalb war der Erfolg ein geringerer, als er erwartet hatte. Aber auch dadurch ließ er sich nicht beirren. Er selbst fühlte, daß das Bild nicht so war, wie er es haben wollte und wie er es nach seiner

Ueberzeugung malen konnte, und deshalb machte er sich nun noch einmal an die Arbeit.

Alle diese Vorgänge hatten die menschliche Theilnahme des Künstlers für sein Modell nicht nur nicht erschüttern können, im Gegentheil, sie hatten dieselbe nur verstärkt. Das ist psychologisch so richtig wie nur möglich und bedarf gar keiner Erklärung. Wäre Bertha Rother in den Augen des Professors Gräf nichts als eine feile Dirne gewesen, so wäre er ihrer sicher überdrüssig geworden und hätte sie sammt den Ihrigen mit ihren unverschämten Ansprüchen längst zur Thür hinausgeworfen. Er aber erblickte in dem Mädchen, das in der That trotz seiner notorischen Verkommenheit einen gewissen merkwürdigen Reiz besaß, einen Reiz, der Viele, die mit ihr verkehrt haben, bestrickt hat — wir haben höchst charakteristische Aussagen darüber vernommen — Gräf erblickte in Bertha die Verwirklichung seines künstlerischen Ideals, dessen Körperlichkeit ihm beim Schaffen eine wundersame Anregung gab. Er konnte an seinem Märchen nur malen, wenn ihm Bertha Rother gegenüberstand. Für die Körperlichkeit, für das Modell empfand er eine leidenschaftliche Schwärmerei, ein künstlerisch-sinnliches Wohlgefallen. Dies aber hat mit dem grobsinnlichen Begehren und Gewähren nichts gemein, es ist sogar gewöhnlich deren Verneinung. Würde Gräf, wenn er Bertha Rother als Liebchen gehalten hätte, ohne alle Erregung mit angesehen haben, daß sie ihr leichtsinniges Leben fortführt? Würde er in diesem Falle darauf hingewirkt haben, daß sie an kleinen Bühnen der Provinz als Schauspielerin Anstellung fand? War diese Duldsamkeit in Bezug auf Berthas Treiben vereinbar mit der Stellung, die der zahlende Aushalter der bezahlten Geliebten gegenüber einnimmt? Ließ sich die Fürsorge, Bertha die Möglichkeit eines Daseins unter anständigeren Bedingungen zu erschließen, nicht vielmehr auf die freundlichen Gesinnungen des Künstlers zurückführen, der einem Mädchen, das ihm in seiner Kunst große Dienste erweist, helfen möchte? Ist es denkbar, daß ein Mann von der Bildung Gräfs sich hinsetzt und schwärmerische Gedichte an ein Mädchen richtet, dessen Wandel ihm vollkommen bekannt ist, wenn dabei das Geschlechtliche auch nur im Entferntesten mitspricht? Muß nicht vielmehr angenommen werden, daß der Künstler sich gewaltsam vor Allem, was mit dem Treiben der Bertha Rother außerhalb der Künstlerwerkstatt zusammenhängt, geflissentlich die Augen schließt, daß er von Allem, was die Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit dieses Treibens streift, sich mit Anstrengung losmacht, um sich zu befähigen, dieses Mädchen als die Verkörperung seines Ideals anzusehen?

Es ist allerdings eine Thorheit, zu behaupten, daß gewährte Liebesgunst den dichterischen Flug hemme; aber solche Gedichte, wie Gräf sie an Bertha gerichtet hat, würden meiner Ueberzeugung nach schwerlich entstanden sein, wenn die Allerwelts-Geliebte nun auch noch die des Künstlers gewesen wäre.

Geradezu unbegreiflich ist es, daß man aus diesen gelegentlichen Gedichten einen Rückschluß auf thatsächliche Vorgänge hat machen wollen, daß man in gewissen starksinnlichen Wendungen die schriftliche Beurkundung eines überaus widerwärtigen Liebesverhältnisses zwischen dem Künstler und seinem Modell hat erblicken wollen. Zu den sehr zahlreichen Citaten, die zur Entkräftung dieser unhaltbaren Auffassung während der Verhandlungen vorgebracht worden sind, will ich noch Eines hinzufügen, das einfachste, bündigste und schönste, Goethes Spruch:

„Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr."

Und wenn in Gräfs Gedichten noch viel stärkere Stellen vorkämen, die ganz unzweideutig bekundeten, daß Bertha im wahrsten Sinne des Wortes Gräfs Geliebte gewesen ist, es würde eben gar nichts beweisen, es könnte immerhin nur die Dichterkunst sein, die das thatsächliche Märchen im Ausdrucke glaubhaft und zur Wahrheit macht. Und führt man diejenigen Stellen aus den Gedichten an, die für das Liebesverhältniß der Beiden zu sprechen scheinen, weshalb glaubt man diesen mehr als jenen anderen, die die völlige Reinheit dieses Verhältnisses betonen, als jenen Strophen Gräfs an seine Frau:

„Nun ist des Schaffens heilig Feuer
Entzündet an der Schönheit Strahl.
Und immer höher, immer freier
Streb' ich im Bild zum Ideal . . . .

Die Du für mich gehofft, gerungen,
Gestrebt, gelitten und geweint,
Wir haben doch das Ziel errungen,
Das auf des Glückes Thron uns eint.

Fest steh'n wir auf dem Thron der Liebe,
Da herrschest Du, nur Du allein.
Und daß kein böser Traum Dir trübe
Dein reines Glück — Dein bin ich, Dein!"

Wir wollen über diesen Punkt nicht weiter sprechen. Es bedarf keines wortreichen Nachweises, daß die Sonne scheint und daß die Blume blüht. Die Gedichte beweisen nichts Anderes, als das Gräf das Mädchen angeschwärmt hat; und das ist von keiner Seite bestritten worden. Für diese Wahrheit sprechen ja alle Umstände. Darauf aber kam es ja gar nicht an. Es kam darauf an, zu beweisen, daß zwischen Gräf und Bertha ein wirkliches Liebesverhältniß in des Wortes allgemeiner Bedeutung bestanden hat; und zu dieser Beweisführung durften meines Erachtens Gedichte niemals herangezogen werden.

Ungewöhnlich bleibt die ganze Sache ja immerhin, aber das Ungewöhnliche ist doch nicht das Unmögliche; und so wenig ich eine besondere Künstlermoral gelten lasse, so willig gestehe ich Künstlern das Recht zu

Ungewöhnlichem zu. „Künſtler ſeynd jmmer die erſten im Narrenſchiff," ſagt Sebaſtian Brandt; und die Motive zu ihren Handlungen brauchen keineswegs diejenigen zu ſein, die die Philiſterhaftigkeit als die nächſtliegenden annimmt.

Gräf ſelbſt hat das ſehr wohl herausgefühlt und in den Stunden ſeiner erzwungenen Einſamkeit ſeine Tagebuchnotizen, die er früher immer ganz kurz, nüchtern und ſachlich gefaßt hatte, zu einem zuſammenhängenden, breit angelegten Berichte über die Ereigniſſe ſeines Lebens, über ſeinen Charakter, ſeinen Entwickelungsgang geſtaltet, um für alle Fälle Denen, die ihm am nächſten ſtehen, keinen Zweifel über ſeltſam Erſcheinendes und Verwunderliches zu laſſen. Aus dieſen umfangreichen Aufzeichnungen mögen hier einige Stellen, welche zur Erklärung des Erklärungsbedürftigen dienen können, folgen.

„Ich war ſchon als Kind, mir unbewußt, für den Eindruck weiblicher Schönheit im höchſten Grade empfänglich," ſchreibt Gräf. „Als ich, vielleicht ein zwölfjähriger Knabe, auf einer Kunſtausſtellung in Königsberg Karl Sohns „Dianenbad" und ſeinen „Raub des Hylas" ſah, war ich von den Frauengeſtalten auf dieſen beiden Bildern ſo hingeriſſen, daß ich von den Bildern nicht fort konnte, immer wieder zu ihnen zurückkehrte, und der Letzte auf der Ausſtellung blieb. Ich lebte Tag und Nacht in dieſen Bildern, welche mir damals als das Vollkommenſte von Schönheit erſchienen. Ich war in meinem Innern empört, wenn ich in meiner ziemlich unkünſtleriſchen Umgebung von dieſen Bildern ſprechen und lächelnd die unanſtändige Nacktheit und geringe Bekleidung der Frauen erwähnen hörte. Für mich war das Betrachten dieſer Bilder, das Denken an ſie ein Cultus, ein Anbeten der Schönheit. Das iſt meine Auffaſſung der Frauenſchönheit noch heut. Dieſe Auffaſſung weiblicher Schönheit hat mich vor dem Gemeinen bewahrt. Auf der Univerſität, mehr noch als junger Maler, war ich ja viel der Gelegenheit eines ſinnlichen Verkehrs mit Mädchen ausgeſetzt, und ich habe mich ihm nie hingegeben. In meiner Phantaſie den Beſitz eines ſchönen geliebten Weibes als das höchſte und begehrenswertheſte Ziel anſehend, hätte ich es für gleich undenkbar für mich erachtet, ein unſchuldiges Mädchen zu verführen, als ein käufliches zu gewinnen. Bei aller Empfänglichkeit für weibliche Schönheit und weiblichen Reiz bin ich immer im Stande geblieben, ſinnliche Regungen zu beherrſchen.

„Daß bei dem durch die Verhältniſſe gebotenen Verkehr in der Künſtlerwerkſtatt zwiſchen dem Künſtler und dem Modell eine andere, freiere Weiſe des Umgangs ſich herausbildet, daß da, wo der unbekleidete Körper fortwährend der Gegenſtand der Betrachtung und des Studiums iſt, manche Schranke fortfällt, die ſonſt zwiſchen Mann und Frau beſteht, daß namentlich, wenn Künſtler und Modell Wochen lang, ja Jahre lang, zu manchen Zeiten täglich viele Stunden zuſammen ſind, manche Freiheit geſtattet wird, die ſonſt nicht erlaubt iſt, das iſt begreiflich. Das ſchließt aber nicht aus,

Digitized by Google

daß eine bestimmte Grenze durchaus eingehalten wird. Und gerade die Gewohnheit des Zusammenseins macht es dem Künstler leichter, der Versuchung, diese Grenze zu überschreiten, zu widerstehen. Wenn mir ein Freund in Paris das Zutrauen schenkte, daß ich mit seiner unbekleideten Geliebten ‚Félicie' Wochen lang täglich viele Stunden allein zusammen blieb, und ich dieses Vertrauen rechtfertigte, ist es dann so unbegreiflich, daß ich in gleicher Situation mit anderen Mädchen zusammen sein konnte, und unter denselben Bedingungen?

„Durch meine Bilder ‚Félicie' und mein ‚Märchen' bin ich in meiner Bewunderung, ich möchte sagen in meinem Enthusiasmus für weibliche Schönheit noch gesteigert worden. Bei meinem Bemühen, das ‚Märchen' zu malen, wie es meiner Phantasie vorschwebte, und bei der großen Schwierigkeit, diese Aufgabe zu lösen, steigerten sich meine Ansprüche an eine möglichst vollkommene Lösung derselben, denn bei dem immer erneuten Studium, bei dem immer erneuten Beobachten des weiblichen Körpers entdeckte ich immer mehr Feinheiten und Schönheiten desselben, die ich in meinem Bilde wiedergeben wollte. Ich genügte mir immer weniger in meinem Werke, verglich ich es mit der Schönheit einer schönen Natur."

Ueber das besondere Verhältniß Gräfs zu Bertha Rother geben die nachstehenden Zeilen den bündigsten Aufschluß.

„Daß die hohen Summen befremden," schreibt er, „finde ich begreiflich. Ich selbst würde mich auch wundern, wenn ich hörte, daß Jemand so viel zur Erhaltung eines Modells ausgegeben hat. Andererseits würde ich aber allerdings nicht glauben, namentlich nicht von einem Künstler, der bis zu sechszig Jahren in sittlich gutem Ruf gestanden, daß diese großen Ausgaben auf ein unerlaubtes Verhältniß zurückzuführen und nur dadurch zu erklären seien. Dergleichen könnte man doch billiger haben, und ich würde, da er sonst als pflichttreu und nicht gerade als Verschwender bekannt, und man immer nur von seiner Gutmüthigkeit und Freigebigkeit sprach, nicht ohne Weiteres glauben, daß er urplötzlich derartige Summen für solche Zwecke ausgiebt; ich würde vielmehr annehmen, daß hier andere, besondere Verhältnisse vorliegen müssen, welche irgend einen Ausnahmefall bilden. Und das ist in der That bei mir der Fall.

„Schon vor der Ausstellung der ‚Félicie' hatte ich die Idee für mein ‚Märchen' gefaßt, und der große Erfolg der ‚Félicie' nach der Ausstellung bestärkte mich noch mehr in meinem Vorsatze, das Märchenbild zu malen. Mit diesem zweiten Bilde hoffte ich den Erfolg von ‚Félicie' noch zu überbieten. Alle, die den Anfang des Märchenbildes sahen, theilten mit mir diese Hoffnung, wenn mir manche auch freilich nicht verschwiegen, daß die Aufgabe, welche ich mir gestellt, sehr schwierig, fast unlösbar sei. Aber gerade das reizte mich. Nach der Ausstellung des Jahres 1880, zu der das Bild nicht fertig geworden war, fing ich es von Neuem an, und nun begannen die größeren Ansprüche von Seiten Bertha Rothers und ihrer

Familie an mich. Zur Ausstellung des Jahres 1881 brachte ich das Bild ungefähr fertig. Aber als ich das Bild auf der Ausstellung sah, mußte ich mir sagen, daß es nicht so, wie ich wünschte, gelungen war, und ich faßte sogleich den Entschluß, noch einmal an das Bild zu gehen, da ich gerade auf der Ausstellung die Fehler des Bildes erkannt hatte. Zu jener Zeit schrieb ich an Bertha einen Brief, der gewissermaßen einen neuen Contract mit ihr bildete und in dem ich ihr klar machte, welche Opfer ich ihr bereits gebracht hatte und zu welchen neuen Opfern ich bereit sei, um sie mir für mein Bild zu erhalten. Oftmals habe ich, da das Bild schon soviel Zeit, Geld und Kräfte in Anspruch nahm, die Frage in Erwägung gezogen, ob es nicht besser sei, wenn ich das Bild ganz aufgäbe, — dazu aber konnte ich mich nicht entschließen; ich hätte mir selbst damit ein Zeugniß meines Unvermögens ausgestellt, ich hätte so zu sagen den Glauben an mich selbst aufgegeben. Ich wollte und mußte die Aufgabe lösen. Oft habe ich auch versucht, andere Modelle für das Bild zu gewinnen, — es ist mir nicht gelungen. Ich fand wohl Mädchen, welche für die eine oder andere Einzelheit im Bilde paßten, aber das ‚Märchen' war nur Bertha Rother! Sie konnte, wie keine Zweite, mir Ausdruck und Bewegung geben. Kurz es war mir klar: wollte ich das Bild malen, so konnte ich Bertha Rother nicht entbehren. Sie war nun einmal das verkörperte Ideal für mein Bild und gab mir Anregung für dasselbe.

„Die Erkenntniß dieser Unentbehrlichkeit bereitete mir viel Sorge, denn die Ansprüche wurden immer größer, die Familie und sie selbst wußte, daß ich an Bertha Rother so zu sagen gebunden war. Wenn ich Bertha Rother etwas verweigerte, z. B. die Kosten für ein besonders theures Theaterkostüm oder dergleichen, so sagte sie mir wohl: ‚Dann muß ich es mir eben von Anderen geben lassen', und ich erkannte die Möglichkeit, daß sie mir ganz und gar verloren gehen würde. Nachdem ich nun schon Tausende hingegeben hatte, wollte ich nicht mehr mit Hunderten kargen. Meine Nothlage wurde auf diese Weise ausgebeutet,' besonders von der Mutter, welche für ihr Geschäft, ihre Wohnungsmiethe mich immer wieder und jedesmal mit dem Versprechen, daß es das letzte Mal sei, in Anspruch nahm. Und nachdem ich eben die Tausende ausgegeben hatte, wollte ich dann noch einige hundert Mark daran wenden, und so wuchs und wuchs die Summe!

„Mein Bild, das ich dann in einigen Monaten fertig zu haben hoffte, gelang nicht so schnell, ich mußte andere Arbeiten dazwischen machen, namentlich viel Portraits, die meine Haupteinnahme bildeten; ich mußte das ‚Märchen' wieder bei Seite stellen, die Vollendung immer weiter hinausschieben und Bertha Rother noch länger erhalten.

„Man sehe einmal die Sache mit dem Bilde wie ein Geschäft an, welches man unternommen und in das man Zeit, Arbeit und Geld hineingesteckt hat. Es stellen sich nun unerwartete Schwierigkeiten ein, und da steckt man, um es zu erhalten, immer mehr Zeit und Geld hinein. Das

einzelne Mal sind die Summen der Arbeit und des Geldes vielleicht nicht groß, aber wenn das Geschäft noch immer nichts abwirft, so werden die vielen kleinen Summen mit der Zeit sehr groß, zu groß, man sieht ein, daß man wohl daran gethan hätte, das Geschäft bei Zeiten aufzugeben, aber nun ist es zu spät. So ist mir auch die Sache mit meinem Bilde über den Kopf gewachsen, und die Summen wuchsen zu einer Höhe auf, die ich nicht vorhersehen konnte.

„Nun kommt noch hinzu, daß ich das Mädchen nicht untergehen lassen wollte, daß sie mich lebhaft interessirte, daß sie außer ihrem Aeußern auch sonst von der Natur mit schönen Gaben ausgestattet war, und daß es mich jammerte, mit anzusehen, wie sie mit ihren reichen Anlagen im Schlamme sitzen blieb. Ich hätte mir freilich nie erlaubt, auch nur nennenswerthe Summen an ihre Erziehung und Ausbildung zu wenden, wenn es nicht zum Zwecke der Vollendung meines Bildes geschehen wäre. Da es nun aber doch einmal geschehen war, so wollte ich auch die Früchte dieser Ausbildung für Bertha Rother nicht verloren gehen lassen. Was Besseres aus ihr geworden war (und sie hatte in der That zu manchen Zeiten die Hoffnung erweckt, daß sie zu besseren Anschauungen und höheren Zielen gelangen würde), das war sie durch mich geworden, durch die Mühe, welche ich mir in jeder Beziehung mit ihr gab. Ich wollte dies Kind nicht verloren geben, ich hoffte sie später in bessere Kreise einführen zu können, ihre Vergangenheit vergessen zu machen, wenn sie in ihrem Berufe als Schauspielerin sich hervorgethan hätte. Ich führte ihr das immer als Ermunterung vor die Augen. So gingen beide Zwecke: mein Bild und ihre Ausbildung, Hand in Hand, und zufällig hörten auch beide zu gleicher Zeit auf, mich zu weiteren Ausgaben zu zwingen. Als mein Bild fast beendet war, und ich Bertha Rother nicht mehr nothwendig brauchte, erklärte sie mir, ihre Theaterlaufbahn nicht weiter verfolgen zu wollen, und somit war auch ich jeder Pflicht gegen sie enthoben."

Bertha Rother behauptete und redete sich vielleicht auch ein, daß der junge Mann, der sie in Burg als Schauspielerin kennen gelernt und der sich in das eigenthümliche Mädchen verliebt hatte, sie heirathen werde. Wir wissen, daß ihr in der Pritzwalkerstraße eine Wohnung hübsch eingerichtet wurde, wenn auch nicht „fürstlich", wie der Polizeibericht sagt; die für die Einrichtung verausgabten Summen lassen die Uebertreibung des polizeilichen Stils auf den ersten Blick erkennen. In jener Wohnung scheint es recht lustig hergegangen zu sein. Berthas Freund kam mit seinen Freunden, jungen wohlerzogenen Leuten aus guter Familie mit reichen Mitteln, häufig dahin. Daß auch Andere ohne Wissen des Referendars und hinter dessen Rücken da verkehrt hätten, ist zwar behauptet, aber nicht erwiesen worden; und als durchaus haltlose Erfindung hat sich die Meldung herausgestellt, daß diese Wohnung eine Art Spielhölle für junge Leute gewesen wäre; daran ist kein wahres Wort. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß

in der Pritzwalkerstraße ein Musterhaushalt gewesen sei. Das Rother'sche Blut verleugnet sich auch dort nicht: Bertha nimmt die alte Plätterin, die mit ihrem Vater in zärtlichem Verhältnisse lebt, als Wirthschafterin an und nimmt auch den von der Mutter herausgeworfenen Vater mit in die Wirthschaft hinein. Und so haben wir denn als anmuthiges Seitenstück zu Auguste Rother und Ihlow mit Lieschen drüben, hüben den alten Rother und die Beeskow mit Bertha. Wie gesagt, Zola könnte es nicht schöner erfinden!

Professor Gräf hat während der Untersuchungshaft sehr fleißig gearbeitet. Er hat zwei angefangene Bilder von Kindern und ein männliches Bildniß dort vollendet, ferner nach einer Photographie das Bildniß des verstorbenen Herrn von Manteuffel gemalt. Unter dem tiefen Eindrucke seiner Verhaftung entwarf er zwei Zeichnungen, die er seiner Frau schickte: „Justitia gegenüber dem falschen Zeugniß" und „Justitia gegenüber dem wahren Zeugniß". Außerdem hat er zwei Adressen zu Hochzeiten gezeichnet und leicht aquarellirt, ferner einen Fächer mit einer Zeichnung „Idylle am Meer" geschmückt und endlich das „Märchen", das Schmerzenskind des Künstlers, vollendet. Endlich hat er, wie schon bemerkt, sehr umfassende biographische Aufzeichnungen gemacht und durch eine außerordentlich eingehende Beantwortung aller in der Anklageschrift aufgeworfenen Fragen seinen Vertheidigern überaus werthvolles Material an die Hand gegeben. So ist denn die lange Untersuchungshaft, so schmerzlich ihm die Beraubung der Freiheit auch sein mochte, doch seiner Arbeit nicht verloren gegangen.

Nach der Verhaftung des Professors Gräf und der Entlassung der Frau Hammermann aus dem Gefängnisse triumphirte Hammermann. Er hatte die Unvorsichtigkeit, seinen Empfindungen in einem Briefe an Professor Kretzschmer Ausdruck zu geben, für dessen Tendenz die Schlußphrase deutlich genug spricht: „Professor Gräf sitzt und meine Frau ist frei!" rief Hammermann dem anderen Zeugen in der ihm beliebten Weise der versteckten Drohung zu.

Wir erinnern nun noch einmal daran, daß Professor Gräf auf die Denunciation Hammermanns, die nach den Aussagen des Kühnle und der Intrau verfertigt war, am 24. März verhaftet wurde. Durch diese Aussagen wurde auch Frau Rother der schweren Kuppelei stark verdächtig, und sie wurde am folgenden Tage verhaftet. Anna, die nach dieser Denunciation ebenso wie Professor Gräf des Meineids beschuldigt war, wurde am 26. März eingezogen, und da sie bei ihrer Vernehmung erklärte, daß Bertha sie zum Meineide angestiftet habe, erfolgte an demselben Tage die Verhaftung der Bertha. Wir fügen gleich an, daß Anna von allen Zeugen ohne Ausnahme als eine gewohnheitsmäßige Lügnerin mit sehr schwachem Begriffsvermögen hingestellt worden ist, und daß die drei Sachverständigen ihr ein-

Digitized by Google

müthig die Zurechnungsfähigkeit ihrer Handlungen aberkennen. Sie selbst hat ihre erste, Bertha belastende Aussage später widerrufen und bis zum Schluß des Processes bei dem Widerruf verharrt.

VI.

Die Verhandlungen.

28. September bis 7. October 1885.

Die öffentlichen Verhandlungen gegen Professor Gräf und die Familie Rother währten vom 28. September bis 7. October.

Bei dem Processe vor dem Berliner Schwurgericht handelte es sich im Wesentlichen nur um die eine Frage: Hat Professor Gräf am 6. Juni einen Meineid geleistet, als er die Frage des Präsidenten Bachmann, ob er mit Bertha Rother ein unerlaubtes Verhältniß gehabt habe, verneinte?

Ueber die Fragestellung, über das, was unter „Verhältniß" zu verstehen sei, haben stundenlange, tagelange Auseinandersetzungen stattgefunden. Meines Erachtens hätte es so vielen Scharfsinns und so vieler Worte gar nicht bedurft. Was Herr Landgerichtsdirector Bachmann unter dem „Verhältnisse" hat verstanden wissen wollen, kann gar nicht zweifelhaft sein. Es ist mir unerfindlich, wenn der Herr Staatsanwalt den Beweis hat antreten wollen, daß Professor Gräf, auch wenn er kein ehebrecherisches Verhältniß, sondern nur ein unkeusches Verhältniß, das nicht bis zum Ehebruch im Sinne des Gesetzes gekommen zu sein brauchte, mit Bertha Rother unterhalten habe, sich durch die Verneinung der Frage doch schon des Meineides schuldig gemacht habe.

Professor Gräf stellt zunächst überhaupt jedes unkeusche Verhältniß mit Bertha Rother entschieden in Abrede. Er mag das zu seiner persönlichen Rechtfertigung für nöthig halten. Für den vorliegenden Proceß aber war es meines Erachtens gar nicht nöthig, da hätte er — wie der Rechtsanwalt Kleinholz mit unerbittlicher Logik entwickelte — mit Bertha Rother haben anfangen können, was immer er gewollt haben mochte, und wäre doch vollberechtigt gewesen, in jenem Termin am 6. Juni die Frage nach dem „Verhältnisse" zu verneinen, wenn er sich bewußt war, daß er keinen Ehebruch im Sinne des Gesetzes begangen hatte. Darauf allein kam es an.

Denn: bevor der Vorsitzende, Landgerichtsdirector Bachmann, in der Sitzung der ersten Strafkammer am 6. Juni 1884 Herrn Professor Gräf die Frage nach seinem „Verhältnisse" mit Bertha Rother vorlegte, bemerkte er ihm ausdrücklich, nachdem er festgestellt hatte, daß Professor Gräf verheirathet sei: der Zeuge sei berechtigt, die Aussage zu verweigern, da für ihn als verheiratheten Mann die Bejahung der Frage eine strafgerichtliche Verfolgung nach sich ziehen könnte.

Auf dieser Basis wurde nun die Frage an Professor Gräf gerichtet, ob er ein „Verhältniß" mit Bertha Rother habe? Wie immer diese Frage

gefaßt gewesen sein mag, sie konnte nur die eine Bedeutung haben: „Haben Sie mit Bertha Rother ein ehebrecherisches Verhältniß gehabt, ein Verhältniß, dessen Eingeständniß Ihnen eine Verfolgung wegen Ehebruchs zuziehen könnte?“ So allein läßt sich die Frage im Anschluß an die vorher gegebene Erklärung über das Recht der Zeugnißverweigerung auffassen, jede andere Interpretation wäre Sophisterei. Ehebruch im Sinne des Gesetzes kann aber nur durch geschlechtlichen Umgang begangen werden.*) Und es unterliegt wohl kaum noch dem geringsten Zweifel, daß ein solcher in dem Verkehre zwischen Professor Gräf und Bertha Rother nicht stattgefunden hat. Die Staatsanwaltschaft selbst hat nicht den geringsten Versuch gemacht, nachzuweisen, daß der Verkehr zwischen den beiden Angeklagten ein solcher gewesen sei, wie er, um Professor Gräf des Ehebruchs schuldig zu machen, beschaffen gewesen sein müßte. Im Gegentheil ist die Staatsanwaltschaft vor dem sehr heiklen Versuche nicht zurückgeschreckt, dem Verkehre zwischen den Beiden eine andere Bedeutung beizulegen, die hier nicht einmal angedeutet werden kann.

Die Verhandlungen haben dargethan, daß zwischen Professor Gräf und Bertha Rother ein ungewöhnliches, höchst befremdliches Verhältniß, das zu Mißdeutungen der schlimmsten Art nicht nur die Veranlassung gab, sondern geradezu herausforderte, bestanden hat, aber auch nichts weiter. Ein Verhältniß, dessen Unterhaltung Professor Gräf des Ehebruchs schuldig machen würde, hat nach der Ueberzeugung fast aller Derer, die jenem Processe beigewohnt, nach der Ueberzeugung, die sich auch die Geschworenen zu eigen gemacht haben, nicht bestanden. Und da Professor Gräf unter der Berechtigung der Zeugnißverweigerung nur nach einem derartigen Verhältnisse in der Sitzung vom 6. Juni gefragt wurde, war er nicht nur berechtigt, er war verpflichtet, auf seinen Eid hin diese Frage zu verneinen; er würde sich durch jede andere Antwort eines Meineides schuldig gemacht haben.

Wenn Professor Gräf keinen Meineid begangen hatte, so hatte auch Anna Rother, die über das Verhältniß zwischen ihrer Schwester und Professor Gräf sich in demselben Sinne wie Professor Gräf geäußert hatte, in jener Sitzung kein falsches Zeugniß abgegeben; und wenn ihre Aussage wahr war, so konnte sie auch nicht zu einem Meineide angestiftet worden sein. Damit wurde der zweite Punkt der Anklage gegen Professor Gräf: die Anstiftung Annas zum Meineide, hinfällig.

Drittens war Professor Gräf beschuldigt, in zwei Fällen unzüchtige Handlungen gegen Kinder unter vierzehn Jahren, nämlich vor acht Jahren gegen Bertha Rother und gegen Helene Hammermann im December 1883,

*) Man vergleiche den für das Deutsche Reich maßgebenden „Commentar zum Strafgesetzbuch“ von Oppenhof, 8. Ausgabe, Seite 380. Wir wollen die Definition in ihrer rauhen Deutlichkeit, die in einer nicht juristischen Zeitschrift verletzend wirken müßte, nicht wiederholen.

Digitized by Google

begangen zu haben. In Betreff des ersten Falles hat der Beweis, daß Professor Gräf Bertha vor Vollendung ihres vierzehnten Lebensjahres überhaupt gekannt habe, nicht erbracht werden können; vielmehr ist durch die Aussage eines glaubwürdigen Zeugen, anknüpfend an ganz bestimmte Daten, als festgestellt zu betrachten, daß die erste Begegnung zwischen Professor Gräf und Bertha Rother erst nach ihrem vollendeten vierzehnten Lebensjahre stattgefunden hat. Im Falle Hammermann hat die völlige Unglaubwürdigkeit der Helene, die auch bei ihrer Aussage in den Verhandlungen in unzweideutiger Weise zu Tage getreten ist, der Anklage jede Stütze entzogen.

Gegen Bertha Rother war die Beschuldigung erhoben, daß auch sie wie Professor Gräf, Anna zum Meineide angestiftet habe. Sonst lag gegen Bertha, die wir im Uebrigen durchaus nicht verherrlichen wollen, absolut nichts vor. Die Beschuldigung stützte sich lediglich auf die Aussage der Anna, deren Schwachsinnigkeit und gewohnheitsmäßige Lügenhaftigkeit einem Zweifel nicht unterliegen können. Auf die Aussage dieses schwachsinnigen, verlogenen Mädchens, die später in allen Punkten widerrufen worden ist, auf diese Aussage allein hat Bertha Rother eine sieben Monate währende Untersuchungshaft erleiden müssen, und wohl Keiner hat im Laufe der Verhandlungen vor dem Schwurgericht soviel ausstehen müssen wie sie. Soweit ich davon entfernt bin, mich für dieses Mädchen irgendwie zu erwärmen, so muß ich doch sagen: das erscheint mir als eine unerhörte Härte! Wenn die Motive, welche zur Anklage führen, so dürftige sind, daß der Staatsanwalt selbst die Anklage fallen läßt, daß er selbst die Freisprechung beantragt — was der Gewissenhaftigkeit des Staatsanwalts zur Ehre gereicht — wenn dem so ist, dann, meine ich, ist die sieben Monate währende Untersuchungshaft etwas Ungeheuerliches.

Die Mutter Auguste Rother war der schweren Kuppelei beschuldigt, sie sollte Bertha und Lieschen an Professor Gräf verkuppelt haben. Da nun die Frage, ob Professor Gräf Bertha vor deren vollendetem vierzehnten Lebensjahre gekannt habe, verneint werden mußte, so kam diese Verneinung in diesem Falle der alten Rother selbstverständlich zu gute. Die Bejahung der zweiten Frage wegen Lieschens würde dem wegen dieser Angelegenheit gar nicht angeklagten Professor Gräf einen schweren Makel der Unsittlichkeit angeheftet haben; und so haben später die Geschworenen, trotz des widerwärtigen Eindrucks, den die Frau Rother auf alle Welt gemacht hat, trotz der Gewißheit, daß ihnen eine Kupplerin schlimmster Art gegenübersteht, da die ihnen vorgelegten Fragen an diese beiden Fälle geknüpft waren, ein verneinendes Verdict abgeben müssen. Es wird ihnen nicht leicht geworden sein; denn unwillkürlich dachte wohl Jeder an den Ausruf des sterbenden Valentin: „Könnt' ich Dir nur an den dürren Leib, Du schändlich kupplerisches Weib!" Die Freisprechung der alten Rother war nach Lage der Dinge

eine gebotene, aber sie hat das Urtheil, das sich Jedermann über die Freigesprochene gebildet hat, in keiner Weise berührt.

Während der langen, unendlich aufregenden und unendlich anstrengenden Verhandlungen war die Haltung des Hauptangeklagten Gräf eine geradezu bewundernswerthe. Immer war er bereit und im Stande, mit seinem ungewöhnlichen Gedächtnisse dunkle Punkte aufzuklären und das Schiefe richtig zu stellen. In den hunderten von positiven Angaben, die er während der langen Tage gemacht hat, hat er sich auch nicht ein einziges Mal in einen Widerspruch verwickelt. Das kommt eben nur daher, daß er die Wahrheit gesagt hat. Bis zum letzten Augenblick hat er sich seine volle körperliche und geistige Frische bewahrt und immer sich der größten Ruhe und Mäßigung befleißigt. Nur ein einziges Mal konnte er seiner Erregung nicht Herr werden, — an jenem Tage der Seelenmarter, als seine Gedichte, seine testamentarische Ansprache verlesen, seine geheimsten Geheimnisse offenbart wurden, — da übermannte es ihn einen Augenblick, da traten ihm die Thränen in die Augen, da rang er die Hände und rief in wahrer Verzweiflung: „O Gott, o Gott!“ aus. Dieser erschütternde Augenblick wird Denen, die ihn haben sehen müssen, unvergeßlich bleiben. Sonst aber bewahrte er immer die Haltung des gebildeten Mannes, der von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt ist.

Der Vorsitzende hat Gelegenheit genommen, Bertha Rother in den schärfsten Worten wegen ihres ungebührlichen Auftretens vor Gericht zu rügen und über sie eine Strafe zu verhängen. Diese Ungebührlichkeit ist mir entgangen, ich habe wahrscheinlich während der Zeit selbst geschrieben; aber im allgemeinen Benehmen dieses Mädchens vor Gericht habe ich Frechheit und Ungebührlichkeiten anderer Art nicht wahrnehmen können. Sie hatte das Bestreben, sich möglichst gewählt auszudrücken, und sprach auch in der That eine andere Sprache als die Ihrigen. Mag auch etwas Komödiantenhaftes dieser Diction ankleben, so konnte sie doch nicht als eine unziemliche bezeichnet werden. Während der Enthüllungen, die über ihr Vorleben gemacht wurden, war sie ganz zerknirscht und brach schließlich schluchzend zusammen, und das war keine Komödie.

Anna Rother saß gewöhnlich theilnahmlos da. Von Zeit zu Zeit flog ein Lächeln von dummer Anmuth über ihr Gesicht. Sie wechselte auffallend oft die Gesichtsfarbe, bisweilen sah sie blühend und frisch aus, bisweilen wie eine schwer Leidende.

Einen abscheulichen Eindruck machte die alte Rother, die sich während der Verhandlungen körperlich immer mehr zu vermindern schien.

Die Zeugen boten eine seltsame Mischung von hoher Bildung bis zur tiefsten Unbildung, je nachdem sie aus den Kreisen des Herrn Professors Gräf oder aus der Umgebung der Rother'schen Sippe geladen waren. Hier Wissenschafter von Bedeutung, hohe Justizbeamte, Künstler von weithallendem

Digitized by Google

Ruſe, dort Schneidermamſells, Modelle, Kutſcher, Köchinnen und polizeilich überwachte Mädchen. Die beiden jungen Leute, der Referendar und der Künſtler, die durch ihre Beziehungen zu Bertha und Anna Rother in den Proceß verwickelt waren, machten in ihren Ausſagen einen durchaus ſympathiſchen Eindruck.

Von den Vertheidigern thaten ſich die des Profeſſors Gräf, Juſtizrath Simſon durch die Vornehmheit, Wärme und überzeugungsfeſte Innigkeit, Rechtsanwalt Kleinholz durch die ſcharfe, ſchneidige Logik und formvollendete Dialektik in rühmlichſter Weiſe hervor. Auch dem Vertheidiger der Anna Rother, Rechtsanwalt Caſſel, gelang es noch, nachdem dieſe beiden hervorragenden Redner geſprochen hatten, die Sache von einer neuen Seite zu beleuchten und neue überzeugende Gründe zu Gunſten der Angeklagten in beredter Weiſe geltend zu machen. Die Vertheidiger der Bertha und der Mutter Rother, die Herren Rechtsanwälte Holz und Voigt, wurden der Natur der Sache nach in die zweite Reihe verwieſen und zeigten da einen regen Eifer, ſich ihrer undankbaren Aufgaben gewiſſenhaft zu entledigen:

Der ſchwierigſte Theil fiel dem Herrn Staatsanwalt Heinemann zu. Es muß ihm das ehrenhafte Zeugniß ausgeſtellt werden, daß er bis zum letzten Augenblicke mit allen Kräften gekämpft, daß er die Sache, die unrettbar für ihn verloren ſchien, bis zum letzten Augenblick mit Aufgebot aller Mittel, die ihm zur Verfügung ſtanden, verfochten hat. Sein ſehr langes Plaidoyer fügte in meiſterlicher Weiſe alle Momente, welche nach ſeiner Ueberzeugung die Schuld der Angeklagten erweiſen ſollten, zu einem logiſch wohlgegliederten Ganzen. Daß in dieſer fünf Stunden währenden Rede dem Herrn Staatsanwalt Einzelheiten entſchlüpft ſind, die er nach reiflicher Ueberlegung vielleicht lieber ungeſagt gelaſſen hätte, darf nicht verſchwiegen bleiben. Die Nebeneinanderſtellung der Freiſprechung eines Schuldigen mit der Verurtheilung eines Unſchuldigen, die im Fluſſe der Rede auf den Hörer wie eine Gleichſtellung wirkte, dieſe Theſe, die zu allen Rechtsanſchauungen der alten und neuen Zeit in ſchroffſtem Widerſpruche ſteht*); die Behauptung, es komme ſelten vor, daß ſich Erpreſſer an Leute heranmachen, welche gar nichts begangen haben, die ganz dazu angethan iſt, die Thatenluſt der Lumpe, die dieſes ſchmählichſte Handwerk betreiben, anzufeuern und deren Opfer, die dem Herrn Staatsanwalt von vornherein

*) Wir verweiſen auf die vielcitirte Stelle des Ulpianus (L. 5 pr. D.), eines der hervorragendſten Rechtslehrer der Römerzeit: „Absentem in criminibus damnari non debere, divus Trajanus Julio Frontoni rescripsit. Sed nec de suspicionibus debere aliquem damnari, divus Trajanus Assiduo Severo rescripsit: *satius enim esse, impunitum relinqui facinus nocentis, quam innocentem damnari.*“ Dieſe letzten Zeilen werden gewöhnlich hyperboliſch in dem volksthümlichen Satze wiedergegeben, daß es beſſer ſei, hundert Schuldige freizuſprechen als einen Unſchuldigen zu verurtheilen.

nicht ganz unverdächtig erscheinen, von der Verfolgung abzuschrecken; endlich die waghalsige Interpretation gewisser Gedichte, aus deren erotischen Ausdrücken der Herr Staatsanwalt in einer Weise, die einer der Herren Vertheidiger als „haarsträubend" bezeichnet, auf die Thatsächlichkeit gewisser unnatürlicher Ausschweifungen widerwärtigster Art geschlossen hat — das Alles sind Momente höchst bedenklicher Art, gegen die sich sicherlich sehr berechtigte Einwendungen erheben ließen. Seine Rede machte indessen im Großen und Ganzen durchaus den Eindruck, daß sie von einer tiefwurzelnden Ueberzeugung durchdrungen war. Nur eine tiefe Ueberzeugung kann ihm in der That die Stärke gegeben haben, die schwere Last, die auf ihm ruhte, zu tragen. Aber traurig ist es, daß er diese tiefe Ueberzeugung gehabt hat. Wäre er ein so guter Menschenkenner, wie er ein guter Redner und tüchtiger Jurist ist, so hätte er denjenigen Personen, die Gräf so schwer belasteten, nicht in dem Maße Glauben geschenkt, wie er es thatsächlich gethan hat. Wäre er im Stande gewesen, sich ganz in die Anschauungen eines Künstlers hineinzuversetzen und sich aus diesen heraus auch das Seltsame, schier Unbegreifliche zu erklären — hätte er anstatt einen Kühnle zu hören, den warmherzigen und edlen Worten des Professors Julius Lessing mit Andacht gelauscht und von diesem sich sagen lassen, daß es im Leben und Wirken des Künstlers Dinge giebt, von denen sich die juristische Schulweisheit nichts träumen läßt — wäre er an die Sache mit großartigeren Anschauungen herangetreten und hätte er sie von einem höheren Standpunkte aus erfaßt, so wäre dieser ganze Proceß mit seinem abscheulichen Wust, der soviel Widerwärtiges und Ekelhaftes aufgerührt hat, unterblieben.

Als eine erfreuliche Thatsache muß verzeichnet werden, daß aus diesen Verhandlungen die unerquicklichen Reibereien zwischen Staatsanwalt und Vertheidigern vollkommen ausgeschieden worden sind. Daß es bei dem entgegengesetzten Standpunkt zwischen Staatsanwaltschaft und Vertheidigern zu Meinungsverschiedenheiten kommen mußte, war natürlich unvermeidlich; aber diese kamen, dank der loyalen Haltung und den gebildeten Formen der Betheiligten, immer nur in rein sachlicher Weise zur Geltung, ohne Beimischung aller persönlichen Bitterkeit, — ein wohl zu beherzigendes Vorbild, das beiden Theilen in gleichem Maße zur Ehre gereicht.

„Ich würde es für ein Verbrechen halten, wollte ich hier nach irgend einer Richtung hin meine eigene Anschauung durchblicken lassen. Ich habe nur die Aufgabe, die Wahrheit an den Tag zu bringen und den Anforderungen, welche nach dieser Richtung hin von der Staatsanwaltschaft wie von der Vertheidigung an mich gestellt werden, möglichst gerecht zu werden."

Diese vom Vorsitzenden des Schwurgerichts, Herrn Landgerichtsdirector Boguslav Müller, in der Sitzung des 5. October ausgesprochenen Worte bezeichnen vollkommen und scharf die Haltung, die sich der Herr Vorsitzende während dieser unendlich schwierigen und verwickelten Verhandlungen einzu-

uehmen zur Pflicht gemacht hat. Die hervorragenden Eigenschaften, die Herr Landgerichtsdirector Müller bei Leitung des Dickhoff'schen Processes bewährt hat, seine vollkommene Beherrschung des massenhaften Materials, die Schärfe seiner Fragestellung bei der Beweisaufnahme, das Bestreben, alle Einzelheiten, die zur Erkenntniß der Wahrheit dienlich sein können, in das rechte Licht zu rücken, — alle diese Vorzüge sind auch bei diesem Anlasse leuchtend hervorgetreten.

Indessen: „Quid est veritas?" „Was ist Wahrheit?" haben wir uns Alle mit Pilatus zu fragen.

Bei so vollkommenen Widersprüchen in den Angaben kann Niemand, der lebt und menschlich irrt, kann kein Staatsanwalt, kein Vertheidiger, kein Vorsitzender, kein Zeuge, kein Geschworener sagen: „Das ist die objective Wahrheit." Er kann sich nur nach sorgsamer Abwägung aller in Betracht kommenden Fragen aus der Totalität heraus eine subjective Ueberzeugung bilden, die ihn vor seinem Gewissen berechtigt, zu sagen: „Das halte ich für die Wahrheit." Und die sorgsamste, ernsthafteste, gewissenhafteste Prüfung, das ehrlichste Bestreben, jede Voreingenommenheit nach der einen, wie nach der anderen Seite hin mit aller Macht von sich zu weisen, — das Alles schließt nicht aus, daß auch der gewissenhafteste Mensch sich irren kann, daß die subjectiv erkannte Wahrheit nicht die objective zu sein braucht.

Ist aber die Wahrheit nur die subjectiv erkannte, so kann auch das Bestreben, die Wahrheit an den Tag zu bringen, nicht vom Subjecte losgelöst werden. Unwillkürlich wird der Vorsitzende bestissen sein, diejenigen Punkte, die nach seiner Ueberzeugung zur Aufklärung der Wahrheit dienen können, besonders festzuhalten und hervorzuheben, diejenigen aber, die nach seiner Ueberzeugung die Wahrheit entstellen und den wahren Sachverhalt verdunkeln, nicht in dem Maße hervorspringen zu lassen, daß sie die Vorstellungen über das aus tiefster Ueberzeugung als thatsächlich wahr Angesehene verwirren können.

Mit Recht hat Herr Landgerichtsdirector Boguslav Müller es ausgesprochen, daß er es für ein Verbrechen halten würde, seine eigene Anschauung durchblicken zu lassen. Es wäre in der That ein Verbrechen gewesen, hätte er den Versuch gemacht, die Anklage abzuschwächen, oder die Vertheidigung zu beschränken. Der ehrenwerthe Vorsitzende hat vielmehr im Laufe der Verhandlungen unausgesetzt, wie er es sich mit Recht nachrühmen darf, das unverkennbare Verlangen gezeigt, die von ihm subjectiv erkante Wahrheit an den Tag zu bringen. Aber diese nothgedrungene Betheiligung an den Verhandlungen ist ohne subjective Antheilnahme ebenso undenkbar, wie irgend eine andere menschliche Handlung. Es ist rein undenkbar, daß ein Vorsitzender, der einen Zeugen seiner tiefsten Ueberzeugung nach für einen Schwindler und Lügner hält, diesen genau ebenso behandeln soll, wie einen anderen, den er als durchaus wahr und ehrlich betrachtet,

und da, wo sich die Zeugen gegenüberstehen und über denselben Punkt vollkommen von einander abweichende Aussagen machen, wird derjenige, der nach der Ueberzeugung des Vorsitzenden der ehrliche und wahrhaftige ist, einen günstigeren Stand haben müssen, als derjenige, der — ich wiederhole es immer wieder — seiner tiefsten Ueberzeugung nach die Unwahrheit spricht.

Wie also ein jeder Vorsitzende eines jeden Processes mit seinen Anschauungen und Ueberzeugungen, die er sich auf Grund der Kenntniß der Acten gebildet hat, an den Verhandlungen persönlich betheiligt ist, und wie es ihm bei dem ehrlichsten Bestreben, rein objectiv zu verfahren und lediglich der Wahrheit zu dienen, doch nie und nimmer gelingen kann, seine Persönlichkeit mit ihren Meinungen und ihren Ueberzeugungen vollkommen zu unterdrücken und vergessen zu machen, so ist es auch hier der Fall gewesen. Sicherlich hat der tüchtige und ehrenwerthe Herr Vorsitzende Alles, was in menschlichen Kräften stand, gethan, um seine Anschauungen und Meinungen über den zur Verhandlung stehenden Fall nicht durchblicken zu lassen; trotzdem hat in diesem Falle, wie in allen anderen Fällen, keiner der an dem Processe Betheiligten darüber in Zweifel sein können, welcher Art diese Anschauung des Vorsitzenden war. Darüber sind gar keine Worte zu verlieren. Die Forderung der absoluten Objectivität, der Auflösung des concreten Individuums in eine unpersönliche Abstraction würde das Begehren einer übermenschlichen Leistung in sich schließen.

Für die Verhandlungen hatte der Herr Vorsitzende wegen der Anstößigkeiten, die nothwendiger Weise zur Sprache kommen mußten, die Oeffentlichkeit förmlich ausgeschlossen, jedoch von seiner gesetzlichen Befugniß, bestimmten Persönlichkeiten die Theilnahme zu gestatten, Gebrauch gemacht. Auch die Mitglieder der Presse sind dieser Vergünstigung theilhaftig geworden. Dadurch sind die Verhandlungen thatsächlich öffentliche gewesen. Die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen ist eine der großen Errungenschaften unseres Jahrhunderts; sie ist vornehmlich im Interesse der Angeklagten als Bürgschaft einer unparteiischen Rechtspflege durchgesetzt worden; und es wäre eine große Thorheit, um eines einzelnen Falles willen, in dem diese Oeffentlichkeit vielleicht starke Unzukömmlichkeiten mit sich bringen könnte, an dem Principe selbst rütteln zu wollen. Daß der Herr Vorsitzende diese Oeffentlichkeit im weitesten Sinne zugelassen hat — denn eine größere Oeffentlichkeit als diejenige, welche die Presse bewirkt, giebt es nicht —, das beweist, daß er die weittragende Bedeutung des verhandelten Falles vollkommen erkannt hat.

Da es nun aber in seiner Befugniß liegt, für die Gesammtverhandlungen sowohl, wie auch für gewisse Einzelheiten während der Verhandlungen, die Oeffentlichkeit vollkommen auszuschließen, und da der Herr Vorsitzende von diesem Rechte auch in einem Falle Gebrauch gemacht hat — bei der

Ausstellung des Gräf'schen Märchenbildes, das nur in Gegenwart der Richter, der Geschworenen, des Staatsanwalts, der Vertheidiger und des Angeklagten Gräf gezeigt worden ist (die mitangeklagten Mitglieder der Familie Rother, die Sachverständigen und alle Zuhörer ohne irgendwelche Ausnahme waren von der Besichtigung ausgeschlossen) —, so ließe sich die Frage aufwerfen, ob es nicht wünschenswerth gewesen wäre, auch noch für andere Einzelheiten dieselbe Maßregel in aller Strenge zur Anwendung zu bringen. Ich gebe zu, daß es anstößig wirken kann, wenn im Gerichtssaale ein Kunstwerk ausgestellt wird, das eine völlig unbekleidete weibliche Gestalt zeigt, während das Modell, das zu dieser Gestalt gedient hat, auf der Anklagebank sitzt; ich begreife also vollkommen, daß Herr Landgerichtsdirector Müller im Interesse der Würde des Tribunals es für seine Pflicht erachtet hat, von dieser Schaustellung Alle zu entfernen, die entbehrt werden konnten. Wenn aber das Ansehen des Gerichts mit Recht solche Ausnahmemaßregeln erheischt, so könnte vielleicht auch die Rücksicht auf einen Angeklagten, der noch kein Verurtheilter ist, zu derselben Ausnahmemaßregel veranlassen.

Im Dasein eines jeden Menschen sind im tiefsten Herzen Verborgenheiten, die nie über die Lippen kommen sollen, und diese Lippen — „nur ein Gott vermag sie aufzuschließen". Jeder Mensch darf beanspruchen, daß diese Verborgenheiten nicht angetastet werden, Jedermann darf mit Mignon sagen:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht."

In stiller unbelauschter Abendstille schreibt er das Geheimniß wohl nieder, versiegelt es und versieht es mit der Aufschrift: „Erst nach meinem Tode zu öffnen" oder „Nach meinem Tode zu verbrennen". Wenn nun, gleichviel aus welcher Veranlassung, das Gericht in der rauhen Ausübung seiner Pflicht genöthigt ist, diesen Wunsch nicht zu respectiren, wenn es, wie in dem Falle Gräf, die geheimnißvollen Aufzeichnungen der Einsamkeit wie jedes beliebige andere Papier, wie die Postkarte der Intrau, zu den Acten heften muß, und wenn diese, für keinen Dritten bestimmten Selbstbekenntnisse zur Beurtheilung eines Falles in einer Gerichtsverhandlung verlesen werden müssen, dann, meine ich, wäre es geboten, von dem Rechte, die Oeffentlichkeit auszuschließen und keinen Ungehörigen als Lauscher zuzulassen, vollen Gebrauch zu machen. Die Oeffentlichkeit wird ausgeschlossen in den Processen wegen Landesverraths, wenn Dinge zur Sprache kommen können, die die Sicherheit des Staates zu gefährden geeignet sind. Das ist ganz in der Ordnung. Aber wie der Staat, so hat auch das Individuum den Anspruch auf seine seelische Sicherheit, und wo diese gefährdet erscheint, sollten meines Erachtens nur die unumgänglich Nothwendigen zugelassen werden.

In unliebsamer Weise ist die Unsicherheit bemerkt worden, die über den wichtigsten Punkt des Processes herrschte, nämlich über denjenigen, auf den sich die Erhebung der Anklage wegen Meineides gestützt hat. Der

Angeklagte behauptete, daß er im Termin vom 6. Juni gefragt worden sei, ob er Bertha Rother verführt und mit ihr ein Verhältniß habe? Der Vorsitzende in jenem Termin, Herr Landgerichtsdirector Bachmann, bemerkte dagegen, daß er nicht im Präsens, sondern im Perfectum gesprochen und seine Frage so gestellt habe: ob Professor Gräf ein Verhältniß mit Bertha Rother gehabt (mit Präcisirung des Verhältnisses im Sinne des Ehebruchs) und ihr erhebliche Zuwendungen an Geschenken und Geldern gemacht habe? Rechtsanwalt Bernstein, der Vertheidiger der Frau Hammermann, sagte im Widerspruch zu Beiden, daß er selbst die diesbezügliche Frage an den Angeklagten gerichtet habe, nicht der Vorsitzende; und das von Herrn Rechtsanwalt Bernstein dem Staatsanwalt vorgelegte Thema probandum betonte wiederum die Frage der „Verführung" der Bertha Rother durch Gräf. So wichen also über alle Punkte die Ansichten von einander ab. Es war aus den Aussagen der glaubwürdigen Zeugen nicht mit voller Bestimmtheit zu erkennen, was gefragt worden war und wer gefragt hatte. Und auf dieser schwankenden Unterlage ist das ganze Gebäude der Anklage errichtet worden! Aus richterlichen Kreisen haben sich daher schon vielfach Stimmen erhoben, welche die Nothwendigkeit, wichtige Zeugenaussagen durch authentische Protokolle fixiren zu lassen, nachdrücklich betonen. Inwieweit das durchführbar ist, mögen Sachverständige beurtheilen. Wir haben nur das Amt der Verzeichnung und keine Meinung.

Durch Herrn Landgerichtsdirector Müller haben wir erfahren, daß der Vorsitzende durch das Gesetz verpflichtet ist, solchen Zeugen, die in der öffentlichen Verhandlung zu einer Aussage nicht zu veranlassen sind, ihre früheren Aussagen vorzuhalten. Diese dem Vorsitzenden auferlegte Verpflichtung erscheint doch höchst bedenklich. Der Herr Vorsitzende ist sehr häufig in die Lage gekommen, die Protokolle über derartige frühere Vernehmungen der Angeklagten und Zeugen zu verlesen, „um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen". Was bleibt dem Zeugen dann anders übrig, als entweder das beschämende Eingeständniß zu machen, daß er früher gelogen hat, oder die frühere Aussage zu bestätigen?

Dadurch aber erlangen die früheren Vernehmungen eine Wichtigkeit, die sie eigentlich nicht haben sollten. Der Ungebildete und Halbgebildete sagt im Alleinsein mit dem Untersuchungsrichter, der ihm allerlei Fragen vorlegt, doch wohl das Eine oder Andere, was er nicht ganz verantworten kann. Wenn man sich die äußeren Bedingungen der Zeugenvernehmungen im Untersuchungsgericht vergegenwärtigt, die viel Zerstreuendes und wenig Feierliches haben, so kann man sich ganz gut vorstellen, daß eine solche Aussage nicht immer maßgebend zu sein und dem Willen des Aussagenden nicht immer durchaus zu entsprechen braucht. Auch das nach diesen Aussagen gefertigte Protokoll entspricht vielleicht in diesem oder jenem Punkte, der zunächst als ein ganz unwesentlicher sich kaum bemerkbar macht, aber plötzlich bei den Verhandlungen eine ungeahnte Wichtigkeit erlangen kann.

Digitized by Google

nicht ganz und gar den Absichten des Zeugen; aber er beachtet es kaum; er ist vielleicht nicht einmal im Stande, bei der Vorlesung alle seinen Unterscheidungen zu machen, er legt vielleicht gar keinen Werth darauf, ob ein Verbum im Präsens oder im Perfectum dasteht, und dieses Präsens oder Perfectum kann im Laufe des Processes ein Cardinalpunkt werden! Er unterschreibt das Protokoll, das bei größter Sorgsamkeit, bei größter Gewissenhaftigkeit des Richters auf die eben geschilderte Weise unter Umständen doch etwas Anderes enthalten kann, als der Zeuge eigentlich hat sagen wollen.

Nun aber tritt derselbe Zeuge vor das Gericht unter ganz anderen Eindrücken; das ist nicht mehr die Nüchternheit der Geschäftsstube, da fühlt er die Feierlichkeit und Würdigkeit des Ortes, da sieht er vor sich die hohen richterlichen Beamten in würdiger Amtstracht; da weiß er, daß jedes Wort welches er spricht, von einer großen Anzahl von Respectspersonen gehört wird, da fühlt er, daß jedes Wort von Wichtigkeit sein kann, und ist sich seiner Verantwortlichkeit als Zeuge, nachdem er den feierlichen Eid: „So wahr mir Gott helfe" geleistet hat, in ganz anderem Maße bewußt. Werden ihm nun da seine früheren, unter anderen, weniger feierlichen Bedingungen gemachten Aussagen verlesen, und spitzt sich die Vernehmung schließlich zu der Frage zu: „Haben Sie früher die Wahrheit gesagt?" so wird meines Erachtens die Bedeutung der eidlichen Aussage vor den Richtern und Geschworenen vermindert und bei unselbstständigen Naturen oft widerwillig zu einer einfachen Bestätigung der Aussage von dem Untersuchungsrichter herabgesetzt werden. Das erscheint mir als Laien höchst mißlich. Ich würde es für sehr förderlich halten, wenn die Aussage vor den Richtern in öffentlicher Verhandlung völlig losgelöst würde von den früheren Aussagen vor den Beamten der Polizei oder den richterlichen Beamten der Untersuchung, und wenn der Herr Vorsitzende durch das Gesetz nicht verpflichtet würde, in gewissen Fällen die früheren Protokolle zu verlesen, „um dem Gedächtniß des Aussagenden zu Hülfe zu kommen".

Die unliebsamen Einzelheiten, die auch der Laie bei diesem langen Processe hat bemerken müssen, sind auch von den Juristen wahrgenommen und namentlich von einem der Vertheidiger des Angeklagten Gräf, von Herrn Rechtsanwalt Kleinholz, mit scharfen Worten gerügt worden. „Wenn ich irgend wo die Mängel unseres jetzigen Strafverfahrens tief empfunden habe," so sagte Herr Rechtsanwalt Kleinholz gleich beim Beginn seiner Vertheidigungsrede, „so ist es bei Gelegenheit dieses Processes. Denn es kann kein richtiges Strafverfahren sein, wenn sich der Brust des händeringenden Angeklagten wiederholt die Worte entreißen: ‚Mein Gott, mein Gott!' und wenn der Angeklagte das Bildniß eines zu Tode gehetzten Wildes darbietet. Ein solches Verfahren muß entschiedene Mängel haben. Die Presse hat diese Mängel sofort bemerkt und in ganz unparteiischer Weise festgestellt, und es ist Recht und Pflicht der Presse, derartige wichtige

Dinge einer öffentlichen Beſprechung zu unterziehen. Mir ſind die Mängel unſeres Gerichtsverfahrens in dieſer Verhandlung ſo klar zu Tage getreten, daß ich mir das Gelübde abgelegt habe, dieſe Räume freiwillig nicht mehr als Vertheidiger zu betreten."

Die den Geſchworenen vorgelegten Fragen waren im Weſentlichen die folgenden:

Sie wurden gefragt: ob Profeſſor Gräf ſchuldig ſei, unzüchtige Handlungen an Kindern unter vierzehn Jahren, nämlich früher an Bertha Rother und neuerdings an Helene Hammermann, vorgenommen zu haben; ſodann ob Profeſſor Gräf in dem Hammermann'ſchen Proceſſe am 6. Juni einen Meineid geleiſtet habe; endlich: ob er durch Zureden und Verſprechungen Anna Rother zu einem Meineide in derſelben Sache angeſtiftet habe? In Betreff der Anna Rother lautete die Hauptfrage: ob ſie einen Meineid begangen, und die Nebenfrage: ob ſie die zur Erkenntniß der Strafbarkeit erforderliche Einſicht beſeſſen habe? Sodann wurde den Geſchworenen die Frage vorgelegt: ob Bertha Rother ihre Schweſter Anna zu der falſchen eidlichen Ausſage durch Zureden beſtimmt, und endlich: ob die Mutter Auguſte Rother ſich der ſchweren Kuppelei in Betreff ihrer Töchter Bertha und Eliſabeth ſchuldig gemacht habe?

Zu der Frage wegen Vornahme unzüchtiger Handlungen ſtellte der Staatsanwalt die Unterfrage: ob mildernde Umſtände vorhanden ſeien?

Die Anklage gegen Bertha hielt der Herr Staatsanwalt nicht aufrecht und empfahl den Geſchworenen, die Schuldfrage in Bezug auf Bertha Rother zu verneinen. Im Uebrigen beantragte er das Schuldig für alle Angeklagten.

Die Reden des Staatsanwalts und der Vertheidiger hatten mit kurzen Pauſen den ganzen Tag des 7. October, von Vormittags neun Uhr bis Abends halb zehn Uhr, in Anſpruch genommen. Um halb zehn gab der Vorſitzende, Herr Landgerichtsdirector Boguslav Müller, den Herren Geſchworenen in muſterhafter Objectivität die geſetzlich erforderte Rechtsbelehrung. Wenige Minuten nach zehn Uhr zogen ſich die Geſchworenen in das Berathungszimmer zurück. Es herrſchte eine kaum beſchreibliche Aufregung, als kurz nach Mitternacht die Geſchworenen, die ihre lebhafte Theilnahme an den Verhandlungen häufig durch berechtigte und ſachgemäße Fragen bekundet hatten, ihre Plätze wieder einnahmen, und der Obmann der Geſchworenen, Herr Stadtverordneter Schäfer, die Fragen und den Wahrſpruch der Geſchworenen verlas.

Die entſcheidende Frage war die dritte auf dem Fragebogen: bezüglich des Meineides, den Profeſſor Gräf im Proceſſe Hammermann nach der Anklage geleiſtet haben ſollte. Als hier die Antwort „Nein" verleſen wurde, ging eine unaufhaltſame Bewegung durch den dichtgedrängten Saal. Es war kein Beifall, es war ein wunderbarer Laut der Befreiung, der Erlöſung von einem ſchweren Druck, ein ſo allgemeines Aufathmen, daß der

Digitized by Google

Herr Vorsitzende sich genöthigt sah, die Zuhörer auf ihre Pflicht, sich einer jeden Aeußerung ihrer Ansicht zu enthalten, aufmerksam zu machen. Dann folgte ein „Nein" dem andern. Sämmtliche Schuldfragen wurden verneint. Darauf wurden die Angeklagten wieder in den Saal geführt, zum letzten Male auf jene fürchterliche Bank, auf der sie in den neun überlangen Verhandlungstagen so schreckliche Stunden hatten verbringen müssen. Es wurde ihnen der Wahrspruch der Geschworenen mitgetheilt, und während sich der Gerichtshof zurückzog, um das Urtheil der Freisprechung festzusetzen, schüttelten die Angeklagten ihren Vertheidigern dankbar die Hand, Gräf umarmte und küßte seinen alten Jugendfreund Justizrath Simson. Nach kurzer Frist wurden dann die Angeklagten in Freiheit gesetzt.

Eine ungeheure Menschenmenge wogte trotz der vorgerückten Stunde der Nacht vor dem entlegenen Gerichtsgebäude, und ihre Haltung ließ keinen Zweifel darüber, daß der Wahrspruch der Geschworenen ihren Wünschen entsprochen hat.

Es ist bei diesem Processe, wie bei jedem, der viel Aufhebens macht, sehr häufig von der öffentlichen Meinung gesprochen worden. Mit dieser unglücklichen öffentlichen Meinung macht eben Jedermann, was er will; der Eine betrachtet sie als Herrin, für den Anderen ist sie nichts als eine Magd. Sie wird als gewichtige Hülfstruppe herangezogen, wenn man sie zu seinen Zwecken gebraucht, sie wird verhöhnt, verlacht, ihr Dasein wird bestritten, wenn sie als schädlich angesehen wird. Die Frage: was ist öffentliche Meinung? ist ebenso unmöglich zu beantworten, wie die Frage: was ist Wahrheit? Es macht aber allerdings den Eindruck, als ob die Mehrheit, die man eben als öffentliche Meinung zu bezeichnen pflegt, die Freisprechung der Angeklagten mit Freuden begrüßte. Der Proceß hatte in den weitesten Kreisen eine tiefe Unbehaglichkeit hervorgerufen. Jedermann zitterte, daß er auf irgend eine Weise einmal in einen Proceß, wenn nicht als Angeklagter, so als Zeuge hineingezogen, und daß er dann in die entsetzliche Nothwendigkeit versetzt werden könnte, Dinge offenbaren zu müssen, die er bisher als tiefstes Geheimniß verborgen hatte.

Die Schuld des Hauptangeklagten hat nicht nur nicht erwiesen werden können, sondern es hat sich in dem entscheidenden Falle der Frage des Meineides, auch nach dem Wahrspruch der Geschworenen, die volle Unschuld offenbar herausgestellt. Die Befriedigung über den Ausgang des Processes hat sich dann zunächst in eine Art Verherrlichung gewandelt. Aber das dürfte sich ändern. Wenn Professor Gräf der ihm zur Last gelegten Verbrechen auch nicht schuldig ist, so ist in seinem Wesen doch Manches allzu Künstlerische, zu verfänglich Ideale, das ihm von vielen Ruhigdenkenden, Unvoreingenommenen doch stark verdacht werden wird. Ein Idealismus, der sich so stark mit dem rohesten Naturalismus verquickt, der für ihn und die Seinigen, die ihm das Liebste auf der Welt sein sollen, so verhängnißvoll werden kann, wird einer herben Beurtheilung nicht entgehen.

Einer der Herren Vertheidiger hat zwar die Goethe'ſchen Verſe auf Schiller citirt: daß auch hinter dieſem Künſtler „in weſenloſem Scheine das, was uns Alle bändigt, das Gemeine" gelegen habe. Dieſe ideale Auffaſſung dürfte indeſſen nicht allgemein anerkannt werden. Auch freier Denkende, auch Solche, die nicht auf dem Standpunkt eines engherzigen Philiſterthums ſtehen, auch Solche, die ſehr wohl begreifen, wie ein Künſtler fühlt, und die ſich ſagen dürfen, daß ſie wohl ſelbſt etwas von künſtleriſchem Empfinden im Buſen tragen, werden davon nicht ganz zu überzeugen ſein. Aber hat ihn auch ſein blauer Idealismus zu einem höchſt fragwürdigen Pactiren mit dem böſeſten Naturalismus, zu offenbaren Thorheiten und ſchweren Fehlern verleitet, er hat ſich keiner der ihm zur Laſt gelegten entehrenden Handlungen ſchuldig gemacht, und „wer unter Euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ihn".

Die
Entwickelung der deutschen Universitäten.

Von
Felix Auerbach.
— Breslau. —

I.

Seit dem Wiedererstehen des Deutschen Reiches sind auf dem geistigen Markte zwei Bücher erschienen, welche zwei der wesentlichsten Merkmale, durch die sich Bücher zu charakterisiren pflegen, mit einander gemein haben. Beide sind von Franzosen verfaßt und Beide haben unser deutsches Vaterland zum Gegenstande der Darstellung. Und doch läßt sich zwischen zwei Verstandesproducten — um diesen Ausdruck nachsichtiger Weise auf beide in Rede stehende Bücher anzuwenden — kaum ein größerer Gegensatz denken, als er zwischen den Schriften von Tissot und dem Pater Didon besteht. Der Eine von Chauvinismus und Racenhaß verblendet bis zu einem Grade, daß er jedes beliebige, von Heidelberger Studenten in übermüthiger Laune ihm aufgebundene Märchen für baare Münze nahm, wenn es ihm nur in seinen Kram hineinpaßte, wenn es nur zur Vervollständigung des Schmäh- und Spottbildes, das er um jeden Preis schaffen wollte, zu dienen geeignet war. Der Andere mit der Unbefangenheit des Lernbegierigen unseren Boden betretend und eine Begeisterung mit nach Hause bringend, welche seinen Landsleuten um so mehr imponiren muß, als sie keineswegs kritiklos ist. Der Tadel und die Verurtheilung finden bei ihm den Platz, den Lob und Anerkennung bei Tissot vergebens suchen.

Auch in Bezug auf das geistige und erziehliche Leben in Deutschland, also insbesondere in Bezug auf seine Universitäten stehen beide Autoren in krasser Diametralität. Was Tissot sagt, braucht nicht erst angeführt zu werden; gewisse Dinge verstehen sich von selbst; Didon aber legt gerade auf das deutsche Hochschulwesen das größte Gewicht seiner Autorität und empfiehlt es seiner Regierung zur Nachahmung. Er hat dabei auch in den Reihen der Vorurtheilsfreien lebhaften Widerspruch erfahren, und man kann die Argumentationen, welche diesen Widerspruch begründen, in einem, im Uebrigen sehr interessanten Aufsatze von Ernst Lavisse „Universités allemandes et françaises" in der Revue des deux mondes zusammen gestellt finden. Lavisse meint, die Uni-

versitäten hätten sich überlebt. Eine Universitas literarum gebe es doch nicht mehr: die heutigen Hochschulen zerfielen nothwendig in einzelne, durch kein gemeinsames Band zusammengehaltene Fachschulen; wozu also den äußeren Anschein erwecken, als ob dies Band doch noch bestehe? In früherer Zeit vereinigte nicht selten ein einziger Kopf Fächer, welche heutzutage einander völlig fremd geworden sind. In der berühmten Familie der Bernouilli war der eine Professor der Rhetorik und Mathematik, ein anderer trieb und lehrte Naturwissenschaften und Medicin, ein dritter schloß sogar noch zu alledem die Theologie in seinen Gedankenkreis ein. Man muß Laviſſe zugeben, daß das jetzt nicht mehr vorkommt. Man wird ihm aber nicht völlig zu folgen vermögen, wenn er fortfährt: „Gegenwärtig führen nicht mehr Philosophie und Doctrin, wie zu Hegels und Schleiermachers Zeit, sondern Utilität und praktische Brauchbarkeit die Herrschaft, auf Humboldt und Stein ist Bismarck gefolgt.“ Denn abgesehen davon, daß es gerade in Zeiten von praktischem Hauche, wie der unserigen, von großer Wichtigkeit ist, der Wissenschaftlichkeit und ihrer Universalität eine Stätte zu wahren, sprechen schon äußere Gründe in großer Zahl für die Universitäten, und in äußerst geringer für die isolirten Fachschulen. Die letzteren brächten höchstens den Vortheil größerer örtlicher Decentralisation mit sich, d. h. es ließen sich mehr Städte mit Hochschulen bedenken — ein Vortheil, der bei der großen Zahl von Universitäten, die unser Vaterland ohnedies besitzt, nicht sonderlich in's Gewicht fällt. Andererseits aber wird wer irgend deutscher Student gewesen ist, sich schwer in die Lage versetzen können, in der er sich befände, wenn er auf den ausschließlichen Umgang mit seinen Fachgenossen, mit denen er schon im Collegiensaale zusammensitzt, angewiesen wäre.

Auch in Deutschland selbst sind im Laufe des letzten Decenniums viele Stimmen laut geworden zu Gunsten gewisser Universitätsreformen. Aber die meisten derselben sprechen sich in einem ganz andern Sinne aus. Sie wollen gerade umgekehrt die Universität nicht zerlegen, sondern erweitern, derart, daß auch die Hochschulen des praktischen Lebens ihr einverleibt werden. Ein Anfang ist in dieser Richtung insofern schon gemacht worden, als mit einigen Universitäten, wie Halle und Breslau, ein landwirthschaftliches Institut verbunden worden ist. Auch gehören die pharmaceutischen Laboratorien hierher. Man kann es nur als consequent bezeichnen, wenn die Anhänger dieser Idee, zu denen beispielsweise der Chemiker Lothar Meyer gehört, nun auch die Unterbringung der Gewerbe-, Bau-, Forst- und Bergakademieen bei den Universitäten fordern; — im Gegensatz zu denen, welche aus Gründen der theoretischen Wissenschaftlichkeit eine solche Maßregel perhorresciren und den praktischen Akademieen vorschlagen, sich, wie das theilweise schon geschehen ist, ihrerseits, aber unabhängig von der Universität zu verschmelzen. Zu diesen Fürsprechern der „reinen“ Universität gehört der Namensvetter des Vorgenannten, Jürgen Bona Meyer in Bonn: und wenn man in seiner bezüglichen Schrift („Deutsche Universitätsentwickelung: Vorzeit, Gegenwart und Zukunft“) die Motive nachliest, wird man gern gewillt sein, ihm hierin beizupflichten.

Im Uebrigen liegt es nicht in der Absicht des Verfassers dieser Zeilen, sich auf derartige Zukunftsbetrachtungen, die er Berufeneren überlassen muß, des Näheren einzulassen. Seine Betrachtungen gelten vielmehr der Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Universitäten, und unterscheiden sich auch insofern von den angedeuteten, als sie, alles was Meinungssache ist außer dem Spiel lassend, nur das Thatsächliche in's Auge fassen. Dieses Thatsächliche ist interessant genug, um auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in höherem Grade, als wohl bisher geschehen, zu verdienen. Eines freilich läßt sich dabei nicht gut vermeiden, und es wird gut sein, den des ungewohnten Leser mit wenigen Worten darauf vorzubereiten. Was sich nicht vermeiden läßt, ist das Operiren mit Zahlentabellen, wenn auch, schon aus Rücksicht auf den beschränkten Raum, nur sparsam in dieser Richtung vorgegangen werden soll. Zahlen beweisen, sagt das geflügelte Wort; und man muß sich nur hüten in den Fehler zu verfallen,

Digitized by Google

vor dem ein anderes volksthümlich gewordenes Dictum mit Recht warnt: mit Zahlen Alles beweisen zu wollen. Am besten ist es, sich mit kurzen Erläuterungen der Tabellen zu begnügen: das Weitere wird sich dann der Leser, den es interessirt, ohne Schwierigkeit von selbst zurechtlegen

II.

Wenn die Zahl der Universitäten, welche das Deutsche Reich aufweist, stattlich ist gegenüber den entsprechenden Zahlen andrer Staaten, so ist sie doch klein, verglichen mit der Zahl derjenigen deutschen Orte, welche jemals im Besitze einer universellen Hochschule gewesen sind. Es geht dies aus der folgenden Tabelle hervor, welche alle Universitäten des Deutschen Reichs (in seiner historisch wechselnden Begrenzung) aufweist. Geordnet sind dieselben nach ihrem Alter, und das Jahr der Gründung ist beigefügt; außerdem bei den inzwischen eingegangenen (oder verlegten) durch Einklammerung gekennzeichneten Universitäten auch das Jahr, in welchem sie aufhörten zu bestehen. Eingeklammert sind schließlich auch diejenigen Universitäten, welche zwar noch bestehen, dem Deutschen Reiche jedoch nicht mehr angehören.

Tabelle 1.

Die Universitäten des Deutschen Reichs nach ihrem Alter.

(Prag 1348)
(Wien 1365)
Heidelberg 1386
(Köln 1388—1808)
Erfurt 1392—1816)
Leipzig 1409
Rostock 1419
(Löwen 1426)
Greifswald 1456
Freiburg 1457
(Basel 1460)
(Ingolstadt 1472—1802)
(Mainz 1477—1798)
Tübingen 1477
(Wittenberg 1502—1815)
(Frankfurt a./O. 1506—1809)
Marburg 1527
Königsberg 1544
Jena 1558
(Helmstedt 1575—1809)
(Altdorf 1578—1807)
(Graz 1586)
Gießen 1607
(Rinteln 1619—1809)
Straßburg 1621
(Salzburg 1623—1810)
(Bamberg 1648—1804)
Kiel 1665
(Innsbruck 1672)
Halle 1694
Breslau 1702
Göttingen 1734
Erlangen 1743
Münster 1764
Berlin 1810
Bonn 1818
München 1826

Hierzu kommen noch von deutschen Universitäten, welche nie zum Deutschen Reiche gehört haben, Dorpat (1632), Olmütz, Zürich (1832), Bern (1834) und Czernowitz, die jüngste und entlegenste der Schwestern, 1875 gegründet, zu einer Zeit, wo die Befestigung des Deutschthums als Pioniers der Cultur der österreichischen Regierung noch am Herzen lag.

Schon ein flüchtiger Blick auf diese Tabelle läßt die Factoren erkennen, welche auf die deutschen Universitäten schaffend und auflösend wirkten. Die Gründung der meisten unter ihnen fällt nämlich in die Zeit vom Ende des vierzehnten bis zum Beginne des siebzehnten Jahrhunderts, und das sind die Zeiten des Humanismus, des Wiedererwachens der klassischen Studien und der Reformation: während andrerseits die Auflösung sämmtlicher, nicht mehr existirenden Hochschulen in die Jahre 1798 bis 1816, also in die Zeit der von Napoleon heraufbeschworenen politischen Stürme fällt. Die damalige Neugestaltung Deutschlands brachte, und gewiß nicht zum Schaden

der Sache, alle diejenigen Universitäten zum Fall, welche zuletzt nur noch ein künstliches Dasein gefristet hatten. Auch gegenwärtig ist bekanntlich die Vertheilung der Universitäten über das Flächengebiet des Deutschen Reiches keineswegs eine gleichmäßige; während das Großherzogthum Baden zwei Hochschulen unterhält, besitzen die doppelt so großen preußischen Provinzen Posen und Westpreußen keine einzige; und während man von Gießen die Thürme Marburgs, von Halle die Thürme Leipzigs erblicken kann, muß man von Breslau fünfzig, von Königsberg sogar an hundert Meilen zurücklegen, um zur nächsten Universität zu gelangen. Die fünf Universitäten Tübingen, Freiburg, Straßburg, Basel und Zürich liegen innerhalb einer Kreisfläche, welche kleiner ist als die universitätslose Provinz Posen. Indeß scheint doch vorderhand kein Grund zu sein, Aenderungen des Bestandes vorzunehmen, zumal die nach Süden und Westen gerichtete Wanderlust der deutschen Studenten jene geographischen Differenzen zur Genüge ausgleicht: und so wird das deutsche Universitätstableau, welches seit dem Jahre 1826, seit der Gründung von München, seinen Anblick getreu bewahrt hat, dies wohl auch noch für die nächste Zukunft thun.

Des größten Nachruhms erfreut sich unter den eingegangenen Universitäten diejenige von Wittenberg, welche sich wenigstens noch im Namen der Hallenser Universität, mit der sie 1815 vereinigt wurde, erhalten hat. Mit den Namen Luther und Melanchthon, Franke und Thomasius ist sie unzertrennlich verknüpft. Als ihre Rivalin, jedoch als eine vom Erfolge im Stich gelassene, kann man Frankfurt an der Oder betrachten, welches sich mit dem Ruhme bedeckt hat, dem Ablaßkrämer Tetzel den Doctorhut auf das Haupt zu setzen, und das, nachdem es mehr und mehr an Bedeutung eingebüßt hatte, mit der ehemals jesuitischen Breslauer Universität vereinigt wurde. In ähnlicher Weise wie Wittenberg zeichnete sich das Braunschweigische Helmstädt durch Toleranz und Aufklärung aus; in analoger Weise wie Frankfurt auch Köln durch seine gegen Protestanten, Calvinisten und Juden gleichmäßig zum Ausdruck gebrachte Intoleranz. Bei den beiden zum Erzbisthum Mainz gehörigen Universitäten Mainz und Erfurt versteht sich der katholische Standpunkt von selbst. Was endlich Altdorf und Ingolstadt, die beiden im jetzigen bayerischen Gebiete gelegenen aufgelösten Universitäten betrifft, so hatte ersteres seine Blüthe im siebzehnten, letzteres im sechszehnten Jahrhundert, und es wird berichtet, daß es gegen Ende desselben 4000 Studenten — soviel wie gegenwärtig Berlin — gezählt habe. Nimmt man auch an, daß diese Zahl einigermaßen übertrieben sei, und daß an ihr eine jedenfalls nicht große Zahl von Nichtdeutschen, d. h. Reichsausländern participire, so bleibt sie doch ganz enorm für eine Zeit, zu welcher es nach ungefährer Schätzung höchstens zwölf Millionen Einwohner im Deutschen Reiche gab, und zu der die Zahl der Universitäten innerhalb desselben, wie die obige Tabelle lehrt, immerhin auf mehr als zwanzig sich belief. Es zeigt sich also schon hier, was sich später an der Hand strenger Statistik für das neunzehnte Jahrhundert noch deutlicher ergeben wird, daß nämlich die weitverbreitete Annahme, als ob unsere gegenwärtige Generation durch einen noch nicht dagewesenen Hang zum Universitätsstudium sich auszeichne, durchaus irrthümlich ist.

III.

Eine eingehendere, vergleichende Untersuchung der Verhältnisse des akademischen Studiums in Deutschland läßt sich erst für die letzten fünfzig Jahre, also gerade für den Zeitraum seit Gründung der letzten jetzt noch bestehenden Universität, anstellen, weil in der früheren Zeit eine Statistik von wissenschaftlichem Werthe weder aufgestellt worden ist, noch, bei der höchst verschiedenartigen Organisation, geistlichen oder weltlichen Zugehörigkeit, bei dem fortwährenden Auftauchen und Verschwinden von Hochschulen, mit Erfolg hätte aufgestellt werden können. Seit etwa 1830 (für einige deutsche Staaten sowie für einzelne Verhältnisse schon etwas länger) ist dies hingegen sehr wohl möglich geworden, und wir besitzen augenblicklich bereits zwei ausführliche

Schriften, welche das Material in übersichtlicher Weise zusammenstellen: „Die deutschen Universitäten" von E. Laspeyres, und „Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre" von J. Conrad.

Es giebt gegenwärtig, wie die Tabelle 1 nachweist, 21 Universitäten im Deutschen Reiche, und zwar 10 im Königreich Preußen, 3 in Bayern, 2 in Baden und je eine in Württemberg, Sachsen, Hessen, den Reichslanden, Mecklenburg und den thüringischen Staaten. Einige deutsche Staaten, insbesondere Oldenburg, Braunschweig und Anhalt besitzen keine Universität und würden auch bei ihrer geringen Bevölkerungszahl kaum in der Lage sein, eine solche zu erhalten. Nach der gegenwärtigen Einwohnerzahl berechnet, kommt im Deutschen Reiche auf etwa 2 Millionen Menschen eine Universität. Der Vergleich mit andern Ländern ist hier nicht so ganz einfach, weil der Begriff einer Universität in den verschiedenen Staaten außerordentlichen Schwankungen unterworfen ist. Am nächsten stehen in dieser Hinsicht dem Deutschen Reiche natürlich die übrigen theilweise deutschen oder stammverwandten Staaten, von denen Oesterreich 11 (darunter 5 deutsche), Holland 4, Schweden 2, die Schweiz 5 (darunter 3 deutsche) und Dänemark und Norwegen je eine Universität besitzen. Die nordischen Staaten haben also relativ gleich viel, Oesterreich relativ weniger, Holland und die Schweiz relativ mehr Universitäten. Maßgebend ist bei der sehr verschiedenen Frequenz der Universitäten freilich erst die Studentenzahl: aber auch in Bezug auf diese stehen Holland und die Schweiz voran, Oesterreich in letzter Reihe. Von den italienischen Universitäten, einstmals den Vorbildern unserer deutschen, aber im Laufe der Jahrhunderte arg degenerirt, sind in neuester Zeit einige nach deutschem Muster reformirt worden, so daß Italien jetzt etwa 10 Hochschulen von demjenigen Charakter besitzt, den wir einer Universität beilegen. Es kommt also erst auf etwa 3 Millionen Bewohner eine Universität. Die Studentenzahl beträgt etwa 12000, steht also zu derjenigen in Deutschland so ziemlich im richtigen Verhältniß. Die übrigen südromanischen Staaten Europas und Amerikas (Spanien, Portugal, Argentinien u. s. w.) tragen mit ihren zum Theil altberühmten Universitäten gegenwärtig kaum irgend etwas zur Förderung der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Erziehung bei. Was Frankreich betrifft, so macht dieses Land, worauf schon hingedeutet wurde, jetzt lebhafte Anstrengungen, Universitäten einzurichten, und zwar von zwei verschiedenen Seiten, von der kirchlichen und von der staatlichen. An Geschwindigkeit hat sich in diesem Falle die Kirche dem Staate überlegen gezeigt; sie besitzt bereits 7 freie Universitäten, während die staatlichen Pläne, von der Reorganisation der Pariser Hochschule abgesehen, noch nicht aus dem Bureau an's Licht der Welt getreten sind, sodaß ein quantitativer Vergleich mit Deutschland hier nicht möglich ist. Die russischen Universitäten stammen zum größten Theil aus diesem Jahrhundert und belaufen sich auf 10, zum Theil recht gut besuchte: indessen im Großen und Ganzen ist hier das höhere Wissenschaftsleben erst im Entstehen begriffen. Am eigenthümlichsten und nur für sich zu betrachten sind endlich die Universitätsverhältnisse in Großbritannien, wo 9, und in den Vereinigten Staaten, wo mehrere Dutzend sogenannte Universitäten bestehen — für die Zwecke unserer Vergleichung können wir dieselben in keiner Weise heranziehen, und wir wenden uns nach dieser Abschweifung wieder den Universitäten des Deutschen Reiches zu.

Was uns zunächst interessirt, ist die Gesammtheit der zu verschiedenen Zeiten immatrikulirt gewesenen Studenten. Hierüber giebt die Tabelle 2 Aufschluß. Dieselbe ist aus der großen, von Conrad gegebenen, dadurch reducirt, daß immer drei Jahre, also sechs Semester zusammengefaßt und aus den bezüglichen Zahlen die Durchschnittswerthe gebildet worden sind. Nur die erste Zahl entspricht fünf, die letzte vier Semestern. Die übrigen Perioden reichen sämmtlich von dem Sommersemester des zuerstgenannten Jahres bis zu dem in dem zuletzt genannten Jahre beginnenden Wintersemester.

Wie man den beiden ersten Columnen dieser Tabelle entnimmt, ist die Zahl der Studirenden auf den deutschen Universitäten zu Anfang der dreißiger Jahre sehr hoch, sinkt alsdann beträchtlich bis zum Anfang der vierziger Jahre, hält sich des weiteren während zweier Decennien auf fast völlig constanter Höhe, um dann später erst langsam, aber höchst rapide anzuwachsen, so daß sie bald nach dem Kriege den Stand von 1830 erreicht und überschreitet, gegenwärtig aber, nach zehn Jahren, noch um die Hälfte größer sich darstellt. Indessen geben diese Zahlen doch insofern kein richtiges Bild von dem Studireifer des deutschen Volkes, als sich im Laufe jener fünfzig Jahre die Bevölkerung des Reiches ganz wesentlich vermehrt hat, von kaum 30 auf mehr als 46 Millionen

Tabelle 2.

Absolute und relative Zahl der Studenten auf den deutschen Universitäten.

Periode	Zahl der Studenten	Ungefähre Bevölkerung des jetzigen Deutschen Reichs.	Zahl der Studenten auf je 100000 Einw.
1830 — 1832	14 808	29 872 000	50
1833 — 1835	12 014	30 581 000	40
1836 — 1838	11 511	31 676 0 0	37
1839 — 1841	11 454	32 785 000	35
1842 — 1844	11 500	33 751 000	34
1845 — 1847	11 865	34 596 000	34
1848 — 1850	11 972	35 195 000	34
1851 — 1853	12 521	35 681 000	35
1854 — 1856	12 051	36 112 000	33
1857 — 1859	11 909	37 091 000	32
1860 — 1862	12 449	38 127 000	32
1863 — 1865	13 435	39 271 000	34
1866 — 1868	13 739	40 120 000	34
1869 — 1871	13 410	40 816 000	33
1872 — 1874	15 972	41 962 000	38
1875 — 1877	17 168	43 220 000	39
1878 — 1880	20 027	44 701 000	45
1881 — 1883	23 207	46 074 000	50

(trotz der auf mehrere Millionen sich belaufenden Auswanderung). Man muß diese Volkszunahme in Rücksicht nehmen und fragen, wie viel Studirende auf eine gleich große Menge Einwohner, etwa auf deren hunderttausend, in den verschiedenen Perioden gekommen sind. Diesem Zwecke dienen die beiden letzten Spalten obiger Tabelle, und man kann aus ihr zweierlei ersehen: erstens, daß der Abfall der Studentenzahl in den späteren dreißiger Jahren ein ganz gewaltiger war, von 50 auf 34 Studenten pro 100 000 Einwohner; und zweitens, daß zwar seit dem französischen Kriege ein mächtiger Aufschwung stattgefunden hat, daß aber eben jetzt erst, in den achtziger Jahren, die relative Studentenziffer von 1830 wieder erreicht ist. Man muß also den Schluß ziehen, daß entweder die Zahl von 50 auf 100 000 keine abnorm hohe sei, oder daß sowohl gegenwärtig wie damals besondere Verhältnisse vorlagen, welche dem akade-

Digitized by Google

mischen Studium eine ausnahmsweise große Zahl junger Leute in die Arme führen. Man wird nicht lange zögern dürfen, sich für die letztere Alternative zu entscheiden. Was nämlich die Gegenwart betrifft, so ist namentlich die auf den industriellen Krach gefolgte Zeit der Erschlaffung von Handel und Gewerbe die Ursache gewesen, daß viele Väter, die sonst die Fahne des kaufmännischen Berufes in ihrer Familie hochgehalten haben würden, es nunmehr vorzogen, ihre Söhne lieber Geistliche, Juristen, Aerzte oder Lehrer, wenn nicht gar Akademiker von einer dieser Branchen werden zu lassen. Auch brachte die Neuorganisation der Verhältnisse ganz naturgemäß theils das Entstehen vieler neuer, theils das Freiwerden zahlreicher alter Stellen mit sich. Dazu kommt, daß die „studirten" Berufe jetzt endlich anfangen, die ihnen gebührende pecuniäre und Ehrenstellung in der Gesellschaft einzunehmen, so daß dem, welcher das Opfer fünf- bis achtjähriger Studienzeit bringt, während deren er seinem Vater zur Last fällt, dann wenigstens durch den Gewinn einer geachteten und, wenn auch nicht glänzend, so doch auskömmlich besoldeten Stelle entschädigt wird. Andererseits waren es die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, in denen das geistige Leben Deutschlands, man mag über die Richtung, welche es einschlug, und die Früchte, welche es getragen hat, denken wie man wolle, sich äußerst rege entfaltete. Deutschland war damals, um mit Laviſſe zu reden, in seiner geistigen Heroenperiode: der philosophische Gedankenbau Immanuel Kants hatte alle empfänglichen Köpfe inspirirt; Beethoven brach der Tonkunst eine neue Bahn, die Bahn des Kampfes und Sieges, die Bahn himmelanstürmender Ideen; Goethe war auf dem Gipfelpunkt seiner genialen Kraftentfaltung angelangt; Hegel und Schelling führten ihren zahllosen Jüngern das Bild der Welt vor Augen, wie es in ihren Köpfen sich darstellte. Und da die Politik der Regierungen die weitgehenden Hoffnungen des deutschen Volkes vernichtet hatte, warf sich sein Eifer auf das speculative Leben, auf das Gebiet der Abstraction, das ihm bei der Theilung der Erde gleichsam zugefallen zu sein scheint, und dem es stets neue Schätze abzuringen versteht. So wurde es einem Schleiermacher leicht, die Theorie der wissenschaftlichen Cultur zu schreiben und der Universität die Entwickelung des philosophischen Geistes in seiner allgemeinen, allumfassenden Natur als Lebensaufgabe hinzustellen. Als dann in den vierziger Jahren sich zeigte, daß all' dies Philosophiren für das praktische Leben keine greifbaren Früchte zeitigte, als es in den Gemüthern zu gähren begann, da war es natürlich, daß die Stätten ruhigen, wissenschaftlichen Thuns sich entvölkerten, um erst dann ihren früheren Glanz wiederzugewinnen, als das Gewünschte nach innen und außen erreicht, als nicht nur die Freiheit, sondern auch die Einheit errungen war.

IV.

Nachdem wir die Gesammtheit betrachtet, wollen wir nun zu den einzelnen Facultäten übergehen. Die Tabelle 3 giebt einen kurzen Auszug aus den bezüglichen Zahlen und zwar ist, was für unseren Zweck vollkommen genügt, jedes sechste Semester ausgewählt worden, vom Wintersemester 1830—31 angefangen, bis zum Wintersemester 1881—82, schließlich aber auch noch das darauf folgende Wintersemester 1882—83, das letzte, für welches vollständige, controlirte Zahlen augenblicklich vorliegen. Die Tabelle enthält dann noch weitere fünf Spalten, aus denen man ersehen kann, welchen procentischen Antheil in den betreffenden Semestern die einzelnen Facultäten am Gesammtstudium hatten.

Diese Tabelle ist äußerst lehrreich. Wie das Urpendel oder die Wasserwelle nicht zur Ruhe gelangen, wie jenes, am Ruhepunkt angelangt, noch auf der anderen Seite weit über ihn hinausschwingt, und wie diese, nicht befriedigt, wenn sie zur Ebene sich abgeflacht hat, sich tiefer hineinsenkt, bis aus dem Wellenberge das Wellenthal geworden ist — so verhält es sich auch im menschlichen Leben. Und die Ursache ist die gleiche im Reiche der Natur und im Reiche des Geistes. Es ist die sogenannte Träg-

heit, oder, um einen weniger vorwurfsvollen Ausdruck anzuwenden, das Beharrungsvermögen, welches Materie und Geist in gleicher Weise beherrscht. Ein Berufszweig steht leer, und mit Recht wirft sich der menschliche Geist auf diesen. Aber kraft seines Beharrungsvermögens thut er das auch dann noch, wenn durch den ungewöhnlichen Zudrang es dahin gekommen ist, daß längst alle Lücken ausgefüllt sind. Nun erst wird er sich des Anachronismus bewußt, in den er verfallen, und es folgt die Reaction, um so kräftiger, je verspäteter sie zum Ausbruch gelangt, und meist so übertrieben kräftig, daß das geschilderte Spiel von neuem sich wiederholt. Indessen wie das Pendel kraft seines Beharrungsvermögens die Uhr regulirt, wie das Auf- und

Tabelle 3.

Die Stärke der Facultäten.

Semester	Kath. Theol.	Ev. Theol.	Jur.	Med.	Phil.	Procentantheil				
	a.	b.	c.	d.	e.	a.	b.	c.	d.	e.
1830—31	1800	4221	4551	2523	2490	12	27	29	16	16
1833—34	1286	3173	3718	2658	2262	10	24	28	20	18
1836—37	907	2460	3063	2392	2465	8	22	27	21	22
1839—40	977	2282	3332	2280	2530	9	20	29	20	22
1842—43	962	2177	3326	1969	2867	9	19	29	18	25
1845—46	1057	2071	3613	1896	3059	9	18	31	16	26
1848—49	1278	1768	3917	1725	2960	11	16	32	15	26
1851—52	1326	1631	4487	2173	2758	11	13	36	17	23
1854—55	1191	1765	4016	2381	2220	10	15	33	20	20
1857—58	1218	2257	3038	2149	3230	10	19	25	18	27
1860—61	1209	2450	2448	2172	3901	10	20	20	18	32
1863—64	1119	2449	2817	2491	4253	9	19	21	19	32
1866—67	1094	2290	3184	2637	4218	8	17	24	20	31
1869—70	940	2106	3011	3016	4650	7	15	22	22	34
1872—73	862	1931	3787	3704	5238	6	12	24	23	34
1875—76	745	1565	4537	3341	6452	5	9	27	20	39
1878—79	669	1751	5105	3547	7963	4	9	27	19	42
1881—82	695	2787	5297	4795	9591	3	12	23	21	41
1882—83	757	3168	5298	5539	9455	3	13	22	23	39

Abwogen des Meeres den Menschen, der sich in seine Fluthen stürzt, erfrischt, so hat auch die Trägheit des Menschen in der Wahl seines Studiums ihr Gutes. Sie bringt einen frischeren Zug in dasselbe hinein, die Concurrenz regt den Eifer an, und die Zeit der Stagnation läßt im Stillen neue Kräfte erstehen.

Die katholische Theologie ist von der Höhe, die sie im Jahre 1830 hatte, rapide gesunken, mit einer kurzen, in die Jahre 1845 bis 1858 fallenden Unterbrechung. Im Jahre 1878 war sie auf die minimale Ziffer von 669 gefallen, bei einer katholischen Bevölkerung des Deutschen Reiches von etwa 18 Millionen. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zur Genüge bekannt; und gegenwärtig, wo der kirchenpolitische Horizont sich wenigstens einigermaßen aufgeheitert hat, beginnt die Zahl der katholischen Theologen, allerdings langsam, aber doch sichtlich zu steigen. Uebrigens ist zu beachten,

Digitized by Google

daß die Zahlen für diese Facultät nicht mit den übrigen Facultäten vergleichbar sind, weil ein großer Theil der katholischen Theologen außerhalb der staatlichen Hochschulen seine Vorbildung empfängt.

Die evangelische Theologie befand sich 1830 auf einem Wellenberge und ist einem ebensolchen augenblicklich wieder ganz nahe. Zwischen beiden erblickt man, in das Jahr 1851 fallend, ein Wellenthal, welches sich durch besondere Tiefe auszeichnet. Man ersieht dies schon daraus, daß es damals, trotz der überwiegenden evangelischen Bevölkerung, kaum mehr evangelische als katholische Theologen gab. Jetzt, im Jahre 1884, kommt auf je 8000 evangelische Einwohner ein Student der evangelischen Theologie. Bedenkt man, daß den vier Studienjahren ebensoviele Decennien Berufsthätigkeit folgen — die durchschnittliche Lebensdauer der Geistlichen ist nach den Untersuchungen der modernen Statistik eine sehr hohe, — so findet man, daß die nächste Zeit schon für weniger als tausend Personen einen Seelsorger zur Verfügung haben wird.

Die juristische und die medicinische Facultät müssen gemeinschaftlich betrachtet werden: sie gleichen zwei Personen, die sich an den beiden Enden einer Wippe befinden; während der Eine sich aufwärts bewegt, bewegt sich der Andere abwärts. Der Procentantheil, den Juristen und Mediciner zusammengenommen an der Gesammtsumme der Studirenden genommen haben, ist sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre ziemlich gleich geblieben: er schwankt blos zwischen 40 und 50 Procent. Aber im ersten Drittel dieses Zeitraumes trugen die Juristen den Löwenantheil hieran

Tabelle 4.

Procentsatz der Durchgefallenen im Assessor-Examen.

1841 — 1850	25%	1866 — 1870	22%
1851 — 1855	36%	1871 — 1875	9%
1856 — 1860	31%	1876 — 1880	12%
1861 — 1865	23%	1881 — 1883	20%

davon und wiesen beispielsweise in den Jahren 1848 bis 1852 mehr als doppelt so viele Mitglieder auf als die Mediciner: seit 1860 hingegen sind letztere den Juristen mit Macht auf den Leib gerückt und im letzten der hier registrirten Semester sogar auf's Dach gestiegen. Augenblicklich haben sie jene schon ganz beträchtlich überholt: und es scheint, daß sie für die nächste Zeit noch einen weiteren Vorsprung gewinnen werden. Ist doch die Zahl der praktischen Aerzte noch immer eher klein als groß, wenn man das ganze Land, und namentlich das platte Land betrachtet: in den Großstädten mag die wünschenswerthe Grenze freilich meist schon erreicht sein. Andrerseits feierte vor kurzem ein Jünger der Themis mit nicht ungemischten Empfindungen seine Ernennung zum tausendsten Assessor im preußischen Staate: und er wird sich einige Zeit hindurch, wenn er es nicht vorzieht, den Staatsdienst zu verlassen, mit der Freude begnügen müssen, in die Reihen seiner Vordermänner — und wohl auch Hintermänner — Breschen geschossen zu sehen. Immerhin kann er noch von Glück sagen, daß er das Examen bestanden. Denn mit dem Zudrang zur juristischen Laufbahn steht die Schwierigkeit der Staatsprüfung in directem Verhältniß. Die Statistik läßt das völlig zahlenmäßig erkennen. Wie man nämlich aus Tabelle 4 ersieht, war die Procentzahl der Durchgefallenen im Laufe der letzten vierzig Jahre überaus beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Am größten war sie in den fünfziger

Jahren, wo der Andrang ein sehr starker war; sie sank dann ganz stetig bis zum Jahre 1875, wo in Folge der neuen Gerichtsorganisation, welche in Vorbereitung begriffen war, zahlreiche Kräfte sich erforderlich machten; um jetzt, wo das Angebot die Nachfrage wiederum kolossal übersteigt, auch ihrerseits wieder rapide in die Höhe zu gehen. Da man nun nicht annehmen kann, daß verschiedene Generationen sich durch eine verschiedengradige Befähigung für die Rechtswissenschaft auszeichnen, so hat man in diesen Schwankungen eine natürliche, theils bewußt von Seiten der Examinatoren ausgeübte, theils aber selbstthätig sich vollziehende Regulation zu erblicken.

Tabelle 5.

Vertheilung der Rechtsanwälte im Deutschen Reich.

Nr.	Oberlandesgerichtsbezirk	Einwohner (in Tausend)	Anwälte	Personenzahl auf einen Anwalt (in Tausend)
1	Rostock	677	201	3,3
2	Hamburg	709	195	3,6
3	Dresden.	2973	516	5,8
4	München	1380	205	6,7
5	Braunschweig	349	45	7,8
6	Frankfurt (Main)	978	125	7,8
7	Darmstadt	936	117	8,0
8	Jena	1186	148	8,0
9	Kassel.	822	90	9,1
10	Berlin	3389	362	9,4
11	Celle	2272	216	10,5
12	Augsburg	908	84	10,8
13	Hamm	2457	208	11,8
14	Köln	3501	289	12,1
15	Stuttgart	1971	160	12,3
16	Karlsruhe	1570	124	12,7
17	Nürnberg	1144	88	13,0
18	Kiel	1127	85	13,3
19	Bamberg	1175	86	13,7
20	Naumburg.	2574	188	13,7
21	Stettin	1540	106	14,5
22	Zweibrücken	677	44	15,3
23	Breslau.	4008	260	15,4
24	Marienwerder	1339	84	15,9
25	Königsberg	1934	117	16,5
26	Posen.	1770	102	17,4
27	Oldenburg	299	16	18,7
28	Colmar	1567	60	26,1

Was übrigens die Rechtsanwaltschaft betrifft, so herrscht doch insofern vielfach eine irrige Ansicht, als dieses Berufsfach keineswegs in allen Theilen des Deutschen

Reichs gleichmäßig und zur Genüge besetzt ist. Es verhält sich einmal hier ähnlich wie bei den Aerzten: die kleineren Orte sind noch vielfach vernachlässigt; aber auch der Vergleich ganzer Landesgebiete ergiebt namhafte, zum Theil sogar gewaltige Unterschiede. In der hier folgenden Tabelle 5 sind die 28 deutschen Oberlandesgerichtsbezirke zusammengestellt, mit Angabe ihrer Einwohnerzahl (in Tausenden), ihrer Anwälte (zu Anfang des Jahres 1884/85) und der Personenzahl, auf welche ein Anwalt kommt (ebenfalls in Tausenden). Mit dem anwaltreichsten Bezirke (Rostock) beginnt die Tabelle, mit dem anwaltärmsten (Elsaß-Lothringen) schließt sie ab; in jenem giebt es verhältnißmäßig acht Mal so viel Anwälte wie in diesem. Ist nun auch zu berücksichtigen, daß je nach der Organisation der Rechtspflege in den verschiedenen deutschen Staaten ein verschieden großes Arbeitsfeld für die Anwälte vorliegt, so bleibt doch zweifellos, daß namentlich Ostdeutschland in dieser Hinsicht noch aufnahmefähig ist.

Am gewaltigsten ist der Aufschwung, den die philosophische Facultät seit 1830 genommen hat. Damals eines der schwächeren Glieder der Universität, hat sie jetzt alle anderen Facultäten weit überflügelt und umfaßt nahezu die Hälfte aller Studirenden. Sie hat diese Höhe zum großen Theile auf Kosten der theologischen Facultät erreicht. Diese letztere war in früheren Jahrhunderten und theilweise selbst noch zu Anfang des unsrigen nicht nur dem Platze nach, wie dies sich noch bis heutzutage erhalten hat, sondern auch an Ansehen, Besoldung und Beliebtheit die erste der Facultäten, sodaß Viele, welche nicht die Absicht hatten, Theologen zu werden, sich doch zeitweilig oder dauernd in ihr einschreiben ließen. Auch die Universitätslehrer zogen sie der philosophischen Facultät vor und es geschah nicht selten, daß ein Mitglied der letzteren zur ersteren überging, sobald dort eine Stelle frei wurde. Die ganze, große Schaar der angehenden Hauslehrer gehörte damals der theologischen Facultät an; jetzt wendet sich mindestens die Hälfte derselben der Philosophie zu. Dazu kommt die Bedeutung, welche in den letzten Decennien die Naturwissenschaften gewonnen haben. Die Studirenden dieser Disciplinen bildeten 1830 nach einen geradezu verschwindenden Bruchtheil der akademischen Jugend. Wie sich das geändert hat, ergiebt sich aus der kleinen Tabelle 6,, welche zahlenmäßig nachweist, welchen procentischen Antheil in verschiedenen Jahren die Jünger der „Geisteswissenschaften" und diejenigen der Naturwissenschaften an der gesammten philosophischen Facultät hatten.

Tabelle 6.

Verhältniß der Geistesforscher und Naturforscher innerhalb der philosophischen Facultät.

Jahr	Zahl der zu Grunde gelegten Universitäten	Geistesforscher (in Procenten)	Naturforscher (in Procenten)
1841	13	86,4	13,6
1851	12	80,1	19,9
1861	15	82,1	17,9
1871	19	76,8	23,2
1881	20	62,9	37,1

Während also die Naturwissenschaftler 1841 noch nicht den siebenten Theil aller Philosophen ausmachten, kommt jetzt ein starkes Drittel auf sie. Und während die

Zahl der Geistesforscher seit vierzig Jahren sich etwa verdreifacht hat, ist die der Naturforscher in dem gleichen Zeitraum auf das Zehnfache gestiegen. Hier offenbart sich der mächtige Einfluß, den die großen Mathematiker und Naturforscher, den ein Gauß und ein Humboldt, Liebig und Wöhler, Riemann und Jacobi auf den Aufschwung ihrer Disciplinen ausgeübt haben. Dazu kommt das Auftreten der höheren Realschulen auf dem pädagogischen Schauplatze und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal wurden hierdurch zahlreiche neue mathematische und naturwissenschaftliche Lehrkräfte erforderlich, andererseits lieferten die gedachten Schulen selbst, indem ihnen die Pforten der Universität wenigstens für einige Fächer (Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen) sich öffneten, neues akademisches Material. Wie gewaltige Dimensionen dieser Zufluß sehr bald annahm, läßt die Tabelle 7 erkennen, welche die Realabiturienten den Gymnasialabiturienten gegenüberstellt

Tabelle 7.

Real- und Gymnasialabiturienten auf den deutschen Universitäten.

Jahr	Real-abiturienten	Zur Universität gehende Abiturienten		Procentantheil der Ersteren
		Real-	Gymnasial-	
1869	256	4	1897	0,2
1870	419	5	2473	0,2
1871	309	15	1475	1,0
1872	425	45	2050	2,2
1873	482	89	2054	4,2
1874	514	133	1897	6,6
1875	499	115	2040	5,4
1876	532	191	2202	7,9
1877	597	248	2230	10,0
1878	662	300	2332	11,3
1879	678	333	2474	11,9

Nachdem also im Jahre 1870 das bezügliche Rescript erlassen worden war, verging zwar anfangs noch ein paar Jahre, ehe das Publikum in erheblicher Weise davon Gebrauch machte; um so schneller schwoll aber der Strom seit 1873 an, derart, daß jetzt fast die Hälfte aller Realabiturienten der Universität sich zuwendet, und daß dieselben fast den achten Theil der gesammten, den Universitäten zufließenden Studentenschaft ausmachen. Was das heißen will, begreift man, wenn man bedenkt, daß die den Realschülern offenen Fächer selbst nur etwa den vierten Theil der akademischen Jugend umfassen, daß also, wie ein einfaches Rechenexempel ergiebt, so ziemlich ebenso viele Real- wie Gymnasialabiturienten jene Fächer cultiviren. Und das im Laufe eines einzigen Jahrzehnts. Hier stehen wir vor einem der wichtigsten und schwierigsten Conflicte. Einerseits ist die philosophische Facultät überfüllt, und die aus ihr hervorgehenden Leute müssen, selbst wenn sie die Prüfung gut bestanden haben, in einigen Gegenden Deutschlands lange Zeit auf Staatsanstellung warten. Man hätte also vollen Grund, den Strom wieder einzudämmen und das den Realschülern geöffnete Thor wieder zu schließen. Andererseits aber läßt sich nicht leugnen, daß die Realschüler für die in Rede stehenden Wissenschaften oft besser vorbereitet sind, als die Gymnasialabiturienten, und daß es daher unbillig wäre, sie zurückzuweisen. Am besten

Digitized by Google

wird auch hier die Selbstregulation menschlicher Verhältnisse das Uebel beseitigen, und die neuesten Kataloge lassen in der That, wenn nicht eine Abnahme, so doch ein Gleichbleiben der Frequenz der philosophischen Facultät erkennen.

V.

Das Bild, welches die vorstehenden Angaben in kurzen Umrissen von den Facultäten und insbesondere von der philosophischen Facultät entwerfen, würde ein unvollständiges sein, wenn wir nicht am Schlusse dieses Capitels unseren Blick noch auf die, der Universität zur Seite stehenden praktischen Hochschulen wendeten. Dahin gehören die Bergakademien von Berlin (für das Königreich Preußen) und Freiberg (für das Königreich Sachsen); die land- und forstwirthschaftlichen Hochschulen, deren es jetzt inclusive der mit Universitäten verbundenen acht in Deutschland giebt, nämlich

Berlin
Breslau
Eberswalde } im preußischen Staate;
Poppelsdorf
Halle
Tharandt im Königreich Sachsen;
Aschaffenburg im Königreich Bayern und
Hohenheim = = Württemberg

(außerdem ist an der Universität Gießen in ausgiebiger Weise für diese Studien gesorgt); und drittens die, meist Gewerbe- und Bauakademien in sich vereinigenden Polytechnika. Es giebt deren neun, und zwar drei im preußischen Staate und je eine in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und Braunschweig. Wie sich diese Anstalten in den letzten fünfzig Jahren, denen sie zum größten Theil erst ihre Entstehung verdanken, entwickelt und welcher Frequenz sie sich zu erfreuen gehabt haben, läßt sich aus der Tabelle 8 ersehen, welche, um die Polytechnika gleich zu erledigen, schon hier folgt, obgleich von den Universitäten, individuell betrachtet, erst später die Rede sein soll.

Tabelle 8.

Frequenz der technischen Hochschulen seit 1833.

Durchschnitt der Jahre	Dresden	Karlsruhe	Stuttgart	Hannover	Berlin	München	Darmstadt	Aachen	Braunschweig	Summe
1833—43	268	341	300	168	—	—	—	—	—	(1500)
1843—53	261	368	252	297	524	—	—	—	—	(1900)
1853—63	261	652	223	380	642	—	—	—	—	(2200)
1863—69	402	532	583	402	945	369	—	—	—	(3500)
1869—72	366	426	653	358	1067	645	182	300	—	3997
1872—75	365	579	752	612	1343	1232	214	451	137	5685
1875—78	605	576	681	828	1613	1181	241	423	168	6316
1878—81	622	395	616	539	1212	949	187	232	191	4944
1881—82	777	299	551	354	859	821	177	180	208	4226

In der letzten, die Gesammtfrequenz angebenden Spalte haben die ersten, eingeklammerten Zahlen nur approximative Bedeutung, weil ihnen die in den vorhergehenden Spalten nicht registrirten Zahlen mit eingerechnet werden mußten, welche die Frequenz der Berliner und der Braunschweiger Anstalt vor deren eigentlicher Constituirung als technische Hochschulen (resp. Bau- und Gewerbeschulen) betreffen. Immerhin erkennt man ganz deutlich zweierlei: erstens, daß die Frequenz der Polytechnika in Deutschland in den Jahren 1833 bis 1878 sich ganz kolossal, nämlich auf das Vierfache gesteigert hat; und zweitens, daß auf diese Steigerung die natürliche, ja vielleicht sogar eine übernatürliche Reaction, bestehend in einer starken Abnahme der Frequenz, gefolgt ist. Natürlich ist diese Reaction, insofern der vorhergegangene starke Zudrang zu dem Bau- und Ingenieurfache nicht nur diese Fächer sowohl hinsichtlich der staatlichen wie in Bezug auf die privaten Stellen hinreichend versorgt, sondern auch zahlreiche überschüssige Kräfte, welche auf Anstellung warten müssen, erzeugt hat. Wir finden also hier dieselbe Erscheinung wieder, welcher wir überall, bei den Richtern und Anwälten, bei den philologischen und naturwissenschaftlichen Lehrern, in schwachen Anfängen auch bei den Aerzten, nur nicht bei den Geistlichen begegnet sind. Es ist ein allgemeines Drängen nach den „gebildeten" und den Anschauungen der modernen Zeit entsprechenden Berufszweigen, und Niemand will sich

Tabelle 9.

Die Zahl der Pharmaceuten in den letzten 50 Jahren.

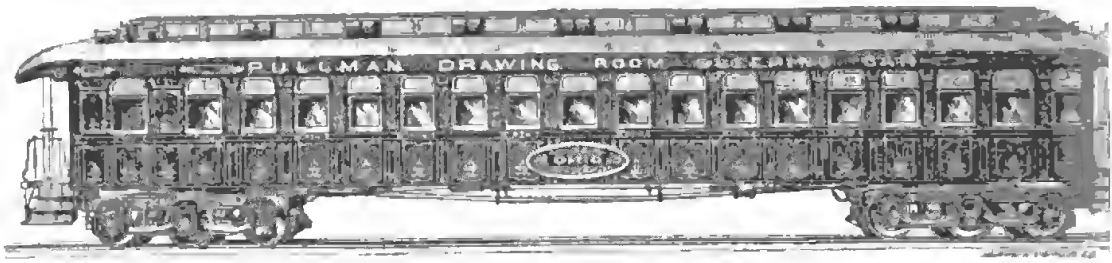
Periode	Zahl	pro 100 000 Einwohner	Periode	Zahl	pro 100 000 Einwohner
1831 — 1836	249	0,74	1862 — 1866	464	1,18
1837 — 1841	288	0,89	1867 — 1871	477	1,17
1842 — 1846	339	0,99	1872 — 1876	611	1,44
1847 — 1851	361	1,02	1877 — 1881	697	1,56
1852 — 1856	381	1,06	1881 — 1882	713	1,55
1857 — 1861	465	1,24	1882/83	773	1,67

in einer zwar bescheideneren, aber nicht minder ehrenvollen Stellung halten lassen — eine Erscheinung, die geeignet wäre, trübe Ahnungen für die Zukunft zu erwecken, wenn sich nicht eben auch hier zeigte, wie auf natürlichem Wege dafür gesorgt wird, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und so ist andrerseits, um den Faden wieder aufzunehmen, die Abneigung gegen das polytechnische Studium in den letzten Jahren zu groß geworden. Haben doch einige, mit großen Kosten eingerichtete Anstalten binnen Kurzem, wie beispielsweise Aachen, den größeren oder einen großen Theil ihrer Hörer verloren, und lag doch bei Darmstadt schon mehrmals die Absicht vor, aus Mangel an Studenten die Anstalt gänzlich eingehen zu lassen. Inzwischen ist auf diesem Gebiete eine bisher so gut wie ungekannte Disciplin, die Elektrotechnik, aufgetaucht, und bei dem allgemeinen Interesse, welches für diese sich in fast allen Kreisen der Bevölkerung kund giebt, ist zu hoffen, daß sie dazu beitragen wird, die polytechnischen Hochschulen von neuem zu bevölkern. Außerdem giebt es einen Zweig des akademischen Studiums, der sicherlich eher auf das Polytechnikum als auf die Universität gehört: die Pharmacie. Die Pharmaceuten stehen gegenwärtig auf den Universitäten ziemlich isolirt da, schon dadurch, daß ihnen das Zeugniß der Reife

Digitized by Google

mangelt oder wenigſtens nicht abgefordert wird. An den Polytechniken aber würden ſie ein ſtattliches und ebenbürtiges Glied bilden. Sind ſie doch, wie die Tabelle 9 lehrt, in den letzten 50 Jahren auf die dreifache Stärke geſtiegen, ſo daß ſie jetzt über 3 Procent der Studentenſchaft und über 8 Procent der Philoſophen ausmachen. Ihre abſolute Zahl von 773 im Winterſemeſter 1882/83 iſt ebenſo unnatürlich hoch, wie das bei den Juriſten und Philoſophen der Fall war. Da nämlich die Zahl der Apotheken in Deutſchland auch nach der neuerlich vielfach ſtattgehabten Vermehrung noch nicht 5000 erreicht (auf 10 000 Einwohner durchſchnittlich eine), ſo kann man ſich, das Lebensalter der Apotheker zu 55 Jahren geſetzt, leicht ausrechnen, daß ſchon zwei Drittel jener Zahl ausreichen würden, um den Bedarf an Apothekenbeſitzern und Gehülfen zu decken. Die übrigen 200 Aſpiranten müſſen warten. Freilich iſt der Beſitz einer Apotheke bekanntermaßen etwas, was einiges Warten verlohnt. Und andrerſeits bringt es eben dieſer große Verdienſt, den die Apotheke abwirft, mit ſich, daß ſich viele Beſitzer ſchon verhältnißmäßig frühzeitig in den Ruheſtand zurückziehen und auf dieſe Weiſe den Aſpiranten den Platz räumen.

(Schluß folgt.)



Illustrirte Bibliographie.

Geographische Umschau.

Eine Familienreise von 14000 Meilen in die Tropen und durch die Regionen der Passate, ausgeführt und geschildert von Lady Annie Brassey. Frei übersetzt von A. Helms. Mit 290 Illustrationen und 7 Karten. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

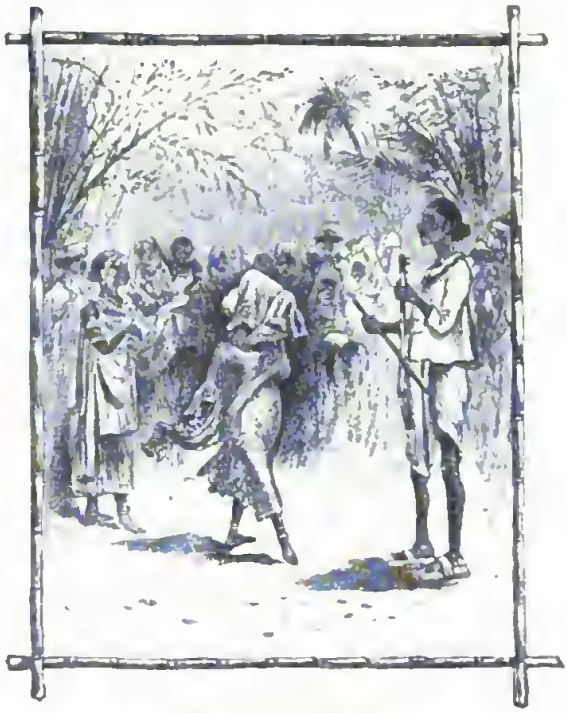
Es ist uns selten eine originellere und anschaulichere Reisebeschreibung in die Hände gekommen als diese Familienreise an Bord der Yacht „Sunbeam". Die Verfasserin, durch die früher erschienenen Schriften „Sonnenschein und Sturm im Osten" und „Eine Segelfahrt um die Welt" bereits vortheilhaft bekannt, schildert hier in der Form eines Tagebuches ihre in den Monaten September bis December 1883 auf dem Atlantischen Ocean unternommenen Fahrten; wir lernen namentlich Madeira, Trinidad, Venezuela, Jamaica, die Bahamas, Bermuda und die Azoren kennen. Es scheint, als sei der muthigen Reisenden nichts entgangen, als sei sie im Stande, mehr als andere Menschenkinder in so kurzer Zeit nicht blos mit dem leiblichen, sondern auch mit dem geistigen Auge zu erfassen. Dabei ist ihr Geplauder so liebenswürdig und so ohne jede Künstelei, daß wir mit großem Bedauern das Buch nach beendigter Lectüre bei Seite legen. Die zahlreich eingestreuten Bilderchen, von denen wir einige Proben zu geben vermögen, zeichnen sich durch eine gewisse Zierlichkeit aus, während die Kärtchen mit ihrem reichen Blumenschmuck geradezu stil- und geschmackvoll ausgestattet sind Auf S. 106 begegnet uns das wohl getroffene Portrait des Prinzen Heinrich von Preußen, und wir können es uns nicht versagen, die Bemerkung hierher zu setzen, welche die Verfasserin über ihren hohen Gast äußert: „Prinz Heinrich ist ein Seemann nicht blos dem Namen, sondern auch der That nach, einer, dem es mit seinem Berufe wirklich Ernst ist. In seiner Stellung als Lieutenant bezieht er die Wache, wie jeder Andere auch, und entwickelt den größten Eifer beim Drillen und Exerciren der Mannschaften. Capitain von Seckendorff versichert, er sei unter Allen an Bord der strammste im Dienst und gehe seinen Kameraden, bei welchen er sich einer großen Beliebtheit erfreut, mit dem allerbesten Beispiele voran. Von Sr. Königlichen Hoheit

Digitized by Google

wie auch von den übrigen Herren erfuhren wir viele Freundlichkeiten u. s. w." Wir sind überzeugt, daß sich das Buch der Lady Brassey recht viel Freunde erwerben wird.

Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner in Schilderungen von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit gegen 300 Abbildungen. 2. Auflage. Leipzig, Gustav Weigel.

Der Verfasser, ein geborener Wiener, ging schon frühzeitig auf Reisen, besuchte zunächst Westindien und Nordamerika, wo er 1876 namentlich die Rocky Mountains eingehender durchstreifte; 1880 führte ihn seine Reiseroute nach Nordafrika, wo er Marokko, Algerien und Tunesien besuchte. Nach einem kurzen Aufenthalt in London begab er sich 1882 schon wieder nach dem nordamerikanischen Continent, um die Hudsonsbayländer und die Gebiete der Assinibaine und Saskatchewan zu durchwandern.



Kulis, Tänze aufführend.
Aus: Brassey, Eine Familienreise. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

Im Sunbeam-Theater.
Aus: Brassey, Eine Familienreise. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

Nachdem er nach mehrere Monate in Canada und Manitoba verbracht hatte, kehrte er nach London zurück. Schließlich unternahm er im Winter 1883—1884 eine Reise durch Virginien, Georgien, Florida und die anderen Südstaaten, endlich nach Texas

Watkins-Glen: Die Regenbogenfälle.
Aus: v. Hesse-Wartegg.
Nordamerika.
(Leipzig Gustav Weigel.)

Digitized by Google

Washington: Das Capitol.
Aus: v. Hesse-Wartegg, Nordamerika. (Leipzig, Gustav Weigel.)

Omsk, vom Garten des Generalgouverneurs aus gesehen.
Aus: Lansdell. Russisch-Central Asien. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Digitized by Google

und Arkansas. Das vorliegende Werk, welches 1879 zum ersten Male erschien, beruht somit hauptsächlich auf eigenen Erfahrungen und Beobachtungen und unterscheidet sich dadurch gewiß vortheilhaft von modernen Sammelwerken. Es beginnt frischweg mit einer Schilderung New-Yorks: „Wie die große Metropole der neuen Welt gewöhnlich das erste Wunder ist, das der Europäer auf der Reise nach dem transatlantischen Continent von letzterem zu sehen bekommt, so sei auch das erste Capitel dieses Werkes New-York geweiht. Und wahrlich, es giebt auf der weiten Welt keinen schöneren, großartigeren Einzug, als den nach New-York, dieser Pforte der neuen Welt, dieser Millionenstadt, an Größe, Reichthum und Wichtigkeit sich nur mit zwei Städten messend, mit London und Paris.“ Wir können dem Verfasser nur beipflichten, daß er dieser bedeutendsten Stadt der neuen Welt einen verhältnißmäßig weiten Raum in seinem Buche verstattet hat; der erste Band zählt 232 Seiten, und hiervon kommen auf New-York 72 Seiten. Die weitere Bände sollen in kurzer Zeit folgen. Uebrigens standen dem Verfasser auch Beiträge von Udo Brachvogel, Bret Harte, Th. Kirchhoff, Bayard Taylor u. A. zu Gebote. Die Sprache ist einfach und klar, wenn auch etwas eintönig. Die Abbildungen sind sehr gut gelungen und vortrefflich ausgewählt, einige Proben mögen eine Anregung zur Lectüre geben.

Eine Kalmücken-Schönheit.
Aus: Lansdell, Russisch-Central-Asien. (Leipzig. Ferdinand Hirt & Sohn.)

Russisch Central-Asien nebst Kuldscho, Buchoro, Chiwo und Merw. Von Heinrich Lansdell. Deutsche Ausgabe, bearbeitet durch H. von Wobeser. Mit vielen Illustrationen u. s. w., sowie einem einzeln käuflichen wissenschaftlichen Anhang. Erster Band. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Lansdell hatte schon 1879 eine Reise nach dem asiatischen Rußland unternommen und seine Erlebnisse und Erfahrungen in dem Werke „Durch Sibirien“ eingehend beschrieben. Hauptzweck des Unternehmens war die Vertheilung von Bibeln, Tractaten und anderen religiösen Schriften in den Gefängnissen und Hospitälern. Denselben Zweck verfolgte auch die zweite Reise, welche der Verfasser im Juni 1882 antrat und in etwa sechs Monaten zur Ausführung brachte. Er beschränkte seine Thätigkeit aber durchaus nicht auf die religiösen Ziele, sondern suchte vielmehr die von ihm durchstreiften Länderstrecken nach allen Richtungen hin wissenschaftlich zu durchforschen. Bei seinen Informationen hat er, wie er selbst angiebt, vier Quellen gehabt, nämlich persönliche Beobachtungen, die er an Ort und Stelle sorgfältig niedergeschrieben hat; eine Reihe von Unterhaltungen nach einem vorher bestimmten Plane mit Bewohnern von Centralasien: officielle Statistiken und unveröffentlichte Schriftstücke, und endlich die Literatur über sein Thema. Die Reiseroute, soweit sie im ersten Bande zur Besprechung gelangt, berührte folgende wichtigere Punkte: Den Ural, Omsk, Semipalatinsk, Sergiopol, Altin-Imelek, Kuldscho und Wernoje. Das Buch ist für drei Klassen von Lesern bestimmt: für den „allgemeinen“ Leser, welcher wohl nur die fortlaufende Erzählung der eigenartigen Erlebnisse lesen wird; für den Studenten, welcher sich über die Geographie, Geologie, Thierwelt und den Pflanzenwuchs, sowie über die Eigenschaften der Bewohner, der Regierung, Sprache und Religion in dem bereisten Lande zu unterrichten wünscht; endlich für den Mann der Wissenschaft, der in einem auch

einzeln käuflichen Anhange die eingehendsten Informationen über Fauna und Flora von Russisch-Turkestan findet. Bibelkundige werden im ganzen Werke Bezugnahmen auf die biblische Geschichte entdecken, ist doch der Verfasser ebenso weit östlich von Palästina gereist wie London westlich davon liegt, und unter einer iranischen Bevölkerung, deren Gebräuche vielfach schon in den Büchern der heiligen Schrift und besonders in denjenigen Büchern geschildert werden, welche zur Zeit der Gefangenschaft der Juden geschrieben worden sind. Lansdell hat in Centralasien biblische Gebräuche angetroffen, welche sehr gut von den Kindern Abrahams eingeführt worden sein können, wenn sich nicht etwa für sie und die entsprechenden Gewohnheiten der Juden ein gemeinsamer Ursprung nachweisen läßt. Immerhin ist es interessant, den Ausführungen des Reisenden zu folgen, wie denn überhaupt das ganze Werk ein sehr werthvoller Beitrag zur asiatischen Geographie und Ethnologie zu werden verspricht. Die Ausstattung des Buches und die demselben eingefügten Illustrationen, von denen wir einige unseren Lesern vorführen können, sind, wie immer aus dem Hirt'schen Verlage, vortrefflich.

H. J.

Der deutsche Einheitstraum.

Gerade in der Stunde einer leidenschaftlichen Discussion über Fragen politischer und wirthschaftlicher Natur möchte ich den Leser auf ein Buch hinweisen, welches ihn unablässig daran mahnen wird, daß alle Meinungsverschiedenheiten, alle Streitigkeiten des Tages ihre Versöhnung finden müssen in dem Gedanken der schwer errungenen Einheit und Größe des Reiches. Zu den preisgekrönten Werken, deren Entstehung theilweise dem Verein für deutsche Literatur verdankt wird, gehört auch die Geschichte des deutschen Einheitstraumes*) von Jastrow. Die Preisrichter waren keine Geringeren als Gneist, Scherer und Weizsäcker, und es bedarf wohl nur der Erwähnung dieser Namen, um jedes vom Referenten noch zu spendende Lob als überflüssig erscheinen zu lassen.

Jastrow wendet sich mit seinen Ausführungen an die große Masse der Gebildeten, — vorzugsweise allerdings an denjenigen Theil der Gebildeten, welche vor ernstem Nachdenken nicht zurückschrecken. Sein Buch ist, im besten Sinne des Wortes, populär, aber dabei streng wissenschaftlich: es ist weder ein literarisches noch ein publicistisches, sondern will ein historisches und staatsrechtliches Werk sein. Jastrow ist auf die Frage nach der Entwickelung des deutschen Einheitsgedankens durch seine Beschäftigung mit Pufendorf geführt worden, deren Frucht eine in Gelehrtenkreisen sehr geschätzte Abhandlung über Pufendorfs Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung bildet. Der berühmte Publicist des 17. Jahrhunderts fand nämlich, als er über die Verfassung des Reiches und seiner Territorien nachdachte, einen unlösbaren Widerspruch darin, „daß sowohl jeder einzelne Theil als auch ihre Gesammtheit Staat sein sollten. Wenn mehrere Staaten in ein Verhältniß mit einander treten, so könne dies nur ein völkerrechtlicher Bund, eine Bundesgenossenschaft sein; aber jeder Versuch, über Staaten einen Staat zu machen, sei von vornherein verfehlt, er müsse eine ungeheuerliche, monströse Form ergeben." Jeder denkende Leser wird die Anwendung machen, daß nach Pufendorfs Lehre unser neues deutsches Reich ein staatsrechtliches Monstrum sein müsse: aber er wird auch sofort die Folgerung daran knüpfen, daß eben die Existenz des Reiches die gründlichste Widerlegung jener Lehre bedeute.

Diese Studien, wie gesagt, veranlaßten Jastrow, den Einheitsgedanken in frühere Jahrhunderte zurück zu verfolgen und seiner Verwirklichung in der Entwickelung des preußischen Staatswesens nachzuforschen. Und so ist das vorliegende Buch entstanden, oder richtiger, nach der Eintheilung des Verfassers drei Bücher, deren erstes von der „Vielheit", deren zweites vom „Einheitstraum", deren drittes von der „Einheit" handelt. Denn eine historische Betrachtung dieser Dinge muß davon ausgehen, daß die Zerstückelung des Reiches in eine Anzahl von Territorien und eine Unzahl souveräner Herren das Verlangen nach Einheit hervorgerufen hat. Mehr als einer der deutschen Kaiser des Mittelalters hat im Kampfe mit den Herzogthümern den Versuch gemacht, eine einheitliche politische Organisation herbeizuführen. Allein vergeblich. Selbst der

*) Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von Dr. J. Jastrow Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgem. Verein f. D. Lit.

Digitized by Google

siegreich bestandene Kampf, der zur Vernichtung der großen Herzogthümer geführt hat, schafft nicht die deutsche Einheit, sondern im Gegentheil die deutsche Vielheit. Denn es hat sich im Laufe der Zeit zwischen den König und seine Unterthanen eine Mittelgewalt geschoben, die bald als Bischof oder Abt, bald als Reichsgraf oder Fürst, oder unter irgend einem anderen Titel, danach strebt, ihr Territorium abzuschließen und „hier immer mehr und mehr die staatlichen Functionen zu üben, die früher das Reich geübt hatte". Daneben aber verfolgen sie als zweites Ziel: einen maßgebenden Einfluß auf die Reichsregierung zu erlangen. Dieser Zustand erhält gewissermaßen seine Sanction im westfälischen Frieden; er äußert sich in einer Schwäche, welche namentlich in den Beziehungen des Reiches zum Auslande in der traurigsten Weise hervortritt.

Aber bei alledem hat das deutsche Volk nicht aufgehört, sich die Sage von dem entschlafenen Kaiser zu erzählen, der im Kyffhäuser sitzt und eines Tages wiederkehren wird, um das Reich in geeinter Herrlichkeit erstehen zu lassen. Und während das Volk seine politische Sehnsucht in dieser naiven Weise zum Ausdruck brachte, wurden die höheren Klassen der Gesellschaft durch die wechselnden Theorien der Staatsrechtslehrer von Zeit zu Zeit daran gemahnt, über die Verfassungsform des Reiches nachzudenken. Allerdings — das achtzehnte Jahrhundert mit seinem weltbürgerlichen Ideal stand den Fragen nach der Beschaffenheit des heiligen römischen Reiches theilnahmlos gegenüber. Das beweist am schlagendsten die poetische Literatur jener Zeit. Singt einmal ein Dichter von Vaterland und Vaterlandsliebe, dann kann man sicher sein, daß es nur allgemeine Wendungen sind, ohne die concrete Vorstellung eines nationalen Staatswesens, meistens Reminiscenzen, welche ein treues Gedächtniß aus der Lectüre der griechischen und römischen Classiker bewahrt hat. Konnte doch selbst ein Lessing den Patriotismus „höchstens für eine heroische Schwachheit" erklären.

Erst Napoleons Auftreten führte den Umschwung herbei; als er Deutschland und Oesterreich besiegt hatte, als er sein Ideal eines Weltreiches zu verwirklichen strebte, da erst dämmerte in den besseren Köpfen die Idee eines nationalen Staates auf und man ward sich seines Werthes erst bewußt, als man das Vaterland verloren hatte. Fichte begann seine Reden an die deutsche Nation (1808) und Arndt, Rückert, Körner, Schenkendorf riefen in geharnischten Liedern das Volk zum Kampfe auf und erinnerten es an die Kaiserherrlichkeit, die einst bestanden hat.

Man war aus dem Traum erwacht und legte sich die Frage vor: auf welchem Wege gelangt man denn am besten zu einer politischen Einheit. Der Philosoph Fries war einer der ersten, welche „nicht einen schlaffen Staatenbund, sondern einen festvereinigten Bundesstaat wünschten, jedoch so, daß unsere Verfassung mit getrennten Provinzialstaaten beibehalten werde". Es würde über den Rahmen dieser Besprechung weit hinausgehen, wenn ich die politischen und staatsrechtlichen Theorien der Folgezeit (Gagern, Pfizer, Welcker, Gervinus u. A.) im Einzelnen hervorheben wollte; es genügt zu bemerken, daß das Jahr 1848 die Forderung nach einem **Bundesstaat** in der bestimmtesten Weise gestellt hat.

Wer aber sollte diese Forderung erfüllen? Es konnte kein Zweifel darüber sein, daß der preußische Staat am geeignetsten dazu war. In ebenso scharfsinniger wie durchsichtiger Weise weist Jastrow nach, wie gerade der preußische Staat in seiner Entwickelung alle diejenigen Elemente in seine Verfassung aufnahm, welche zunächst auf dem eigenen begrenzten Gebiete zu einer Einheit geführt haben, — zu einer Einheit und dadurch zugleich zu einer Stellung Deutschland gegenüber, welche fester und selbständiger war als die irgend einer anderen Macht. Es war nur eine natürliche Folge dieser Entwickelung, daß man im Jahre 1848 dem preußischen Könige die Kaiserkrone antrug. Damals glaubte er, sie ablehnen zu müssen; aber die Ereignisse der nächsten Jahre haben sie ihm auf anderem Wege zugeführt. Von jener Zeit bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes und zur Errichtung eines deutschen Reiches war noch ein schwerer Weg, aber er wurde unter der sicheren Führung Bismarcks glücklich zurückgelegt.

Die segensreichen Wirkungen der Einigung zeigen sich jeden Tag und aller Orten. Jastrow weist darauf hin, wie gerade in dem Augenblick, wo sein Buch erscheint, in Deutschland zwei Fragen erörtert werden, die so recht den „ganzen Unterschied von Sonst und Jetzt" vor Augen führen: die braunschweigische Thronfolge und die Gründung des Congostaates. Die Zeit ist vorüber, „da nach dem Tode des letzten Herzogs

von Jülich-Cleve-Berg auf der einen Seite französische, auf der anderen spanische Truppen in das unglückliche Land einzogen, da auf das Erbe der Pommernherzoge der Schwede seine Hand legte, da die Entscheidung über Schlesien in einem Weltkriege erfochten wurde und endlich — noch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts — Europa über Schleswig-Holstein einen ‚Protokollkönig' setzte. Im zersplitterten Deutschland hausten die Fremden; das geeinigte Reich ist wieder Herr im Haus geworden." Und was den Congostaat betrifft so ist auch da die Zeit vorüber, wo Spanien, Portugal, Frankreich, England und Holland die Welt in Besitz nahmen und beriethen und beschlossen, und nur das deutsche Volk nicht daran Theil hatte.

Ein Referat kann selbstverständlich den reichen Inhalt eines Buches nicht erschöpfen, in welchem noch im Einzelnen dargelegt wird, wie der nationale Gedanke in Handel und Industrie, im Justiz- und Finanzwesen, in der Post und den anderen Verkehrseinrichtungen zu einem klaren Ausdruck gelangt ist Es soll nur den Zweck haben, auf ein gehaltvolles und anregendes Buch hinzuweisen, aus dem ein echt wissenschaftlicher Sinn und ein gesunder Idealismus gleichmächtig zu Tage tritt.

S. L.

Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie.

Schäffle, Albert E. F.: Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann zur Ergänzung der „Quintessenz des Socialismus". Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Als Schäffle vor einer Anzahl Jahre in der „Quintessenz des Socialismus" eine objective Darlegung der Grundlehren des Socialismus gegeben hatte, wurde diese Schrift von der kgl. Regierung zu Oppeln auf Grund des Ausnahmegesetzes gegen die Socialdemokratie verboten. Die als Appellinstanz fungirende Reichscommission hob damals das Verbot auf. Wie recht dieselbe hatte, beweist die soeben erschienene Broschüre Schäffles: „Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie," in welcher — wie schon der Titel andeutet — eine schonungslose Kritik an der Socialdemokratie geübt werden soll.

Die Quintessenz der in Rede stehenden Schrift liegt in ihrer Kritik der volkswirthschaftlichen Ziele der Socialdemokratie. Eine ganze Anzahl von Gründen werden gegen dieselben in's Feld geführt.

Zunächst ist es — nach Schäffle — unrichtig, wenn die Socialdemokratie meint, daß Collectivproduction in einer von der Basis bis zur Spitze der socialen Pyramide demokratischen Republik sich überhaupt organisiren und regieren ließe. Schäffle wendet ein, daß die Collectivproduction nicht ohne die gemessenste Autorität und Macht der leitenden Organe von unten herauf bis zu den Centralstellen möglich sei. Die autoritäre Collectivproduction aber, welche allerdings möglich, sei undemokratisch und ohne jeden Reiz für das Proletariat.

Dann soll die Socialdemokratie etwas Unmögliches versprechen, indem sie alle Productionszweige und in jedem Productionszweig alle einzelnen Geschäfte und Producenten zu einheitlichen Körpern mit gleichmäßiger Anschreibung und Betheiligungsverrechnung der Arbeitszeiten ohne Gefährdung des Productionserfolges zusammenziehen zu können glaubt. Einerseits widerspricht dem — nach Schäffle — daß die nothwendige Voraussetzung hiervon, die Gestaltung aller Erwerbszweige als local geschlossener fabrikmäßiger Großbetriebe, für das gesammte Gebiet der Landwirthschaft nicht zutrifft. Andererseits ist ohne autoritäre Controle- und Anschreibungsorgane die Reduction der verschiedenen landwirthschaftlichen Arbeitsleistungen auf mittlere, sociale Arbeitszeit gar nicht denkbar.

Ferner wirft Schäffle dem socialdemokratischen Zukunftsstaate vor, daß die Nationalproduction arg zurückgehen, geschweige gegen den in der heutigen Wirthschaftsordnung erzielten Ertrag gesteigert werden würde. Denn letzteres könnte höchstens dann erreicht werden, wenn es gelänge, der Collectivproduction eine unerschütterliche Leitung zu geben und jedem Mitproducenten das höchste Interesse sowohl der Kostenminderung, wie der Ertragssteigerung einzuhauchen. Allein die Socialdemokratie als solche weist die zu jener Leitung erforderliche Autorität ab und kann ein Verdienst- und Straf-Prämiensystem für die Gruppe im Ganzen und für den Einzelnen innerhalb jeder Productionsgruppe nicht durchführen, so sehr dies auch eine Bedingung reichlichen Ertrages ist. Denn sonst wäre ja nicht Freiheit und nicht Gleichheit!

Digitized by Google

Auch das Versprechen der Socialdemokratie, jedem Arbeiter der Zukunftsgesellschaft genau soviel an Einkommen zu Theil werden zu lassen, als er seiner Arbeit gemäß verdient, wird von Schäffle als „reiner Aberglaube" zurückgewiesen. Denn das Verhältniß der Mitverursachung des Productenwerthes durch die Arbeit ist nicht zu ermitteln, da sich nicht ausrechnen läßt, wie viel zum Productenwerth von Seiten des Capitals und der Natur beigetragen wird.

Dann kann die Socialdemokratie nicht eine die Wirthschaftlichkeit im Dienste der Gesammtheit verbürgende Verhältnißmäßigkeit zwischen dem socialen Werth der Leistungen und dem Werth der Bezüge aus der Gemeinschaft garantiren. Gefordert werden muß — wie Schäffle erklärt — daß Derjenige obenankommt, welcher mehr für die Gesellschaft leistet; denn nur auf diese Weise kommen die Früchte des Fleißes, der Einsicht, der Treue, der Tugend, der Wirthschaftlichkeit aller hervorragenden Individuen Allen, dem ganzen Volke, zu gut. Jene Forderung ist aber aristokratisch: sie bedeutet die Aristokratie des Verdienstes, das materielle und ideelle Mehrgenießen und Hervorragen der Mehrleistenden im Interesse des Ganzen. Mit einseitiger Gleichheit, wie sie von der Socialdemokratie erstrebt wird, ist jedoch diese Verhältnißmäßigkeit, nach Schäffles Meinung, ganz unverträglich.

Endlich leugnet Schäffle daß der socialdemokratische Volksstaat auch nur entfernt die Ausdeutung der Einen durch die Anderen beseitigen könnte. Denn es läßt sich, worauf bereits hingewiesen, gar nicht streng ausrechnen, wieviel ein Jeder an der Production durch seine Arbeit Antheil genommen hat.

Schließlich würden — zufolge Schäffle — Productionskrisen auch in der Zukunftsgesellschaft nicht vermieden werden können. Die fortwährende Unruhe im Gange der Productionsleitung zusammen mit dem launischen Bedürfnißwechsel des souveränen Volkes würden eine auch nur einigermaßen genaue Anpassung der wirklichen Consumtion an die im voraus berechnete nicht zulassen. —

Die angeführten Einwände Schäffles gegen den extremen, demokratischen Socialismus fordern auch ihrerseits wie der Leser wohl selbst herausgefühlt haben wird, zur Kritik heraus. Indessen müssen wir hiervon, mit Rücksicht auf den beschränkten, uns zugemessenen Raum, absehen. Auch ist ja unsere eigentliche Aufgabe — die Analyse dessen, was uns als das Hauptsächlichste an Schäffles Schrift erschien — erfüllt.

Ein neuer Roman von Wilhelm Raabe.

Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Die neueste Schöpfung Raabes wird ohne Zweifel der begeisterten, aber — wie es uns bedünken will — noch immer wenig ausgedehnten Gemeinde der Verehrer des Dichters zahlreiche neue Jünger zuführen. Man wird nicht verkennen dürfen, daß die verhältnißmäßig kühle Aufnahme, die ein großer Theil des lesenden Publikums vielen der früheren Romane Raabes entgegenbrachte, bis zu einem gewissen Grade durch die Eigenart des Dichters selbst verschuldet war. Das Unstäte und Skizzenhafte seiner Darstellungsweise, der Mangel an Zusammenhang und Geschlossenheit im Aufbau der Erzählung erschwert bei ihm nur allzu häufig das Verständniß der Handlung, mitunter auch der Charaktere, und die seltsame Neigung des Dichters, mitten in frisch realistische Schilderungen verschwommene und abstruse Phantastereien hineinzutragen, hat nicht selten zur Folge, daß eine reine und harmonische Stimmung bei der Lectüre nicht aufkommt.

Diese störenden Eigenthümlichkeiten sind in dem neuesten Werke des Dichters glücklich vermieden oder treten doch vor den glänzenden Lichtseiten seiner Begabung völlig in den Hintergrund.

„Pfisters Mühle" ist ein von grünen Wiesen und wogenden Kornfeldern umgebenes, irgendwo in Mitteldeutschland gelegenes Anwesen, welches seit Urväterzeiten den Bauern im Dorfe und den Bäckern der nah gelegenen Musenstadt das Mehl lieferte, aber außerdem zu dem Behagen der Welt dadurch erheblich beitrug, daß es Hoch und Gering, Gelehrt und Ungelehrt, Studenten und Philistern kühles Bier gute Verpflegung und einen freundlichen schattigen Wirthsgarten darbot. Seit Jahrhunderten haben dort als Müller die „Pfister von Pfistersmühle" gesessen, und auch

der Vater des Erzählers ist nicht aus der Art geschlagen, vielmehr ein wackerer fröhlicher, lebenskluger und doch warmherziger Müller und ein bei Alt und Jung beliebter Schankwirth. Der Erzähler selbst aber ist von dem Gewerbe seiner Vorfahren abgefallen, er, der letzte Sproß des tüchtigen Geschlechtes hat sich der Wissenschaft geweiht, theils aus Neigung, theils unter dem Zwange eigenthümlicher Verhältnisse, welche — doch es wäre schade, in dieser Beziehung dem Eindrucke der Dichtung vorzugreifen. Nach dem Tode des Vaters hat er daher, dem letzten Willen desselben folgend, die Mühle an eine Actiengesellschaft verkauft, welche auf dem alten trauten Heim eine Fabrik zu errichten beabsichtigt, nur hat er sich von den Käufern ausbedungen, noch einmal auf dem Stammsitz seiner Väter ungestört die Sommerferien verbringen zu dürfen. Da haust er nun mit seinem jung angetrauten liebenswürdigen Weibe in der grünen Einsamkeit, schwelgend in den Erinnerungen der Vergangenheit von Pfisters Mühle und der Gestalten, die sie belebt, und läßt sie langsam vorüberziehen, die farbenreichen Bilder seiner Jugend. Welch köstliche Bilder! Bald scharf und plastisch, mit sorgfältigster Ausführung der Details gezeichnet, bald aus dem Nebel der Vergessenheit nur leise und verschleiert hervortretend, überall aber in vollkommener Natürlichkeit und Einfachheit gegenständlich greifbar und doch durchaus ideal, von dem Schimmer echtesten Humors durchleuchtet. Das ist das Große und Bedeutende bei Raabe, jene Schärfe und Frische der Anschauung und Auffassung, mit der er auf Schritt und Tritt Merkwürdiges findet, mit der er in den gewöhnlichsten Scenen des alltäglichen Lebens den „epischen Geist" herausfühlt. Niemals sucht er „das sogenannte Poetische, das Imaginative" zu verwirklichen, sondern stets geht sein Bestreben dahin, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, in der Welt der Gestalten die Welt der Werthe aufzusuchen.

Und so sind auch die Charaktere, die er handelnd einführt, durchaus lebensvoll und lebenswahr, trotz der seltsamen Schrullen, die ihnen zuweilen anhaften. Welch ein wundervolle Figur ist dieser Dr. A. Asche, welcher aus einem faullenzenden, verbummelten Phantasieus ein tüchtiger Mann wird, ein ganzer Mann, der unter närrischer stacheliger Schale ein weiches und warmes Herz und einen festen thatkräftigen Sinn verbirgt.

Und wie sehr aus dem Leben gegriffen, leider, ist auch das Gegenstück, der untergegangene Literat Felix Lippoldes, dem es an Geist und Witz nicht fehlte, wohl aber an pflichttreuer Energie.

Und dann der alte Rechnungsrath Schulze in Berlin, der sich zum Lustwandeln einen eigenthümlichen Ort ausgesucht hatte, nämlich einen grünen busch- und baumreichen mitten zwischen neuen modernen Architekturen gelegenen — Kirchhof. Und Samse und Jungfer Christine und alle die anderen Gestalten, deren Bilder sich aus den Erinnerungen des letzten Bewohners von Pfisters Mühle zusammenweben!

Wie bei aller Poesie vermissen wir auch bei Raabes Dichtung gern die eigentliche Tendenz. Der Wellenschlag der politischen und socialen Fragen trübt nicht die klare, Fluth das Idylls, aber eine tröstliche Gewißheit inmitten der Zeitbedrängnisse kann uns die Lectüre doch gewähren, die Gewißheit, daß wir mit Unrecht einen Rückgang von Gefühlsinnerlichkeit und Poesie durch das materielle Treiben unserer Zeit für nothwendig bedingt halten. Mit bewußter Absicht läßt Raabe seinen Helden, den Phantasieus A. Asche, Gründer und Leiter einer großartigen chemischen Fleckenreinigungsanstalt werden und ihn inmitten seines wenig poetischen Gewerbes die jugendliche Frische seiner idealen Sinnesart sich voll und ganz bewahren.

„Der richtige Mensch," sagt auf dem Sterbebette der alte Pfister, „hat am Ende auch nicht die reine Luft, die grünen Bäume, die Blüthenbüsche und das edle klare Wasser von Quell, Bach und Fluß nöthig, um ein rechter Mann zu sein." Wunderbar schön bringt diesen leitenden Gedanken das „erste Blatt" „von alten und neuen Wundern" zum Ausdruck: „Wir verlegen keine Wundergeschichte mehr in den Orient, wir haben unseren Hippogryphen um die ganze Erde gejagt und sind auf ihm zum Ausgangspunkte zurückgekommen, ohne das romantische Land gefunden zu haben. Durch die Wüste, über welcher der Vogel Roch schwebte, sind Eisenschienen gelegt, der Bach Kidron treibt Papiermühlen und an den vier Hauptwässern, in die sich der Strom theilte, der von Eden ausging, sind noch nützlichere Etablissements hingebaut.

Aber Raabe singt nichtsdestoweniger sein Schwanenlied der Romantik. Wohl

fragt auch er: „Wer hebt heute vor unseren Augen den Nebel, der auf der Vorwelt Wundern liegt?“ Aber er weiß das Zauberwort der Lösung. er findet die Antwort: „Ein leichter Hauch aus der Tiefe der Seele in diesen Nebel und er zertheilt sich auch heute noch gerade so, wie im Jahre 1788, das alte romantische Land liegt von Neuem in hellstem Sonnenschein vor uns, wir aber, mit nicht unberechtigtem Staunen erkennen, wie uns jetzt der Vorwelt Wunder, die wir in weiter Ferne vergeblich suchten, so nahe, dicht unter die Nase gelegt worden sind, im Laufe der Zeiten und unter veränderten Umständen. Und dieser Hauch aus der Tiefe der Seele weht überall aus Raabes Dichtung, aus seinen Bildern und Gestalten, aus dem Fühlen und Empfinden seiner Menschen. G. N.

Bibliographische Notizen.

Die Bilanz der Ehe. Novellistische Studien von Gustav Schwarzkopf. I. Band. Passiva. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Den Inhalt dieses Bandes bilden sechs kurze Novellen, welche die Schattenseiten der Ehe beleuchten sollen. Der Verfasser, dessen Name uns das erste Mal begegnet, ist ein vorzüglicher Beobachter der täglichen, und doch so oft übersehenen Ereignisse. Er besitzt auch die Fähigkeit, lebhaft zu schildern und durch wenige Striche treffend zu charakterisiren. Was ihm fehlt, ist das Talent der Composition. Fast allen Erzählungen dieses Bandes mangelt die Abrundung. Sie sind mehr Fragmente von Novellen, als geschlossene Kunstwerke. Und darin scheint sich der ungeübte Anfänger zu verrathen. Wenn Schwarzkopf mehr Mühe auf eine in richtige Verhältnisse getheilte Anlage seiner Erzählung verwenden wird, wird er bei dem unzweifelhaften Talente manches Gute leisten können. rl.

Aus Carmen Sylvas Leben von Natalie Freiin von Stockelberg. Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen und einem Facsimile. Heidelberg. Winter.

Unsern Lesern steht die fürstliche Dichterin noch näher, als ihren übrigen zahlreichen Freunden. Sie haben sowohl eine kleine Dichtung von Carmen Sylva selbst, wie eine Schilderung ihres Lebens und ein gutes Portrait der Königin kennen gelernt. Die hier zu besprechende Darstellung ihres Lebens wird ihre Kenntniß dieser höchst interessanten und eigengeorteten Dichternatur erweitern. Carmen Sylva stammt, wie bekannt, aus einem deutschen Fürstenhause, empfing ihre ersten Eindrücke am Rhein, ihre erste Bildung von ihrem philosophisch geschulten Vater. Sie kam dann an den Hof von Petersburg und bereiste die Schweiz und Italien. Der Tod eines kranken Bruders, den sie jahrelang treu pflegte, machte auf ihr Gemüth einen tiefen und veredelnden Eindruck. Stets war der leitende Gedanke ihres Lebens, Andern nützlich zu sein, und sie hatte schon den Plan gefaßt, Lehrerin zu werden, und schon wollte ihre Mutter für sie ein Lehrerinnen-Institut gründen, als Fürst Carl von Rumänien um ihre Hand anhielt. So wurde ihr Wirkungskreis unerworteter Weise zu dem größten, den ein Mensch finden kann; sie ward im besten Sinne des Wortes Führerin und Vorbild einem heranwachsenden Volke. Sie steht an der Spitze aller Wohlthätigkeits-Anstalten in Rumänien, übt das Protectorat über ein Erziehungs-Institut für viele hundert Mädchen und hat auch durch den Bau ihres Schlosses Sinaia diesen Ort zum Villendorf für den rumänischen Adel umgestaltet. Der Schmerz um den Verlust ihres Kindes hat ihren Dichtungen vielfach elegischen Charakter verliehen. — Dies ist in Kurzem der Inhalt der von Freundeshand geschriebenen Biographie, die das Interesse Aller finden wird, welche in Carmen Sylva die begabte Dichterin verehren. rl.

Dichtungen von Friedrich Hölderlin. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von R. Köstlin. Mit 2 Abbildungen. Tübingen, Fronz Fues (R. Fr. Fues'sche Sortimentsbuchhandlung).

Köstlins Ausgabe der Hölderlin'schen Gedichte faßt diejenigen seiner kleineren und größeren Werke vollständig zusammen, „welche von ihm in guter Zeit begonnen und wenigstens größtentheils auch vollendet wurden“. Dieser noch einem be-

stimmten Princip zusammengestellten Auswahl geht eine umfangreiche, bisweilen etwas schwerfällig geschriebene Biographie voraus, die unser Wissen über Hölderlin um manche Thatsache bereichert. Die Anordnung, welche Köstlin den Gedichten selbst gegeben hat, soll zwar auch eine systematische sein, wir können aber nicht finden, daß die von dem Herausgeber zu Grunde gelegte Eintheilung überhaupt etwas Systematisches möglich macht. An sich ist die Auswahl gut. Der schön ausgestattete Band enthält die Lyrik und den Hyperion, letzten in beiderlei Gestalten, was für das Studium Hölderlins von großer Wichtigkeit ist. Die zwei Abbildungen bieten ein Portrait von Hölderlin und das Hölderlin-Denkmal im botanischen Garten zu Tübingen. re.

Aristophanes' Werke. Uebersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Jakob Mähly. Stuttgart und Berlin, W. Spemann. I. Die Wolken. — Die Frösche.

Mähly hat sich schon durch die Uebersetzung der griechischen und römischen Lyriker, durch eine Literaturgeschichte und viele andere Arbeiten einen guten Namen gemacht. Die vorliegende Uebersetzung zweier aristophanischer Stücke, die offenbar den Anfang einer Gesammtübersetzung bilden soll, zeigt das immer wachsende Vermögen Mählys, sich in die Eigenart eines fremden Dichters hineinzuleben. Es giebt wohl kaum in der Weltliteratur einen Dichter, der schwerer zu übersetzen wäre, als Aristophanes. Mähly ist dem Original so nahe gekommen, als überhaupt der Unterschied der Sprache und der Zeiten — letztere kommen hier vielleicht noch mehr in Betracht — gestattet. Seine Uebersetzung übertrifft die vorangegangenen jedenfalls an Leichtflüssigkeit der Verse und geschickter Ausdrucksweise; über die Worttreue vermögen wir kein Urtheil abzugeben.

av.

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft. Herausgegeben von Friedrich Chrysander und Philipp Spitta, redigirt von Guido Adler. Erster Jahrgang. 1885. 1. Vierteljahr. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Wie es in der Vorrede heißt, soll der einzige Zweck der Vierteljahrsschrift der sein, der Wissenschaft zu dienen; Umfang, Methode und Ziel der Musikwissenschaft wird von Guido Adler in einem einleitenden Artikel ausführlich erörtert. In theoretischer Beziehung ist alles Aufgestellte in schönster Ordnung; in der Praxis wird die Krönung des auf Seite 16 und 17 aufgestellten Gesammtgebäudes der Musikwissenschaft wohl noch für lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Zwei Drittel des Heftes nimmt Philipp Spittas Aufsatz: Scherontes „Singende Muse an der Pleiße" ein. Die kritische Genauigkeit, mit welcher der Verfasser die 1736—45 in 4 Theilen erschienene Liedersammlung nach jeder Richtung hin untersucht, verdient das höchste Lob; mit den gewonnenen Resultaten wird man allerdings nicht durchweg übereinstimmen können. So wird z. B. die schwierige Frage, wer der eigentliche Verfasser der Sammlung sei, selbst nach Spittas minutiösen Untersuchungen nicht als unbedingt gelöst angesehen werden dürfen. — Außer den beiden erwähnten Abhandlungen enthält das Heft noch einen interessanten Artikel über die altindische Opfermusik von Fr. Chrysander, eine eingehende Besprechung von C. Stumpfs „Tonpsychologie" und bibliographische Notizen.

eb.

Franz von Löher. Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde. 1. Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Franz v. Löher gehört zu der kleinen Zahl von Gelehrten, welche zu schreiben verstehen. Seine Stellung als Universitätslehrer und seine Zugehörigkeit zu dem Kreise bedeutender Männer, welche die kunstsinnigen baierischen Könige um sich versammelten, erklären das seinen Arbeiten eigenartige Gepräge. Sein Genre ist der Essay, seine Geistesverwandten sind Karl Hillebrand, Prosper Mérimée und Hermann Grimm. Unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde" beabsichtigt er eine Anzahl seiner größeren Aufsätze zusammenzustellen, die er seit den letzten vier Decennien in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlicht hat. Auch manches bisher Ungedruckte wird darunter sein. So verschiedenartig der behandelte Stoff ist, so fernliegend zuweilen Personen und Zustände sind, denen der Verfasser seine Aufmerksamkeit schenkt, es schlingt sich um Alle, wie ein einziges Band, die Entwickelung des deutschen Vaterlandes seit den vierziger Jahren bis zur Gegenwart. Selbst derjenige, der nicht überall die Ansichten des Verfassers über

Digitized by Google

die politische und sociale Bewegung unserer Zeit theilt — auch Referent gesteht, sich mit den culturkämpferischen Neigungen von Löhers nicht befreunden zu können — wird den Muth, den Ernst, die Vorurtheilslosigkeit des Mannes, der in diesem Buche zu uns spricht, anerkennen müssen. Der Vortrag „Deutschlands Weltstellung", gehalten 1874 in der Festsitzung der bairischen Akademie der Wissenschaften, ist dem Umfang und dem Inhalte nach der bedeutendste; mit einer gewissen Genugthuung weist Löher darauf hin, daß vieles von dem, was er vor 10 Jahren als die nächsten Aufgaben unseres Volkes aufgestellt hatte, sich seitdem durch die Thatsachen bewahrheitet hat. Nächst Deutschland genießt Italien die wärmsten Sympathien der Verfassers, vermuthlich deshalb, weil es die einzige europäische Großmacht ist, mit welcher ein friedliches Zusammengehen für die Dauer ohne Collision der beiderseitigen Interessen zu ermöglichen ist. Aus der Reihe der andern Aufsätze heben wir hervor: Ein amerikanisches Urtheil über Deutschland; Russische Aussichten; Die Engländer auf Cypern; Recht und Gericht in den Vereinigten Staaten; Amerikanische Staatsmänner und das Niagaragebiet.

uf.

Die Leibeigenschaft in Rußland. Eine rechtshistorische Studie von Dr. J. Engelmann. Leipzig, Duncker & Humblot.

Diese Studie ist bereits in den Jahren 1880 und 1881 in der „Baltischen Monatsschrift" unter etwas anderem Titel erschienen. In der Buchausgabe ist ein Capitel hinzugekommen: „Ueber die Leibeigenschaft und den Gemeindebesitz." Auch im Einzelnen sind Ergänzungen und Vervollständigungen angebracht und die Quellenangaben hinzugefügt worden. Das Buch bietet zunächst eine Darstellung der Verhältnisse der Bauern bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts. Auf die Vorarbeiten russischer Forscher gestützt, entwickelt der Verfasser die vielbehandelte Frage vom Gemeindebesitz. Er sieht den ersten Keim für die Entwickelung des Gemeindebesitzes in einer Maßregel Iwans des Grausamen, welcher anordnete, daß die Aeltesten für die Steuer der Gemeinde und die Gemeinde wiederum für die Aeltesten zu haften hätten. Im nördlichen Rußland wurde der Gemeindebesitz erst im vorigen Jahrhundert eingeführt. Wie wichtig diese von gründlicher Gelehrsamkeit unterstützte Darstellung des Verfassers ist, erkennt Jeder, dem nicht ganz fremd ist, welche Rolle der sogenannte Gemeindebesitz noch heute in der Theorie der Slavophilen spielt. Diese hypernationale Partei betrachtet ihn als eine Hinterlassenschaft aus vorhistorischer Zeit und als etwas specifisch Slavisch-Russisches, das wiederzuerstreben sei, um auf diese Weise einen Damm gegen den übermächtigen Einfluß des „faulen Westens" zu gewinnen. In Engelmanns Buche erhalten wir eine schon lange erwünschte Belehrung über einen der wichtigsten Factoren zur Kenntniß Rußlands.

av.

Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Von diesem ausgezeichneten Sammelwerk, über das wir bereits in einem größeren Aufsatz gesprochen haben, sind neuerdings erschienen: Hans Sachs Werke. Zwei Theile. Herausgegeben von Dr. Arnold. Die Einleitung enthält die Biographie und die chronologische Uebersicht der Spruchgedichte. 78 Seiten. Der zweite Band eine Abhandlung über die dramatische Thätigkeit und die Bearbeitung von Hans Sachs. Facsimiles von Manuscripten der ersten Ausgaben, zahlreiche Holzschnitte aus der Zeit und ein ausgezeichnetes Wortregister verleihen diesem Werke besonderen Reiz und Werth. — Ferner Wielands Werke. Dritter Theil. Geschichte der Abderiten. Herausgegeben von H. Pröhle. — Endlich: Narrenbuch. Enthaltend die Werke des Kalenbergers, des Peter Leu, den Neithard Fuchs, Salomon und Markolf und Bruder Rausch. Herausgegeben und erläutert von Felix Bobertag. Mit den Facsimiles der scherzhaften alten Holzschnitte und einem Wortregister.

Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses von Gertrudis der Mutter Heinrichs des Löwen bis auf Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg von Carl Steinmann. Braunschweig, Goerlitz und zu Puritz.

Die große Bedeutung des Welfenhauses für die Entwickelung des deutschen Reichs in der zweiten Hälfte des Mittelalters und in den beiden letzten Jahrhunderten verleihen dem angegebenen Buche

ein mehr als locales Interesse. Mit großem Eifer hat der Verfasser alle Grabstätten der Welfen ausfindig gemacht und entweder selbst Nachforschungen angestellt oder durch Bekannte anstellen lassen. Die Sepulcralinschriften werden im Wortlaut mitgetheilt und daran knüpfen sich genealogische Untersuchungen. Da die Gräber ausführlich beschrieben werden und auf die Baugeschichte der sie bergenden Kirchen vielfach Rücksicht genommen wird, so findet auch der Kunsthistoriker mancherlei werthvolles Material darin. Die Anlage und Ausstattung des Buches kann ähnlichen Localpublicationen zum Muster dienen.

sl.

La morale dans le drame, l'épopée et le roman par Lucien Arréat. Paris, ancienne librairie Germer Baillière et Cie. Felix Alcan, editeur 1884. Oct. 219 S.

Der Verfasser dieser interessanten Studie, der schon mehrere Werke vorausgehen, Lucian Arréat, in der Provence geboren, früher Schüler Comtes und Littrés, jetzt einer der bedeutendsten Mitarbeiter der bekannten „Revue philosaphique" von Th. Ribot, bemüht sich in der vorliegenden Monographie, die sittlichen Ideen an den Erzeugnissen der Dichtung zu prüfen. Er führt den Begriff der sittlichen Verpflichtung auf eine Summe von Vorstellungen zurück, die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet haben und dem Individuum durch Erziehung übermittelt werden. Nach Arréats Darlegung kann der Inhalt der Pflicht verschieden sein, während die Kraft der Verpflichtung immer dieselbe ist. Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt der Verfasser das Gewissen, die Reue, die sittlichen Conflicte u. s. w. Die acht Capitel seines Buches behandeln den Ursprung der sittlichen Thätigkeit, den Gegenstand der Pflicht, das Gebot der Sittlichkeit, die sittlichen Conflicte (Hauptabschnitt des Werkes), Rache und Reue, die poetische Gerechtigkeit, den Naturproceß des Willens, endlich Vergeltung und ewiges Leben.

Es ist außerordentlich lehrreich zu sehen, wie Arréat die Werke der Dichtung aller Nationen und Zeiten verwerthet hat. In den altgriechischen Dichtungen findet er eine Moral, die in ihrer primitiven Einfachheit mit dem wirklichen socialen Leben Hand in Hand geht. In Shakespeares Werken interessirt ihn die Tiefe der psychologischen Beobachtung. Die deutsche Dichtung zeigt ihm die Einheit der philosophischen Kritik mit der poetischen Erfindung. Von demselben Gesichtspunkt aus betrachtet er die französische Literatur. So vergleicht er den ethischen Gehalt der Tragödien von Racine mit dem theologischen und politischen System Bossuets, Schillers Dramen im Zusammenhang mit der Lehre Kants, Senecas Trauerspiele in ihrer Beziehung zur Moral der Stoiker. In gleich universellem Sinne faßt er das Nibelungenlied, die Edda, die altindischen Epen, das spanische Theater u. A. auf. Vor Allem bietet ihm der moderne französische Roman, insbesondere die naturalistische Richtung, den reichsten Stoff zu seinen Beobachtungen: und hier wird das Werk Arréats keinen Leser unbefriedigt lassen, weil der Verfasser überall aus der Fülle schöpft. — Wenn er auch die Werke der Dichtung nicht kritisirt — und hierin liegt seine feine philosophische Discretion — so ist doch seine Studie geeignet, der literarischen Kritik eine neue Richtung zu geben, die dem Geiste der Philosophie gerecht wird.

H. Gering.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Assessor Kranichs Briefe aus dem Jenseits. Mitgetheilt vom Adressaten Mac Clown. Berlin, Siegfried Cronbach.

Brandes, Georg, Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen. Mit dem Bildnisse Ludwig Holbergs in Holzstich. Berlin, Robert Oppenheim.

Das neue Jahrhundert. Quartalschrift für innere Cultur. Herausg. von H. Eichborn. 1885. Heft II. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Der Chorgesang, Zeitschrift für die gesammten Interessen der Sangeskunst mit besonderer Berücksichtigung der Gemischten Chöre, Männer- und Frauen-Gesangvereine. Her. von A. W. Gottschalg. Heft 1.

Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Lief. 4, 5. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrh. in Nnndrucken herausg. von Bernhard Seuffert. 22. Freundschaftliche Lieder von I. J. Pyra und S. G. Lange. Heilbronn, Gebr. Hennluger.

Die letzten Comilli. Trauerspiel in 5 Acten und einem Vorspiele. Von dem Verfasser des Romans „Julia Festilla“. Salzburg, H. Kerber.

Dirichlet, Walter Lejeune. Das verdammte Geld! Nach dem Französ. des Bastiat für die deutsche Gegenwart bearbeitet. Zweite Auflage. Walther & Apolant.

Duruy, V., Geschichte d. römischen Kaiserreichs. Aus d. Französ. Uebersetzt von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Lfg. 18—20. Leipzig, Schmidt & Günther.

Eichborn, Hermann. Neue Quellen. Dichtungen Uebekannter. Grossenhain i. S. Baumert & Ronge.

Ellinger, Georg, Alceste in der modernen Literatur. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.

Ellis, Bernard, Aus England. Aphorist. Skizzen über Land und Leute. Hannover. Hahn'sche Buchhandlung.

Firlifimini und andere Curiosa. Herausg. von Ludwig Geiger. Berlin, Robert Oppenheim.

Franco-Gallia. 1885. April bis September (Heft 4—9). Wolfenhüttel, Jul. Zwissler.

Grubs, A. W., Alpenwanderungen. Fahrten auf hohe und höchste Alpenspitzen. Leipzig, Eduard Kummer. 1. Lief.

Gayer, Eduard, Das Hotelwesen der Gegenwart. Lief. 2 bis Schluss. Zürich, Orell Füssli & Co.

Heilwald, Friedrich von, Amerika in Wort und Bild. Lfg. 51—55. Leipzig, Schmidt & Günther.

Hevesi, Ludwig, Neues Geschichtenbuch. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Hillebrand, Karl, Zeiten, Völker und Menschen. VII. Band. Culturgeschichtliches. Herausg. von Jessie Hillebrand. Mit dem Bildnisse des Verfassers u. d. Büste von Adolf Hildebrand in Florenz. Berlin, Robert Oppenheim.

Hofmann, Dr. Ernst, Die Schmetterlinge Europas. Stuttgart, C. Hofmann'sche Verlagshandlung (A. Bleil).

Horatius. Des Qu. H. Flaccus Oden. In den Versmaassen der Urschrift übers. und nach dem Inhalte geordnet von Carl Bruch. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Kalender für Musiker und Musikfreunde. 1886. Herausg. von Gustav Damm. Hannover, Steingräbers Verlag.

Kerpeles, Gustav, Geschichte der jüdischen Literatur. Berlin, Robert Oppenheim. Erste Lieferung.

Klein, Dr. Theo. H., The Home Journal. No. 1, Berlin, Fincke & Naeter.

Kolb, G. Fr., Culturgeschichte der Menschheit. Lieferung 13. 14. Leipzig, A. Felix.

Lansdell, H., Russisch - Central - Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Deutsche Ausgabe bearb. durch H. v. Wobeser. Mit vielen Illustr. Band II. Leipzig, Hirt & Sohn.

Lupus, Dr. B., Die Stadt Syrakus im Alterthum. Eine historisch-topographische Skizze. Nebst einer Karte. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel Nachfolger.)

Lustige Fahrten des Grafen von und zu Dattenberg. Berlin, Siegfried Cronbach.

Maurer, Dr. Karl, Englische Synonymik für Schulen. Zweite gänzl. neu bearbeitete Auflage. Köln, C. Roemke & Cie.

Mnemosyne. Organ für Gedächtnisskunst. In zwanglosen Heften herausg. von C. T. Mannsberger in Glauchau. Lief. 4—8. Leipzig und Berlin, Julius Klinkhardt.

Munding, Dr. Karl, Die Lügen des socialistischen Evangeliums. Stuttgart, Levy & Müller.

Myllus, Otfrid. Amor im Walde. Roman in drei Bänden. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Müller, Wilhelm, Generalfeldmarschall Graf Moltke 1800—1885. Volks-Ausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.

New-York. Verhandlungen des Deutschen Gesellig - Wissenschaftlichen Vereins. IX. — Vorträge und Discussionen gehalten vor dem D.G.W.V. von New-York. Vom Juni 1870 bis April 1885.

Ohnet, Georges, Der Steinbruch. Roman in zwei Bänden. Autor. Uebers. aus d. Franz. von J. Linden. Stuttgart. (Engelhorns Allgem. Romanbibliothek. Zweiter Jahrgang. Bd. 2.)

Orthodoxismus, Der, vor der Wissenschaft. Offenes Sendschreiben an Herrn Professor Conrad Hermann in Leipzig. Hamburg, König & Schulz.

Perthes, Justus, 1785—1885. Zur hundertjährigen Jubelfeier nach gedrucktem und ungedrucktem Material zusammengestellt und seinen Mitarbeitern in Dankbarkeit gewidmet. Gotha, Justus Perthes.

Revue internationale. Florence, Tome VIème, Livr. 4, 5. 6.

Rinck, H. W., Vom Zustand nach dem Tode. Basel, Ferd. Riehm.

Saar, Ferdinand von, Thassilo. Tragödie in fünf Acten. Heidelberg, Georg Weiss.

Scheefer, Theodor, Was ist Freimaurerei? Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Mit 300 Illustrationen. Lieferung 25—30. (Schluss.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Seyppel, C. M., Schmidt und Smith in Lüderitzland. Hottentottisches Blaubuch mit 118 Kritzeleien. Düsseldorf, Felix Bagel

Siegfried, Zeitschrift für volksthümliche Dichtung und Wissenschaft. 1885. 7. 8. Heft. Beerfelden, Moinhards Verlag.

Spielhagen, Friedrich, An der Heilquelle. Novelle. Leipzig, L. Staackmann.

Svoboda, Dr. Adalbert, Kritische Geschichte der Ideale. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 4. 5. Lieferung.

Szczepanski, F. von, Rossica & Baltica. Verzeichniss der in und über Russland und die baltischen Provinzen im Jahre erschien. Schriften in deutsch, franz. und engl. Sprache. 1. Jahrgang. Reval, Lindfors' Erben.

Veredarius, O., Das Buch von der Weltpost. Siebentes Heft. Berlin, Herm. J. Meidinger.

Wegener, Bernhard, Strandgut. Vier Novellen: Peter Jürgens. Drei Briefe. Heimliches Gewerbe. Zwischen zwei Herzen. Berlin, Richard Wilhelmi.

Wallioth, W., Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1885er. Frische Füllung 1885er.

Täglicher Versand

Quellen
und
Wärmegrade.

lel . . .	58.20 R.
brunn .	44.50 R.
sbrunn. .	44.60 R.
sienbrunn .	48.30 R.
unn . . .	49.30 R.
lbrunn . .	39.00 R.
Kronquelle	28.90 R.
squelle . .	47.00 R.
r Karls-Qu.	34.70 R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*
} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

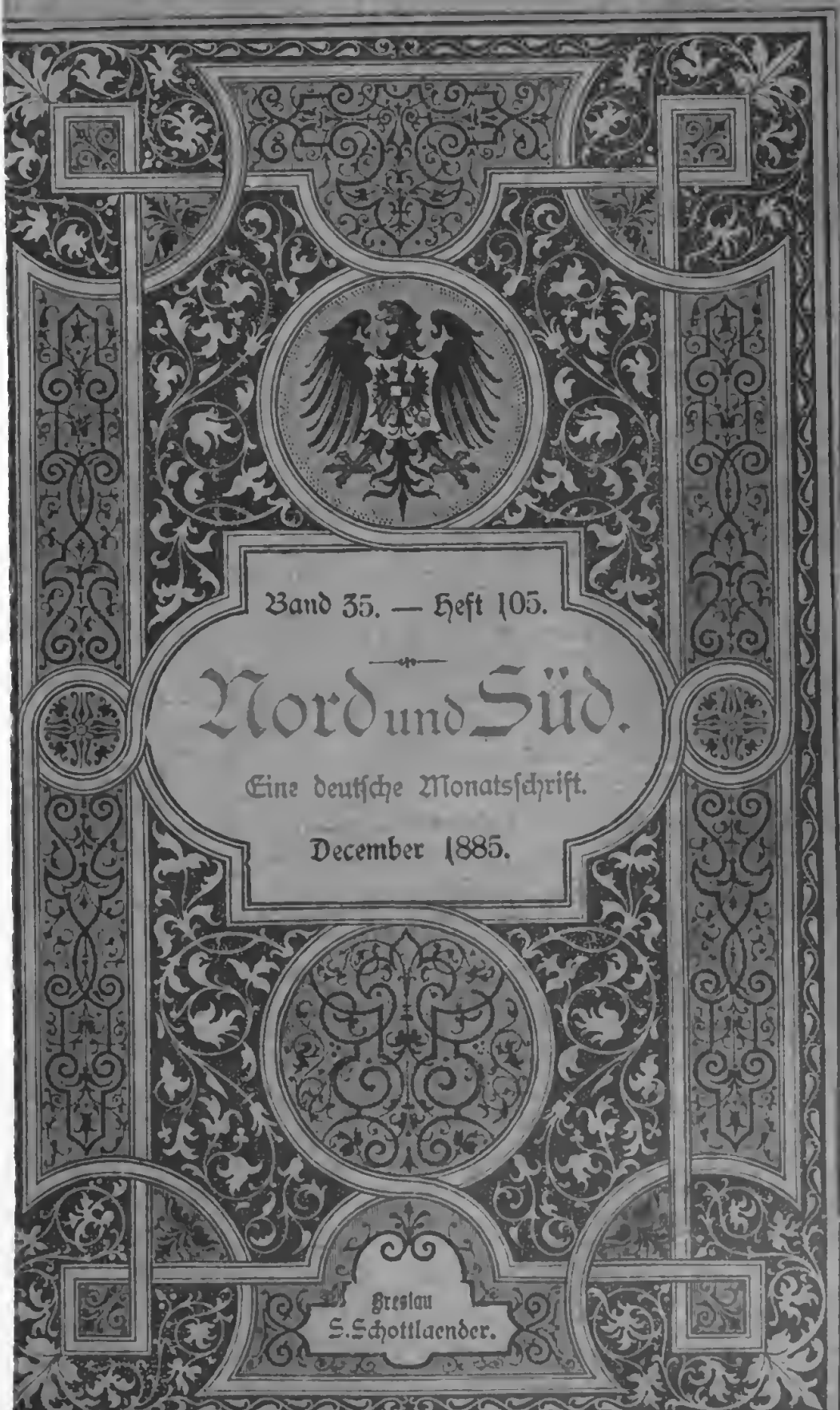
KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.,
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google



Band 35. — Heft 105.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1885.

Breslau
S. Schottlaender.

December 1885.

Inhalt.

Seite

Otto Roquette in Darmstadt.
Rinaldo. Novelle 299

A. Fitger in Bremen.
Das Mysterium des großen Pan 334

Raphael Löwenfeld in Breslau.
A. Fitger und seine Dichtungen 336

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Reiseeindrücke aus Bosnien und der Herzegowina 349

Emil Hübner in Berlin.
Laokoon 365

Erich Harnack in Halle.
Das Cocain 388

Felix Auerbach in Breslau.
Die Entwickelung der deutschen Universitäten 396

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
„Neues Leben". 409

Bibliographie 415
Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, bespr. von Felix Dahn. (Mit Illustrationen.) — Hugo Zoller, Kamerun. — F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden". — Otto Gumprecht, Klassische Meister der Musik.

Weihnachtsumschau auf dem Büchermarkt 422

Bibliographische Notiz 431
Zur Literaturgeschichte.

Hierzu ein Portrait von A. Fitger.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen [illegible] sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne [illegible] namens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Josef Baer & Co., [illegible]urt a. M.: Auswahl seltener Bücher und Kupferwerke. — J. F. Bergmann, Wiesbaden. — Georg v. W. Callwey, München: Neue Märchen und Fabeln von O. Weddigen. — Louis Ehlermann, Dresden: Deutsche Lyrik der Gegenwart. — Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien: Neues Prachtwerk. — Levy & Müller, Stuttgart: Literaturproben. — J. Ad. Richter & Co., Rudolstadt, und Leipziger Lehrmittelanstalt, Leipzig: Baukasten-Prospect. — Geschenkliteratur. — Schmarl & von Seefeld, Hannover: Der Jugend Lust und Leid. — S. Schottlaender, Breslau. — Leonhard Simion, Berlin: Weihnachten. — Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vorm. Fr. Bruckmann), München: Festgeschenke.

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXV (October bis December 1885), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104,

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXXV. (Oktober bis December 1885)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXV. Band. — December 1885. — 105. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Artur Fitger.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

UNIV. OF CALIFORNIA

A. Fitger.

[illegible] von S. Schottlaender [illegible]

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Rinaldo.

Novelle

von

Otto Roquette.

— Darmſtadt. —

Das alte Fräulein von Göchhauſen ſaß allein in ihrem Hofdamenzimmer, im Palais der Herzogin Amalie von Weimar, ſehr vertieft in ein Buch, in welchem ſie doch ziemlich raſch blätternd las, und manches Gleichgültige zu überſchlagen ſchien. Nachdem ſie auf der letzten Seite angelangt war, warf ſie das Buch in einen Arbeitskorb, und eine große bunte Wollſtrickerei darüber, als ſuchte ſie es darunter zu verbergen. Unwillkürlich ſchüttelte ſie den Kopf, lehnte ſich im Seſſel zurück, that einen Blick durch das Fenſter und in das ſchlechte Wetter hinaus, um die Augen dann ſinnend auf dem freundlicheren Anblick ihrer behaglichen vier Wände ruhen zu laſſen. Dieſe zeigten, daß die Bewohnerin ſeit langer Zeit eine Heimſtätte darin gefunden. Alte Familienbilder ſchmückten die Wände, dazwiſchen allerlei Erinnerungsblätter unter Glas und Rahmen: Bleiſtiftzeichnungen von Geſichtern und Landſchaften, ſchwarze Silhouetten, darunter eine von einem Kränzchen getrockneter Blumen umgeben, welche das Profilbild des jungen Goethe darſtellen ſollte. Die ganze Einrichtung des Zimmers deutete mehr auf Privatbeſitz, als auf Zubehör des Palais, denn in ihrer Alterthümlichkeit machte ſie den Eindruck des zufällig Zuſammengekommenen, welches mit Neigung gehegt und mit Behagen erhalten wurde. So war es auch mit dem kleineren Hausrath, der Stutzuhr, den Vaſen und Väschen, und was Alles auf dem Schreibtiſch, dem Bücherſchrank und ſonſthin vertheilt ſtand, beſchaffen. Waren die Dinge nicht von Belang, ſo hatten ſie für die Beſitzerin einen Werth durch das Andenken an heitere Tage und ernſte Erfahrungen.

Länger als dreißig Jahre lebte Luise von Göchhausen als Hofdame der Herzogin Mutter und in der bevorzugten Freundschaft derselben. Es war eine Stellung, in welcher sie mit der Zeit eine Freiheit für sich gewonnen hatte. In ihre Jugend fielen die Jahre des „lustigen alten Weimar", da der Herzog achtzehnjährig die Regierung antrat, der junge Goethe aus Frankfurt eintraf, und in dem fröhlichen Hoftreiben auch die Herzogin Mutter, als eine noch jugendliche Frau, das Leben heiter mitgenießen mochte. Was für Scherze hatte man damals in Tiefurt und Ettersburg aufgeführt, und welche Leidenschaften waren unter dem bunten Maskentreiben zu überwinden gewesen. Sie selbst führte damals den Namen Thusnelda, und Wieland nannte sie eine „äsopische Gestalt"; denn sie war zwar groß von Figur, aber ihre Schulter und ihr Rücken stark verwachsen, und sie wußte selbst, daß sie niemals hübsch von Angesicht gewesen. Und doch hatte der junge Goethe der klugen, geistvollen, oft schonungslos satirischen Thusnelda einst sein besonderes Vertrauen geschenkt und ein brüderliches Verhältniß zu ihr zu erhalten gewußt, welches, wie es einst ihr Inneres verklärte, ein beglückender Besitz für ihr Leben geblieben war.

Nun hatte sie vor einigen Tagen der ersten Aufführung von Goethes Schauspiel „Die natürliche Tochter" beigewohnt, als Eine von den Wenigen, welche der Bedeutung dieses Stückes gerecht werden konnten. Der Unterschied jener früheren Epoche Weimars von der jetzigen trat ihr lebhaft entgegen. Hatte Goethes Dichtung damals nur in heiterem Spiel die Geselligkeit des Hofes geschmückt und erhoben, so war sie jetzt zur höchsten Kunstform erwachsen, und führte in der Verbindung mit Schillers Muse die neue Epoche für das weimarische Theater herauf, welche nicht Alle, welche die frühere mit durchlebt, ganz zu würdigen wußten. Wenn Luise von Göchhausen zum völligen Verständniß derselben innerlich mit herangewachsen war, so blieben ihre Erinnerungen doch gern bei der alten Zeit stehen, da sie an Goethes Mutter (welche sie gleichwohl niemals gesehen hatte) zu schreiben pflegte, um ihr über alle die Scherze und Aufführungen zu berichten, welche „Dr. Wolf" veranstaltete, und darin er mitgewirkt hatte.

Sie erhob sich und ging an ihren Schreibtisch, plötzlich von dem Wunsch erfüllt, alte, schriftliche Erinnerungszeichen aus ihren Mappen wieder einmal hervorzusuchen, als der Kammerdiener eintrat und den Legationsrath Bertuch meldete. Das Fräulein stutzte, schien über sich selbst zu lächeln und sammelte schnell ihre Gedanken für die Gegenwart. „Sehr willkommen!" entgegnete sie, die geheime Schublade gelassen schließend.

„Nun, das freut mich wirklich, lieber Bertuch, daß Sie meinen Wunsch so schnell erfüllen!" rief sie dem Eintretenden entgegen. „Ich habe allerlei zu fragen, allerlei mit Ihnen zu plaudern."

„Weil mir die Wünsche meiner verehrten Freundin Befehle sind, und ich mir das Plauderstündchen nicht entgehen lassen möchte, beeilte ich mich, dem Rufe zu folgen!" entgegnete Bertuch, indem er Platz nahm.

„Für einen so vielbeschäftigten Mann," entgegnete das Fräulein, „ist das sehr artig, ja vielleicht sogar aufrichtig. Vor allen Dingen, wissen Sie, daß Wieland wieder in Weimar ist? Er hat heute früh der Herzogin seine Ankunft gemeldet."

„Ich habe ihn sogar schon begrüßt, und mich ihm in alter Weise zur Verfügung gestellt," sagte Bertuch.

„Der arme, alte Wieland!" fuhr das Fräulein fort. „In seinem Oßmannstädt wurde es ihm nach dem Tode seiner Frau nicht mehr erträglich. Wie wird er Weimar ertragen, dem er sich so sehr entfremdet hat? Er kehrt mit seinem Bedürfniß nach Behaglichkeit in eine ziemlich geräuschvolle Welt und in wesentlich veränderte Verhältnisse zurück. Wäre das Aprilwetter nicht so böse, ich hätte den alten Freund heute schon aufgesucht. Die Herzogin wünscht, daß so viel als möglich geschehe, ihm das Stadtleben wieder annehmbar zu machen, damit er uns nicht von Neuem davongeht. Ist ein passender Secretär und Vorleser für ihn gefunden?"

„Ja wohl! wenigstens vorläufig!" entgegnete Bertuch. „Und zwar in einem jungen Manne, dem er selbst schon eine günstige Meinung entgegenbringt. Es ist der Sohn unseres verstorbenen Musäus. Sie erinnern sich seiner."

„Des guten Märchenerzählers allerdings, den jungen Mann kenne ich nicht," sagte das Fräulein. „Aber warum kann ihn Wieland nur vorläufig haben?"

„Der junge Musäus hat sich zu einer ähnlichen und sehr günstigen Stellung nach Rußland verpflichtet, woselbst er sich bereits einige Jahre aufgehalten. Er soll Secretär bei Klinger werden, und ist sehr glücklich darüber. Im Herbst muß er seine Stellung antreten. Immerhin kann er die nächsten vier bis fünf Monate Wieland zu Hülfe kommen."

Nachdem noch Einiges zu Gunsten Wielands verhandelt worden war, begann Fräulein von Göchhausen: „Sagen Sie mir, lieber Bertuch — in einem Ihrer Bureaux oder Comptoirs ist ja wohl ein junger Mann Namens Fritz Leonhard? Was ist das für ein Mensch?"

Bertuch schien befremdet, an dieser Stelle nach einem seiner jungen Leute gefragt zu werden. Und da er nicht gleich antwortete, sondern die Hofdame eher fragend ansah, fuhr diese lächelnd fort: „Er hat noch nichts verbrochen, wofür ich ihn gestraft wünschte, auch will mein Einfluß bei Hofe nicht darauf hinaus, ihm eine Stellung zu verleihen. Es ist eine ziemlich weither geholte Beziehung, die mich auf ihn bringt. Aber ich möchte etwas über ihn hören."

„Nun, so kann ich nur Günstiges über ihn aussagen!" entgegnete Bertuch. „Er hält sich gut im Geschäft. Er ist von guter Familie und in guten Verhältnissen und von gutem Aussehen. Seit Kurzem mündig, hegt er allerhand gute Pläne für die Zukunft, und ich vermuthe, er wird ein recht guter Geschäftsmann werden. Ist das des Guten genug?"

„Reichlich! Und es befriedigt mich vollkommen," sagte das Fräulein, um das Gespräch sofort auf andere Gegenstände zu bringen. Man kam auf Literatur, über welche Bertuch den vollkommensten Ueberblick hatte. Plötzlich nahm das Fräulein aus ihrem Arbeitskorbe ein Buch und reichte es dem Legationsrath mit den Worten: „Kennen Sie dieses?"

Bertuch besah den Titel und biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen. „Ist es möglich?" rief er. „Ein Räuberroman, Rinaldo Rinaldini, wird von Fräulein von Göchhausen, der ersten Hofdame der Herzogin Mutter, gelesen?"

„Bertuch, es sind schon schlimmere Dinge vorgekommen!" entgegnete Fräulein von Göchhausen mit Ruhe. „Und was das Räuberthum betrifft, so haben uns unsere Dichtergrößen selbst daran gewöhnt. Goethe gab uns in seiner Claudine zuerst einen Vorgeschmack davon, dann aber kam Schiller, und seine Räuber wurden in den Boudoirs der Hofdamen, mit einem Gemisch von Hingabe und Entsetzen, gelesen, zuerst heimlich, bis sie dann freigegeben wurden und man sich zur Bekanntschaft mit diesen großartigen Ungethümen bekennen durfte. Nun, in diesem Rinaldo steckt freilich nichts von der Wucht Karl Moors, aber — es steckt in dem Buche etwas Sonderbares, das zum Weiterlesen auffordert. Man findet da Beziehungen, Vergleichspunkte, Parallelen — haben Sie es gelesen?"

„Nein!" rief Bertuch lachend. „Und wenn Sie es mir nicht besonders empfehlen —"

„Ich rathe immerhin dazu!" unterbrach ihn die Dame. „Nicht als ob ich Ihnen damit eine besonders gute Lectüre empfehlen wollte! Das Buch ist charakteristisch für unsere weimarischen Verhältnisse, und darum sollte man einen Blick hinein thun. Sie werden es ja anders lesen und andere Dinge darin finden als unsre Kammerdiener und wer auf gleichem Bildungspunkte steht."

„Ich erstaune! So etwas mußte mir entgehen!" rief Bertuch heiter. „Dürfte ich nur erfahren, wie solch ein Buch in Ihre Hände gelangen konnte?"

„Nun denn" — entgegnete die Hofdame: „Ich habe es dem Kammerdiener weggenommen, der sich im Vorzimmer so darein vertieft hatte, daß er mein zweimaliges Klingeln überhörte. So fing ich auch an darin zu lesen. Er hatte mir aber wohlweislich den ersten Band gegeben, während er selbst schon über dem zweiten sitzt, und wohl bei dem vierten anlangen wird, denn die Geschichte scheint vielbändig, und ist so angelegt, daß sie in's Unendliche wachsen kann. Und da ich nun den ersten Band gelesen habe, wünsche ich wenigstens bis zu einem gewissen Punkte der Fortsetzung zu kommen. In eine Bibliothek zu schicken und das Buch auf meinen Namen holen zu lassen, dazu habe ich aber keine Lust, noch weniger es zu kaufen, und aus den Händen des Kammerdieners möchte ich die folgenden Bände am wenigsten empfangen. Darum, mein lieber Legations-

rath, haben Sie die Güte, mir das ganze Werk zu beſorgen — leihweiſe ſelbſtverſtändlich! Und gut eingewickelt! Einen Mann wie Sie, der, neben vielen anderem, auch ein großer Verlagsbuchhändler iſt, will man nicht umſonſt zum guten Freunde haben."

Bertuch verſprach lachend ihren Wunſch zu erfüllen. „Der Verfaſſer träumt ſich wohl auch nicht," fuhr er fort, „in was für Hände ſein Roman noch gelangen ſollte! Sie wiſſen doch, wer er iſt?"

„Der Name Vulpius fiel mir auf," entgegnete das Fräulein. „Iſt er ein Verwandter?"

„Ein Bruder der Chriſtiane Vulpius. Seiner Stellung nach Theaterſecretär, alſo ein Untergebener Goethes, und alſo auch darin nicht ohne Beziehung zu ihm."

„Dadurch wird mir an ſeinem Roman Manches erklärlich!" nahm die Hofdame das Wort. „Hat er ſchon mehr geſchrieben?"

„Ein halbes Dutzend Romane wenigſtens und wer weiß, was ſonſt noch alles! Geleſen habe ich nichts von ihm. Sonſt ſcheint er ein ſtiller Menſch, der perſönlich in keiner Weiſe hervorzutreten ſucht."

Nachdem das Geſpräch ſich noch eine Weile mit anderen Dingen beſchäftigt hatte, empfahl ſich Bertuch.

Gleich darauf trat der alte Kammerdiener ein mit der Anfrage von Seiten der Herzogin, ob das Fräulein zum Thee erſcheinen werde.

„Jedenfalls," entgegnete ſie. „Wiſſen Sie, ob ſonſt noch Jemand kommt?"

„Nur drei Perſonen, darunter der Herr Hofrath Wieland. Die Frau Herzogin hat befohlen, ihm den Wagen zu ſchicken."

„Ah!" rief die Hofdame erfreut. Und als der Kammerdiener ſich entfernen wollte, hieß ſie ihn noch einen Augenblick verziehen. „Kuhlemann, ſagte ſie, „nehmen Sie das Buch zurück. Ich habe ein wenig darin geblättert. Wenn der junge Mann, der es Ihrer Tochter zum Leſen gegeben, weiter nichts verbrochen hat, ſo zeigt er nur einen ſchlechten Geſchmack, ein gefährlicher Menſch und bösartiger Charakter braucht er darum noch nicht zu ſein. Dieſer Räuberroman iſt freilich nichts für junge Mädchen, ſondern ein ganz ſchlechtes Buch, und der junge Leonhard konnte ihr etwas Beſſeres zum Leſen bringen."

Der Alte, welcher inzwiſchen gefunden hatte, daß das Buch, gegen welches er in ſeiner Familie haderte, für geheimes Leſen eigentlich ſehr anziehend ſei, ſchlug die Augen nieder und begann: „Ach, gnädiges Fräulein — der junge Leonhard braucht meiner Tochter gar nichts zu bringen! Ich mag das nicht! Eigentlich, und der Wahrheit gemäß, hat er ihr den Rinaldo Rinaldini auch nicht zuerſt gegeben, ſondern mein Sohn Karl hat den erſten Band mit nach Hauſe gebracht. Den habe ich ihm weggenommen und als ich das Buch durchgeleſen, fehlte der zweite Band, und ſo — kurz, Tags darauf legte mir meine Tochter die folgenden Bände hin und

ſagte, der Leonhard habe ſie gebracht. Ich kann aber nicht zugeben, daß der junge Menſch öfter in mein Haus kommt. Es giebt nur Gerede! Ich hab's ihm auch ſchon gründlich geſagt."

„Nun aber, lieber Kuhlemann, wenn der junge Mann es ernſtlich meint, und die Luiſe ihn gern mag, warum wollen Sie da den ſtrengen Vater ſpielen?"

„Wie kann dieſer Menſch es redlich und ernſtlich meinen?" entgegnete der Alte. „Er ſoll ja zum Räuberclub gehören!"

„Zum Räuberclub!" rief die Hofdame. „Das klingt gefährlich! Was iſt das für eine Geſellſchaft?"

„Niemand weiß es genau, aber die Leute reden davon. Die Mitglieder ſelbſt hüten ſich, etwas auszuſagen. Sie ſollen die Nächte im Walde campiren und ſchreckliche Reden führen!"

„Verlautet denn auch ſchon etwas von ſchrecklichen Thaten?" fragte das Fräulein.

Der Alte zuckte die Achſeln. „Ich weiß nichts — und man ſagt noch nichts, aber was kann nicht noch Alles geſchehen?"

„Und kennt man die Mitglieder dieſes Räuberclubs?"

„Sie wiſſen ſich gut zu verbergen. Aber dem Leonhard ſagt man's nach, und er ſoll einer der ſchlimmſten ſein! Wie darf ich es nun dulden, daß der meiner Tochter nachgeht? Mit der Luiſe habe ich auch ſonſt noch meine Noth?"

„So! Was iſt denn das mit der Wiſel?" fragte das Fräulein geſpannt.

„Ach Gott, ſie hat ſich die Komödie in den Kopf geſetzt und will auf's Theater gehen!"

„Die Wiſel? Das iſt ja merkwürdig!"

„Und ſo," fuhr Kuhlemann fort, „kommen mir die Sorgen von zwei Seiten, von der Komödie und vom Räuberclub! Die Wiſel ſagt, wenn ſie zum Herrn Geheimrath Goethe ginge, und ſich zum Theater meldete, ſo würde ihr Seine Excellenz ſchon Unterricht geben laſſen, daß ſie es zu etwas brächte. Anderen ſei das ja auch gelungen."

„Nun, was hätten Sie dagegen einzuwenden, Kuhlemann?"

„Gnädiges Fräulein, es iſt aus meiner Familie noch nie Eins beim Theater geweſen, wir ſind immer im Schloſſe und bei der Herrſchaft geblieben."

„Wenn Ihre Tochter einmal heirathet," wendete das Fräulein ein, „können Sie ſie nicht in den alten Verhältniſſen erhalten."

„Es wäre doch möglich!" meinte Kuhlemann. „Und eine Ausſicht hätte ich wohl dazu. Der Stallmeiſter Kleindorf, der vor einem Jahre Wittwer geworden iſt, hat ſchon mit mir darüber geſprochen —"

„Der Stallmeiſter iſt ja viel zu alt für die Wiſel!" rief die Hofdame. „Jedenfalls ein Fünfziger, mit einem ganzen Haufen Kinder! Ihre Tochter zählt nur achtzehn Jahre! Das wäre ja ein Mißverhältniß!"

„Es gäbe ſich wohl mit der Zeit!“ meinte der Alte. „Sie käme in ganz gute Lage, bliebe in der Stadt und brauchte nicht in fremder Herren Länder zu heirathen.“

„Kuhlemann, ich möchte einmal mit Ihrer Tochter ſprechen,“ ſagte Fräulein von Göchhauſen. „Schicken Sie mir die Wiſel gleich morgen früh! Um zehn Uhr werde ich ſie erwarten. Und was den Räuberclub betrifft, ſo ängſtigen Sie ſich nicht zu ſehr! Dieſe Ungeheuer werden vielleicht auch mit ſich reden laſſen!“

Einige Stunden nach dieſer im Palais geführten Unterhaltung ſchritt ein junger Mann unter einem Regenſchirm durch die Vorſtadt. Als er die letzten Häuſer erreichte, beſchleunigte er ſeinen Lauf mit einer gewiſſen Haſt, um dann raſch um die Ecke eines Gartenzaunes zu biegen, wo er Halt machte. Er richtete die Blicke ſpähend durch Regen und Dunkelheit, um ſich zu vergewiſſern, ob Niemand in der Nähe ſei? Er glaubte ſich allein und ließ ſich nicht verdrießen, eine halbe Stunde unter ſeinem Regenſchirm auszuharren, nicht ohne hin und wieder um die Ecke des Zaunes zu lauſchen, und die Augen, nach der Vorſtadt zurückgewendet, anzuſtrengen. Endlich glaubte er durch das Dunkel etwas herannahen zu ſehen. Er ſchlich ſich näher und erkannte eine weibliche Geſtalt, ebenfalls unter einem Regenſchirm. „Luiſe?“ flüſterte er ihr fragend entgegen. „Ach, Fritz!“ lautete die Antwort in ebenſo gedämpftem Tone.

„Verzeih, guter Fritz, daß ich Dich ſo lange habe warten laſſen!“ fuhr ſie fort. Aber nur mit Liſt und Betrug habe ich mich losmachen können.“

„Mein armes Wiſelchen!“ rief er. „Bei ſolchem Wetter mußt Du hinaus zum Stelldichein!“

„Wenn der Vater Dir das Haus verbietet, ſo muß ich zuſehen, wie und wo ich ſonſt den Fritz zu ſehen bekomme, oder vielmehr nur reden höre, denn eigentlich ſehe ich nur eine lange dunkle Geſtalt vor mir und die nicht einmal genau. Aber da ich glaube, der Fritz ſteckt dahinter, ſo finde ich das Wetter gar nicht ſo ſchlecht —‘

„Ich auch nicht!“ unterbrach ſie der Jüngling. „Ich glaube mich im ſchönſten Roſengarten und unter tanzenden Sonnenlichtern, wenn mein geliebtes Wiſelchen bei mir iſt. Aber ich möchte Dir doch ein beſſeres Dach bieten, als den Regenſchirm. Hier nebenbei iſt ein Zimmerplatz mit einem offenen Schuppen, komm, da ſind wir wenigſtens im Trocknen!“

Sie nahm vertrauensvoll ſeinen Arm und ließ ſich von ihm führen. Wirklich fanden ſie das ſchützende Obdach, und Leonhard entdeckte nach einigem Taſten einen Haufen Bretter, auf welchem ſie Platz nahmen. „Fritz!“ begann das junge Mädchen, „ich muß Dich um etwas bitten.“

„Was wird das ſein?“ entgegnete Leonhard, „doch nicht gar wieder ein neuer Räuberroman?“

Luiſe fing an zu lachen. Es war nur ein gedämpftes Kichern, begleitet von einem leichten ſtrafenden Schlag auf ſeine Hand. „Ja, das

auch! Weil Du mich gerade darauf bringſt!“ rief ſie. „Ich muß für den Vater etwas zu leſen haben, denn wenn er lieſt, ſo iſt er wenigſtens ſtille und ſchilt nicht. Er iſt jetzt immer in der Laune zu ſchelten. Verſchaffe mir etwas recht Phantaſtiſches und Feſſelndes in der Art von Rinaldo Rinaldini! Ich ſelbſt leſe ja das Zeug nicht, aber der Vater liebt es. So ſehr er ſonſt ein Mann nach der Uhr iſt, eigen, peinlich, Herkommen und geregeltes Tagewerk mit Starrheit feſthaltend, ſo ſehr liebt er phantaſtiſche und ganz verrückte Romane. Er ſpricht wohl ſeine Mißbilligung, ſeinen Groll über die Vorgänge darin aus, aber er bleibt darum doch ganz verſeſſen auf das Leſen. Und der Rinaldo war ſo recht etwas für ſeine Stimmung! Jetzt ſage mir nur, wie iſt das mit dem Räuberclub? Der Karl läßt mir keine Ruhe, er will durch Dich in den Räuberclub aufgenommen werden. Du hätteſt die Macht dazu, ſagt er, und ich ſoll Dich dafür zu gewinnen ſuchen!“

Leonhard lachte. „Beſteht die Bitte, die Du mir ausſprechen wollteſt, nur darin, Deinen Bruder Karl in den Räuberclub aufzunehmen?“

„Nein! Oh nein, Fritz! Das war ganz etwas Anderes! Aber — was haſt Du denn eigentlich mit dieſem Räuberclub zu ſchaffen?“

„Muß denn überhaupt etwas an dieſem Märchen ſein? Sehe ich aus wie ein Räuber?“

„Nein,“ entgegnete ſie, ſich an ihn ſchmiegend. „Wenn Du aber einer wärſt, ſo würde ich das Räuberthum — für gar nicht ſo übel halten!“

Er umſchlang ſie jubelnd, ſie aber löſte ſich aus ſeinen Armen. „Laß uns ordentlich ſein, Fritz, und nicht ſo wild!“ ſagte ſie abwehrend. „Jetzt höre zu: Man macht es von verſchiedenen Seiten meinem Vater dringend, daß er mir die Einwilligung gebe, zum Theater zu gehen. So ſehr er noch dagegen zu ſein ſcheint, er würde ſich vermuthlich dazu entſchließen, wenn er erführe, daß man von höherer Seite den Schritt billige. Ich frage Dich jetzt, wie denkſt Du darüber? Wenn ich Schauſpielerin würde, könnteſt Du dann noch —?“ Luiſe ſtockte etwas verlegen, die Frage wollte nicht über ihre Lippen.

Leonhard wurde ernſter. „Wenn es bei Dir ein unwiderſtehlicher Drang zur Kunſt wäre,“ ſagte er, „ſo würde ſich — manches zwiſchen uns anders geſtalten. Wie es werden würde — wüßte ich freilich noch nicht zu ſagen. Ich ſelbſt könnte nicht mit auf die Bühne gehen, da ich weder Talent noch Trieb dazu habe. Wenn Du aber in bürgerlichen Verhältniſſen meine Frau würdeſt, ſo wäre es für Dich unmöglich, zugleich Schauſpielerin zu ſein. Luiſe, wenn Du mich lieb haſt, kann die Wahl ſo ſchwer werden zwiſchen dem Theater und dem Loos, welches ich Dir biete? Du wirſt an meiner Seite in geſicherten Verhältniſſen leben, ich biete Dir außer meiner Liebe einen gewiſſen Glanz des Lebens — mißverſtehe mich nicht, es iſt kein verlockendes Blendwerk, was ich Dir vorgaukle —!“

„Ach, guter Fritz!“ fiel Luise ihm in's Wort. „Du siehst zu rosig in die Zukunft: Deine Familie gehört in Leipzig zu den wohlhabenden und vornehmen Leuten. Deine Verwandten würden es Dir vielleicht eher verzeihen, wenn Du eine Schauspielerin heiratetest, als wenn Du eine Frau aus geringem Stande, die Tochter eines Kammerdieners, mitbrächtest!“

„Was sind das für Reden, Mädchen!“ rief Leonhard, die Geliebte sanft an sich ziehend. „Weißt Du doch, daß ich mündig und ganz selbstständig bin! Die einzigen Verwandten, auf deren Ansicht ich etwas gebe, sind meine beiden verheiratheten Schwestern. Diesen brauche ich Dich nur zuzuführen und sie werden gewonnen sein und nicht nach Rang und Herkunft fragen. Quäle Dich nicht mit solchen Grillen? Wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Und was Deine Theatergedanken betrifft — ernstlich, meine Luise! Sie beruhen nicht auf einem unwiderstehlichen Drange zur Kunst, sie sind durch etwas Anderes geweckt worden. Die Verhältnisse bei euch im Hause sind eng, das Leben mit der Tante, die im Hause die Stelle der Mutter und der Hausfrau vertritt und dazu —“

Der Sprecher fühlte die Hand Luisens auf seinen Lippen. Er sollte nicht fortfahren. Kannte sie selbst auch die Schwächen des Vaters, sie wollte sie doch von Leonhard nicht ausgesprochen wissen. „Luise!“ fuhr er fort, „Du bist meine Braut! Hier stecke ich Dir meinen Siegelring als Verlobungsring an. Ach, er ist viel zu groß, es gehen ja zwei Deiner Finger hinein! Trotzdem sollst Du ihn behalten, bis ich Dir das passendere Ringlein bringe. In drei Monaten kann unsere Hochzeit sein! Sie könnte es auch in drei Wochen sein, ja mir wär's am liebsten, sie fände in drei Tagen statt — aber ich möchte es meiner Wisel doch in Leipzig schön wohnlich einrichten, und dazu braucht es noch kurzer Zeit. Auch muß Deines Vaters Widerwillen gegen mich noch etwas gehoben werden — wir müssen das Widerwärtige noch ein Weilchen ertragen.“

„Und da ist auch noch der dicke Stallmeister mit seinen fünf Buben!“ sagte Luise, aber es klang etwas Schalkhaftes aus ihrem Tone.

„Willst Du mich zum Schluß auch noch eifersüchtig machen?“ fragte Leonhard.

„Ich thäte es eigentlich recht gern!“ entgegnete Luise, wieder ganz munter und getröstet. „Aber Deine Eifersucht gerade gegen diesen dicken Menschen zu erregen, verriethe doch einen zu schlechten Geschmack auf meiner Seite! Es ist spät, Fritz! Ich will nun nach Hause gehen, sonst bleibe ich der Tante zu lange — im Schlosse bei der Frau des Castellans, denn zu dieser zu gehen habe ich vorgeschützt. Ich war übrigens wirklich bei ihr und kann berichten, daß ihr der Kräuterthee der Tante recht gut gethan hat.“ Sie erhob sich schnell und erwiderte seinen Kuß jetzt zum erstenmal freiwillig und von ganzem Herzen. Sie traten nach dieser feierlichen Verlobung in dem finstern Schuppen wieder in den Regen hinaus der immer ausgiebiger fiel und jetzt vom Winde ihnen entgegen getrieben

wurde. Leonhard begleitete die Geliebte bis in die Nähe ihres Hauses. Sie besprachen für die nächsten Tage einen brieflichen Verkehr ohne Vermittelung einer dritten Person, und mit einem herzlichen Gute Nacht trennten sie sich nach verschiedenen Richtungen.

Als Leonhard am anderen Morgen Herrn Bertuch in seinem Comptoir begegnete, kam es ihm vor, als würde er von ihm mit einem lächelnden Blicke von der Seite betrachtet und gemustert. Gleich darauf trat ein Lehrling ein und legte einen Stoß Bücher auf den Tisch. „Diese vier Bände sogleich zum Buchbinder!" befahl Bertuch. „Das andere Exemplar behalte ich." Er fing an die Bogen aufzuschneiden, und nachdem der Lehrling sich entfernt hatte, fuhr er zu Leonhard gewendet fort: „Kennen Sie dieses berühmte Werk schon?" Dieser las den Titel, und stutzte. „Rinaldo Rinaldini!" In Händen habe ich das Buch schon gehabt, sogar darin geblättert, gelesen nicht. Es scheint für ein geistig untergeordnetes Publikum geschrieben."

„Urtheilen wir nicht zu schnell ungünstig!" entgegnete Bertuch. „Es wird demnächst bei Hofe gelesen werden, und darauf selbstverständlich Mode machen. Es versteht sich also, daß man es gelesen haben muß."

Leonhard gab dem Sprecher den fragend forschenden Blick jetzt zurück. Er vermuthete fast, Bertuch habe erfahren, daß der Roman durch seine Vermittelung in die Hände des Kammerdieners gelangt sei, und wollte sich ein wenig über ihn lustig machen. Da er aber als Freiwilliger und ganz selbständiger junger Mann in Bertuchs Geschäft für einige Zeit eingetreten war, so stand er mit ihm auf einem durchaus freien Verkehrsfuß, und so begann er: „Es sind nicht immer die besten Werke, welche in der vornehmen Gesellschaft gelesen und besonders beliebt werden. Aber dieses? Sie müßten denn meinen, daß die Lakaien am Hofe den Rinaldo für ihre Kreise in Mode bringen würden?"

„Nein, junger Freund, ich meine die Hofdamen! Und wer weiß, was wir noch erleben!"

Der Legationsrath fing doch nicht gleich an zu lesen, sondern warf den Band zu den übrigen auf den Tisch, und begab sich an seine Arbeit.

Friedrich Justus Bertuch war ein Mann, der viele Talente und Eigenschaften in sich vereinigte, und für die Stadt Weimar und den Hof von anerkannter Bedeutung war. Gelehrter und Dichter, geschäftskundiger Kaufmann, Buchhändler und Finanzmann, war er durch allerlei glückliche Unternehmungen zu Reichthum und Ansehen gelangt, während seine Verdienste um Literatur und Kunst nicht zu unterschätzen waren. Bald nach Vollendung seiner Universitätsstudien hatte er begonnen aus dem Spanischen und Portugiesischen zu übersetzen, und besonders durch seine Uebersetzung des Don Quixote große Anerkennung gefunden. In seine Vaterstadt Weimar zurückgekehrt, gab er mit Wieland den „Deutschen Merkur" heraus und trat zugleich als Cabinetssecretair und weimarischer Rath in persönlichen Dienst

bei dem jungen Herzog Karl August. Die Geniezeit des jugendlichen Hofes machte er mit durch, dichtete Lieder, Opern, Dramen, und fand immer neue Pläne zu buchhändleriſchen Unternehmungen großen Stils, die ſich als glückliche Speculationen bewährten. Sein „Journal des Luxus und der Mode“ war in aller Händen; ſein „Bilderbuch für Kinder“ erſchien länger als dreißig Jahre lang in ebenſo vielen Bänden. Dabei war er ſehr geſchickt, die Geldverhältniſſe des Hofes zu ordnen, zu berathen, ihnen zu Hülfe zu kommen, und ſo machte er ſich zu einem immer bereiten und unentbehrlichen Helfer. Seine neueſte große Unternehmung war das „Landesinduſtriecomptoir“, eine Kunſt- und Verlagshandlung, in welche häufig junge Männer auch aus größeren Städten für längere oder kürzere Zeit eintraten, um einen ſolchen Geſchäftsbetrieb kennen zu lernen. So war auch Leonhard von Leipzig herübergekommen, wenn auch nicht in der Abſicht, in ſeiner Vaterſtadt ein ähnliches Geſchäft zu gründen. Seine Neigung wurzelte mehr auf dem Gebiete der Kunſt, vor allem der Muſik, für deren Ausübung er begabt war, wie denn bereits einige Liedercompoſitionen von ihm in Leipziger Concerten geſungen worden waren. Ein Muſikverlag gefiel ihm, wenn denn durchaus ein Geſchäft begründet werden mußte, daher noch am beſten. Inzwiſchen geſtatteten ihm ſeine Verhältniſſe auch ein längeres Zuwarten und Abwägen ſeiner Pläne, und ſo mochte er ſich in der Wahl nicht übereilen.

Während er mit Bertuch die eingegangenen Briefe las, trat ein junger Mann ein, der von beiden lebhaft begrüßt wurde. Es war der junge Doctor Riemer, der, nachdem er als Hauslehrer in der Familie Wilhelms von Humboldt einige Jahre mit in Italien zugebracht hatte, ſeit ein paar Monaten die gleiche Stellung in Goethes Hauſe einnahm. Er kam mit einem Auftrage Goethes an Bertuch, den dieſer auszuführen verſprach. Leonhards Bekanntſchaft hatte er in Rom gemacht, und ihn mit Freude hier wieder begrüßt. Und während die Männer ſprachen, ergriff Riemer eins der auf dem Tiſche liegenden Bücher und las den Titel. „Rinaldo Rinaldini!“ rief er. „So ſehe ich wenigſtens einmal einen von den Vulpiusſchen Romanen! Geleſen habe ich noch keinen. Eigentlich müßte ich es einmal thun. Der Verfaſſer iſt immerhin der Oheim meines Zöglings. Von dieſer Räubergeſchichte habe ich ſchon gehört —“

„In Goethes Hauſe?“ fiel Bertuch fragend ein.

„O nein!“ entgegnete Riemer lächelnd. „Ob Auguſts Mutter die Bücher ihres Bruders lieſt, weiß ich nicht. Ich glaube nicht, daß ſie ſich viel mit Leſen abgiebt. Goethe ſelbſt — wie wär's Herr Legationsrath, wenn ich mir das Werk zu meiner Privatlecture gleich mitnähme?“

„Halt!“ rief Bertuch. „Ich habe es heut erſt für mich ſelbſt holen laſſen! Wenn ich es geleſen habe, mag es zur Verfügung ſtehen. Vorerſt aber will ich dieſes ſündhaft theuer erkaufte Räuberthum ſelbſt genießen!“

Riemer lachte und fuhr fort: „Das Räuberthum macht auch mir

bereits zu schaffen. Mein Zögling August hat — ich weiß nicht woher — die aufregende Nachricht mit nach Hause gebracht, es habe sich in der Gegend von Weimar ein Räuberclub gebildet, und die Räuber wohnten sämmtlich unerkannt in der Stadt. Täglich habe ich zu thun, ihn von diesem Gerücht abzulenken, welches augenscheinlich etwas Ansprechendes für ihn hat."

Weder Riemer noch Bertuch beobachtete, daß Leonhard sich abwendete und Mühe hatte ein Lachen zu unterdrücken.

Der Legationsrath aber entgegnete: „Da das Räuberwesen in der deutschen Literatur so gut gedeiht, so können wir an unsern weimaraner Spießbürgern am Ende auch noch etwas erleben! Aber ich wäre wirklich gespannt zu erfahren, hinter welchen von diesen gemüthlichen Gevattern die Banditen stecken?"

Leonhard brauchte sein Lachen jetzt nicht mehr zurück zu halten, da Riemer ihm darin voranging. Dieser empfahl sich gleich darauf. „Leonhard!" rief er beim Abschied, „vergessen Sie nicht — heut Abend; Musäus ist auch frei und kommt, da Wieland bei der Herzogin Mutter speist."

Die drei jungen Männer, Carl Musäus, Riemer und Leonhard (um einige Jahre jünger als die beiden andern), welche erst kürzlich in Weimar zusammengetroffen waren, hatten Gefallen an einander gefunden, und beschlossen, in jeder Woche wenigstens einen Abend gemeinsam zu verleben. Nur Musäus war aus Weimar gebürtig, allein seiner Heimat ziemlich entfremdet, da er sehr jung eine Hauslehrerstellung in Kurland angetreten hatte. In der Zeit seines längeren Besuches in der Vaterstadt waren es denn auch russische Beziehungen, die ihn in die Nähe Kotzebues geführt, welcher sich seit einigen Jahren in Weimar niedergelassen hatte. Der junge Musäus mußte sich von seinen beiden Genossen häufig berichtigen, sogar auslachen lassen, daß er Kotzebue für einen bedeutenden Schriftsteller, sogar Dichter hielt, und seine Partei ergriff bei manchen ihm gar zu geringschätzig erscheinenden Urtheilen über ihn. Er wollte Goethe und Schiller ja gern als die Größeren verehren, aber er beschuldigte Riemer der Einseitigkeit, daß er neben Goethe niemand, selbst Schiller nicht, gelten ließ, und hatte darin einen Partner an Leonhard, der gerade von Schiller auf das Lebhafteste ergriffen war. So verschieden die drei jungen Männer in ihrer Geschmacksrichtung, wie in ihrer Lebensführung waren, wußten sie sich doch stets zu vereinigen, denn bei keinem von ihnen waren Vorliebe oder Abneigung gegen eine der weimarischen Größen so stark ausgeprägt, daß sie die Bedeutung derselben nicht anerkannt und manches zu harte Urtheil gegen sie hätten zurücknehmen mögen. Da sie alle drei lebhaft bestrebt waren, sich zu bilden, fanden sie in ihren wöchentlichen Zusammenkünften den Mittelpunkt ihres Gedankenaustausches, und sahen, bei mangelnder Gelegenheit einander sonst häufig zu begegnen, dem festgesetzten Abend stets mit Freude entgegen.

Inzwiſchen legte der Monat April ſeine mürriſchen Launen ab, und der Frühling zog mit Sonnenſchein und Veilchenduft in die Gegend ein. Die Freunde benutzten ihre Zuſammenkünfte zum Spaziergang, der ſie denn etwa in Tiefurt oder Belvedere anlangen ließ. „Denken Sie ſich," begann Muſäus bei einer ſolchen Gelegenheit, „daß ich jetzt dem alten Wieland einen Räuberroman vorzuleſen habe! Rinaldo Rinaldini heißt der Quark."

„Iſt es möglich? Wie kommt der alte Herr zu dieſer Wahl?" riefen Leonhard und Riemer lachend.

„Das Buch iſt ihm vom Hofe, ich glaube ſogar von der Herzogin Amalie zugeſchickt worden," entgegnete Muſäus. Iſt es nicht nach ſeinem Geſchmack, ſo muß er doch ſeine eignen Gedanken dabei haben. Zwar wirft er häufig Worte, wie: Schäbiges Zeug! und: Unausſtehlich breit! dazwiſchen, und heißt mich lange Reden und Schilderungen überſchlagen, dennoch muß ich fortleſen, ſogar an manchen Stellen Merkzeichen einlegen. Und an manchen wieder lacht er in ſich hinein, reibt ſich die Hände und ſchiebt ſein Käppchen vergnügt hin und her, als habe er etwas ganz Beſonderes gefunden. Und da ich dergleichen nun gar nicht finde, ſo komme ich mir als Vorleſer häufig ganz beſonders dumm vor!"

„Es ſcheint endlich nöthig zu werden," ſagte Riemer, „daß man ſich mit dieſer Räubergeſchichte auch vertraut mache! Dabei fällt mir übrigens ein, daß ich neulich in Goethes Hauſe, ja, an Goethes Tiſche, von ſonſt ganz verſtändigen Leuten, über den Räuberclub habe ſprechen hören! Der Hausherr betheiligte ſich nicht daran, ſondern hörte dem Verwunderlichen nur einige Minuten zu, um der Unterhaltung dann eine andere Wendung zu geben. Selbſtverſtändlich redete man nur im Scherz über die verkappten weimariſchen Räuber, aber es iſt doch ſonderbar, daß eine ſolche Kinderei auf dieſem klaſſiſchen Boden laut werden kann!"

„Oh!" rief Muſäus, „wenn man offne Ohren hat, werden auf dieſem klaſſiſchen Boden noch ganz andre Dinge laut! Den Räuberclub habe ich auch ſchon häufig nennen hören. Im Kleinbürgerſtande ſoll man ſogar mit einer gewiſſen Beſorgniß davon reden, und das Gerücht rumort bereits in höhere Kreiſe hinauf, immer hindurch zwiſchen Geſprächen über die „Braut von Meſſina" und die „Natürliche Tochter". Neulich Abends bei Kotzebue wurde auch darüber geſprochen. Er meinte, dergleichen wäre ein Stoff für ein Luſtſpiel, und — wer weiß was er noch thut!"

Leonhard hatte ſich an dem Geſpräche nicht betheiligt, es ſchien ihm ſogar willkommen, daſſelbe ablenken zu können. Er machte die Genoſſen aufmerkſam auf einen offnen Hofwagen, der auf dem Wege nach Tiefurt hinter ihnen herkam. Sie erkannten die Herzogin Amalie mit ihrer Vertrauten, dem Fräulein von Göchhauſen. In dem Augenblick, da der Wagen vorüber fuhr, flatterte ein nur leicht um den Hut der Herzogin geſchlungener Schleier lebhaft auf, löſte ſich ab und wurde vom Winde rückwärts fortgetragen. Leonhard war der Erſte, welcher zuſprang, ihn erwiſchte, und,

ehe der Lakai den Kutscherſitz noch verlaſſen hatte, ihn den Damen in den Wagen reichte. Ein ſehr freundlicher Dankesgruß der Herzogin belohnte ihn.

„Kannten Sie die jungen Leute?“ fragte die Herzogin ihre Freundin.

„Einer von ihnen war ein Doctor Riemer, ſeit Kurzem Hauslehrer bei Goethes Sohne. Er wurde mir neulich im Theater gezeigt,“ entgegnete die Hofdame.

„Der mir den Schleier wiederbrachte?“

„Nein, der war mir unbekannt.“

„Ein ſehr eleganter und hübſcher junger Mann!“ ſagte die Herzogin. „Sehen Sie doch!“ fuhr ſie nach der andern Seite gewendet fort. „Kommt da nicht der trauernde Wittwer angeritten? Ich glaube, der Mann iſt nach dem Tode ſeiner Frau ſchon magerer geworden.“

„Er ſcheint doch immer noch die ſtärkſten Pferde nöthig zu haben!“ meinte die Hofdame.

Der Stallmeiſter Kleindorf, der mit zwei Zöglingen ſeiner Kunſt herangeritten kam, ſtellte ſich mit ihnen grüßend auf, und ließ den Wagen vorüber.

„Luiſe!“ fuhr die Herzogin fort, „Ich habe mir vorgenommen, die Wiederverheirathung dieſes Mannes zu begünſtigen. Er bewirbt ſich um die Tochter unſres alten Kuhlemann. Freilich widerſtrebt das Mädchen noch. Der Vater hat mir letzthin ſeine Noth geklagt. Ich denke aber, ſie wird noch einwilligen.“

„Aber Durchlaucht — der Unterſchied der Jahre iſt doch zu groß!“ wendete das Fräulein ein.

„Dergleichen kommt ja öfter vor, und gleicht ſich aus!“ meinte die Herzogin.

„Aber die gute Wiſel hat eine andere Neigung,“ entgegnete die Hofdame. „Es hieße das Kind unglücklich machen —“

„Sie hat eine Neigung? Oh!“ rief die Herzogin, welche für die kleinen Verhältniſſe ihrer Umgebung im Stillen ſtets eine lebhafte Theilnahme hegte. „An wen hat denn die kleine Wiſel ihr Herz verloren?“

„An einen jungen Mann — wenn ich nicht irre aus Leipzig, von guter Familie und wohlhabend. Er iſt bei Bertuch im Geſchäft und heißt Leonhard.“

„Leonhard? Aber liebe Luiſe — dieſer junge Menſch ſteht ja in dem übelſten Rufe! Wo habe ich denn nur von ihm gehört? So viel erinnere ich mich — er ſoll ein ganz leichtſinniger und ausſchweifender Burſche ſein.“

„War es vielleicht Kuhlemann ſelbſt, der dergleichen über ihn verlauten ließ?“

„Nein, nein! Es kam mir von anderer Seite. Junge Leute haben einen Verein geſtiftet, wie erzählt wird, in welchem es ſehr unbotmäßig hergehen ſoll, und dieſen Leonhard bezeichnet man als den Allerſchlimmſten.

als den Verführer der Andern. Wer hat es mir denn nur erzählt? Richtig, nun weiß ich es — die Wolfskeel! Als ſie mir den Roman von Vulpius vorlas, kam ſie darauf und berichtete, daß das Buch ſchon eine ganz üble Wirkung ausübe. Jetzt kommt mir auch der Name des Vereins in's Gedächtniß. Die jungen Leute nennen ihn den Räuberclub."

Fräulein von Göchhauſen ſtutzte. Sie hatte die Bezeichnung auch ſchon gehört, aber dem Gerücht keine Bedeutung beigelegt. Die Sache kam ihr auch jetzt nicht gefährlich vor, und ſo entgegnete ſie: „Bertuch ſchätzt aber den jungen Mann ſehr, er rühmt ſeine Tüchtigkeit, ſeine Ordnung —"

„Was kann Bertuch von der Lebensführung ſeiner Leute wiſſen, wenn ſie ſich außerhalb ſeiner Comptoirs befinden?" wendete die Herzogin ein. „Dieſer Leipziger ſteht nun einmal in üblem Rufe und ſoll als Nebenbuhler des Stallmeiſters nicht weiter in Betracht kommen. Ich werde einmal ſelbſt mit der kleinen Wiſel ſprechen."

Frau Amalie war im Irrthum, wenn ſie annahm, das Gerücht über Leonhards üblen Ruf ſei ihr durch einen anderen Mund zugekommen als durch den ihres Kammerdieners. Hatte ſie Anfangs der Sache keine ſonderliche Beachtung geſchenkt, ſo war doch das Vorurtheil gegen ihn im Stillen geblieben, und bildete ſich, während ſie ihren Plan entwarf, ebenfalls im Stillen, zu der Ueberzeugung aus, daß man das Mädchen vor den Nachſtellungen eines Wüſtlings zu retten habe.

Das Fräulein von Göchhauſen aber, obgleich ihrer fürſtlichen Freundin herzlich ergeben, fühlte ſich herausgefordert, in dieſem Falle die Gegenpartei zu nehmen. Von der kleinen Wiſel hatte ſie bereits herausbekommen, daß der Stallmeiſter, wenn er ſchon das Herz des Vaters gewonnen, nicht auf das der Tochter zu rechnen habe, und daß Luiſe ganz feſt entſchloſſen ſei, ihm ihre Hand zu verweigern. Von Leonhard war zwiſchen ihnen nicht eigentlich die Rede geweſen, gleichwohl und trotzdem ſie den jetzt ſo übel Beleumdeten wiſſentlich niemals geſehen, hatte das Fräulein ein günſtiges Vorurtheil gegen ihn gefaßt. Was bis dahin nur Gegenſtand ſtiller Theilnahme geweſen, wurde jetzt Vorſatz und Plan, und da ſie doch wohl eines Helfers dabei bedürfen würde, beſchloß ſie, mit Bertuch eingehender darüber zu verhandeln.

Einige Tage darauf hörte Leonhard ſich auf der Straße angerufen und erkannte den Concertmeiſter Destouches, mit dem er durch die Muſik in Beziehung getreten war. „Was muß ich erfahren!" rief dieſer ihm entgegen. „Sie ſind ja Componiſt! Warum haben Sie das verheimlicht?"

Verheimlicht hatte Leonhard es freilich nicht, denn ein erſtes Heftchen von Lieder-Compoſitionen war ſeit einiger Zeit im Muſikalienhandel erſchienen, nur daß er perſönlich nichts dazu gethan, es hier in Weimar bekannt zu machen.

„Sie können von Glück ſagen," fuhr Destouches fort, „daß Ihre Lieder in die richtigen Hände gefallen ſind. Fräulein Jagemann iſt dafür ein-

genommen und will zwei davon in dem Concert singen, welches wir dem nächst im Schützenhause veranstalten."

Leonhard erröthete vor Ueberraschung. Ein größerer Vortheil konnte einem Anfänger wohl nicht geboten werden, als ein öffentlicher Vortrag seines Werkes durch die gefeierte erste Sängerin des weimarischen Theaters.

„Wollen Sie der Jagemann nicht einen Besuch machen?" fuhr der Concertmeister fort. „Die Dame weiß dergleichen zu schätzen, und Sie selbst wird es nicht gereuen. Ich bin bereit, Sie bei ihr einzuführen."

Das war nicht abzulehnen, und die Stunde des Besuches wurde verabredet.

Leonhard konnte nicht umhin, seine beiden Genossen bei der nächsten Zusammenkunft von dem bevorstehenden Concert und dem überaus angenehmen Empfang, den er bei Fräulein Jagemann gefunden, zu erzählen. Es verstand sich von selbst, daß die beiden Anderen dem Concerte beizuwohnen beschlossen. Da ein Regentag das Hinausspazieren nicht verlockend machte, nahmen sie die Einladung Leonhards an, den Abend bei ihm zu bleiben und mit einfacher Bewirthung fürlieb zu nehmen.

Während man sich heiter unterhielt, griff Musäus nach einem unter anderen hingestellten Buche und schlug es auf: „Da ist ja schon wieder etwas Räuberhaftes!" rief er, „Abällino, der große Bandit, von Zschocke!"

„Kennen Sie dieses klassische Drama noch nicht?" fragte Leonhard lachend. Da die Freunde es verneinten fuhr er fort: „Dann hören Sie zu! Ich will Ihnen nur ein paar der schönsten Stellen vorlesen!"

Er begann mit Geschick und Pathos, zur großen Belustigung seiner Gäste.

Währenddem war seine Wirthin leise eingetreten, um den Abendtisch zu ordnen. Man beachtete sie nicht und auch sie schien nicht eben hinhorchen zu wollen. Plötzlich aber wurde sie aufmerksamer, erschrak sichtbarlich, verweilte aber doch länger am Tische als sie nöthig gehabt hätte, um endlich in schweigender Bestürzung aus dem Zimmer zu eilen.

Leonhard endete seinen Vortrag, die Freunde setzten sich belustigt zu Tische, während ihnen Leonhard den Inhalt des Werkes weiter mittheilte.

Da wurde die Thür geöffnet und in derselben erschien der Hauswirth, ein Schneider, leichenblaß, welcher nicht sowohl eintrat, als vielmehr von seiner resoluten Frau herein geschoben wurde.

„Herr Leonhard," begann er stockend, wir haben Sie für einen ordentlichen Herrn gehalten — aber es gehen Dinge bei Ihnen vor — die mein Haus in's Gerede — oder gar in's Unglück bringen —"

„Was haben Sie denn? Was ist geschehen?" rief Leonhard verwundert.

„Ich thu es nicht gern," fuhr er immer verängstigter, aber durch einen auffordernden Blick seiner Frau ermuthigt, fort. „Sie haben immer richtig bezahlt und auch sonst — aber ich muß Ihnen die Wohnung kündigen. Ich darf so etwas in meinem Hause nicht dulden — wenn die Leute erfahren — daß es bei mir vorgeht —"

„Ja was denn in aller Welt?" fragte Leonhard ungeduldig.

Die Meisterin, welcher die Rede geläufiger von den Lippen floß als ihrem, jetzt gar noch unter dem Eindruck des Entsetzens stehenden Gatten, trat einen Schritt vor und begann: „Sie müssen unsere Wohnung verlassen, weil die Geschichte denn doch am Tage ist! In der ganzen Stadt spricht man von dem Räuberclub, den Niemand kennt, aber man hat mir schon da und dort einen Wink gegeben, daß ich Ihnen nicht trauen sollte. Ich wollte das über Sie nicht glauben, nun aber hab ich's selbst mit angehört. Sie haben den beiden Herrn da, die ich nicht sehr kenne, Alles vorgelesen, wie man rauben und morden muß, und was zum Stehlen und Plündern gehört, und wer weiß was noch Alles zur richtigen Banditerei vonnöthen ist — und jetzt ist's heraus: die Leute haben Recht gehabt. Sie sind von den schlimmsten Einer — mein Haus aber ist keine Räuberherberge! Soll ich abwarten, daß man's entdeckt und ich gar der Hehlerei beschuldigt werde, weil ich um die wilde Wirthschaft gewußt hätte? Nein, den Räuberclub dulde ich nicht bei uns, und Sie ziehen morgen aus, oder ich gebe Sie auf der Polizei an!"

Die Sprecherin eilte auf die Thür zu und ihrem Gatten nach, der in der Befürchtung von irgend etwas Bedrohlichen bereits flüchtig geworden war.

Die jungen Männer brachen hinter ihnen her in ein Gelächter aus. „Herrlich!" rief Riemer. „Wir selbst sind wider Wissen und Willen der Räuberclub, nach welchem wir so lange geforscht haben!"

„Und was für feine und gebildete Raubgesellen wir sind!" jubelte Musäus. „Gerade wie Rinaldo Rinaldini, der überall in der besten Gesellschaft verkehrt!"

„Gerade wie Abällino, der große Bandit, der als venetianischer Nobile, zugleich den Staatsmann und Gurgelabschneider spielt!" fiel Riemer ein.

„Was wird mein alter Wieland sagen," lachte Musäus, „wenn er erfährt, daß sein Famulus von Rinaldos Bande ist?"

„Und was wird sich im Hause Goethe ereignen," fuhr Riemer fort, „wenn es sich verlautbart, daß der Schulmeister zum Zögling von Onkel Vulpius' phantastischen Rad und Galgenheroen geworden ist?"

Leonhard lachte zwar mit, allein in einer gewissen Befangenheit, und augenscheinlich war es ihm, als dem Gastgeber, unangenehm, daß seine Bewirthung der Freunde durch eine plötzliche Aufkündigung der Wohnung unterbrochen worden war. Seinen Hausleuten schien es Ernst damit zu sein. Zog er morgen nicht aus, so konnte eine Anzeige auf der Polizei ihm Unannehmlichkeiten bereiten, die gerade jetzt für seine Herzenswünsche gefährlich werden durften. Eine neue Wohnung aber war bis morgen nicht so ganz leicht zu finden, und selbst in einen Gasthof überzusiedeln war umständlich und mußte auffällig erscheinen. Er konnte nicht umhin, den Freunden einen Theil seiner Bedenken zu entdecken. Diese aber lachten ihn aus, hießen ihn die Sache leicht nehmen, um keinen Preis an das

Ausziehen denken, sondern dem Schneider und seinem Ehegemahl die Räuberfurcht durch gütliches Aussprechen benehmen. Musäus öffnete das Fenster. Der Regen hatte aufgehört und erquickende Frühlingsluft quoll in das Zimmer. „Gesellen der Freiheit!" rief er. „Verlassen wir die Höhle und das gastliche Mahl unseres Bruders! Hinaus und auf Abenteuer! In Tortonis' Weinstube sind Schätze aus Ungarland angekommen. Brechen wir dort noch ein paar Hälse zur Feier des Abends!"

Die Aufforderung wurde von den sonst soliden Leuten nicht zurückgewiesen und ziemlich spät kehrte der Räuberhauptmann in das Schneiderhaus zurück.

Tags darauf war eine kleine Gesellschaft von zehn Personen bei der Herzogin Amalie versammelt, darunter das Fräulein von Göchhausen, Wieland, Bertuch und der Kammerherr von Egloffstein. Um Wielands willen, der nicht mehr gern tiefer in den Abend hinein in Gesellschaft war, hatte man sich um fünf Uhr zur Mittagstafel gesetzt, fröhlich und ohne Zwang plaudernd, denn die Herzogin liebte die Hofetiquette selbst nicht und gar im Kreise ihrer ältesten Freunde sollte keine Zurückhaltung statthaben.

Nachdem die Herzogin die Tafel aufgehoben hatte, schritt sie der Gesellschaft voran in einen kleineren Saal, wo der Kaffee genommen werden sollte. In Vasen standen Sträußer von Tazetten, Hyacinthen und anderen Frühlingsblumen auf den Consolen, und in Schalen dufteten ganze Kissen von Veilchen.

„Lieber Wieland!" begann Frau Amalie, „setzen Sie ohne Umstände Ihr Käppchen auf. Es ist etwas kühler hier, die Fenster sind bis jetzt offen gewesen."

Wieland verneigte sich lächelnd und zog sein Sammtkäppchen aus der Tasche, um sein fast kahles Haupt zu bedecken.

„Ich freue mich des schönen Wetters zu unserm morgen stattfindenden Concert im Schützenhause!" fuhr die Herzogin fort. „Wollen Sie mitfahren, Wieland? Es findet Nachmittags um fünf Uhr statt, bringt überdies nichts Aufregendes, so daß Sie um Ihre Nachtruhe nicht zu sorgen haben."

Wieland lehnte dankend ab. Mit Theater und Concert müsse er für sein Leben wohl den Abschluß machen, sagte er, da er außer allem Zusammenhang sei und daher für neue Erscheinungen keine rechte Fühlung gewinnen könne. „Es sei denn, daß sie gedruckt zu mir kommen!" fuhr er fort, indem er sich in den für ihn bereitgehaltenen Lehnstuhl niederließ. „Und sieh, da liegt ja auch der berufene Rinaldo Rinaldini, dessen Lectüre wir der Anregung unserer Thusnelda verdanken!" So wendete er sich schalkhaft an Fräulein von Göchhausen.

„Es gereut mich nicht eben, diese Anregung gegeben zu haben," entgegnete die Hofdame. „Ist mir doch der Triumph geworden, selbst Wieland in den Kreis meiner Beobachtungen zu ziehen!"

„Eigentlich sollte man sich schämen, solch ein Buch gelesen zu haben," sagte die Herzogin. „Ja, Luise, ich kann Ihnen nicht helfen — die Gesellschaft in die Sie uns durch Ihren Rinaldo gebracht haben, ist eine

recht ſchlechte! Aber da das Buch nun doch einmal der Mehrzahl von uns bekannt geworden iſt, wollen wir das Erröthen unterdrücken. Wieland, ſagen Sie uns doch etwas darüber!"

„Vor Allem bin ich der Anſicht," begann Wieland, „daß der Verfaſſer zwar viel Phantaſie beſitzt, mehr als mancher unſerer beſſeren Schriftſteller ſich rühmen kann, daß er trotzdem aber ein ſehr abgeſchmacktes Werk zu Tage gefördert hat. Merkwürdig und ſogleich in die Augen fallend iſt darin die Nachahmung eines andern, ſehr bekannten Romans. Nämlich —?" Wie ein wohlwollender Examinator blickte er fragend im Kreiſe umher.

„Des Wilhelm Meiſter!" riefen die Herzogin und Fräulein von Göchhauſen, wie aus einem Munde.

„Wie? des Wilhelm Meiſter?" fragten Diejenigen verwundert, welche den Rinaldo nicht geleſen hatten.

„Nun ja!" fuhr Wieland fort. „Den hiſtoriſchen Hintergrund, mit dem Corſenkönig Theodor, und dem Kampfe für ihn, lange Geſchichten, die ſich häufig und breitſpurig zum Vordergrunde machen wollen, können wir füglich bei Seite laſſen. Wie Wilhelm Meiſter den Kaufmannſtand, ſo verläßt Rinaldo den Räuberſtand, ja, er hat beim Beginn des Romanes ſeinen Räuberſtand im Weſentlichen ſchon hinter ſich, er hat den Hang, ſich allſeitig zu bilden, er philoſophirt zwar, und liebt es, tiefgreifende Geſpräche zu führen — ſo nach ſeiner Manier! Er iſt ein Genie, ſogar eins aus der Sturm- und Drangzeit. Er möchte ein Karl Moor ſein, iſt aber nur ein nüchterner, renommirender Kerl. Aber auf galante Abenteuer verſteht er ſich weidlich. Es iſt erſtaunlich, welch Glück er bei den Frauen macht, und wie viele er auf einmal mit ſeiner Neigung zu umfaſſen vermag! Neben Dianora, der Sonne ſeines Lebens, hat er unzählige Nebenſonnen. Die Sirene Olympia feſſelt ihn zu verſchiedenen Zeiten, Laura geraume Zeit. Serena wurzelt ihm als Blümlein Vergißmeinnicht im Herzen, Liana iſt ſeine Waldliebe. Margaliſa zückt den Dolch nach ihm, weil ſie ſich ihm zu ſchnell ergeben, liebt ihn aber dennoch, ebenſo wie Leonore und Oriana. Fiammetta ſehen, lieben und gewinnen, iſt Eins! Darauf erſcheint Fortunata im weißen Atlaskleide, und da ſich gerade ein halbes Dutzend anderer Liebeshändel um ihn gruppirt, bereiten ihm die Damen die größten Verlegenheiten."

„Welch ein Gedächtniß! Genug, Genug!" rief Frau Amalia lachend.

„Sieht dieſe ausgedehnte Weiberwirthſchaft nicht aus, wie eine Caricatur auf das Frauenperſonal aus dem Wilhelm Meiſter?" fuhr Wieland fort.

„Und dann die myſtiſche Verbrüderung!" ſagte Fräulein Göchhauſen. „Ich glaubte in Saraſtros Reich zu ſein, und wurde immer an die Decorationen aus der Zauberflöte erinnert."

„Ganz richtig!" entgegnetete Wieland. „Auch Rinaldo wird von einer geheimnißvollen Loge beobachtet und geleitet, um einſt in dieſelbe aufgenommen zu werden. In dem Thale von Fronteja, auf das er lange neugierig gemacht worden iſt, geht es wunderlich genug zu. Es iſt erfüllt von

Tempeln und Grotten. Auf brennenden Altären werden der Freundschaft Rosen geopfert. An klaren Bächen wandeln in Eintracht Priester und Priesterinnen. Das ganze Personal aus der Zauberflöte ist beisammen. Leider entbehrt man die Musik. Doch kennt man auch in diesen heiligen Hallen nur Verbrüderung und Liebe, und sucht verlorene Schäflein auf den Weg der Tugend zurückzubringen. An der Spitze des ganzen Pupillencollegiums der Tugend und Freundschaft steht aber der „Alte von Fronteja", eine der langweiligsten und in ihrer Weisheit und Tugend unverschämtesten Persönlichkeiten. Bitte, lieber Bertuch, lesen Sie uns doch einmal vor, was der Alte alles studirt: da wo ich das Zeichen eingelegt habe."

Bertuch schlug das Buch auf, und las: „Er studirte die emblematische Mythologie der Griechen und Aegypter, die Theogonie und Kosmogonie und die religiösen Lehren der ältesten Völker. Er studirte in den Schestah der Gentuser, im Zenda Vesta der Perser, in der Edda der Isländer, im Schuking und Liking der Chinesen. Er enthüllte die Wege der Kakosophia und Kakodämonia, und wurde endlich Theosoph."

„Mir schwindelt!" rief die Herzogin lachend.

„Und zu alledem hat er genügende Zeit gehabt," nahm Wieland darauf das Wort, „denn er lebt bereits im sechsten Menschenalter. Rinaldo aber wird im Thale von Fronteja durch Weisheitspredigten und Freundschaftsküsse nicht wenig geplagt, Abends aber in einen dunklen Raum eingeschlossen, wo man ihm lebende Bilder vorführt. Er sieht seine ganze Vergangenheit vor sich, hört dazwischen aus allen finstern Winkeln Sprüche der Weisheit tönen, kurz, er erhält, wie Wilhelm Meister, seinen Lehrbrief für das Leben."

„Und so," sagte das Fräulein von Göchhausen, „wollen wir diesen Rinaldo den Wilhelm Meister des Räuberthums nennen!"

„Thusnelda schießt den Vogel ab, wie immer!" rief Wieland, während die Uebrigen lachten. „Ich muß an diesen Rinaldo noch etwas anknüpfen," fuhr er fort, „was von der geheimen Wirkung unsrer Räuberliteratur zeugt. Denn unser liebes Weimar ist, wenn nicht von Räubern selbst, doch von einiger Räuberfurcht in Bewegung gesetzt. Wie der elegante Rinaldo unerkannt unter den Leuten umhergeht, so sollen auch ganz gefährliche Gesellen unter uns wandeln. So erzählte mir heut früh mein junger Musäus, wie er sich gestern bei einem Freunde, Namens Leonhard, befand — Sie kennen ihn ja, Bertuch, den jungen Leipziger —"

„Leonhard?" fragte die Herzogin. „Mit einem so verrufenen Menschen verkehrt ihr junger Musäus?"

„Oho!" dachte Bertuch, sagte aber nichts, sondern blickte Wieland gespannt fragend an.

„Mein lieber Wieland!" nahm Frau Amalie und zwar mit besorglichem Tone wieder das Wort, „sind Sie durch den jungen Musäus auch wohl gut bedient, wenn er sich an so üble Gesellschaft hält —?"

Wieland machte eine höflich beschwichtigende Bewegung, und erzählte

von dem Abenteuer der drei Freunde, wie es Karl Muſäus ihm mitgetheilt hatte.

„Mein junger Leonhard ein Räuberhauptmann?“ rief Bertuch. „Ich ſoll noch erfahren, daß er überhaupt extravagirt, da ich ihn nur als den ſolideſten Menſchen kenne!“

„Von dem geſtern entdeckten Räuberclub habe ich zwar noch nichts gehört,“ begann jetzt der Kammerherr von Egloffſtein; „aber einer anderen verdächtigen Geſellſchaft ſoll man bereits auf der Spur ſein. Dem Polizeidirector Eichhorn iſt gemeldet worden, daß in einem Wirthshauſe zu Oberweimar wöchentlich eine verdächtige Verſammlung ſtattfinde.“

„Was iſt denn in meine Weimaraner gefahren?“ rief die Herzogin, jetzt wieder beluſtigt. „Luiſe, ſchaffen Sie die gefährlichen Bücher bei Seite! Wenn der Polizeidirector Eichhorn erfährt, daß bei mir der Rinaldo Rinaldini geleſen worden iſt, ſo erklärt er am Ende mein Haus für den eigentlichen Räuberclub, und fordert uns alle vor Gericht!“

Sie erhob ſich, und die Geſellſchaft erheitert mit ihr. Die Herzogin lud Wieland zu einer Promenade durch den anſtoßenden Gartenſaal, die Unterhaltung der Uebrigen zertheilte ſich in Zwiegeſpräche. Luiſe von Göchhauſen gab Bertuch einen Wink, ihr plaudernd in den Speiſeſaal zu folgen. Hier eröffnete ſie ihm den Plan der Herzogin, den Stallmeiſter Kleindorf zu verheirathen. Sie verrieth ihm das Liebesverhältniß der jungen Leute, und fragte ihn noch einmal auf's Gewiſſen nach dem Charakter und den Verhältniſſen Leonhards. Da der Legationsrath dabei blieb, ihm das beſte Zeugniß zu geben, und nicht begreifen konnte, wie ein übles Gerücht über ihn ausgehen könne, begann die Hofdame: „Wie könnte man den jungen Leuten denn wohl helfen? Wenn die Herzogin nicht eine ungünſtige Meinung von ihm gefaßt hätte, würde ſie wohl von dem Plan abzubringen ſein, das junge Mädchen mit dem Stallmeiſter zu verbinden. So lange ſich der alte Kuhlemann in ſeinen Wünſchen ſomit durch den ſeiner Herrin unterſtützt ſieht, iſt für die jungen Leute nichts zu hoffen. Bertuch, Sie ſind ein ſo anſchlägiger Kopf, dem alle Unternehmungen glücken — wiſſen Sie nichts auszuſinnen, wie wir unſere Leutchen zuſammenbringen?“

Bertuch, der die Sache leicht nahm, fühlte ſich ſehr beluſtigt durch die letzte Wendung. „Meine Speculationen und Geſchäfte waren freilich immer von ganz anderer Art!“ entgegnete er. „Aber es wäre in der That ein Triumph für mein Landesinduſtriecomptoir, wenn ich es auch noch als eine Art von Heirathsbureau in Flor brächte! Trotzdem aber — wäre es nicht beſſer, gnädigſte Freundin, wenn wir der Jugend überließen, ſich ſelbſt zu helfen?“

Die Hofdame war nicht zufrieden mit dem Mangel an Ernſt in Bertuchs Entgegnung. „Selbſthülfe wäre freilich das Beſte!“ ſagte ſie. „Ich wünſchte, es fände ſich ſo viel Romantik im Bürgerſtande, daß der Liebhaber das junge Mädchen kurzweg entführte.“

„Die üble Meinung der Herzogin über ihn würde dadurch nur bestätigt werden!“ wendete Bertuch ein.

„Diese üble Meinung brauchte er dann nicht mehr zu fürchten!“ entgegnete das Fräulein. „Die Herzogin würde die Sache fallen lassen, der Stallmeister auf die Entführte verzichten, der Alte müßte nachgeben, und der junge Mann hätte sich die Braut gerettet.“

„Meisterhaft!“ rief der Legationsrath. Ein Komödiendichter könnte es nicht besser aussinnen! Aber wie denn nun? Sollen wir beide — die Hofdame, Fräulein von Göchhausen, und Bertuch der Projectenmacher — eine solche Entführung und Flucht begünstigen? Das Pärchen wohl gar dazu bereden? Und ist es nicht überaus heiter, gnädigste Freundin, daß Sie sich für einen jungen Mann interessiren, welchen Sie niemals gesehen haben, und ich mich für seine Flamme in Thätigkeit setzen soll, die ich wissentlich auch noch nicht kenne?“

Die Dame wendete sich verstimmt von ihm ab. „Es ist nichts mehr mit Ihnen anzufangen, Bertuch!“ sagte sie. „Ich will zusehn, wie weit ich allein komme.“

„Wobei ich doch rathen möchte, nichts zu übereilen!“ entgegnete Bertuch. „Da Sie aber der Angelegenheit so viel Theilnahme schenken,“ — fuhr er in Versöhnung heischendem Tone fort — „so kann ich nicht ohne Antheil dabei bleiben. Für's Erste ist ja noch nichts verloren. Hat das Mädchen neben seiner Liebe einige Festigkeit des Willens, so braucht es dem Dringen des Vaters gegenüber ja nur bei seiner Weigerung bleiben. Was aber Leonhard zu thun hätte, um sich dem Alten als Freier annehmbar zu machen — ja eigentlich begreife ich nicht, daß er nicht unbedingt annehmbar erscheint! Ich will mit ihm sprechen — obgleich man sich als älterer Mann nicht ungerufen in solche Händel der Jüngeren einmengen soll. Man findet selten ein Entgegenkommen. Trotzdem will ich es thun.“

Daß dergleichen, sogar im Hofkreise, über sie verhandelt wurde, davon hatten die jungen Liebenden keine Ahnung. Auch war bisher nichts geschehen, was ihr geheimes Glück wesentlich gestört hätte. Die lästigen Anspielungen des Vaters auf den Stallmeister ertrug Luise, wie sie so manches andre Lästige im Hause zu überwinden hatte. Sie führte ihren täglichen verborgenen Briefwechsel mit dem Geliebten, und hin und wieder bot auch ein Stelldichein im Park eine glückliche Stunde. Frühling, Jugend und Herzensglück gaben ihr die heiterste Stimmung, sie vertraute und hoffte, daß in nicht langer Zeit ihr Dasein sich noch viel schöner gestalten werde. Und ähnlich empfand und dachte Leonhard, bis der gestrige Abend ihn mit einer Besorgniß von anderer Seite her erfüllte. Ein schnelles Verlassen seiner Wohnung, wie seine Hauswirthe es verlangten, war nicht ausführbar, zugleich aber zeigten diese sich jeder gütlichen Verhandlung unzugänglich. Eben hatte er einen Morgengruß an Luisen geschrieben und schickte sich zum Ausgehen an, als die Thür sich öffnete, und zu seiner Ueberraschung

Luiſens Bruder eintrat, um ihm einen Brief von ſeiner Schweſter zu überbringen. Dergleichen war noch nicht vorgekommen, obgleich er den fünfzehnjährigen Karl kannte, da er die Wohnung der Familie Kuhlemann früher häufig betreten hatte. Leonhard nahm befremdet den Brief und las ihn. „Lieber Fritz!“ ſo ſchrieb Luiſe. „Es wird plötzlich ernſter für mich im Hauſe. Die Herzogin Mutter iſt als Gönnerin des Stallmeiſters aufgetreten und will, daß der Vater die Verbindung mit mir beſchleunige. Ich habe geſtern einen furchtbaren Abend verlebt. Der Vater faßte die Sache als einen Befehl der Herzogin auf, war außer ſich über meine Weigerung, ſchalt mich und tobte, und es fehlte wenig, daß er die Hand gegen mich erhob. Ich muß Dich heut noch ſprechen, ſpäteſtens zu Abend. Sinne etwas aus! Es bleibt jetzt nichts übrig, als Karl in das Geheimniß zu ziehen. Er iſt Dir ſehr gut und wird ſchweigen.“

Leonhard erſchrak, und eine tiefe Traurigkeit über die bittre Erfahrung des jungen Mädchens überkam ihn. Zugleich fühlte er ein Widerſtreben, den Knaben zum Zwiſchenträger zu machen, wenn immer Luiſe ihn auf den Bruder hinwies. „Karl!“ begann er prüfend. „Warſt Du geſtern Abend zu Hauſe —?“

„Ja!“ fiel dieſer ſofort ein. „Und habe Alles mit angeſehn und gehört, was die Luiſe Ihnen wahrſcheinlich geſchrieben hat. Ich bin nicht für den Stallmeiſter — der mag ſich ſogar vor mir in Acht nehmen! Ich bin für Sie! Schreiben Sie der Luiſe nur, was Sie Luſt haben! Ich will es ihr ſchon zuſtecken.“

Leonhard hielt es doch für beſſer, ſeinen Auftrag nur mündlich zu faſſen. „Lieber Karl!“ ſagte er, „hier ſind zwei Eintrittskarten zum Concert im Schützenhauſe, eine für Dich, die andere für Luiſe. Du mußt ſie heut Abend begleiten.“

Karls Augen ſtrahlten bei der Ausſicht auf einen ſo ſeltenen und begehrten Genuß.

„Aber woher die Karten kommen, wirſt Du freilich nicht ſagen dürfen,“ fuhr Leonhard fort. „Ich verabſcheue zwar das Lügen —“

„Es iſt auch gar nicht nöthig!“ rief Karl. „Ich gehe mit der Luiſe eben weg. Da das Concert ſchon Nachmittags iſt, fragt die Tante wenig, wo wir hingehen. Der Vater iſt bis Abends zehn Uhr im Palais.“

„Nun gut, Karl! Seht Euch im Saal nach mir um, ich werde Euch auch zu finden wiſſen. Und wenn das Concert zu Ende iſt, ſo wartet draußen auf mich, ich will in Eurer Geſellſchaft nach Hauſe gehen.“

In dieſem Augenblick wurde ſtark an die Thüre gepocht, und auf Leonhards „Herein“ trat ein ſtattlicher Herr in das Zimmer, welchen der junge Mann mit Ueberraſchung als den Polizeidirector Eichhorn erkannte. Karl nickte nur noch einen Gruß zurück, ſchlüpfte hinaus und flog die Treppe hinunter.

Der Polizeidirector ſtellte ſich vor, und nachdem ihm die Frage, ob

er sich bei Herrn Fritz Leonhard aus Leipzig, zur Zeit im Geschäft des Legationsraths Bertuch, befinde, bejaht worden, nahm er Platz und begann:

„Ich komme persönlich, um Sie um Auskunft über sonderbare Gerüchte zu bitten, zu welchen Sie einige Veranlassung gegeben haben müssen. Ich füge gleich hinzu, daß man mir von anderer Seite sehr viel Vortheilhaftes über Sie gesagt hat."

„Meine Wirthsleute haben mich vermuthlich bei Ihnen verklagt?" entgegnete Leonhard.

„Das auch! Vor einer Stunde," sagte Herr Eichhorn. „Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich darum nicht den Weg zu Ihnen gethan hätte. Sie sollen nach der Angabe des Schneiders eine Art von Banditenführer sein — ich lasse das vorerst auf sich beruhen. Allein es gehen abenteuerliche Erzählungen in der Stadt umher von einem Verein, der sich den Räuberclub nennt, und gestern wurden Sie mir als ein Mitglied desselben bezeichnet. Ich wünschte diesem Gerede ein Ende zu machen. Sagen Sie mir darum ganz aufrichtig, wie es sich damit verhält!"

Leonhard blickte unschlüssig zur Seite. Er hatte allerdings etwas zu bekennen, obgleich er von dem Geständniß nicht sowohl etwas ernstlich Gefahrdrohendes, als vielmehr den Schein der Lächerlichkeit für sich selbst fürchtete. Herr Eichhorn folgte dem Ausdruck seiner Mienen mit Aufmerksamkeit, und ein in verschärfterem Tone gesprochenes „Nun?" forderte den jungen Mann dringender zum Reden auf.

„Herr Polizeidirector!" begann Leonhard; „Sie gestatten mir wohl, daß ich im Zusammenhang erzähle — wenn ich denn doch ein Bekenntniß ablegen muß?"

Da Herr Eichhorn durch eine zustimmende Geberde antwortete, fuhr Leonhard fort:

„Es war im vergangenen Winter, zu Ende des Februar, als ich auf einem Spaziergang, durch plötzlich ausbrechendes Regenwetter überrascht, in ein Wirthshaus des Dorfes Oberweimar flüchtete. Unbekannt mit der Localität, öffnete ich eine Thür, und erkannte, daß ich nicht in die Gaststube, sondern in das Privatzimmer einer geschlossenen Gesellschaft gedrungen war. Eine Anzahl noch sehr junger Männer saß an einem langen Tisch, jeder blickte in ein vor ihm liegendes Buch, ich hörte laut im Dialog declamiren. Da bei meinem Eindringen die Gesellschaft in einen gewissen Aufruhr zu gerathen schien, bat ich um Entschuldigung, schloß die Thür — ich hörte noch, wie der Riegel hastig von innen vorgeschoben wurde — und ging in die Gaststube hinüber. Das Wetter verschlimmerte sich, und ich harrte wohl eine Stunde aus, als ich wahrnahm, daß die Gesellschaft drüben ihre Sitzung beendet hatte, und jugendlich geräuschvoll, und, trotz des Regens, unter Lachen das Haus verließ. Zwei von den Mitgliedern aber, von welchen ich den Einen oberflächlich kannte, traten ein und gesellten sich zu mir. Sie wünschten mir das Versprechen abzunehmen, niemals zu

verrathen, daß ich sie hier an diesem Orte versammelt gesehen hätte. Ihrerseits verschwiegen sie nicht, daß sie Schüler des Gymnasiums aus Secunda und Tertia wären, welche alle vierzehn Tage sich versammelten, um dramatische Werke mit vertheilten Rollen zu lesen. Ich versprach Verschwiegenheit, und dabei blieb es denn die nächsten vier Wochen über, ohne daß die Beziehung zu ihnen sich weiter gesponnen hätte. Da begannen die beiden jungen Männer sich mir zu nähern, sprachen mich im Park an, und es schien, daß sie mich, da ich doch halb und halb ein ‚Wissender' geworden, in ihren Kreis zu ziehen wünschten, vielleicht um meiner Verschwiegenheit um so sicherer zu sein. Man lud mich ein, einer Lesung des Julius Cäsar beizuwohnen. Ich mochte nicht ablehnen, und mußte sogar selbst eine Rolle übernehmen."

„Dabei wurde doch wohl stark getrunken? Sagen Sie es nur offen!" warf Herr Eichhorn dazwischen.

„Kaffee, Herr Polizeirath!" entgegnete Leonhard. „Kein nervenaufregendes Mokkagetränk, sondern dünner weimarer Kaffee mit viel Milch gemischt, und Butterbrot im Zwischenact."

Der Polizeirath schüttelte ungläubig das Haupt.

„Nun denn, weiter!"

„Die begeisterte Hingabe der jungen Leute an ihre Rollen hatte etwas Rührendes für mich, ihre Bestrebungen schienen mir ganz brav, ihre Gemeinsamkeit durchaus harmlos und unschuldig. Aber freilich hatten sie dafür eine Form gewählt, die, nachdem sie einmal zu Stande gekommen, ihnen das Geheimniß dringend erscheinen ließ. Da Schillers Räuber das erste Stück gewesen, welches sie gemeinsam gelesen hatten, kamen sie darauf, sich den Räuberclub zu nennen. Sie gaben sich sämmtlich Räubernamen, und da das Personal des Schiller'schen Stückes nicht ausreichte, nahm man aus der sonstigen Räuberliteratur herüber, was sich irgend finden ließ. Ich konnte der Einladung nicht ausweichen, sie ein paarmal zu besuchen. Da nun aber nicht immer eine ausreichende Anzahl von Büchern aufzutreiben, für ein Stück von Calderon, welches sie gern gelesen hätten, sogar nur ein Exemplar vorhanden war, kam ich ihnen zu Hülfe, und ließ die Bücher aus Leipzig kommen, um sie dem Verein zu verehren. Nicht lange darauf beschenkte man mich mit einem förmlichen Diplom, durch welches ich zum „Ehrenräuber" geweiht wurde. Es steht Ihnen zu Diensten."

Leonhard ging an seinen Schreibtisch und zog aus der Schublade eine Papierrolle, die er dem Polizei-Director überreichte. Dieser las denn: wie eine Gesellschaft sich Herrn Fritz Leonhard durch seine thätige Unterstützung zu besonderem Danke verpflichtet erklärte und ihn zum Ehrenmitgliede ihres Vereins machte. Der Name „Räuberclub" stand nicht in dem Diplom, wohl aber war es unterzeichnet durch eine stattliche Reihe von Räubernamen, Karl Moor an der Spitze.

„Sie wollen mich glauben machen," begann Herr Eichhorn, mit den Augen noch auf dem Papier umherforschend, „daß es in diesem Club so

ganz unschuldig hergegangen sei! Man wird denn doch starke Reden gehalten haben, im Sinne Abällinos und Karl Moors —"

„Ganz und gar nicht, Herr Polizeidirector! Man blieb bei der jeweiligen Vorlage stehen, sie mochte nun Götz von Berlichingen, Maria Stuart, Nathan der Weise, Richard der Dritte oder Der standhafte Prinz sein. Man freute sich jugendlich der Schönheit des Werkes und war eitel Begeisterung für die dramatische Kunst, für die Dichtung überhaupt."

Herr Eichhorn schüttelte den Kopf nur noch ungläubiger. „Nun denn — zuvörderst werden Sie mir entdecken, welche Personen sich unter den hier verzeichneten Räubernamen verbergen."

Leonhard zögerte. „Ich habe es den guten Knaben versprochen, sie nicht zu verrathen — ich thue es ungern —"

Der Polizeidirector machte ein sehr ernstes Gesicht. „Ein solches Versprechen wird zu nichte, da Sie mir gegenüber ein Geständniß abzulegen haben!" rief er in jetzt strengerem Tone. „Also heraus mit der Sprache!"

„Wenn es denn nicht zu umgehen ist," begann Leonhard, „dann muß ich in erster Stelle — Ihre beiden Söhne Heinrich und Julius nennen."

Der Polizeidirector fuhr erschreckt auf. „Herr! das ist nicht wahr! Meine Söhne? Meine —?"

„Bitte — hier!" entgegnete Leonhard, in das Diplom deutend. „Vielleicht erkennen Sie die Handschriften? Julius Eichhorn, der Tertianer, verbirgt sich unter dem Räuber Kosinski; Heinrich Eichhorn, der Secundaner, unterschrieb als Hauptmann Rinaldo Rinaldini."

Der Polizeidirector starrte sprachlos auf die Unterschriften und vor die Seele trat ihm die Möglichkeit, ja die ganze Tragweite der Möglichkeit, daß sich hier doch noch etwas Sträfliches verbergen könne. Er schauderte vor dem Gedanken, als ein neuer Brutus gegen seine Söhne auftreten zu müssen.

Dem gegenüber ließ es Leonhard an einer warmen Vertheidigung der jungen Leute nicht fehlen. Er wiederholte die Versicherung, daß er nur eine harmlose Geselligkeit bei ihnen kennen gelernt, wollte mit einem Eidschwur bekräftigen, niemals ein Bedenken erregendes oder sträfliches Wort von ihnen vernommen zu haben. Höchstens hätten sie sich in der Form vergriffen, während doch ihre Bestrebungen geradezu löblich und anerkennenswerth genannt werden müßten.

Herr Eichhorn schaute sichtbar auf aus seiner Erstarrung, und schenkte dieser Vertheidigungsrede immer geneigteres Gehör. Besonders waren es die häufig eingestreuten Beziehungen „harmlos" und „kindlich", welche ihn wohlthuend berührten und seine Ueberzeugung angenehm umzustimmen schienen.

„Nun gut! Nun schön!" sagte er endlich. „Wenn Sie mir Ihr Wort geben, daß sich die Sache so — nur so verhält, so will ich weiter keine Untersuchungen daran knüpfen. Ist doch die ganze Begebenheit eher — ein

bischen komisch! Nun aber müssen Sie mir zu Hülfe kommen! Den albernen Gerüchten gegenüber werde ich erklären, daß ich längst über Alles unterrichtet sei, und werde die Clubangelegenheit nach Ihrer Schilderung, und zwar von der lustigen Seite darstellen. Dasselbe sollen Sie thun, das Geheimniß nicht weiter bewahren, sogar den „Ehrenräuber" getrost zugeben — Sie können es lachend thun! Die jungen Leute sollen nicht zur Rechenschaft gezogen werden, ich werde sogar meine beiden Jungen nicht herum nehmen, ihnen nur gelegentlich zeigen, daß ich um ihre Heimlichkeiten wisse. Sehen Sie sich entdeckt, vielleicht sogar ein wenig lächerlich erscheinen, so mögen sie genug gestraft sein. Und was die Leute betrifft — die werden sich ja auch mit der Zeit beruhigen!"

Herr Eichhorn blieb noch eine Weile sitzen, jetzt ganz als wohlwollender Gönner und höflicher Gast, und man kam in's Plaudern, besonders über Leipzig, die Leipziger Verhältnisse und Familien, aus deren einer Herr Eichhorn sich einst seine Gattin geholt hatte. Plötzlich stellte sich sogar eine, wenn auch weitgeholte Verwandschaft heraus, indem Leonhards Mutter und Frau Eichhorn als Cousinen im dritten Grade angesprochen werden konnten. Der Polizeidirector schien das mit Vergnügen festhalten zu wollen, und verabschiedete sich mit der dringenden Aufforderung an Leonhard, sein Haus recht bald zu besuchen.

Als er die Thür öffnete, prallte es draußen rechts und links von derselben zurück, und nicht nur der Schneider und seine Meisterin, sondern auch andere Hausgenossen, welche sich Mühe gegeben hatten zu horchen, fuhren erschreckt in alle Ecken. Herr Eichhorn, dies rasch überblickend, und bestrebt, den Wirthsleuten gegenüber Leonhard eine Genugthuung zu geben, verdoppelte jetzt seine Höflichkeit. Er drückte ihm wiederholt die Hand und sagte: „Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet! Nun besuchen Sie uns bald! Meine Frau und meine Töchter werden sich freuen, einen Vetter in Ihnen zu begrüßen!"

Die Hauswirthe standen wie erstarrt, die übrigen Hausbewohner schauten verblüfft drein. Man hatte erwartet, der Räuber würde mit Ketten geschlossen, oder mindestens mit Stricken gebunden heraustreten — obgleich niemand gesehen, daß der Polizeirath dergleichen bei sich gehabt — und nun war Leonhard sein Vetter, dem er sich zum Dank verflichtet fühlte!

Leonhard aber schritt zwischen den Verdutzten hindurch nach seiner Thür. „Frau Kilian — Herr Meister Angeber!" rief er zurück; „ich ziehe heut noch nicht aus, sondern erst, wenn ich eine andere Wohnung gefunden. Doch wird es hoffentlich bald geschehen."

Während draußen die Hausgenossenschaft mit Gemurmel die Treppe hinunter schlich, rüstete Leonhard sich zum Ausgehen. Der Brief seiner armen Wisel, und die Noth des jungen Mädchens trat ihm wieder lebhaft vor die Seele, er küßte ihre Handschrift und verbarg das Blatt auf seiner Brust. Aber da für den Augenblick in ihrer gemeinsamen Angelegenheit

gar nichts zu thun war, mußte er sich bis zum Abend in Geduld fassen und beeilte sich, noch spät im Comptoir zu erscheinen.

Es war eigentlich für den Vormittag schon geschlossen, doch befand sich Bertuch noch darin und schien ihn mit Spannung erwartet zu haben. Das Versprechen, das er dem Fräulein von Göchhausen gegeben, beschäftigte seine Gedanken den ganzen Morgen. Er erschien sich selbst in der Rolle eines Heirathsvermittlers recht sonderbar, ja es däuchte ihm schwierig, eine Handhabe zu finden, um mit Leonhard über sein Liebesverhältniß auch nur anzuknüpfen. Wohl ein Dutzend Mal hatte der Legationsrath bei jedem Oeffnen der Thür mit Erwartung, gemischt mit Besorgniß, den Kopf gewendet, anfangs mit einer Art von Erleichterung, daß ein Anderer eintrat, endlich mit Ungeduld und fast ärgerlich, ihn heut vergeblich zu erwarten. „Nun, es ist mir lieb, daß Sie doch noch kommen!" rief er dem Eintretenden entgegen. „Ich habe etwas mit Ihnen zu sprechen, wobei — Sie mich nicht für zudringlich halten sollen. Es betrifft ein Geheimniß, welches Sie mit Sorgfalt bewahren —"

„Um Alles, Herr Legationsrath!" unterbrach ihn Leonhard. „Kommen Sie nicht auch auf diese abgeschmackte Geschichte! Ich gebe ja Alles zu! Ich gehöre zum Räuberclub, bin sogar Ehrenräuber —!"

„Ehrenräuber?" fragte Bertuch erstaunt. „Was ist das —? Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll?"

„Ich habe in Oberweimar den allerdünnsten Kaffee mitgetrunken!" fuhr Leonhard, halb ärgerlich, halb belustigt, fort: „Ich habe den Coriolan und den standhaften Prinzen mitgelesen! Ich heiße als Räuber: Leonardo de Montebello! Damit, Herr Legationsrath, muß es für heut genug sein!" Er ergriff seinen Hut und verließ eilig das Zimmer.

„Aber Leonhard? Sind Sie nicht bei Verstand?" rief ihm Bertuch besorgt nach. „Redet der junge Mensch irre? Das ist ja beängstigend!" so dachte er weiter, sehr befremdet durch die Wendung eines Gespräches, welches er in ganz anderer Art vorbereitet hatte.

Leonhard aber schritt durch die Straßen, aller Gedanken und Anspielungen auf sein Räuberthum überdrüssig, nach einem Hause, wo er seine Luise in Sorgen wußte, um, vorüberschreitend, wenigstens ihren Anblick, vielleicht einen Gruß von ihr, zu gewinnen. —

Das Concert, welches heut im Schützenhaussaal vorbereitet wurde, war zu Gunsten eines Waisenhauses veranstaltet worden, und stand unter der besonderen Theilnahme und dem Schutze der Herzogin Mutter. Man hatte es lange hinausschieben müssen, da große Vorstellungen neuer Stücke, erst der Braut von Messina, dann der Natürlichen Tochter, das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen, Hofgesellschaften und Feste und allerlei sonstige Ablenkungen die Aufführung verhinderten. Nun schien der Frühlingstag das Concert ganz besonders begünstigen zu wollen.

Bis in die Stadt hinein spendete der Maitag seine Blüthenherrlichkeit.

Ueber die Gartenmauern hoben die Apfelbäume ihre roſigen Zweige und Wipfel in das Sonnenlicht; Tulpen und Aurikelbeete wurden durch die Lattenzäune ſichtbar; grüne Hecken in allen Gärten. Immer mehr Grün lachte in der Vorſtadt den Augen entgegen, und eine Frühlingsſtimmung war in den Augen Aller zu erkennen, die heut zum Schützenhauſe luſtfahrteten. Man kaufte den Kindern, welche unterwegs Schlüſſelblumen boten, Alles ab, was ſie hatten, man beſchenkte ſich mit Sträußen und ſchmückte ſich damit. Da der Nachmittag ſo ſchön war, ging man um drei Uhr ſchon zum Concert; die Einen, um ſich bei Zeiten einen guten Platz zu ſichern, denn der Saal mußte heut ſehr voll werden; die Anderen, mit mehr Behagen und Muße dahinſchlendernd, in der Hoffnung, auch noch unter zu kommen, und wäre es draußen auf dem grünen Platze vor den Fenſtern, denn der Saal war zu ebener Erde.

Auch Leonhard wanderte mit einem feſtlichen Gefühl aus der Stadt. Sollten doch zwei Lieder von ihm, und zwar von der bewährteſten Künſtlerin im Concerte vorgetragen werden. Gleichwohl brauchte er für's Erſte nicht zu beſorgen, Gegenſtand großer Aufmerkſamkeit unter den Schaaren der Pilgernden zu ſein. Er war unberühmt und nicht lange genug in der Stadt, um zu den bekannten Perſönlichkeiten zu zählen. Auch er trug einen Primelnſtrauß in der Hand, den er der Geliebten zu überreichen hoffte, als er einen prüfenden Blick in den Saal warf. Er ſah ihn, eine Stunde vor Beginn des Concertes, ſchon zur Hälfte gefüllt, Luiſe aber war noch nicht zu entdecken. So ging er wieder hinaus, die immer neuen Schaaren, welche eintraten, beobachtend. Wie ſollten Alle auf den Plätzen untergebracht werden? Er trat wieder ein, da Luiſe doch am Ende ſchon unter den Anweſenden verborgen ſein konnte, und harrte lange, die Augen feſt auf die Thür gerichtet. Manche von den Eintretenden waren ihm bekannt. Plötzlich erblickte er Freund Riemer, der mit ſeinem Zögling Auguſt Goethe und deſſen Mutter längſt auf geſichertem Poſten ſaß. Er ſah Frau Charlotte Schiller mit ihrer Schweſter, Caroline Wolzogen, eintreten; der Gymnaſialdirector Böttiger nebſt Gattin, welchen beiden ſich Frau Caroline Herder angeſchloſſen hatte. Wo aber blieb Luiſe? Leonhard begann zu beſorgen, daß ſie ein neuer betrübender Zwiſchenfall zurückgehalten haben könnte. Was war ihm das ganze Concert noch, wenn Luiſe ſeine Lieder nicht hörte? Plötzlich tauchte Karls Geſtalt auf, und zwar in einer der letzten Reihen. Der Knabe nickte und lachte über das ganze Geſicht. Und neben ihm blickte Wiſel verſtohlen herüber, mit einem Ausdruck, als wollte ſie ihn ausſpotten, daß er ſie nicht früher entdeckt hatte. Er ſchalt ſich ſelbſt darüber, aber ſie war da, und verſtohlen winkte er mit dem Primelnſtrauß zum Gruße. Darüber bemerkte er nicht, daß der Polizeidirector Eichhorn mit Gattin und Töchtern an ihm vorbei ſtrich, doch wurde auch er von ihm für's Erſte noch überſehen.

Endlich erſchien „die Herrſchaft". Vom herzoglichen Hofe war Niemand

persönlich angemeldet, dagegen aber viele Billets verschenkt worden. Die Herzogin Mutter war es, welche heute den Hof vertrat. Sie erschien mit dem Fräulein von Göchhausen und noch mehreren Damen und Herren, um in der ersten Reihe Platz zu nehmen. Schon stand Concertmeister Destouches mit dem Tactirstab bereit, und die Ouvertüre der Zauberflöte begann. Rasch folgten die übrigen Nummern auf einander, und den Schluß des ersten Theiles bildeten zwei Lieder von Fritz Leonhard, gesungen von Fräulein Jagemann, welchen lebhafter Beifall gespendet wurde. Vier junge Augen suchten und fanden sich und strahlten glücklich in einander.

Da eine Pause gemacht wurde, erhob sich die Herzogin und ihre Umgebung. Amalie überblickte die Anwesenden, fand bekannte Gesichter und grüßte huldvoll und freundlich nach dieser und jener Seite. Dann begann sie, zu Fräulein von Göchhausen gewendet: „Sehen Sie doch, Luise — der hübsche, junge Mann, den der Polizeidirector Eichhorn seinen Damen vorstellt, ist es nicht derselbe, der mir neulich den Schleier wiedergeholt hat?“ Die Hofdame glaubte es bestätigen zu können. „Freilich ist er es!“ fuhr die Herzogin fort. „Ich möchte ihn auch sprechen, da ich ihm noch Dank schuldig bin. Herr von Egloffstein — bitte“ (so wendete sie sich zu dem Kammerherrn, der ihre Worte mit angehört hatte), „fragen Sie doch den jungen Mann, der sich mit den Eichhorn'schen Damen unterhält, ob er derselbe sei? In diesem Falle soll der Polizeidirector ihn mir zur Vorstellung bringen.“

Der Kammerherr eilte. Der Gerufene wurde dunkelroth vor Ueberraschung, die Damen entließen ihn mit gesteigerter Hochachtung. Herr Eichhorn ergriff seine Hand und führte ihn zur Herzogin. „Herr Fritz Leonhard aus Leipzig —“ so stellte er ihn der Fürstin vor.

Aber beim Anhören dieses Namens wich das huldvolle Lächeln aus Frau Amalias Zügen einem strengeren Ausdruck. Leonhard? Das war ja der verrufene Mensch, von dem sie so viel Häßliches gehört zu haben glaubte! Und diesem sollte sie eine besondere Gnade erweisen? Fräulein von Göchhausen aber hatte ihm schnell ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt und wünschte den Moment auszubeuten. „Er ist zugleich der Componist der beiden Lieder, welche wir von Fräulein Jagemann eben gehört haben!“ sagte sie rasch. „Herr von Egloffstein macht eben die Mittheilung.“

„So —?“ fragte die Herzogin etwas ungläubig.

Leonhard verneigte sich, die Aussage der Hofdame bestätigend.

„Ich bin dem talentvollen jungen Mann ganz besonders verpflichtet,“ begann der Polizeidirector, „da er mir zur Entdeckung eines Räubervereins geholfen hat.“

„Er selbst?“ fragte Amalie mit einem prüfenden Blick auf Leonhard.

„Ich könnte Ew. Durchlaucht eine überaus komische Geschichte erzählen,“ fuhr Herr Eichhorn fort, „um so humoristischer, als sie seit einiger Zeit im Publikum mit großem Ernst behandelt worden ist.“

„Es kann gleich geſchehen, wir haben Zeit," ſagte die Herzogin.

Herr Eichhorn begann in kurzen Zügen zu erzählen, was er von Leonhard Morgens erfahren hatte. Dieſer ſelbſt wußte nicht, ob er entlaſſen ſei, und trat verlegen zurück, die Hofdame aber gab ihm einen Wink, daß er noch bleiben ſolle. Währenddem erheiterte ſich das Geſicht der Herzogin mehr und mehr. Sie liebte luſtige Geſchichten und Herr Eichhorn wußte die Sache luſtig darzuſtellen.

„Weiter iſt es nichts?" rief ſie endlich verſöhnt und fröhlich. „Ihre Geſchichte macht mir wirklich Freude, lieber Eichhorn! Nun ſind wir doch die Räuberfurcht los — der auch ich ſchon ein wenig unterlegen war!" Und zu Leonhard gewendet fuhr ſie fort: „Und auch Ihnen kann ich jetzt danken, junger Mann! Zwiefach danken! Für den Ritterdienſt, den Sie mir geleiſtet, und dann — daß Sie nicht der Rinaldo ſind, als welcher Sie auch bei mir übel angeſchrieben waren. Fahren Sie fort, uns ſo hübſche Lieder zu ſchenken!"

Die alte Dame war ſo graziös und liebenswürdig bei dieſer Verabſchiedung, daß Leonhard in Verwirrung gerieth. Fräulein von Göchhauſen aber ſagte leiſer zu ihm: „Schenken Sie mir einmal Ihren Beſuch! Ich habe etwas mit Ihnen zu beſprechen."

Der junge Mann, welcher Aller Augen auf ſich gerichtet fühlte, wußte in ſeiner Verlegenheit nicht, wie er auf ſeinen Stehplatz zurückkommen ſollte, zumal er plötzlich mit Schrecken inne wurde, daß er den Primelnſtrauß noch immer in der Hand hielt. Seine Vorſtellung hatte nicht ohne Aufſehen im Publikum vorübergehen können. „Wer iſt er denn?" fragte man. „Der Componiſt der Lieder, welche die Jagemann geſungen hat!" wurde nach einiger Zeit geantwortet. Man gab ſich zufrieden und Einige meinten, die Auszeichnung ſei wohl verdient.

Der zweite Theil des Concertes begann. Jede Nummer wurde durch lebhaften Beifall entgegnet. Zwei Perſonen aber waren im Saale, vor deren Ohr fortan alle Muſik unterſcheidungslos und kaum gehört verklang. Luiſe hatte Leonhards Vorſtellung bei der Herzogin mit Erſtaunen, mit Freude, zugleich aber auch mit leiſer Beklemmung beobachtet. Freute ſie ſich ſeines Ruhmes, ſo wurde ſie ſich ihrer geringen Bedeutung und Stellung mit neuer Sorge bewußt. „Ach Gott!" ſeufzte ſie. „Wenn er jetzt ſo berühmt wird und ſo vornehme Bekanntſchaften hat, wird er mich dann auch lieben können?" Aber wenn ſie dann wieder zu ihm hinüber blickte, und ſeinen Augen begegnete, dann jubelte ſie im Stillen: „Ja! Ja! er bleibt mir doch gut! Und ich weiß, was ich thu! Ich gehe zur Herzogin Amalie. Sie kennt ihn jetzt. Ich thu ihr einen Fußfall, und bekenne ihr, daß ich ihn liebe und den Stallmeiſter nicht nehmen kann! Sie iſt gütig, ſie wird uns bei dem Vater helfen! —

Das Concert war zu Ende. Als die Herzogin mit ihrem Gefolge den Saal verließ, flüſterte Fräulein von Göchhauſen dem Legationsrath, welcher

sich an der Thür verneigte, vorüberstreifend leise zu: „Vertuch, die Entführung ist nicht mehr nöthig!" Er verneigte sich lächelnd noch einmal, denn er hatte jene Vorstellung in der Pause beobachtet und von Herrn Eichhorn auch bereits einige Aufklärungen empfangen.

Das Publikum drängte befriedigt und heiter aus dem Saale und in den noch hellen Frühlingsabend hinaus. Es war noch nicht acht Uhr, und der Heimweg konnte noch als ein erquicklicher Spazierweg betrachtet werden. Nur drei junge Leute hatten es gar nicht so eilig, ließen die Menge sich zerstreuen, und während diese die Straße nach der Stadt einschlug, nahmen sie die entgegengesetzte Richtung, um noch eine Weile unter sich zu bleiben. Bald entfernte sich auch Karl von seiner Schwester, in dem richtigen Gefühle, daß er bei dem Gespräch Luisens mit Leonhard überflüssig sei.

Zwei Tage darauf saß Fräulein von Göchhausen wieder allein in ihrem Zimmer, als der alte Kammerdiener wieder mit Briefen für sie eintrat. Während sie einen derselben gelassen öffnete, bemerkte sie, daß der Alte in der Nähe der Thür stehen geblieben war. „Nun, Kuhlemann?" sagte sie. „Aber was machen Sie denn für ein Gesicht? Ich glaube, Sie seufzen gar?"

„Ach, gnädiges Fräulein!" begann der Alte, wie in Bekümmerniß. „Ich wollte nur melden, daß ich die Verlobung meiner Tochter mit dem Leonhard zugegeben habe."

„Wirklich? Nun das freut mich sehr!" entgegnete das Fräulein.

„Weil es Durchlaucht Frau Herzogin so gewollt haben," fuhr Kuhlemann fort, „so konnte ich nicht anders."

„Ihre Wisel macht nicht nur eine glänzende Partie, sie bekommt auch, wie ich hoffe, einen sehr guten Mann. Er ist jung und verspricht viel."

„Aber daß meine Tochter so weit weg in das Ausland heirathen muß!" seufzte der Alte. „Bis nach Leipzig!"

„Seien Sie nicht thöricht, Kuhlemann! Von Weimar bis Leipzig! Es giebt noch ganz andere Entfernungen!" Vergeblich suchte sie den Alten zu trösten und auf das Glück seiner Tochter hinzuweisen. Er hatte nur die Entgegnung: „Ihre Durchlaucht, Frau Herzogin, hat es gewollt, so konnte ich nicht anders." Endlich, die Thür schon in der Hand, wendete er sich noch einmal: „Der Leonhard und meine Tochter sind da. Er sagt, das gnädige Fräulein habe ihn sprechen wollen."

„Allerdings! Sie sind da?" rief sie lebhaft. „Warum lassen Sie die jungen Leute so lange warten? Geschwind herein mit ihnen!"

Die Verlobten traten ein, von der alten Hofdame sehr freundlich empfangen. Sie hatte ihnen auch einen Gruß und Glückwunsch von der Herzogin Amalie zu übermitteln, nebst einem Schmuckstück zum Andenken für die Braut. „Liebste Wisel," sagte das Fräulein, „Sie haben sich in letzter Zeit gar merkwürdig herausgemacht! Daß das Glück die jungen Leute verschönt, ist eine bekannte Thatsache — doch will ich dieselbe dem Glücke nicht allein zuschieben. Die Theatergedanken haben Sie hoffentlich aufgegeben?"

Luiſe lächelte, wußte ſo hübſch zu entgegnen, ſich der alten Hofdame gegenüber ſo frei und geſellſchaftsmäßig zu bewegen, daß Leonhard ganz ſtolz auf ſeine Braut wurde und ihr nicht genug zuhören konnte.

„Nun und Sie, Herr Leonhard," fuhr das Fräulein fort, „werden auch Einiges aufgeben müſſen. Zum Beiſpiel das Räuberweſen. Es iſt am Tage, in welcher Geſellſchaft Sie gelebt haben! Sie haben ſogar noch mehr gethan! Sie haben durch Ihre Einſchmuggelung eines Räuberromans nicht nur mich alte Perſon, ſondern auch die Herzogin Mutter, ja ihren ganzen Hof, dahin gebracht, daß wir uns mit dem Rinaldo Rinaldini mehr beſchäftigt haben, als der Verfaſſer geträumt haben mag! Der kann ſich bei Ihnen bedanken, ſoll aber nicht hoffen, daß wir uns noch einmal ſo eingehend mit ihm beſchäftigen, wenn er nichts Beſſeres ſchreibt."

Und nun, am Schluſſe dieſer Geſchichte, iſt die Frage wohl aufzuwerfen, ob der Verfaſſer des Rinaldo, Chriſtian Auguſt Vulpius, damals noch Theaterſecretär, davon erfahren habe, daß ſein Buch einen ſo auserwählten Leſerkreis gefunden, und zugleich allerlei Rumore in der Stadt hervorgerufen hatte. Es iſt dies doch anzunehmen, da man in Alt-Weimar ſehr geſprächig war, und, wie überall in der Welt, das, was man über Perſonen erfahren, gerne an dieſelben zurückgelangen ließ. Einem lebhaften Verkehr bot ſich der Verfaſſer freilich nicht dar. Er war ein ſtiller, zuverläſſiger Beamter, zu vielem geſchickt und brauchbar, und des Vertrauens ſeiner Vorgeſetzten ganz würdig, lebte aber für ſich abgeſchloſſen, ohne der Geſellſchaft angehören zu wollen. Der Anregung von außen bedurfte er kaum, ſeine Phantaſie war unerſchöpflich. Hatte er ſeine Bureauſtunden und ſonſtigen Berufsgeſchäfte abgethan, dann lebte er, und zwar mit gleicher Regelmäßigkeit und Gelaſſenheit, dem Zudrang ſeiner phantaſtiſch-abenteuerlichen Welt. So hatte er zur Zeit der hier erzählten Begebenheiten bereits eine erſte Fortſetzung des Rinaldo verfaßt, unter dem Titel „Leonardo de Montebello", und war jetzt mit einer zweiten beſchäftigt, welche den Namen „Der Alte von Fronteja" erhielt. Daß dieſelben viel geleſen, und in gewiſſen Kreiſen immer Neues von ihm begehrt wurde, beweiſt die ungeheure Anzahl ſeiner Schriften, darunter die Romane den umfangreichſten Platz einnehmen. Es iſt aber nicht erwieſen, daß einer derſelben zu ſo hübſchen Geſchichten Veranlaſſung gegeben habe, wie ſein Rinaldo Rinaldini.

Das Myſterium des Großen Pan.

Von

A. Fitger.

— Bremen. —

Lehrer.

Nicht weiter Sohn; Du haſt verehrt
Die Götter alle, die ich Dir geprieſen;
Verehre ferner.

Schüler.

Und warum verwehrt
Mein Lehrer nun das Ziel, drauf er verwieſen?
Dem Urgott aller Götter ſollt' im Pan
Myſterium ich mich anbetend nahn.

Lehrer.

Du biſt noch jung und lebensfroh und kühn;
O ſähſt Du, welcher Augentroſt dem Alten
Der Locken Fluth, der Wangen lichtes Blühn,
Der Glieder Schwung, des Auges Gluthgewalten!
Laß ab; begreifſt Du nicht die Weisheitslehren,
Wirſt Du in Todesqualen Dich verzehren.

Schüler.

Nach Wahrheit lechz' ich.

Lehrer.

Viele ſind berufen
Und Wenige ſind auserwählt; —
Das Herz zerſchmettert ſie, das ungeſtählt
Und ungewappnet zu ihr drängt.

Schüler.

Die Stufen
Des Heiligthums verſperrſt Du mir nicht mehr;
Schon brauſen mächt'ge Jubellieder her!
Centauren! Faunen! Nymphen! Sieh wie flott
Und luſtig tanzt die Welt um ihren Gott! (Er tritt in den heiligen Hain.)

Da wird geliebt, gelacht, geſungen,
Da wird geſchmauſt, gezecht, geſprungen;
Frau Ceres hier, Gott Bacchus nebenan,
Priapus und Cupido ſcherzen
Mit alten wie mit jungen Herzen,
Und über Alle ragt der Große Pan!
Wie üppig lacht ſein Rieſenangeſicht!
Wie Lebensluſt hell aus den Augen bricht!
Der volle Mund von Sinnlichkeit geſchwellt!
Im Nacken Saft und Kraft für eine Welt!
Und davor warnte mich der Chor?
Ich komme wie im Paradies mir vor.

(Er ergreift eine Nymphe, tanzt, trinkt und lacht.)

Doch lacht er wirklich? Täuſchte Pan mich nicht?
Die Züge, die zu lächeln ſchienen,
Sind ſchmerzverzerrte Trauermienen;
Und wenn ſein Auge feucht erſcheint —
Er lachte nicht; er hat geweint.
Und Hirten, Nymphen, Amoretten,
Die kreiſelnd ſich im Tanz verketten,
Sie küſſen nicht; ſie dürſten Blut;
Der Reigentanz wird Kampfeswuth.
Ein tauſendmäulig Chaos wird das All,
Das ſchlingt ſein eigen Eingeweid' hinein,
Ein Schlangenneſt von Noth und Schuld und Pein,
Und Pan ſchreit auf in ungeheurer Qual.

(Zu dem herantretenden Lehrer.)

Nun bin ich auch wie Du ſo alt,
Nun bleicht mein Haar, mein Herz wird todeskalt,
Und ſchaudernd werd' ich ſtill zu Grabe gehn,
Der ich dem Pan in's Angeſicht geſehn.

Lehrer.

Das wars, was ich befürchtet: halberwegs
Entſetzt zuſammenbrechen! Aber blicke
Noch einmal hin, mein Sohn, und überleg's,
Vielleicht verwandelt Pan ſich auch zurücke.
Sieh, Kampf wird wieder Tanz und Blutgier wieder Kuß,
Der Schrei der Qual wird lächelnder Genuß.
Der Große Pan iſt Luſt zugleich und Leid
Iſt Tod und Leben, iſt die Ewigkeit.

Schüler.

Und ich?

Lehrer.

Ein armer Wurm, willſt Du für Dich was ſein;
Ein ſel'ger Gott, gehſt Du zu ſeinem Frieden ein.

A. Fitger und ſeine Dichtungen.

Von

Raphael Löwenfeld.

— Breslau. —

Der glückliche Beſitz zweier hervorragender Talente war ſtets eine Seltenheit und wird immer ſeltener, je mannigfaltiger das Wiſſen des Menſchen ſich geſtaltet und je größer daher der Kreis deſſen wird, den der Einzelne zu beherrſchen ſtrebt. Der Gegenwart mit ihren tauſend Anſprüchen an die geringe Kraft des Einzelweſens wohnt eine Macht der Zerſtörung inne, den vergangene Zeiten nicht in gleichem Grade beſaßen. Wer ſo glücklich war, an der Wiege von zwei Muſen Gaben zu erhalten, entgilt dafür durch den geringeren Werth jeder einzelnen Gabe.

Nur ein Rieſengeiſt, wie Michel Angelo, vermochte auf vielen Gebieten der Kunſt zugleich Bedeutendes zu leiſten. Der nach allen Seiten hin thätige Geiſt des modernen Menſchen kann zur höchſten Entfaltung nur auf einem beſchränkten Gebiete gelangen; die Herrſchaft über mehrere iſt ihm nicht vergönnt. Wohl kennt die deutſche Literatur Männer, die zugleich als Dichter und Maler thätig waren, aber gerade dieſe beſtätigen unſere Behauptung, denn weder Auguſt Kopiſch noch Robert Reinick haben in beiden Künſten Hervorragendes geleiſtet.

Eine den Genannten verwandte Natur iſt Arthur Fitger, in dem aber das Doppeltalent des Dichters und Malers ein unvergleichlich größeres iſt.

Fitger iſt am 4. October 1840 zu Delmenhorſt in Oldenburg als der Sohn eines Poſtmeiſters geboren. Schon in der Jugend zeigte ſich ſeine Begabung für Malerei, und er entſchloß ſich nach glücklicher Abſolvirung der Gymnaſial-Studien zu dem Beſuche der Kunſtakademie. Von

1858 bis 1860 betrieb er die Historienmalerei zu München, von 1860 bis 1863 zu Antwerpen. Von hier aus ging er über Paris nach Rom, wo er volle zwei Jahre (1863—1865) zubrachte. Nachdem er die beiden Hauptstädte deutscher Bildung, Wien und Berlin, kennen gelernt hatte, ließ er sich 1869 in Bremen, also in der Nähe seines Geburtsstädtchens, nieder. Hier lebt er jetzt in voller schöpferischer Thätigkeit auf beiden Kunstgebieten. Seine Malereien sind vorzugsweise monumentaler Art. Seine bedeutendsten Werke befinden sich in Bremen, seiner zweiten Heimat: der verlorene Sohn und der barmherzige Samariter in der Rembertikirche und seine großen Wandgemälde im Bremer Rathskeller: Rolands Abschied von Rose, Rolands Niederlage im Roncesvalles-Thale, seine Auffindung durch Karls des Großen Heere und sein Aufenthalt bei der göttlichen Gemahlin in der Grotte des Rüdesheimer Berges.

Die Rolandsage hat Fitger auch zu einer Dichtung gestaltet, die unter dem Titel „Roland und die Rose, ein Traum im Bremer Rathskeller" eine Art Erklärung zu seinem Bildercyclus giebt. Die kleine Dichtung ist im Erzählertone des altdeutschen Epos gehalten. Es fehlt selbst die einleitende Anrufung nicht, die der Dichter hier an die wunderfeine, altberühmte Stadt Brema richtet. Sonst aber sucht man vergebens in Fitgers Dichtungen nach dem Zusammenhange zwischen seiner poetischen und malerischen Thätigkeit. Selbst in seinen lyrischen Producten verräth sich nur manchmal der Maler, obwohl sie alle in „hundert Skizzenbüchern" „zwischen gipsgrundirten Tüchern, Farben, Pinseln, Terpentin" heimlich sind zur Welt gediehen. Fitger ist eine Individualität von stark entwickelter Selbständigkeit. Seine Lebensanschauung ist eine durchaus moderne: es ist die Lehre Darwins, die in dem Credo des Dichters ihren poetischen Ausdruck gefunden hat.

Denn das Schwache muß vergehen,
Und dem Starken bleibt der Sieg.

Was sind diese Worte Anderes als eine Umschreibung des Satzes von dem Kampfe um's Dasein? Eines Kampfes, den der Mensch zu führen hat ohne die Hülfe eines außerweltlichen, persönlichen Gottes. Denn dieser Gott ist des Menschen eigene Schöpfung und vermag Nichts für ihn oder gegen ihn. Wenn er ist, so lebt er nur in den zahllosen Verästungen des Ganzen. Wie die Wurzelorgane unter dem Boden — so sagt der Dichter in einem schönen Vergleiche des göttlichen Wesens mit der Schierlingspflanze —

So schießen aus dem Stamme die Knoten,
Ein Dutzend Zweige nach allen Seiten,
Und wie die sich wachsend verbreiten,
Bald wieder neue Knoten schießen,
Draus abermalen die Aeste sprießen,
So geht das ohne Rast und Weil
Bis in der Blüthendolde Detail.
Was irgend dem Stamme nur entsprang,
Muß wieder sich als Basis geben
Für neue Verzweigung. So geht das Leben

In Urſache und Wirkung den ewigen Gang
Und zeiget in's Unendliche ſich:
Und das iſt die Welt, und die Welt bin ich.

So iſt Gott die Natur; und die Natur iſt ohne Herz; ſie kennt nicht Lohn, nicht Strafe, nicht Haß, nicht Liebe. Sie kennt keine Schuld.

Denn alle Schuld fällt doch zuletzt auf mich.
Ich ſchuf die Welt, und dieſe Welt ſchuf Dich:
Was Dich zur Tugend, zum Verbrechen leitet,
Iſt ſeit Aeonen vorbereitet.

Das religiöſe Ideal vergangener Zeiten liegt zertrümmert, und Niemand kann ihm neues Leben einhauchen, Niemand hat einen Erſatz gefunden für den lebendigen Gott vergangener Zeiten. Zum Maße des Handelns wird dem Menſchen der freie Wille. „Als Mann mit des Geſchicks Dämonen den eh'rnen harten Kampf beſtehn" — das iſt die Aufgabe des Mannes; und das Ideal, dem wir nachzuſtreben haben, iſt die Weltliebe; denn die Weltſchuld wird nur geſühnt durch die Weltliebe. „Nur wer im vollſten Leben bewährt ſein liebend Herz, nur Dem iſt zu vergeben die Schuld an ſo viel Schmerz." Die große, allumfaſſende Menſchenliebe iſt das einzig erſtrebenswerthe Ziel des modernen Menſchen. Im Kampfe mit der widerſtrebenden Umgebung ſich und Anderen Glück ſchaffen und in der wechſelnden, in der blühenden und welkenden Natur Erhebung und Troſt finden, ſeine Mannespflicht gegen den Einzelnen, gegen kleinere und größere Geſammtheiten, denen wir zugehören, gegen das Vaterland zu erfüllen, gegen Weib und Kind, das iſt die Summe unſerer Ideale. Je geringer unſer Abhängigkeitsgefühl von einem mächtigen, außerweltlichen Beweger unſerer Thaten und Empfindungen wird, deſto größer werden unſere Pflichten in dem beſchränkteren Kreiſe.

Dieſe Ideale des modernen Menſchen finden in Fitgers Dichtungen mannigfaltigen Ausdruck: die Liebe in allen Formen und Geſtalten, — die heitere, durch kein Geſetz beſchränkte, durch keine Feſſeln an die Zeit gebundene Liebe feiert er in prächtigen Diſtichen, die er „Blätter aus römiſchen Skizzenbüchern" nennt. Es iſt die einzige Stelle in ſeinen Gedichten, in welchen die Thätigkeit des Malers geſchildert wird.

Und ich kam, ein Modell für Nauſikaas züchtige Formen
Suchend: ein neuer Ulyſſ' hatt' ich die Gaſſen durchſchweift.
Freundlich zur Werkſtatt folgteſt Du mir; Dich drückte die Armuth.
Und der klingende Lohn lockte das dürftige Kind.

Im langen Verkehr des Malers mit ſeinem lieblichen Modell knüpfen ſich innige Beziehungen zwiſchen ihnen an. Der Dichter erzählt dem Mädchen während der Stunde der Raſt, wie der Dulder Odyſſeus weit durch Länder und Meere bis in die Hölle geirrt; er ſpricht ihr von heimlicher Liebe, von heimlichem Leid und wollte ihr breit theoretiſch, wie ſich's gründlichem Deutſchen geziemt, das Weſen unglücklicher Liebe darthun.

Da — noch ist mir's ein Traum — Dein Arm umschlang mich, Dein Haupt sank
Mir an den Busen, Dein Mund suchte den meinen im Kuß.
Dein vielfaltig Gewand entglitt den Hüften; Mänade
Schien das schüchterne Kind plötzlich in bachischer Wuth,
Und Dein wallend Gelock um Nacken und Arme mir ringelnd,
Zogst in berauschender Nacht ganz meine Seele Du hin.
„Scheiden, Odysseus, wirst Du, und wieder bringt Dich kein Gott mir:
Doch was die Stunde geschenkt, raubt mir die Ewigkeit nicht."

Das sind die römischen Wanderjahre des jugendlichen Mannes. Aber wie das Ideal der Knabenjahre verflogen ist und einem ruhigen zielbewußten Streben Raum gegeben hat, so schwindet auch die Glut der Jünglingsjahre und schafft dem erwärmenden Feuer der Gattenliebe Raum. Das Weib, das seine Kohlen schürt, sein Kleid näht und sein weinendes Kind wiegt, und dieses Kind selbst ist ihm das Nächste in der Welt. Denn dem er das Leben gegeben, dem hat er auch alles Leid des Lebens bereitet.

In der Lebendigen furchtbare Kette
Fügt' ich den neuen Ring, und die Stätte
Hab' ich bereitet erneuerter Pein.

Aber die Pflichterfüllung hebt über diesen trüben Gedanken hinweg, und der Genuß des täglichen Glücks läßt den Denker verstummen und den beseligten Menschen zu ungestörter Empfindung kommen.

. . . bricht mein Weib
Des Brotes Laib,
Und lallt mein erster Bube,
Nicht Prunkpalast
Noch Tempel faßt
Das Glück der engen Stube.

Ein anderer Quell immer neuer geistiger Erfrischung und ästhetischen Genusses ist die Natur; sie erhebt den Menschen und regt als edelstes Vorbild seinen Geist zu immer neuen Schöpfungen an. Freilich sinkt mitten im rüstigen Schaffen oft genug die Hand erlahmend nieder, und mit der neu erwachenden Hoffnung kämpft die immer wiederkehrende Enttäuschung. Denn nicht ein Kampf mit Riesen ist das Leben, wie ihn der energische Mann gern kämpft, sondern eine beständige Abwehr „schwarzer Wichtelmänner", die dem Vorwärtsstürmenden den Weg vertreten.

Das Leben des Einzelnen gewinnt eben erst seine Bedeutung, wenn er sich als das Glied einer Gesammtheit empfindet. Das Vaterlandsgefühl, richtig verstanden, wird zur höchsten Tugend. Denn das Vaterland ist das Höchste, was dem Menschen gegeben ward, so hoch, daß es sich dem Liedespreis entzieht.

Und alle meine Lieder schweigen
Vor deinem Preis, o Vaterland.

So sind an die Stelle der Götter die Ideale getreten; der Wunsch zu leben hat zwar neue Ursachen erhalten, aber nicht minder stärkere, als es die Lebensantriebe unserer Ahnen waren. Ja, die Räthsel, die unsere Vorfahren vergeblich aufzuhellen sich abmühten, sind gelöst. Was ich geahnt —

ſo läßt Fitger Fauſts Schatten zu Charles Darwin ſprechen — Dir ward es klar. . . . Ich brach zuſammen, aber Du bliebſt ſtehen, und feſt im Sturm der wechſelnden Erſcheinung, faßſt das Geſetz Du, faßſt Du die Vereinung.

„Wenn der Geiſt in engen Erdenſchranken
Des eignen Ich's Geheimniß nimmer faßt,
Wälz' ab unmuth'gen Grübelns Laſt,
Hinaus in's Leben richte die Gedanken!
Da ringt die Creatur auf tauſend Wegen
Vollkommenem, Vollkommenſtem entgegen,
Da ringe mit! ob dunklem Ziele zu,
Ob ſonder Ziel — ob ew'ger That, ob Ruh'
Das Loos iſt des Lebendigen — genug!
Die Welt hat Raum auch für den höchſten Flug!"

Fitgers Gedichte, welchen die Einzelzüge zu dem Charakterbilde entliehen ſind, das wir zu entwerfen verſucht haben, ſind in zwei Sammlungen enthalten („Winternächte" und „Fahrendes Volk") und umfaſſen das geſammte Gebiet der lyriſchen und lyriſch-epiſchen Dichtungsformen.

Das leichte, ſtimmungerzeugende Lied trägt bei Fitger den Charakter der in Deutſchland ſo reichen Wanderpoeſie; es erinnert zu ſehr an bekannte Muſter, um das Urtheil, das wir oben über die Selbſtändigkeit von Fitgers dichteriſcher Production abgegeben haben, zu rechtfertigen. Dies beruht auf dem Reichthume an hervorragend ſchönen Balladen — wie „Die Hochzeit", „Die Heimkehr", „Der Schäfer", „Die Bandter", — an modernen Idyllen — „Der Organiſt", „Janna Mullfuß" — auf den ſchönen römiſchen Bildern, die der Dichter unter dem Titel „Via felice" zuſammengefaßt hat — und endlich auf der trefflichen Vereinigung von Gedankenfülle und dichteriſcher Geſtaltungsfähigkeit, wie ſie ſich in dem größten Theil der oben excerpirten Gedichte offenbart. Dieſe Dichtungen entnehmen ihren Stoff hauptſächlich dem Vorſtellungskreiſe der Gegenwart und gewinnen durch die Einkleidung, die Fitger dieſem zu geben weiß, die volle ſinnliche Wirkung, die jedes künſtleriſche Product ausüben ſoll.

Am bedeutendſten aber ſpricht ſich Fitgers Selbſtändigkeit im Drama aus. Die Zahl der dramatiſchen Erzeugniſſe Fitgers iſt nicht groß, aber ſie genügt, um die Richtung feſtzuſtellen, in welcher er ſchafft, und um die Vorzüge und Mängel ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit zu erkennen. Der erſte Verſuch Fitgers auf dramatiſchem Gebiete iſt ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen: „Adalbert von Bremen." Das Stück behandelt den Kampf dieſes Kirchenfürſten mit dem Erzbiſchof Hanno von Köln zur Zeit Heinrichs IV. Hanno vertritt als unbedingt ergebenes Werkzeug des Papſtes die Politik Roms, Adalbert ſtrebt eine unabhängige deutſche Kirche an, die von Rom losgelöſt ſei und in keiner Weiſe die Machtſphäre des Kaiſers berühre. Der Primas dieſer deutſchen Nationalkirche würde er ſein. Heinrich IV. iſt ein unerfahrener Knabe; bisher war er ganz dem Einfluſſe Hannos

überlassen, der den lenksamen Jüngling in seinem Sinne zu erziehen gedachte. Es kommt nun darauf an, daß Adalbert Hannos Einfluß breche und selber soviel Macht über das Gemüth des jungen Kaisers gewinne, daß er seinem großen Plane dienstbar werde. Adalbert veranstaltet Heinrich zu Ehren große Feste, bei welchem seine Base Agnes den kaiserlichen Jüngling zu fesseln sucht, und es gelingt ihm in der That, den Schüler dem bisherigen strengen Meister abwendig und sich geneigt zu machen. Der junge Kaiser ernennt Adalbert zum Kanzler des Reichs. Nun ist alle Macht in seine Hand gegeben und das Gelingen seines Planes wahrscheinlich. Da gelangt Hildebrand als Gregor VII. auf den päpstlichen Thron, und er versteht es, durch eine geniale, rücksichtlose Politik die gesammten Bischöfe Deutschlands unter Hannos Führung zu einem erfolgreichen Angriff auf Adalbert zu vereinigen. Auf dem Reichstage zu Tribur wird Heinrich genöthigt, das Kanzleramt aus Adalberts Händen wieder in Hannos Gewalt zu legen, und selbst die überzeugungskräftige Rede des deutsch gesinnten Kirchenfürsten verhallt ohne Eindruck und Wirkung. Adalbert sieht sich von Heinrich verlassen und muß in seiner Sterbestunde zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Mißlingen seines Planes seinen Grund in der leichten Bestimmbarkeit des deutschen Kaisers und in seinem Mangel an Energie gehabt hat.

Das Trauerspiel ist in gewissem Sinne ein Tendenzstück. Der Dichter hatte es offenbar größer, allgemeiner geplant, als es sich in der Ausführung darbietet. Adalberts Gestalt müßte, um mit tragischer Gewalt zu wirken, edler angelegt, seine Mittel insonderheit müßten bessere sein, um ihm die volle Sympathie zuzuwenden, die sein nationaler Plan verdiente. So aber muß man annehmen, daß seine geistige Kraft zu gering war, um Hanno zu besiegen und den jungen König auf seine Seite zu ziehen; denn wer bediente sich der Simonie, wer bediente sich der schönen Augen einer jungen Wittwe, wenn er seiner eigenen Kraft und der Stärke seiner Idee genügend traut?

Die Charaktere in „Adalbert von Bremen" sind nicht vertieft genug; zu typisch sind die Gestalten Hannos und Adalberts, und beide sind Repräsentanten von Parteien, die ebenfalls nicht groß genug erscheinen, da sie nicht von einer Idee getragen, sondern von Machtfragen geleitet werden.

Diese für die Gesammtwirkung entscheidenden Mängel des Trauerspiels sind vollkommen überwunden in dem später geschriebenen Nachspiel „Hie Reich! Hie Rom!" — einen einactigen Bilde von großartiger Wirkung. Die beiden Männer, welche hier als Vertreter zweier großer Gemeinschaften und der ihnen innewohnenden geistigen Macht auftreten, Heinrich IV. und Gregor VII., sind mit vollkommenster Objectivität gezeichnet. Ganz unmerklich nur nimmt der Dichter Partei für den deutschen Kaiser. Aber nicht in dem Sinne, als ob die große Gestalt Gregors dadurch litte; vielmehr darf diese Behauptung nur so verstanden werden, daß der deutsche Dichter, der zu Deutschen spricht, sich eben auch als Deutscher fühlt.

Kaiser Heinrich steht im Büßerhemde auf dem Burghofe von Canossa, von zwei Lanzenknechten bewacht; hier solle er warten, bis der Papst zurückkehren würde, um mit ihm die Bedingungen zu besprechen, die Deutschland den Frieden wiedergeben könnten. Und Heinrich harrt aus; selbst auf die Bitte seiner Gattin, die ihm das Unwürdige seiner Nachgiebigkeit klar macht, hat er nur die eine Antwort: „Soviel im Leben hab' ich halb gethan, dies will ich ganz vollenden." Aber eine tröstliche Vision, in welcher er den zukünftigen Reformator Deutschlands sieht, giebt ihm die natürliche Kraft und die Empfindung seiner Kaiserwürde wieder, und er trotzt dem Stolze des Papstes. Gregors Stolz ist aber auch so groß, daß er sogar von seinen treuen Lanzenknechten empfunden wird.

„Der Heiland, den der Pontifex vertritt,
Er ließe nicht den Sünder, der ihn suchte,
Drei Tage lang in Frost und Schneesturm harren,"

sagt der Lanzenknecht Guido und giebt in diesen wenigen Worten die Mißstimmung wieder, welche die Abirrung des Papstthums von dem wahren reinen Christenthume in den Köpfen aller Denkenden erzeugt hat. Aber nicht eitle Herrschsucht, eigennütziges Streben nach Macht sind die Ursachen dieses Stolzes.

„Mein ganzes Leben opfert' ich dem Weltreich," so herrscht er Heinrich an, „der einen heilgen ungetheilten Kirche; ich hab's erbaut mit meinem besten Blut, nicht mir zum Ruhme, keinem Sohne werd' ich die Früchte meiner Arbeit hinterlassen, ein Fremder nimmt es hin. Gott, Dir zur Ehre, Gott, Dir zum Preis erbaut' ich dieses Werk." Auf diese Weise ist beiden Kämpfenden der Antrieb des Eigennutzes fern, Beide stehen für eine große Sache und, wie der Dichter es darstellt, mit gleich reinen Waffen und mit gleich bedeutender Kraft. Die Vision, welche dem Kaiser Trost bringt, hat zu derselben Zeit auch der Papst; auch er sieht Martin Luther im Traume, und entsetzt über die Gefahr, welche der Kirche droht, unterbricht er seinen Schlummer und eilt zu dem büßenden Kaiser, um ihm die Hand zum Frieden zu reichen.

„Adalbert von Bremen" ist, soviel uns bekannt, nicht aufgeführt worden, wir glauben auch nicht, daß es eine große Bühnenwirkung ausgeübt hätte. Der Werth dieses Stückes beruht mehr auf einzelnen poetischen hervorragend schönen Stellen als auf der Gesammtwirkung.

Schön verschmolzen ist dichterische und scenische Wirkung in Fitgers zweitem Drama, „Die Hexe". Thalea hat den Geliebten ihrer Jugend, Edzard von Wiarda, zehn Jahre nicht gesehen; er war in den Krieg gezogen, und sie glaubt ihn verloren. Inzwischen hat sie den Unterricht des jüdischen Gelehrten Simeon genossen und war von ihm in alle Geheimnisse der Wissenschaft eingeführt worden. Durch diesen Unterricht war ihr ganzes Wesen verwandelt. Aus der gläubigen, scheuen, schämigen Jungfrau

ist ein gelehrtes, glaubensloses Weib geworden. Alle Empfindungen des Mädchens hat sie abgestreift, nur eine lebt noch in ihr: die Erinnerung an Edzard. Da kehrt er zurück; denn mit dem Frieden, der im Jahre 1648 nach dreißigjähriger Kriegsnoth das ganze Vaterland erquickte, war auch Edzard seiner Kriegspflichten ledig. Mit Entzücken eilt er in Thaleens Arme, und es hat den Anschein, als würde Thalea unter dem Eindrucke, den die Wiederkehr des Jugendgeliebten auf sie macht, ihr früheres Wesen wiederfinden. Vergebens! Wer einmal den Glauben an Gott verloren, der findet ihn nicht wieder und dem erscheint alle Frömmigkeit des Volkes und alle kirchliche Ceremonie inhaltlos, unehrlich, heuchlerisch. Edzard, der selbst gläubig ist, wird von Thaleas Wesen abgestoßen; er wird sich des Unterschiedes zwischen jenem lieblichen Mädchen, das er vor zehn Jahren verlassen hat, und dem gereiften Weibe, das er jetzt wiederfindet um so schmerzlicher bewußt, als alle die Vorzüge und Tugenden, die Vereinigung aller weiblichen Reize, die er dereinst in Thaleen geliebt hat, in ihrer Schwester Almuth wieder erblüht zu sein scheinen. Unbewußt wächst seine Gleichgültigkeit gegen Thalea von Stunde zu Stunde, und an ihrer Stelle entsteht eine unüberwindliche Liebe zu Almuth. Und diese Empfindungen werden noch genährt von dem immer aufdringlicher werdenden Urtheil der Leute, die ihn umgeben. Das Volk spricht von Thalea nicht anders als von der Ketzerin, der Hexe, die mit der Hölle im Bunde stehe und die sich scheue, die Kirche zu betreten, weil sie als Hexe über ihre Schwelle nicht hinwegkäme. Edzards treuester Freund, sein Wachtmeister Lubbo Lubbena, ein protestantischer Starrkopf, droht ihm geradezu, er würde ihn auch mit Gewalt von der Vermählung mit Thalea abhalten, denn er wolle das Kind der Finsterniß gerechten Richtern überantworten und Edzard davor bewahren, daß nicht auch er ihres Fluches theilhaftig werde. Auch Thalea empfindet, daß Edzards Liebe ihr nicht mehr gehört, aber mit Gewalt will sie ihn festhalten; sie strengt alle Kraft an, um die Vermählung zu ermöglichen und ist sogar bereit, die kirchliche Ceremonie der Trauung über sich ergehen zu lassen, um das Glück, Edzard zu besitzen, nicht ihrer Schwester abtreten zu müssen. Aber unmittelbar vor der Schwelle der Kirche weicht sie zurück und will Edzard mit Almuth vereinigen: „Edzard, Freund, Abgott meines Herzens, nimm sie hin, die Du liebst; ich habe Dich verloren!" Das Volk, welches in dem Zurückweichen vor der Kirchenschwelle nur die Bestätigung des längst schon geglaubten Gerüchtes sieht, will sich auf sie stürzen. Man wirft mit Steinen auf Thaleen und ihre Umgebung, und Almuth wird verwundet. Mit Mühe entkommt Edzard und die beiden Frauen auf das befestigte Schloß. Das wüthende Volk aber, unterstützt von einem adeligen Freier, den Thalea einst abgewiesen hatte, stürmt die Befestigung, und Lubbo Lubbena, im Vereine mit dem Jesuiten Xaver, der der eigentliche Anstifter der mächtig anschwellenden Volksbewegung war, gelangt in den Vorhof der Burg, wo die beiden Frauen, die sich aus dem brennenden Schloß in's Freie gerettet haben, der Ankunft Edzards entgegenharren. Edzard kehrt als

Sieger zurück. Aber in dem Augenblicke, wo er den Frauen den Sieg verkündet, hat Lubbo seine Drohung wahr gemacht. Thalea sinkt, von ihm in's Herz gestochen, sterbend zu Boden. „Edzard, schütze meinen greisen Meister. Edzard, ich habe Dich geliebt über alle Maßen. — Almuth, nimm ihn hin." Mit diesen Worten stirbt sie.

Thalea ist eine mit großer poetischer Kraft durchgeführte und mit Einheitlichkeit gestaltete Erscheinung. Mit dem Glauben an Gott war ihr auch die Demuth des Mädchens verloren gegangen. Fremd steht sie ihrer ganzen Umgebung gegenüber, sie überragt geistig den Mann, den sie liebt, und eben darum kann sie ihm nicht das Opfer bringen, durch Thaten den Schein der Gläubigkeit zu erwecken. Sie ist zu stolz in ihrer Ehrlichkeit. Leere Ceremonien könnte sie mitmachen, sie kann sich aber nicht dem Gebrauche des Volkes beugen, wo zugleich der Schein erweckt würde, als nähme sie wirklich andächtigen Antheil an den religiösen Uebungen. Die Nähe des geliebten Mannes erweckt auch in ihr das Bewußtsein von der fürchterlichen Gefahr, die in der Glaubenslosigkeit des Mädchens liegt. Mit fürchterlichem Ernst räth sie ihrer Schwester Almuth, bei der sie seit ihren Jugendtagen Mutterstelle vertreten, der Wissenschaft fern zu bleiben, damit sie den holden Hüter nicht verliere, der sie durch's Leben geleitet. Sie selbst aber muß ohne den Hüter ihren Weg weitergehen, denn sie kann ihn nicht mehr finden, so sehr sie sich auch müht. Ihr Geist ist zu selbstständig geworden, und selbst, da all' ihr Lebensglück von einem einzigen Augenblicke abhängt, kann sie sich nicht entschließen, das kleinste Zugeständniß zu machen. Lubbo Lubbena, der Eiferer, reicht ihr die Bibel, damit sie auf das geheiligte Buch schwöre, daß die Wissenschaft, der sie in dunkler Zelle nachgespürt, von Gott stamme. Thalea aber ergreift in höchster Begeisterung das Buch, das ihr ein unversiegbarer Liederquell, ein unerschöpflicher Weisheitshort, nicht aber ein Zeugniß göttlicher Offenbarung sein kann, zerreißt es in tausend Stücke und streut die Fetzen der wüthenden Menge hin. Diese That wird ihr Verhängniß. So ist Thalea in all' ihrem Thun consequent und schafft sich selbst ihr Schicksal. Aber der Conflict der Glaubenslosigkeit mit der unduldsamen Gläubigkeit der Umgebung ist nicht rein festgehalten. Der Dichter hat zum Schaden des Ganzen diesem Kampfe einen zweiten beigesellt, der, an sich schön und wirksam, doch zuviel Theilnahme beansprucht, um nicht den Grundgedanken, der in dem größeren Conflicte Ausdruck gefunden hat, zu beeinträchtigen: der Kampf der beiden Schwestern um die Liebe Edzards.

Thaleens Umgebung dient mit Ausnahme des Jesuiten Xaver und des Lubbo Lubbena lediglich der Contrastwirkung. Almuth steht ihr gegenüber als ein Bild ihrer eigenen Vergangenheit, in dem sie und Edzard erkennen soll, was sie verloren hat um die neue Errungenschaft von Wissen und Erkenntniß. Edzard ist ein schlichter, gläubiger Kriegsmann, der froh heimkehrt in der Erwartung, an der Seite einer liebenden Frau ein einfaches, glückliches Heim zu gründen. Simeon, vor Jahren wegen der Verbreitung

atheistischer Lehren mit der Folter bestraft, lebt jetzt zurückgezogen in Thaleens Hause und erweist sich durch den Unterricht in den Wissenschaften dankbar für alle Güte, die Thalea ihm, dem flüchtigen Bettler, erwiesen hat. Aus der Volksmenge hebt sich nur der achtzigjährige Pfarrer, ein duldsamer, milder Diener Gottes, heraus, der das Volk gern von seinem Irrthum bekehren und Thalea von dem Verdachte, der sie verfolgt, befreien möchte. Auch dieser Pfarrer ist nur dazu mitten in die wüthende Menge hineingestellt, um den Unterschied zwischen der schlichten Gläubigkeit und der furchtbaren Unduldsamkeit zu kennzeichnen, die in Lubbo Lubbena, und dem Jesuiten Xaver verkörpert wird. Lubbo ist ein bibelfester, starrgläubiger Protestant, der jede Abweichung von dem buchstabentreuen Kirchenglauben für ein sühneheischendes Verbrechen hält und der in seinem blinden Eifer an die Möglichkeit einer Verbindung des Menschen mit einem mächtigen Bösen glaubt. Der Haß, den er gegen Thalea hegt, entspringt zwar dem aufrichtigen Gefühle der Freundschaft für Edzard, aber zugleich auch der gekennzeichneten, starren Unduldsamkeit. Xaver, der katholische Eiferer, ist zugleich der überlegene Geist, der sehr wohl zu unterscheiden weiß zwischen gottgefälliger Frömmigkeit und dem Köhlerglauben, den ein herrschsüchtiges Priesterthum im Volke zu erhalten strebt. Aber er ist ein unbedingter Diener der Hierarchie. Um nur das Ketzerthum zu bekämpfen, verbindet er sich sogar mit dem Protestanten, den er haßt, denn über allem Wortstreit und Dogmenunterschied steht der Vortheil der Kirche, deren Existenz auf die unbedingte Gläubigkeit der Volksmenge gegründet ist. Lubbo Lubbena und Xaver sind ebenso starr in ihrem Glaubenseifer, wie Thalea in ihrer Glaubenslosigkeit. In dieser Starrheit liegt der Keim alles Unheils, liegt die Nothwendigkeit ihres Unterganges. Denn auch die Glaubenslosigkeit hat ihre Unduldsamkeit, und das hartnäckige Bestehen auf der Bethätigung atheistischer Erkenntniß ist ein ebenso strafsinniger Starrsinn wie die Intoleranz blinden Glaubenseifers.

„Von Gottes Gnaden," Trauerspiel in fünf Aufzügen, behandelt ein soziales Problem. Anna Leonore, die regierende Fürstin eines kleinen Ländchens am linken Rheinufer, eine edelgesinnte, gerechte Herrscherin, hofft durch Milde den Einfluß der französischen Revolution auf die Gemüther ihrer Unterthanen zu brechen. Sie ist selbst soweit von Vorurtheilen frei, daß sie die Fürstlichkeiten und den hohen Adel ihrer Umgebung, weil er in der Gesinnung niedriger steht als ihre anderen Unterthanen, verachtet und die Werbung ihres Vetters, des Feldmarschalls Carl Philipp, abweist, um ihrem Jugendgespielen, dem Forstwart Wolfgang, die Hand zum Ehebunde zu reichen. Sie macht sich dadurch zum Spott der gesammten adeligen Umgebung, aber sie glaubt durch strenge Rechtlichkeit und durch Aufrechterhalten ihrer fürstlichen Würde die Welt davon zu überzeugen, daß man die Gattin eines Niedriggeborenen sein kann und doch eine Herrscherin „von Gottes Gnaden". Mit vorsichtiger Strenge wacht sie über sich selbst, damit die Grenzlinie zwischen den Pflichten der Fürstin und der Liebe der

Gattin nicht verſchoben werde. Aber das iſt unmöglich. Auf Schritt und Tritt begegnet ihr und ihm ein neuer Conflict dieſer ſo verſchieden gearteten Pflichtenkreiſe und es kommt endlich zu gewaltſamer Auseinanderſetzung. Wolfgang, der ſie nicht davon überzeugen kann, daß ihre fürſtliche Würde nicht von Gottes Gnaden ſei, will ſie ihr mit Gewalt entreißen. Er ſtellt ſich an die Spitze des Volkes, das ſchon lange von ihm die Befreiung erwartet hat und deſſen Hoffnungen durch ſeine Vermählung bereits geſchwunden waren, beſiegt die Fürſtin und zwingt ſie, ihm aus ihrem Schloſſe in ſein beſcheidenes Haus im Walde zu folgen. Aber er beleidigt die fürſtiche Frau in ſo erniedrigender Weiſe, daß ſie in ſchmerzlicher Aufwallung dem geliebten Gatten ein Meſſer in die Bruſt ſtößt. Dann wirft ſie ſich in wahnſinnigem Schmerze über ihn und bittet das hereindringende Volk, ſie vor das Tribunal zu ſtellen und ſie mit Wolfgang in eine Gruft zu legen.

Anna Leonore und Wolfgang ſind zwei kraftvolle Charaktere, die an ihrer Einſeitigkeit zu Grunde gehen. Anna Leonore ſtrebt danach, die Sünden ihrer Vorfahren vergeſſen zu machen durch Milde, Sanftmuth und Gerechtigkeit, kann ſich aber von dem Vorurtheile nicht losſagen, daß die die Herrſchaft über Menſchen den Fürſten von Gott ſelbſt verliehen ſei und daß auf dieſe Weiſe der Regierende ſein Amt von Gottes Gnaden verwalte. Von dieſem Geſichtspunkt aus beurtheilt ſie alle ihre Pflichten, ganz beſonders die hohe Pflicht der Gerechtigkeit. Sie räumt aber dem Unterthanen nicht das Recht ein, mit ihr über das zu ſtreiten, was Gerechtigkeit iſt; das weiß ſie, und das ſteht in den Geſetzen, die ſie von ihren Ahnen ererbt hat, niedergeſchrieben. Wollte ſie ſich von dieſen Geſetzen entfernen, ſo geſchähe das aus freiem Antriebe, nicht unter dem Andrängen des Volkswillens. Von ihrer Gnade ſoll das Volk die mildere Beurtheilung erwarten, auf einen Streit mit ihren Unterthanen will ſie ſich nicht einlaſſen, noch weniger will ſie ſich abtrotzen laſſen, was ſie in ihrer Güte frei verſchenken kann. Da ihr doch einmal der Gedanke kommt, es möchten ſich alle Fürſten der Welt bisher in einem Irrthume befunden haben, weiſt ſie ihn gewaltſam von ſich. „Wäre es nicht etwas Entſetzliches, wenn wir Fürſten uns Jahrhunderte lang über Unterthaneneide und Fahneneide u. dgl. geirrt hätten? Wenn nicht Gott ſagte: Ich habe Dich geſetzt nach meinem unerforſchlichen Rathſchluſſe, ſondern wenn das Volk ſagte: Ich habe Dich gewählt, weil ich Dich für weiſe hielt und gehorche Dir ſo lange ich Dich für weiſe halte?

. . . Wenn Fürſten und Völker nur im Verhältniß eines Vertrages zu einander ſtünden?“ Angeregt wird in ihr dieſe Betrachtung durch die aufrühreriſchen Unterthanen. Sollen ſo viele brave Männer Meineidige geworden ſein? Das kann Anna Leonore in ihrem Edelmuthe und in ihrer aufrichtigen Liebe zu dem Volke nicht glauben — und doch trotzt ſie der Menge, denn das Unrecht der Väter dürfe ſie doch nicht ſühnen, von ihr aber habe Niemand Uebles erlitten. Auch das kann ſie nicht überzeugen, daß ihr von dem Führer der Aufrühreriſchen entgegengehalten wird, daß

die Fürsten nicht für alle Thaten, die in ihrem Namen begangen werden, verantwortlich sein können, sie könne ihren Dienern nicht in's Herz sehen. „Sie" — so wird ihr von Dr. Stark auseinandergesetzt — „Sie haben Nichts von den Schrecknissen in Kasernen und Kasematten gewußt. Was kann man nicht vor Fürsten verbergen! Also Sie wissen nicht Alles, Sie sehen nicht Alles, und doch üben Sie die Gewalt dessen, der Alles weiß, der Alles sieht, und berufen sich auf seine Gnade." Allen Vernunftgründen und allen Erwägungen, die die Umstände in ihr wecken, setzt sie das stolze Wort entgegen: Meine Krone habe ich von Gott. Und ist es nicht das fürstliche Blut — das fürstliche Amt ist heilig. An diesem Vorurtheil geht sie zu Grunde.

Wolfgang ist das gerade Widerspiel Anna Leonorens. Der bescheidene Forstwart, durch einen günstigen Zufall zum Jugendgespielen der Thronfolgerin gemacht und durch die wachsende gegenseitige Neigung zu ihrem Gatten erhoben, verlangt nun auch seinen Theil an ihren Pflichten. An seinem Herde muß der Mann Herr sein, wird ihm von seinen Genossen beständig zugerufen, und diese Worte nähren in seinem Herzen eine Eifersucht gegen die eigene Gattin, die ihn von dem Bereiche ihrer fürstlichen Pflichten fernzuhalten sucht. Wie sie an dem Gottesgnadenthum, hält er an diesem Grundsatze mit gefahrbringender Starrheit fest und läßt sich dazu hinreißen, dem Volke seinen Arm zu leihen, um Anna Leonore, seine Gattin, von ihrem Irrthume zu überzeugen. Hier wie dort ein Herübergreifen aus der einen Sphäre in die andere, das nicht ohne Strafe bleiben kann.

Fitger hat auch hier zum Schaden der Gesammtwirkung zwei Conflicte mit einander verknüpft, von denen jeder einzelne genügt hätte, das Drama wirksam zu gestalten; die Verquickung Beider lähmt die Energie jedes Einzelnen. Das Vorurtheil der Fürstin ad absurdum zu führen, wäre an sich schon eine Aufgabe, bedeutungsvoll genug für die tragische Gestaltung. Und gerade dadurch, daß sich das Schicksal an einer durch Hochsinn und geistige Bedeutung uns so sympathischen Erscheinung vollzöge, gewänne das Ganze an Wucht; das Hineinspielen des zweiten Motives läßt das Eine nicht zu genügender Klarheit kommen. In dem Trauerspiel „Von Gottes Gnaden" zeigt sich ein großer Fortschritt in der Fähigkeit der Charakterzeichnung. Sowohl die beiden Hauptgestalten, wie die aus der Volksmenge hervorragenden Revolutionäre Rochus, Bachler und Dr. Stark, wie auch die um die Fürstin gruppirten Vertreter des sinkenden, dem Genusse ergebenen Adels, Prinz Karl Philipp, Staatsrath von Bügel und die anderen Fürstlichkeiten, sind einheitliche, in sich abgerundete Individualitäten.

Fitgers Dramen „Die Hexe" und „Von Gottes Gnaden" sind in Prosa geschrieben, „Adalbert von Bremen" in dem herkömmlichen fünffüßigen Jambenverse. Da die beiden erstgenannten Stücke jüngeren Datums sind, so muß man wohl annehmen, Fitger sehe in der Prosa die geeignetere Form für das moderne Drama. Will man auch, so allgemein gefaßt, diesen Grundsatz nicht zugestehen, so wird doch in vielen Fällen die Prosa un-

zweifelhaft das geeignetere Gefäß für unsere Gedankenwelt sein, als der Vers, und gerade die Fitger'schen Dramen, die religiöse und sociale Probleme behandeln, zwingen zum Gebrauche der Prosa. Mit voller Consequenz und stets treffendem Ausdrucke den Kampf moderner Ideen darzustellen, wird eine knappe Prosa, die nur hie und da, wo es die besondere Wirkung erheischt, einem blühenderen Stile weicht, besser vermögen, als der Vers, der nicht immer der Idee das knappste Gewand anlegt.

Von Fitgers Dramen hat auf der Bühne nur „Die Hexe" einen Erfolg gehabt, und sie mußte diesen durch den Verzicht auf eine der wirksamsten Scenen, mindestens aber durch Milderung derselben erkaufen. Denn die Theatercensur gestattete das von Fitger vorgeschriebene Zerreißen des Bibelbuches nicht; aus diesem erregten Auftritt und aus dem wilden Umherstreuen der Buchsetzen wurde eine ruhige, das Auge des Zuschauers weniger beleidigende Scene: Thalea übergiebt das Buch dem greisen Pfarrer und verweigert den Eid. Die Schädigung nicht blos dieser Scene, sondern der Wirkung des ganzen Stückes ist zweifellos, aber man wird nicht unbedingt ein solches Vorgehen der Censur verurtheilen dürfen. Nur Wenige unter den Zuschauern stehen auf einer so hohen Stufe der Bildung, daß sie vorurtheilsfrei in diesem Auftritte nur die äußerste Consequenz von Thaleens Handlungsweise erblicken. Für die Meisten ist die Antastung des Buches, das ihnen seit den Jugendjahren als göttliches Heiligthum gilt, eine so arge Verletzung, daß sie lieber auf die ganze schöne Dichtung verzichten würden.

„Von Gottes Gnaden" würde vielleicht eine noch mächtigere Bühnenwirkung erzielen, als „Die Hexe". Aber hier ist eine Aufführung noch weniger zu erwarten Die geschilderten Verhältnisse und die Art, in welcher sie geschildert werden, würden gewisse Kreise bitter verletzen, und gerade diese Kreise haben die Macht, eine Aufführung zu verhindern.

Fitgers Dramen greifen eben so sehr in die Ideenwelt hinein, welche das lebende Geschlecht in Parteien theilt, daß sie selbst als Vorkämpfer einer Richtung betrachtet werden können. Nicht in dem übeln Sinne, als ob sie sich einer Partei dienstbar machten; sie sind vielmehr nur die künstlerische Gestaltung einer Weltanschauung, die immer mehr und mehr den alten Ideenkreis verdrängt, und seit Jahrzehnten für Diejenigen die allein maßgebende ist, die, von allen Traditionen frei, sich zu vorurtheilslosem Denken durchzuringen vermögen. Und eben darin besteht die Eigenart der Dichterpersönlichkeit Fitgers.

Er hat in dem Streben, die unsere Zeit bewegenden Ideen in poetischer Form zu gestalten, nur wenig Genossen, aber ihre Zahl wächst von Tag zu Tag, und in nicht allzulanger Zeit wird uns ein Geschlecht von Dichtern erstehen, welche mit den alten Formen und Ideen gebrochen haben und ihre Aufgabe darin sehen werden, der Gegenwart ihre ganze schöpferische Kraft zu leihen.

Reise-Eindrücke aus Bosnien und der Herzegowina.

(August 1885.)

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Leipzig. —

Kühne Nordpolfahrer haben ein mit Schnee und Eis bedecktes und wahrscheinlich auch ganz unbewohntes Land in den Nord-Cap-Regionen entdeckt und ihm den Namen Franz-Josephs-Land gegeben. Ich weiß nicht, ob damals die Bezeichnung gut gewählt, und zweifle sogar daran, daß sie für den Kaiser sehr schmeichelhaft war. Jedenfalls ist sie heute überholt und veraltet. Heute giebt es ein anderes Franz-Josephs-Land, das diesen Namen in einem weit höheren Grade verdient und mehr ist, als jene mit Schnee bedeckte Fläche, nämlich ein südliches Alpenland mit himmelhohen Bergen und schönen Strömen und Flüssen, oder eine hochinteressante Kalkfelsenwildniß mit wilden Gewässern, die bald in den Felsen verschwinden und bald mit Ungestüm wieder aus denselben hervorbrechen und deshalb „Höhlenflüsse" genannt werden. Dies „Franz-Josephs-Land", das uns bald an die grüne Steiermark mit ihren laubreichen Wäldern und ihren frischen Matten und Triften erinnert, und bald an die vegetationsarmen Kalkberge des Karst, der Dalmatiner und der Montenegriner, — ist Bosnien und die Herzegowina.

In jenem nordischen Franz-Josephs-Land ist natürlich für Culturbestrebungen und staatliche Thätigkeit keine Stätte. In diesem südlichen Franz-Josephs-Land aber werden die Segnungen eines geordneten, mächtigen und leistungsfähigen Großstaates lebhaft empfunden, und versprechen die auf Rechtsschutz und Wirthschaftsförderung gerichteten Bestrebungen des Kaisers glorreiche Früchte zu tragen. Ich habe dieses Land, Bosnien-Herzegowina,

im Auguſt 1885 bereiſt und zugleich den benachbarten ſüdſlaviſchen Ländern meinen pflichtſchuldigen Beſuch abgeſtattet und will hier, ſoweit es der Raum geſtattet, meine Reiſe-Eindrücke zuſammenzufaſſen verſuchen, wobei ich bemerke, daß ich die Balkanhalbinſel ſchon öfter beſucht und auf vielfachen anderweitigen Reiſen mir die Beobachtungsgaben eines alten Touriſten anzueignen geſucht habe.

Zunächſt wird mich der geneigte Leſer fragen: Warum ich Bosnien und die Herzegowina das „Franz-Joſephs-Land“ nenne. Die Frage iſt berechtigt und ich will deren Beantwortung um ſo lieber verſuchen, als dieſer Verſuch ſogleich in medias res führt.

Es iſt der Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich-Ungarn, der im Berliner Frieden die von der türkiſchen Regierung ſo oft, aber ſtets vergeblich verſuchte Pacification dieſer ſo lange ruhe- und friedloſen Länder mit ruhiger Entſchloſſenheit übernommen und unter Beiſtand eines ausgezeichneten Miniſters dieſe ſchwierige Aufgabe gelöſt, wenigſtens zum größeren Theil gelöſt, in einer Weiſe, welche die zahlreichen Ungläubigen in Erſtaunen und Ueberraſchung verſetzt hat. Als der Kaiſer ſich hierzu entſchloß, befand er ſich durchaus nicht in Uebereinſtimmung mit ſeinen Völkern. Sowohl die Deutſchen als auch die Magyaren widerſtrebten dem „bosniſchen Abenteuer“, wie ſie das nannten. Sie fürchteten, die Occupation werde die Beſtrebungen der Slaven verſtärken oder gar zu einer dritten Staatengruppe, zu einer Art Trias führen und damit eine ſlaviſche Hochfluth heraufbeſchwören, welche im Stande ſei, die Grundlagen des Dualismus zu unterwühlen, die zugleich die Baſis der Selbſtſtändigkeit und der verfaſſungsmäßigen Rechte und Freiheiten Ungarns abgeben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dieſe Befürchtungen grundlos waren. Sowohl die Ungarn, als auch die Deutſchen haben, als ſie ſich jenen patriotiſchen Beklemmungen und Beängſtigungen hingaben, zwei ſwichtige Umſtände überſehen. Erſtens daß in Bosnien und der Herzegowina außer den Slaven auch Türken exiſtiren, deren Intereſſen ganz andere ſind, als jene der Slaven, daß die Türken ſehr reich an Grundbeſitz ſind und eine Art von optimatiſcher Stellung einnehmen, jedenfalls aber die Ueberzeugung hegen, ſie ſeien etwas viel Beſſeres, als die eingeborene chriſtliche „Rajah“ (was ſo viel wie Menge oder „vile multitude“ bedeutet), und es daher unter allen Umſtänden verſchmähen, mit der Letzteren gemeinſame Sache zu machen, oder ſich an ein Nachbarland anzuſchließen, in welchem dieſe Gjaurs die Mehrheit haben oder gar das Regiment führen. Zweitens aber, daß die Bevölkerung der Provinz Bosnien-Herzegowina, auch ſoweit ſie unzweifelhaft ſlaviſchen Stammes iſt, keineswegs eine einheitliche Maſſe bildet, welche ſich dem ſpecifiſch öſterreichiſchen Slaventhum zuneigt.

Allerdings waren die öſterreich-ungariſchen Slaven, ſowohl die Südſlaven, als auch die Nordſlaven, ſehr für die Annexion von Bosnien-Herzegowina. Wenigſtens in ihrer Mehrheit; und gerade ſie haben durch

ihre geräuschvollen Erklärungen und ungestümen Demonstrationen dazu beigetragen, den Widerwillen der Deutschen und der Ungarn gegen die Occupation und Verwaltung dieser bisher türkischen Provinzen in's Maßlose zu steigern. Allein die Slaven haben sich bei ihrer Sympathie eben so sehr im Irrthum befunden, wie die Deutschen und Ungarn bei ihren Antipathien, und hier muß ich auf den oben unter „Zweitens" erwähnten Punkt zurückkommen.

Die slavische Bevölkerung Bosniens wird getheilt durch ihren Glauben und vieles Andere, was darum und daran hängt.

Sie spricht zwar eine einheitliche Sprache, welche innerhalb des ganzen Gebiets nur dialektische Abweichungen aufweist, indem sie nach der einen Seite mehr den kroatisch-slavonischen, nach der anderen der serbischen und nach der dritten der montenegrinischen Sprechweise zuneigt. Aber sie ist getheilt in religiöser Beziehung. Sie sind zwar alle Christen, diese eingeborenen Slaven, aber die Einen gehören der römisch-katholischen und die Anderen der griechisch-orthodoxen Confession an. Die Ersteren gravitiren nach dem Abendlande, die Letzteren nach dem Morgenlande. Die Letzteren, die sich nicht Griechen und nicht Bosniaken, sondern „Orthodoxe" und noch lieber „Serben" nennen, waren gewohnt, auf den ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel zu blicken. Die Ersteren, die Katholiken, verehren den Papst und den Bischof in Dalmatien, unter welchem sie so lange gestanden. Weder die Einen noch die Anderen ersehnen eine Vereinigung mit Kroatien oder Slavonien. Soweit überhaupt centrifugale Gelüste oder das Verlangen nach dem Aufgehen in oder nach der Vereinigung mit einem Nachbarlande vorhanden, was mir nach meinen Beobachtungen jedoch nur in sehr vereinzelter und beschränkter Weise der Fall zu sein scheint, blicken die Katholiken nach Dalmatien und dem adriatischen Meer, die „Serben" aber je nach ihrer Lage, entweder nach den „orthodoxen Brüdern" im Bereiche der „schwarze Berge" oder nach den Glaubensgenossen, die unter dem Scepter des König Milan vereint sind. Die Mehrzahl aber zieht den jetzigen Zustand der Ruhe, der Freiheit, des Friedens und des Rechtsschutzes den gewagten und ziemlich aussichtslosen Experimenten im Verband mit einem etwaigen antiösterreichischen Ausland vor. Jedenfalls würden die Türken in dieser Provinz — und sie sind die Einzigen, welche eine Art von militärischer Schulung besitzen und im Stande wären, einen wirklichen Krieg zu führen — sich einem solchen Unternehmen auf das Aeußerste widersetzen. Der türkische Fatalismus und Quietismus reicht vollkommen aus, um sich einer Macht wie Oesterreich-Ungarn zu unterwerfen, aber nicht um Unterthan eines König Milan oder eines Fürsten Nikita zu werden. Der Türke weiß, daß Einer der Letzteren, wenn er die äußersten Kräfte aufbietet, über höchstens zehn- oder fünfzehntausend Mann Truppen gebietet. Das ist nicht im Stande ihm zu imponiren, wohl aber thut dies die österreichische Armee, die er beständig vor Augen hat, die gleichsam allgegenwärtig ist in diesem

Lande und die, wie er wohl weiß, durch einen Befehl des Kaisers sofort bis auf fünfzig- oder gar hunderttausend Mann gebracht werden kann, wenn es Noth thut. Es ist aber nicht allein die Macht des Staates, welche den Türken versöhnt hat, sondern noch viel mehr die Gerechtigkeit der Gesetzgebung und der Verwaltung. Oesterreich respectirt und handhabt die Gewissensfreiheit mit einer bewundernswürdigen Sorgfalt. Es gestattet den Türken nach türkischem Rechte zu leben, wenigstens in Betreff des Familien-, Ehe- und Erbrechtes, wofür türkische Richter angestellt sind. Es erlaubt ihnen die Polygamie, von welcher Erlaubniß jedoch nur vereinzelt Gebrauch gemacht wird, von ganz vornehmen und reichen Männern, namentlich dann, wenn ihrer bisherigen Ehe der Kindersegen versagt bleibt. Es achtet die durch Glaube, Gesetz und Sitte gebotene Stellung der türkischen Frauen. Sogar die Polizei und der Untersuchungsrichter muß „Halt" machen vor den Frauengemächern. Er muß sich anmelden und den Frauen ein tempus utile zugestehen, welches gestattet sich zu verhüllen, d. h. den Burnus (Feridschi) und den Schleier (Yaschmak) anzulegen und die Ueberschuhe oder Stiefel anzuziehen. In Betreff der öffentlichen Ausübung des Gottesdienstes und der sonstigen religiösen Verrichtungen genießen die Türken natürlich ganz die nämliche Freiheit, wie die Juden und Christen. Sie fühlen daher gar keine Sehnsucht nach der Vereinigung mit solchen slavischen Ländern, in welchen man gewohnt ist, die Türken schlecht zu behandeln. Wie könnte z. B. ein Türke sich behaglich fühlen in einem Lande, in dessen Residenz über dem die Lage beherrschenden Kloster sich noch ein mächtiger runder Thurm emporhebt, der keinen anderen Zweck hat, als abgeschnittenen Türkenköpfen als Aufbewahrungs- und Sammelstelle zu dienen — halb Ruhmeshalle, halb Nationalgallerie — wie dies ja bekanntlich in Cetinje der Fall ist.

Allein auch von der christlichen Bevölkerung ist ein erfolgreicher Aufstand gegen die österreichische Herrschaft, auch abgesehen von den Schwierigkeiten, welche die Haltung der eingeborenen Türken einem solchen Unternehmen bereitet, nicht zu erwarten. Ich weiß sehr wohl, wie bedenklich es ist, solche Prophezeihungen zu wagen. Sie können leicht durch die Ereignisse Lügen gestraft werden. Ich schreibe im Monat October meine Reise-Eindrücke nieder, also zu einer Zeit, wo auf der Balkan-Halbinsel aus Anlaß der durch eine Art von Ueberrumpelung bewerkstelligten Vereinigung von „Nord- und Süd-Bulgarien" (richtiger von Bulgarien und Ost-Rumelien) eine Bewegung entstanden ist, bei welcher alle die Völker rumänischer, slavischer und griechischer Abkunft das, was ihnen 1878 entgangen, und womöglich noch etwas mehr, zu erreichen bestrebt sind, — eine Bewegung, deren Verlauf und Ende von tausend Zwischenfällen und Zufälligkeiten abhängt, die sich schwer voraussehen lassen. Ich weiß, daß diese mein Aufzeichnungen erst Ende November das Licht der Oeffentlichkeit erblicken werden, dazwischen liegen mehr als sechs Wochen und innerhalb sechs Wochen kann sich manches ereignen auf einem Gebiete, das uns an Ueberraschungen

im Innern und an Einmischungen von Außen gewöhnt hat. Allein trotz Alledem und Alledem wage ich es, die Behauptung aufzustellen: „Die österreichische Herrschaft in Bosnien und der Herzegowina ist nicht gefährdet, mag auf der Balkan-Halbinsel vorgehen, was da wolle;" und wenn diese Auffassung der Dinge sich als richtig erweist, so ist damit zugleich auch der Beweis geführt, daß der Kaiser von Oesterreich wohl daran gethan hat, ungeachtet der anfänglichen Abneigung des größeren Theils seiner übrigen Länder und Völker — die er übrigens schließlich doch zu überwinden gewußt hat — dieses Land unter seinen Schutz und seine Verwaltung zu nehmen, um dasselbe der europäischen Cultur und Civilisation zu gewinnen und es von der Unsicherheit und den Leiden zu erlösen, welche es bis dahin erduldet — Leiden, die es verhinderten, zur Ruhe zu gelangen, und es zu einem Gegenstande der Beunruhigung für seine Nachbarn machten, unter welchen Oesterreich-Ungarn vermöge seiner Besitzungen in Kroatien und Slavonien, im Littorale, in Istrien und Dalmatien die hervorragendste Stellung einnahm.

Ich kann für meine Auffassung keinerlei autoritative Geltung beanspruchen, und deshalb halte ich es für nothwendig, meine Gründe dafür anzugeben, — Gründe, die auf den Wahrnehmungen beruhen, die ich in diesem Lande sowohl 1875, als es noch türkisch war, als auch 1885, wo es unter österreichisch-ungarischer Herrschaft steht, gemacht habe.

Auf Grund dieser Wahrnehmungen kann ich versichern, daß die slavisch-christliche Bevölkerung in diesem Lande, welche nach der im Jahre 1879 von der jetzigen Verwaltung mit großer Sorgfalt und mit Aufwendung aller Hülfsmittel der modernen Zählungskunst und Statistik vorgenommenen Volkszählung 496 761 Griechisch-Orthodoxe (vulgo „Serben") und 209 391 Katholiken aufweist — gegenwärtig stellen beide Ziffern sich höher, denn die Gesammzahl der Bevölkerung hat seit 1879 zugenommen, ich besitze jedoch noch nicht die Ergebnisse der neuesten Zählung — nichts weniger ist, als eine auf Gleichheit der Interessen beruhende Volksgruppe.

Trotz der ethnologischen und linguistischen Einheit ist es die Religion, welche sie spaltet, wobei man nicht vergessen darf, daß die seltsame Art von Autonomie, welche das türkische Reich der christlichen Rajah gestattet, nicht den politischen oder communalen, sondern den confessionellen Verbänden übertragen war, wonach es denn begreiflich erscheint, daß die letzteren im Verlaufe einer vierhundertjährigen Geschichte eine Bedeutung gewonnen haben, welche in dem heutigen Westeuropa nur dann noch nothdürftiges Verständniß findet, wenn man sich erinnert an die Verfassung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation mit seiner confessionellen Itio in partes, dem Corpus evangelicorum ꝛc., sowie an die politische Stellung der Hugenotten in Frankreich und an sonstiges heute so ziemlich im Bewußtsein der Mehrzahl des gegenwärtig lebenden Geschlechtes schon gänzlich der Vergessenheit Anheimgefallenes.

Ich habe während meinen Reisen in Bosnien sowohl 1875 als auch 1885 zwischen Mohamedanern, Christen und Juden keinerlei principielle confessionelle Abneigung gefunden. Wohl aber fand ich solche zwischen den Bekennern der beiden christlichen Confessionen, und namentlich zwischen deren Priestern; und wie mir scheint, hat dieselbe in den letzten Jahrzehnt eher zu- als abgenommen.

Heute ist es die orthodoxe vulgo „serbische" Geistlichkeit, welche sich zu Gunsten der katholischen zurückgesetzt glaubt. Ohne Zweifel vollständig mit Unrecht. Denn die gegenwärtige Verwaltung wahrt mit einer beinahe ängstlichen Sorgfalt die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse — sowohl des mohamedanischen und des jüdischen als auch desjenigen der beiden christlichen Kirchen. Höchst seltsamer Weise stützte sich der Argwohn der serbischen Christen zunächst auf den zufälligen Umstand, daß der gegenwärtige Herrscher, der Kaiser von Oesterreich, ein Christ ist. Unter dem Regiment des Sultan war die orthodoxe Priesterschaft weniger mißtrauisch. Sie verließen sich darauf, daß der Sultan ein Mohamedaner war und insofern zwischen den verschiedenen Confessionen die strengste Parität handhabte, oder daß er eine Sorte Christen eben so schlecht behandelte wie die andere. Jetzt aber, da der Monarch Katholik ist, hegt der Pope doppeltes Mißtrauen wider den Franziskaner. Gleichwohl sind die Verhältnisse der orthodoxen Kirche geregelt in Uebereinstimmung mit dem ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel. Kurz nach Vollendung der Besitzergreifung hat die österreichische Verwaltung mit dem Patriarchen, der unter türkischer Herrschaft die Metropoliten ernannte — denn der Sultan als Mohamedaner konnte und wollte sie nicht ernennen — einen Vertrag abgeschlossen, datirt vom 31. März 1880 und folgenden Inhalts:

„Die Bischöfe (Metropoliten) der orthodoxen Kirche, welche gegenwärtig in Bosnien und der Herzogewina fungiren, werden auf den Bischofssitzen, welche sie gegenwärtig einnehmen, aufrecht erhalten und bestätigt. Im Falle, daß von nun an bezüglich eines der drei Bischofsstühle in der Herzegowina und in Bosnien eine Sedisvacanz eintritt, wird Seine K. K. Apostolische Majestät für den betreffenden unbesetzten Stuhl den Metropoliten ernennen, nachdem er zuvor dem ökumenischen Patriarchen den Namen seines Candidaten mitgetheilt hat zu dem Zwecke, daß die kanonischen Formalitäten erfüllt werden können."

Vergessen wir nicht hinzuzufügen, daß der Patriarch diese Concession nicht umsonst machte, sondern sich dafür eine von der österreichischen Verwaltung für Bosnien-Herzegowina zu zahlende Jahresrente von etwa zwölftausend Mark ausbedungen, welche er seitdem bezieht mit jener Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit, welche der österreichisch-ungarischen Verwaltung eigenthümlich ist im diametralen Gegensatze zu derjenigen des Sultan. Es liegt also ein zweiseitiger auf Leistung und Gegenleistung beruhender bindender Vertrag vor, und man sollte wohl glauben, daß die Priesterschaft und die

Laien der orthodoxen Kirche zufrieden sein müßten mit Dem, was ihr früheres kirchliches Oberhaupt über sie verfügt hat; um so mehr, da dies Abkommen geeignet ist, die nunmehr „autokephal" gewordene bosnisch-herzegowatzkische orthodoxe Kirche wesentlich finanziell zu entlasten und zu erleichtern.

Ich habe in meiner „Türkischen Reise" (II. 173 ff.) ausführlich geschildert, wie die griechische oder phanariotische Oberpriesterschaft der orthodoxen Kirche, der Patriarch in Konstantinopel und seine Bischöfe, die slavische Bevölkerung auszubeuten wußten, wie viel die Metropoliten für ihre Ernennung, wie viel die Popen für die Priesterweihe, wie viel Jedermann für die zahllosen Dispense aller Art, welche man nothwendig machte, bezahlen mußten, wie man unermüdlich thätig war, für die geduldigen slavischen Gläubigen stets neue Kirchen-Abgaben und Steuern, welchen man allerdings recht wohlklingende griechische Namen zu geben wußte, zu erfinden, als da sind das ἐμβατήκιον für die Popen, die Patriarchensteuer oder die βοήδεια, die Gebets-Abgabe oder παρρησία, das ψυχομερίδιον oder die Abgabe für Seelenämter, u. s. u. s. w.

Die Vergebung der höheren und gut dotirten geistlichen Würden erfolgte an den Höchstbietenden. Wer dem Patriarchen am Meisten zahlte, wurde Metropolit oder Bischof. Mochte er dann zusehen, ob er die kolossale Summe, welche er für die Uebertragung des hohen Kirchenamtes bezahlte, aus seinen Bauern wieder herauszuschinden wußte. Es herrschte und herrscht theilweise noch das System der „Simonie", gegen das in der abendländischen Kirche die Päpste so tapfer angekämpft haben.

Aber nicht nur die Großwürdenträger, sondern auch die Pfarrer und sogar die Popen, welche letztere hier in Bosnien gar keine Besoldung beziehen, mußten für ihre Ernennung oder Zulassung bezahlen. Zuweilen sogar bis zu zweihundert Dukaten. Und um diese Einkünfte zu vermehren, schuf man immer mehr Stellen und weihte immer mehr Popen, so daß man auf die nicht einmal auf eine halbe Million sich belaufende Zahl der orthodoxen Einwohner in Bosnien-Herzegowina nicht weniger als vier Bischöfe oder Eparchen, vierzehn Klöster und vierhundertsiebenunddreißig nicht-klösterliche Popen zählte. Auch sah man immer mehr von dem Befähigungsnachweis ab, so daß von den zahlreichen Popen sehr viele nicht lesen und nicht schreiben können und die rituellen griechischen oder altserbischen Worte, deren sie sich bei ihren Amtshandlungen bedienen, durchaus nicht verstehen, sondern dem Klange folgend annäherungsweise hersagen, wie sie solche auswendig gelernt haben. Das Volk nimmt an dieser Unwissenheit keinerlei Anstoß. Denn es sind die Zauberformeln und die heiligen Worte, welche die Wirkung hervorbringen, ohne daß etwas ankommt auf die (mehr oder minder defecte) Beschaffenheit der Person, welche sie ausspricht. So muß denn der arme Pope, der keine Besoldung bezieht, sich durch Casualien — Kindtaufen, Begräbnisse, Hochzeiten u. s. w. — und durch sonstige mannigfache

Dienſtleiſtungen im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brot erwerben. Da aber die Bevölkerung ſehr abergläubig iſt, namentlich ſich vor dem Teufel und ſonſtigen böſen Geiſtern, vor Hexenmeiſtern und Hexen (Vila's) fürchtet, ſo giebt es immer etwas zu ſingen, zu beten, zu weihen, zu entweihen, zu ſegnen oder zu exorciren. Alle dieſe zahlloſen Prieſter und Popen aber nehmen die Bauern ſo ſehr mit Geld- und Naturalabgaben in Anſpruch, daß mir im Jahre 1875 ein Eingeborener ſagte: „Wovon ſollen die armen Leute denn leben? Was ihnen der Sultan, der Zehn- und Steuerpächter und der Beg (die Gutsherrſchaft) gelaſſen, das nehmen ihnen die Prieſter und die Popen!"

Oeſterreich hat dieſe Mißſtände ſoweit thunlich beſeitigt. Durch die Convention vom 31. März 1880 iſt der Patriarch mit einer Leibrente abgefunden. Früher mußte jede Familie dem Metropoliten eine Abgabe von wenigſtens einer Mark jährlich bezahlen. Auch dieſe Abgabe hat die jetzige Verwaltung abgelöſt, indem ſie den Metropoliten aus Staatsmitteln einen Gehalt von 4000 bis 7000 Mark auszahlt, was in dieſem billigen Lande ſchon ein ſchönes Stück Geld iſt. Aber die Eingeborenen, obwohl ſie ſich dieſer Entlaſtungen freuen, ſind doch nicht in ſo hohem Grade dankbar, daß dadurch die verdrießliche Stimmung der Prieſter ausgeglichen würde.

Im Gegentheil. Sie machen der Regierung zuweilen Schwierigkeiten in der Durchführung heilſamer Reformen, indem ſie behaupten, daß ihr religiöſes Gefühl dadurch verletzt werde. Indeſſen handelt es ſich dabei eigentlich gar nicht um Fragen des Glaubens und des Gewiſſens, ſondern um gewiſſe Aeußerlichkeiten, welche mit der Religion nur einen entfernten Zuſammenhang haben. Ich will dafür einige Beiſpiele anführen.

Das chriſtliche Zeichen des Kreuzes, welches hier nur noch wenig von ſeinem kirchlichen Urſprung an ſich trägt, ſondern z. B. auch als eine Geberde des Staunens oder der Verwunderung gebraucht wird, machen die Katholiken links herum und die Orthodoxen rechts herum; und ſelbſt dieſe kleine Abweichung führt zu Differenzen. Noch viel mehr iſt dies der Fall bezüglich der Schriftzeichen. Katholiken und Orthodoxe gehören, wie geſagt, derſelben Nation an, ſie ſprechen und ſchreiben die nämliche Sprache. Aber die Einen bedienen ſich zur Schrift und zum Druck lateiniſcher Buchſtaben, die Andern, die Orthodoxen, cyrilliſcher (derſelben, welcher ſich u. A. auch die Ruſſen bedienen). Es iſt alſo ungefähr dieſelbe Frage, wie die, ob wir Deutſchen uns zum Druck unſerer Bücher der mittelalterlichen Buchſtaben, welche wir „gothiſche" oder „deutſche" nennen, oder der modernen lateiniſchen Lettern bedienen ſollen. Wir Deutſche ſtreiten über dieſe Frage vom Standpunkt der nationalen und internationalen Opportunität aus, ohne uns jedoch nur im Geringſten dabei zu ereifern.

Ganz anders iſt das in Bosnien-Herzegowina. Hier iſt dieſe Frage zu einem Glaubens-Artikel aufgebauſcht worden; und es fehlte wenig, ſo wäre darüber ein Glaubenskrieg ausgebrochen. Das ſollte die öſterreichiſch-ungariſche Verwaltung erfahren, als ſie den allgemein unentgeltlichen Volks-

ſchul-Unterricht einführen wollte, den ſie mit Recht für das wirkſamſte Mittel hielt, den intellectuellen, ſittlichen und wirthſchaftlichen Charakter der Eingeborenen ſlaviſcher Race zu heben.

Der Volksunterricht war, als die Beſitzergreifung erfolgte, auf das Aeußerſte vernachläſſigt. Nur die Türken hatten Schulen, aber ſie trugen einen ſehr einſeitigen confeſſionellen Charakter. Die türkiſche Regierung hatte zwar 1869 ein Unterrichtsgeſetz in europäiſchem Stil erlaſſen. Allein es hatte das Schickſal der meiſten türkiſchen Reformen. Es blieb lediglich auf dem Papier ſtehen. Zur Ausführung fehlte theils der gute Wille, theils der hier ganz unentbehrliche nervus rerum gerendarum. Nur die Türken, welche in ihren frommen und kirchlichen Stiftungen, dem Wakuf, die nöthigen Mittel beſaßen, errichteten bei ihren wohldotirten Moſcheen Volksſchulen (mekteb) und Seminare (medresch), beide natürlich von confeſſionellem Charakter. Zur Zeit der Beſitzergreifung exiſtirten in Bosnien-Herzegowina 499 türkiſche Volksſchulen und 18 desgleichen Seminare; 660 Hodſchas (ein Mittelding zwiſchen Lehrer und Unterprieſter) lehrten, und ſie hatten 15 948 männliche und 9360 weibliche Schüler. Dieſe Schulen exiſtiren noch. Ihre Zahl hat ſich vermehrt, allein ihre wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ſind gering. Die meiſte Lehrzeit und Lehrkraft wird abſorbirt durch den Unterricht in der türkiſchen und der arabiſchen Sprache, welche bei den Mohamedanern eine noch weit breitere Stellung einnimmt, als das Latein bei den Katholiken oder das Griechiſche bei den Orthodoxen, ſowie durch das Leſen und das Interpretiren des Koran. Unter dieſer einſeitigen Richtung muß natürlich der realwiſſenſchaftliche Unterricht leiden; und darin liegt eine der Schwächen des ſonſt ſo tüchtigen türkiſchen Bevölkerungs-Elementes. Die öſterreichiſch-ungariſche Regierung hielt es jedoch zur Zeit nicht für indicirt, hier Hand anzulegen.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Volksſchulunterricht für die Chriſten. Hier proclamirte man den Grundſatz der confeſſionsloſen Schule, an welcher der confeſſionelle Unterricht außerhalb der gewöhnlichen Lehrſtunden durch die Religionslehrer der betreffenden Confeſſion für Diejenigen, die ſich dazu meldeten, ertheilt wurde, und an der Schüler aller Confeſſionen — Türken, Juden, Katholiken, Orthodoxe und Anhänger aller etwaigen ſonſtigen Bekenntniſſe — unentgeltlich Theil nehmen konnten, ohne irgend Etwas zu hören, das ihr Gewiſſen beſchwerte. Der Erfolg ſchien den guten Abſichten der Regierung zu entſprechen. Denn kaum war ein halbes Hundert ſolcher Schulen mit etwa 80 Lehrern und Lehrerinnen eingerichtet, ſo zählten dieſe Anſtalten ſchon 1655 orthodoxe, 1064 katholiſche, 426 mohamedaniſche und 192 iſraelitiſche Schüler. Um den Unterricht zu fördern, um mehr Raum zu gewinnen, führte die Regierung die lateiniſche Schrift ein. Die Katholiken waren damit natürlich zufrieden. Auch die Türken reclamirten nicht türkiſche oder arabiſche Buchſtaben und die Juden reclamirten nicht hebräiſche. Aber die Orthodoxen, vulgo „Serben“ hoben einen großen

Scandal an. Sie erklärten, die cyrilliſchen Buchſtaben bildeten einen Beſtandtheil ihres Glaubens und ſie riskirten die ewige Glückſeligkeit, wenn ſie ſich der lateiniſchen Lettern bedienten. Die Regierung hat nachgegeben. Sie hat in den Schulen die cyrilliſche Schrift zugelaſſen; da aber die Katholiken, die Juden und die Mohamedaner ihrerſeits von den cyrilliſchen Buchſtaben, die nur in einem kleinen Theil von Europa dominiren, nichts wiſſen wollten, ſondern die lateiniſchen Lettern vorzogen, durch welche ſie mit den Nationen des Weſtens in nähere Verbindung treten, ſo iſt dadurch die von der Regierung in beſter Abſicht angeſtrebte Einheit des Volksſchulunterrichts vereitelt. Die ſogenannten „Serben" oder „Orthodoxen" haben nun ihre beſonderen Schulen, über welchen mit großen cyrilliſchen Buchſtaben geſchrieben ſteht: „Srbsko narodno utchilitsche", d. i. ſerbiſch-nationale Schule. So haben denn die Omladiniſten (welche den Panſlavismus erſtreben, oder wenigſtens den Süd-Panſlavismus oder einen Föderativſtaat aller Völker ſlaviſcher Zunge an der unteren Donau und auf der Balkan-Halbinſel) ſelbſt dafür geſorgt, die intellectuelle Einheit der ſlaviſchen Bevölkerung in Herzegowina-Bosnien zu zerſtören.

Auf mich machte es einen erheiternden Eindruck, als ein Anhänger der ſeparaten „ſerbiſchen" Volksſchulen ſich meiner gegentheiligen Anſchauung gegenüber darauf berief, der deutſche Reichskanzler Fürſt Bismarck habe ja auch in Deutſchland die lateiniſchen Lettern verboten und die „Nemetnarodna"-Schrift, d. h. die gothiſchen Lettern anbefohlen, und das ſei ja doch daſſelbe.

Bei dieſer Eröffnung warf mir der edle „Serbe" einen vernichtenden Blick zu; und er war höchlichſt erſtaunt, daß ich es wagte, meine Meinung aufrecht zu erhalten, indem ich ihm erwiderte, allerdings gebe der Fürſt für ſeine Perſon den deutſchen Lettern den Vorzug und pflege daher deutſche Bücher, die mit lateiniſchen Lettern gedruckt ſind, nicht zu leſen; dies ſei eine jedem deutſchen Reichsbürger, und folglich auch dem großen Kanzler, grundrechtlich zuſtehende Freiheit; dagegen ſei es dem Fürſten Bismarck niemals eingefallen, ſeine Amtsgewalt zur Unterdrückung der lateiniſchen Lettern anzuwenden, ſo weit reiche ſeine Gewalt nicht; und obwohl er ſeine Idioſynkraſie gegen ſolche Bücher, welche, wenngleich von Deutſchen in deutſcher Sprache geſchrieben, doch mit lateiniſchen Lettern gedruckt ſind, öffentlich ausgeſprochen, mehre ſich in Deutſchland alljährlich die Zahl der mit lateiniſchen Lettern gedruckten wiſſenſchaftlichen Bücher und Zeitſchriften, weil die Schriftſteller und die Verleger glaubten, dadurch einem internationalen Bedürfniß zu entſprechen und auch den ausländiſchen Büchermarkt zu erobern.

Dies wollte mein „ſerbiſcher" Interlocutor nicht glauben. Ich ließ es dabei bewenden. Denn kurz zuvor hatte mir ein türkiſcher Hodſcha erzählt, es ſtehe im Koran: „Mit Unkundigen zu ſtreiten iſt unklug."

Ich kann die Gelegenheit, da ich von den Südſlaven und von den beiden Confeſſionen, in welche ſie getheilt ſind, ſpreche, nicht vorübergehen

laſſen, ohne eines hervorragenden Mannes zu gedenken, von welchem immer die Rede iſt, ſobald jene Themata berührt werden. Es iſt der Biſchof von Deákovár Joſeph Georg Stroßmayer, der ja auch in Deutſchland vielfach genannt wird, wegen der Rolle, welche er auf dem ökumeniſchen Concil 1869 und 1870 geſpielt hat. Er nennt ſich „Episcopus Bosniensis et Syrmiensis", d. i. Biſchof von Bosnien und Syrmien. Es hat aber damit dieſelbe Bewandtniß, wie mit den apokryphiſchen Titeln vieler europäiſcher Fürſten, welche ſich z. B. den Titel „König von Jeruſalem" beilegen, und ähnliche Bezeichnungen nach Ländern, die ſich im Beſitze anderer Leute befinden. Die Diöceſe Deákovár beſchränkt ſich auf einen Theil von Syrmien und hat mit Bosnien und der Herzegowina gar nichts zu ſchaffen. Richtig iſt, daß die Biſchöfe von Deákovár früher jene Bezeichnung geführt haben, welche jedoch den jetzigen Verhältniſſen nicht mehr entſpricht; ebenſo wenig wie die Bezeichnung „Primas von Polen" für die Biſchöfe von Gneſen und Poſen, was jedoch den Cardinal Ledochowski nicht hinderte, ſich dieſes Titels zu bedienen. Es ſoll daher auch dem Biſchof von Deákovár nicht übel ausgelegt werden, wenn er ſich ſelbſt in officiellen Actenſtücken einer Bezeichnung bedient, welche ſeine an ſich ziemlich kleine biſchöfliche Diöceſe weit über ihre wirklichen Grenzen ausdehnt. Deákovár oder — wie ich glaube — richtiger: Diáková, ſüdöſtlich von Eſſeg in der Richtung nach Brood zu gelegen, iſt ein kleines Neſt, aber Stroßmayer iſt groß, und während ich von Peſt nach Serajewo und Moſtar unterwegs war, habe ich überall von ihm reden hören. Dies ſpricht für ſeine Bedeutung.

In Ungarn ſagte mir ein höherer katholiſcher Geiſtlicher:

„Biſchof Stroßmayer iſt ein Mann von großen Gnaden und Gaben. Nur ſchade, daß er uns Magyaren nicht liebt. Man ſagt, er ſtehe an der Spitze der ſüdſlaviſchen Omladina, und er habe Biſchof über die Herzegowina und Bosnien werden wollen, um die Zwecke dieſes ſüdſlaviſchen Bundes zu fördern. Beim Papſt hätte das, trotz der lebhaften Oppoſition, die er auf dem Concil wider das Unfehlbarkeits-Dogma erhoben, keine Schwierigkeiten verurſacht. Denn man ſagt, der Biſchof habe dem Papſt verſprochen die Angehörigen des orthodoxen und ſerbiſchen Glaubens in allen ſüdſlaviſchen Landen in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückzuführen oder ſie wenigſtens zur Anerkennung des Papſtthums zu bewegen. In Wien dagegen verſichert er, wenn die Regierung ſich immer mehr beſtrebe, die hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten aller der verſchiedenen Racen zu pflegen, ſo daß eine jede zur vollſten Entwickelung und zur Verwirklichung ihrer nationalen Ideale gelange, wenn ſie namentlich allen Völkern und Volksſtämmen ſlaviſcher Nation unbeſchränkte Autonomie gewähre, ſo würden ſich namentlich alle ſüdſlaviſchen Staaten und Völker der auf Balkanhalbinſel und an der unteren Donau vereinigen, um ſich unter das Banner des Kaiſers zu ſchaaren und die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie werde ſich ſo auf dem Wege der „moraliſchen" Eroberungen ausdehnen. Man ſcheint aber in Wien keinen

Geschmack an dieser Perspective gefunden zu haben. Man sieht wohl ein, dieser Weg geht direct wider den Dualismus, welcher gegenwärtig die Grundlage der österreich-ungarischen Gesammtstaatsverfassung bildet, und führt möglicher Weise zu einem südslavischen Föderativstaat, welcher eine gewisse Neigung zur Republik entwickeln dürfte. Kurz, Herr Bischof Stroßmayer ist nicht der oberste Kirchenfürst für das katholische Bosnien geworden. Vielleicht hat man auch in Erwägung gezogen, daß er auch bei uns Ungarn nichts weniger als eine persona grata ist, während der gegenwärtige Bischof Monsignore Stadler ungarfreundlich gesinnt ist."

Ich gebe hier die Mittheilung meines Freundes so wieder, wie sie mir gemacht wurde. Ich kann mir kein selbstständiges Urtheil darüber erlauben und kann nur so viel sagen, daß sie mir von verschiedenen anderen Seiten bestätigt wurde.

Ich erwiderte dem ungarischen Prälaten, daß, wie man in Wien die etwaigen hoch- und weitfliegenden Pläne des geistreichen und rührigen Bischofs von Diáková mit einiger Vorsicht und Zurückhaltung aufgenommen habe, dies ohne Zweifel in einem noch weit höheren Grade in Rom stattgefunden haben würde. In Rom ist man über die Dinge im Orient vortrefflich unterrichtet, und ich zweifle sehr, ob Bischof Stroßmayer dem Papst Leo XIII. solche Versprechungen gemacht hat; denn ich setze voraus, daß er dieses kluge und vorsichtige Oberhaupt der katholischen Kirche kennt, und wenn dies der Fall ist, dann müßte er wissen, daß ein solches Versprechen eine sehr ungläubige Aufnahme finden würde, daß der Papst zwar weit entfernt ist, auf die Katholisirung der Christen der Balkaninsel zu verzichten, aber dazu ganz andere Mittel verwendet, als die von dem Bischof von Diáková dargebotenen. Das universalistische Papstthum liebt es nicht, seine Sache mit specifisch localen oder nationalen Tendenzen zu verquicken. Es ist nicht national, sondern international oder supranational. Auf der Balkanhalbinsel wirkt es durch die Jesuiten, welche theils unter eigener, theils unter fremder Firma auftreten und sich früher einer kräftigen Unterstützung durch die französischen Diplomaten erfreuten. Ich habe sie namentlich in Adrianopel und in Saloniki beobachtet. Sie wenden sich an alle Nationen, indem sie den Leuten Wohlthaten erweisen durch höheren Unterricht, durch Hospitäler, durch unentgeltliche Armen- und Krankenpflege u. s. w.

Was aber die Person des berühmten Bischofs von Diáková anlangt, so habe ich während meines Aufenthaltes in Agram nur Stimmen der Anerkennung und des Lobes desselben vernommen, sowohl von seinen Anhängern als auch von seinen politischen Feinden. Auch die letzteren verkennen nicht, wie wohlthätig seine energische und erfolgreiche Thätigkeit für das Königreich Kroatien-Slavonien ist und wie viel ihm namentlich Agram verdankt an höheren Bildungsanstalten. Auch im kroatischen Landtage spielt er eine hervorragende Rolle als Führer einer Mittelpartei, welche sich erst kürzlich gebildet hat und vielleicht berufen ist, das ausschlaggebende Zünglein der

parlamentarischen Waage zu werden. Dieser Landtag bestand bisher aus der Opposition, an deren Spitze Starčević steht und die sich, berühmten Mustern folgend, die „Rechtspartei" nennt, weil sie bestrebt ist, ein nicht ganz unzweifelhaftes „altkroatisches Staatsrecht" zu exhumiren und wiederherzustellen, auf der einen, und der Nationalpartei, welche auf dem vertragsmäßigen Boden des ungarisch-kroatischen Ausgleiches steht, auf der anderen Seite. Von der letzteren ist eine Secession ausgegangen, welche sich die „unabhängige" Nationalpartei nennt, weil sie glaubt, die Collegen, von welchen sie sich getrennt haben, folgten zu sehr gouvernementalen Impulsen. Es ist, kurz gesagt, die Partei Stroßmayer.

Ein Bericht über die südslavischen Reise-Eindrücke würde unvollständig sein, wenn die bedeutsame Figur des berühmten Bischofs von Diáková darin fehlte, zugleich trägt seine Charakteristik dazu bei, das Verständniß der verschiedenen nationalen und confessionellen Gruppen im Südosten und insbesondere auch in Bosnien-Herzegowina zu erleichtern.

Jedenfalls glaube ich, daß die vorhergehende Darstellung Gründe an die Hand giebt zu glauben, daß in Bosnien kein Stoff zur Aufrichtung eines großen slavisch-illyrischen Reiches vorhanden, und noch weniger zur Bildung eines solchen christlichen Föderativstaates, sei es in monarchischen oder republikanischen Formen; in Bosnien sind es gerade die „Serben", also die Mehrheit der Christen, welche durch ihre Secession den Glauben an ein solches Phantasiegemälde zerstört haben. Sie glauben nicht an eine solche Zukunftsmusik, sondern an den Herrscher von Oesterreich-Ungarn, welchen sie ja kürzlich auf ihrem eigenen Grund und Boden gesehen und als ihr Staatsoberhaupt enthusiastisch begrüßt haben, — oder als ihren „Herrscher de facto", wie es aus diplomatischer Rücksicht auf etwaige argwöhnische und mißgünstige auswärtige Mächte der kluge Ministerpräsident von Ungarn in der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 3. October 1885 ausgedrückt hat.

Welche Fortschritte das Staatsbewußtsein in Bosnien gemacht hat, beweist nichts mehr, als die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in diesen Ländern. Anfangs schienen Diejenigen Recht zu behalten, welche diese Einführung tadelten als eine auf Unkunde der thatsächlichen Verhältnisse beruhende unkluge und voreilige Maßregel. Denn in der That führte sie zu einem Aufstand; und allein aus der Herzegowina flüchteten etwa 2000 Mann nach Montenegro, um sich der Conscription zu entziehen. Jetzt ist es anders. Nicht nur die einberufenen Wehrpflichtigen stellen sich, sondern auch außerdem noch zahlreiche Freiwillige; und namentlich auch den Slaven gewährt es eine gewisse Genugthuung, in Reih und Glied mit den „hochmüthigen" Türken zu marschiren. Die Refractäre und Flüchtlinge sind aus Montenegro zurückgekehrt, um unter die Fahnen des Kaisers zu eilen. Im Jahre 1883 wurden 1200 Mann einberufen und statt dessen erschienen deren 1319 zur Assentirung und zwar 608 „Serben", 401 Katholiken und 308 Mohamedaner.

Die Zahl derer, welche sich der Wehrpflicht entziehen, ist auf einige Vierzig gesunken, und das ist weit weniger, als z. B. in Siebenbürgen und anderen altländischen Provinzen. Uebrigens ist der Dienst kein schwerer und die Regierung sowie die Militärverwaltung thut das Möglichste, um auch im Kriegsdienste die religiösen Gewohnheiten zu schonen. Sie bewahrt z. B. den Mund des mohamedanischen Soldaten vor Schweinefleisch, Schweinefett, Schweinsborsten und anderen unreinen Dingen. In Britisch-Indien, wo man ein gegentheiliges Verfahren einhielt und die Mohamedaner zwang, mit Schweinefett präparirte Patronen abzubeißen, hatte dies Verfahren einen Aufstand zur Folge.

Nun muß ich noch etwas hinzufügen über die hier stehenden österreichisch-ungarischen Regimenter und über die Offiziere, mit welch letzteren ich manche genuß- und lehrreiche Stunde verlebte, namentlich in der Hauptstadt der Herzegowina, in Mostar, wo wir im Offizier-Cassino, auf einer prachtvollen Terrasse über der rasch fließenden Narenta, deren Rauschen nur durch die schmetternde Regiments-Musik übertönt zu werden vermochte, tagten oder vielmehr: „nachteten" unter dem sternstrahlenden südlichen Himmel. Ich wußte nicht: Ist das Wallensteins Lager oder sind es Roms Legionen?

Zuweilen fällt mir die schöne Rede des Wachtmeisters ein:

„Nun, und wer merkt uns das wohl an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammengeschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus einem Span?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen
Recht wie zusammengeleimt und gegossen?"

Dann aber denke ich an die Werke der Cultur und der Civilisation, welche die Armee in diesem Lande geschaffen. An die großartigen Eisenbahn-, Straßen-, Brücken- und Strombauten, bei welchen man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, den Geist, womit die Pionniere und Ingenieure diese Kunstbauten geplant, oder die Energie und die, in Deutschland unerhörte Schnelligkeit, womit (meist militärische) Hände dieselben ausgeführt haben. Solche Werke haben nur die römischen Legionen aufzuweisen (namentlich auch in den Ländern der untern Donau und der Balkanhalbinsel), deren Thaten uns heute noch die Trajanssäule vor die Augen führt. Jene Legionen haben nicht nur entfernte Provinzen pacificirt und gegen den Ansturm barbarischer Horden geschützt, um ihnen eine ruhige und gedeihliche Entwickelung im Innern zu sichern, sondern auch Flüsse regulirt, Sümpfe abgeleitet, ganze Landstriche trocken gelegt, Castelle und Brücken errichtet nud Straßen gebaut, deren vom Lager aus numerirten Meilensteine uns heute noch erhalten sind, wie wir auch überall die bekannten Legionsziegel ausgraben. Zu diesen Werken der Alten kommen in der Gegenwart noch die Eisenbahnbauten hinzu. Seit der Besitzergreifung hat die Regierung über dreihundert Kilometer Eisenbahnen gebaut, nämlich die Strecke von 271 Kilo-

meter vom Bosnisch-Brood bis Serajewo, der bosnischen Hauptstadt, und die von 42 Kilometer von Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina, bis nach dem dalmatinischen Metkowitsch an der untern Narenta, welche hier bereits für große Seeschiffe passirbar gemacht worden ist, — eine Eisenbahn, welche, sobald das noch fehlende Mittelglied Serajewo-Mostar vollendet sein wird, das allerdings besondere Schwierigkeiten bietet, das ganze Land der Länge nach von den Ufern der Sawa bis nach der Adria aufschließt. Zu dieser Eisenbahn gehört auch die große Brücke über die Sawa, zwischen Ungarisch-Brood und Bosnisch-Brood. Für diese Verkehrsanstalten hat Oesterreich etwa vierzehn Millionen Gulden verausgabt. Vierzehn Millionen Gulden sind für sonstige Verkehrsmittel verwandt, wovon Oesterreich-Ungarn dreizehn Millionen aufgebracht hat. Darunter befinden sich 1700 Kilometer Landstraßen und zahlreiche Brücken. Diese zum Theil von der Armee gebauten und von ihr geschützten Verkehrsstraßen ermöglichen erst die Ausbeutung der bisher werthlosen Holz- und Mineralschätze des Landes.

Dazu kommt dann endlich das große Werk der Schiffbarmachung der Narenta und der Entsumpfung ihres bisherigen fünfarmigen Mündungs-Deltas. Dieser Fluß wird von der Adria bis nach Metkowitsch einen Charakter erhalten, wie die Elbe zwischen der Nordsee und Hamburg; und dieses kleine Metkowitsch (das ich nicht nennen darf, ohne von meinen deutschen Landsleuten gefragt zu werden, „wo denn dies Nest, von dem man noch nie etwas gehört habe, eigentlich liege"), wird ein Hafenplatz werden, der vielleicht mit Triest und Fiume, und vor Allem mit Saloniki wetteifern könnte.

Man nehme eine Karte zur Hand, um die unwiderstehliche Macht dieser geographischen Thatsachen zu begreifen.

Unter der Herrschaft des Sultan war Bosnien-Herzegowina von dem Meer abgetrennt, dem seine südlichen Flüsse zueilten. Das österreichische Dalmatien, das als Maske davor lag, schnitt ihm den Paß ab. In Folge dessen wandte das Land seine Blicke die Sawa abwärts, nach dem Schwarzen Meer und nach dem Bosporus, nach Konstantinopel, seiner Hauptstadt, von der es freilich keinerlei Initiative oder Beihülfe gewärtigen durfte.

Jetzt blickt das Land nicht mehr allein nach dem untergehenden Orient (man verzeihe diese contradictio in adjecto!), sondern auch nach dem aufgehenden Occident, — nach der Mündung der Flüsse, welche aus seinem Innern kommen und der Adria zufließen, nach dem Westen und nach dem Norden, statt wie bisher nur nach dem Osten und nach dem Süden, — nach Wien und Pest, statt nach Novi-Bazar, nach Ueschküb, Saloniki und Konstantinopel.

Dieser Frontwechsel giebt uns die Gewißheit, daß dies Land bei Oesterreich-Ungarn verbleiben wird, welches solches der Civilisation gewonnen hat und hier als Cultur- und Friedensapostel auftritt. Es ist wahr, dieser Friedensengel ist bewaffnet, aber es gab ja auch schon früher

Enget mit dem Schwerte. Wenn aber irgendwie eine territoriale Veränderung auf der Balkan-Halbinsel vor sich gehn sollte, so wird dieselbe zweifelsohne dazu führen, Oesterreich-Ungarn definitiv im Besitz von Bosnien-Herzegowina zu bestätigen. Und zwar „von Rechtswegen", oder wenn man lieber will „von Cultur wegen". Denn kein anderer Herrscher ist im Stande, für dieses bisher zwischen Orient und Occident, zwischen Türken- und Christenthum hin und her geworfene Schmerzenskind so viel zu leisten, als das gegenwärtige Regiment, welches zu seiner Devise gemacht hat:

Hier regiert nicht der Scheik-ül-Islam, nicht der Jesuiten-General und nicht der Patriarch. Hier soll Friede, Freiheit und Gerechtigkeit herrschen und Wohlwollen zwischen allen Racen und Religionen!

Zum Schlusse muß ich, ohne damit die Verdienste der Anderen in den Schatten stellen zu wollen, noch des Mannes gedenken, welchem diese Länder die günstige Wendung ihrer Geschicke verdanken.

Es ist der Baron Benjamin von Kállay, seit 1882 gemeinsamer österreichisch-ungarischer Reichsfinanzminister und als solcher mit der Verwaltung der als Reichsland oder als Kaiserland zu betrachtenden Länder Bosnien und Herzegowina betraut, welche er auch vertritt in den Delegationen von Cis und Trans. Keiner war so sehr zu einer so schwierigen Aufgabe berufen, wie Kállay. Er war sechs Jahre österreichischer Generalconsul in Belgrad, später Delegirter zur ostrumelischen Commission, hat wiederholt die europäischen und die asiatischen Territorien des türkischen Reiches bereist, namentlich auch die slavischen Länder, und hat eine „Geschichte der Serben" geschrieben, die sorgfältiges Quellenstudium mit lebendiger Anschauung und Darstellung vereinigt. Sie ist ursprünglich in ungarischer Sprache erschienen, jedoch 1878 von Schricker in Pest in das Deutsche übertragen worden.

Laokoon.*)

Von

Emil Hübner.

— Berlin. —

„Ein echtes Kunſtwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unſern Verſtand immer unendlich: es wird angeſchaut, empfunden, es wirkt; es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger ſein Weſen, ſein Verdienſt mit Worten ausgeſprochen werden". Goethes Worte, mit denen er im Jahre 1797 die berühmte Abhandlung über Laokoon in den Propyläen begann, gelten von der vaticaniſchen Gruppe heut wie damals, trotzdem es das inzwiſchen faſt abgelaufene Jahrhundert an Mühe nicht hat fehlen laſſen, um immer mehr hinter die Erkenntniß des viel beſprochenen Werkes zu kommen. Es iſt ein begründetes Vorrecht der auserwählteſten unter den Kunſtwerken höchſter Art, wie des belvederiſchen Apoll, der rafaeliſchen Schule von Athen und weniger ebenbürtiger, daß ſie immer wieder die Neugier der Dilettanten, den Spürſinn der Gelehrten, das Urtheilsvermögen der Kenner herausfordern. Neben dem in den weiteſten Kreiſen verbreiteten Intereſſe für alles Neue im Gebiete der Künſte, dem es ja in unſern Tagen an Befriedigung nicht fehlt, hat doch auch das Altbekannte einen beſonderen Reiz. Je größer die Theilnahme für die Erörterung der Fragen iſt, welche ſich an eines von der kleinen Zahl jener Kunſtwerke erſten Ranges knüpfen, deſto ſicherer darf darauf gerechnet werden, daß eine Darlegung des jeweiligen Standes unſerer Bemühungen um die eigentliche Erkenntniß und um das in Worte Faſſen ſeines Weſens und Werthes einſichtsvollem Verſtändniß be-

*) Vgl. den Aufſatz Laokoon in „Nord und Süd" Bd. VIII. 1879. S. 346 ff., deſſen Fortſetzung und Ergänzung hier geboten wird.

gegnet. Wie man ein ernſtes Muſikſtück lieber zum zweiten Mal als zum erſten Mal hört, ſo vertieft man ſich gern immer von Neuem in das Anſchauen ſolcher Werke, an deren Erklärung die erſten Geiſter der Nation ihre Kräfte geſetzt haben.

Vor ſechs Jahren etwa ſchien es, als ob aus der Sammlung und Vergleichung aller Wiederholungen des Gegenſtandes in antiken Kunſtwerken, wie ſie früher nicht angeſtellt worden war und nicht wohl angeſtellt werden konnte, dem Geheimniß ſeines Urſprungs näher zu kommen ſei. Einiges iſt auf dieſem Wege in der That erreicht worden, und für *eine* ſchon von Goethe angeregte Frage läßt ſich, wie wir ſehen werden, aus der Vergleichung ſpäterer Nachbildungen eine Beſtätigung für die anderweitig gefundene Antwort gewinnen. Auch die Hoffnung, daß die unerſchöpfliche Fülle kleinerer Werke der antiken Kunſt oder des antiken Kunſthandwerks, wie ſie in Vaſenbildern und Thonarbeiten in ſteigender Fülle aus den Ausgrabungen und zufälligen Funden den öffentlichen und privaten Sammlungen zufließen und emſig regiſtriert werden, neue und womöglich ältere Behandlungen des Gegenſtandes zu Tage fördern werde, iſt nicht ganz getäuſcht worden. Urkundlichen Zeugniſſen, theilweis ſchon bekannt, aber erſt neuerdings in ihrer Bedeutung erkannt, wird das wichtige Ergebniß verdankt, daß wir über die Entſtehungszeit der vaticaniſchen Gruppe zu einer wenigſtens negativ genaueren Beſtimmung gelangt ſind. Aber ein ganz neues Problem iſt inzwiſchen aufgetaucht, das Niemand vorher zu ahnen vermochte. Die Reliefdarſtellungen des großen Altars von Pergamon, welche ſeit fünf Jahren unſer Muſeum ſchmücken, bieten in einer ihrer Gruppen eine ſo überraſchende Analogie zur Compoſition des Laokoon, daß die Erörterung des Verhältniſſes der beiden Werke zu einander bereits Gegenſtand einer kleinen Literatur geworden iſt. Endlich haben auch die ſtets verbeſſerten Methoden der Quellenbehandlung für die Geſchichte der alten Poeſie und Kunſt nicht unwichtige Beiträge zur Löſung der Frage nach der Erfindung der Laokoongruppe geliefert. Alle dieſe Dinge ſind in Monographieen und Fachzeitſchriften zerſtreut, die nicht Jedem zugänglich ſind. Dazu hat es der neckiſche Zufall oder das tiefere Geſetz von der Unvollkommenheit menſchlicher Erkenntniß ſo gefügt, daß keine jener neuen Erkenntnißquellen rein und unmittelbar zur Verwerthung gelangen kann. Für jede derſelben bedarf es vorbereitender Orientirung und vermittelnder Deutung, wenn ſie recht verſtanden und richtig angewendet werden ſollen. Langjährige Beſchäftigung mit dem Gegenſtande mag den Verſuch rechtfertigen, dem großen Kreiſe der Gebildeten im weiteſten Sinne des Wortes Rechenſchaft zu geben von dem augenblicklichen Stand der Unterſuchung. Mit einem der geiſtvollſten unter den Gelehrten, deren Arbeiten hierbei Erwähnung und Verwerthung zu finden haben, werden wir beſtrebt ſein, uns an das Weſentliche und Entſcheidende „und an das mit Worten beſtimmt Ausdrückbare zu halten, dagegen das Gebiet des perſönlichen und wechſelnden Empfindens ſo viel als irgend möglich einzuſchränken".

So ſchön und an ſich verſtändlich Goethes Gedanke iſt, die Gruppe einfach als eine „tragiſche Idylle“ zu faſſen — „ein Vater ſchlief neben ſeinen beiden Söhnen; ſie wurden von Schlangen umwunden und ſtrebten nun, erwachend, ſich aus dem lebendigen Netze loszureißen“ — ſo iſt doch für die antiken Künſtler unzweifelhaft nicht dieſe allgemeine Vorſtellung, ſondern ein mythiſcher Vorgang von ſehr beſtimmter Art maßgebend geweſen. Dieſer mythiſche Hintergrund, der Sagenſtoff, muß alſo zunächſt mit möglichſter Genauigkeit feſtgeſtellt werden.

I.

Die Sage*)

Arktinos von Milet, einer der älteſten unter den nachhomeriſchen epiſchen Dichtern (er wird noch in das achte Jahrhundert v. Chr. geſetzt) hat in ſeiner Fortſetzung der Ilias, den Liedern von „der Zerſtörung Ilions“, zuerſt die Laokoonepiſode erzählt. Noch iſt Troia nicht gefallen; die Troer denken, da die Achäer nicht ongreifen, der Krieg ſei vorüber; da geſchieht das Wunderzeichen, das den nahen Untergang Troios verkündet. Zwei Schlangen erſcheinen plötzlich und tödten den Laokoon und den einen ſeiner Söhne; Aeneas mit den Seinen nimmt ſich das Zeichen zu Herzen und zieht aus der Stadt hinweg auf den Ida. Ob der Untergang des Laokoon durch eine von ihm begangene Schuld noch beſonders motivirt war, was nicht nothwendig iſt und von dem Weſen der alten epiſchen Dichtung nicht verlangt wird, was aus dem geretteten Laokoonſohn geworden, erfahren wir nicht. Die Epiſode diente nur dazu, den Auszug und die Rettung des Aeneas zu erklören. Die Tradition hält in der Regel die älteſten Züge der Soge hartnäckig feſt. Möglich, daß ſchon der nächſte Dichter, welcher den Untergang Ilions noch ausführlicher ſchilderte, wie Arktinos, Leſches von Leſbos, dem die „kleine Ilias“ zugeſchrieben wird, auch die Laokoonepiſode mit neuen Zügen ausſtattete; es iſt jedoch nichts davon überliefert.

Aus dem reichen Vorrath von Sagen, welchen die epiſche Poeſie aufgeſpeichert hatte, ſchöpften noch vor den dramatiſchen die lyriſchen Dichter Bilder, Vergleiche, Anſpielungen. Einer der jüngſten unter den berühmten griechiſchen Lyrikern, Bacchylides aus Keos, der Zeitgenoſſe des Pindar, hat in einem ſeiner zahlreichen Lieder des Laokoon und ſeiner Gattin ſowie der Schlangen, die von den kalydniſchen Inſeln kamen und ſich gegen die Menſchen wendeten (nicht: die in Menſchen verwandelt wurden), Erwähnung gethan.

Es wäre zu verwundern, wenn ſich die tragiſche Poeſie des dank-

*) Vgl. Carl Robert, Bild und Lied, archäologiſche Beiträge zur Geſchichte der griechiſchen Heldenſage (Philologiſche Unterſuchungen, herausgegeben von A. Kieſſling und U. von Wilamowitz-Moellendorff, fünftes Heft, Berlin 1881). Exeurs I: die Laokoonſage, S. 192 ff.

baren Stoffes, deſſen Elemente das Epos bot, und den die Lyrik kannte, nicht bemächtigt hätte. Sophokles hat unzweifelhaft, doch er vielleicht nicht allein, eine Tragödie Laokoon gedichtet*). Den Inhalt dieſes Stückes in zweifelloſer Weiſe zu reconſtruiren iſt zwar, wie die meiſten derartigen Aufgaben, bei der eigenthümlichen Beſchaffenheit der darüber vorliegenden Zeugniſſe ſchwierig; aber einige Hauptzüge laſſen ſich doch mit ziemlicher Sicherheit wiedergewinnen. Laokoon, des Antenor Sohn (unter den Antenoriden der Ilias finden ſich die ähnlich benannten Laodokos und Koon), der Prieſter des thymbraeiſchen Apollon, vermählt ſich gegen des Gottes Willen und lädt ſich dadurch eine tragiſche Schuld auf; vielleicht eine um ſo ſchwerere, als der Prieſter im Tempel ſelbſt, unter den Augen des Gottes, der irdiſchen Leidenſchaft nicht hatte widerſtehen können. Wo ihn die Rache des Gottes ereilte, ob in dem Tempel, den er entweiht hatte, oder am Strand, wo er, wie die ſpätere Wendung der Sage erzählt, durch das Loos beſtimmt, einem anderen Gott, dem Poſeidon, opferte, oder wie ſonſt, läßt ſich nicht mehr feſtſtellen. Genug, ein Schlangenpaar, Porkes und Chariboia hat ſie der Dichter genannt (es waren wohl Menſchen, die ſich dann in Schlangen verwandeln), kommt auf Apollons Geheiß über das Meer von Tenedos her, wo die Schiffe der Achäer lagen (ebenda ſind auch die kalydniſchen Inſeln), und tödtet beide Söhne des Laokoon, den Antiphas und Thymbraeos (den er vergeblich nach dem Gott genannt), und wohl auch den Vater ſelbſt, da er ihnen zu Hülfe eilt. Das ſind die weſentlichen Züge; die tragiſche Vertiefung des überlieferten Stoffs iſt des Sophokles durchweg würdig. Ob Laokoon mit dem hölzernen Pferd in Verbindung gebracht worden iſt, ob er es war, der, nach dem ſchon von dem Sänger Demodokos in der Odyſſee angeführten Vorſchlag Einiger, es mit dem Speer zu durchſtoßen verſuchte, ferner welches ſein Verhältniß zu Anchiſes war (deſſen Bruder, alſo nicht Sohn des Antenor, ſondern des Kapys, einige ihn nannten), ja ſogar ob mit den Söhnen auch der Vater ſtarb oder ſie überlebte, wie ſpätere Dichter erzählen, läßt ſich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln. Sicher aber iſt, daß auch bei Sophokles Aeneas auf ſeines Vaters Anchiſes Befehl in Folge des Untergangs der Laokoontiden die Stadt verläßt, alſo die alte epiſche Verknüpfung der Laokoonſage mit dem Auszug des Aeneas feſtgehalten war.

Schon die älteſten römiſchen Tragiker, Andronicus Livius und Naevius, hatten nach griechiſchem Vorbild „das troianiſche Pferd“ auf die römiſche Bühne gebracht**). Es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß die

*) Ich folge den im Einzelnen nicht überall ſicheren, immer aber das feinſte Gefühl für die Dichtung verrathenden Ausführungen F. G. Welckers in ſeinem Werk die griechiſchen Tragödien mit Rückſicht auf den epiſchen Cyclus geordnet, I Bonn 1839), S. 151 ff.

**) Vgl. Otto Ribbeck, die römiſche Tragödie im Zeitalter der Republik (Leipzig 1875), S. 26 und 48.

Laokoonepiſode, wenn ſie auch nicht in jenen Tragödien vorkam, dem römiſchen Publikum von Alters her bekannt war.

Was das alte Epos, die lyriſche und die dramatiſche Poeſie der Griechen an pathetiſchen Stoffen boten, finden wir faſt ausnahmlos wieder, wenngleich dem moderneren Geſchmack angepaßt, pſychologiſch motivirt, maleriſch geſchildert, kunſtvoll verknüpft, in der Poeſie der alexandriniſchen Dichter. Euphorion von Chalkis, einer der gelehrteſten in der jüngeren Gruppe jener Dichter, der Hofpoet des Königs Antiochus des Großen zur Zeit des zweiten puniſchen Krieges, deſſen Liebeselegieen durch die Nachahmungen des Cornelius Gallus, jenes unglücklichen Freundes des Virgil, den Römern bekannt waren, hatte in einem ſeiner zahlreichen Gedichte auch die Laokoonepiſode erwähnt. Nach der Ankunft der Griechen vor Troia ſteinigen die Troer ihren Prieſter des Poſeidon, weil er nicht vermocht hatte, durch Opfer die Feinde fern zu halten. So geſchah es, daß Laokoon, der Prieſter des Apollon, dem Poſeidon das Opfer bringt, das ihm verhängnißvoll wird. Der Zug der Sage mag ſchon im Epos und in der Tragödie vorhanden geweſen ſein (denn wir kennen weder alle epiſchen noch alle dramatiſchen Bearbeitungen, die es gegeben haben mag): wir erfahren ihn zuerſt aus Euphorion. Euphorions Gedichte hat der römiſche Epiker Virgil nachweislich gekannt und benutzt. „Man iſt höchſt ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunſt, wenn man das geſchloſſenſte Meiſterwerk der Bildhauerarbeit mit der epiſodiſchen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas ſelbſt erzählen ſoll, daß er und ſeine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, ſo muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entſchuldigen ſei. Alles iſt auch darauf angelegt, und die Geſchichte des Laokoon ſteht hier als ein rhetoriſches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn ſie nur zweckmäßig iſt, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Prieſters zu, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln ſie, beißen ſie, begeifern ſie, umwinden und umſchlingen darauf Bruſt und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Windungen („Wendungen" unſere Texte, wohl fehlerhaft) vergebens, um Hülfe ſchreit. Das Volk entſetzt ſich und flieht beim Anblick; Niemand wagt es mehr ein Patriot zu ſein; und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geſchichte erſchreckt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde. So ſteht alſo die Geſchichte Laokoons im Virgil blos als ein Mittel zu einem höheren Zwecke, und es iſt noch eine große Frage, ob die Begebenheit an ſich ein poetiſcher Gegenſtand ſei".

Während für Leſſing die Vollkommenheit beider, der virgiliſchen Dichtung wie der vatikaniſchen Gruppe, den Ausgangspunkt für ſeine vielbewunderte Lehre von der nothwendigen Verſchiedenheit zwiſchen der bildenden

Kunſt und der Dichtung bildet, hat Goethe zuerſt in den ſoeben angeführten Worten, die es verdienen, auch hier ganz geleſen und erwogen zu werden, mit überzeugender Klarheit die bewußte und beabſichtigte Selbſtändigkeit des Dichters hervorgehoben. Auf dem von Goethe gewieſenen Wege weitergehend findet man leicht die Motive, welche den überlegenden und feinſinnigen Dichter geleitet haben. Er verlegt zunächſt die Laokoonepiſode in einen anderen Zeitpunkt der Belagerung, als die älteren Dichter, bei denen der Auszug des Aeneas vor Troias Fall erfolgte; denn Aeneas muß bei Virgil die Kataſtrophe als Augenzeuge erzählen, alſo bis zuletzt gegenwärtig ſein. Die alte Begründung der ganzen Epiſode, Laokoons Schuld, iſt für Virgil bedeutungslos. Er läßt den Laokoon allein die Troer vor dem Danaergeſchenke warnen; er iſt es, der das der Pallas heilige Pferd nach dem Vorſchlag des Kapys (der nach Einigen Laokoons Vater war) mit dem Speer in die Seite ſtößt und damit beinahe den Betrug entlarvt. Aber Sinons Trug bethört die Troer, ſie führen das Pferd in die Stadt, Laokoon und ſeiner Söhne grauenvoller Tod hat ſie belehrt, wie gefahrvoll es ſei, das Geſchenk der Göttin zu verletzen. Daß bei Virgil ſie, nicht Apollon es ſei, welche die Schlangen ſendet, ſteht zwar nicht in dem Gedicht, iſt aber daraus, daß die Schlangen in den Tempel der Athene flüchten und ſich unter dem Schild des Götterbildes verbergen, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit geſchloſſen worden. Mehr läßt ſich in der Schilderung der Epiſode mit Wahrſcheinlichkeit nicht als das Eigenthum Virgils erweiſen. Seiner Motivirung entſprechend hätte nur Laokoon allein, nicht auch die Söhne zu ſterben brauchen; allein er weicht auch hierin nicht von der durch die tragiſche Poeſie bekannten und für die dichteriſche Schilderung beſonders geeigneten Faſſung ab und läßt daher mit dem Vater auch beide Söhne ſterben.

Genau wie Virgil hat der geiſtvolle Verfaſſer jener römiſchen Satura Petronius, der unter Nero ſchrieb, die Laokoonepiſode in der poetiſchen Beſchreibung eines Gemäldes von Troias Untergang geſchildert; die durch Virgil feſtgeſtellten Grundzüge, die Warnung des Laokoon, der (hier verdoppelte) vergebliche Schlag an die Seite des Pferdes, die beiden Schlangen und Laokoons und beider Söhne Tod kehren, nur in rhetoriſcher Erweiterung ſämmtlich bei ihm wieder.

Das iſt die Geſchichte der dichteriſchen Behandlung des Stoffes. Man begreift nur ſchwer, wie angeſichts ihrer, aber ganz abgeſehen von dem Marmorwerk, darüber Zweifel beſtehen können, woher griechiſche Künſtler ihre Inſpirationen zur bildlichen Darſtellung entnahmen, ob aus dem durch Epos, Lyrik und Tragödie gewiſſermaßen zum Gemeingut gewordenen Schatz der griechiſchen Sage, oder aus der gelegentlichen, abſichtlich umgeſtalteten und daher in weſentlichen Punkten trotz allem Glanz der Rede dürftigeren Epiſode des römiſchen Dichters.

II.

Aeltere Darstellungen.

Giebt es Darstellungen der Laokoonsage in Werken der älteren griechischen Kunst? Daß in statuarischen Bildwerken eine Scene von solchem Affect nicht leicht dargestellt werden konnte, begreift sich. Vasenbilder, Sarkophagreliefs, Terracotten ꝛc. und andere Werke der Kleinkunst würden, wenn eine berühmte Darstellung des Laokoon vorhanden gewesen wäre, sie so gut wie andere Episoden aus dem Untergang Troias in Nachbildungen erhalten haben. Ein Vasenbild, ein Sarkophagrelief, eine Gruppe von Terracotten erheben aber allerdings den Anspruch, für Darstellungen des Laokoon zu gelten.

Eine unzweifelhaft attische Vase des britischen Museums, ein Kantharos mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde im Stil des fünften Jahrhunderts vor Chr., zeigt auf der einen Seite die Strafe des Ixion, der bekanntlich zur Gemahlin des Zeus in frevelhafter Liebe entbrannt war, auf der anderen die folgende Darstellung*). Auf einem niedrigen Altar kniet mit dem linken Bein, das rechte zum Boden ausstreckend ein Mann, nackt bis auf die Chlamys, die über den linken Unterarm fällt. Er ist ganz von vorn gesehen, den Kopf mit lockigem Haar und vollem Bart (ähnlich wie der des Ixion der anderen Darstellung) wendet er nach dem Schwert, das er in der ausgestreckten Rechten hält; die Linke hält die leere Scheide des Schwerts mit dem Gehänge. Mitten um den Leib umwindet ihn eine große Schlange, die in einer Windung sich hoch erhebend von hinten ihn in die linke Schulter beißt. Links (vom Beschauer) hinter dem Altar sinkt ein Jüngling, bartlos mit langem vollem Haar, nackt bis auf die Chlamys, die über der linken Schulter liegt und an seiner rechten Seite hervorkommend auf den Boden reicht, mit geschlossenen Augen, beide Arme über den Kopf erhebend, in die Kniee: Blut entströmt einer Wunde in seiner rechten Brust. Ihn umfängt mit beiden Armen der ganz rechts stehende, im Profil zu dem Sterbenden gewendete Gott des Todes, nackt, mit langem Haar und Bart und mit großen Flügeln; so stellen zahlreiche attische Grabgefäße derselben Zeit den Thanatos dar. Rechts (vom Beschauer) neben dem Altar steht ein Oelbaum und weiter schreitet daselbst von rechts her ein bärtiger Mann im Mantel, bekränzt, in der Linken einen Stab haltend, mit der Rechten einen Stein erhebend, den er offenbar auf die Schlange schleudern will, um den von ihr Umwundenen zu helfen.

Gegen die Deutung dieses Vasenbildes auf den Laokoon ist neben manchen unerheblicheren Einwänden besonders geltend gemacht worden, daß nur ein Sohn und nur eine Schlange dargestellt seien und daß für den steinwerfenden Mann eine sichere Erklärung fehlt. Irgend eine andere

*) Zuletzt abgebildet und auf Laokoon gedeutet von W. Klein in der Archäologischen Zeitung 1880, S. 189 f.

Deutung iſt jedoch nicht gefunden worden. Auch die angegebenen Einwände ſcheinen nicht erheblich zu ſein. Wenn nach der älteren Sage nur der Vater und der eine der beiden Söhne ſterben, ſo konnte der zweite derſelben und ebenſo die zweite Schlange, deren Opfer vom Todesgott in Empfang genommen wird, in der compendiöſen Wiederholung eines gewiß hierin vollſtändigeren Originals fehlen. Der herbeieilende Helfer wird nicht auf Anchiſes zu deuten ſein, ſondern vertritt den Chor der zum Opfer verſammelten (daher bekränzten) Troer, welche, über das vor ihren Augen geſchehende Wunderzeichen erſchreckt, zur erſten beſten Waffe greifen, um den Schlangen zu wehren. Doch iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob das Vaſenbild deshalb auf die Anregung der Tragödie zurückzuführen ſei. Daß nur der eine Sohn ſtirbt, weiſt vielmehr auf das Epos als Vorbild. Die nackte Geſtalt des entſetzt zu dem ſterbenden Sohne ſich umwendenden Laokoon, der das Schwert vergeblich zur Hülfe des Sohnes gezogen, zeigt eine unverkennbare Analogie zu dem Laokoon der vaticaniſchen Gruppe. Bis eine beſſere Erklärung vorgebracht iſt, werden wir in dieſem Bild die älteſte Laokoondarſtellung erkennen dürfen. Das Fehlen prieſterlicher Abzeichen, wenn deren überhaupt gefordert werden dürfen, erklärt ſich aus dem Drang des Augenblicks, in welchem feierliche Gewänder die raſche Hülfe hindern würden, in völlig befriedigender Weiſe. Darf die Deutung als geſichert gelten, ſo gewinnen wir aus ihr außerdem höchſt wahrſcheinlich bedeutungsvolle Züge zur Reconſtruction der ſophokleiſchen Tragödie, welcher das Vaſenbild ungefähr gleichzeitig iſt.

Ebenfalls im brittiſchen Muſeum befindet ſich eine nicht große etruskiſche mit Reliefdarſtellungen geſchmückte Aſchenkiſte aus gebranntem Thon (47 : 31 cm), dem Stil nach etwa aus dem erſten oder zweiten vorchriſtlichen Jahrhundert*). Auf der Vorderſeite iſt in der ziemlich rohen und flüchtigen Art dieſer Denkmäler links (vom Beſchauer) vor einem den Altar andeutenden Felsblock eine Gruppe von zwei Knaben dargeſtellt, der eine aufrecht ſtehend, im Begriff ſich durch die Flucht zu retten, der andere todt mit dem Kopf zu Boden ſtürzend und die Hände zum Schutz vorſtreckend; beide werden von zwei gewaltigen Schlangen, deren Häupter ſich unter dem Leib des fliehenden Knaben kreuzen, umwunden und bedrängt, ſo daß ſie in wunderlicher Weiſe faſt in der Luft zu ſchweben ſcheinen. Rechts davon (alſo umgekehrt wie auf dem Vaſenbild) kniet von vorn geſehen auf dem Altar mit dem rechten Knie der nackte, nur mit der flatternden Chlamys um die Schultern bekleidete Laokoon, in der Rechten das gezückte Schwert, in der Linken die Scheide deſſelben haltend (alſo genau wie auf dem Vaſenbild); aber er iſt, nach der Weiſe jener etruskiſchen Reproductionen griechiſch-römiſcher Originale, bartlos,

*) Sie iſt noch nicht publiciert, wird aber in der von Prof. Körte in Roſtock für das deutſche archäologiſche Inſtitut vorbereiteten Sammlung der Monumente dieſer Art, deren erſten Theil H. Brunn herausgab, veröffentlicht werden.

mit einer Binde im Haar. Links von der Gruppe der Knaben ſteht (ſtatt des Steinwerfers der Vaſe) ein völlig gerüſteter Krieger mit Helm, Panzer und Lanze, welche er mit beiden Händen gegen die Schlangen richtet; hinter ihm ſteht ſein runder Schild auf der Erde. Der Thanatos fehlt, ſchon weil die Vorderfläche des kleinen Denkmals dafür nicht ausreichte; ſtatt deſſen befinden ſich auf den beiden Seitenflächen der Kiſte wiederholt die bekannten Figuren des etruskiſchen Todesgottes Charun, mit erhobenem Beil nackte Geſtalten niederſchlagend.

Man hat in dieſer Darſtellung die beiden Knaben der Alkmene, Herakles und Iphikles, die ſich der Schlangen erwehren, erkennen wollen; ohne die geringſte Wahrſcheinlichkeit. Die Uebereinſtimmung mit der Darſtellung des Vaſenbildes iſt in der Hauptfigur völlig klar: wenn jene mit Recht auf Laokoon gedeutet wird, dann muß nothwendig auch die der Aſchenkiſte denſelben Gegenſtand haben. Die zwei Schlangen und zwei Söhne des etruskiſchen Werks ergänzen dann das griechiſche. Der troiſche Krieger iſt eine andere, aber dem Steinwerfer gleichwerthige Erinnerung an das figurenreichere Original. Bis eine andere ſichere Deutung gefunden iſt — ich will die Möglichkeit, daß eine ſolche ſich einmal findet, nicht beſtreiten —, bis dahin aber ſind wir berechtigt, beide Darſtellungen für Laokoon in Anſpruch zu nehmen.

Unter einer Anzahl von kleinen Terracotten, welche aus dem ciliciſchen Tarſos in das Muſeum des Louvre gelangt ſind, befinden ſich zwei Fragmente, welche mit Sicherheit als Theile einer antiken Darſtellung des Laokoon erkannt worden ſind. Es ſind nur zwei Beine, ein rechtes und ein linkes, zu verſchiedenen Exemplaren derſelben Figur gehörig; das eine iſt ſichtlich kleiner als das andere. Die männliche Muſculatur zeigt, daß beide der Figur eines Erwachſenen angehörten. Von den Knabengeſtalten hat ſich keine Spur erhalten. Die Stellung der Beine erinnert durchaus an die des vaticaniſchen Laokoon; nur iſt ſie nach der anderen Seite gewendet (wie in dem Vaſenbild): das linke Bein iſt ſtark gekrümmt und deutet auf eine ſitzende Haltung, das rechte dagegen iſt ausgeſtreckt. Und dieſes rechte Bein wird in der Höhe des Schenkels von einem Schlangenkopf, den keine Hand hielt, gebiſſen; eine andere Schlange windet ſich um das linke Bein. Die Figur, zu welcher die Beine mit den Schlangen gehörten, war alſo wohl unzweifelhaft eine freie Replik des Laokoon*).

Das iſt Alles, was von Darſtellungen des Laokoon, die offenbar unabhängig ſind von der vaticaniſchen Gruppe, bisher bekannt geworden iſt. So wenig es iſt, es genügt, um zu zeigen, was an ſich als wahrſcheinlich angenommen werden konnte, daß die alte Behandlung des Stoffs in der

*) Nach brieflicher Mittheilung des Herrn Léon Heuzey in Paris, welcher eine kurze Notiz über die Fragmente in der Gazette des beaux arts gab; in dem ſchönen Werk deſſelben les figurines antiques de terre cuite du musée du Louvre, Paris 1883, ſind ſie nicht publicirt worden.

Sage nicht ganz ohne Wirkung auf die bildende Kunst geblieben ist. Ob nur eine berühmte ältere Darstellung vorhanden war, etwa in einem Gemälde von Troias Fall, welches die einzelnen Züge des Vasenbildes und des Reliefs der Aschenkiste in sich vereinigte, oder mehrere, läßt sich noch nicht erkennen. Die Reste der statuarischen Figur aus Thon sind zu gering, um einen Schluß auf ihr Original zu gestatten. Ein bedeutungsvolles Moment in diesen älteren Darstellungen ist die zwar noch nicht völlig durchgeführte, aber offenbar absichtliche und aus der Situation geschöpfte Nacktheit des Laokoon. Vielleicht bot die Dichtung auch hierfür irgend eine bestimmtere Begründung, die wir nicht mehr kennen.

III.

Die vaticanische Gruppe.

Jede erneute Erwägung der vielen an die berühmte Gruppe sich knüpfenden Fragen hat immer wieder von dem einzigen uns darüber erhaltenen Zeugniß aus dem Alterthum selbst, dem des Plinius, auszugehen*). Plinius schöpft diese seine Angabe, wie alle ähnlichen, gewiß aus einer älteren Quelle, vielleicht aus einer Schrift des in die Zeit des Augustus gehörenden Grammatikers Cincius über die berühmtesten damals in Rom befindlichen Marmorwerke. Plinius sagt keineswegs, daß die Gruppe für den Kaiser Titus gemacht worden sei, sondern nur, daß sie in seinem Hause stehe, ähnlich, wie so manche andere berühmte Werke griechischer Meister in den palatinischen Häusern der Kaiser. Also eine Zeitbestimmung des Laokoon enthalten des Plinius Worte nicht; doch braucht der Platz, wo man die Gruppe fand, die sogenannten ‚Sieben Säle' am Esquilin, doch wohl ein Theil des von Nero angelegten, später theilweise von den Flaviern bewohnten Palastes, darum noch nicht der seiner ursprünglichen Aufstellung zu sein. Auch daß die rhodischen Künstler das Werk aus einem Stein (das heißt vielmehr in gemeinsamer Arbeit an demselben Marmorblock, denn nur aus einem Stein im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Gruppe nicht) de consilii sententia, ‚nach eingeholtem Gutachten' (nicht, wie man früher annahm, ‚nach dem Urtheil des Rathes', oder ‚auf Beschluß des Magistrats von Rhodos') verfertigt haben sollen, bedeutet nur, daß die drei Künstler, durch Bande der Verwandtschaft eng verbunden (wie schon Winckelmann erkannt hat), gemeinsam und sich in die Arbeit nach getroffener Uebereinkunft theilend, die Marmorgruppe herstellten. Die viel umstrittenen Worte besagen weder, daß die Erfindung des Werkes, die Composition, damals gemacht, noch daß die

*) Reinhard Kekulé, Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon, mit zwei Doppeltafeln in Lichtdruck und einigen Zinkätzungen, Berlin und Stuttgart 1883. Die anmuthig geschriebene und zierlich ausgestattete Schrift hat ungetheiltes Lob und in vielen ihrer Ergebnisse Zustimmung gefunden.

Ausführung der Marmorgruppe für den Kaiser Titus und sein Haus erfolgt sei. Plinius oder sein Gewährsmann hoben damit nur das ihnen Erstaunliche hervor, daß drei Künstler das eine Werk von so harmonischer Wirkung zusammen gemacht hätten. Es scheint, als ob über diese Grundlagen der Interpretation des wichtigsten Zeugnisses über den Laokoon jetzt endlich eine annähernde Uebereinstimmung der bis dahin weit auseinander gehenden Ansichten erreicht sei.

Auf der vaticanischen Gruppe stehen bekanntlich die Namen der drei Künstler, welche Plinius als die Meister des Werkes nennt, Agesandros, Polydoros und Athanodoros aus Rhodos, nicht. Aber daraus den Schluß zu ziehen, daß die Gruppe nicht das Original, sondern eine spätere Wiederholung sei, bei der deshalb die Nennung der Künstler unterblieb, wäre vorschnell. Sie trägt nach einstimmigem Urtheil der Kenner und für jede unbefangene Betrachtung zu sehr den Charakter originaler Arbeit bis in die Details der Marmortechnik, als daß man sie für etwas anderes als für ein „Original" halten könnte. Es liegt kein irgendwie ausreichender Grund dafür vor, die Erfindung der Gruppe für älter zu halten, die Ausführung des erhaltenen Exemplars aber, also einer Copie, in die Zeit des Titus zu setzen. Doch ist damit die Möglichkeit nicht völlig ausgeschlossen, daß es noch ein originaleres Original, ein älteres Exemplar des Werkes gegeben haben könnte, neben welchem das uns erhaltene sich etwa so ausgenommen haben mag wie der Steinhäuser'sche Apoll neben dem vom Belvedere. Selbst wenn die Künstlerinschrift auf dem Marmor stände, welche leicht auch auf Nachahmungen wiederholt sein könnte, würde nur die Vortrefflichkeit der Arbeit selbst, ihr inneres Leben, die Frage nach der Originalität entscheiden. Leicht kann die Inschrift einst auf der Basis gestanden haben, die wegen ihrer Schwere nicht mit nach Rom geschleppt wurde und daher verloren gegangen ist.

Nicht weniger als fünf Inschriften, mehr oder weniger vollständig erhalten und zum Theil schon seit Winckelmann bekannt, leider aber sämmtlich ohne die Bildwerke, auf welche sie sich einst bezogen, gefunden (wie leicht konnte mithin die Inschrift der vaticanischen Gruppe vereinzelt untergehen!), vier davon aus Rom, Ostia und Capri, nur eine aus Klein-Asien, nennen uns den Athanadoros von Rhodos, des Agesandros Sohn, und vielleicht auch seinen Bruder Polydoros; auf dreien der Inschriften sind nur die zu beiden Namen passenden Schlußsilben erhalten*). Sie sind in der bei Künstlerinschriften üblichen Kürze abgefaßt und geben kein Datum. Läßt sich aus den Schriftformen ihre Zeit bestimmen? Daß sie der Zeit nach Alexander angehören, ist von vornherein unzweifelhaft: sie zeigen sämmtlich, obgleich mit mancherlei Unterschieden im Einzelnen, die mit zierlichen Häkchen versehenen, breiten, durch allerlei Eigenthümlichkeiten deutlich bezeichneten Schrift-

*) Eine von ihnen ist gefälscht, die von Capri zweifelhaft; siehe W. Fröhner im Supplementband V. des Philologus, 1884. S. 65 f.

züge der ſpäteren Zeit. Aber leider reicht unſere Kenntniß der griechiſchen Paläographie von Alexander abwärts noch keineswegs dazu aus, um auch nur mit einiger Sicherheit beſtimmen zu können, ob die fraglichen Inſchriften dem dritten, dem zweiten oder dem erſten vorchriſtlichen Jahrhundert angehören. Noch liegt uns keine Sammlung von Schriftproben datirter griechiſcher Inſchriften aus jenen Jahrhunderten vor, wie wir ſie für die römiſchen Inſchriften der Kaiſerzeit jetzt beſitzen. Ohne eine ſolche Sammlung wird jeder, der mit paläographiſchen Unterſuchungen vertraut iſt, den Verſuch, aus dem Vergleich der Künſtlerinſchriften mit einigen zufällig zur Hand liegenden Denkmälern aus Pergamon die Zeit derſelben etwa auf das Jahr 100 v. Chr. zu beſtimmen, als verfrüht bezeichnen müſſen. Die Schriftformen zeigen an verſchiedenen Orten und für verſchiedene Aufgaben trotz gewiſſer gemeinſamer Eigenthümlichkeiten ſo mannigfache Abweichungen, daß, ähnlich wie bei der Beurtheilung von alten und neuen Handſchriften, die größte Vorſicht nöthig iſt. Auch daß die Mehrzahl jener Künſtlerinſchriften in Italien zum Vorſchein gekommen iſt, beweiſt noch keineswegs, daß die rhodiſchen Künſtler in Italien beſonders thätig geweſen ſeien. Drei von den Inſchriften gehörten ihrer Größe nach zu kleinen Statuetten oder Gruppen; aber auch größere Werke genug ſind ja von ihrem urſprünglichen Standort entfernt und nach Italien gebracht worden. Die Inſchrift des Athanadoros in der Villa Albani in Rom kann nach dem Urtheil gerade der Kenner griechiſcher Künſtlerinſchriften ſehr wohl dem dritten Jahrhundert v. Chr. angehören*). Von dieſer Seite alſo hindert nichts, die Künſtler des Laokoon für beträchtlich älter zu halten, als die des großen pergameniſchen Altars, deſſen Entſtehungszeit feſtſteht: er iſt bekanntlich etwa in den Jahren 196 bis 175 v. Chr., alſo im erſten Viertel des zweiten vorchriſtlichen Jahrhunderts ausgeführt worden**).

Schon in einer kurzen Erwähnung gegen das Ende des elften Buches von „Dichtung und Wahrheit", nachher beſtimmter in dem oben genannten Aufſatz in den Propyläen hat Goethe zuerſt den Gedanken ausgeſprochen „daß der ältere Sohn des Laokoon in der vaticaniſchen Gruppe (rechts vom Beſchauer) am leichteſten verſtrickt ſei; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerzen, er erſchrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung

*) Dies iſt geſchrieben, ehe Emanuel Loewy's Buch, Inſchriften griechiſcher Bildhauer mit Facſimile's (Leipzig 1885) erſchienen war. Die dort gegebenen Ausführungen beſtätigen durchaus das oben ausgeſprochene Urtheil. Das Decret der rhodiſchen Stadt Lindos für Athanadoros, des Ageſondros Sohn, höchſt wahrſcheinlich eben den Künſtler der Laokoongruppe, iſt nicht unter das Jahr 160 v. Chr. herabzurücken, die Entſtehungszeit der Laokoongruppe alſo nahe an den Beginn des zweiten oder an das Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. zu ſetzen.

**) Zu einem ganz ähnlichen Ergebniß in Betreff der Zeit der rhodiſchen Künſtler iſt ſchon der verſtorbene Theodor Bergk in einer Abhandlung vor dem Marburger Sommerlections-Catalog von 1846 gelangt.

ſeines Vaters; er ſchreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzuſtreifen ſucht, — — — ihm bleibt noch eine Hoffnung zur Flucht übrig.“ Dieſer Gedanke iſt von Goethe hauptſächlich dazu verwendet worden, um zu zeigen, mit welcher Weisheit die Künſtler „die drei Empfindungen, welche der Menſch bei eigenen oder fremden Leiden hat: Furcht, Schrecken und Mitleiden, in der Gruppe und zwar in den gehörigſten Abſtufungen dargeſtellt und erregt“ hätten. Der Gedanke iſt dann erſt neuerdings von dem verſtorbenen Karl Bernhard Stark in Heidelberg wieder hervorgeſucht und durch den Hinweis auf die älteſte Tradition des Epos, die, wie wir ſahen, nur den einen Sohn umkommen läßt, wirkſam unterſtützt worden*). Jeder, der ſich in die Anſchauung der Gruppe vertieft, wird die Berechtigung von Goethes Gedanken anerkennen müſſen; die dagegen erhobenen Einwände, wie z. B., daß weder Winckelmann noch Leſſing auf dieſen Gedanken gekommen ſeien, und andere waren nicht ſchwer zu widerlegen. Weder von Sophokles noch auch von Virgil, bei denen beide Söhne ſterben, kann, wenn Goethes Gedanke das Richtige trifft, die vaticaniſche Gruppe abhängig ſein. Während die Poeſie, zumal die Tragödie, den völligen Untergang des Laokoon und ſeines Geſchlechts als grauenvolle Sühne ſeiner Schuld darſtellt, bringt die bildende Kunſt das verſöhnende Moment des alten Epos in der, wenn auch nicht völlig ſicher erkennbaren, ſo doch verſtändlich angedeuteten Rettung des einen Sohnes zum Ausdruck**). Unter der Führung Goethes iſt hierdurch ein erheblicher Schritt zum tieferen Verſtändniß gethan; er iſt auch für die Frage nach der Ergänzung der fehlenden Theile von entſcheidender Bedeutung.

Daß Laokoon nicht, wie man lange Zeit geglaubt hat, ſtatt der auf moderner Ergänzung beruhenden Haltung des rechten Armes, vielmehr mit dieſem ſich an den Hinterkopf gefaßt habe, hat die erneute Unterſuchung des Originals (durch Konrad Lange) wie der Abgüſſe zur Evidenz gebracht. Es iſt am Marmor keine Spur davon zu ſehen, daß die rechte Hand in das Haar gefaßt habe; ſie muß entweder, wie in der Ergänzung, aber vielleicht weniger hoch, den Schlangenleib gefaßt, oder aber irgend eine andere charakteriſtiſche Bewegung ausgeführt haben. Welche, iſt noch nicht gelungen feſtzuſtellen; der Verſuch, den Gypsabzug zu ergänzen, ſollte von unſeren Bildhauern ſo lange gemacht werden, bis ſich die wahrſcheinlichſte, allen Forderungen genügende Löſung gefunden hat. Einſtweilen ſei, ohne daß damit die Wahrſcheinlichkeit oder Möglichkeit einer ſolchen Ergänzung irgendwie empfohlen werden ſoll, auf das Motiv des Vaſenbildes und des etruskiſchen Reliefs verwieſen; Laokoon hält in der Rechten das Schwert, mit dem er, vergeblich, den Söhnen zu Hülfe geeilt war.

*) Heinrich Brunn, Laokoon, zum Andenken an Karl Bernhard Stark, in der Archäologiſchen Zeitung 1879, S. 167 ff.

**) H. Brunn, die Söhne der Laokoongruppe, in der „Deutſchen Rundſchau“ Bd. XXIX, 1882, S. 204 ff.

Noch ein weiteres Moment, welches für die Richtigkeit von Goethes Anſchauung ſpricht, läßt ſich geltend machen. Es exiſtiren zwei kleine Marmorreliefs, welche den Laokoon darſtellen, in offenbarer Anlehnung an die vaticaniſche Gruppe. Das eine befindet ſich in Madrid, das andere hat noch keinen Platz in einer öffentlichen Sammlung gefunden, weil es von den Meiſten für modern gehalten wird. Ich muß fortfahren beide, wie ich früher ausführlich begründet habe, trotz der auf ihnen vorkommenden größeren Zahl von Schlangen, für antik zu halten; aber es ſind Werke aus der Zeit des Verfalls, etwa dem Ende des zweiten oder dem dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung angehörend*). Sie gehen auf ein gemeinſames Original zurück, in welchem ein etwas ſpäterer Moment der Handlung dargeſtellt war, als in der vaticaniſchen Gruppe: der jüngere Sohn (links) iſt ſchon todt, er liegt, den Kopf nach unten, am Boden; der ältere (rechts) hat ſich der Schlange erwehrt und flieht nach rechts. So wird vielleicht auch in der vaticaniſchen Gruppe der überlebende Sohn mit der Rechten die Schlange in einer Weiſe gehalten haben, welche zum Ausdruck brachte, daß er ihrer Herr geworden. Der jüngere wird, ohnmächtig zuſammenbrechend, die Hand nach dem Kopfe hin haben ſinken laſſen.

In der näheren Umgrenzung der Epoche, in welcher die vaticaniſche Gruppe entſtanden, in welcher die Künſtler, die ſie verfertigt, gelebt haben, in der Deutung eines weſentlichen Beſtandtheiles der Compoſition und in der Erkenntniß der gebotenen Ergänzungen haben wir mithin einen deutlich erkennbaren Gewinn der Forſchung zu verzeichnen.

IV.

Die Athenagruppe des pergameniſchen Frieſes.

Zu einem ganz zweifelloſen Ergebniß über die Zeit der Entſtehung der Gruppe führt freilich weder das Zeugniß des Plinius noch die Vergleichung der Künſtlerinſchriften. Wie aber, wenn in den Reliefs des pergameniſchen Altars, deren Beſitz unſere königlichen Sammlungen mit einem Schlage allen übrigen großen Muſeen ebenbürtig gemacht hat, uns ein ſicherer Ausgangspunkt geboten wäre, von welchem aus die Erfindung der Laokoongruppe beſtimmt werden könnte?

Eine der am beſten erhaltenen Gruppen des Frieſes (ſie iſt in der Rotunde unſeres Muſeums aufgeſtellt und durch Photographieen und Nachbildungen auch in weiteren Kreiſen bekannt) zeigt „die mächtige Geſtalt der Athena nach rechtshin ſtürmend, nicht wie ſonſt in geordneter Schlacht mit der Lanze kämpfend, ſondern in wildem Handgemenge einen jugendkräftig ſchönen, doppelt geflügelten Giganten

*) Die näheren Nachweiſungen giebt Hugo Blümner, Ueber antike Repliken der Laokoongruppe und anderweitige Darſtellungen der Laokoonſage, in der zweiten Auflage ſeiner großen Ausgabe von Leſſings Laokoon (Berlin 1880), S. 704 ff.

an den Haaren ſchleifend. Die Göttin wird mächtig unterſtützt von der ihr heiligen Schlange; dieſe hat den Giganten an Armen und Beinen umwunden und verſetzt ihm eben in die rechte Bruſt den tödtlichen Biß. Augenfällig iſt die Verwandtſchaft des ſo entſtehenden Motivs mit dem des Laokoon, deſſen Gypsabguß deshalb zur Vergleichung daneben aufgeſtellt iſt". Dieſe Worte der officiellen Beſchreibung haben Tauſende mit dem künſtleriſchen Problem bekannt gemacht, um das es ſich hier handelt, um die Frage nämlich, ob die rhodiſchen Künſtler dem pergameniſchen Fries das Motiv zu dem ſterbenden Laokoon entnahmen, oder umgekehrt die pergameniſchen Künſtler den Laokoon kannten und benutzten, oder endlich, ob beide Gruppen völlig unabhängig von einander ausgeführt worden ſind. Es iſt merkwürdig, wie weit die Meinungen der geübteſten Kenner hierüber auseinander gehen; ein Beweis dafür, daß die ſichere Löſung des Problems nicht leicht iſt. Um die Priorität eines künſtleriſchen Motivs feſtzuſtellen, genügt es in den ſeltenſten Fällen, zwei zufällig ſich zur Vergleichung bietende Anwendungen deſſelben mit einander zu vergleichen. Dergleichen Erfindungen pflegen einen langen Weg zurückzulegen von ihrer erſten Conception an bis zu der mannigfaltigen Verwendung, die ſie ſpäter finden.

Die Nebeneinanderſtellung der Friesplatte und eines Gypsabguſſes der Laokoongruppe (ohne die falſchen Ergänzungen) in der Rotunde unſeres Muſeums hat zu wiederholten Erörterungen der Frage Veranlaſſung in und außerhalb Deutſchlands gegeben. Nach den ausführlichen Darlegungen eines Genfer Gelehrten*) haben gleichzeitig Reinhard Kekulé in Bonn (in der oben S. 374 angeführten Abhandlung) und Adolf Trendelenburg in Berlin entgegengeſetzte Anſichten darüber begründet**); jener behauptet, unter der Beiſtimmung Alexander Conzes, die maßgebende Priorität des Frieſes, dieſer die völlig unabhängige Erfindung des Laokoon mehrere Jahrzehnte vor dem Fries. In den genannten drei Abhandlungen ſind die beiden Kunſtwerke zu bequemer Vergleichung neben einander abgebildet. Beſonders Kekulé gegenüber hat endlich Heinrich Brunn in München, dem die Geſchichte der griechiſchen Kunſt die Entdeckung oder richtiger den erſten Hinweis auf die pergameniſche Bildhauerſchule verdankt, in dieſer Frage ein gewiß für viele erlöſendes Wort geſprochen, indem er in umſichtigſter und tief eindringender Darſtellung die Beſonderheit der in dem Gigantenfries hervortretenden Kunſtrichtung analyſirte***). Brunn geht aus von der in

*) Adrien Wagnon, la frise de Pergame et le groupe du Laocoon, Genf 1881 und le Laocoon et le groupe d'Athéoa à la frise de Pergame.ſechs Artikel in der Revue archéologique Bd. XLIV. 1882 S. 33 ff., 65 ff., 129 ff., 193 ff., 258 ff., 321 ff. mit Tafel XV—XVII.

**) Adolf Trendelenburg, Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergameniſchen Altars, ein Vortrag; mit zwei Lichtdrucktafeln, Berlin 1884. Dazu deſſelben Bemerkungen in der Archäologiſchen Zeitung 1884, S. 72.

***) Ueber die kunſtgeſchichtliche Stellung der pergameniſchen Gigantomachie, in dem Jahrbuch der Kgl. Preußiſchen Kunſtſammlungen Bd. V, 1884, S. 231 ff.

dem Fries mit einer gewissen Kleinlichkeit durchgeführten, wenngleich an sich bewunderungswürdigen Darstellung der Schuhe, Haare, Thierfelle, Federn, Flügel, Schuppen, der Stoffe mit ihren Liegefalten, welche von der idealen Auffassung der älteren Kunstrichtungen so gänzlich verschieden ist; „wir wollen aber bei der Betrachtung der Göttergestalten nicht an den Zuschnitt und an die Appretur der Gewänder erinnert werden". Dieselbe Eigenart zeigt sich in der Darstellung der menschlichen Körper, in der Behandlung der Augäpfel, in der Beflügelung und in der Bildung der Schlangenbeine der Giganten, endlich in den auf der Seite der Götter mitkämpfenden Thieren. Deutlich ist das sorgfältige Studium nach der Natur, die Arbeit nach dem Modell. Ueberall erscheint das Hauptgewicht gelegt auf die virtuose Darstellung des Materiellen, während der geistige Ausdruck der dem Beschauer durch die Maaße des Frieses ferner gerückten Köpfe, mit wenigen Ausnahmen, nur schwach betont ist; so daß, nach dem Ausspruch des englischen Archäologen Charles T. Newton, die pergamenischen Sculpturen nichts zu denken übrig lassen. Treffend vergleicht Brunn diese Behandlungsart, das dauernde Fortissimo des Frieses, wie man wohl gesagt hat, die stürmische Bewegung in allen Gruppen mit der gleichzeitigen asianischen Beredtsamkeit, ihrer declamatorischen Fülle und Uebertreibung. Die Sculptur überschreitet fast die ihr von der Natur des Materials, in dem sie arbeitet, gesteckten Grenzen und geht einen Wettstreit ein mit der Malerei. Die technische Vollendung bei geringem geistigen Gehalt kann jedoch keineswegs als allgemeine Eigenthümlichkeit der gesammten Kunstthätigkeit in der Zeit nach Alexander gelten. Noch die dem Altarfries um etwa ein Menschenalter vorangehende pergamenische Kunst der attalischen Zeit (aus den kleinen Wiederholungen der Figuren des attalischen Weihgeschenkes sowie aus den berühmten Gruppen der sterbenden Gallier im capitolinischen Museum und in der Villa Ludovisi in Rom bekannt) faßte ihre Aufgabe ungleich tiefer und lebendiger. Gerade in der Gruppe der Athena mit dem niedergesunkenen Giganten tritt für die unbefangene Betrachtung das rhetorische Pathos deutlich hervor. Das nach rechts Schreiten der Göttin und das nach links Niedersinken des Giganten schafft eine mehr künstliche als wahre Antithese. Der schmerzvolle Ausdruck im Antlitz des Giganten, welcher an den Kopf des sterbenden Alexander, wie man ihn zu nennen pflegt, erinnert, die theatralisch ausgestreckte Rechte, selbst das Anfassen des rechten Arms der Göttin durch die nicht fest und krampfhaft, wie man erwartet, zugreifende Linke des Giganten trägt den Charakter jener declamatorischen Vortragsweise, welcher durch den Ausdruck des Kopfes der Göttin, wenn er erhalten wäre, noch verstärkt werden mußte. Auch die Bewegung ihres rechten Arms, der dem Giganten in die Haare faßt, nicht aber ihn eigentlich niederreißt, oder fortschleift, ist von derselben Art. Uebrigens findet sich das Motiv des auf die Erde Niedersinkenden, von den Windungen der Schlange aber nicht wesentlich gehinderten Giganten schon in verschiedenen Gestalten älterer

Vaſenbilder, und würde daher, ſelbſt wenn es eine viel größere Uebereinſtimmung mit dem des Laokoon zeigte, als ſie der auf dem Altar in ſitzender Stellung mit den Schlangen ringende Laokoon in der That zeigt, nichts für die Entlehnung des letztgenannten beweiſen. Es iſt mit Recht daran erinnert worden, daß zum Beiſpiel auch der durchbohrte Perſer in dem bekannten pompejaniſchen Moſaikbild der Alexanderſchlacht in ganz ähnlicher Stellung niederſinkt. Dergleichen mehr oder weniger frei entlehnte Motive werden mit der Zeit wahrſcheinlich noch mehrere in dem Gigantenfries ſich nachweiſen laſſen. So erinnert zum Beiſpiel der Gott, der den löwenköpfigen Giganten gefaßt hält und zu wuchtigem Schlage auf ihn auszuholen ſcheint, wie neuerdings bemerkt worden iſt, an bekannte Münztypen, welche den löwenwürgenden Herakles darſtellen*). Auch die locale Verſchiedenheit von Rhodos und Pergamon kommt dabei in Betracht; worin die Beſonderheit rhodiſcher Kunſt gegenüber der anderer aſiatiſcher Städte beſtand, bleibt zukünftiger Ermittelung vorbehalten. Wenngleich mithin eine allgemeine Aehnlichkeit des Giganten mit dem Laokoon nicht geleugnet werden kann, ſo ſind doch, wie beſonders Trendelenburgs Ausführungen neuerdings wieder hervorgehoben haben, die Verſchiedenheiten beider von einander weit größer, als ihre Uebereinſtimmung. Man kann, wie Goethe es in Bezug auf die Poeſie that, die Frage aufwerfen, ob die Darſtellung des ohnmächtig mit dem Tode ringenden menſchlichen Körpers an ſich eine völlig lösbare Aufgabe der Sculptur iſt. Aber daß die Bewegung des Laokoon vom Kopf bis in die Fußſpitzen dieſes ſich Emporbäumen des Schmerzes mit bewußter Kunſt zum unmittelbarſten Ausdruck bringt, darüber beſteht ſeit Leſſing, Winckelmann, Goethe, Welcker, Brunn und bei all den Archäologen, Philoſophen, Künſtlern, Anatomen und Phyſiologen, die ſich an der Erklärung des Werkes verſucht haben, kaum ein Zweifel. Man kann zugeben, daß die Bewegung des Laokoon nicht an ſich nothwendig iſt; iſt ſie aus Nachahmung entſtanden, ſo folgt ſie einem öfter vorkommenden älteren Motiv. Liegt alſo auch beiden, dem Laokoon wie dem Giganten, ein gemeinſames älteres Motiv zu Grunde, ſo muß der Laokoon doch als völlig ſelbſtändige Anwendung und Umbildung deſſelben angeſehen werden. Ich rechne dahin vor Allem auch die bewußte Anwendung des Nackten. Wenngleich die älteren Darſtellungen ſchon das eilige Zuhülfekommen des Vaters durch die herabfallende Chlamys, das gezogene Schwert und die Scheide andeuteten, ſo erſcheint doch die aller äußerer Zuthaten völlig entbehrende Nacktheit des Laokoon, ähnlich wie die der Werke verwandter Richtungen und Zeiten, des belvederiſchen Apoll und der Gruppe des farneſiſchen Stiers, in ganz anderem Sinn als nothwendiges Mittel, um die künſtleriſchen Gedanken voll zum Ausdruck zu bringen. Die Verwendung der Antike und des Nackten in der klaſſiſchen Epoche der chriſtlichen Kunſt,

*) Chriſtian Belger in der Archäologiſchen Zeitung 1883, S. 86 f.

bei Raſael und Michelangelo und ihren Nachfolgern, bietet hierzu manche paſſenden Analogieen. Auch der Vorwurf, der den Schlangen des Laokoon im Vergleich zu denen des Gigantenfrieſes gemacht worden iſt, daß ſie unnatürlich (wurſtartig) dargeſtellt ſeien, iſt für unbegründet zu halten, ſo lange nicht widerlegt iſt, daß ihre gedrungenen Windungen auch ohne die vielleicht ſtörende, ſicher entbehrliche Zuthat von Schuppen und Falten mit vollſter Klarheit hervortreten.

Die techniſche Behandlung des Marmors, ſelbſt wenn ſie theilweis in neuerer Zeit durch Polirung Nachhülfe gefunden hat, zeigt abgeſehen hiervon erhebliche Abweichungen von der des Gigantenfrieſes; und obgleich hieraus für das Früher oder Später des einen oder des anderen Werkes keine Schlüſſe gezogen werden können, ſo unterſcheidet ſich doch auch die Technik des Laokoon merklich von der ſicher in das erſte oder zweite Jahrhundert nach Chriſtus zu ſetzender römiſcher Arbeiten, wie zum Beiſpiel des Auguſtus von Prima Porta im Vatican, der gefangenen Germania (der ſogenannten Thusnelda) in der Loggia de' Lanzi in Florenz, der ſitzenden Agrippinenſtatuen und vieler anderen Werke der Art. Der Laokoon iſt ferner, wie der pergameniſche Fries, in ſeinem Pathos von allen jenen ſpäteren Werken durchaus verſchieden; der verſchiedene Grad aber des Pathetiſchen in beiden Werken iſt treffend mit dem Verhältniß des Michelangelo zu ſeinen Nachfolgern verglichen worden. Auch das Pathetiſche im Laokoon iſt bewegt und künſtlich, wenn auch nicht, wie geſagt worden iſt, gequält, im Vergleich zu den naiv rührenden oder tragiſch ergreifenden Werken der älteren Zeit; aber eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Niobegruppe wird man ihm nicht abſprechen können. Er ſteht dem einfachen Pathos dieſer Gruppe näher als den gehäuften und ruheloſen Affecten des pergameniſchen Frieſes. Man hat die Compoſition des Laokoon eine nicht eigentlich plaſtiſche, ſondern akademiſche, gezeichnete genannt. Sie war, wie oft bemerkt worden iſt, offenbar für die Aufſtellung in einer Niſche berechnet und ſollte hauptſächlich nur von vorn betrachtet werden. Im erſten Jahrhundert vor Chriſtus hat in der Sculptur die Schule des Paſiteles durch akademiſche Klaſſicität die Rückkehr zu dem einfachen Geſchmack der Blüthezeit eingeleitet; ganz analoge Bewegungen, durch den pergameniſchen Stoiker und Rhetor Apollodoros veranlaßt, haben auf dem Gebiet der Rhetorik ſtattgefunden. Zu dieſer Richtung läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit ein erſter Anſatz ſchon im Laokoon und den ihm nächſtverwandten Werken der Sculptur erkennen. Paſſend iſt beim Laokoon an die ſchönen, uns zufällig erhaltenen Verſe des Choerilos von Samos, eines der jüngſten unter den epiſchen Dichtern (zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges), erinnert worden. Der Dichter preiſt den ſangeskundigen Mann ſelig, der ſich dem Dienſt der Muſen widmete, da die Wieſe noch ungemäht war; jetzt ſei alles vertheilt, die Kunſt des Liedes habe ihr Ziel erreicht; der jetzt lebende Dichter bleibe als der letzte im Wettlauf zurück und nirgends gelinge es, wohin

man auch blicke, mit einem frischen Gespann den Sieg zu erringen. Was hier von der Dichtung des vierten vorchristlichen Jahrhunderts gesagt wird, paßt gewiß auf die bildende Kunst, besonders die Sculptur, des dritten: es bedurfte auch da des Nachdenkens und der ernsten Anstrengung, um noch einen Siegespreis zu erringen. So erklärt sich das Bewußte und Absichtliche im Laokoon, das im Vergleich zu den Werken der alten und hohen Kunst, zu den olympischen und attischen Tempelsculpturen, unzweifelhaft in einer gewissen akademischen Kühle empfunden wird; er verhält sich zu jenen etwa wie Euripides zu Aeschylus oder wie Demosthenes zu Thucydides. Wenn Jacob Burckhardt die „Abgründe künstlerischer Weisheit" im Laokoon bewundert und Carl Justi ihn „wie inspirirt von dem Geiste der Plastik und aus lauter Maximen dieser Kunst zusammengesetzt" nennt, so bezeichnen beide damit den reflectirenden Verstand, welcher die künstlerische Inspiration geleitet hat. Die feineren Abstufungen des Pathetischen innerhalb der späteren Kunst sind schwerer zu erkennen; die ganze Entwickelung der Kunstthätigkeit in der alexandrinischen Zeit bewegt sich nicht in großen und einfachen Gegensätzen. Aber wer der Dichtung jener über mehrere Jahrhunderte sich erstreckenden Zeit in ihren auch nur spärlichen Resten eingehende Aufmerksamkeit schenkt, findet auch in ihr das Herabsteigen von dem Einfachen, an die älteren Muster mit Glück sich Anlehnenden, zu dem Gesuchten, Gebauschten und Uebertriebenen. Sollte es in den bildenden Künsten anders hergegangen sein? Alles zusammen genommen erscheint der Schluß wohlbegründet, daß der Laokoon vor dem pergamenischen Fries, also im dritten vorchristlichen Jahrhundert entstanden sei*): „dieses historische Verhältniß hätte nie in Frage gestellt werden sollen."

Ich zweifle nicht, daß dieses Ergebniß zwar nicht sogleich — denn schon ist von verschiedenen Seiten dagegen Widerspruch erhoben worden — aber doch nach und nach vermöge seiner inneren Kraft zu immer allgemeinerer Geltung gelangen wird. Wir stehen eben erst am Anfang einer alle in Betracht kommenden Momente beherrschenden Werthschätzung der pergamenischen Sculpturen. Bevor nicht die Aufstellung aller erhaltenen Theile in einer der ursprünglichen möglichst nahe kommenden architektonischen Umrahmung erfolgt ist, wie sie für die Neubauten der Museumsinsel dem Vernehmen nach geplant wird, bleiben alle Beurtheilungen unvollständig. Insbesondere wird auch dann erst die fein begründete Meinung Brunns, daß der Fries den Gedanken des Tragens tektonisch-decorativ durch seine durchaus nicht malerisch-flache Behandlung, durch das starke Hervortreten des Reliefs und die ununterbrochene Bewegung aller seiner Theile zum Ausdruck

*) Diese Ansicht ist unter Anderen auch von Carl Prien in einem Programm des Lübecker Catharineums „Ueber die Laokoongruppe, ein Werk der rhodischen Schule" Lübeck 1856, übersichtlich entwickelt worden.

bringe, genauer geprüft werden können. Bereitwillig wird von allen Seiten zugestanden, daß unsere Erkenntniß von den letzten Entwickelungsphasen der griechischen Kunst, von der bis dahin unterschätzten Leistungsfähigkeit der Diadochenzeit durch dieses umfangreiche, im größten Stil concipirte und mit staunenswerther Sorgfalt durchgeführte Denkmal eine völlig ungeahnte Bereicherung erfahren hat. In dem mit sehr schönen phototypischen Abbildungen ausgestatteten Prachtwerk Oscar Rayets*) sind die beiden mit am besten erhaltenen Gruppen des pergamenischen Frieses, die Gruppen des Zeus und der Athena, neben den Meisterwerken der antiken Kunst aller übrigen Epochen in vortrefflichen, nach den Originalen gemachten Aufnahmen mitgetheilt und besprochen. Auch Rayet ist geneigt, den Laokoon mit Kekulé und Conze für jünger als den Fries zu halten; doch hält er sich von einer Unterschätzung des einen Werkes zu Gunsten des anderen fern. Ein anderer französischer Kritiker, Hr. Emile Michel, hat ebenfalls die besondere Stellung des pergamenischen Frieses innerhalb der antiken Kunst zum Gegenstande einiger Bemerkungen gemacht und die Bedeutung der ganzen Erwerbung mit großer Unbefangenheit anerkannt**). Die gelehrte Behandlung der griechischen Kunstgeschichte hat bereits versucht, die Folgen der großen Entdeckung für die allgemeine Auffassung der Kunstentwickelung zu verwerthen. Wenn sie dabei noch nicht alle Vorzüge dieses letzten bedeutenden Werkes der frei schaffenden Sculptur zu erkennen und richtig zu würdigen vermocht hat, sondern dasselbe auf Kosten des altbekannten Bestandes von Werken der kurz vorhergehenden Epochen etwas unterschätzt***), so findet das seine Begründung und Entschuldigung nicht blos in der nur erst unvollkommenen Kenntniß des Werkes selbst. Die zahlreichen mächtigen und blühenden Städte des griechischen Asiens, deren Wiederauffindung und Aufgrabung soeben erst die Forschung von deutschen und österreichischen, englischen und amerikanischen Gelehrten und Kunstfreunden sich zuzuwenden begonnen hat, wird hoffentlich noch manche Werke zu Tage fördern, welche uns das hochentwickelte Kunstleben der hellenistischen Zeit in seiner Mannigfaltigkeit, in seinen technisch vollendeten Leistungen wie in seinen Auswüchsen und Uebertreibungen nach un nach wieder vor Augen stellen werden. Dann erst wird umfassende Vergleichung und besonnene Kritik dem pergamenischen Fries seinen festen Platz nach und neben dem Laokoon anweisen.

---

*) Monuments de l'art antique, 2 Bde., Paris 1884, Fol., Tafel LXI und LXXII.

**) In seinen Mittheilungen über die Berliner Museen in der Revue des deux Mondes, Bd. XLIX, 1882, S. 898 ff., besonders S. 908 ff.

***) Wie A. Conzes Bemerkungen über die dritte Auflage von E. Overbecks Geschichte der griechischen Plastik (Bd. II Leipzig 1882) ausführen, in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1882, II, S. 897 ff.

V.

Die Gemälde.

„Es wäre unerhört, daß griechiſche Künſtler für ein Werk von dem Range und der Art des Laokoon aus einem römiſchen Dichter geſchöpft haben ſollten; es iſt etwas alltägliches, daß römiſche Dichter verſteckt oder offen auf griechiſche Kunſtwerke Bezug nehmen.“ Virgils Schilderung iſt wie wir geſehen haben, vielleicht zum Theil von der des Euphorion abhängig, in ihrer Motivirung aber frei erfunden. Der Vermuthnng, daß ein Werk der Sculptur, wie die vaticaniſche Gruppe, wenn ſie zu ſeiner Zeit in Rom ſich befand, ſeiner Phantaſie eine Veranlaſſung mehr zur Einführung der Epiſode gegeben habe, ſteht nicht im Wege, daß der Dichter wie ſeine dichteriſchen Vorgänger mit dem Vater beide Söhne ſterben läßt, während die griechiſchen Bildhauer dem Beſchauer die tröſtende Möglichkeit offen laſſen, daß der eine von ihnen entkommt. Auch daß der rhetoriſch erweiternde Nachahmer des Virgil, Petronius, ſeine Schilderung an ein in ſeinem Roman, vorausgeſetztes Gemälde anknüpft, iſt für die Anlehnung der virgiliſchen Epiſode an die Gruppe der rhodiſchen Künſtler angeführt worden. Wie Aſinius Pollio die rhodiſche Gruppe des farneſiſchen Stieres, deren Künſtler nach den inſchriftlichen Reſten vielleicht am pergameniſchen Altar mitgearbeitet haben, nach Rom gebracht hatte, ſo könnte auch der Laokoon damals gerade aus Rhodos nach Rom gekommen ſein, als ein ſeit langer Zeit dort berühmtes Werk. Doch dies ſind Vermuthungen, die mit den vorhandenen Mitteln nie über eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit hinaus erhoben werden können. Mit weit größerer Sicherheit läßt ſich nachweiſen, daß eine andere letzte Art der Darſtellung des Laokoon, nicht aber die vaticaniſche Gruppe, von der Schilderung des Virgil abhängig iſt.

Maleriſche Illuſtrationen des troiſchen wie anderer griechiſcher Sagenkreiſe, die es von jeher in großer Mannigfaltigkeit gegeben hat, fanden früh auch ihren Weg aus Griechenland und Aſien nach Rom und Italien, in die Tempel, Paläſte und Villen, beſonders ſeit der auguſtiſchen Zeit. Aber auch das Gedicht des Virgil, das in jeder Weiſe als nationales Gegenſtück dem homeriſchen Epos an die Seite geſtellt wurde, hat bald, wie es ſcheint, dergleichen Illuſtrationen erfahren. In einem der im Jahre 1875 in Pompeji aufgedeckten Wohnhäuſer iſt eine Anzahl ſolcher Bilder zur Aeneis gefunden worden, darunter eines, das in ſehr mittelmäßiger Ausführung den Tod des Laokoon und ſeiner Söhne darſtellt*). Man ſieht den Altar, auf welchem Laokoon das Opfer darbringen wollte; einige dahinter ſtehende Perſonen wenden ſich entſetzt zur Flucht; der Stier, der geopfert werden ſollte, hat ſich losgeriſſen und entflieht; die Opfergefäße

*) Es iſt ſeitdem öfters abgebildet worden, z. B. in Blümners Ausgabe des Leſſing'ſchen Laokoon; am beſten in der Pariſer Gazette archéologique von 1878. Tafel 2.

liegen zerſtreut am Boden. Laokoon iſt nicht nackt, ſondern mit gegürtetem Chiton, flatternder Chlamys und hohen Sandalenſchuhen bekleidet; auf dem Haupte hat er den Lorbeerkranz. Er ſcheint die Stufen eines Tempels hinauf zu eilen, auf deren höchſter er das rechte Kniee aufgeſtützt haben muß (das Bild iſt an dieſer Stelle unvollſtändig erhalten), und erwehrt ſich mit Mühe der einen Schlange, die ihn umwunden hat. Von den Söhnen kniet der ältere, ebenfalls mit dem Chiton bekleidet, rechts am Boden, von der Schlange umſchlungen, die ihn bald ganz niedergeworfen haben wird; der links liegt mitten vor dem Vater ausgeſtreckt todt auf dem Boden. Die Darſtellung ſchließt ſich alſo eng an die Schilderung des Dichters an: insbeſondere der Stier, den der Maler hinzugeſetzt hat, wiederholt geradezu den berühmten Vergleich des Dichters, welcher den Laokoon ſchreien läßt, wie der Stier brüllt, der das Beil, das ihn ſchon im Nacken getroffen hat, abſchüttelt und entflieht. Dennoch ſind in der Stellung des Laokoon ſelbſt, obgleich ſie ſich einigermaßen der auf dem griechiſchen Vaſenbilde und auf dem etruskiſchen Relief nähert und die Verbindung mit dem Altar ganz aufgiebt, eben ſo in der des älteren Knaben, die Einwirkungen der vaticaniſchen Gruppe unverkennbar und allſeitig anerkannt.

Nun gehört das Bild mit ſeiner gemalten architektoniſchen Umgebung einer beſtimmten Stilart der pompejaniſchen Wanddecorationen an, deren Anwendung durch die Vergleichung mit ſämmtlichen ähnlichen Malereien mit völliger Sicherheit als der auguſtiſchen Zeit, bis etwa auf die Mitte des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung herab, angehörig ermittelt worden iſt. Iſt dem ſo, ſo kann die Gruppe nicht erſt nach Virgil zur Zeit des Titus erfunden worden ſein. Das pompejaniſche Bild lehrt, daß mindeſtens das Motiv ein älteres iſt, wenn es auch an ſich für die Zeit der Ausführung des erhaltenen Exemplars nicht entſcheidet.

Unter den Illuſtrationen, mit denen ſchön ausgeſtattete Texte des Virgil ſchon im Alterthum verziert zu werden pflegten, fehlte auch eine Darſtellung des Laokoon nicht. In der älteſten unter den alten Virgilhandhandſchriften, welche wir beſitzen, der berühmten vaticaniſchen, welche in das dritte oder vierte Jahrhundert v. Chr., vielleicht noch vor die Zeit des Conſtantin, gehört, findet ſich auch ein Bild des Laokoon*). Laokoon ſteht, die beiden Arme hoch erhoben, von den Schlangen umwunden, mit dem rechten Kniee auf den Altar geſtützt, in ganz ähnlicher Haltung wie auf dem pompejaniſchen Bilde; hinter ihm flattert die Chlamys muſchelförmig in die Höhe; ſonſt iſt er völlig nackt. Die beiden Söhne, in auffälligem Mißverhältniß zum Vater viel zu klein gerathen, ſchweben, mitten von den Schlangen umwunden, zu beiden Seiten in der Luft. Auch dieſe Darſtellung, trotz ihres ſpäten Urſprungs und der willkürlichen Aenderungen,

*) Es iſt nach den älteren Abbildungen in Blümners Laokoonausgabe wiederholt; eine genau facſimillerte Reproduction, in den Farben des Originals fehlt noch.

zeigt, wenngleich die urſprüngliche Vorlage eine andere geweſen ſein mag, den Einfluß der vaticaniſchen Gruppe. Daß ein wahrſcheinlich ſchon ſeit der Zeit des Auguſtus hochgeprieſenes Werk nach und nach alle anderen Darſtellungen deſſelben Gegenſtandes, ſo weit deren etwa noch vorhanden waren, verdrängt hat, iſt nicht zu verwundern.

Es iſt in den vorſtehenden Ausführungen verſucht worden, die mit Aufwand von vieler Gelehrſamkeit und mit großem Scharfſinn von den verſchiedenſten Seiten über das eine Kunſtwerk und ſeine tiefere Bedeutung geführten Unterſuchungen, theilweis mit den eigenen Worten ihrer Urheber, aber in ſelbſtändiger und oft von der urſprünglich beabſichtigten Verwendung verſchiedener Weiſe zuſammen zu faſſen. Wenn das bis jetzt erreichte Ergebniß derſelben kurz bezeichnet werden ſoll, ſo wird man etwa Folgendes ſagen können.

Der Urſprung des Werkes, die Hauptmotive der Bewegungen und die einfachſten Grundzüge der Compoſition ſind, wie einige erhaltene Beiſpiele zeigen, ein alter Beſitz griechiſcher Kunſtübung, eben ſo wie die Sage von Laokoons Tod von der Poeſie ſeit alter Zeit dargeſtellt worden iſt. Die weiſe Verwendung und tief durchdachte Durchbildung überkommener Motive zu einem ſelbſtändigen plaſtiſchen Kunſtwerk wird den drei rhodiſchen Künſtlern (oder wohl der Hauptſache nach einem von ihnen, dem Vater) verdankt; ihre Zeit iſt mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit in das dritte vorchriſtliche Jahrhundert zu ſetzen.

Unabhängig vom Laokoon, aber mit Benutzung ähnlicher Motive in der Bewegung und in den Schlangen, haben die pergameniſchen Künſtler im zweiten Jahrhundert den der Athena unterliegenden Giganten geſchaffen.

Virgil endlich hat in freier Anlehnung an griechiſche Muſter, aber auch unter dem Einfluß des damals bereits berühmten Kunſtwerks, die Laokoonepiſode mit völlig eigener Motivirung ſeinem epiſchen Gedichte einverleibt.

So viel glauben wir jetzt über den Laokoon zu wiſſen; eine ſehr erhebliche Vermehrung dieſes Wiſſens iſt nicht gerade zu erwarten. Was neue Funde bringen können, entzieht ſich freilich jeder Vermuthung.

Das Cocaïn.

Von

Erich Harnack.

— Halle. —

Wenn der geneigte Leſer heutzutage die Augenklinik einer größeren Stadt beſucht, ſo wird er, zumal wenn jene Stadt rege Metallinduſtrie beſitzt, leicht Gelegenheit haben, unter den zahlreichen Augenleidenden, welche im Wartezimmer der Klinik der heilbringenden Hand des Specialarztes entgegenharren, etwa auch einem Arbeiter in der Blouſe zu begegnen, welcher das eine ſeiner Augen mit Hülfe eines vorgehaltenen Tuches bedeckt. Nachdem der im Unterſuchungszimmer fungirende Arzt das Tuch entfernt, zeigt ſich das Auge ſtark gereizt: die Lider ſind krampfhaft zuſammengezogen und können nur mit einiger Mühe geöffnet werden. Das Auge thränt, iſt ſtark geröthet, und leicht erkennt der kundige Blick des Arztes, vielleicht unter Zuhülfenahme einer vergrößernden Glaslinſe, die Urſache aller dieſer Erſcheinungen. Es iſt ein kleiner ſcharfer Metallſplitter, der ſich im Gewebe der Hornhaut feſtgeſetzt hat und ſelbſtverſtändlich entfernt werden muß. Als „Hornhaut“ bezeichnet man bekanntlich jene kryſtallklare gewölbte Membran, welche nach Art eines Uhrglaſes vorn in den Augapfel eingeſetzt iſt und dem Lichte den Durchtritt in die vordere Augenkammer und weiter durch die Pupille, die kreisrunde, inmitten der Regenbogenhaut (Iris) befindliche Oeffnung, in's Innere des Auges geſtattet. Ehe der Arzt die Entfernung des „Fremdkörpers“ vornimmt, träufelt er aus einem Gläschen mehrere Tropfen einer waſſerhellen Flüſſigkeit in den Lidſack des Auges ein, und bald zeigt ſich ein merkwürdiger Erfolg; während noch unmittelbar zuvor das Auge ſo reizbar war, daß die leiſeſte Berührung der Hornhaut dem Kranken lebhaftes Unbehagen verurſachte und heftigen Lidkrampf hervor-

rief, sind die betreffenden Theile jetzt fast unerregbar geworden, ohne daß sonst irgend welche Störung im Körper des Kranken eingetreten wäre. Der Arzt vermag ruhig an der Hornhaut zu operiren und mit Hülfe seines feinen Instrumentes, welches einem winzigen Meißel gleicht, den Metallsplitter aus der Hornhaut, in der er fest eingekeilt steckte, herauszuhebeln: der Kranke empfindet kaum einen nennenswerthen Schmerz dabei!

Treten wir in den Operationssaal der Klinik ein, wo soeben der dirigirende Arzt sich anschickt, eine schwierige Operation am Augapfel vorzunehmen. Auch hier war dem Kranken zuvor die nämliche Flüssigkeit in's Auge geträufelt worden, und der Operateur vermag jetzt mit einem stechenden oder schneidenden Instrumente die Hornhaut zu durchtrennen, um zur Iris oder vielleicht gar zur Linse im Innern des Auges zu gelangen, ohne daß der Kranke, dessen Bewußtsein völlig ungestört ist, dabei mehr als einen leichten Schmerz empfände. Wie viel mehr Umstände, Hülfeleistung und sorgfältige unausgesetzte Ueberwachung beansprucht dagegen eine Chloroformnarkose!

Das in das Auge geträufelte Mittel hat den Kranken (und in der That trifft das für die weitaus meisten Fälle zu) keinen Schaden gebracht und keine schlimmen oder überhaupt sichtbaren Folgen am Auge hinterlassen. Bei genauer Prüfung hätten wir indeß wohl bemerken können, daß die Pupille des betreffenden Auges, also die kreisrunde Oeffnung inmitten der Iris, größer oder nach dem wissenschaftlichen Ausdruck weiter geworden, als die des anderen Auges. Nach einigen Stunden ist jedoch der Unterschied wieder verschwunden.

Das Mittel, welches in einer so überraschenden Weise wirkt, daß es eine der reizbarsten Stellen des Körpers in kürzester Zeit fast unempfindlich macht, ist das sogenannte Cocaïn, welches bereits seit einem Viertel-Jahrhundert uns bekannt, anfangs aber von Seiten der Aerzte fast unbeachtet gelassen, plötzlich seit Ende des vorigen Jahres Weltberühmtheit gewonnen hat. Seit geraumer Zeit schon werden von zahlreichen Forschern aller Culturländer die Heil- und Giftwirkungen der verschiedensten Pflanzenstoffe systematisch untersucht, und doch finden sich in dem reichen Schatze, welchen die Natur uns darbietet, immer wieder neue, welche im Stande sind etwas zu leisten, was die übrigen nicht können, welche ganz bestimmte Forderungen zu erfüllen vermögen, die sich aus der Mannigfaltigkeit praktischer Heilaufgaben ergeben.

Neu empfohlene Heilmittel werden allerdings anfänglich oft in übertriebenster, sanguinischer Weise angepriesen, bis sie dann nicht selten am Krankenbett ihre gefährlichen Seiten hervorkehren, welche die praktische Verwendbarkeit in hohem Grade beschränken oder gar aufheben und die begeisterten Lobredner rasch verstummen lassen. Der Fachmann tritt daher solchen Anpreisungen im Allgemeinen mit Mißtrauen entgegen und zögert, sein Urtheil abzugeben, bis sich allmählich eine gesicherte Grund-

lage für die Beurtheilung des neuen Mittels und ſeines praktiſchen Werthes gewinnen läßt. Dieſer neueſten Bereicherung unſeres Arzneiſchatzes darf man indeß ſchon jetzt nachrühmen, daß es ſich dabei wirklich um eine Bereicherung handelt, um einen werthvollen Fund, welcher von Seiten der praktiſchen Medicin nach verſchiedenen Richtungen hin mit Nutzen und Erfolg verwerthet werden kann. Die Geſchichte des Mittels und die Geneſis dieſes Fundes bieten manches intereſſante Moment dar.

Wenn von „Pflanzenſtoffen", d. h. Beſtandtheilen pflanzlicher Organismen, die Rede iſt, ſo muß wohl unterſchieden werden zwiſchen ſolchen Subſtanzen, welche im Pflanzenreiche die weiteſte Verbreitung beſitzen (wie Eiweißkörper, Gerbſtoffe, Pflanzengrün ꝛc.), und ſolchen, welche vereinzelt, d. h. nur in einer oder wenigen Pflanzenarten vorkommen. Gerade aus der Zahl der letzteren haben wir die werthvollſten Heilmittel gewonnen, vornehmlich unter den ſogenannten Pflanzenbaſen oder Alkaloïden. Man verſteht darunter organiſche (kohlenſtoffhaltige) Verbindungen, welche zugleich Stickſtoff enthalten und einen baſiſchen (alkaliſchen) Charakter beſitzen, d. h. mit Säuren wohl charakteriſirte Salze bilden, welche meiſt kryſtalliſirt und in Waſſer löslich ſind. Sämmtliche Alkaloïde finden ſich in ihren bezüglichen Stammpflanzen bereits fertig vorgebildet, brauchen alſo nur durch irgend ein paſſendes Verfahren extrahirt und von anderweitigen Beimengungen befreit, d. h. gereinigt oder iſolirt zu werden. In der Wirkung der Drogue iſt daher immer auch die Wirkung des bezüglichen Alkaloïdes enthalten. Zu den Alkaloïden gehört auch das Cocaïn ($C_{17}H_{21}NO_4$), von welchem wir zu Heilzwecken meiſt die ſalzſaure, in Waſſer überaus leicht lösliche Verbindung verwenden.

Wir verdanken das Cocaïn, wie ſo manche andere überaus wichtige Heilmittel (Chinin ꝛc.), der neuen Welt. An den Abhängen der Hochgebirge Perus wächſt die Stammpflanze, vom Botaniker als Erythroxylon Coca bezeichnet. Die Drogue wird von den Blättern der Pflanze gebildet, denen wir mit Hülfe eines ziemlich einfachen Verfahrens den wirkſamen Beſtandtheil, das Cocaïn, entziehen. Von den Eingeborenen des Landes werden die Cocablätter, ſicherlich ſchon ſeit geraumer Zeit, vielfach als Genußmittel (Kaumittel) verwendet, wodurch allmählich auch die Aufmerkſamkeit der Europäer auf die Pflanze gelenkt wurde.

Die Indianer Südamerikas rühmen den Blättern allerlei nützliche und angenehme Wirkungen nach: insbeſondere ſollen ſie die Ausführung von Muskelanſtrengungen, namentlich beim Bergſteigen erleichtern, heiterer, arbeitsluſtiger machen und in auffallender Weiſe das Hungergefühl ſtillen oder doch weit leichter ertragen laſſen. Ja, man hat ſogar behauptet, das Kauen der Blätter ſei ein wirkſames Schutzmittel gegen die Lungenſchwindſucht.

In Europa vermochte man anfänglich von dieſen Wirkungen der Drogue nicht viel nachzuweiſen; theils glaubte man an Uebertreibung, theils meinte man, daß auch hier, wie bei manchen ausländiſchen Genußmitteln

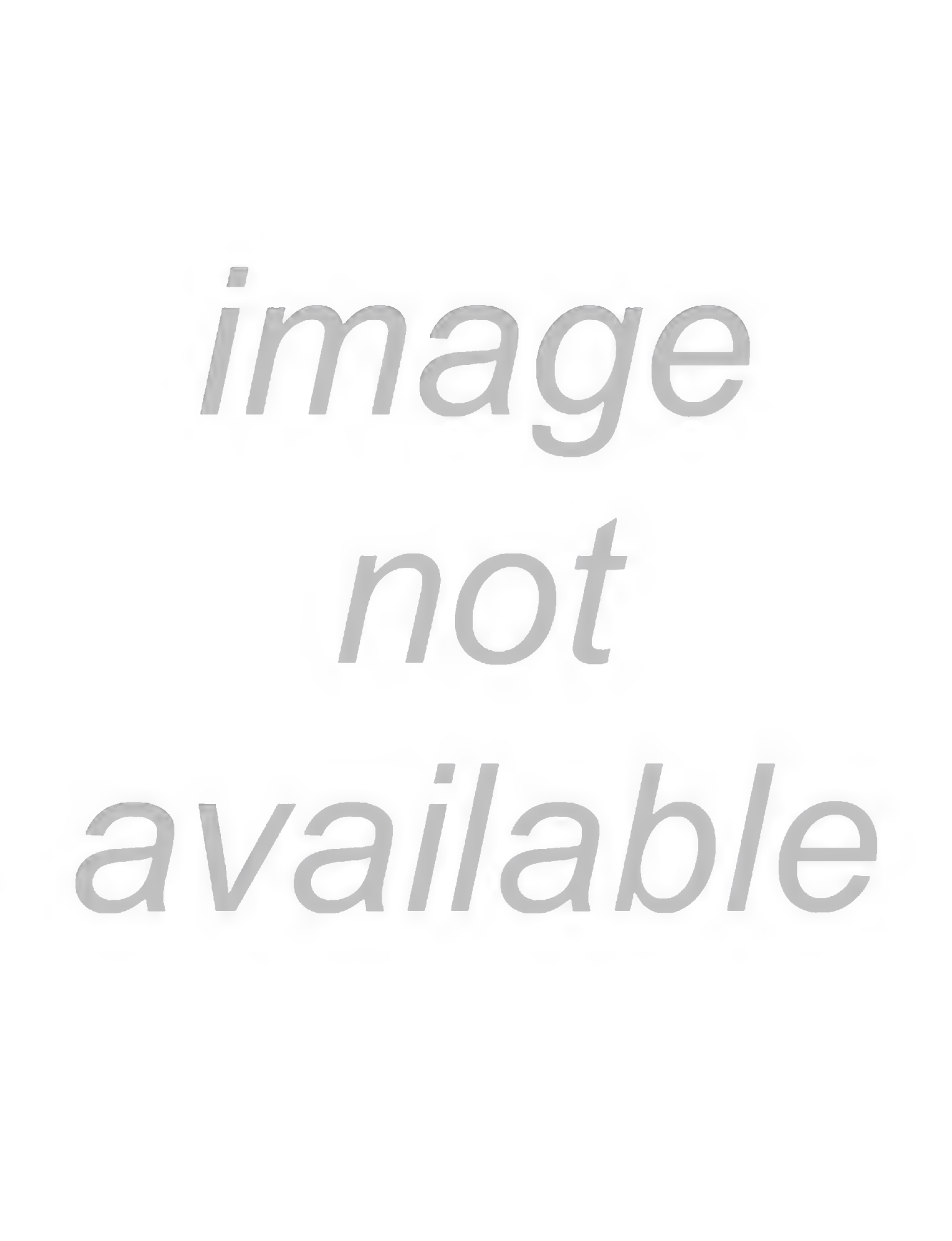


image
not
available

und nahm auch nicht zu, als gegen Ende der siebziger Jahre einige eingehendere Experimentalunterſuchungen über das Cocaïn erſchienen, aus denen ſich ebenfalls Hinweiſe auf eine local anäſtheſirende Wirkung der Subſtanz ergaben. Der Fall iſt ja nicht ſo ſelten in der Wiſſenſchaft, daß ſich der Ruhm ſchließlich an den Namen des Autors knüpft, der eine wichtige Thatſache zwar nicht zuerſt entdeckt, wohl aber zuerſt ihre praktiſche Verwerthbarkeit und ihren Folgenreichthum richtig erkannt und öffentlich dargethan hat.

Eine vor 3—4 Jahren gemachte Beobachtung, nach welcher dem Cocaïn auch eine eigenartige und intereſſante Wirkung auf die Muskeln des Thierkörpers zukommt, vermochte ebenſowenig das Intereſſe der Praktiker auf jene Subſtanz zu lenken. Erſt als im vorigen Jahr Dr. Koller in Wien Verſuche mit dem Cocaïn am Auge des Menſchen und der Thiere angeſtellt und dabei eine locale Anäſtheſie der Hornhaut, wie der Bindehaut des Auges beobachtet hatte, war plötzlich das Alarmſignal gegeben. Nunmehr ſtürzten ſich die praktiſchen Mediciner aller Branchen auf das neue Mittel und prüften, ob die nämliche Wirkung auch an anderen Körperſtellen, auf verſchiedenen Schleimhäuten u. ſ. w. hervortrete: im Allgemeinen mit poſitivem Erfolge, ſo daß nun von allen Seiten her über das Mittel berichtet wurde. Gegenwärtig wächſt die Cocaïn-Literatur in rapideſter Weiſe an.

Der wiſſenſchaftlichen Forſchung erwächſt fortan die Aufgabe, die Veränderungen, welche das Cocaïn innerhalb des lebenden Organismus hervorbringt, weit eingehender als es bisher geſchehen, zu prüfen, und die Urſachen der dabei zu beobachtenden Erſcheinungen zu ermitteln. Die Thatſache jedoch kann ſchon jetzt als feſtſtehend gelten, daß das Cocaïn am Orte ſeiner Anwendung die Endapparate der empfindenden Nerven lähmt oder deren Reizbarkeit doch mindeſtens bedeutend herabſetzt, dadurch Schmerzen, welche an jener Stelle verurſacht werden, weit weniger empfinden läßt und unwillkürliche Bewegungen, welche ſonſt in Folge der Reizung der betreffenden Nervenendigungen eintreten würden, verhütet. Dieſe „local anäſtheſirende“ Wirkung des Cocaïns iſt es, welche dem Mittel plötzlich ſo allgemeine Beachtung verſchafft und welche man bereits nach verſchiedenen Richtungen hin zu Heilzwecken zu verwerthen verſucht hat. Nächſt dem Auge ſind insbeſondere die Schleimhäute des Mundes und der Naſe, des Rachens, Kehlkopfes und Magens zu nennen, ferner die Schleimhäute verſchiedener Unterleibsorgane, auch das mittlere Ohr, namentlich das Trommelfell. Auch unter die Haut hat man das Cocaïn ſchon einzuſpritzen verſucht, theils um auf die Stelle ſelbſt einzuwirken, theils um das Mittel ſo in's Blut einzuführen und ſeine ſonſtigen Wirkungen zu Heilzwecken zu verwerthen.

Seiner Hauptwirkung wegen hat man übrigens das Cocaïn bisher weit ſeltener verwendet, um vorhandene Schmerzen oder Nervenerregungen (wie Jucken u. dgl.) zu beſeitigen, als vielmehr, um Schmerzen und unwillkürliche Bewegungen zu verhüten, beſonders vor Ausführung von Operationen und

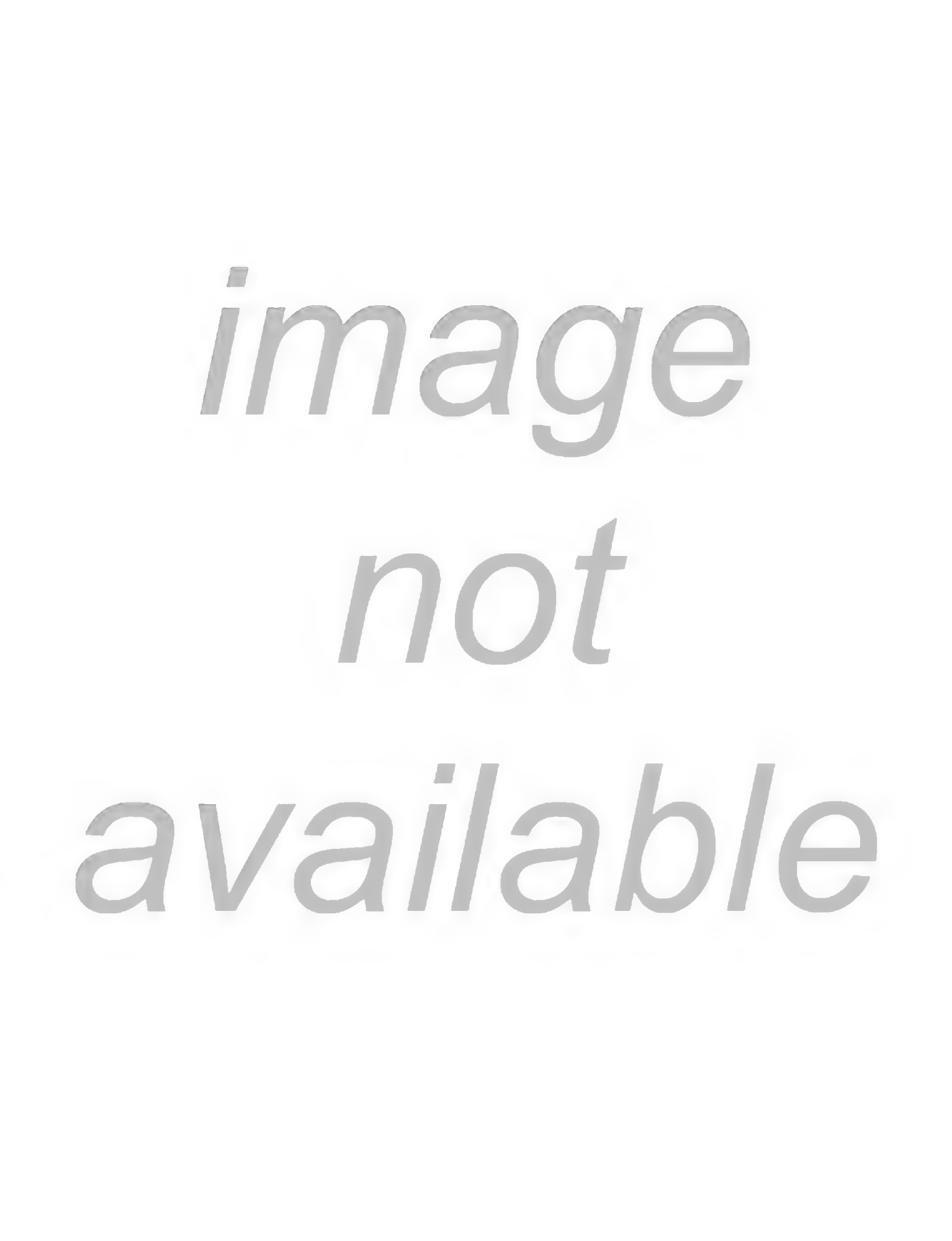


image
not
available

blättern, deren sie sich als Kaumittel bedienen, allerlei günstige Wirkungen nach. Ungefährlich ist übrigens der Gebrauch dieses Genußmittels keineswegs: bei übermäßigem Genusse sind vielmehr sehr schlimme Krankheitszustände, ähnlich wie bei den Opiumessern und Haschischrauchern, die Folge. Der mäßige Gebrauch kann dagegen wirklich unter Umständen manche günstige Wirkung hervorbringen, die wir zum großen Theil auch vom Cocaïn beobachten. Eine Erleichterung der körperlichen Anstrengungen beim Steigen scheint sich besonders insofern geltend zu machen, als dabei weniger leicht Herzklopfen und Athemnoth eintreten und man gewißermaßen seine Glieder weniger fühlt. Wahrscheinlich wird also hauptsächlich das Ermüdungsgefühl verringert. Man hat auch neuerdings, z. B. bei Manövern, im Fällen von Erschöpfung, insbesondere nach Diarrhöen, das Cocaïn mit Erfolg anzuwenden versucht. Das Hungergefühl wird in der That durch das Cocaïn ganz auffallend gemildert, wohl auch der Appetit vermindert, und zwar wahrscheinlich in Folge einer vorübergehenden Lähmung von Nervenendigungen im Magen u. dgl. Dagegen kann man durchaus nicht die allgemeine Behauptung aufstellen, daß das Mittel arbeitslustiger mache. Es ist von ganz besonderem Interesse, daß unter den Symptomen der Cocaïnwirkung sehr bald auch eine eigenthümliche Beeinflussung der Psyche hervortritt, deren Ursachen noch aufgeklärt werden müssen. Sobald das Cocaïn in's Blut gelangt, am besten auf dem Wege der Einspritzung unter die Haut, tritt im ganzen Körper ein eigenthümliches, vielen Personen nicht gerade unangenehmes, manche sogar heiter stimmendes Gefühl ein, welches bei Steigerung der eingeführten Mengen des Giftes ein unangenehmes wird und sich in eine Art von Angstgefühl umwandelt. Zugleich tritt eine Erschlaffung der Glieder ein, vermehrte Schweißabsonderung, Pulsbeschleunigung u. s. w. Schon nach kleineren Dosen aber beobachtet man zugleich mit dem Eintritt jenes Gefühles auch eine eigenthümliche Einwirkung auf die Psyche. Wenn sich auch die Gedanken vollkommen logisch entwickeln, so stellt sich doch eine auffallende Neigung zum Träumen ein, ein gewisser Ideenflug, andererseits wieder ein häufiges Zurückkehren auf bestimmte Vorstellungen und Ideen, ja es sollen sogar Hallucinationen vorkommen können. Die Neigung zur körperlichen Arbeit, zur Arbeit der Hände, wird dabei entschieden verringert, ja selbst die ruhige geistige Arbeit wird in diesem Zustande erschwert, indem die Gedanken beständig geneigt sind, auf andere Gegenstände abzuschweifen, und der Mensch seine Fähigkeit, den eigenen Gedanken eine gewisse Ordnung zu geben und sie auf den vorliegenden Gegenstand zu concentriren, verliert. Man kommt daher trotz des besten Willens in der Arbeit, selbst in einer schwierigeren Lectüre u. dgl., nicht vorwärts und bemerkt zu seinem Erstaunen bisweilen erst nach Verlauf einer Stunde, daß man noch immer vor der nämlichen Seite des Buches sitzt.

Auch der Eintritt des Schlafes wird durch diese psychische Wirkung ganz bedeutend erschwert, ja man kann das Cocaïn geradezu als das Gegentheil eines Schlafmittels bezeichnen.

So werthvoll auch dieſe neueſte Bereicherung unſeres Arzneiſchatzes an ſich iſt, ſo dürfen wir doch andererſeits (eine Gefahr, welcher man nur zu leicht verfällt) nicht zu viel von dem neuen Mittel erwarten. Wir haben in dem Cocaïn wieder ein rein ſymptomatiſch wirkendes Mittel gewonnen, d. h. es dient dem Arzte lediglich zur Erzeugung eines ganz beſtimmten, mit dem Heilzweck doch meiſt nur in mittelbarem Zuſammenhange ſtehenden Erfolges, und die Wirkung des Mittels richtet ſich nicht etwa gegen die Urſachen oder das Weſen beſtimmter Krankheiten. Ferner iſt die localanäſtheſirende Wirkung des Cocaïns keine abſolute, ſo daß ſehr heftige Schmerzen am Orte der Anwendung doch empfunden werden. Sodann iſt jene für uns ſo wichtige Wirkung eben nur eine locale und auch keine ſehr anhaltende. Zur Stillung heftiger anhaltender Schmerzen, namentlich in inneren Organen und überhaupt in tiefer liegenden Theilen des Körpers, wird daher das Mittel vorausſichtlich nur wenig leiſten und unſere übrigen ſchmerzſtillenden Mittel, welche allgemein und anhaltender wirken, nicht verdrängen können. Endlich werden der Anwendung des Mittels noch durch ſeinen ſehr hohen Preis Schranken geſetzt. Der Preis betrug zwar vor nicht gar langer Zeit das Sechsfache des jetzigen, hält ſich aber immer noch auf bedeutender Höhe. Der Preis der Subſtanz richtet ſich faſt nur nach dem Preiſe des Rohſtoffes, deſſen Beſchaffung, dem plötzlich ſo enorm geſteigerten Bedarfe entſprechend, immer noch große Schwierigkeiten zu machen ſcheint. Die Gewinnung des Cocaïns aus den Blättern iſt leicht und wenig koſtſpielig, freilich die Ausbeute (0,02—0,2%) eine ſehr geringe. Ohne Zweifel wird man ſich in Zukunft bemühen, die Stammpflanze in rationellerer Weiſe und in größerem Umfange zu cultiviren, und es ſteht zu hoffen, daß es dann gelingen werde, die Subſtanz zu weit billigerem Preiſe als jetzt herzuſtellen. Ob wir erwarten dürfen, daß ſich das Cocaïn auf künſtlichem Wege wird erzeugen laſſen, iſt zum mindeſten ſehr zweifelhaft.

Gegenwärtig bedürfen wir aller jener Heilmittel, welche uns die Natur fertig bereitet darbietet, noch durchaus; wir vermögen ſie ja zum größten Theile noch nicht einmal aus ihren Beſtandtheilen aufzubauen, ſondern müſſen das noch dem pflanzlichen Organismus überlaſſen. Die Zeit vollends, wo es uns möglich ſein wird, auf künſtlichem Wege in unſeren chemiſchen Laboratorien das zur Erfüllung jeder einzelnen therapeutiſchen Aufgabe geeignetſte Mittel uns ſelbſt zu bereiten, liegt jedenfalls noch in weiter Ferne vor uns. Bis wir einſt dahin gelangen können, hat die pharmakologiſche Wiſſenſchaft noch ein ungeheures Arbeitspenſum zu bewältigen.

Die
Entwickelung der deutschen Universitäten.

Von
Felix Auerbach.
— Breslau. —

VI.

Eine Frage, welche mit dem allgemeinen Interesse noch ein besonderes, geographisch-ethnologisches verbindet, ist diejenige nach dem heimatlichen Ursprunge der deutschen Studirenden. Daß die Lust zum akademischen Studium in verschiedenen Staaten von sehr verschiedener Größe ist, ist bekannt und folgt zum Theil schon aus der verschieden reichen Gelegenheit zum Studium als nothwendige Consequenz, wozu als weitere nicht minder wichtige Momente die politischen und die klimatischen Verhältnisse des betreffenden Landes hinzutreten. Die ersteren drücken in Rußland, die letzteren in Süditalien und Spanien die Studentenzahl auf ein der Einwohnerzahl durchaus nicht ebenbürtiges, bedauerlich niedriges Niveau herunter. Daß aber auch innerhalb eines und desselben Reiches, beispielsweise des Deutschen, ganz erhebliche Unterschiede von Provinz zu Provinz, von Bundesstaat zu Bundesstaat in dieser Hinsicht stattfinden, dürfte weniger bekannt und nicht ganz so auf der Hand liegend sein. Es wirken hier zu viele Einflüsse, deren jeder nicht eben bedeutend sein mag, zusammen, als daß es möglich wäre, eine allgemeine Erklärung dieser Erscheinung zu geben. Auch hat sich im Laufe der Jahre so manches verändert, und während beispielsweise der preußische Staat zu Anfang der sechziger Jahre mit 27 Studenten auf 100 000 Einwohner weit hinter dem übrigen Deutschland mit 37 als entsprechender Zahl zurückstand, hat es dasselbe, namentlich in Folge des in Bayern seitdem eingetretenen Stillstandes, inzwischen überholt. Ganz sichere Auskunft giebt übrigens die Statistik wegen unvollständigen Materials in diesem Punkte nicht, und man braucht nur die Zahlen Conrads mit denen Laspeyres aber anderer Statistiker zu vergleichen, um verhältnißmäßig namhafte Differenzen zu finden. Für uns genügen runde Zahlen, und diese sind in der folgenden Tabelle zusammengestellt. Die erste Reihe enthält den Landestheil, die zweite die absolute, aus ihm herstammende Studentenzahl für 1881/82, die dritte den Antheil an der Gesammtzahl deutscher

Studenten, welchen die erste Zahl in Procenten ausmacht, und die letzte die Zahl der Studenten auf je 100 000 Einwohner.

Tabelle 10.

Heimat der deutschen Studenten.

Landestheil.	Studenten absolut.	Prac.-Antheil a. d. Gef.-Zahl.	Studenten auf 100 000 E.
Ostpreußen	1170	5	62
Westpreußen	718	3	54
Posen	820	4	48
Pommern	911	4	59
Sachsen	1375	7	59
Brandenburg	1789	8	53
Schlesien	2002	10	50
Westfalen	929	4	45
Rheinland	1366	6	33
Hannover	1089	5	51
Schleswig	389	2	34
Hessen-Nassau	654	3	42
Preußischer Staat . .	13212	62	48
Bayern	2184	10	41
Württemberg	1013	5	51
Sachsen	1491	7	50
Baden	567	3	36
Hessen	610	3	65
Mecklenburg	447	2	66
Thüringen	568	3	46
Reichslande	209	1	13
Staaten ohne Universitäten	1091	5	61
Deutschland ohne Preußen	8182	38	46
Deutsches Reich . . .	21394	100	47

Wie man sieht, macht die akademische Jugend im Deutschen Reiche fast ein halbes Prämille der Bevölkerung aus. Was das sagen will, davon gewinnt man am besten eine Anschauung, wenn man erwägt, daß nur die Hälfte der Bevölkerung männlichen Geschlechts, und van dieser wiederum nur etwa der fünfzehnte Theil in demjenigen Alter ist, während dessen durchschnittlich das Studium absolvirt wird. Man findet also, daß van je 3000 in dem bezüglichen Alter befindlichen jungen Leuten fast 50, also von je 60 immer einer studirt. In Anbetracht des großen Procentsatzes, welchen in Deutschland wie allenthalben die zu den Universitätsbesuchern fast gar

keinen Beitrag liefernde unterſte Schicht der Bevölkerung ausmacht, muß jene Zahl als eine recht günſtige bezeichnet werden, günſtig, in ſoweit nicht nach dem ſchon früher Geſagten ein Zuviel des Günſtigen dem Ungünſtigen gleichkommt.

Von den einzelnen Landestheilen ſteht nach der Tabelle Mecklenburg in erſter Linie, welchem Heſſen und Oſtpreußen dicht folgen. Bei Laſpeyre reiht ſich auch noch Thüringen mit der Zahl 66 dieſen gelehrteſten Gebieten an; dieſe Zahl iſt aber nur dadurch ſo hoch geworden, daß die beiden ſchwarzburgiſchen und die beiden reußiſchen Fürſtenthümer nicht eingerechnet ſind, daß alſo eine zu geringe Volkszahl als Diviſor in die Zahl der Studenten benutzt worden iſt; wenigſtens finde ich keine andere Erklärung. Andrerſeits findet ſich in keiner der citirten Schriften, auch bei Conrad nicht, die Zahl für Oſtpreußen, weil zwiſchen den beiden jetzt ſelbſtſtändigen Theilen der Provinz Preußen nirgends unterſchieden wird. Das erſchien mir aber um ſo mehr wünſchenswerth, als es für die vorliegenden Fragen kaum einen einſchneiden-

Tabelle 11.

Die Facultätsſtudien nach Landestheilen.

Landestheil.	Es kommen auf 100000 E. Studenten in der Facultät.			
	theolog.	juriſt.	medicin.	philoſoph.
Oſtpreußen	8	**18**	13	23
Weſtpreußen	**2**	12	15	25
Poſen	4	13	**16**	16
Pommern	10	15	14	20
Sachſen	13	11	8	27
Brandenburg	6	13	9	25
Schleſien	6	12	13	20
Weſtfalen	8	11	9	17
Rheinland	4	10	7	12
Hannover	8	9	9	26
Schleswig-Holſtein	6	**7**	10	12
Heſſen-Naſſau	7	8	**6**	21
Preußiſcher Staat	7	12	10	20
Bayern	6	14	9	12
Württemberg	**19**	16	9	**8**
Sachſen	7	10	9	24
Baden	6	11	8	11
Heſſen	6	13	15	**31**
Mecklenburg	11	16	10	29
Thüringen	8	9	7	22
Elſaß-Lothringen	2	3	3	5
Ohne Univerſitäten	10	14	12	24
Deutſchland ohne Preußen	8	12	9	16
Deutſches Reich	7	12	10	18

deren Gegensatz geben kann als zwischen dem katholischen und polnischen Westpreußen und dem evangelischen und deutschen Ostpreußen, in welchem überdies der liberale, dem Fortschritt huldigende Bauer- und Rittergutsbesitzerstand einen so großen Boden hat. In der That zeigt obige Tabelle, wie hoch Ostpreußen in dieser Hinsicht steht, und die Verhältnisse der meisten bedeutenden Universitäten bestätigen dies auch dem, der es liebt, sich durch einen Beweis ad oculos zu vergewissern: überall spielt das ostpreußische Element eine hervorragende Rolle.

Die Kehrseite des Bildes zeigt uns Elsaß-Lothringen, welches sich, wie es scheint, noch nicht entschließen kann, seine Söhne in irgendwie nennenswerther Zahl auf deutsche Hochschulen zu schicken; denn auch die 13 auf 100000, welche in der Tabelle figuriren, kommen zweifelsohne zum überwiegenden Theile auf die Söhne der nach den Reichslanden versetzten oder eingewanderten Altdeutschen; und selbst in Straßburg bilden sie nur einen verschwindenden Bruchtheil der Studentenzahl. Von den übrigen Landestheilen stehen die Rheinprovinz, Schleswig-Holstein und das Großherzogthum Baden ziemlich auf der gleichen niedrigen Stufe, eine Nachbarschaft, welche bei der großen geographischen und culturellen Verschiedenheit der drei Ländee offenbar nur eine zufällige sein kann.

Man muß eben, um deutlicher zu sehen, die Analyse nach den einzelnen Facultäten ausführen, und das soll nun geschehen. Da die absoluten Zahlen hier nicht von Interesse sind, wurden sie in der Tabelle fortgelassen, und nur die Zahlen pro 100000 Einwohner angegeben.

Die in jeder Facultät vorhandenen Extreme sind durch fetten Druck hervorgehoben, wobei jedoch Elsaß-Lothringen außer Acht gelassen ist, weil es sich eben unter außergewöhnlichen Umständen befindet. Man sieht, daß diese Extreme außerordentlich weit auseinander liegen, so weit, wie man es in Anbetracht des Umstandes, daß die studirten Leute doch überall die Bedürfnisse desselben Menschengeschlechtes, ja derselben Nation zu befriedigen haben, kaum für möglich halten würde. Am ehesten verständlich ist dies noch bei den Theologen, weil hier zwei in ihrer Organisation wesentlich verschiedene Confessionen in Betracht kommen, und weil die eine derselben, die katholische, Anstalten besitzt, durch welche sie den staatlichen Universitäten Concurrenz macht. So kommt es, daß fast zehnmal so viel Württemberger als Westpreußen die theologischen Facultäten der staatlichen Hochschulen besuchen, und daß das gläubige Boyern nur mit der Zahl 6 rangirt. Immerhin läßt die Zusammenstellung einige Thatsachen deutlich erkennen, so beispielsweise diese, daß unter den protestantischen Ländern die Provinz Sachsen und Mecklenburg, unter den gemischten Württemberg am meisten Gottesgelehrte heranzieht, während unter den ersteren Brandenburg und Schleswig-Holstein auf der untersten Stufe stehen. Am meisten Juristen liefert Ostpreußen, nächstdem wieder Württemberg und Mecklenburg, am wenigsten die drei neupreußischen Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau, letzteres eine gewiß nicht zufällige, interessante Uebereinstimmung: selbst noch nach 16 Jahren, vom Zeitpuncte der Annexion gerechnet, herrscht in diesen Ländern eine starke Abneigung, in den Staatsdienst zu treten. Daß dies wirklich die Ursache jener Erscheinung ist, sieht man unzweideutig, wenn man die entsprechenden, für das Jahr 1872 und 73 giltigen Zahlen zum Vergleich heranzieht: da erhält man gar nur 2 für Hessen-Nassau, 3 für Schleswig-Holstein und 7 für Hannover. Ein Anfang zur Besserung ist also immerhin zu erkennen, und daher die Hoffnung begründet, daß diese Provinzen sich bald ganz dem übrigen Staatskörper assimiliren werden. In der medicinischen Facultät sind die Unterschiede ebenfalls sehr beträchtlich, was um so merkwürdiger ist, als die Zahl der Aerzte in den verschiedenen deutschen Landestheilen eine relativ recht gleichmäßige ist. Es folgt hieraus, daß aus denjenigen Landestheilen, welche nach unserer Tabelle unverhältnißmäßig viel Mediciner liefern, der größte Theil des Ueberschusses auswandert, um sich in denjenigen Provinzen, in

welchen Mangel herrscht, als praktische Aerzte niederzulassen; auch in's Ausland, wo deutsche Aerzte sich einer großen Beliebtheit erfreuen, mögen Manche sich wenden. Am höchsten stehen hier neben dem Großherzogthum Hessen die beiden von dem polnischen Element am meisten durchsetzten Provinzen Posen und Westpreußen, in denen der ärztliche Beruf als der unabhängigste naturgemäß die mit dem Stande der Dinge Unzufriedenen am meisten anzieht; auch die hier zahlreichen Juden liefern, von andern Corrieren noch immer, wenn auch nicht gesetzlich, so doch thatsächlich ferngehalten, ein erhebliches Contingent. Deshalb folgt auch Schlesien, die demnächst polen- und judenreichste Provinz, gleich nach, während alle andern Provinzen und Bundesstaaten erst in weitem Abstande folgen, zuletzt von allen Hessen-Nassau, welches seit zwanzig Jahren seltsamer Weise in dieser Hinsicht beständig zurückgegangen ist. Was endlich die philosophische Facultät betrifft, so steht das Großherzogthum Hessen wiederum in erster Reihe, danach kommt Mecklenburg und von preußischen Provinzen Sachsen. An Württemberg rächt

Tabelle 12.

Vertheilung der Studenten der einzelnen Landestheile auf die Facultäten.

Landestheil	Von je hundert Studenten kommen auf die Facultät				Am meisten sind	Am wenigsten sind
	theol.	jur.	med.	phil.		
Ostpreußen . .	13	29	21	37	Philos.	Theol.
Westpreußen . .	4	22	28	46	„	„
Posen	8	27	32	33	„	„
Pommern . .	17	26	23	34	„	„
Sachsen . . .	22	19	14	45	„	Med.
Brandenburg .	11	24	18	47	„	Theol.
Schlesien . . .	11	24	25	40	„	„
Westfalen . . .	18	24	19	38	„	„
Reichslande . .	14	30	20	36	„	„
Hannover . .	15	17	18	50	„	„
Schlesw.-Holstein	17	19	28	36	„	„
Hessen-Nassau .	17	20	14	49	„	Med.
Preuß. Staat .	14	24	21	41	Philos.	Theol.
Bayern . . .	14	35	23	28	Jur.	Theol.
Württemberg .	36	31	17	16	Theol.	Phil.
Sachsen . . .	15	20	17	48	Philos.	Theol.
Baden	16	32	23	29	Jur.	„
Hessen	9	20	23	48	Philos.	„
Mecklenburg . .	17	24	15	44	„	Med.
Thüringen . .	17	20	15	48	„	„
Rheinlande . .	16	25	20	39	„	Theol.
Ohne Universität	17	23	20	40	„	„
Deutschl. ohne Pr.	18	27	20	35	Philos.	Theol.
Deutsches Reich	16	25	21	38	Philos.	Theol.

sich hier, was wir dieses Land in der Theologie des Guten zu viel thun sahen: es bietet die unglaublich niedrige Ziffer von 8 der philosophischen Facultät angehörigen Studirenden auf je 100 000 Einwohner, nur ein Viertel so viel wie Hessen, nur ein Drittel so viel wie fast alle andern Landestheile. Dabei hat Württemberg bekanntermaßen besonders zahlreiche höhere Lehranstalten, und in Bezug auf die Zahl der Gelehrten, welche es der Wissenschaft schenkt, kann es sich mit allen übrigen deutschen Staaten getrost messen. Es ist daher anzunehmen, daß dieses Mißverhältniß zwischen Theologen und Philosophen so, wie es sich erst im Laufe der letzten zwanzig Jahre herausgebildet hat — 1860 waren noch mehr Philosophen als Theologen —, mit der Zeit auch wieder schwinden wird.

Man kann die hier behandelten Verhältnisse noch in einer anderen, genau genommen strengeren Weise in's Auge fassen, indem man nämlich ermittelt, wie viel von je 100 Studirenden eines Landestheils dieser oder jener Facultät sich zuwenden. Diese Zahlen habe ich berechnet und in der Tabelle 12 zusammengestellt, welche sich wie die obige auf die Jahre 1881—82 bezieht.

Betrachtet man in dieser Tabelle zunächst die Vertikalreihen, so sieht man, daß die Vorliebe für das theologische Studium am größten ist in Württemberg, für das juristische in Bayern, für das medicinische in Posen und für das philosophische in Hannover. Theilweise deckt sich dies Ergebniß mit dem aus der vorigen Tabelle gezogenen, aber eben nur theilweise, nämlich für die erste und dritte Facultät. Die Fragestellung ist eben hier, wie man einsieht, eine etwas andere, und so wird für die juristische und die philosophische Facultät auch die Antwort eine verschiedene. Ostpreußen liefert im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl am meisten Juristen; Bayern hingegen liefert im Verhältniß zur Zahl seiner studirenden Söhne am meisten Juristen; und in ähnlichem Gegensatze zu einander stehen Hessen und Hannover, während bei den beiden anderen Facultäten beide Eigenschaften zusammenfallen. Aehnlich verhält es sich in Bezug auf die am wenigsten beliebte Facultät, die theologische ist es in Westpreußen, die juristische in Hannover, die medicinische in Sachsen (Provinz) und Hessen-Nassau, die philosophische in Württemberg.

Soweit die Vergleichung der Landestheile und ihre Extreme. Will man hingegen die Facultäten mit einander vergleichen und zusehen, welche den ersten, welche den letzten Platz einnimmt, so muß man in unserer Tabelle die Horizontalreihen in's Auge fassen. Da sieht man denn, daß in fast allen Landestheilen, nämlich in 18 von 21 die philosophische Facultät obenan steht, und zwar in einigen ganz gewaltig; erreicht sie doch in Hannover genau die Hälfte aller Studirenden. Nur in zwei Gebieten, in Bayern und Baden, steht die juristische, nur in einem, in Württemberg, die theologische Facultät obenan. Württemberg erscheint hier wie ein Bild aus alten Zeiten, in denen allenthalben die Gottesgelahrtheit die meiste Anziehungskraft ausübte; Bayern und Baden befinden sich in einer Art von Uebergangsstadium, alle anderen Länder aber sind dem Zuge der modernen Geistesströmung gefolgt und haben der exacten, der Natur- und der Sprachforschung den breitesten Platz eingeräumt. So ist denn die einst dominirende Theologie jetzt fast überall das Aschenbrödel geworden, nämlich in 16 Landestheilen, nur in vier Gebieten überläßt sie diese Rolle der Medicin, nur in einem der Philosophie. Aus dem Gesagten folgt, daß Jurisprudenz und Medicin im Allgemeinen die beiden Mittelplätze einnehmen; um diese aber sehen wir sie im lebhaftem Besitzstreit; in 15 Gebieten ist die Rechtsgelahrtheit, in den sechs anderen die Heilkunde überlegen, und von diesen 6 letzteren Gebieten gehören 5 dem preußischen Staate an. Für das gesammte Reich im Durchschnitt ergiebt sich somit schließlich, daß das Wissensbedürfniß am größten ist, daß alsdann das Rechtsgefühl und das Staatsgefühl folgt, darauf das Gesundheits- und Lebensbedürfniß, und in letzter Linie das Religionsbedürfniß. Für die Charakteristik des Zeitalters, in dem wir leben, gewiß ein interessantes Ergebniß!

VII.

Der geographischen Frage nach der örtlichen Herkunft der Studirenden steht eine anthropologisch-psychologische von ähnlicher Art zur Seite: die Frage nach der Familienherkunft der Studenten mit Bezug auf den Lebensberuf des Vaters. Wären die Begabung und die Lust und Liebe die beiden einzigen aber selbst nur die maßgebenden Motive für die Wahl des Studiums, so würde die Beantwortung dieser Frage für die Vererbungstheorie von nicht zu unterschätzendem Werthe sein. Das ist nun freilich gerade heutzutage nichts weniger als allgemein der Fall: die Fälle, in denen es eintrifft, bilden sicherlich die Minorität. Zahlreiche äußere Umstände wirken meist zur Bestimmung der zu wählenden Facultät zusammen, und nicht selten wird selbst eine so wichtige Entscheidung an den Knöpfen abgezählt. Immerhin läßt sich bei den hier von der Statistik gelieferten Zahlen mehr denken, als daß es unlohnend wäre, einen Auszug daraus mitzutheilen. Die hier folgende Tabelle ist der schon öfters citirten Schrift Conrads entnommen und bezieht sich auf die Universität Halle während der Jahre 1877—1881. Es liegen ihr die Verhältnisse von insgesammt 2594 Studenten zu Grunde. Im übrigen sind die absoluten Zahlen der Raumersparniß halber fortgelassen und nur die procentischen Antheile angegeben. Die erste Verticalreihe zeigt also, wie viel Procent aller Studenten Söhne von Geistlichen u. s. w. sind. Die vier folgenden Spalten geben dieselben Zahlen für die einzelnen Facultäten; die vier letzten dagegen zeigen, wie sich die zur Universität gehenden Söhne der Geistlichen u. s. w. in die vier Facultäten vertheilen. Man muß also die fünf ersten Reihen von oben nach unten, die vier letzten von links nach rechts lesen, um die jedesmal zusammengehörigen Zahlen studiren zu können.

Tabelle 13.

Vertheilung der Studenten nach der Berufsstellung der Väter.

Beruf.	Proc.	Procentsatz				Procentsatz der Facultäten			
		Theol.	Jur.	Med.	Phil.*)	Theol.	Jur.	Med.	Phil.*)
Geistliche	16	33	8	11	9	58	8	11	22
Juristen	6	1	16	6	5	6	44	17	32
Aerzte	5	1	4	14	3	8	16	51	26
Höhere Lehrer	5	3	7	5	7	13	21	15	51
Niedere Lehrer	10	16	4	8	9	46	7	14	34
Offiziere	1	0,3	3	½	½	9	57	10	24
Apotheker	1	0,1	1	2	½	5	16	63	16
Industrielle	3	2	4	4	4	14	21	17	48
Kaufleute	11	7	13	14	12	18	19	21	42
Landwirthe	6	3	12	8	4	15	35	23	27
Rentiers	4	2	7	4	5	10	29	16	45
Nied. Beamte	13	11	13	10	16	23	17	13	48
Handwerker	11	12	4	8	16	29	6	11	53
Bauern	7	8	4	6	8	33	9	14	44
Bediente	½	1	0,2	0,2	3	56	8	8	38
Arbeiter	½	½	—	0,2	10	43	—	14	43

*) Mit Ausschluß der Pharmaceuten und Landwirthe.

Zu den Studenten überhaupt liefern, wie man sieht, die studirten Väter einen Beitrag, der sich nahezu auf ein Drittel beläuft, denn die vier ersten Zahlen der ersten Verticalreihe ergeben zusammen 32 Procent. Es will das um so mehr sagen, als die studirten Väter bekanntlich einen sehr kleinen Bruchtheil sämmtlicher bilden, in Procenten ausgedrückt nicht mehr als 3 bis 4. Sie betheiligen sich also an der Versorgung der gelehrten Fächer mit frischem Nachwuchs in zehn- bis zwölfmal stärkerem Grade, als ihnen nach ihrer Zahl zukäme — eine Erscheinung, die freilich ganz naturgemäß ist. Dabei ist die Betheiligung der drei weltlichen Facultäten ziemlich die gleiche, steht aber weit zurück hinter derjenigen der Geistlichen. Ohne diese würden die Universitäten den sechsten Theil ihrer Hörer verlieren, wobei doch noch zu bedenken ist, daß die katholische Facultät, deren Hörer nicht Söhne von Geistlichen sein können, nicht mitzählt. Den studirten Vätern zunächst stehen die niederen Lehrer, die niederen Beamten, die Handwerker und die Kaufleute; jedoch liefern alle diese, im Verhältniß zu ihrer großen Zahl, nicht eben viel Studirende. Noch weniger gilt das von den Offizieren und Industriellen, den Bedienten und Arbeitern, den Landwirthen und Bauern. Groß hingegen ist wiederum, wenn auch absolut klein, der relative Beitrag der Rentiers und der Apotheker, deren es doch nur wenige giebt und die immerhin mit ein paar Procenten in der Tabelle figuriren. Es muß hinzugefügt werden, daß diese Verhältnisse seit Jahrzehnten stabil geblieben sind; nur stehen die Geistlichen als Studentenväter nicht mehr so sehr im Vordergrunde wie früher, und auch die Juristen sind zu Gunsten der übrigen Berufskategorien etwas zurückgetreten.

Betrachten wir nun die einzelnen Facultäten. Wenn schon in der Gesammtheit der Studenten die Pfarrerssöhne dominirten, so läßt sich erwarten, daß sie es unter den Theologiebeflissenen noch weit mehr thun werden; und das ist auch thatsächlich der Fall: genau ein Drittel sind den Fußtapfen der Väter gefolgt. Die beiden andern Drittel rekrutiren sich fast völlig aus niederen Kreisen, aus Elementarlehrern und Subalternen, Handwerkern und Bauern. Nur verschwindende Betheiligung sehen wir bei den Juristen und Aerzten, Offizieren und Kaufleuten, Rentiers und Industriellen. So gut wie niemals endlich werden Apothekerssöhne Geistliche. Das sind Dinge, die einander zu fern liegen, ferner als sich selbst in den extremsten Fällen das Naturell von Vater und Sohn zu liegen pflegen.

Bei den Juristen entrollt sich uns ein ganz anders geartetes Bild. Erstens treten die Juristensöhne hier lange nicht so stark hervor wie dort die Theologensöhne — nur ein Sechstel machen sie hier aus — und zweitens sind es hier im übrigen die besseren Gesellschaftsklassen, namentlich Landwirthe, Industrielle und Kaufleute, aus denen die Studirenden stammen. Das Werden und Sein des Seelenhirten ist eben, trotz der akademischen Bildungsweise, ein durch und durch volksthümliches und ist es besonders geworden, seit die höheren Schichten durch die moderne Aufklärung der formalen Religion entfremdet sind.

Aehnlich verhält es sich bei den Medicinern, nur daß hier selbstverständlich die Aerztesöhne am zahlreichsten und außerdem die Söhne von Elementarlehrern und Handwerkern stärker, diejenigen von Landwirthen schwächer vertreten sind. Sehr merkwürdig ist ferner, daß die Geistlichen den medicinischen Facultäten mehr Söhne liefern, als den juristischen Facultäten, während man doch das Gegentheil hätte erwarten sollen; aber es liegt dies vermuthlich nur an den momentanen Zeitverhältnissen und wird sich wieder ändern, wie es sich denn auch früher umgekehrt verhalten hat.

Ganz eigenartig ist wiederum die Vertheilung bei der philosophischen Facultät. Hier übertrifft die Zahl der Handwerker- und Beamtensöhne sogar diejenige der Oberlehrersöhne und kommt der Zahl der Lehrersöhne überhaupt (Elementarlehrer eingerechnet) sogar gleich. Auch Kaufleute, Geistliche und Bauern spielen eine große Rolle. Kurz, die Zusammensetzung ist hier die bunteste, wie denn auch die Studien, welche

in der philosophischen Facultät getrieben werden, im Gegensatz zu denen in allen andern Facultäten sehr mannigfacher Natur sind.

Es bleiben noch die Zahlen der vier letzten Spalten zu erörtern, und zwar, wie gesagt, nach Horizontalreihen von links nach rechts. Da zeigen zunächst die vier obersten Horizontalreihen, daß die Majorität der Pfarrersöhne, soweit sie überhaupt studiren, wieder Theologie, die Majorität der Juristensöhne Jura, der Aerztesöhne Medicin und der Lehrersöhne Philosophie studirt. In drei Fällen ist diese Majorität eine absolute, d. h. mehr als die Hälfte der Söhne aus der betreffenden Berufskategorie wählt, wenn überhaupt ein Studium, dasjenige des Vaters. Nur bei den Juristen ist diese Majorität blos eine relative, aber nicht weit von der absoluten entfernt. Am wenigsten Söhne schicken die Geistlichen in die juristische, die übrigen studirten Väter in die theologische Facultät. Unter den nichtstudirten Vätern sind es die Elementarlehrer, die Bedienten und die Arbeiter, welche für ihre Söhne die theologische Facultät bevorzugen, die juristische, was stets damit Hand in Hand geht, am stärksten verschmähen. Die Offiziere schicken mehr als die Hälfte ihrer zur Universität gehenden Söhne unter die Juristen, die Apotheker sogar fast zwei Drittel unter die Mediciner. Es ist das die höchste Procentziffer (63), also die größte Exclusivität, welche in unserer Tabelle vorkommt. Der Vater macht die Arzeneien, der Sohn steigt eine Stufe höher und verordnet sie. Die übrigen Väter lassen am meisten Söhne der philosophischen Facultät beitreten, mit Ausnahme der Landwirthe, welche zwar derselben auch sehr günstig, der juristischen aber noch etwas günstiger gesinnt sind. Am stärksten ist die Vorliebe zur vierten Facultät bei den Handwerkern, welche mehr als die Hälfte ihrer studirenden Söhne „Philosophen" werden lassen. —

Die interessante Frage, welche sich im Anschlusse an diese Betrachtungen stellen läßt, ist zweifellos die, welcher Bruchtheil der Söhne einer Berufskategorie dieser treu, also „bei der Stange" bleibt, welcher Bruchtheil ihr hingegen untreu wird, also „aus der Art" schlägt. Leider läßt sich diese Frage aus obiger Tabelle nicht streng beantworten. Denn wenn beispielsweise bei den Geistlichen 58 von 100 Söhnen Theologen werden, so heißt das nur von 100 überhaupt studirenden Söhnen, während doch ein großer Theil der Universität gänzlich fern bleibt. Man kann sich aber ungefähre Zahlen auf folgendem Wege verschaffen. Aus den 100 in der zweiten Verticalreihe der Tabelle aufgeführten Theologie Studirenden werden mit der Zeit 100 Geistliche. Die Zahl der Geistlichen hat sich seit den letzten fünfzig Jahren nicht oder nicht erheblich verändert. Also entsprechen diesen 100 zukünftigen Geistlichen auch zur Zeit der Väter 100 ebensolche. Von diesen waren nur außerordentlich wenige ledig; die überwältigende Mehrzahl der Seelsorger der evangelischen Kirche gründet sich eine Familie. Durchschnittlich kommen in Deutschland auf eine Familie ein oder zwei, also rund anderthalb Söhne; solcher Söhne hatten also jene Väter rund 150, und da von diesen laut Tabelle 33 Theologen werden, so bleiben 22 Procent der Söhne berufstreu, die 78 andern Procent schlagen neue Bahnen ein. Manchem Leser, der aus seiner Umgebung zahlreiche Berufstreue kennt, wird die Verhältnißzahl derselben, wie sie sich hier ergeben hat, vielleicht zu klein erscheinen; aber es ist zu bedenken, daß die dem Berufe nicht treuen Söhne sich über die verschiedensten Fächer und oft auch nach den verschiedensten Gegenden zerstreuen und daher weit weniger auffallen als die berufstreuen.

Aehnlich hat man in den anderen Facultäten zu verfahren, nur muß man berücksichtigen, daß die Juristen seit der letzten Generation um etwa 25, die Aerzte um mehr als 50 und die höheren Lehrer um mehr als 75 Procent zugenommen haben, und daß bei diesen Kategorieen, besonders bei den Lehrern, ein kleiner Bruchtheil auf die unverheiratheten abzurechnen ist. Man erhält dann folgende, freilich nur annäherungsweise gültige Tabelle.

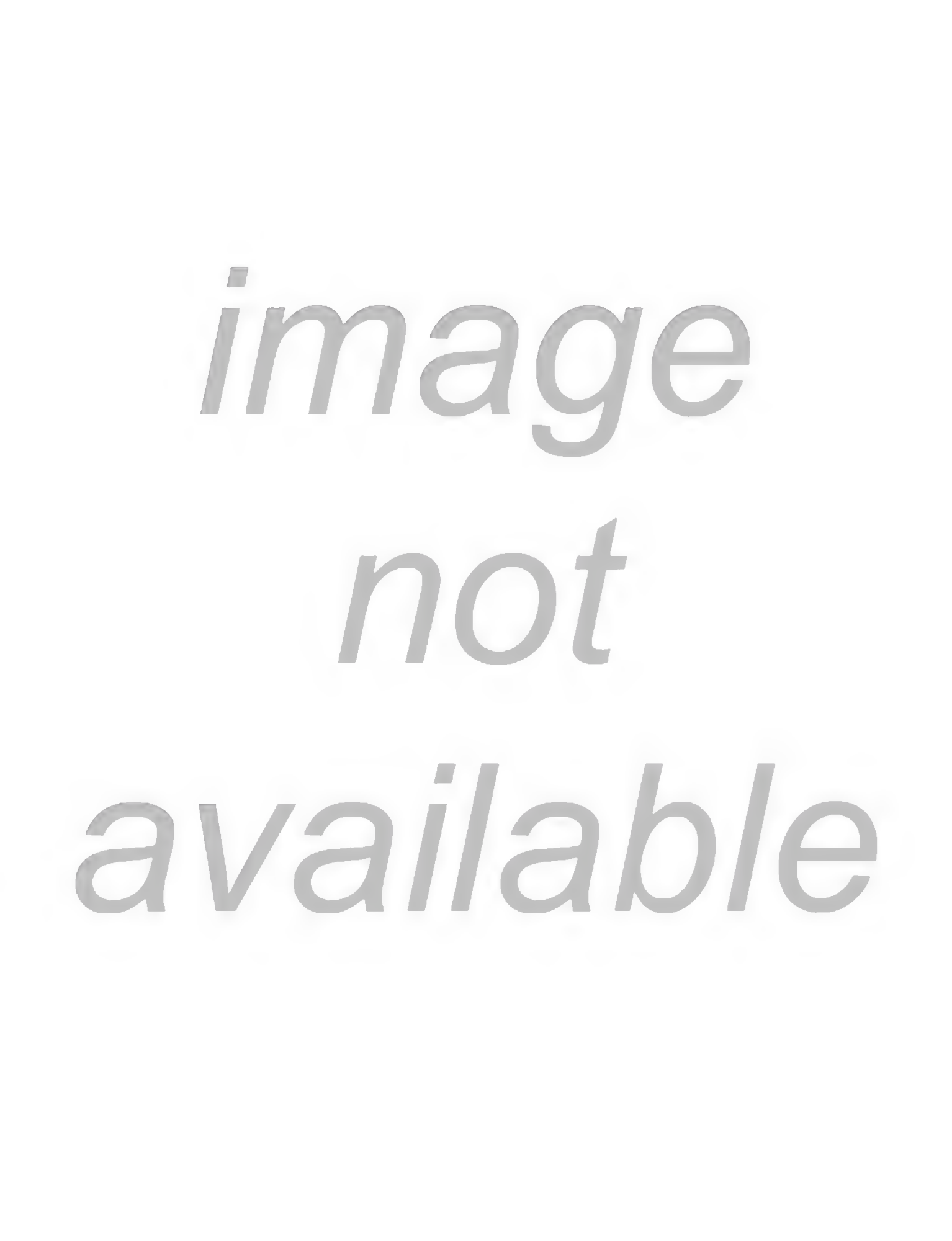


image
not
available

Resultat heraus. Hier steht die Schweiz obenan, und läßt alle anderen Staaten weit unter sich; ja sie schickt relativ fast soviel Studenten nach Deutschland wie Elsaß-Lothringen (Tabelle). Das ist um so interessanter, als die Schweiz bekanntlich selbst mit Universitäten in quantitativer Hinsicht ebensogut versorgt ist wie in qualitativer.

In einer gewissen Frage geben uns die Ausländer auf den deutschen Hochschulen einen allgemeinen Aufschluß, den wir, obgleich er die Inländer gerade so gut angeht, von diesen direct doch nicht zu erhalten im Stande sind. Das ist die Frage nach der größeren oder geringeren Beliebtheit, also Bedeutung der verschiedenen Universitäten. Für die Inländer besteht entweder ein gesetzlicher oder ein moralischer Zwang, wenigstens einen Theil der Studienzeit im engeren Vaterlande, also in dem betreffenden

Tabelle 15.

Herkunft der Ausländer auf deutschen Universitäten.

Land	Zahl	Procentsatz	Auf 1 Mill. Einw. des betreff. Landes
Oesterreich	178	16	4.4
Schweiz	213	19	79.0
Rußland	204	18	2.7
Großbritannien . . .	71	6	2.0
Frankreich	21	2	0.5
Skandinavien	22	2	2.6
Belgien und Holland .	34	3	3.8
Uebriges Europa . .	167	15	2.6
Vereinigte Staaten . .	173	16	3.5
Uebriges Ausland . .	42	3	—

Bundesstaate zuzubringen: und die pecuniäre Frage wirkt in gleichem Sinne mit, so daß wir auf diese Weise kein reines Bild von der Beliebtheit der Hochschulen erhalten können. Aber die Angehörigen derjenigen Bundesstaaten, welche keine eigene Universität besitzen, also namentlich die Hansestädter, noch mehr aber die zu uns kommenden Ausländer sind durch äußere Gründe nicht oder nicht wesentlich beeinflußt, und werden daher nur durch innere, wissenschaftliche, vielleicht auch durch vergnügliche, jedenfalls aber durch solche Motive geleitet, welche wirklich einen Vorzug der bezüglichen Universität ausmachen. Aus diesem Grunde sind in der folgenden Tabelle die Studirenden aus universitätslosen deutschen Bundesstaaten mit den Ausländern zusammengestellt, und darauf ein Maßstab für die Beliebtheit der verschiedenen Hochschulen gegründet. Gewählt wurden im Anschluß an Laspeyre die beiden Jahre von Ostern 1872 bis dahin 1873 und von Ostern 1881 bis dahin 1882. Aus Sommer- und Wintersemester sind dabei jedesmal Durchschnittszahlen gebildet, um den Einfluß der Naturschönheit, welche einigen Universitäten, wie Heidelberg, Freiburg und Tübingen, im Sommer eine besondere Anziehungskraft verleiht, aus dem Resultat zu eliminiren. Die erste Columne enthält demgemäß die Namen der Universitäten, die zweite die Zahl der dort 1872—73 immatriculirten „Universitätslosen", die dritte dasselbe für 1881—82, die vierte und fünfte dasselbe für die Ausländer, die sechste und siebente die Summe beider für die genannten Jahre, also die Zahlen, welche eben als Maß

der Beliebtheit gelten sollen. Endlich ist noch in der letzten Spalte angegeben, wieviel Procent der gesammten Studentenschaft die Ausländer 1881—82 an den verschiedenen Hochschulen ausmachten.

Man kann auf Grund dieser Tabelle die Universitäten des Deutschen Reiches in drei Gruppen theilen, in die beliebten, die indifferenten und die unbeliebten. Zu den letzteren gehören alle ostdeutschen Universitäten außer Berlin, nämlich Königsberg, Breslau, Greifswald und Rostock, außerdem die halbe Universität Münster und das großherzoglich hessische Gießen; das letztere scheint aber im Begriffe zu sein, einen, schon in dem Vergleich seiner beiden Zahlen für 1872 und 1882 erkennbaren Aufschwung zu nehmen. Zu den eine Mittelstellung zwischen den unbeliebten und den beliebten ein-

Tabelle 16.

Beliebtheit der deutschen Universitäten.

Universität	Universitäts-lase		Ausländer		Zusammen		Ausländer in Procenten
	1872/73	1881/82	1872/73	1881/82	1872/73	1881/82	
Leipzig . . .	177	231	255	215	432	446	6,7
Berlin	75	178	261	244	336	422	6,0
Göttingen . .	122	136	59	58	181	194	5,6
Heidelberg . .	46	40	154	119	200	159	17,3
München . . .	16	44	82	106	98	150	5,6
Halle	66	94	58	54	124	148	4,1
Straßburg .	11	25	37	100	48	1·5	12,8
Jena . .	48	58	43	31	91	89	6,4
Würzburg . .	9	22	83	62	92	84	6,3
Tübingen . .	25	48	54	36	79	84	3,0
Freiburg . . .	0	47	18	32	18	79	5,7
Bann	24	20	56	46	80	66	4,7
Marburg . . .	15	52	6	9	21	61	1··
Erlangen . . .	12	26	25	24	37	50	5,0
Kiel	15	37	3	6	18	43	1,8
Königsberg . .	1	2	23	25	24	27	3,0
Gießen . . .	2	5	7	12	9	17	2,8
Breslau . . .	5	4	18	12	23	16	0,8
Greifswald . .	7	9	12	5	19	14	0,8
Münster . . .	24	12	7	1	31	13	0,4
Rostock . . .	1	6	2		3	9	1,7

nehmenden Universitäten gehören die mitteldeutschen Hochschulen, Kiel, Jena, Marburg, Bonn, und von süddeutschen Würzburg und Erlangen, Freiburg und Tübingen. Im Vergleich der beiden hier gegenüber gestellten Zeitpunkte weisen diese acht Universitäten jedoch ganz verschiedene Charaktere auf. Während nämlich Jena, Würzburg, Tübingen, Bonn und Erlangen „von altem Adel" sind, sind die drei anderen erst seit dem Erstehen des deutschen Reiches emporgekommen, am mächtigsten das badische Freiburg; ja, es zeigt sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß eine Hochschule, die 1872 von

der Hanseaten, Anhaltern, Braunschweigern u. s. w. nach gar nicht entdeckt war — Freiburg weist in der ersten Columne die Zahl null auf — nach einem Jahrzehnt bereits sich einer relativ starken Beliebtheit erfreut. Dank der schönen Lage und der Fürsorge der badischen Regierung ist diese Beliebtheit auch neuerdings noch in weiterem Steigen begriffen.

Zu den besonders beliebten Universitäten gehören die drei großen: Berlin, Leipzig und München, außerdem aber Göttingen, Heidelberg, Halle und Straßburg. Es ist erfreulich, wie rasch das letztere in diese Kategorie eingetreten ist, wenn dies auch, wie es ja nicht anders möglich war, auf Kosten benachbarter Hochschulen geschehen ist. Namentlich Heidelberg hat hierunter stark gelitten, und steht deshalb, von Göttingen überholt, nicht mehr an dritter Stelle (gleich hinter Leipzig und Berlin), sondern nur noch an vierter. Was endlich die beiden Concurrentinnen an der Spree und an der Pleiße betrifft, so nimmt in unserer Tabelle Leipzig zwar noch den Vorrang in Anspruch; aber man sieht, daß ihm Berlin, im Vergleich mit 1872, im Jahre 1882 schon bedeutend näher auf den Leib gerückt war; und nachdem es schon seit einer Reihe von Semestern sich die größere Gesammtzahl von Studirenden errungen hatte, ist ihm auch hinsichtlich der Zahl der Ausländer ganz neuerdings der Sieg geworden.

Noch bleiben der letzten Columne ein paar Worte zu widmen. Die Zahlen derselben halten sich, von der letzten abgesehen, der Mehrzahl nach zwischen den Grenzen 4 und 7. Die Ausländer bilden also ein kleines, aber nicht verschwindenes Contingen an unseren Hochschulen; und da sie meist zu den besseren und begabteren Vertretern ihrer Nationen zu gehören pflegen, da sie sich überdies, um das Leben kennen zu lernen, mit besonderem Eifer in dies Leben hineinmischen, so kann man nur sagen, daß sie in vortheilhafter Weise zur Belebung des akademischen Kreises beitragen. Wer hätte als Student nicht die Bekanntschaft dieses oder jenes Ausländers gemacht, ja Freundschaft mit einem solchen geschlossen? Wer nicht seinen Gesichtskreis erweitert und sich willkommene Anknüpfungspunkte in der Ferne für die Zukunft geschaffen? So zeigt sich auch hier, daß die Einrichtungen eines Staates, welche die Schaar der Fremden herbeilocken, in letzter Instanz den eigenen Landeskindern zu Gute kommen.

„Neues Leben" von Friedrich Bodenſtedt.*)

Ein Grab am Wieſenbach.

Krausköpfige Weiden am Wieſenbach ſteh'n
Zwiſchen hohen Pappeln und Erlen,
Und wo die Wellen durch's Röhricht geh'n,
Da blitzt es im Mondlicht wie Perlen.

Es war ein Fräulein leichtgeſinnt,
Die liebt' einen Junker thöricht,
Der ſie verließ; ſie barg ihr Kind
Zur Nacht im dunklen Röhricht.

Lang ſtarrte ſie ſtumm auf das Waſſergrab,
Sie konnte nicht ſprechen noch weinen,
Dann ſank ſie troſtlos ſelbſt hinab,
Sich dem Kinde im Tod zu vereinen.

Die heimliche Sünde iſt Selbſtbetrug!
Das fühlte ſie qualvoll im Schilfe;
Für ſie war das Waſſer nicht tief genug,
Für das Kind kam zu ſpät ihre Hilfe.

Ihr entrang ſich ein ſchriller Jammerſchrei
Im Verſuche, zum Tod ſich zu betten.
Ein Wand'rer hört's und eilt herbei,
Die Unglückſelige zu retten.

*) Unter dieſem Titel erſcheint die jüngſte Sammlung von Bodenſtedt-Dichtungen bei S. Schottlaender in Breslau. Dichter und Verleger ſtehen uns ſo nahe, daß wir Scheu tragen, eine Kritik der Sammlung zu bringen. Wir bieten unſeren Leſern durch die Mittheilung einiger Proben noch den Aushängebogen hierfür Erſatz.

D. R.

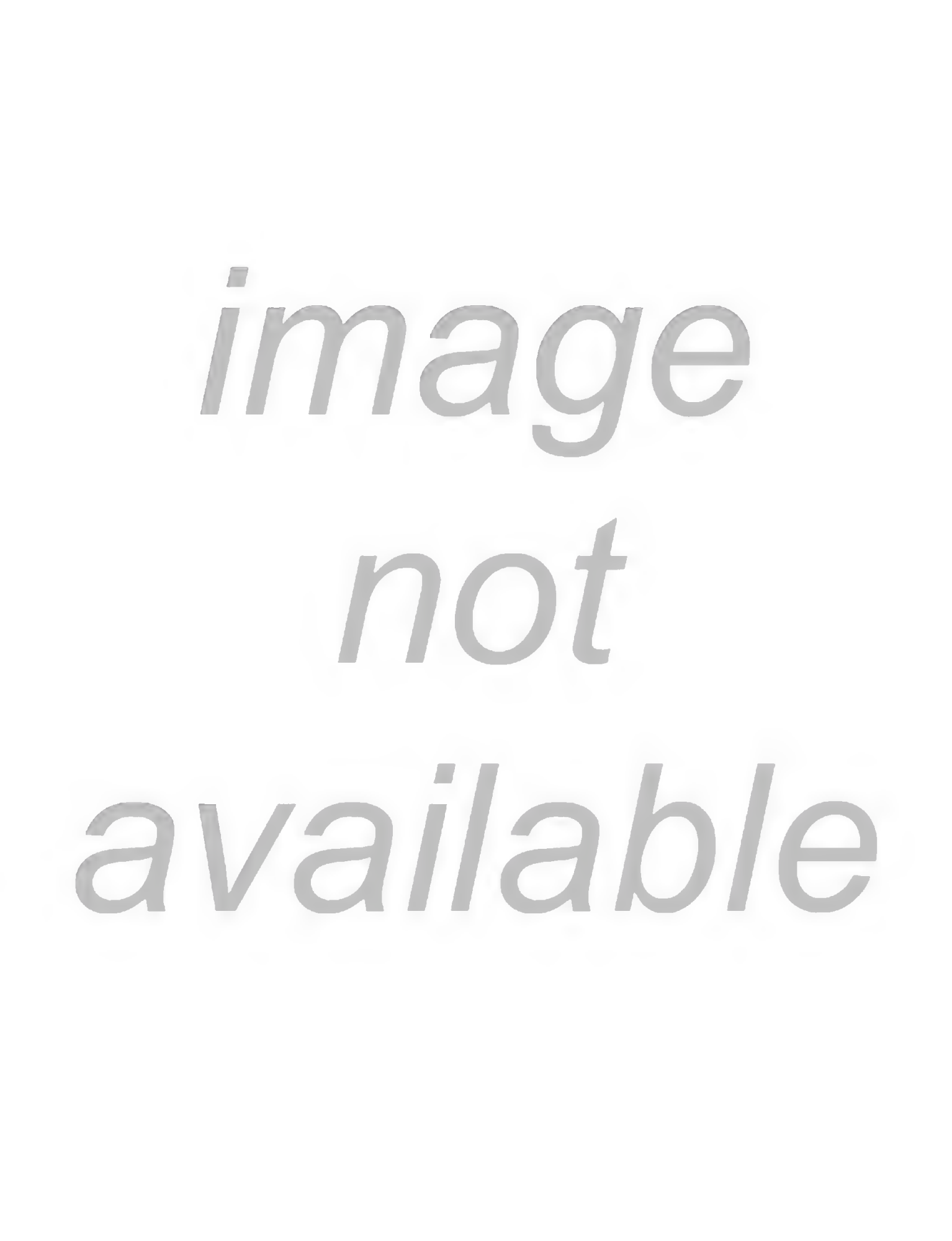


image
not
available

Dein Odem war schon Fäulniß, als dich kühne
Barbaren niederschmetterten im Streite,
Doch durch das Kreuz gewannst du eine zweite
Weltherrschaft bald, daß neu dein Lorbeer grüne.

Aus deinen Römern wurden Italiener,
Aus deinen Heiden wurden Nazarener,
Der heilige Petrus ward dein Glaubensheld.

Durch Päpste, zu der Kirche Hort berufen,
Und Künstler, die erhabene Werke schufen,
Wardst du auf's Neu die Wunderstadt der Welt.

Lied.

Wenn Deine Stimme mir
Klagend und klangvoll tönt,
Hüpft mir das Herz
Wie ein Vöglein im Käfig.

Wenn Deiner Augen Glut
Mir in die Seele strahlt,
Wird sie so hell
Wie der sonnige Himmel.

Von dieser Wunderwelt
Hebt sich der Schleier ganz,
Du bist darin
Mir das holdeste Wunder!

Der Tod.

Ich bin das Ende
Vergänglichen Scheins,
Ich bin die Wende
Urewigen Seins.

Ich komme zu lösen
Die Guten und Bösen
Aus Lebensnoth;
Allen Jammer auf Erden,
Unheil und Beschwerden
Bannt mein Gebot.

Bald nah' ich verstohlen
Auf leisen Sohlen
In stiller Nacht,
Wo am Bette des Kranken
In trüben Gedanken
Die Liebe wacht.

Bald komm' ich in Stürmen,
Wo Wogen sich thürmen,
Bald in Donner und Gluten,
Ueber Mann und Mast —
Wo Helden verbluten
Im Schlachtfeld zu — Gast.

Ich löse die Bande
Des Ruhms und der Schande
Vom Lebenslauf,
Ich drücke mein Siegel,
Als der Wahrheit Spiegel,
Jedwedem auf.

Die Feigen durchbeben
Vor mir das Leben
In Furcht und Groll;
Die Muthigen schauen
Auf mich von Vertrauen
Und Hoffnung voll.

Ich bringe Befreiung
Aus ird'scher Entzweiung
Von Sein und Schein,
Des Bösen Enthüllung,
Des Guten Erfüllung
Im wahren Sein.

Das Leben ist mein Ernährer
Und ich bin des Lebens Verklärer.

Sprüche.

Jedes Menſchen Fuß im Lebenslauf
Wirbelt den Staub von Jahrtauſenden auf:
Der Eine ſchüttelt ihn ab mit Verachtung,
Dem Andern wird er zum Stoff der Betrachtung.

*

Sprich gut von Andern — und die gute Kunde
Bleibt für die Hörer nur ein leerer Schall;
Sprich ſchlecht — und jedes Wort aus Deinem Munde
Weckt tauſendſtimmigen Widerhall.

*

Geſetze ſollen wie Mauern nützen
Leben und Eigenthum zu ſchützen,
Doch innerhalb der Mauern geſchehen
Mehr Sünden als wir außerhalb ſehen.

*

Willſt Du geiſtreich erſcheinen,
Mußt Du Alles verneinen
Was man als groß und erhaben preiſt;
Doch, haſt Du wirklich im Kopfe Geiſt,
So wird Dir ſelbſt aus den kleinſten Dingen
Erhab'nes und Großes entgegenſpringen.

*

Gar leicht verliert der Blick ſich in der Ferne,
Wo wir verſchwommen Alles rings gewahren:
Nur in dem Leuchten ſchöner Augenſterne
Kann uns der Himmel ganz ſich offenbaren.

*

Jungfräulich rein flockt vom Himmel der Schnee,
Den ich bald als Schmutz in den Gaſſen ſeh'.

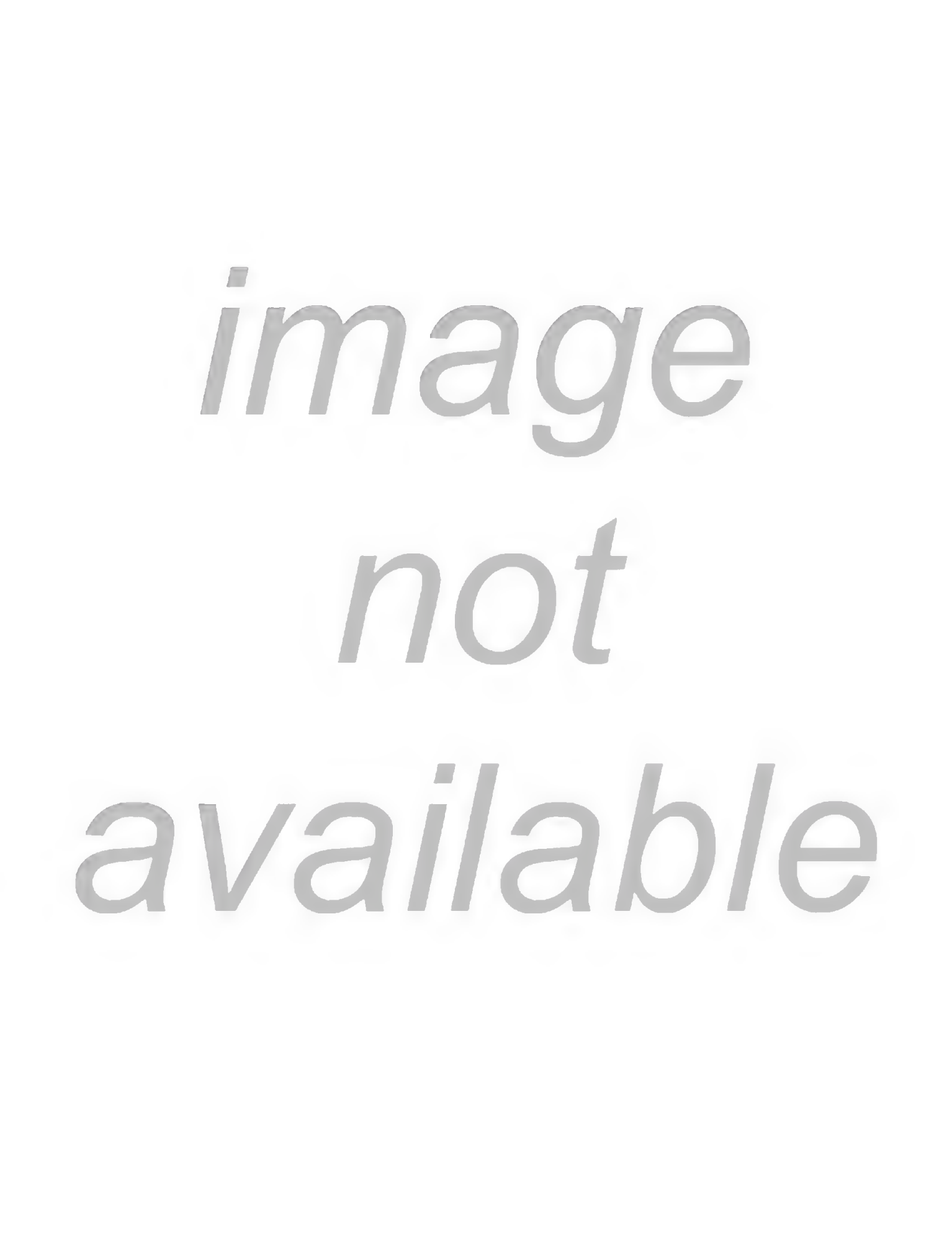


image
not
available

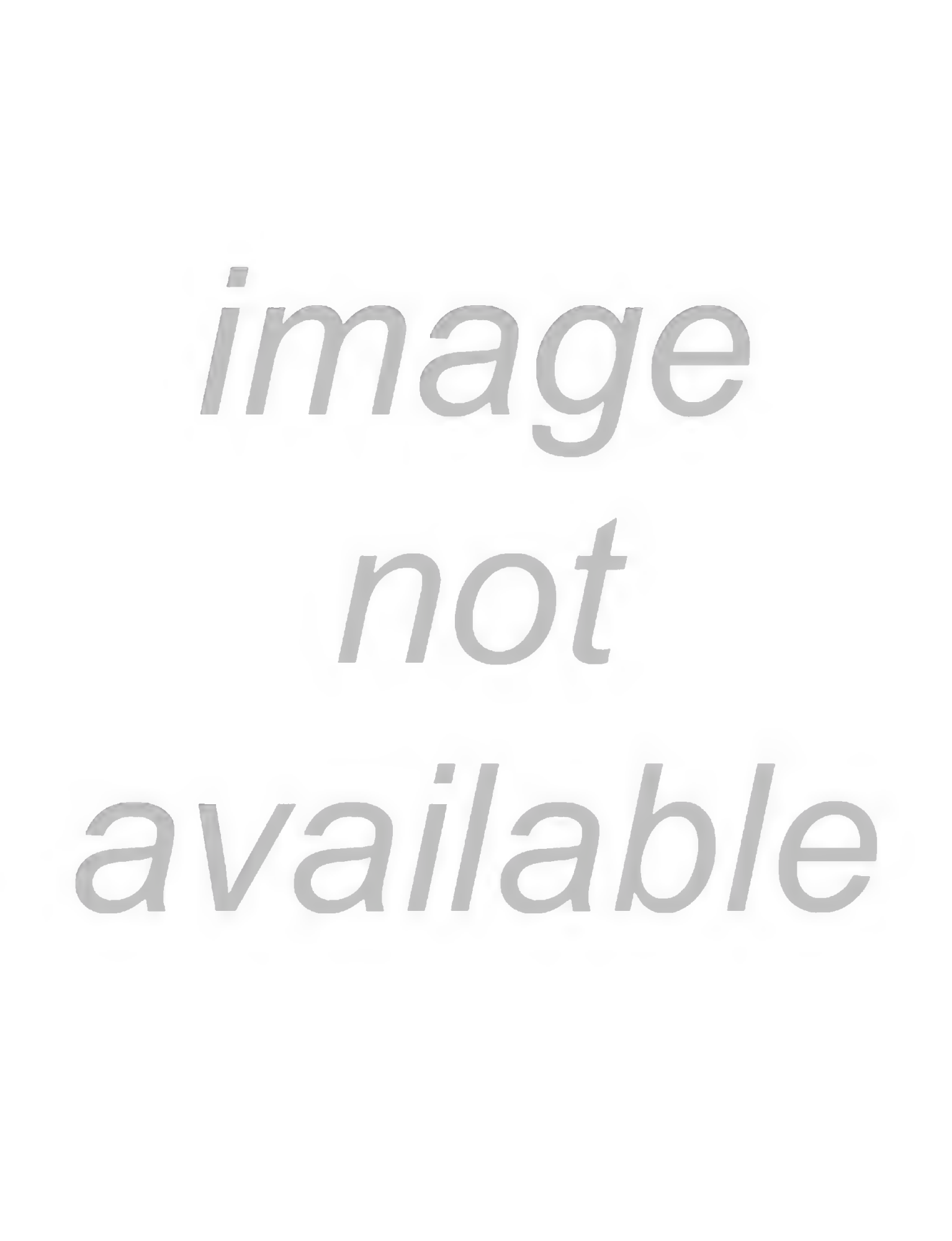


image
not
available

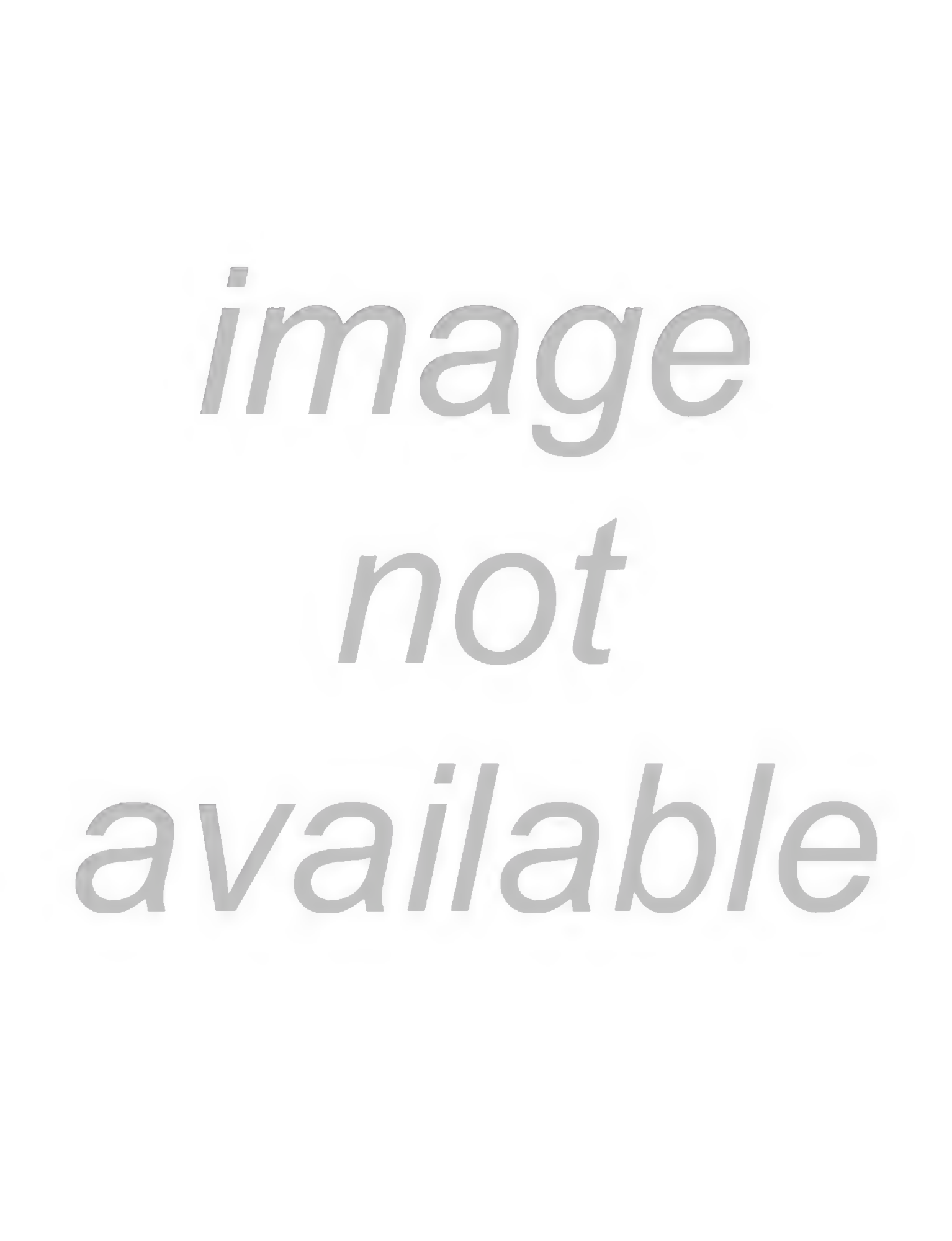


image
not
available

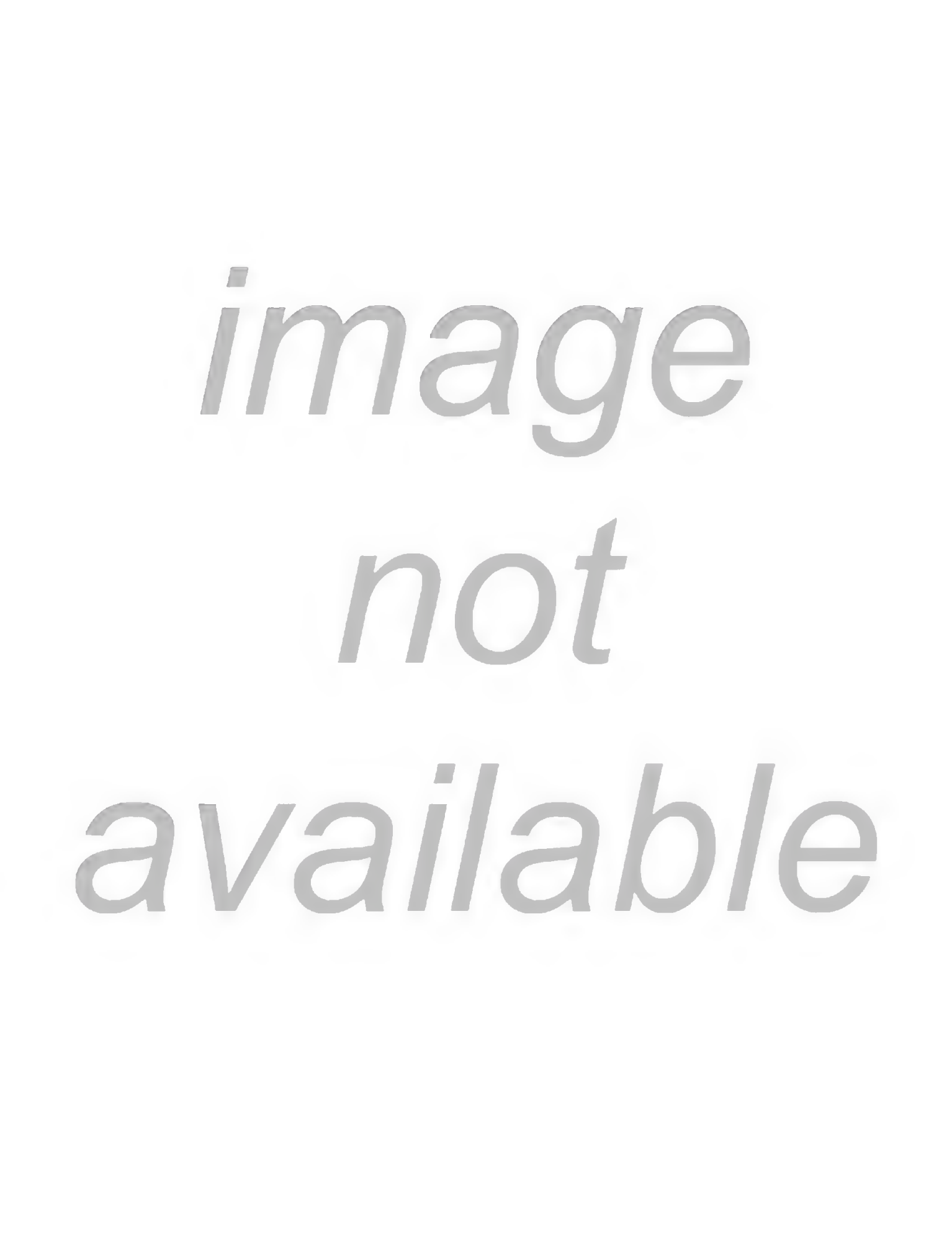


image
not
available

Sardonyx-Kamee. Die Familie der Cäsaren:
Julius die Erdkugel haltend, Julius Cäsar im Himmel, von Drusus begleitet, Augustus auf einem Pegasus von Cupido zum Himmel geleitet. Tiberius und Livia auf dem Throne. Germanicus gerüstet, Antonia, seine Gemahlin Agrippina und der jugendliche Caligula um ihn, hinter dem Throne der jüngere Drusus und Julia Livilla. Im unteren Abschnitt germanische und andere Gefangene. Größe 13:11 Zoll englisch. Der zweitgrößte der bekannten geschnittenen Steine. Von Konstantinopel durch Balduin II. den letzten fränkischen Kaiser nach Paris gebracht. (Nat.-Bibl. Paris.)

Aus: Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Berlin. G. Grote.

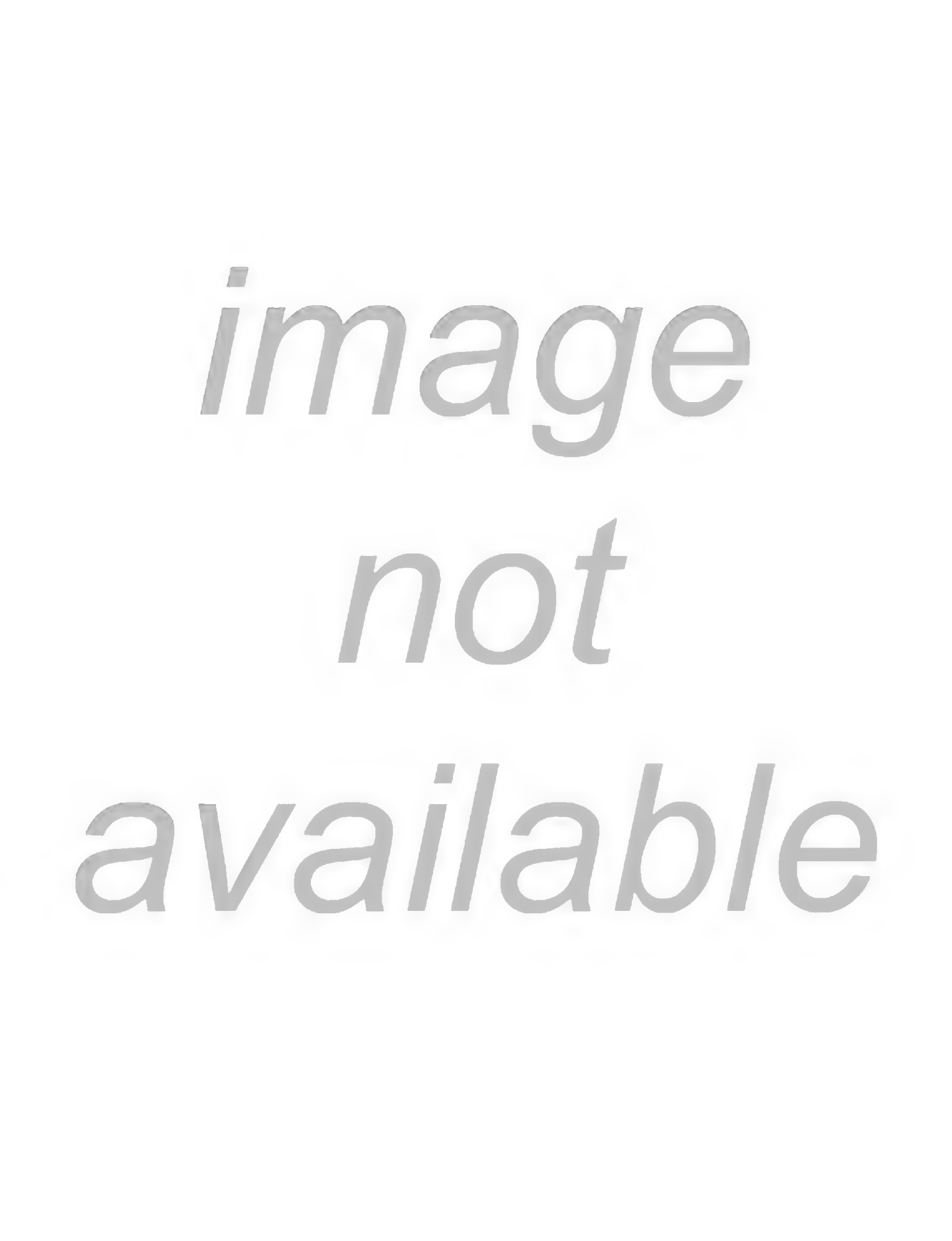


image
not
available

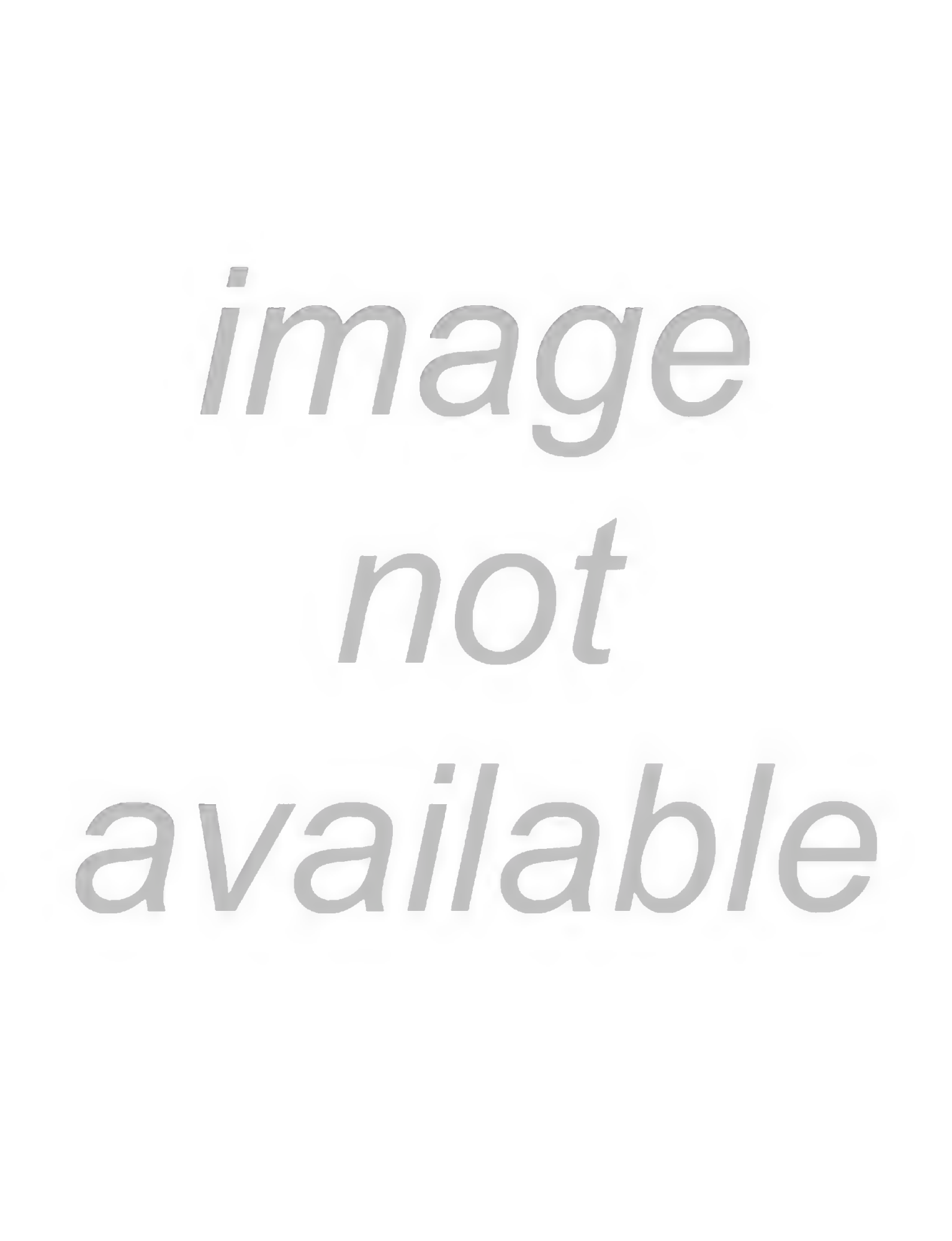


image
not
available

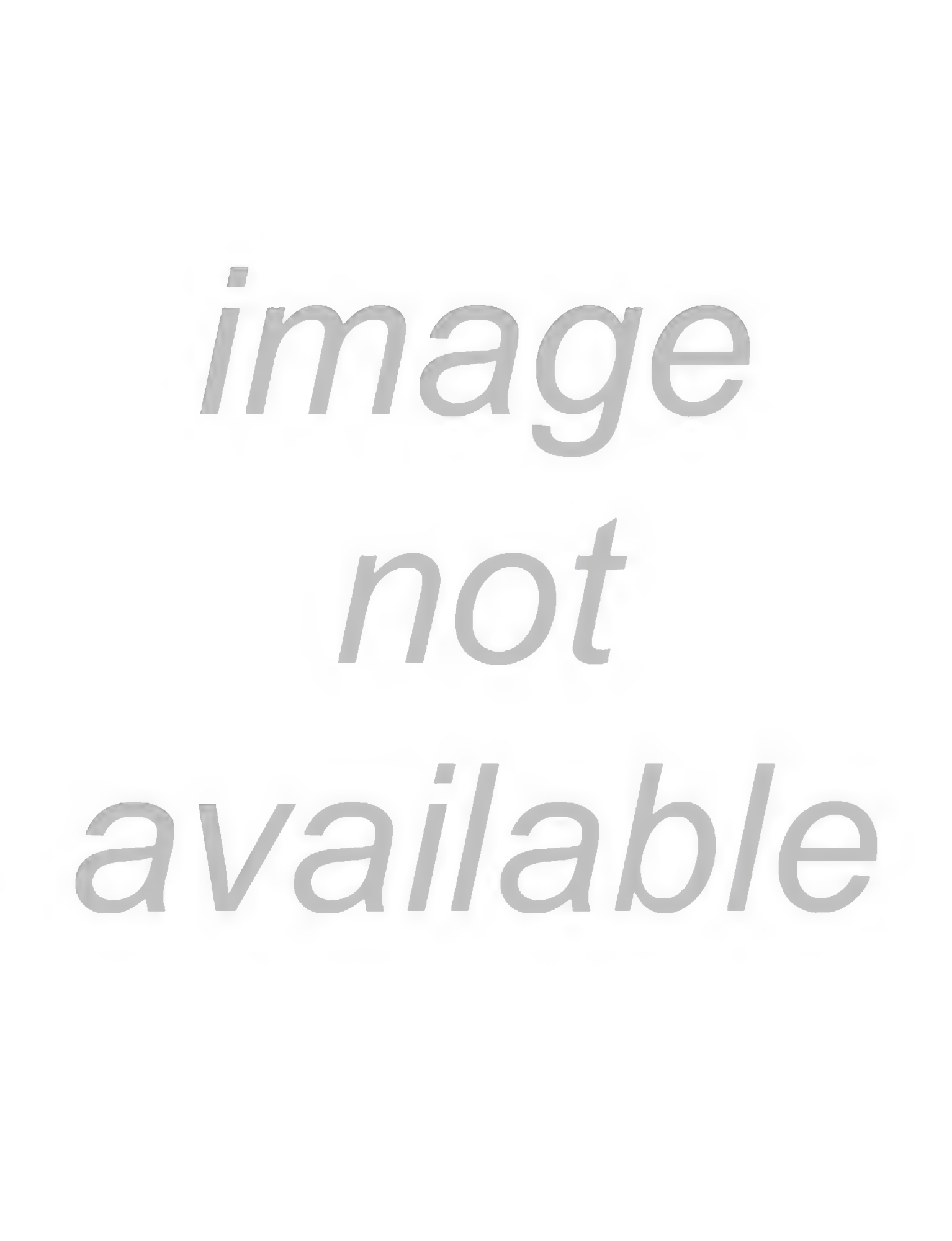


image
not
available

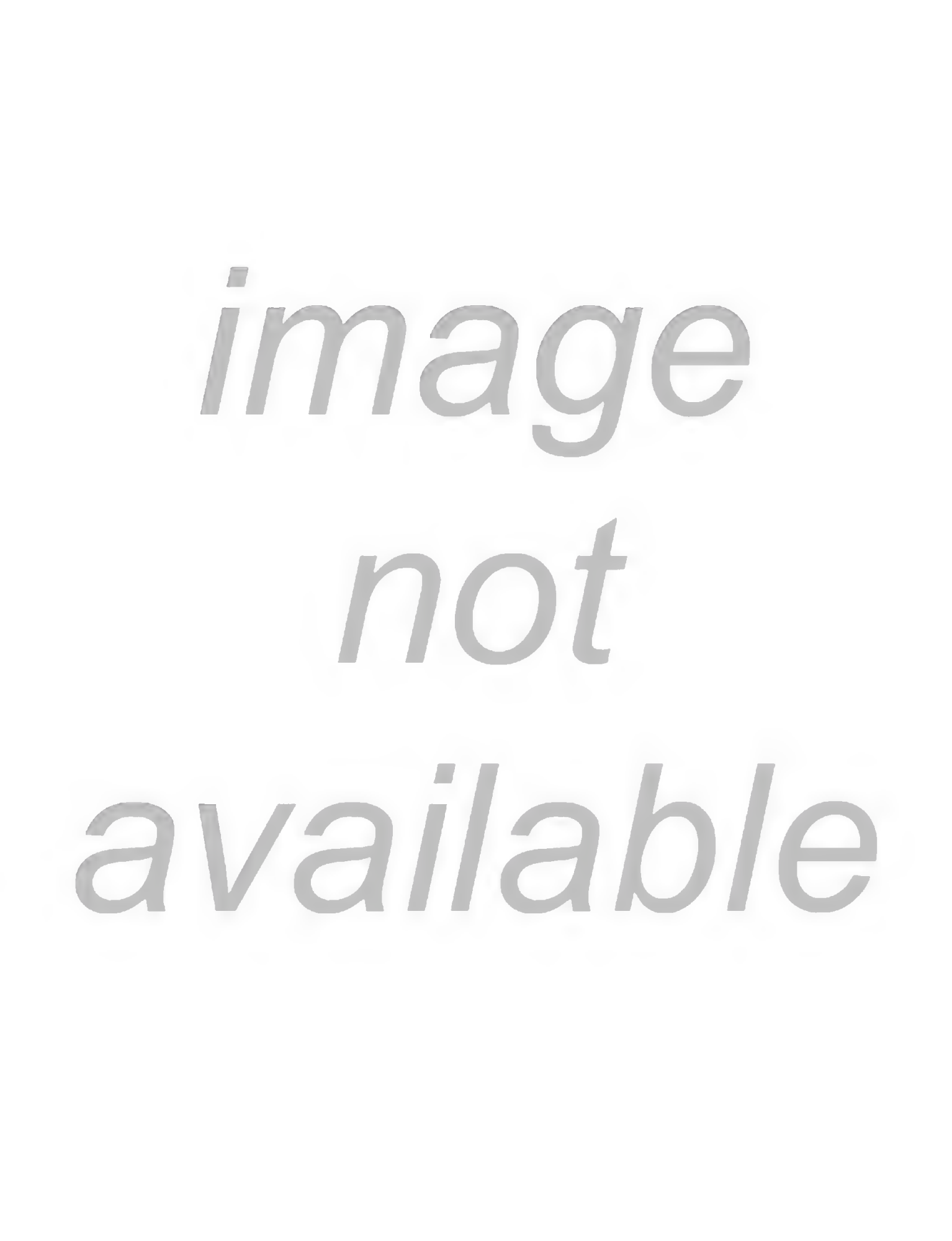


image
not
available

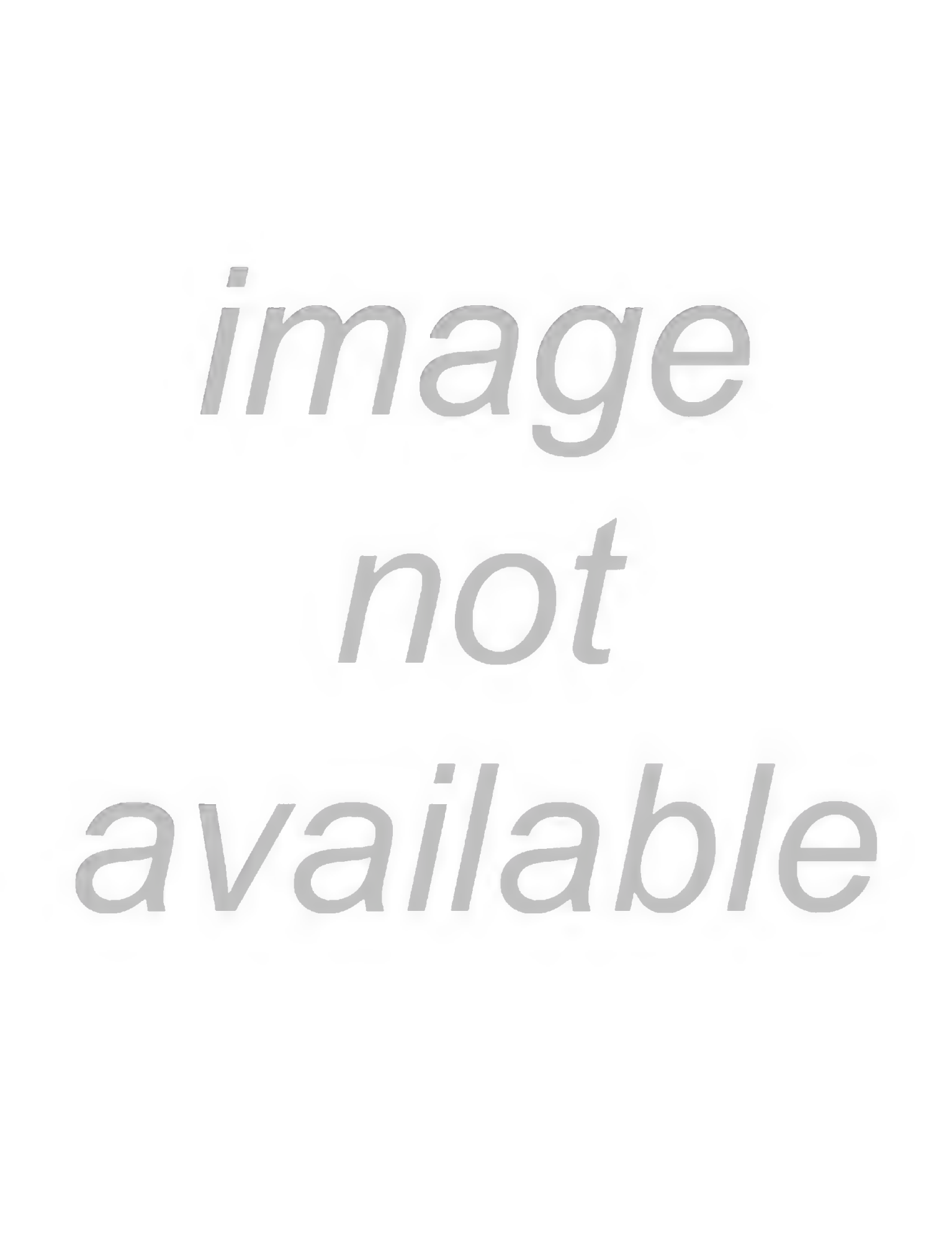


image
not
available

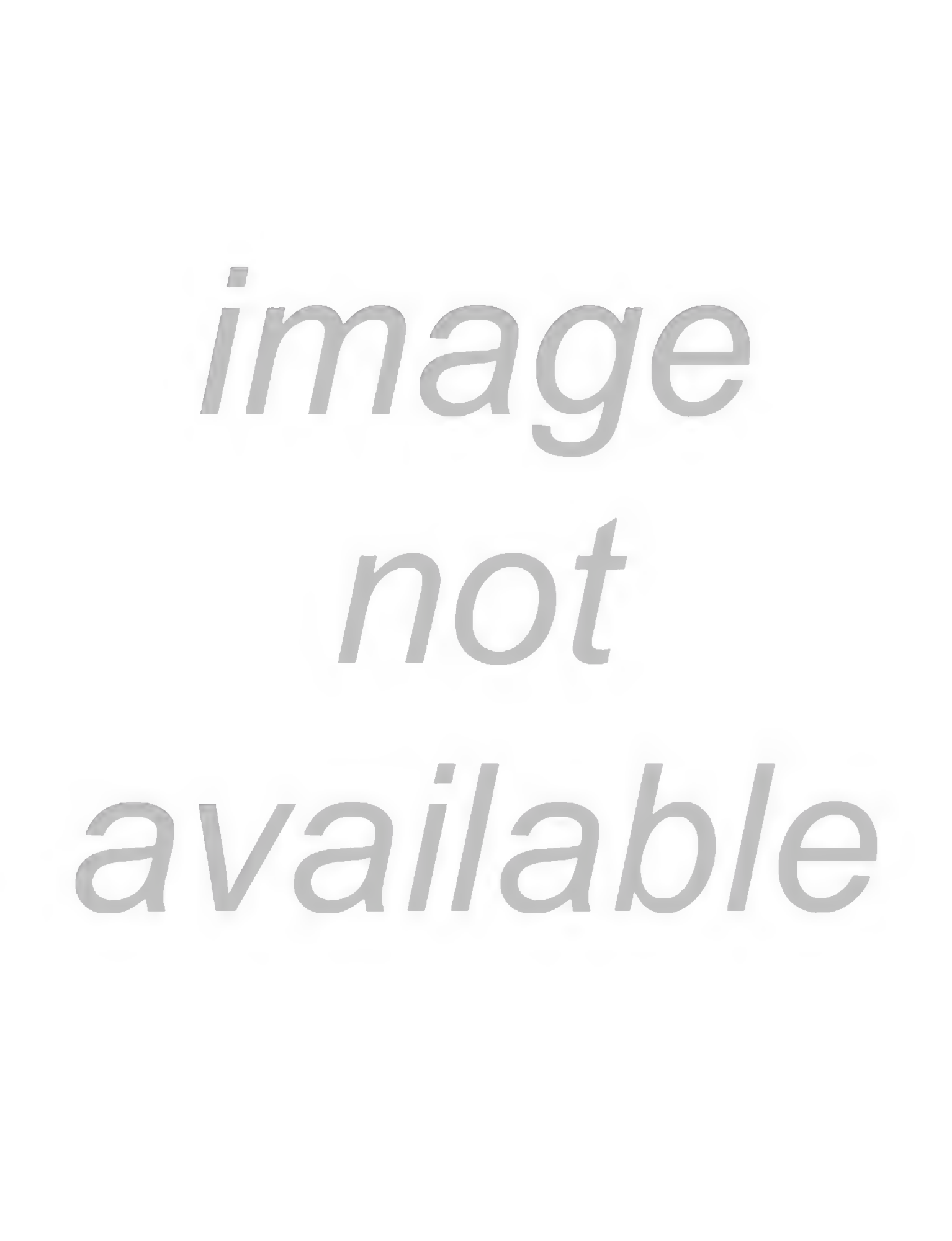


image
not
available

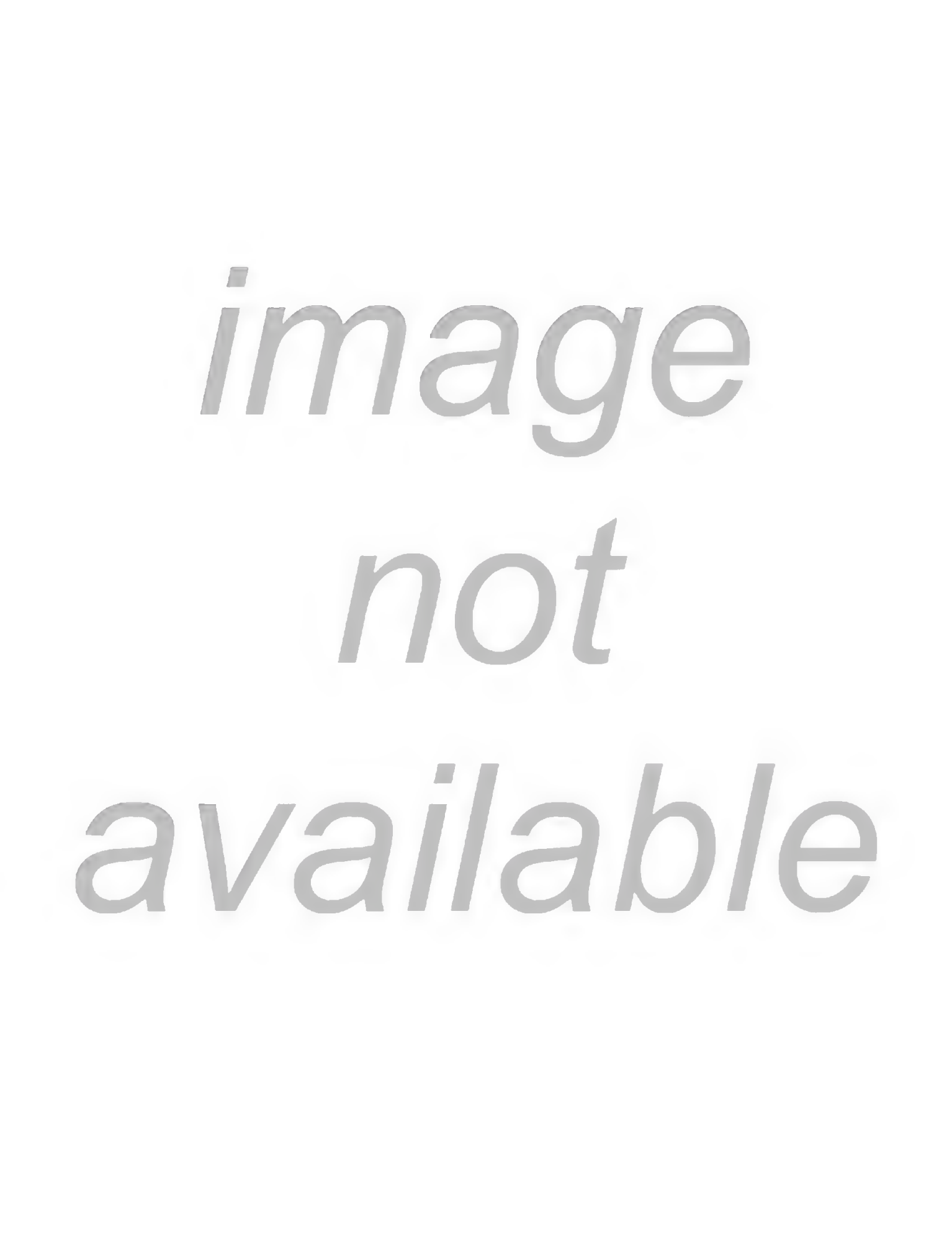


image
not
available

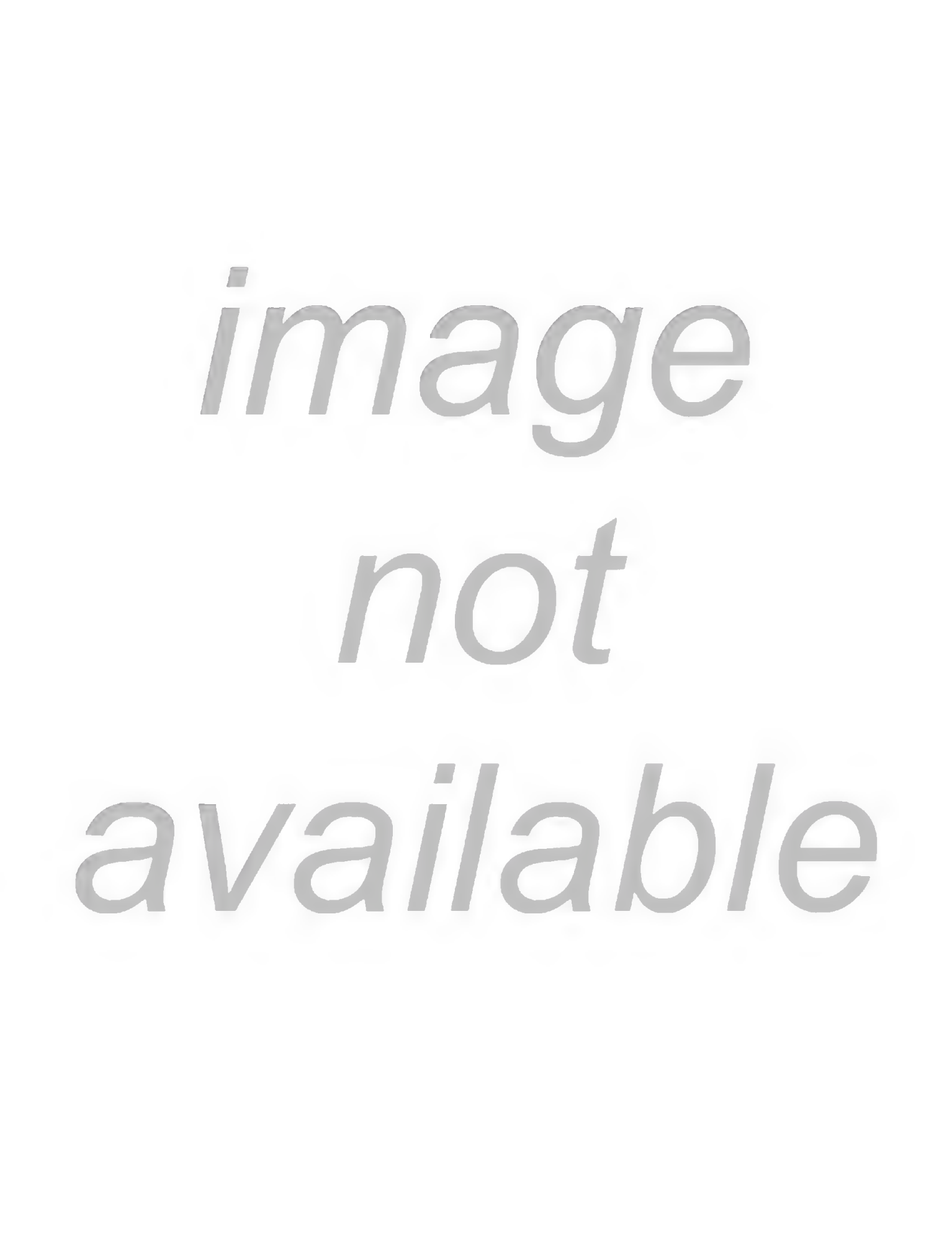


image
not
available

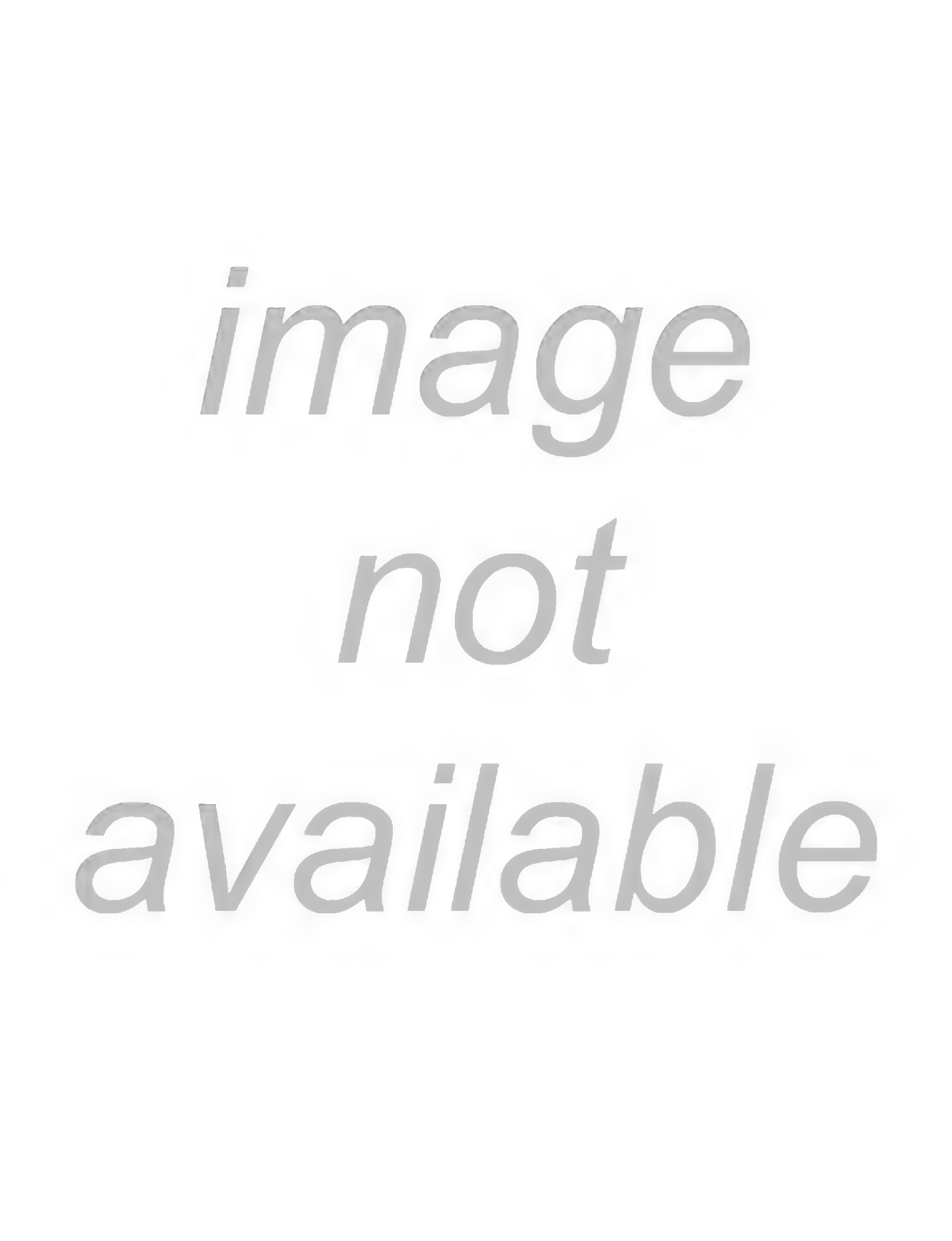


image
not
available

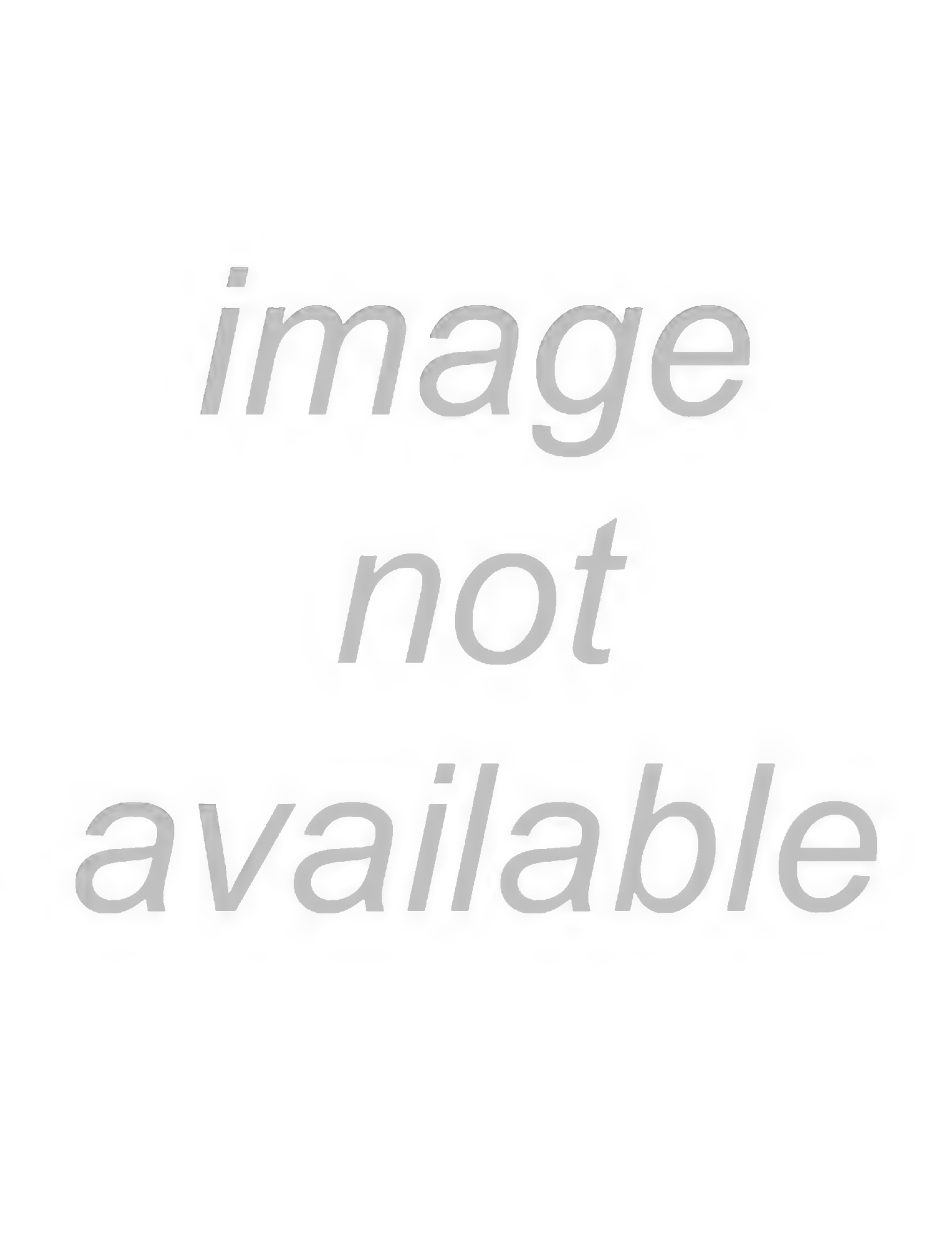


image
not
available

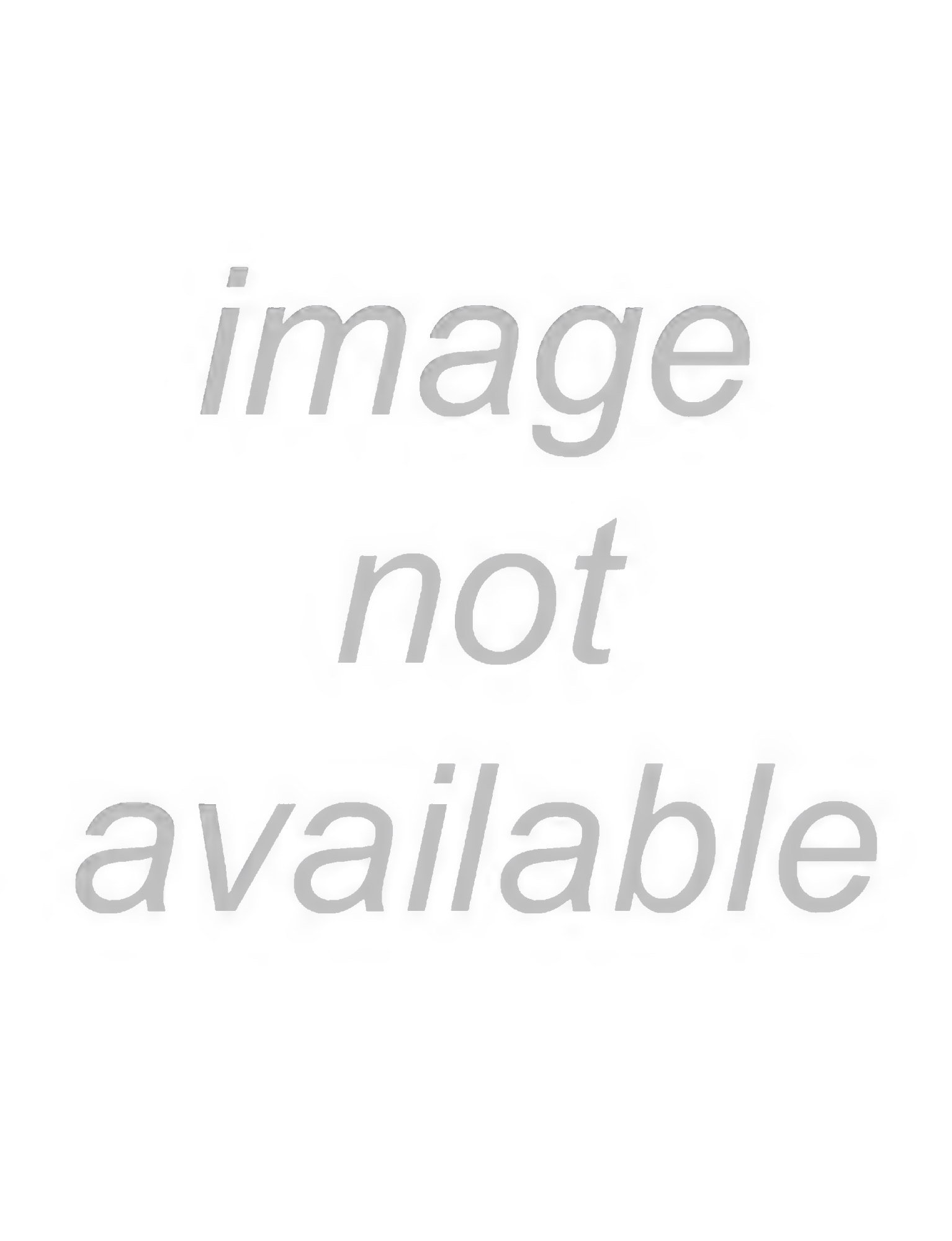


image
not
available

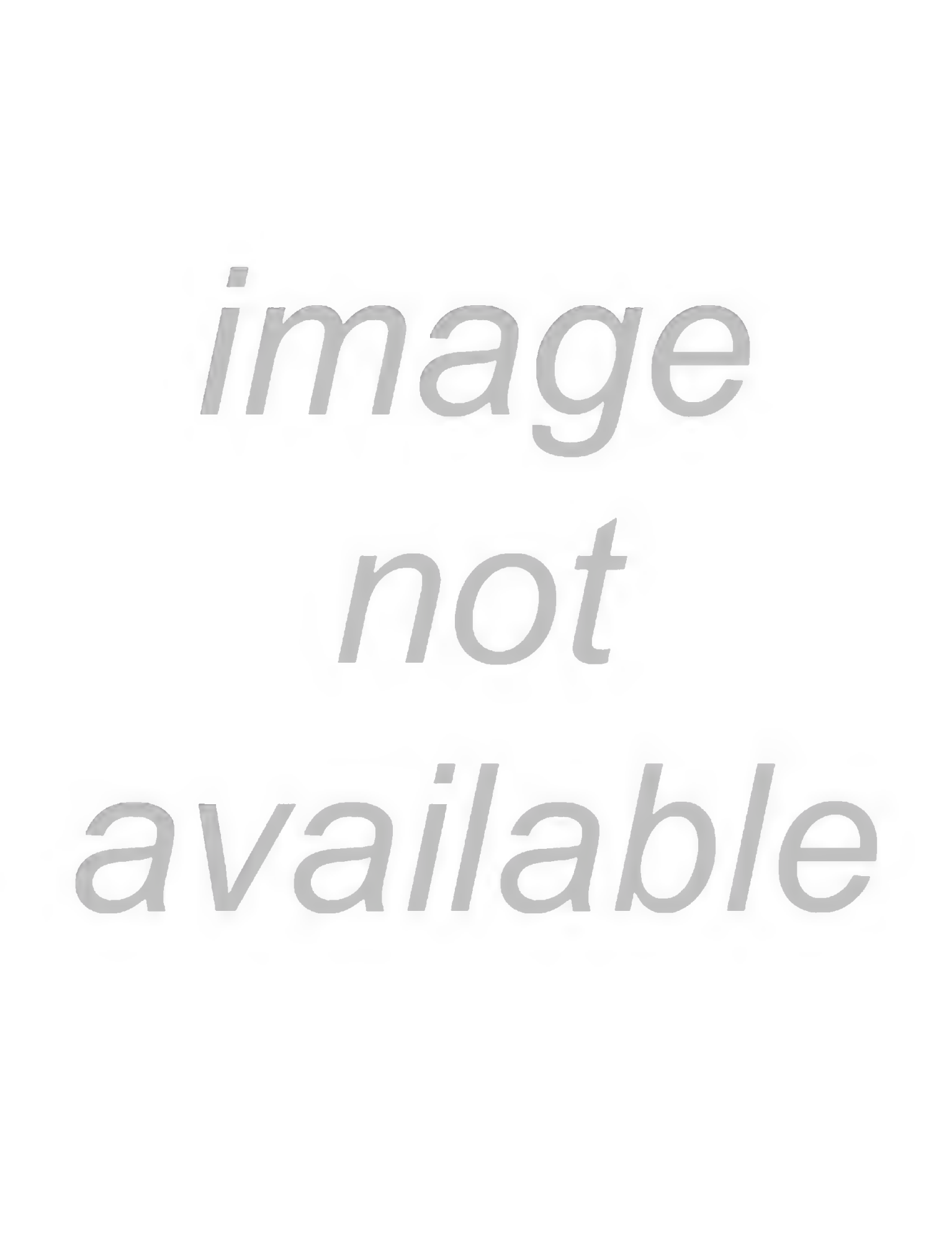


image
not
available

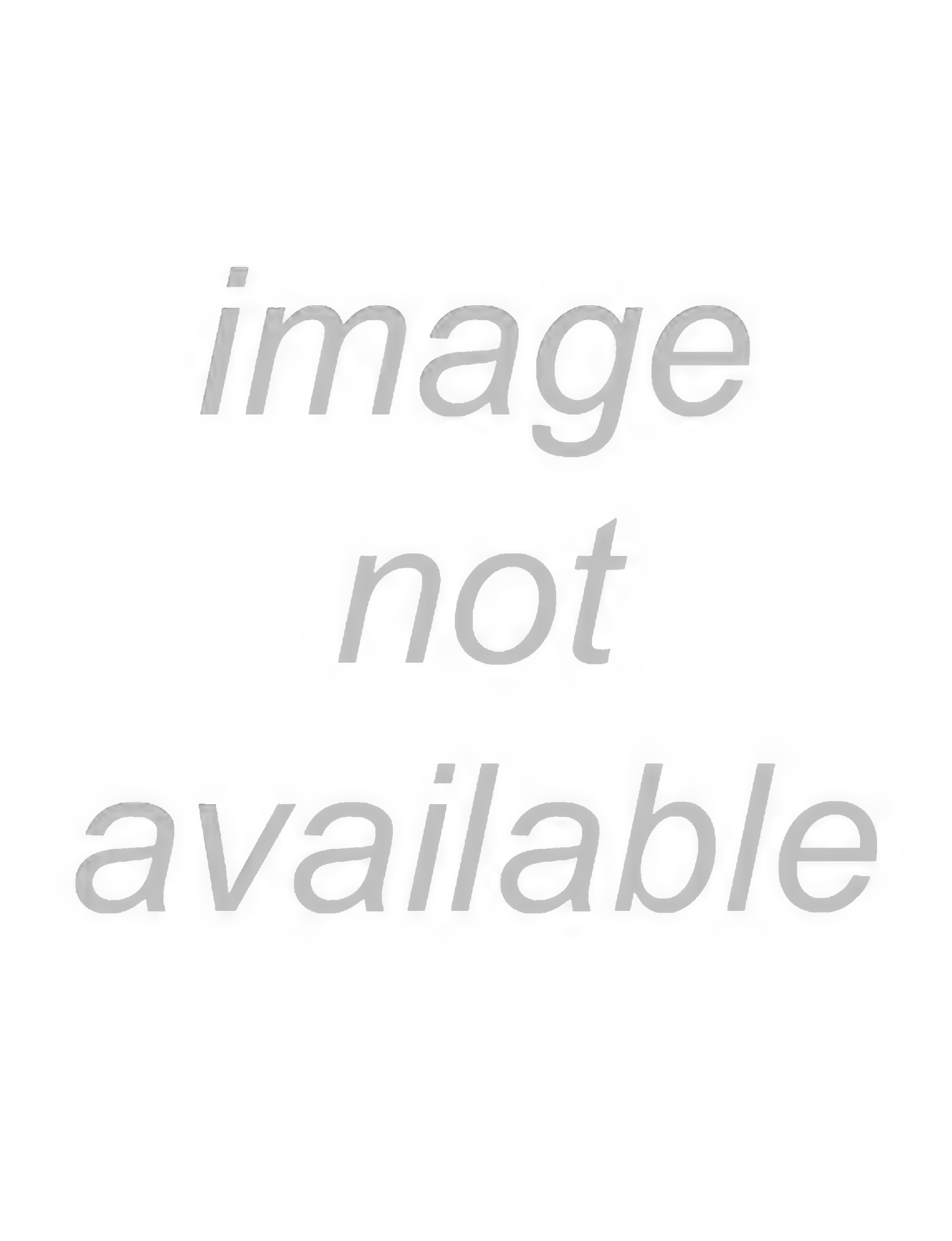


image
not
available

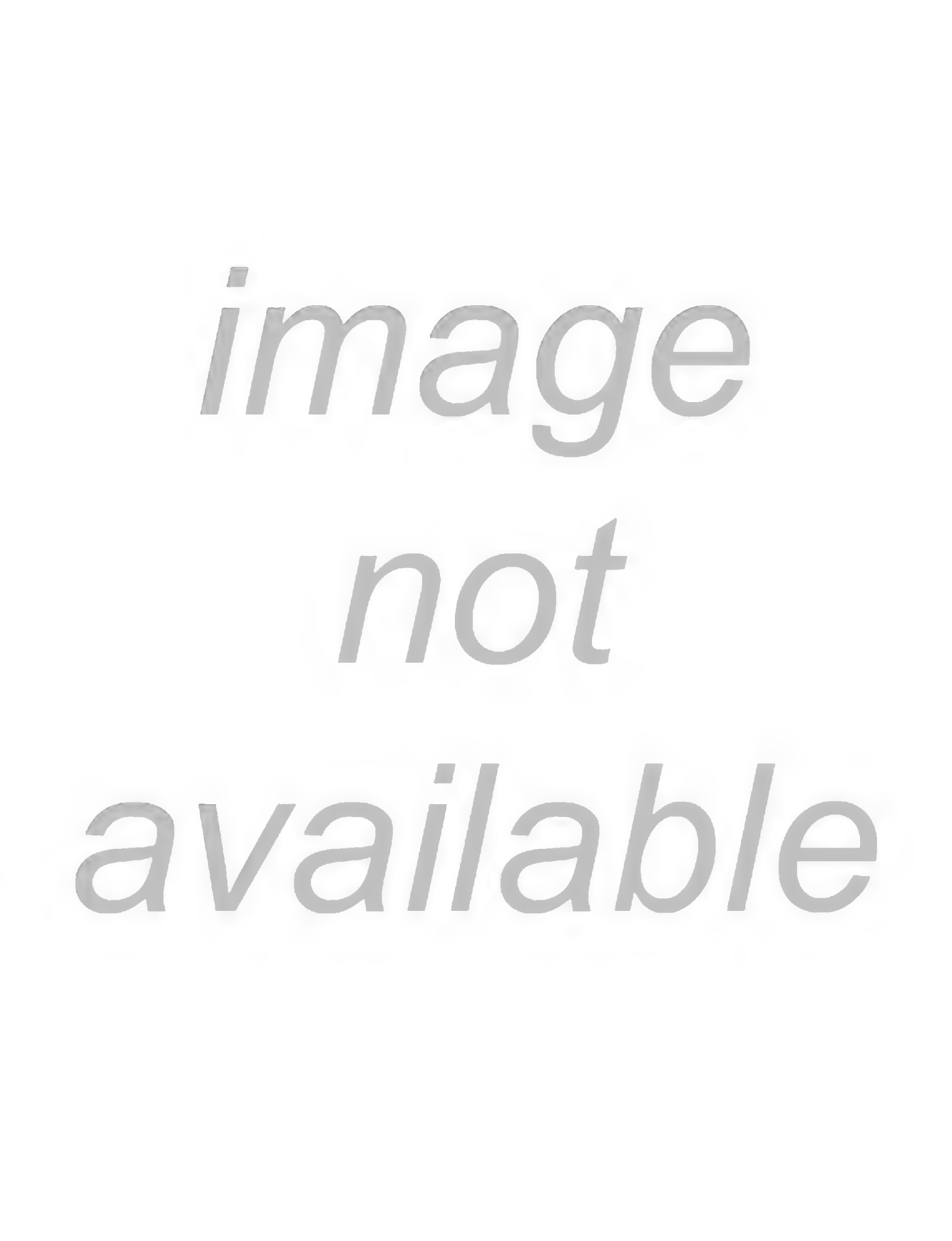


image
not
available

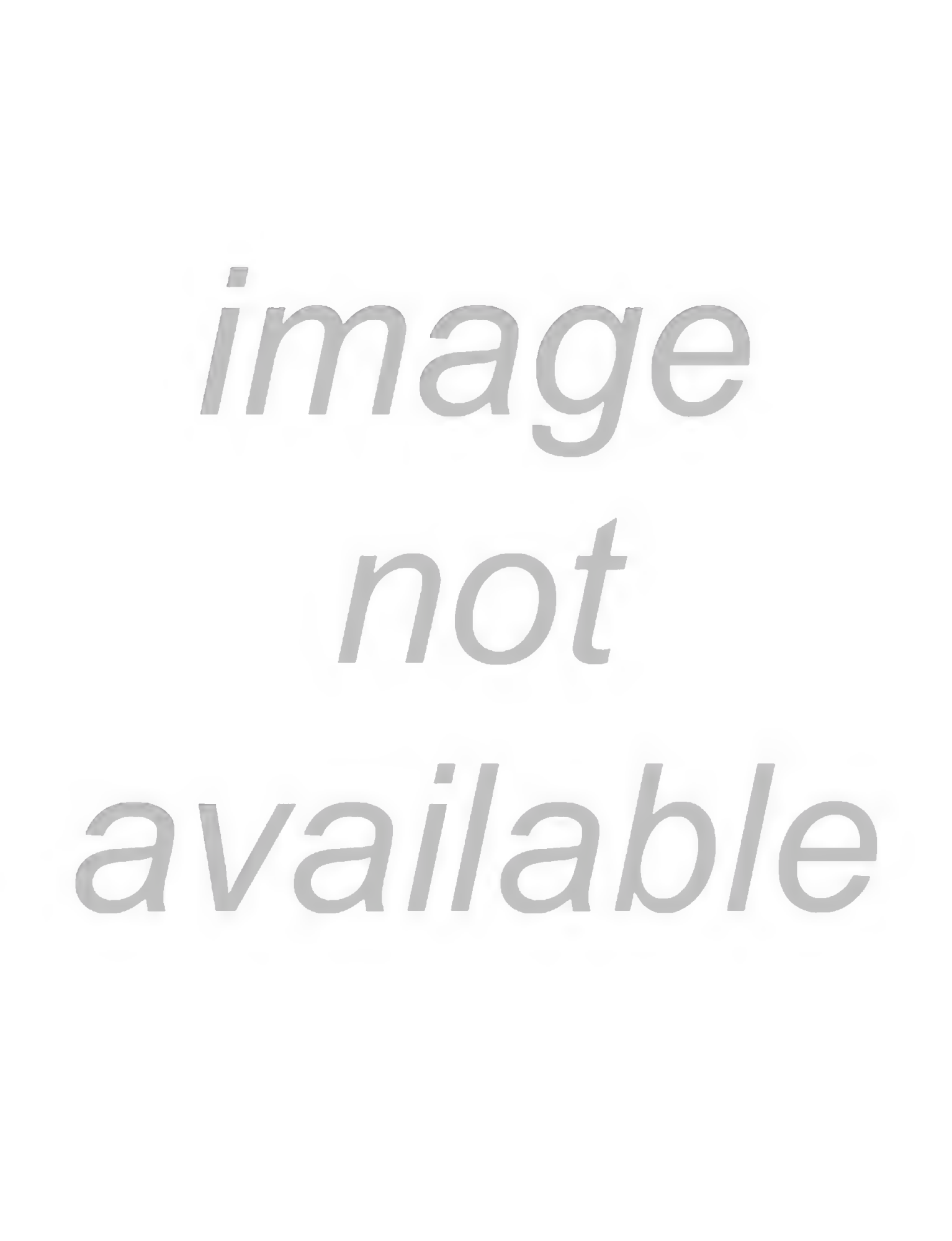


image
not
available

die an Frische und Anmuth ihren Vorgängern Nichts nachgeben. — Verwandt mit der Baumbachschen Eigenart ist Heinrich Seidel, dessen Vorstadtgeschichten (Leipzig, A. G. Liebestind) in ihrer dritten Auflage nun zu einem stattlichen Bändchen angewachsen sind. Es sind kurze, feinsinnige Erzählungen aus dem Treiben der entfernteren Winkel der Residenz mit einer trefflichen Charakteristik des Lebens, das sich hier zu einem eigenthümlichen Charakter entwickelt hat. — Von den Werken anderer Erzähler wollen wir noch folgender gedenken:

„Im Abendroth", kaleidoskopische Erzählung in 16 Briefen von Fanny Lewald. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Der Titel dieser Erzählung deutet symbolisch auf den Inhalt. Zwei Menschen, denen es in ihrer Jugend verfagt war, ihren Liebestraum zur That zu machen, finden sich am Abende des Lebens wieder: sie, nachdem sie an der Seite eines Mannes Jahrzehnte gelebt, er, nachdem er eine Ungeliebte geheirathet, die nun seit Jahren verstorben ist. Diese einfache Fabel erzählt Fanny Lewald in Briefen aus Ragaz. Auch sie, die Dichterin, steht im Abend des Lebens, und es macht ihr offenbar Freude, in die Briefe, die nichts enthalten sollen, als was zur Klarstellung der erwähnten Fabel und zur Wahrscheinlichmachung der Vorgänge nothwendig wäre, Erinnerungen aus ihrer eigenen Vergangenheit hineinzutragen. Soweit diese nicht gerade im Widerspruche stehen mit dem Erzählten, so weit sie nicht zu sehr von der fortlaufenden Darstellung abirren, läßt man sich das gern gefallen, denn die Briefform ist ein Gefäß, in das gar Vieles hineinpaßt. Allzu oft aber überwiegt das Persönliche in so hohem Grade, daß die Erzählerin zur Hauptperson wird. Das Capitel über die Frauen-Emancipation ist gänzlich überflüssig, es steht so wenig im Zusammenhange mit dem Ganzen und ist auch äußerlich so garnicht mit der Erzählung verbunden, daß man es herauslösen könnte, ohne auch nur eine Lücke zurückzulassen. Von diesem Mangel abgesehen, den man der alternden Dichterin wohl verzeihen mag, ist „Im Abendroth" eine ungemein anziehende Erzählung. Gerade die Einfachheit und Klarheit der Disposition giebt ihr etwas Rührendes, und die Charakteristik der Hauptperson, welche häufig innerhalb der Briefe als die Erzählerin ihrer eigenen Schicksale auftritt, ist vortrefflich. Da diese Hauptperson selbst, eine Dame von 50 Jahren, durch ihren früheren Beruf — sie war Sängerin — sehr interessante Schicksale erlebt hat, wird auch ihre Erzählung interessant. Die Begründung der Vorgänge ist ebenso einfach wie die Composition. Nirgends wird man zur Anerkennung eines gewaltsamen Sprunges in dem ursächlichen Zusammenhange des Inhalts genöthigt. Warum die Dichterin ihre Erzählung eine kaleidoskopische nennt, verstehen wir nicht. Das Wort ist hier gar nicht am Platze. Es verwirrt mehr als es erklärt. rl.

„Herzog Bernhard," eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638—1639 von Hans Blum. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Eine Episode des dreißigjährigen Krieges, die Belagerung von Rheinfelden durch den Herzog Bernhard von Weimar, ist von dem Verfasser nach gründlichsten Quellenstudien, deren Nachweise am Schlusse des Buches sich vorfinden, in erzählende Form gebracht worden und somit hat der tragische Untergang jenes Herzogs eine neue literarische Bearbeitung gefunden. Dramatisch ist derselbe schon sehr oft verwerthet worden, aber wir stimmen mit Hans Blum vollständig darin überein, daß sowohl die Fülle der weit auseinander liegenden Ereignisse, der dramatischen Bearbeitung widerstreebt, als auch die tragische Schuld des Herzogs, welche aus dem Wortlaut seiner Verträge mit Frankreich zu begründen ist, in den breiteren Rahmen der Erzählung besser hineinpaßt, als in die knappe Form des Dramas. Der Verfasser hat seine Aufgabe glänzend gelöst, trotz der Gründlichkeit der geschichtlichen Vorstudien gewinnt der Gelehrte doch niemals die Oberhand über den Dichter, der Fluß der Erzählung wird nie durch überflüssigen historischen Ballast gehemmt, die Anordnung derselben ist übersichtlich und der Aufbau der Handlung beweist die kundige Hand des Autors, welcher die Spannung des Lesers beständig zu steigern versteht.

In der Gestalt des Walter Helvencus giebt der Verfasser gewissermaßen das ethische Princip, den versöhnenden Gedanken in jener so trostlos verwarrenen Zeit des dreißigjährigen Krieges und in der Schilderung von Land und Leuten von Rheinfelden beweist er, wie lieb und vertraut ihm dieses Stück deutsche Erde ist, wie er dies in einem dem Buche vorangeschickten poetischen Vorworte auch selbst bekundet.

mz.

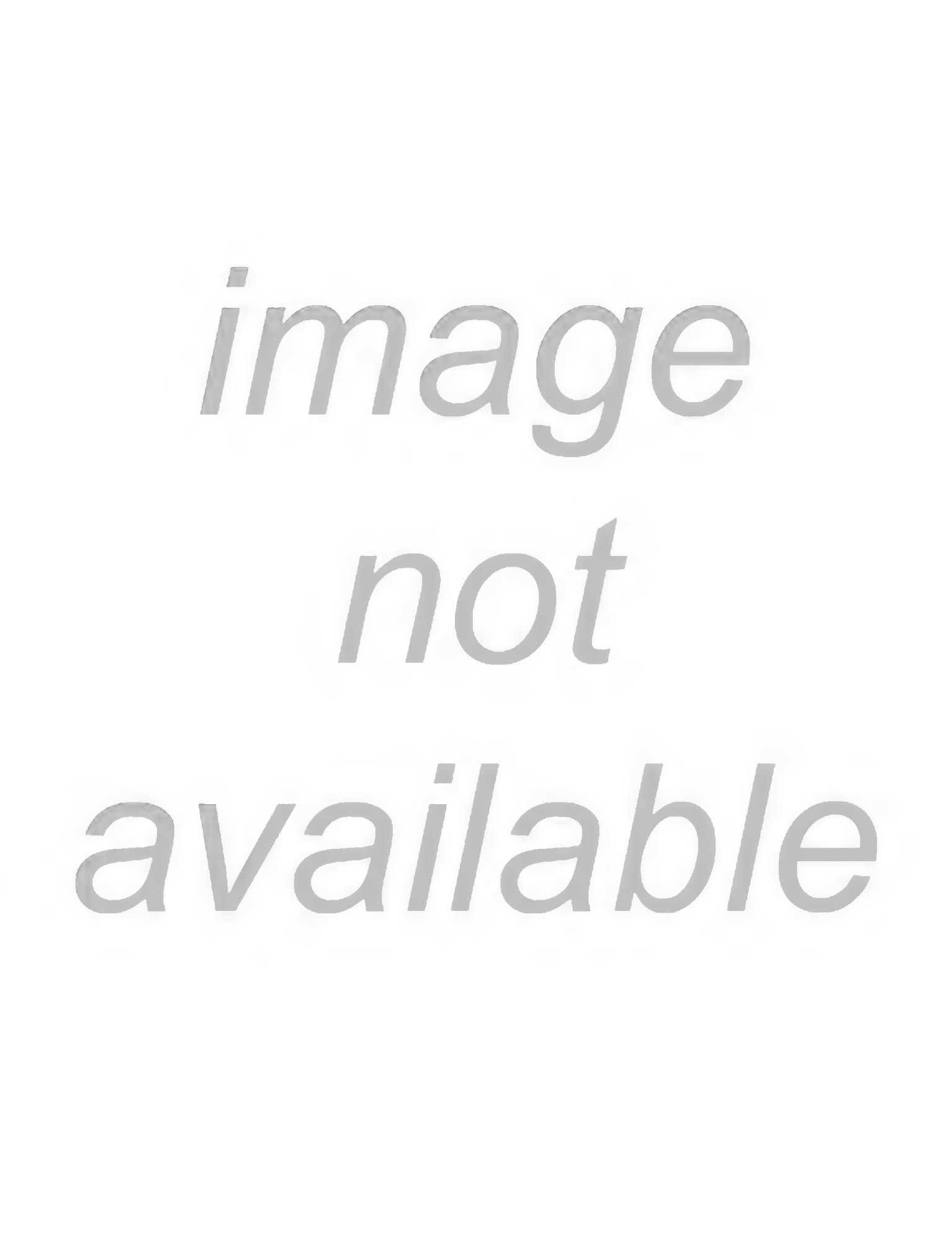


image
not
available

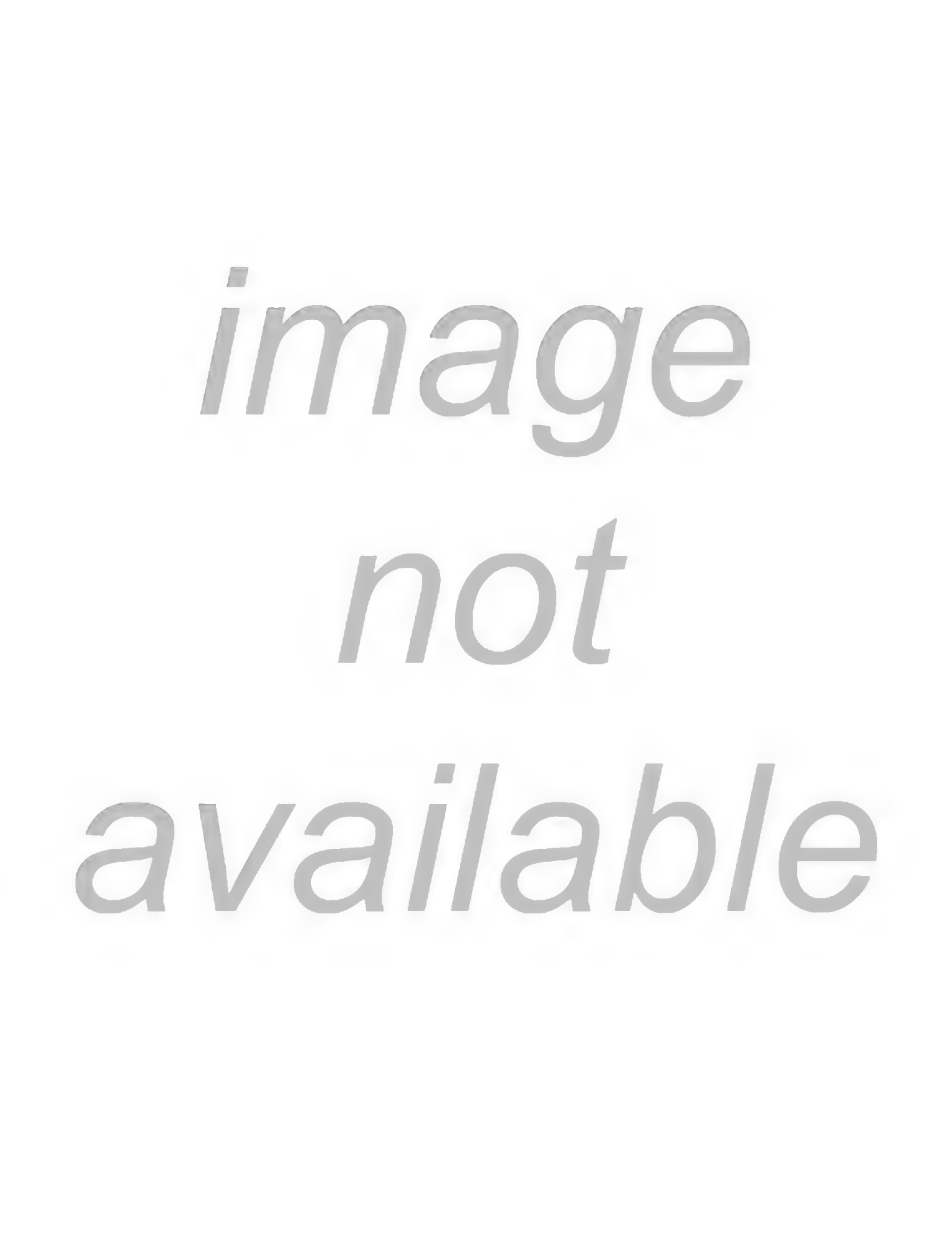


image
not
available

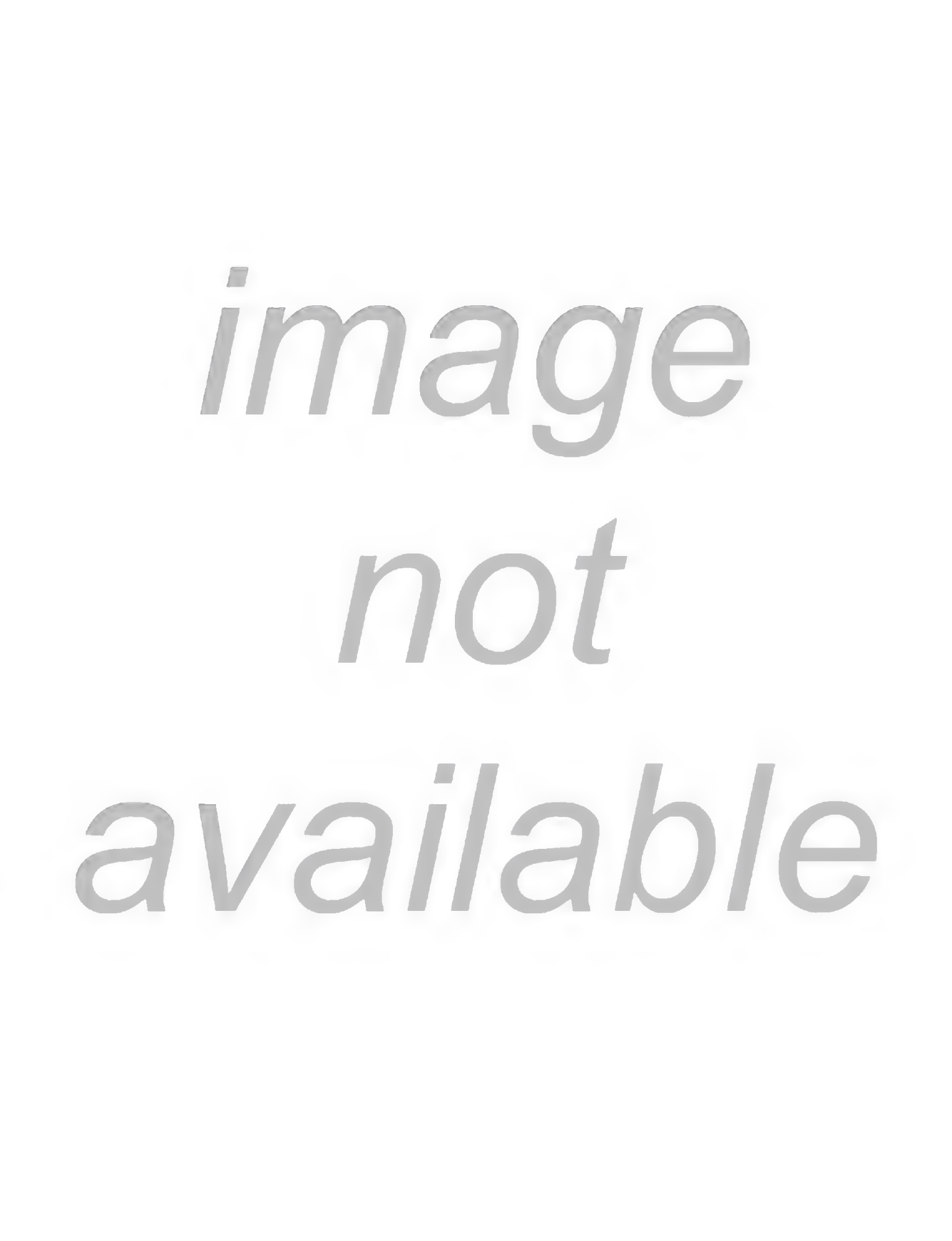


image
not
available

Auch die Lyriker haben sich in stattlicher Anzahl eingefunden. Es würde dem Berichterstatter etwas fehlen, wenn auf seinem Weihnachtstisch nicht mindestens ein Dutzend deutscher Lyriker zwitscherte, aber man muß auch gestehen, daß viele ganz treffliche Weisen erschallen lassen. Allmählich wird wohl die Klage der Recensenten über die ewige Wiederholung der abgenutzten Stoffe und den fadenscheinigen Reim verstummen müssen, denn es giebt eine ganze Schaar junger Dichter, die mit dem Alten gründlich gebrochen haben: und läßt sich auch nicht sagen, daß der neue Weg, den die Lyrik einzuschlagen beginnt, schon ganz klar und fest vorgezeichnet sei, so darf man doch hoffen daß in nicht zu langer Zeit die bestimmte Richtung gefunden sein wird, umsomehr, als es an Talent nicht fehlt.

In einer umfangreichen Anthologie „Moderne Dichter-Charaktere", herausgegeben von Wilhelm Arendt, mit Einleitungen von Hermann Conradi und Carl Henckell (Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung)

hat sich eine große Anzahl jüngerer Lyriker zusammengefunden, um, so zu sagen, ihr Programm zu verkünden. Es giebt hier noch viel Unausgeglichenes, viel Unreifes und, um es gerade heraus zu sagen, viel Selbstüberschätzung, aber es wird auch viel Tüchtiges geleistet, und ein Theil der in der Anthologie vereinigten Dichtungen verdient vollste Anerkennung. Die Lyriker, die sich in den „Modernen Dichter-Charakteren" zu einer Art Schule vereinigt haben, sind meist junge Leute zwischen 20 und 30 Jahren. Wer wird da Vollkommenes erwarten? Die berechtigte Hoffnung auf hervorragende Leistungen ist hier genügend. — Einer dieser jungen Stürmer veröffentlicht jetzt eine große Sammlung: „Das Buch der Zeit", Lieder eines Modernen von Arno Holz (Zürich, Verlags-Magazin, J. Schabelitz)

Es läßt sich von diesem Liederbuch ganz dasselbe sagen, wie von den „Modernen Dichter-Charakteren". Wir hätten die Hälfte der Sammlung gern dreingegeben, um die Wirkung der anderen nicht geschwächt zu sehen; denn die eine Hälfte der Dichtungen ist in der That ganz hervorragend durch Frische der Gedanken, Kraft in der Darstellung und Leichtigkeit in der Versifizirung. Arno Holz bedarf nur einer gründlichen Selbstprüfung, um dereinst Bedeutendes zu leisten.

Hans Grasberger beschenkt uns mit zwei sehr hübschen Büchlein:
„Nix für unguet!" Schnadahüpferln (Leipzig, A. G. Liebeskind) und
„Plodersam" geistli'n G'schicht'n (Leipzig, A. G. Liebeskind).

Das erste Bändchen umfaßt kleine leichte Dichtungen im Tone des Volksliedes. Der Dichter hat ihnen als Wanderpaß eine hübsche Abhandlung „Ueber Herkunft und Wesen des Schnadahüpferls" mitgegeben. Das zweite Büchlein enthält ein paar recht spaßige Geschichten, die mit großer Frische vorgetragen werden.

„Gedichte eines Optimisten" von Julius Lohmeyer (Leipzig, G. A. Liebeskind) ist ein für sinnige Gemüther recht werthvolles Buch. Lohmeyer hat sich im beständigen Umgang mit der Jugend eine Reinheit der Empfindung erhalten und eine Keuschheit des Denkens, die wohlthuend absticht von dem derben Realismus, der allmählich auch in unsere Literatur eindringt, ohne daß er aus unserem gesellschaftlichen Leben seine Berechtigung herleiten könnte. Lohmeyers Sammlung ist nicht umfangreich und zeugt von einer gesunden Selbstkritik. Aus dem Nachlasse eines Verstorbenen erhalten wir: „Seraphina", eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von * * * mit einem Vorwort von Alfred Friedmann (Minden J. C. C. Bruns)

eine ergreifende Erzählung in wunderschönen Reimen, die uns den Schmerz des Herausgebers über seinen verstorbenen Freund begreiflich macht, denn der jung dahingeschiedene Dichter dieser Erzählung war in der That eine vielversprechende Begabung.

An dieser Stelle wollen wir auch zweier Uebersetzungen gedenken, die sich über den Durchschnitt der Uebertragungen bedeutend erheben: „Des Quintus Horatius Flaccus Oden", in den Versmaßen der Urschrift in's Deutsche übersetzt und nach dem Inhalt geordnet von Carl Bruch (Minden, J. C. C. Bruns). Bruch hat sich als Uebersetzer der griechischen Tragiker und der Lyrik Roms einen bedeutenden Namen erworben. Seine Horaz-Uebersetzung ist ganz vortrefflich und verdient herausgehoben zu werden aus der Masse ähnlicher Arbeiten, die uns täglich vorgelegt werden.

Eine zweite beachtenswerthe Erscheinung sind die Gedichte von Alexei Kolzow. Deutsch von Friedrich Fiedler (Leipzig, Philipp Reclam jun.). Es giebt wohl kaum eine schwerere Aufgabe, als diesen sangbaren russischen Lyriker, der sich stets so schlicht und volksthümlich ausdrückt, in eine westeuropäische Sprache zu übersetzen.

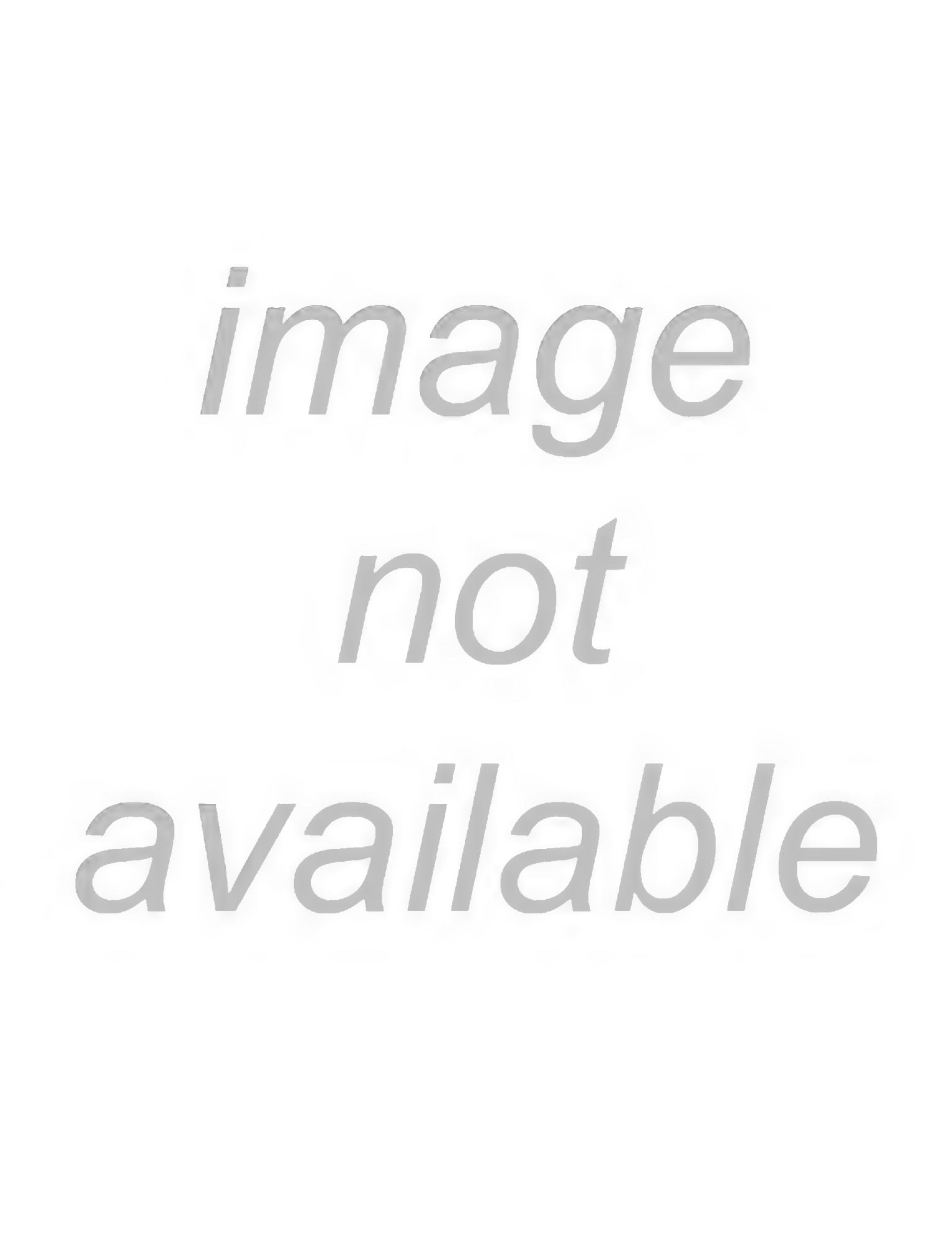


image
not
available

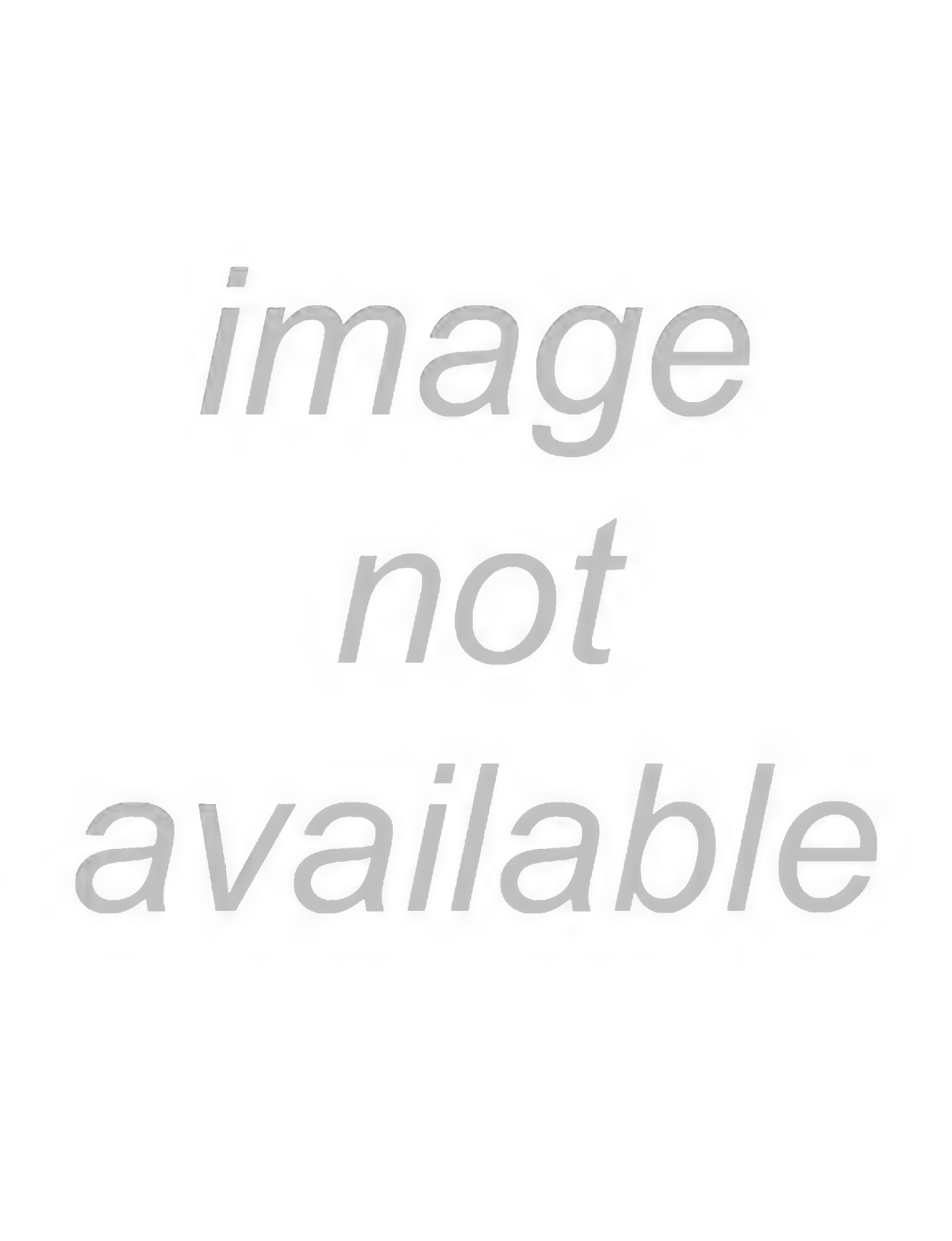


image
not
available

Für Frauen geeignet sind die „Frauenbilder aus der Blüthezeit der deutschen Literatur", von August Sauer, mit 15 Original-Portraits (Leipzig, Adolf Tietze). Den Inhalt dieses Buches bilden Biographien hervorragender deutscher Frauen, wie Meta Klopstock, Eva Lessing, Lotte Schiller, Henriette Herz, Herzogin Anna Amalia u. s. w. u. s. w., die durch die Beigabe der Lichtdruck-Portraits belebt werden.

Für junge Mädchen eignet sich „Hoideröslein", Lieder von Liebeslust und Frühlingsfreude, gesammelt von Dr. Carl Zettel, illustrirt von R. Keppler u. A. (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer), eine Sammlung der schönsten Liebes- und Frühlingslieder der deutschen Literatur, mit großem Geschmack ausgewählt und mit der Zurückhaltung, welche für ein derartiges Buch erforderlich ist. Die Ausstattung ist hübsch.

Die reiche Literatur für Kinder ist auf unserem Weihnachtstisch in dem Moment, wo wir dies schreiben, nur durch zwei Vorläufer vertreten; der große Schwarm wird wohl noch nachkommen.

„Märchen und Erzählungen für Kinder", von Zacharias Topelius, autorisirte Uebersetzung von L. A. Fehr (Gotha, Friedrich Andreas Perthes). Topelius gehört zu den hervorragendsten Dichtern des Nordens. Die Uebersetzerin hat aus seiner ganzen Sammlung eine Auswahl der für das Kindesalter geeignetsten getroffen und diese für unsere deutschen Bedürfnisse umgearbeitet. So werden sie dem Geiste unserer Kinder nahegebracht und haben doch andererseits den großen Reiz, die Kleinen in eine neue Welt einzuführen, in eine Welt, die ein wenig abliegt von der, die sie aus ihrer sonstigen Lectüre kennen.

„Vierundzwanzig Fabeln für Kinder" von Elisabeth Edeling, illustrirt von Jean Bungarz (Leipzig, E. Twietmeyer). Das Buch, das Dietrich Thedens' Empfehlung gefunden hat, ist für die Kinderstube vorzüglich geeignet, sowohl durch die einfachen hübschen Bilder wie durch die leicht faßlichen Verse, welche sich von unreiner Reimerei ebenso freihalten, wie von der Inhaltslosigkeit so vieler ähnlicher Erzeugnisse.

Zum Schlusse seien zwei eigenartige Bücher erwähnt, die für Kinder jeden Alters, auch für die größten, geeignet sind: „Illustrirtes Buch der Patieneen", neue Folge. „Noch 60 Patieneen", Spiele mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Karten (Breslau, J. U. Kerns Verlag [Max Müller]). Das ältere „Illustrirte Buch der Patieneen" hat bereits zahlreiche deutsche und selbst zwei französische Auflagen erfahren. Diese neue Folge wird gewiß ebenso viel Anerkennung und Freunde finden. Die äußere Ausstattung ist eine ganz vortreffliche, der Farbendruck äußerst sauber und zierlich.

„Die Sitten der guten Gesellschaft" betitelt sich ein Rathgeber für das Leben in und außer dem Hause, von Marie Polm (Stuttgart, J. Engelhorn), der das ganze gesellschaftliche Leben in Haus und Familie, sowie das öffentliche Leben und den schriftlichen Verkehr der Gesellschaft umfaßt. Die kleinen Illustrationen von A. Langhammer sind in geschickter Weise in den Text verwebt. Das Buch unterscheidet sich von älteren dieser Art durch eine größere Berücksichtigung unserer Verhältnisse. —,

Von großen encyklopädischen Werken, die lieferungsweise zur Anschaffung geboten werden, liegen zum diesjährigen Weihnachtsmarkte vor: Otto Spamers „Illustrirtes Conversations-Lexikon für das Volk", zweite Auflage (Leipzig, Otto Spamer). Mit der soeben herausgegebenen Lieferung 48 schließt der zweite Band ab, der vierte Theil des Ganzen, da das Gesammtwerk auf acht Bände berechnet ist. Spamers Conversations-Lexikon hat vor den anderen Werken dieser Art Eines voraus: den großen Reichthum an billigen Darstellungen, Portraits berühmter Persönlichkeiten, Scenen aus der Geschichte, Mythologie und Alterthums-Kunde, Darstellungen aus der Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftlichen Abbildungen, Schilderungen von Gegenständen der Industrie und des Handels, der Kunst, der Heroldik, der Münz- und Waffenkunde, der militärischen Wissenschaften, der Gymnastik u. s. w. Der Text befleißigt sich einer großen Einfachheit, und darum bezeichnet sich dieses Lexikon mit Recht als ein „orbis pictus für die studirende Jugend", aber nicht blos für diese, sondern auch für den weniger Gebildeten dürfte Spamer gerade

aus den erwähnten Gründen den Vorzug verdienen vor den großartigen Werken Brockhaus' und Meyers.

Ein neues Unternehmen ist die „Deutsche Encyklopädie", ein neues Universal-Lexikon für alle Gebiete des Wissens (Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow), ein Werk, welches einer ganz bestimmten Tendenz zu dienen beabsichtigt.

Wie der Prospect sagt, will es die „stereotype an die französischen Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts anknüpfende schematische und abstracte Auffassung aller politischen, wirthschaftlichen, socialen und kirchlichen Verhältnisse, wie sich dieselben in den vorhandenen Werken von Auflage zu Auflage hingeschleppt haben, einer lebensvolleren, mit der modernen Entwickelung der Dinge in Einklang stehenden Anschauung" durchbrechen „und auf denjenigen Gebieten des öffentlichen Lebens, welche theils infolge der trüben Erfahrungen einer verkehrten Entwickelung, theils infolge des Bevölkerungszuwachses unserer Nation und der veränderten Weltstellung derselben erst in neuerer Zeit wieder mehr in den Vordergrund getreten sind, einen verhältnißmäßig breiten Raum in der Behandlung gewähren." Wir theilen zunächst nicht die absprechende Ansicht über die anderen vorhandenen Werke. Wir halten das Brockhaus'sche und das Meyer'sche Conversations-Lexikon für ganz vorzügliche Leistungen, die in stetem, edlem Wetteifer sich auf der Höhe unserer Anschauungen halten und durchaus von jener schematischen und abstracten Auffassung aller Verhältnisse entfernt sind. Wir glauben auch nicht, daß in dieser Beziehung die neue Grunow'sche Encyklopädie über diese Leistungen hinausgehen wird. Der Unterschied ist mehr in dem politischen Standpunkte zu suchen, den die Redaction der deutschen Encyklopädie einnimmt. Bei Meyer und Brockhaus könnte man von einem politischen Standpunkte eigentlich gar nicht sprechen. Sie sind im Allgemeinen liberal, nicht aber in dem beschränkten Sinne einer politischen Partei. Grunow dagegen stellt sich offenbar auf einen bestimmten Parteistandpunkt und betrachtet von diesem das Gesammte unseres Wissens. Ohne Zweifel giebt es heute sehr Viele, die diese Betrachtung der Dinge theilen, und darum war das Unternehmen an der Zeit.

Das bewährte kleine Conversations-Lexikon von Brockhaus, encyklopädisches Handwörterbuch (in 2 Bänden), eröffnet schon wieder eine neue Auflage, die vierte, vollständig umgearbeitete. Es ist mit seinen zahlreichen Abbildungen und Karten ein sehr bequemer Rathgeber für den Arbeitstisch des Gelehrten wie des Nichtgelehrten.

Ein nützliches, populäres Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch, für Jeden, auch für den, der nur mit Elementarschulkenntnissen ausgerüstet ist, will die Verlagshandlung von Wilhelmi u. Krall (Leipzig) in Wilhelmis Nachschlagebuch, ein kurz gefaßtes Wörterbuch des Wissenswerthesten aus allen Gebieten zum Handgebrauch für Jedermann, liefern. Sobald wir mehr als die uns vorliegenden zwei Lieferungen in Händen haben werden, werden wir unser Urtheil über das Werk abgeben.

Bibliographische Notizen.

Zur Literaturgeschichte.

Sehr treffend hat ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, wir lasen heute mehr Literaturgeschichte als Literatur selbst. Aber erklärt sich das nicht: erstens aus dem Bedürfniß, in unserer nach allen Seiten zersplitterten Zeit sich das Gesammtbild menschlichen Fortschritts vor Augen zu halten und zweitens aus dem nicht minder wichtigen Umstande, daß unsere schaffende Literatur im gegenwärtigen Moment weit zurücksteht hinter den Leistungen unserer gelehrten Geschichtsforscher?

Man kann überdies die Kenntniß der Literatur und die Kenntniß ihrer Geſchichte nicht einfach als Gegenſätze behandeln: eins bedingt und fördert das Andere.

So iſt es beiſpielsweiſe unmöglich, uns die Entwickelung der ſlaviſchen Literaturen durch Ueberſetzung aller ihrer Werke oder auch nur der hervorragendſten einigermaßen verſtändlich zu machen; wo ſollten ſich für ein ſolches Unternehmen, wenn es überhaupt der Mühe werth wäre, Verfaſſer und Leſer finden! Eine „Geſchichte der ſlaviſchen Literaturen" dagegen kann ſicher auf die größte Theilnahme aller Derjenigen zählen, welche gewohnt ſind, die geiſtige Entwickelung Europas als eine gegenſeitige, ſtets wachſende Beeinfluſſung der einen Völker durch die andere zu betrachten. Die Ruſſen Pypin und Spaſović haben vor einem Jahrzehnt oder länger einen kurzen Abriß der Geſchichte aller ſlaviſchen Literaturen entworfen. Das Buch war hauptſächlich für Rußland beſtimmt. Es hatte auch in ſeiner damaligen Form nur für dieſe einen Werth; wir hätten zu wenig daraus gelernt. Nun iſt das beſcheidene Buch zu einem zweibändigen Werke angewachſen und der Brockhaus'ſche Verlag erfreut uns durch eine treffliche Ueberſetzung der „Geſchichte der ſlaviſchen Literaturen." Von A. N. Pypin und V. D. Spaſović (nach der 2. Auflage) von Traugott Pech. Der erſte Band des Werkes umfaßt außer der Einleitung die Literatur Bulgariens, der Serbo-Kroaten und Slovenen und der ſogenannten Ruthenen. Der zweite Band enthält die polniſche Literatur (dies bildet den Beitrag, den Spaſović geliefert hat), die Literatur der Czechen, der Slovaken und der Lauſitzer Serben ſammt einem Schluß-Capitel über die ſlaviſche Renaiſſance. Die Verfaſſer ſind weit entfernt von irgend welchem Panſlavismus oder Chauvinismus. Pypin äußert ſich über ſeinen Standpunkt wie folgt: „Bei der Art, wie ich die ſlaviſchen Beziehungen betrachte, ſah ich in der gegenſeitigen ſlaviſchen Feindſchaft weder Vernunft noch Nutzen: ein politiſch richtiges und wiſſenſchaftlich wahres Verſtändniß der ſlaviſchen Beziehungen erfordert meiner Anſicht nach Achtung vor der fremden nationalen Individualität. Der ganze Sinn des nationalen ſlaviſchen Ideals beſtand in der gegenſeitigen Anerkennung der national-hiſtoriſchen Eigenthümlichkeiten ſeines „Nächſten", worin auch Wege zur Verſöhnung und wirklichen Einheit gefunden werden konnten." Beide Autoren ſehen den Hauptgrund der Wiederbelebung der ſlaviſchen Nationalitäten zu Ende des vorigen und zu Beginn unſeres Jahrhunderts in der wachſenden allgemeinen Bildung und der dem entſprechend zunehmenden Völkerbildung im Oſten. Mit ihr kam die Forderung gleicher politiſcher Rechte, die Wiſſenſchaft unterſtützte die Forderungen des Volkes. Das iſt die ſogenannte „ſlaviſche Renaiſſance". Die Erklärung dieſer Ereigniſſe und ihre tiefere Bedeutung iſt das eigentliche Ziel der „Geſchichte der ſlaviſchen Literatur". Wir haben in deutſcher Sprache nie ein Buch beſeſſen, das auch nur annähernd ſoviel geſichtetes Material, ſoviel zuverläſſige Belehrung über ſlaviſche Dinge in ſo ſchöner Form geboten hätte. Eine eigentliche Kritik des Buches wird man an dieſer Stelle nicht fordern. Lücken und Mängel, wie ſie die ſachmänniſche Kritik hier und da nachgewieſen hat und wohl auch noch nachweiſen könnte, thun dem bedeutenden Buche wenig Eintrag. Adolf Gaspary giebt als vierten Band der Literatur der europäiſchen Völker eine Geſchichte der italieniſchen Literatur (Berlin, Robert Oppenheim) heraus. Bisher iſt der erſte Band erſchienen. Er reicht von den Anfängen der Dichtung in Italien bis zu den Zeiten Petrarca's. Den Mittelpunkt dieſes Bandes bildet Dante und naturgemäß deſſen göttliche Comödie. Gaspary hat vorher eine Studie über die ſicilianiſche Dichterſchule veröffentlicht, welche die Anerkennung der gelehrten Welt gefunden hat. Zum Theil deckt ſich alſo die Aufgabe, die er ſich jetzt ſtellt, mit dieſer ſeiner Jugendarbeit. Das Buch iſt von jedem Ueberfluſſe an gelehrten Anmerkungen ebenmöglichſt befreit, in klarem, lebendigem Erzählerton geſchrieben und ganz beſonders ausgezeichnet in den Capiteln, welche das Specialgebiet des Verfaſſers — die ſicilianiſche Dichterſchule und Dante — behandeln. Wir ſehen dem Erſcheinen des zweiten mit großen Erwartungen entgegen. In demſelben Sammelwerke erſcheint jetzt: die „Geſchichte der jüdiſchen Literatur" von Guſtav Karpeles (Berlin, Robert Oppenheim) Es liegt bisher nur die erſte Lieferung vor, die allerdings ein Urtheil über das Ganze nicht geſtattet. Eines aber darf man unbedingt vom Verfaſſer nachrühmen: Vorurtheilsloſigkeit, und das iſt viel werth. Daß er die Kenntniß, die dieſes ungeheure Unternehmen erfordert, mitbringt, darf man vorausſetzen — ungeheuer, da die Ge-

schichte der jüdischen Literatur dem Wesen dieses überall hingewanderten Volkes und seiner tausendjährigen Geschichte entsprechend weit reicher und weitverzweigter ist und ihr Inhalt vielgestaltiger, als die Literatur irgend eines anderen Stammes.

Eine neue Auflage von Karl Gödekes Grundriß zur Geschichte d. deutschen Dichtung. (Dresden, Ls. Ehlermann) ist eine besonders erfreuliche Gabe. Dieses Buch hat dringend eine Neubearbeitung gefordert. Was die deutsche Wissenschaft seit dem Erscheinen der ersten Auflage zu Tage gefördert hat, mußte berücksichtigt werden, und so wuchs das Buch um das Dappelte. Welch immenser Fleiß, welches ungeheure Wissen, welche Gründlichkeit und Sorgfalt liegt in dieser Arbeit! Gödicke ist schon lange ein für jeden Arbeitenden gänzlich unentbehrliches Handbuch; in dieser neuen Auflage ist es ein noch zuverlässigerer Rathgeber geworden. Es dient heute weiteren Kreisen, indem beispielsweise das deutsche Lied auch in musikalischer Hinsicht erschöpfend berücksichtigt ist. Von der neuen Auflage liegen bereits der abgeschlossene erste Band (das Mittelalter) und das erste Heft des zweiten Bandes vor.

Von Manographien zur Literatur-Geschichte sei hier erwähnt eine Studie von Dr. Gottlieb Krause: Friedrich der Große und die deutsche Poesie (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses). Der Verfasser bekämpft die Ansicht, daß die Zeit Friedrichs des Großen arm an literarischen Erzeugnissen und an geistiger Anregung gewesen sei. Die Stellung des Königs selbst zur deutschen Sprache und deutschen Literatur schildert der Verfasser anders als man sie bisher gewahnt war aufzufassen. Er untersucht, bis zu welchem Grade die Abneigung des Königs gegen die deutsche Literatur berechtigt war, und beweist, daß Friedrich II. durchaus kein blinder Anhänger der Franzosen gewesen sei. Der König habe selbst eine warme Empfindung gehabt für die Entwickelung des deutschen Wesens, nur habe ihm der damalige Zustand der deutschen Literatur keine Bewunderung abringen können. Von besonderem Interesse ist die Betrachtung der Tagesliteratur, wenn wir so sagen dürfen, jener Zeit, der Flugschriften, Brochuren u. dgl. Das Büchlein ist eine angenehme Bereicherung unserer Kenntniß jener Zeit und ihrer geistigen Bestrebungen.

Mit den Erscheinungen derselben Periode beschäftigt sich Walrad Eigenbrodts Hagedarn und die Erzählung in Reimversen (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung).

In einem umfangreichen einleitenden Capitel wird die deutsche Fabel des 18. Jahrhunderts vor dem Auftreten Hagedorns betrachtet; das zweite Capitel beschäftigt sich mit Hagedorns Fabeln und Erzählungen, und in den folgenden beiden wird die Weiterentwickelung der deutschen Fabel von Hagedorn bis Gellert, Lessing und Wieland kritischer Betrachtung unterzogen.

Goethe und die Wertherzeit betitelt sich ein Vortrag von Carl Knortz (Zürich, Verlags-Magazin, J. Schabelitz). Für uns ist in dieser kleinen Studie von Interesse der Anhang „Goethe in Amerika." Wir werden mit den kritischen Studien über unseren Dichter und mit seinen Uebersetzern bekannt gemacht und erlangen auf diese Weise Kenntniß von dem großen Einfluß und der ungeheueren Verehrung, welche Göethe auch jenseits des Oceans genießt.

Goethe als Jurist von Dr. jur. J. Meißner (Berlin, Friedrich Kortkampf) weist nach, daß Goethe der Rechtswissenschaft und dem Rechtsleben weit mehr, als gewöhnlich angenommen wird, sein verständnißvolles Interesse zugewendet habe. — Zu erwähnen sind hier noch zwei Briefwechsel.

Wieland und Reinhold. Original-Mittheilungen als Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens. Herausgegeben von Robert Keil. (Leipzig-Berlin. Wilhelm-Friedrich.)

Rob. Keil ist in den Lebensverhältnissen und Beziehungen unserer beiden großen Dichter und des weiten Kreises von Freunden, der diese umgiebt, seit Jahren zu Hause, als hätte er als ihr Zeitgenosse in Weimar gelebt. Wir verdanken ihm vielfache Veröffentlichungen aus jener Zeit, und sein neuestes Sammelwerk, „Wieland und Reinhold", schließt sich den vorangegangenen Arbeiten in jeder Beziehung würdig an. Seinen Hauptinhalt bilden Briefe von Wieland, zumeist an seinen Schwiegersohn Reinhold — für beide Seiten ein Zeugniß des schönsten Einvernehmens und eines liebe-

vollen Zusammenlebens, wie es nur zwischen zwei hochgebildeten, edlen Charakteren möglich ist. Der alte Wieland gewinnt durch diese Veröffentlichung bedeutend. Es ist nicht zu bestreiten, daß er ein wenig in Vergessenheit gerieth. Wer liest heute noch seine Werke, selbst die bekanntesten und am häufigsten genannten? Diese Briefe aber verdienen gelesen zu werden, schon darum, weil sie über das geistige Leben der Zeit so vieles Neue unserer Kenntniß beifügen. Den übrigen Theil des Buches nehmen Briefe von Schiller, Jacobi, Baß, von der Recke, Lavater, von der Familie Reimanus u. s. w. ein. Der Briefsammlung hat Keil eine biographische Einleitung über Carl Leonhardt Reinhold vorausgeschickt, die den hervorragenden Philosophen und Commentator uns wieder näher führen soll.

Ferner der Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, herausgegeben von Jacob Bechtold (Stuttgart, Gebr. Kröner). Nach einer hübschen Einleitung, in welcher die liebenswürdige Dichter-Persönlichkeit Hermann Kurz' treffend charakterisirt wird, bietet der Herausgeber uns 58 Briefe; 41 von dem jüngeren Kurz und 17 von Mörike. Eine langjährige Freundschaft verband diese beiden Männer, die in ihren literarischen Anschauungen so ganz übereinstimmten, während sie in politischer Hinsicht ganz auseinander gingen. Die Politik war es auch, die sie endlich von einander entfernte. Die wenigen Briefe Mörikes gehören zu dem Reizendsten, was wir von diesem Dichter gelesen haben. Sie klingen oft wie seine schönsten lyrischen Gedichte.

Von neun Auflagen und Neudrucken gedenken wir an dieser Stelle der „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Mit einleitender Abhandlung von Heinrich Düntzer." Leipzig, F. A. Brockhaus 3 Bände.

Ein Wort zum Lobe dieses köstlichen Werkes zu sagen, das längst und mit Recht ein Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden ist, hieße Wasser in's Meer tragen. Wir wollen uns daher darauf beschränken, darauf hinweisen, daß hier zum ersten Male das Werk mit einer einleitenden Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer erscheint, die zu Verständnisse und dadurch zum Genusse des Ganzen erheblich beitragen. Denn „Eckermann schrieb aus der vollsten Kenntniß des Goetheschen Umkreises heraus, die Hauptpersonen, mit denen der damals größte Dichter und Weise der Welt in Verbindung stand, ihre Beziehungen zu ihm werden als bekannt vorausgesetzt. Dadurch ist für den in diesen Verhältnissen nicht Heimischen Manches dunkel, Anderes tritt wenigstens nicht in der zur vollen Auffassung nöthigen Klarheit hervor." Wer könnte aber berufener erscheinen, über alle in diesem Buche nur flüchtig berührten Verhältnisse und Thatsachen erschöpfende Aufklärung zu geben, als Heinrich Düntzer, der unter sämmtlichen Goetheforschern unstreitig über das meiste Detailmaterial verfügt?

Dazu ist das Werk mit einem neuen, vollständigen Register versehen, so daß es eigentlich jetzt erst seinen Beruf, ein Volksbuch im besten Sinne zu sein, ganz erfüllt.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhardt Seuffert. Bd. 17, 18, 19. A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. 20. Gedanken über Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauer-Kunst von J. J. Winkelmann. Erste Ausgabe 1755 mit Oeser-Vignetten. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) Es war eine Zeitlang Mode in Deutschland, über die Bestrebungen der romantischen Schule und ihre Hauptvertreter mit einer gewissen Verächtlichkeit abzuurtheilen, und sie als Ausgeburten einer „Periode allgemeiner Geistesverwirrung" für immer in die Rumpelkammer der Literaturgeschichte zu verbannen. Namentlich hat die Beurtheilung der Persönlichkeit A. W. Schlegels durch das Zerrbild zu leiden gehabt, das Heinrich Heine aus verletzter Eitelkeit in seiner „Geschichte der romantischen Schule" von Schlegels literarischer und sittlicher Existenz entwarf, und das um so unauslöschlicher in dem Gedächtniß der Zeitgenossen sich einprägte, als er mit seinen witzigen Invectiven auf das Wesen der Sache gar nicht einging. In neuerer Zeit haben hervorragende Literarhistoriker, wie vor Allen Haym in seinem Werke: „Die romantische Schule" das richtige Sachverhältniß wieder herzustellen gewußt und uns die Augen geöffnet über die reichen und unvergänglichen Schätze, die wir in den Werken der Romantiker neben mancherlei Unechtem und Vergänglichem besitzen. Die hier vorliegenden Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst (Band I: Die

Kunstlehre, Band II: Die Geschichte der klassischen Literatur, Band III: Die Geschichte der romantischen Literatur), die Schlegel in den Jahren 1801 bis 1804 unter großem Beifall vor einem auserlesenen Publikum in Berlin gehalten hat, waren bisher nur auszugsweise durch das Haym'sche Werk bekannt, jetzt erscheinen sie zum ersten Male vollständig und mit orientirenden Einleitungen versehen von der sachkundigen und gewissenhaften Hand eines jüngeren Gelehrten, des Prager Universitäts-Professors J. Minor, der sich auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte bereits mehrfach bewährt hat. Wenn wir diesen Vorlesungen auch keineswegs den hohen Rang einräumen können, den Schlegels spätere Vorlesungen „über die dramatische Kunst", als ein Meisterwerk der Kritik, in unserer Literatur mit Recht beanspruchen, so verdienen sie doch unser lebhaftes Interesse, nicht sowohl, weil sie als Codex der Kunstansichten der romantischen Schule mit allen ihren Verirrungen gelten können, als vielmehr, wie Haym sagt, „weil das meiste von dem, was noch heute den Körper der Aesthetik ausmacht — das Stoffliche sowohl wie die leitenden Ideen — sich bereits in dieser Schlegel'schen Kunstlehre findet, und sie in der richtigen Oekonomie, in dem Reiz der Darstellung, in echter und edler Popularität alle ihre Nachfolgerinnen übertreffen dürfte".

In jedem Falle trägt die Veröffentlichung dieses Werkes dazu bei, die Charakteristik A. W. Schlegels, der, wie Julian Schmidt sagt, „literarhistorisch noch nicht zu seinem Rechte gekommen ist", zu vervollständigen und zu verdeutlichen, und eine wesentliche Lücke in der Geschichte der Entwickelung unserer ästhetischen Ansichten auszufüllen.

Winkelmanns kleine Abhandlung, deren Bedeutung für Erforschung der alten Kunst bekannt ist, erscheint hier in der treuesten Nachahmung der ersten Auflage. Eine Einleitung von Ulrich in Würzburg legt diese Bedeutung klar und führt uns in die Lectüre des immerhin nicht leichten Buches ein.

Zum Schlusse gedenken wir der Shakespeare-Notes by F. A. Leo (London, Trübner & Co.). Der bekannte Shakespeare-Forscher behandelt in diesem Bande eine große Anzahl von Stellen aus des Dichters Dramen und stellt in vielen Fällen bessere als die bisher allgemein üblichen Lesarten her. Gegenstand der Behandlung sind zwölf Stücke, unter ihnen auch die Meisterwerke Shakespeares. Die Ausstattung dieses Buches könnten sich deutsche Verleger zum Muster nehmen; Papier, Druck und Einband sind von edelstem Geschmack. Der Verfasser, der solch' splendiden Verleger findet, ist wahrhaft beneidenswerth.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Alexander, Gottfried, Abominabel. Lustspiel in drei Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

L'Armée et le France de 1885 Réponse à l'auteur de L'armée et la democratie par l'officier Nestor. Deuxième édition. Paris, Louis Westhausser. Libraire-Éditeur rue des Saintes-Pères, 40.

Arnold, Hans, Fünf neue Novellen. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Bermester, Heinrich, Hans Höltig. 'ne Geschicht ut plattdütschen Land'. Berlin, Eduard Rentzel.

Crescenzia, Amalia, Liebeslegenden. Wien, Verlag von Carl Konegen.

Dohse, Julius, Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus, mit Bezugnahme auf die moderne Tragödie. Hamburg, Hermann Grüning.

Ebers-Gallerie. Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers. Nach Gemälden von L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Grot-Johann, H. Knilbach, Ferd. Keller, O. Knille. F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann. In photogr. Reproductionen von Fr. Bruckmann in München. Cabinet-Ausgabe. 20 Kunstblätter in feiner Leinwandmappe. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger).

Eckstein, Ernst, Aphrodite. Roman aus Alt-Hellas. Leipzig, Carl Reissner.

Forel, Prof. Dr. Aug., Das Gedächtniss und seine Abnormitäten. Rathhausvortrag gehalten am 11. December 1884. Zürich, Orell Füssli & Co.

Friedemann, Edmund, Catilina. Roman in zwei Bänden. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Henkel, Paul, Galiläi. Drama in 2 Abtheilungen und 5 Acten. Leipzig, Oswald Mutze.

Hartmann, Eduard von, Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus. 3. Auflage. Berlin, Carl Duncker.

— Moderne Probleme. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Heichen, Paul, Afrika, Hand-Lexikon. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lfg. 12. Leipzig, Grossner & Schramm.

Heyse, Paul, Spruchbüchlein. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

— und **Leistner**, L., Neuer deutscher Novellenschatz. Band 10. 11. 12. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Hebrecht, Arthur, Fritz Kannecher. Historischer Roman. Zwei Bände. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).

Höhee, E., Nordkap und Mitternachts-Sonne. Eine norwegische Reise. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Holzhausen, Fritz von, Sorathi. Epische Dichtung in 12 Gesängen. Leipzig, Gustav Braun.

Jähns, Max, Major, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Jungbene, Sophie, Helldunkel. Roman. 2 Bde. Leipzig, Carl Reissner.

Karpeles, G., Heinrich Heines Biographie. Bamberg, Hoffmann & Campe.

Kiehne, Herrmann, Lenzfahrt. Dresden, Wilhelm Hoffmann.

Kirchbach, Wolfgang, Ein Lebenebuch. München und Leipzig Otto Heinrichs.

Kobelt, Dr. W., Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Frankfurt a.M., Moritz Diesterweg.

Kohn, Dr. Maximilian, Die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Inhaltsangaben. Hamburg, J. F. Richter.

Lacroma, Paul Maria. Formosa. Roman. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Lang, Paul, Regiswindis. Eine Heiligengeschichte aus der Karolinger-Zeit. Illustr. von Theodor Schmidt. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Lavarrenz, C., Die Medaillen und Gedächtnisszeichen der deutschen Hochschulen. Ein Beitrag zur Geschichte aller seit dem XIV. Jahrhundert in Deutschland errichteten Universitäten. 1. Theil. Mit 8 Ansichten und 16 Tafeln Medaillenabbildungen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Liebesch, Georg, Sagen und Bilder aus Muskau und dem Park. Zweite Aufl. herausg. von E. Petzold. Dresden, Zahn & Jaensch.

Lothelssen, Ferdinand, Königin Margarethe von Navarra. Ein Cultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Reformation. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Marshall, Emma, Erinnen. Eine Erzählung aus dem Quäkerleben. Deutsch von Maria Morgenstern. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Mosebtecherski, Fürst W., Einer von unsern Bismarcks. Homen. Aus dem Russischen von G. Kouchol. Berlin, A. Deubner.

Oelzelt-Newin, Anton, Die Grenzen des Glaubens. Wien, Carl Konegen.

Piderit, Dr. Th., Mimik und Physiognomik. Zweite neu bearbeitete Auflage. Mit 95 photolithographischen Abbildungen. Detmold, Meyer'sche Hof-Buchhandlung (H. Deneke).

Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Puppenspiele, Deutsche, Herausgegeben von Richard Kralik und Joseph Winter. Wien, Carl Konegen.

Radenhausen, C., Die Socialdemokratie. Ihre Wahrheiten und ihre Irrthümer. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Renates, Johannes, Lebensskizzen aus ernsten und heitren Tagen, erzählend gezeichnet. 2 Bde. Dresden, Zahn & Jaensch.

Revue internationale. Tome huitième Livr. II. III. Florence.

Rocholl, D., Dunkle Bilder aus dem Wanderleben. 2. und 3. Lief. Bremen, F. A. Wiegand.

Roskoschny, Dr. Hermann, Afghanistan und seine Nachbarländer. Der Schauplatz des jüngsten russisch-englischen Conflicts in Central-Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Mit ca. 200 Abbildungen, vielen Karten und Plänen und einer grossen in Farben ausgeführten Karte Afghanistans als Gratisbeigabe. Lieferung 13. Leipzig, Gressner & Schramm.

Sander, F., Die Hugenotten und das Edict von Nantes. Mit urkundlichen Beigaben. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

Scheffheesse, Bermann, Anthropologische Studien. Bonn, Adolf Marcus.

Schmidt, Prof. Dr. Erich. Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Berlin, Weidemann'sche Buchhandlung.

Schranka, Dr. Eduard Maria, Der Stoiker Epiktet und seine Philosophie. Frankfurt a. O., B. Waldmanns Verlag.

Segeberth, Johann, Ut de Demokratentid. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Berlin, H. Th. Mrose.

Seidel, Robert, Friedrich der Grosse „der Berne der deutschen Volksbildung" und die Volksschule. Wien und Leipzig, A. Pichlers Wittwe & Sohn.

Seechey, Theodor, Frisch vom Herzen. Lieder und Dichtungen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Steyr, Hens, Ein Praktikus. Lustspiel in einem Anfange. Leipzig, Oswald Mutze.

Sutermeister, Prof. O., Schwizer-Dütsch. 26 bis 28: Für d'Chinderstube. Poesie und Prosa in den Mundarten der Schweiz. 29 bis 30: Bilder aus dem Volksleben des Vorder-Prättigaus alter und neuer Zeit von Michael Knoni. 31—32: Aus dem Kanton Luzern. 2. u. 3. Heft. 33: Auf dem Kanton Thurgau. 2. Heft. Zürich, Orell Füssli & Co.

Sutter, A. G. von, Daredjan, mingrelisches Sittenbild. Leipzig und München, Otto Heinrichs.

Teebert, Emil, Gesammelte Schriften. 1. Band (3 Novellen). Leipzig, Alfred Krüger.

Trinius, A., Vom grünen Strand der Spree. Berliner Skizzenbuch. Minden, J. C. C. Bruns.

Wegener, Bernhard, Strandgut. Vier Novellen. Berlin, Richard Wilhelmi.

Wegner, Richard, Entwürfe. Gedanken. Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Weicker, Dr. Karl, Die Strikes und die inneren Interessengegensätze der Handarbeiterklasse. Vermehrter Sonderabdruck aus der Berliner „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft, Politik und Naturgeschichte." Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung.

Werow, Franz, „Jus". Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Werder, Anna von, Professor Irrgang. Eine Erzählung. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Winter, Joseph, Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Zöller, Hugo, Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Literarischer

Weihnachts-Anzeiger

zu

Nord und Süd.

1885.

Verzeichniss der Inserenten
im „Weihnachts-Anzeiger“ von Nord und Süd.

I. Buchhandel.

Abel, Ambros, Leipzig 10
Allgemeine Zeitung in München 9
Berliner Tageblatt, Berlin 3
Bielefeld's, J., Verlag, Karlsruhe 4
Costenoble, Herm., Jena 3
Engelmann, Wilh., Leipzig 10
Fischer, Gustav, Jena 6
Glogau, S., Leipzig 8
Grote'sche, G., Verlags-Buchh., Berlin . 12
Hartung'sche Druckerei, Königsberg i. Pr. 12
Haude & Spener'sche Buchh. (F. Weidling), Berlin 6
Hendel, O., Halle a. S. 12
Hinrich'sche, J. C., Buchhandlung, Leipzig 8
Hirt, Ferdinand, & Sohn, Leipzig . . . 16
Illustrirte Frauen-Zeitung, Berlin . . . 3
Kern's, J. U., Verlag, Breslau 15
Konegen, Karl, Wien 15
Kummer, Ed., Leipzig 6
Liebeskind, O. A., Leipzig 15
Literarische Anstalt (Rütten & Loening), Frankfurt a. M. 14
Mitscher, Raimund, Berlin 15
Schottlaender, S., Breslau 14
Staackmann, L., Leipzig. 12
Titze, Adolf, Leipzig 8
Wagner'sche, Fr., Univ.-Buchhandlung, Freiburg i. Br. 15
Westermann, George, Braunschweig . . . 7
Winter's, Carl, Univ.-Buchhdlg., Heidelberg 15
Bibliographisches Institut, Leipzig Umschlag

II. Gesuche und Vermischte.

Apollinaris-Company (Limited), Arthal.
Brown & Polson, k. u. Hofl., Paisley (Schottland) und Berlin.
Carlsbader Mineralwasser-Versendung. (L. Schottlaender) in Carlsbad.
Dittmer, Raphael, Kiel, Friedrichshaller Bitterquelle, Friedrichshall b. Hildburghausen.
Gesellschaft für Erdkunde, Berlin (Aufruf zu einem Denkmal für Prof. Nachtigal).
Photogr. Gesellschaft, Berlin.
Mendrzyk's, Frau Prediger, Familienhôtel, Berlin
Werner, Dr., Apoth., Endersbach, Württemberg.
Wiener Allgemeine Zeitung.

III. Verleger.

Baer, Josef, & Co., Frankfurt a/M.
Bergmann, J. F., Wiesbaden.
Callwey, Georg D. W., München.
Ehlermann, Louis, Dresden.
Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien.
Levy & Müller, Stuttgart.
Richter, F. Ad., & Co., Rudelstadt und Leipziger Lehrmittelanstalt des Dr. Oscar Schneider in Leipzig.
Schmorl & von Seefeld, Hannover.
Schottlaender, S., Breslau.
Simon, Leonhard, Berlin.
Verlagsanstalt für Kunst & Wissenschaft (vormals J. Bruckmann) München.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt

nebst seinen werthvollen 4 Separat-Beiblättern:

Illustr. Witzblatt „ULK", in erweitertem Umfange,

Belletrist. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" — Feuilleton. Beiblatt „Der Zeitgeist"

„Illustrirte Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft"

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit u. Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Alle neu hinzutretenden Abonnenten

erhalten **gratis** u. **franco** den bis zum 1. Dezember bereits erschienenen Theil des Romans von

Hermann Heiberg: „Esther's Ehe."

Man abonnirt für den Monat *Dezember* auf das „Berliner Tageblatt" nebst obigen 4 Separat-Beiblättern bei sämmtlichen Postanstalten des deutschen Reiches für den Betrag von nur **1 Mark 75 Pf.**

Probe-Nummer gratis u. franco.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Großes illustrirtes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungsnummern zu je 2—2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährliches Abonnements-Preis 2 Mark 50 Pf.

Die Heftausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe", und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostüm-Bilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Soeben erschienen:

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von

H. A. Berlepsch.

Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Zweite wohlfeile Volksausgabe. Umgearbeitet, vermehrt und ergänzt vom Sohne des Verfassers.

Mit 18 Illustrationen nach Originalzeichnungen von **Emil Rittmeyer.**

Lex.-8. 1 starker Bd. 37 Bogen, eleg. broch. 6 Mk., hocheleg. geb. 7 Mk. 50 Pf.

Dieses vorzüglich ausgestattete und allgemein als würdige Ergänzung von Tschudis Thierleben der Alpenwelt bezeichnete klassische Werk wurde in fast alle Sprachen der Civilisation, als in das Dänische, Englische, Französische, Holländische, Russische und Schwedische übersetzt. Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die Alpen Reisenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erscheinungen in denselben vorzubereiten, wie dem Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen.

J. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Deutsche illustrirte Volksbücher.

Berthold Auerbach's Gesammelte Volkserzählungen.

In 3 Bänden geheftet 9 Mark, elegant gebunden 12 Mark.

Auch in 10 abgeschlossenen karton. Bändchen à 1 Mark.

Mit ca. 400 Bildern
von K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, Ad. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, Ludw. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A.

Die Hafnetjungfer.
Eine Rebländer Dorfgeschichte a. d. vorigen Jahrhundert
von
Herm. Albrecht.
Brosch. 3.50 Mk., eleg. geb. 4.50 Mk.

Geschichten und Bilder aus Baden.
Mit 49 Illustrationen.
Broschirt 1.50 Mk., eleg. gebunden 3 Mk.

Vielliebchen.
Ein Märchen aus der Ritterzeit
von
C. Friedrich.
Elegant gebunden 3 Mk.

Gedichte
von
Heinrich Vierordt.
Broschirt 3 Mk.
Elegant gebunden 4 Mk.

Kunstgewerbliche Vorbilder aus dem Alterthum.
100 Blätter, nach den besten Quellen zusammengestellt
von Prof. **Gustav Kachel**, Authogr. von Prof. **Franz Sales Meyer.**
2. verbesserte Auflage.
In 12 Lieferungen à 1.50 Mk., komplet in Mappe 18 Mk.

Hochelegante Festgeschenke.

VERLAG VON S. SCHOTTLAENDER IN BRESLAU

Skaldenklänge.

Ein Balladenbuch zeitgenössischer Dichter, gesammelt von **Eufemia Gräfin Ballestrem** und **Hermann Lingg.** In Original-Prachtband M. 6.—

M[illegible]

und ein Stück Zeitgeschichte von **Karl Biedermann**

ordentl. Honorarprofessor an der Univers. Leipzig.

Erster Band. Eleg. brosch. Mk. 5. Fein gebunden Mk. 6.50.

Dreissig Jahre deutscher Geschichte.

Vom Thronwechsel in Preussen bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815–1840.

Von **Karl Biedermann.**

ord. Honor.-Professor an der Universität zu Leipzig. 2. Aufl. 2 Bände. Eleg. brosch. in 6 Bänden M. 10.—; gebunden in 6 Bänden M. 12.—

Aus der Fremde.

Neue Dichtergrüne aus vieler Herr Länder gesammelt

von **Elise Polko.**

Zweiter (Stereotyp-) Abdruck. Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 6.—

WILDE ROSEN.

Dichtungen von

Anna Segert.

Eleg. broschirt M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Adam Homo.

Von **Paludan-Müller.**

Mit einer Vorrede von Georg Brandes. Uebersetzt von **Emma Klingenfeld.**

In 2 Original-Prachtbänden M. 10.—

Weihnachts-Novität von Friedrich Bodenstedt.

Neues Leben.

Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

1 Band in hochelegantem Original-Einband Mk. 4.50.

Bilder aus der Zukunft.

Zwei Erzählungen aus dem 20. und 30. Jahrhundert von **Kurd Lasswitz.**

Inhalt: Ein zum Nutzgut des Seins. — Gegen das Weltgesetz.

Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 6.50

Herr und Frau Bewer.

Von

Paul Lindau.

VIII. Auflage.

Hochelegant brosch. M. 2.50; fein gebunden M. 3.50.

OLIVIER.

Neue Vers. von **François Coppé**

Im Versmasse des Originals Übersetzt von Wolf Grafen Baudissin.

Mit einer Einleitung von Paul Lindau über Wolf Baudissin.

Min.-Ausg. In Original-Einband M. 3.—

Miniaturen und Novellen.

Von

Elise Polko.

Miniatur-Ausg. In Original-Einband M. 4.50.

MAYO.

Von

Paul Lindau.

V. Auflage.

Eleg. brosch. M. 4.50; fein geb. M. 5.50

Stimmungsbilder.

Novellen und Skizzen von

Elise Polko.

Miniatur-Ausg. In Original-Einban M. 4.50.

Der Königstochter Brautfahrt.

Ein Gedicht in zwölf Romanzen v. **A. Munci** Im Versmasse des Originals u. mit Genehmigur des Verfassers übersetzt v. **Emil Jona.** Mit Illustrationen von Lurau e Frölich. Elegant broschirt M. 10.—; in Original-Prach Einband M. 12.—

Neues Novellenbuch.

Von

Otto Roquette.

Eleg. brosch. M. 6.—; fein gebunden M. 4.—

Vor Sonnenwende.

Von **Wilhelm Jensen.**

Inhalt: Faira, ein erzählendes Gedicht. — Im Mai, eine Symphonie.

Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 3.—

Schlichtes Volk.

Vier Dorfgeschichten in Versen vo

Anton Ohorn.

Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 6.—

Kleiner Markt.

Novellen, Skizzen und Gedichte. Von

Ludwig Anzengruber.

Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 4.—

Asta's Lieder.

Die Herzensgeschichte einer Gräfin erzählt von

Graf Emerich Stadion und **Emile Merio Vecsno.**

Gesang von Graf Emerich Stadion. Miniatur-Ausgabe. In Original-Prachtband Mk. 4.50.

Bilder aus dem Leben in England.

Von **Ludwig Freiherrn von Omptedo.**

Leinen-B. Elegant broschirt M. 7.50; in Original-Einband M. 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag der Haude- und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin.

Bisheriger Absatz [illegible],000 Exemplare

Geflügelte Worte.

Der Citatenschatz des deutschen Volkes

Gesammelt von

Georg Büchmann.

Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von **Walter Robert-tornow**

Vierzehnte vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit dem Bildniss Georg Büchmann's

nach dem Oelgemälde von Helene Büchmann, radiert von Hans Meyer.

Geh. 5 M., eleg. geb. 6 M., mit Goldschnitt 6 M 25 Pf.

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Vor Kurzem erschienen:

[illegible] Reichsgerichtsrat a. D., **Der Deutsche Civilproceß in praktischer Bethätigung.** Preis 1 Mk. 80 Pf.

[illegible] **Henry C. Carey als Nationalökonom.** Preis 3 Mk.

[illegible] o. ö. Professor d. Geschichte a. d. Universität Breslau, **Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte** Preis 75 Pf.

— **Die Hanse und ihre Handelspolitik.** Preis 75 Pf.

Die Verstaatlichung des Grundcredits. Ideen zu einem nationalen Verwaltungsrecht des Grundbesitzes. Von H. F. Preis 1 Mk.

[illegible] **Neuere socialpolitische Anschauungen im Katholicismus innerhalb Deutschlands** Preis 2 Mk.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dr. med. H. Klencke,

Das Weib als Gattin.

Lehrbuch

über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie.

Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe.

Siebente neu durchgesehene Auflage.

Preis eleg. geh. 5 Mk., eleg. geh. 6 Mk.

Dieses in seiner Art einzig dastehende Buch behandelt das Leben in der Ehe mit wohlanständiger Offenheit und Schicklichkeit und giebt über Vieles Aufschluss, was für Männer, Frauen und Jungfrauen von grösster Wichtigkeit ist.

Der bisherige Absatz von sechs starken Auflagen mag für die Gediegenheit des Werkes sprechen.

Leipzig. E. Kummer.

Das neueste (November-) Heft von **Nord und Süd** veröffentlicht:

„Naturalismus und Idealismus in Berlin"

von

Paul Lindau

Process Gract

und Beiträge von: **Ilh. Jensen, H. Albrecht, Georg Irmer, Wilhelm Hertz, Felix Auerbach.**

Man abonnirt auf Nord und Süd bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Jedes Heft einzeln käuflich.

Preis 2 Mark.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Zu Festgeschenken allen Familienkreisen empfohlen!

Dritte Auflage.

Mit dem photographischen Porträt des Dichters.

Theodor Storm's

sämmtliche Schriften

14 Bände.

Gebunden
38 Mk. 50 Pf.

Als einzelne Serien können hiervon bezogen werden.
Bd 1—6 geb. in 3 Bdn M. 16 50 — Bd 7—10 geb. in 2 Bdn M. 11 — Bd 11—14 geb. in 2 Bdn. M. 11

Inhalt: 1. Band: Gedichte. — 2. Band: Immensee. Drei Rosen. Im Schloß. Veronika. — 3. Band: Im Sonnenschein. Auf dem Staatshof. Ein grünes Blatt. Unter dem Tannenbaum. Aquis submersus. — 4. Band: Von Jenseit des Meers. Im Saal. In St. Jürgen. Eine Malerarbeit. — 5. Band: Auf der Universität. Angelika. Posthuma. Wenn die Aepfel reif sind. Drüben am Markt. Marthe und ihre Uhr. — 6. Band: Die Regentrude. Der Spiegel des Cyprianus. Pastorenhaus. Hans Hanekemann. Der kleine Häwelmann. 7. Band: Gedichte. Frauen im Handwerk. Viola tricolor. Drei Meister Oberhaan. — 8. Band: Die neuen Liebes-Lieder. Veronika. Der Herr Etatsrath. Eine Halligfahrt. — 9. Band: Drei Novellen. Waldwinkel. — 10. Band: Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links. — 11. Band: Aquis submersus. — 12. Band: Renate. Carsten Curator. — 13. Band: Gedenkst. Zur Walpurgisnacht. Im Brauerhause. Die Söhne des Senators. Meine Erinnerungen an Eduard Mörike. — 14. Band: Im Nachbarhause links. Drei Novellen. Ein Doppelgänger. Waldwinkel. Pole Poppenspäler. Novellen und Gedenkblätter. Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius.

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Ein stiller Musikant. Psyche. Im Nachbarhause links.
Drei Novellen von **Theodor Storm.**
Miniatur-Ausgabe
Fein Velinp. Eleg. geb. mit Goldschn. Preis M. 4.50.

Waldwinkel. Pole Poppenspäler.
Zwei Novellen von **Theodor Storm.**
Miniatur-Ausgabe
Fein Velinp. Eleg. geb. mit Goldschn. Preis M. 4.50.

Novellen und Gedenkblätter.
Von **Theodor Storm**
Miniatur-Ausgabe
Fein Velinp. Eleg. geb. mit Goldschn. Preis M. 4.50.

Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius.
Von **Theodor Storm.**
Kleine Ausgabe
Velinp. Cart. Preis M. 4.
Eleg. geb. mit Goldschnitt Preis M. 5.50.

Digitized by Google

Vornehme Festgeschenke

aus dem

Verlage von Adolf Titze in Leipzig.

Neuigkeiten von 1883!

Harald und Thora.

Eine Dichtung in fünf Gesängen von Felix Dahn.

Illustrirt von Johannes Gehrts.

Mit 20 Textillustr. u. 9 Vollbildern in Lichtdr. Quartformat. Reichster Prachtbd. Pr. 20 Mk.

Frauen-Bilder

aus der Blütezeit der deutschen Litteratur. Von August Sauer.

Mit 15 ächten Bildnissen in Lichtdruck. Kl. Quartformat. Reichster Prachtbd. Pr. 10 Mk.

Das Heimchen am Herde.

Von Charles Dickens.

Illustrirt von Conr. Beckmann.

Quartformat. Reichster Prachtbd. Pr. 12 Mk.

Mein Rhein!

Dichtungen von Carmen Sylva.

Mit 45 Illustrationen von E. Doepler dem J. u. 20 landschaftlichen Radirungen.

Zweite Aufl. Kl. Quartformat. Pr. 10 Mk.

Heinrich Heine's Buch der Lieder.

Illustrirt von Paul Thumann.

Dritte Aufl. Quartformat. Reichster Prachtbd. Preis 25 Mark. Cabinet-Ausgabe: 9 Bilder ohne Text in eleg. Mappe. Preis 10 Mk.

Amor und Psyche.

Eine Dichtung von Robert Hamerling.

Illustrirt von Paul Thumann.

Fünfte Aufl. Reichster Prachtbd. Pr. 20 Mk. Cabinet-Ausgabe 9 Bilder ohne Text in eleg. Mappe. Preis 10 Mark.

Frauen-Liebe und Leben.

Lieder-Cyklus v. Adalbert v. Chamisso.

Illustrirt von Paul Thumann.

Zwölfte Aufl. Quartformat. Reichster Prachtband. Preis 20 Mark. Cabinet-Ausgabe: 9 Bilder ohne Text in eleganter Mappe. Preis 10 Mark.

Lebens-Lieder und Bilder.

Lieder-Cyklus v. Adalbert v. Chamisso.

Illustrirt von Paul Thumann.

Sechste Aufl. Quartformat. Reichster Prachtband. Preis 20 Mark. Cabinet-Ausgabe: 9 Bilder ohne Text in eleganter Mappe. Preis 10 Mark.

Der Oberhof.

Von Karl Immermann.

Mit 83 Silhouetten von A. Schurz.

Oktavformat. Reichster Prachtbd. Pr. 4 Mk.

S. Glogau, Buchhandlg.

Leipzig Neumarkt 38.

Lager von 200.000 Bdn. aller Wissenschaften.

Neue Bücher zu den coulantest. Preisen.

Catalogue gratis und franco.

Bekanntlich sind in Leipzig Bücher am billigsten und schnellsten zu liefern.

J. C. Hinrichs'sche Buchhdl. in Leipzig.

Geschichte der griechischen Plastik.

Für Künstler und Kunstfreunde.

Von Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. Overbeck**

Dritte verm. u. verb. Auflage.

2 Bände. Imp.-8. 1008 S. mit Holzschnitten. 1882. Halbfranzbd. 37 ℳ, Halbsaffianbd. 38 ℳ.

Erzählungen von Anna von Werder.

An der Waldecke.

1883. Zweite Auflage. 304 S. Geb. ℳ 3.80.

Bienchen.

1883. Zweite Auflage. 264 S. Geb. ℳ 3.20.

Frau Ludwike.

1885. Zweite Auflage. 256 S. Geb. ℳ 3.20.

Professor Irrgang.

1886. 336 S. Gebunden ℳ 3.80.

Errungen.

Eine Erzählung aus dem Quäkerleben von **Emma Marshall.**

1886. 371 S. Gebunden ℳ 4.40.

Von Herzen treu.

Familiengeschichte von **Emma Marshall.**

1884. 359 S. Gebunden ℳ 4.40.

Der Lorbeerbaum.

Eine altmodische Liebesgeschichte. Von der Verf. von „**John Halifax** Gentleman".

1885. 166 S. Gebunden ℳ 2.40.

Weihnachten in deutscher Dichtung

von Dr. **A. Freybe.**

1885. 2. Ausgabe. 243 S. Gebunden ℳ 3.20.

J. C. Hinrichs'sche Buchhdl. in Leipzig.

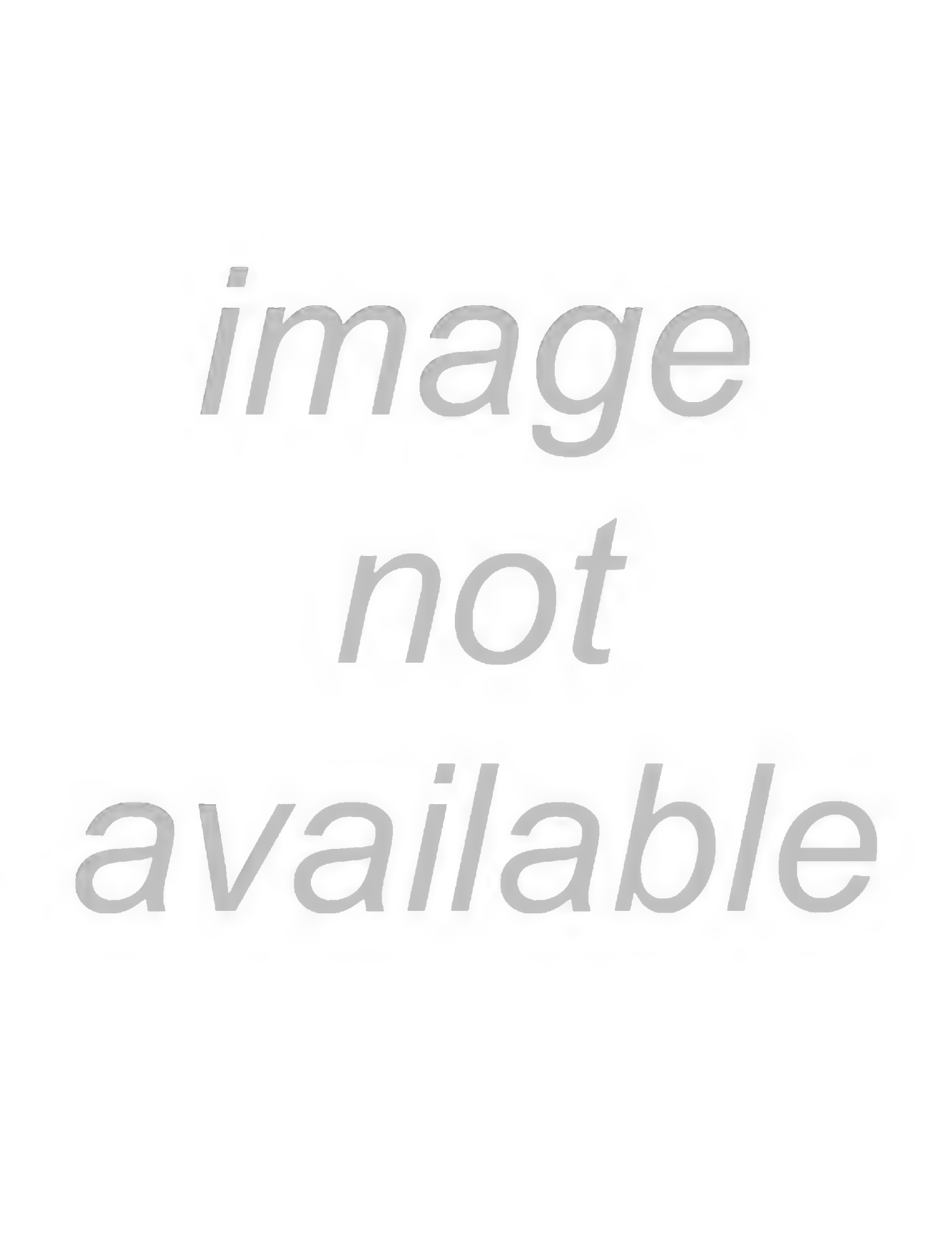


image
not
available

• Verlag von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig. •

Physikalische Technik

speciell Anleitung

zur

Selbstanfertigung physikalischer Apparate

von

Dr. O. Lehmann

Professor an der k. Technischen Hochschule in Aachen.

Mit 882 Holzschnitten im Text und 17 Tafeln.

gr. 8. 1885.

geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.50.

Essays

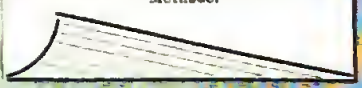
von

Wilhelm Wundt.

gr. 8. 1885. geh. 7 Mk. geb. 9 Mk.

Inhalt:

Philosophie und Wissenschaft. — Die Theorie der Materie. — Die Unendlichkeit der Welt. — Gehirn und Seele. — Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. — Die Messung psychischer Vorgänge. — Die Thierpsychologie. — Gefühl und Vorstellung. — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen. — Die Sprache und das Denken. — Die Entwicklung des Willens. — Der Aberglaube in der Wissenschaft. — Der Spiritismus. — Lessing und die kritische Methode.



Soeben erschien in meinem Verlage:

Die

Entstehung des modernen Frankreich

von

H. Taine.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von **Leopold Katscher.**

Zweiter Band: **Das revolutionaire Frankreich.**

Dritte (Schluss-) Abtheilung: **Die Herrschaft der Revolution.**

38 Bogen Gross-Octav in eleganter Ausstattung.

Preis 12 Mark.

Der **erste Band** (Das vorrevolutionaire Frankreich) ist für **7 Mark 50 Pfg.**, die **beiden ersten Abtheilungen des zweiten Bandes** sind für zusammen **16 Mark 50 Pfg.** durch jede Buchhandlung nachzubeziehen.

Leipzig, November 1885.

Ambr. Abel.

Das letzte illustrirte Prachtwerk von Gustav Doré.

Herausgegeben von Paul Heyse.

(Verkleinert.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Ariost's

Rasender Roland.

Illustrirt von Gustav Doré.

Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten

Metrisch übersetzt von Hermann Kurz.

Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von

Paul Heyse.

Alle Kenner stimmen darin überein, daß kein Thema dem genialen Zeichner eine glücklichere Gelegenheit geboten habe, die Eigenart und den Umfang seiner Kunst zu zeigen, als der Bilderschmuck, mit dem er das Märchenepos des Ariost in so verschwenderischer Fülle überschüttet hat. — Die Umarbeitung der vortrefflichen Uebersetzung von Hermann Kurz durch Paul Heyse giebt dieser klassischen Dichtung erst die rechte Weihe. —

Preise der Ausgaben:

1. Gebunden in zwei ganz Maroquinleder-Bänden	M. 135. —
2. Gebunden in zwei Halbfranzbänden	„ 120. —
3. Gebunden in einem ganz Marquinleder-Bande	„ 112. —
4. Gebunden in einem Halbfranzbande	„ 105. —
5. In 9 Abtheilungen (Carton-Mappe) à M. 10. —	„ 90. —
6. In 60 Lieferungen à M 1. 50.	„ 90. —

Bibelglaube und Christentum,

im Zusammenhange des A. T. mit dem A. T. neu dargestellt von einem Veteranen.

Königsberg, Hartungsche Verlagsdruckerei.

gr. 8o. 727 Seiten. 1883.

Preis 8 Mk.

Ein höchst eigenartiges Buch, das wie alle wirklich bedeutenden litterarischen Erscheinungen nicht verfehlen kann, rechts und links Widerspruch hervorzurufen, das aber zugleich vielseitig anregend und fruchtbringend wirken wird. Der Verfasser ist ein entschiedener Gegner jedes hohlen Dogmatismus und aller Orthodoxie, zumal der heutigen, aber er kann sich auch mit der liberal-theologischen Entwickelung unserer Zeit nicht befreunden, insbesondere steht er zu Strauß und Keim und ihrer Christus- und Bibelansicht in schroffem Widerspruch. Die Offenbarungsreligion des alten Testaments faßt sich ihm nach Beseitigung alles Zufälligen dahin zusammen daß nur auf dem „Gehorsam der Gerechtigkeit" als dem eigentlichen Inhalt von Moses und den Propheten das Heil Israels, ja der ganzen Menschheit beruhe. In Christus und seinem Wirken ist dieser Gedanke — die gegen jeden Menschen als unweigerliche Pflicht zu beobachtende Gerechtigkeit — bis zur höchsten Höhe und Reinheit gesteigert und bethätigt, und in diesem Stande ist und bleibt der Weise von Nazareth das ewige Licht der Welt und für alle Zeit der alleinige Führer zu gedeihlicher, menschlicher und socialer Entwickelung. Diese Auffassung führt nun der Verfasser, wenn er sich auch Veteran nennt, in jugendfrischer, fesselnder und lichtvoller Darstellung durch, und wenn auch mancher seinen Grundgedanken bestreiten oder in Einzelheiten mit ihm nicht übereinstimmen mag, jedenfalls verdient das Werk die ernste Beachtung aller, die den hier behandelten Fragen ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Ch. Flaxland, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, F. Dümmler, E. O. Hopf, Ferd. Justi, B. Kugler, H. Lehmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, H. Prutz, H. Ruge, Ch. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Mit vielen authentischen, kulturhistorischen Abbildungen, Beilagen und Karten.

Das Werk erscheint in Abtheilungen zum Subscriptionspreise von à Mark 3. Ausgegeben sind bis 1. December 1885

in der 1. Subscription 1—104,

in der 2. Subscription 1—80.

Zu beiden inhaltlich genau übereinstimmenden Subscriptionen steht der Beitritt jederzeit offen.

☞ Ausführliche Prospecte stehen zu Diensten.

Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Umgang

in und mit der Gesellschaft.

Von Emil Rocco. Ein Handbuch des guten Tons. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. geh. 3 M., in eleg. Leinwandband 4 M. (Verlag von O. Wendel, Halle a/S.)

Soeben erschienen:

An der Heilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

Vierte Auflage.

brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—

Drei starke Auflagen wurden in vier Wochen vergriffen.

Quisisana.

Von

Friedrich Spielhagen

Wohlfeile Taschenausgabe.

eleg. gebunden Mk. 3.—

Leipzig, Ende October 1885.

F. Staackmann.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Eine interessante und gediegene Unterhaltung bietet die mit den neuesten Erzeugnissen der modernen Belletristik unserer berühmtesten Autoren versehene:

Drei-Mark-Bibliothek.

In derselben erschienen bisher:

1. Ballestrem, E. Gräfin, Violet. Roman. 1 Band.
2. Lindau, Rudolph, Wintertage. Novellen. 1 Band.
3. Littmann, C., Weibliche Unabhängigkeit. Roman. 1 Bd.
4. Lindau, Paul, Toggenburg u. andere Geschichten. 1 Bd.
5. Palka, Elise, Getrennt. Roman. 1 Band.
6. Schücking, L., Alte Ketten. Roman. 2 Bände.
7. Caebus, M., In omnibus charitas. Roman. 1 Band.
8. May, H., Unsere Ellen. Roman. 2 Bände.
9. Taube, H., Die kleine Prinzessin. — Blond muß sie sein. Novellen. 1 Band.
10. Ballestrem, E. Gräfin, Aus tiefem Boene. Novellen. 1 Bd.
11. Lindau, Rudolph, Der Gast. Roman. 1 Band.
11a. Ballesteem, E. Gräfin, Haideröslein. Roman. 1 Band.
11b. Lindau, Rudolph, Gute Gesellschaft. Roman. 1 Band.
12. Jensen, Wilhelm, Metamorphosen. Roman. 1 Band.
13. Gallwitz, Valeska v., Magdalena. Roman. 1 Band.
14. Eenesti, Taulse, Ersehntes Glück. Roman. 1 Band.
15. Beaun-Wißbaden, Rael, Blutige Blätter. Erzähl. 1 Bd.
16. Wichert, E., Eine vornehme Schwester. Roman. 1 Band.
17. Schraebre, C., Isabel. Roman. 1 Band.
18. Salinger, Eugen, Schicksalsteagödie. Roman. 1 Band.
19. Wald-Zedtwitz, E. v., Die Schloßfrau von Scharfenstein. Roman. 1 Band.
20. Roquette, Otta, Neues Novellenbuch. 1 Band.
21. Aendt, A., Die Mondhexe. Roman. 1 Band.
22. Velatus, L., Schlangenmoos. Novelle. 1 Band.
23. Palka, Elise, Herzensfrühling u. Rosenzeit. Nov. 1 Bd.
24. Kangabé, A. R., Der Fürst von Morea. Roman. 1 Band.
25. Hutzler, Haea, Jung-Ameeika. Bilder aus dem New-Yorker Leben. 1 Band.
26. Wilbeandt, A., Der Verwaltee. — Die Vreschollenen. Novellen. 1 Band.
27. Dam, A., Auf dem Watzmannshof. Roman. 1 Band.
28. Fielt, Ch., Ein Märtyrer. Roman. 1 Band.
29. Crimann, R., Lebensfragmente. Novellen. 1 Band.
30. Taën, A. Feelherr v., Kampf um Liebe. Novellen. 1 Band.
31. Anzel, E., Heckenrosen. Novellen. 1 Band.
32. Meschtscherzky, Wladimie Füest, Die Realisten der großen Welt. Roman. 1 Band.
33. Jokai, M., Durch alle Höllen. Roman. 1 Band.
34. Hänig, E. A., Schachmatt. Roman. 1 Band.
35. Schmidt, Maximilian, Culturbilder aus dem bayerischen Walde. 1 Band.
36. Lindau, Paul, Mayo. Novelle. 1 Band.
37. Bauer, M., Unter Rosen. Roman. 1 Band.
38. Elstee, O., Wessen Schuld? Roman. 1 Band.

Sämmtliche Bände sind hochelegant broschirt und kostet jeder Band nur **3** Mark.
In feinem Original-Einbande beträgt der Preis pro Band **1** Mark mehr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neue Romane aus dem Verlage von **S. Schottlaender** in Breslau:

Schücking, Levin, **Große Menschen.** Historischer Roman. 3 Bände. Eleg. brosch. Mk. 13.50; fein gebunden Mk. 16.50.

— **Lebenserinnerungen.** 2 Bände. Eleg. brosch. Mk. 8.—; fein gebunden Mk. 10.—

Wickede, J. v., **Die Streber.** Socialer Roman aus der Gegenwart. 3 Bände. Eleg. broschirt Mk. 13.50; fein gebunden Mk. 16.50.

Melchtschersky, Wladimir Fürst, **Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.** 2. Auflage. 3 Bände. Eleg. broschirt Mk. 12.—; fein gebunden Mk. 15.—

do. do. **Die Realisten der großen Welt.** Roman. Elegant broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

Schmidt, Maximilian, **Culturbilder aus dem bayerischen Walde.** Eleg. brosch. Mk. 4.—; fein geb. Mk. 5.—.

König, E. A., **Schachmatt.** Roman. Elegant broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

Görner, Nora, **Veränderte Verhältnisse.** Roman. 3 Bde. Elegant broschirt Mk. 12.—; fein gebunden Mk. 15.—

Jokai, Moriz, **Durch alle Höllen.** Roman. Elegant broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

Habicht, Ludwig, **Im Sonnenschein.** Roman. 3 Bände. Elegant broschirt Mk. 12.—; fein gebunden Mk. 15.—

Schack v. Igar, **Licht, mehr Licht!** Ein livländischer Roman in 3 Bänden. Brosch. Mk. 12.—; fein geb. Mk. 15.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage der **Literarischen Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt am Main**, erschien und liegt jetzt complet vor:

Goethes Briefe
an
Frau von Stein.

Herausgegeben von **Adolf Scholl.**
Zweite vervollständigte Auflage bearbeitet von
Wilhelm Fielitz.
Zwei Bände.
Mit dem Bildniß der Frau von Stein nebst zwei Silhouetten.
Preis pro Band, geheftet Mark 8.40, gebunden in Leinwand Mark 9.—, gebunden in feinem Halbfranz Mark 11.40

„Die Briefe Goethes an Charlotte von Stein" — sagt Hermann Grimm — „bilden eines der schönsten und rührendsten Denkmale, welches die gesammte Literatur besitzt. Man wird diese Briefe lesen und kommentiren solange unsere heutige deutsche Sprache verstanden werden wird . . . Wie eine breite ununterbrochene Melodie empfangen wir zehn Jahre lang Goethes Leben nach dieser Richtung. So völlig sehen wir Tag und Nacht den Gedanken an diese Frau ihn umschweben, das es scheint, als thue und denke er überhaupt nichts Anderes, als was diese Briefe enthalten. Das Ganze gewinnt den Anschein einer dichterischen Kontinuität. Was er irgend erlebt, nimmt die Gestalt einer Mittheilung an Frau von Stein an . . . . Unter ihrer Theilnahme sehen wir die Dichtungen langsam wachsen, die als sicherer Gewinn dieser zehn Jahre dastehen und die das Höchste sind, was die deutsche Literatur an Dichtungen besitzt."—

Verlag von Carl Winter's Univ.-Buchhdlg. in Heidelberg.

Aus Carmen Sylva's Leben.

Von Natalie Freiin von Stackelberg.
3. durchgesehene Aufl. Mit 4 Bildern u. Facsimile gr. 8° elegant broschirt 7 Mk. fein geb. m. Goldschn. 9 Mk.

Wer Carmen Sylva's Dichtungen kennen und schätzen gelernt hat, wünscht auch Näheres über ihr Leben und ihren Entwickelungsgang zu erfahren. In obigem Buch findet sich, mannigfachen ungenauen Nachrichten gegenüber, Authentisches über die königliche Dichterin. Beigegeben sind außer dem Titelbild der Königin ein Bildniß aus der Jugendzeit und ein drittes Carmen Sylva in ihrem Boudoir darstellend, sowie eine Ansicht des Castell Peleich. Das Buch eignet sich vorzüglich als Festgeschenk.

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Erzählungen und Märchen

von **R. Baumbach.**
Preis brosch. Mk. 2, in Leinw. geb. Mk. 2,75.

Vorstadtgeschichten

von **Heinr. Seidel.**
3. umgearbeitete Auflage. Preis 3 Mk. brosch.

Aus der Heimath.

Novellen von **Heinr. Seidel.** Mk. 3 brosch.

Gedichte eines Optimisten

von **Julius Lohmeyer.** Mk. 3 broschirt.

Verlag von **Raimund Mitscher, Berlin SW 48:** zu beziehen d. jede Buch- u. Kunsthandlung.

Ed. Hildebrandt's
Weltberühmte Aquarelle.

1885! Neue Folge, vierte Serie. Neu!
5 Bl. gr. Fol. in japan. Cartonmappe 50 Mk.
Erschienen sind: **Reise um die Erde** 34 Bl., **Aus Europa** 14 Bl., **Neue Folge** 26 Bl. Einzeln 12 Mk., von **6 Blatt** an **nur 9 Mk.** Verzeichnisse gratis. Prachtmappe 20 Mk., eleg. Cartonmappe 5 Mk.

Meisterwerke der Aquarellmalerei.

10 Bl. Chromo-Facsimiles gr. Fol. in eleg. Cartonmappe statt 100 Mk. **nur 40 Mk.**

Bernh. Mannfeld's
Große Original-Radirungen:

Heidelberg (Schloßhof) und **Köln** (Rathhaus) Pend. Einzeln à 40 Mk. beide zusammen **70 Mk.** **Lorelei-Felsen** und **Rheingrafenstein.** Pend. Jedes Blatt mit der Schrift, chin. Papier 20 Mk. weiß Papier **15 Mk.**

V. P. Mohn. Der Kinderengel.

24 Blatt in Farbendruck mit Text.
Weihnachten 1885! 4. Elegant cart. **6 Mk.**
Mohn, Kinderlieder u. Reime. 4. cart. 7½ Mk.
Meyerheim, A B C. 4. Eleg. cart. **5 Mk.**

Verlag von **Carl Konegen** in **Wien.**

Forstenheim, A., **Manoli.** Rumänische Volkssage. Gebunden M. 3.

Hoerren, M., **Atlantis.** Ein Flug zu den alten Göttern. Mythologisches Märchen. Gebunden M. 3.

Liebeslegenden. Von **Amalie Crescenzia.** Drei Erzählungen. M. 4.

Musset, A. de, **Rolla.** Dichtung, übersetzt von **Ludw. Ganghofer.** Gebunden M. 1.80.

Stummer von Tavarnok, Amalie, **Eine kleine Geschichte.** Gebunden M. 2.40.

Ereignisvolle 24 Stunden u. **Eine Erzählung,** Geh. M. 2.40

Wodiczka, V., **Stürme im Frühling.** Novelle. Geb. M 2.40.

Soeben erschien:

Wiel. med. Dr. Diät. Kochbuch

für Gesunde und Kranke. VI. verb. Aufl. Preis brosch. ℳ 4.80, geh. ℳ 5.50. Anerkannt bestes Kochbuch. Zugleich Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unseren Kranken kochen müssen.
Fr. Wagner'sche Univ.-Buchh. i. Freiburg i. B.

Soeben erschien:
Illustrirtes

Buch der Patiencen.
Neue Folge.

Früher erschienen:
Illustrirtes Buch der Patiencen.
Erstes Bändchen.
Illustrirtes Whist-Buch.
Illustrirtes Skat-Buch.
(Letzteres mit deutschen Karten.)
Eleganteste Ausstattung in schwarzem und rothem Druck.
Mit zahlreichen Abbildungen.
Fein gebunden. Preis jedes Bändchens 5 M.

J. U. Kern's Verlag
(Max Müller) in Breslau
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original-Einbanddecken
Mk. 1.50 pro Band (3 Hefte). Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Digitized by Google

☞ Für das reifere Knabenalter. ☜

Schriften von Oskar Höcker.

Werksteine deutschen Bürgertums. Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter. Illustrationen von Johannes Gehrts **(Neu!)**
I. Band: **Die Brüder der Hansa.** (Aus der Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes.)
In Prachtband 6 M., brosch. 4.50 M.

☞ Jetzt, wo der alte Hansageist wieder mächtig erwacht ist, verdient diese Neuigkeit ganz besonders Beachtung.

Jeder Band der folgenden Höcker'schen Schriften ist selbständig und einzeln käuflich. In Prachtband je 5 M., brosch. 3.50 M.

☞ **Reich je im Stile der Zeit illustriert.**

Friedrich der Große als Feldherr und Herrscher. Ein Lebensbild des Heldenkönigs, dem Vaterland u. der deutschen Jugend geweiht **zum hundertjährigen Todestage** des unvergeßlichen Monarchen. **(Neu!)**

Preußens Heer, Preußens Ehr! Militär- u. kulturgeschichtliche Erzählungen. I. Bd.: **Knobelsdorff und Feldmarschall.** II. Bd.: **Husarenkönig und Kürassiergeneral.** III. Bd.: **Mit Gott für König u. Vaterland.**

☞ Bd IV, womit dieser Cyklus abschließen wird, ist in Vorbereitung.

Das Ahnenschloß. Kulturgeschichtl. Erzählungen a. 4 Jahrhunderten.
I. Bd.: **Der Erbe des Pfeifferkönigs.** — II. Bd.: **In heimlichem Bunde.** — III. Bd.: **Zwei Riesen von der Garde.** — IV. Bd.: **Deutsche Treue, welsche Tücke.**

Der Sieg des Kreuzes. Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der **Entwickelung des Christentums.** Illustrationen von **Prof. Albert Baur.**
I. Bd.: **Unter dem Joche der Cäsaren.** — II. Bd.: **Durch Kampf zum Frieden.**
III. Bd.: **Zwei Streiter des Herrn.** (Aus der Zeit der Merowinger.) **(Neu!)**

Ferners Lieblingsbücher der Knabenwelt.
Reich illustrirt.
In Prachtband je 6 M., brosch. je 4.50 M.

Das Buch vom braven Mann. Bilder aus dem Seelenleben. Mit besond. Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger von **S. Wörishöffer.**

Gerettet aus Sibirien. Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie. Für die Jugend bearbeitet von **S. Wörishöffer.**

Heinz Treuaug. Wie er ein Ritter ward und wie er den Freimut geschwungen hat, der reiferen Jugend geschildert v. **A. Helms**

Mali, Der Schlangenbändiger. Scenen aus dem indischen Leben von **L. Rousselet.**

Kalulu, Prinz, König u. Sklave. Scenen a. d. Leben in Central Afrika von **H. M. Stanley.**

☞ Für das reifere Mädchenalter. ☜

Schriften von Brigitte Augusti.

An deutschem Herd. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter u. neuer Zeit mit besonderer Berücksichtigung des **Lebens der deutschen Frauen.** Illustriert von Prof. Wold. Friedrich. In mehreren ganz selbständigen u. einzeln käuflichen Bänden. In Prachtband je 6 M., brosch. je 4.50 M.
I. Bd.: **Edelfalk und Buldvögtin.** (Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.)
II. Bd.: **Im Banne der freien Reichsstadt** (15. Jahrhundert.) **(Neu!)**

Brigitte Augusti ist als sehr talentvolle und feinfühlende Erzählerin schnell bekannt geworden durch folgende Schriften:

Mädchenlose. Eleg. geb. 4 M. — **Hand und Welt.** Eleg. geb. 4 M. — **Knospen und Blüten.** Eleg. geb. 3,50 M. — **Liebe um Liebe.** Prachtband 6 M.

☞ Für heranwachsende Mädchen. ☜

Schriften von Clementine Helm.

Doris und Dora. Freie Bearb. d. J. Colombs „Chloris et Jeannetton". Illustriert. 3. Aufl. Prachtband 6 M.

Der Weg zum Glück. Nach J. Colombs „Deux mères" bearbeitet. Reich illustriert. 2. Aufl. Prachtband 6 M.

Vater Carlets Pflegekind. Gekr. m. d. gr. Montyonpreise Illustriert. 4. Aufl. Prachtband 6 M.

Siebenmeilenstiefeln. Erzählungen für das jung. Mädchen- und Knabenalter von **Clem. Helm.** Illustriert. Eleg. cart. 3,50 M., brosch. 2.50 M.

Campanella, die kleine Geigerin. Frei nach d. Englischen des Mrs. Mercier von A. von Lagerström. Illustr. von W. Friedrich. Geb. 3,50 M., brosch. 2,50 M.

☛ Ein werthvolles Festgeschenk! ☚

Um den zahlreichen neu hinzutretenden Abonnenten auf **Nord und Süd** Gelegenheit zu bieten, sich in den Besitz der bisher erschienenen Bände, welche die werthvollsten und interessantesten Arbeiten der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten Deutschlands enthalten, ist die unterzeichnete Verlagshandlung bereit, einzelne Bände, soweit der Vorrath reicht, in hochelegantem Originaleinbande **anstatt** für **8 Mark**

zum herabgesetzten Preise von M. 4.50

zu überlassen.

Ein completes Exemplar der bisher erschienenen **34 Bände** erhalten die neu hinzugetretenen Abonnenten anstatt für 272 Mark

für nur 150 Mark.

Zum bevorstehenden Weihnachtsfeste dürfte es wohl kein gediegeneres und willkommeneres Geschenk als diese werthvolle Sammlung geben.

Breslau.

S. Schottlaender,
Verlagsbuchhandlung.

☛ Bestell-Schein. ☚

Unterzeichneter bestellt hiermit aus dem Verlage von S. Schottlaender in Breslau bei der Buchhandlung

1 Expl. „Nord und Süd", Bd. 1—34, gebdn., zum herabgesetzten Preise von M. 150.—

1 Expl dto. dto. Bd. zum herabgesetzten Preise von je M. 4.50

Ort und Datum: Name:

Inhalts-Verzeichniß

von

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

Bände Lex. 8° à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen (Portraits) in Kupfer-Radirung.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sannenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber ungläubig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.
Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.
Alliteration und Reim im Altägyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.
Das Fenster in der Wohnung.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ein literarischer Findling als „Lessings Faust".

Karl v. Gebler in Meran.
Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.
Distichen aus dem Wintertagebuch.
Die Jagd von Veziers. Vorspiel einer Albingensertragödie.

Karl Goedeke in Göttingen.
Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.
Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebertragen von Udo Brachvogel.)

Hans Hopfen in Berlin.
Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Aus den Banden. Novelle.

Rudolph v. Ihering in Göttingen.
Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.
Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.
Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.
Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Pecht in München.
Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. H. Riehl in München. Mit Porträt.
Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.
Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.
Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scavola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. Liszt. Gestochen von Meyer, Sachs und Romer.

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Portr.
Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.
Correspondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

A. E. Brehm in Berlin.
Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.
Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.
Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Eduard Hanslick in Wien.
Adelina Patti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.
An Franz Liszt. Mit dem Porträt v. Franz Liszt.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Monika Waldvogel. Novelle.

Rudolph von Ihering in Göttingen.
Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.
Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851) — In und nach der Verbannung (1851—1877). Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.
Der Seher. Novelle.

Digitized by Google

Friedrich Meyer v. Waldeck in Heidelberg.
Russische Censur.
Josef Rank in Wien.
Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.
Theodor Unger in Hannover.
Kunstschreiben und Kunsttreiben.
Bernhard Wagener in Kiel.
Zwischen zwei Herzen. Novelle.
Alfred Woltmann in Prag.
Das Preußenthum in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. — Noch Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitglieds derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.
Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Lübke, M. Carriere. Radirt v. J. L. Raab.
J. Baron in Berlin.
Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft.
Bauernfeld in Wien.
Moriz Schwind zum Gedächtniß.
Karl Biedermann in Leipzig.
Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung.
H. Breitinger in Zürich.
Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.
Moriz Carriere in München.
Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carriere.
Rudolph Genée in Dresden.
Der hundertste Hamlet. Eine dramaturgische Studie.
Karl Goedeke in Göttingen.
Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.
H. Haeser in Breslau.
Salerno.
Paul Heyse in München.
Beppo der Sternseher. Novelle.
Ippolito Nievo.
Richard Liebrich in London.
Realismus und Idealismus im Porträt.
Rudolph Lindau in Paris.
Das rothe Tuch. Novelle.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Rembrandt van Rhyn.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Wilhelm Lübke. Mit dem Porträt v. W. Lübke.
Wilhelm Roscher in Leipzig.
Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung.
W. Rüstow in Zürich.
Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die Heere der Großmächte.
H. W. Vogel in Berlin.
Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Laufencommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.
Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Hecht und Schick.
Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Die fromme Kathrin'.
Bruno Bucher in Wien.
Zur Popularisirung der Kunst.
Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.
Mein Grab in Theben.
F. Freusdorff in Göttingen.
Die Entstehung der Honig.
Ferdinand Freiligrath.
Uebertragungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Robert Herrick und Th. B. Aldrich.)
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Bahemund. Novelle in Versen.
Georg Gerland in Straßburg.
Centralasien und China.
E. Kiebs in Prag.
Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Krankheiten.
Heinrich von Kleist.
Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.
Paul Lindau in Berlin.
Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm Busch.
Rudolph Lindau in Paris.
Tödtliche Fehde. Eine Skizze.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Frührenaissance in Italien.
Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus.
Lucian Müller in St. Petersburg.
Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.
Fr. Pecht in München.
Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin.
Friedrich Sander in Barmen.
Ueber gute und schlechte Luft.
Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.
Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791.
Friedrich Uhl in Wien.
Herzensdämmerung. Novelle.
Fr. Vischer in Stuttgart.
Wieder einmal über die Mode.
B. Windscheid in Leipzig.
Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.
Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Laube. Radirt von H. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.
Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.
Der Sohn des Käthchen von Heilbronn. Erzählung.
J. Baron in Berlin.
Der Normalarbeitstag.
A. de Bary in Straßburg.
Ueber die Bedeutung der Blumen.
E. du Bois-Reymond in Berlin.
Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.
Franz Delitzsch in Leipzig.
Der Talmud und die Farben.
J. Henle in Göttingen.
Der medicinische und der religiöse Dualismus.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Ein Frühlingsnachmittag.
Julius Klaiber in Stuttgart.
Wilhelm Hauff.
Heinrich Kruse in Berlin.
Der Dänholm. Idylle.
Heinrich Laube in Wien. Mit Porträt.
Eduard Devrient.
H. Nissen in Göttingen.
Kleopatra.
H. B. Oppenheim in Berlin.
Zur Revision der Gewerbeordnung.
Eduard Osenbrüggen in Zürich.
Schweizerische Veraicen.
Leopold v. Ranke in Berlin. Mit Porträt
Zur Geschichte der italienischen Kunst.
I. Grundlage und Anfänge; II. Giotto und seine Nachfolgee; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.
F. Reuleaux in Berlin.
Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.
Carl Thomas in Prag.
Die Großmutter. Novelle.
H. Wiener in Leipzig.
Die modeene Gesetzgebung gegenüber der Warenfälschung
Adolf Wilbrandt.
Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Karl Gutzkow. Radirt von H. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

L. Anzengruber in Wien.
Das Sündkind.
Karl Bartsch in Heidelberg. Mit Porträt.
Joseph Victor von Scheffel.
G. Baur in Leipzig.
Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.
Karl Biedermann in Leipzig.
Lessing in England.
P. W. Forchhammer in Kiel.
Das goldene Vließ und die Argonauten.
Karl Gutzkow in Sachsenhausen. Mit Porträt.
Bogumil Dawison.
Paul Heyse in München.
Reisebriefe.
An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Hertz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.
Rudolph Lindau in Paris.
Ein verkehrtes Leben. Novelle.
Emil Naumann in Dresden.
Claviercitel ohne Ende.
Friedrich Ratzel in München.
Die Beurtheilung der Völker.
J. Rosenthal in Erlangen.
Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von E. du Bois-Reymond.
Franz Rühl in Königsberg.
Theodor von Schön.
R. Schoener in Rom.
Der Palatin und seine Ausgrabungen
Carl Thiersch in Leipzig.
Medicinische Glossen zum Hamlet.
H. W. Vogel in Berlin.
Die Telegraphenschrift des Himmels.
C. Voit in München.
Ueber die Bedeutung des Blutes.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Mitschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew, Richard Wagner, Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. L. Raab.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.
Karl Erdm. Edler in Wien.
Eine Glocknerfahrt. Novelle.
Karl Emil Franzos in Wien.
Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.
Emanuel Geibel in Lübeck.
Sieben Oden des Horaz.
Siegfried Kapper in Pisa.
Klöster und Klosterleben in der Herzegovina.
Heinrich Kruse in Berlin.
Idyllen
Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen
Hugo Magnus in Breslau.
Die Farbenblindheit.
F. Max Müller in Oxford.
Ueber Fetischismus. I. II.
Ludwig Noiré in Mainz.
Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.
Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden
Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. I. II.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Iwan Turgenjew. Persönliche Erinnerungen Mit dem Porträt von Iwan Turgénjew.
K. Th. Richter in Prag.
Die Beute. Novelle.
Justus Scheibert in Stuttgart.
An den Seeenzen der Strategie und Taktik.
Eduard Schelle in Wien.
Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.
Bernhard Wagener in Kiel.
Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.
Ernst Wichert in Königsberg.
Sommerleben am Baltischen Strande.
J. H. Witte in Bonn.
Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Halm und D. Raab.

Eduard Hanslick in Wien. Mit Porträt
Musik und Musiker in Paris.
Paul Heyse in München.
Aus der italienischen Reisemappe.
Hans Hopfen in Berlin. Mit Porträt
Filinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

E. Hübner in Berlin.
Laokoon.
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B. Mit Porträt.
Im Mai. Eine Symphonie.
Wilhelm von Kardorff in Wabnitz.
Die wirthschaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers.
Fritz Krauß in Zürich.
Shakespeare und seine Sonette.
Paul Lindau in Berlin.
Julius Schmidt und der „Schillerpreis".
Rudolph Lindau in Berlin.
Gute Gesellschaft. Roman.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.
Fr. Merkel in Rostock.
Der Kuß. Eine anthropologische Studie.
Ludwig von Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen.
H. B. Oppenheim in Berlin.
Das allgemeine Stimmrecht.
W. Preyer in Jena.
Die Concurrenz in der Natur.
Bibliographie.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, Anton Rubinstein und Johannes Huber. Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.

C. Abel in Berlin.
Sprache und Aegyptische Sprache.
Asiaticus.
Die staatliche und soctale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—1878).
Emile Augier in Paris.
Fragment.
G. Baur in Leipzig.
Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchen-Politik der Hohenzollern.
Karl Beck in Wien.
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)
W. Busch in Bonn.
Der Fuß und seine Bekleidung.
M. Carriere in München.
Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh. Huber.
Ernst Dohm in Berlin.
Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel Emile Augier's (Niedersetzung).
H. Ehrlich in Berlin.
Anton Rubinstein. Mit dem Porträt von Anton Rubinstein.
Theodor Fontane in Berlin.
Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik.
Ludwig Geiger in Berlin.
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
Klaus Groth in Kiel.
Kronprinzens in Holstein. Ein Cyclus plattdeutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
Paul Heyse in München.
Die Madonna im Oelwald. Eine Novelle in Versen.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie.
Paul Lindau in Berlin.
Emile Augier. Mit dem Porträt von Emile Augier
F. Reuleaux in Berlin.
Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbetrieb
W. H. Riehl in München.
Das verlorene Paradies. Novelle.
Isidor Sohle in München.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.
B. H. Strausberg in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen.
Karl Vogt in Genf.
Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.
Bibliographie.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v Alexander Dumas fils, Gustav Freytag und Reinhold Begas Radirt von B. Mannfeld, Paul Halm und D. Raab.

L. Anzengruber in Wien.
Sein Spielzeug
Karl Bartsch in Heidelberg.
Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.
A. Baron in Berlin.
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.
August Demmin in Wiesbaden.
Sammler, Sammeln, Sammlungen.
A. Dove in Breslau.
Gustav Freytag. Mit dem Porträt von Gustav Freytag.
O. Ernst in Constantinopel.
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient.
Carl Gerhard in Bonn.
Das Traumen.
Fr. Hemmann in Herrliberg.
Charles Sealsfield.
Ferdinand Hiller in Köln.
Adolphe Nourrit.
Paul Heyse in München.
Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen. (Schluß.)
A. J. Honegger in Zürich.
Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von Alexander Dumas.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie (Schluß.)
Hermann von Jhering in Leipzig.
Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten.
Lothar Meyer in Tübingen.
Ueber akademische Lernfreiheit.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Reinhold Begas. Mit dem Porträt von Reinhold Begas
Ferdinand van Saar in Wien.
Der Generol. Eine Novelle aus Oesterreich.
Otto von Schorn in Nürnberg.
Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe.
Friedrich von Weech in Karlsruhe
Gothes List.
Hermann Welcker in Halle.
Die persische Vierzeile und der deutsche Volksreim
Bibliographie.

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.
Mit den Porträts von Ernst Dahm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Poul Halm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

François Coppée.
Ohiater. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals übersetzt von Wolf Grafen Baudissin.

J. Friedrich in München.
Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. J. von Doellinger.

N. Gane.
Andrei Florea, der Curcan. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Mite Kremnitz-Bardeleben.

F. Heinrich Gefficken in Straßburg i. E.
Das Problem des Völkerrechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.
Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Julius Hübner in Dresden.
Tintoretto.

Karl Koberstein in Dresden.
Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.
Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.
Ernst Dahm und der „Kladderadatsch". Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.
Woburn Abbey.
Die Trinkkrankheit in England.

H. B. Oppenheim in Berlin.
Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetker in Kassel.
Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

Ludwig Pietsch in Berlin.
Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

Fr. Wilh. Theile in Weimar.
Das Menschengeschlecht.

Adolf Wilbrandt in Wien.
Tod und Trost. Ein Cyclus.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.
Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Holtei und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Halm und W. Krauskopf.

F. Eyssenhardt in Hamburg.
Der Ursprung der romanischen Sprachen.

Karl von Gebler.
Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Hiller in Köln.
In Wien vor 52 Jahren.

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Bedeutung des Leids.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Faira. Ein erzählendes Gedicht.

R. Kaffmann in Heidelberg.
Die Bedeutung des Einzellebens in der Darwinistischen Weltanschauung.

Max Kurnik in Breslau.
Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Holtei's.

Isolde Kurz in Florenz.
Haschisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.
Ueber philosophische Bildung (Schluß [Heft November 1879]).

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Elise.

Menenius der Jüngere.
Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

H. B. Oppenheim in Berlin.
Aus den Mysterien der altfranzösischen Diplomatie.

John Paulsen in Norwegen.
Ein römisches Abenteuer. Novelle.

Heinrich Ratzel in München.
Sahara und Sudan.

Oskar von Redwitz in Meran.
Ein Brautkranz in Sonetten.

Sigmund Schlesinger in Wien.
Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

August Silberstein in Wien.
Der Laden des Noz.

Karl Vogt in Genf.
Zur Physiologie der Schrift.

B. Volz in Potsdam.
Fürst Kaunitz.

* † *

Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen.

Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.
Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emile Zola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Poul Halm.

J. Herm. Baas in München.
William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Jakob Baechtold in Zürich.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing I. II.
I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.
II. Lessings Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Gustav Hirschfeld in Königsberg.
Festfeier und Gedenktage im griechischen Alterthum.

Eduard Graf Lamezan in Wien.
Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung.

Carl Lang in Offenburg.
Ueber altarchristliche Musik.

Rudolph Fürst zu Liechtenstein in Neulengbach.
Die Kinder des Ostens. Novelle.
Heinrich Leuthold.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold in Zürich.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die pergamenischen Funde.
Alfred Meißner in Bregenz.
Toni. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Meißners.
Ludwig Pfau in Paris.
Emile Zola.
Franz Rühl in Königsberg.
Friedrich Christoph Schlosser.
Hans Semper in Innsbruck.
Italienische Studien.
Karl Stieler in München.
Eine Winterreise an den Königssee.
Emile Zola in Paris.
Balzac (in französischer Sprache)
(in deutscher Sprache, übersetzt von P. S.)
Mit dem Porträt Emile Zolas.
Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus, C. F. Lessing und Kuno Fischer. Radirt von W. Krauskopf, F. L. Meyer und Wilhelm Rohe.

George Allan in Bukarest.
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.
Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galatti).
Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle (Schluß).
Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Krisis des Christenthums.
Paul Heyse in München.
Die Eselin.
Hans Hoffmann in Stettin.
Der schöne Checco. Novelle.
Max Jordan in Berlin.
Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus'.
Karl Koberstein in Dresden.
Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt C. F. Lessings.
Paul Lindau in Berlin.
Goethes „Faust" als Bühnenwerk.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann.
Menenius der Jüngere.
Ein Blick von der politischen Warte.
Friedrich Oetker in Kassel.
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862.
Friedrich Ratzel in München.
Die Wasserfälle.
Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind.
Rudolf Seydel in Leipzig.
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.
W. E. von Sosnowski in Posen.
Kuno Fischer. Mit dem Porträt Kuno Fischers
Bibliographie.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Achenbach, und Friedrich Spielhagen. Radirt von F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

E. von Basch in Wien.
Das Wesen des Kreislaufs.
Udo Brachvogel in New-York.
Bret Harte. Mit dem Porträt Bret Hartes.
Alexander Brückner in Dorpat.
Zur Naturgeschichte der Prätendenten.
M. Carriere in München.
Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst.
F. von Duhn in Heidelberg.
Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien.
Heinrich Kruse in Berlin.
Die Siegelbewahrer. Eine Seegeschichte.
Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Henri.
Rudolph Lindau in Berlin.
Treu bis in den Tod. Erzählung.
Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie.
Hermann Oelschläger in Leipzig.
Bernardo.
Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Der Haarzopf. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasialoberlehrers.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Andreas Achenbach. Mit dem Porträt Andreas Achenbach's.
Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.
Ueber Blindheim.
Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind. (Schluß.)
O. Schrader in Jena.
Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguistische Studie.
Lorenz von Stein in Wien.
Der amerikanische Socialismus und Communismus. I—IV.
Alfred Stern in Bern.
Karl von Clausewitz.
Friedrich Spielhagen.
Vardemerkung der Redaction. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd".
Adolf Wilbrandt.
Der Verwalter. Novelle.
Ludwig Ziemssen in Neustettin.
Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Friedrich Spielhagens.
Bibliographie.

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Januar — Februar — März 1881.

Mit den Porträts des Grafen Moltke, von Franz v. Holtzendorff und M. Lazarus. Radirt von Paul Halm u. W. Krauskopf.

Moritz Cantor in Heidelberg.
Sir Isaac Newton. I. II.
Felix Eberty in Breslau.
Das Greisenalter im Leben.
Wilhelm Geiger in Erlangen.
Die älteste Literatur des indischen Volkes.
Wilhelm von Hamm.
Sonntagsliedrr.
Paul Heyse in München.
Der letzte Engel. Novelle.
Franz von Holtzendorff in München.
Socialpolitische Reisestizzen aus Schottland. Erste Serie. Zweite Serie. Mit dem Porträt Franz von Holtzendorffs. Radirung von W. Krauskopf in München.
Sophie Junghans in Kassel.
Giulio Salvi. Novelle.
Fedor von Köppen in Leipzig.
Moltke und seine Kriegführung. Mit dem Porträt des Feldmarschall Grafen von Moltke.
M. Lazarus in Berlin.
Erziehung und Geschichte. Mit dem Porträt von M. Lazarus.
Paul Lindau in Berlin.
Die Ahnen. Ein Roman von Gustav Freytag. Mit einem Holzschnitt „Immo und Hildegard," nach einer Zeichnung von H. Kauldach. (Aus der „Gustav-Freytag-Gallerie".)
A. N. Nangabé in Berlin.
Die beiden Schwestern. Eine Novelle.
Rhenanus.
Das deutsch-österreichische Präventiv-Bündniß.
Otto Roquette in Darmstadt
Die Muschel.
Ernst Scherenberg in Elberfeld.
Gedichte.
R. Schoener in Rom.
Die neue Pompeji-Forschung.
A. Schneegans in Messina.
Strahburg nach der Uebergabe an Frankreich. 1681—1698.
Bibliographie.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

April — Mai — Juni — 1881.

Mit den Porträts des Kaiser Wilhelm, von Felix Dahn und Paul Meyerheim. Radirt von D. Road, W. Rohr und Paul Halm.

L. Anzengruber in Wien.
Der Einsam', Erzählung.
Adolf Bartscher in Berlin.
Die Stadt des Tantalos.
Heinrich Breitinger in Zürich.
Der heutige Roman Italiens.
Moritz Carriere in München.
Calderons Arzt seiner Ehre und Shakespeare's Othello.
Felix Dahn in Königsberg.
Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit dem Porträt Kaiser Wilhelms. Radirung von D. Road in München. — Friedrich Rückert (mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters). Mit dem Porträt Felix Dahns. Radirung von W. Rohr in München.
Kuno Fischer in Heidelberg.
Die hundertjährige Gedächtnißfeier der „Kritik der reinen Vernunft".
C. Freiherr v. d. Goltz in Berlin.
Skizzen aus der Kriegführung der Gegenwart.
Franz von Holtzendorff in München.
Socialpolitische Reisestizzen aus Schottland. V., VI., VII. (Schluß.)
R. von Jhering in Göttingen.
Die Sitte im Munde der Sprache.
Karl Robertstein in Dresden.
Der Dichter des Frühlings.
Ludwig Laistner in München.
Der gerauchte Spielmann. Novelle.
Paul Lindau in Berlin.
Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in Berlin.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Paul Meyerheim. Mit dem Porträt Paul Meyerheims. Radirt von P. Halm in München.
Otto Roquette in Darmstadt.
Der Dachreiter. Novelle.
Naturstimmen.
R. Schoener in Rom.
Die neue Pompeji-Forschung. (Schluß [siehe Juni 1881]).
Karl Stieler in München.
Ludwig der Bayer. Eine Jagdfahrt im Ammergau
Bibliographie.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Juli — August — September — 1881.

Mit den Porträts von Ferdinand Hiller, Anton von Werner und Eduard von Hartmann. Radirt von W. Krauskopf und W. Rohr.

Julius Allgeyer in München.
Betrachtungen über bildende Kunst.
Berthold Auerbach in Berlin.
Ferdinand Alda und Clärchen. Eine Brüsseler Erinnerung.
J. Hermann Baas in Worms.
Die Grenzen des ärztlichen Erkennens.
Oberst z. D. **v. Brandt** in Berlin.
Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde.
A. Geyer in München.
Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten.
Eduard v. Hartmann in Berlin.
Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum.
Wilhelm Hertz in München.
Die Sage vom Parzival und dem Gral.
Paul Heyse in München.
Der Mönch von Montaudon. Novelle.
Ferdinand Hiller in Köln.
Frankfurter Tonkünstler vergangener Zeit. Mit dem Porträt Ferdinand Hillers. Radirung von W. Krauskopf in München.
Heinrich Kruse in Berlin.
Adelaide. Eine Seegeschichte.
R. L. in Berlin.
Eine Sommertanne.
K. A. Mayer in Karlsruhe.
Die Neuvermählten.

Adolf Pichler in Innsbruck.
Eine Jugendliebe in Wien.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Anton von Werner. Mit dem Porträt Anton von Werners. Radirung von W. Krauskopf in München.
Carl du Prel in München.
Das zweite Gesicht. Psychologische Studie.
Marie von Nedwitz in Meron.
Seine Frau. Novelle.
J. Reinke in Göttingen.
Die Organismen und ihr Ursprung.
Barbara Gräfin Sollohoub (Danine) in St. Petersburg.
Vater Dionysius.
Adrian Schücking in Hoezburg.
Spiegelbilder vom Basparus. I. Die Möwen.
Carl Vogt in Genf.
Algierisches.
Johannes Volkelt in Jena.
Eduard von Hartmann. Mit dem Porträt Eduard von Hartmanns. Radirung von W. Rohr in München.
Bibliographie.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

October — Novembee — Dezember 1881.
Mit den Porträts von Adolph L'Arronge, Hermann Helmholtz, Hermann Hettner. Radirungen von W. Rohr und W. Krauskopf.
Adolph L'Arronge in Berlin.
Das Theater und die Gewerbefreiheit.
Felix Auerbach in Breslau.
Hermann Helmholtz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik.
Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.
Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Biedermann in Leipzig.
Hugo Blümner in Zürich.
Ueber Travestie und Parodie in der klassischen Literatur
Adolf Boetticher in Berlin.
Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft.
Felix Dahn in Königsberg i. Pr.
Der Streit um die Krone. Ballade.
H. Ehrlich in Berlin.
Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881.
Theodor Fontane in Berlin.
Graeben und Stelden. Ein märkisches Capitel. Der Schornhof-Begräbnißplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof.
J. Henle in Göttingen.
Ueber das Erröthen.
Hermann Hettner in Dresden.
Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.
Wilhelm Jensen in Freiburg i/Br.
Am Aschenkrug. Gedicht.
Paul Lindau in Berlin.
Heer und Frau Bewer. Novelle.
— — **Literarische Besprechungen.**
Zur naturalistischen Literatur.
„Angela" Roman von Friedrich Spielhagen.
Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch.
Isidor Soyka in München.
Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen.
Carl Thomas †.
Magdalena. Novelle.
Johannes Trojan in Berlin.
Die Dorfstätte.
Bibliographie.

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Januar — Februae — März 1882.
Mit den Porträts von Gottfried Keller, A. Fr. Graf von Schack und J. Mai der Königin von Rumänien. Radirung u. von R. Leemann und W. Krauskopf.
Oberst H. von Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien.
H. Ehrlich in Berlin.
Die Berliner Musik-Saison. Rückblicke.
Friedrich Friedrich in Leipzig.
Die Jugendfreunde. Novelle.
Gottfried Keller in Zürich.
Der Apotheker von Chamaunix. Fragment aus einem älteren Gedichte.
Mite Kremnitz in Bukarest.
Carmen Sylva.
Gotthold Krethenberg in Iserlohn.
Die neue Erziehung.
Paul Lindau in Berlin.
Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Wiglaf von Rügen.)
Die Frau Burgemeisterin. Roman v. G. Ebers.
Geistige Anregungen und Begegnungen. Gelegentlich des Schauspiels „Odette" von Victorien Sardou.
Rudolph Lindau in Berlin.
Im Park von Villers. Novelle.
Ferdinand Lotheißen in Wien.
Die Erzählungen der Königin von Navarra.
Otto Mejer in Göttingen.
Der romische Keimer.
J. v. Pflugk-Harttung in Tübingen.
Ein Phantast auf dem Kaiserthrone.
Emil Rittershaus in Barmen.
Am Gestade der See.
Adolf Friedr. Graf v. Schack in München.
Dichtungen I. Ottmar. II. Achilles.
Hans Semper in Innsbruck.
Mittelalterliche Baukunst in Italien.
Carmen Sylva.
Das Leiden. Ein Märchen.
Bernhard Wagener in Kiel.
Golgatha. Novelle.
Arnold Wellmer in Blankenburg a. H.
Franz Dingelstedt's „Schwabenstreiche".
Bibliographie.

Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

Apeil — Mai — Juni 1882.
Mit den Porträts von Rudolf Virchow, Johannes Brahms und Hermann Lotze. Radirungen von Wilh. Rohr und W. Krauskopf.
Karl Bartsch in Heidelberg.
Das altfranzösische Volkslied.

Paul Boerner in Berlin.
Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg.
Anton Theobald Brück in Osnabrück.
Das Alter.
H. Ehrlich in Berlin.
Johannes Brahms.
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Ein Schatten. Gedicht.
Johann Nelle in Prag.
Die Verwelschung der deutschen Sprache.
M. Lazarus in Berlin.
Cornoval. Eine psychologische Studie.
Paul Lindau in Berlin.
Toggenburg. **Novelle.**
Die Geschwister. Roman in vier Bänden von Carl Frenzel.
Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouillo von Emil Zola.
Hermann Lotze †.
Die Principien der Ethik.
Arthur Milchhöfer in Berlin.
Heinrich Schliemann und seine Werke.
Ludwig Freih. v. Ompteda in Wiesbaden.
Das holländische Haus. Eine Erzählung.
Johannes Scherr in Zürich.
Deutschland vor hundert Jahren.
Karl Theodor Schultz in Danzig.
Gesühnt. Novelle.
Rudolf Seydel in Leipzig.
Rudolf Hermann Lotze.
L. Siegfried in Bonn.
Illusionen. Eine psychologische Studie.
Bibliographie.

Inhalt
des zweiundzwanzigsten Bandes.

Juli — August — September 1882.

Mit den Porträts von Robert Homerling, Wilhelm Jordan und Wilhelm Roscher. Radirungen von Wilh. Rohr und Wilhelm Krauskopf.

Karl Biedermann in Leipzig.
Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte. Ungedruckte Briefe des Dichters. (Fortsetzung.)
M. Corvus.
In omnibus charitas. Novelle.
Robert Hamerling in Graz.
Amor und Psyche. Gedicht.
Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.
Rauhreif. Gedicht.
A. Koch in Neuses.
Der deutsche Brahmane.
Paul Lindau in Berlin
Porkeles und Pokeleffo von Joh. Scherr.
Auf dem Wege nach Bayreuth. Eine Sommerfahrt durch den Bayerischen Wald mit den Leitmotiven des Doctors.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Zur französischen Renaissance.
O. Meyer in Göttingen.
Der römische Kestner. Zweiter Artikel 1817—1878.
Alberta von Puttkamer in Straßburg.
Aus einem Cyclus. Ein Sommerglück. Novelle in Terzinen.
Wilhelm Roscher in Leipzig.
Betrachtungen über die neuen preußischen Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes.
Johannes Scherr in Zürich.
Dreißig Jahre deutscher Geschichte.
Carl Vogt in Genf.
Eduard Desor.
Ernst von Wildenbruch in Berlin.
Brunhild. Novelle.
Bibliographie.

Inhalt
des dreiundzwanzigsten Bandes.

October — November — December 1882.

Mit den Porträts von K. Braun-Wiesbaden, Julius Wolff u. Ferdinand Gregorovius, Radirungen von Wilh. Rohr.

Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.
Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Biedermann in Leipzig. (Schluß.)
H. v. Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien. II.
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Weltpolitik und Kleinstaaterei 1860.
Die ungarische Staatsidee.
Von J. A.
Jacob von Falke in Wien.
Zeitgemäße Patentfragen.
Paul Heyse in München.
Unvergeßbare Worte. Novelle.
Julius Hübner in Dresden.
Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die italienischen Schulen.
Karl Koberstein in Dresden.
Ein märkischer Junker.
Paul Lindau in Berlin.
Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. Spätsommerliches Brief.
Rachel. Aus ihrem Leben und Schreiben.
Hermann Lingg in Dresden.
Dilettan in Salono. Scenische Dichtung.
Preußen in Kurhessen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die Preußische Expedition in Kurhessen 1850.
Marie von Redwitz in Meran.
Fatme Hanum. Novelle.
Julius Wolff in Berlin.
Die Frau des Rathsherrn. Ballade.

Björnstjerne Björnson.
Slaub. Erzählung. Aus dem Norwegischen mit Erlaubniß des Verfassers übersetzt von Helene Schröter.
Ferdinand Gregorovius in Rom.
Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna.
Friedrich Althaus in London.
Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild.
Ferdinand Hiller in Köln.
Ein Theaterkind. Von François Coppée.
O. Meyer in Göttingen.
Der römische Kestner.
Heinrich Hamberger in Berlin.
Der Pasten der Frau.
L. Anzengruber in Wien.
Ein böser Geist.
Bibliographie.

Inhalt
des vierundzwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1883.

Mit den Porträts von Fr. Vischer, von Giesebrecht und Gabriel Max, Radirungen von Wilh. Kraustopf und Wilh. Rahr.

Carl Abel in Berlin.
Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter.
Friedrich Althaus in London.
Erinnerungen an Gottfried Kinkel.
J. Hermann Baas in Worms.
Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens.
Christian Eister.
Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersetzt von Emma Klingenfeld.
Wilhelm von Giesebrecht in München.
Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe.
Otto Gumprecht in Berlin.
Robert Schumann.
Paul Lindau in Berlin.
Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen.
Fedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke.
Rudolph Lindau in Berlin.
Der Gast. Novelle.
Gustav Meyer in Graz.
Ueber Sprache und Literatur der Albanesen.
Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.
Die Frau Hofrätbin. Eine wahre Geschichte.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Gabriel Max.
Johannes Scherr in Zürich.
Ein Zarenmord.
Heinrich Seidel in Berlin.
Gedichte.
Fr. Th. Vischer in Stuttgart.
Neue lyrische Gänge.
Richard Weltrich in München.
Friedrich Vischer als Poet.
Georg Winter in Marburg.
Die Katastrophe Wallenstein's. Nach der neuesten archivalischen Publication.
Bibliographie.

Inhalt
des fünfundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1883.

Friedrich Althaus in London.
Erinnerungen an Gottfried Kinkel.
Rudolf Baumbach in Triest.
Neue Dichtungen.
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Wer hat das Pulver erfunden? Eine culturgeschichtliche Plauderei.
Felix Dahn in Königsberg.
Zuruf an Richard Wagner.
Georg Ebers in Leipzig.
Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner.
Ferdinand Hiller in Köln.
Maxime du Camp.
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Der Wille des Herzens. Novelle.
Paul Lindau in Berlin.
Au Bonheur des Dames. Roman von Emil Zola.
Paul Lindau in Berlin.
Die Ermordung des Advocaten Bernays.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Aus der Hamilton-Sammlung. Vatikanis Dante-Zeichnung.
Hermann Oelschläger in Cannstatt.
Einladung nach Cannstatt. An Carl Cauer.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Wassili Wassiljewitsch Wereschagin.
Preußen in Kurhessen.
Erinnerungen eines alten Offiziers an die preußische Expedition in Kurhessen im November und December 1850. (Vergleiche „Nord und Süd“ November 1882.)
Otto Roquette in Darmstadt.
Die Vertrauten. Novelle.
Johannes Scherr in Zürich.
Das Passionsspiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung.
A. Schneegans in Messina.
Eurikleia. Ein bulgarisches Genrebild.
Lorenz von Stein in Wien.
Musik und Staatswissenschaft.
Carl Vogt in Genf.
Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad.
Bibliographie.

Inhalt
des sechsundzwanzigsten Bandes.

Juli — August — September 1883.

L. Anzengruber in Wien.
Das eb krauklem.
Karl Biedermann in Leipzig.
Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung.
M. von Brandt.
Sprache und Schrift der Chinesen.
Briefe von Richard Wagner an W. Fischer.

Anton Theobald Brück in Osnabrück.
Lachen und Weinen.
A. Brückner in Dorpat.
Joseph II. in Rußland im Jahre 1780.
Felix Dahn in Königsberg.
Vom armen Häslein. Ballade.
Ueber Ludwig Steub.
F. v. Duhn in Heidelberg.
Ueber die Wanddecoration eines römischen Hauses im Garten der Farnesina.
Emil Friedberg in Leipzig.
Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niedergangs.
Paul Lindau in Berlin.
Der Zukunftsstaat.
Johannes Scherr in Zürich.
„Conjuratio sulphurea" oder „Alles schon einmal dagewesen".
H. M. Schletterer in Augsburg
Die ersten französischen Opernversuche.
Ludwig Steub in München.
Mein Leben.
Wassili Wereschagin
Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge.
Ernst Wichert in Königsberg.
Fanchon.
Emile Zola in Paris.
Der Rächer.
Bibliographie.

Inhalt
des siebenundzwanzigsten Bandes.

October — November — December 1883.

Friedrich Althaus in London.
Der wahre Lord Byron.
Karl Bartsch in Heidelberg.
Elfride.
Georg Brandes in Kopenhagen.
Henrik Ibsen.
Moritz Cantor in Heidelberg.
Aus Universitätskreisen.
A. Geyer in München.
Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern.
Moritz Jokai in Budapest.
Fürst und Fra Diavolo.
F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.
Ein Besuch in Lissabon.
Paul Lindau in Berlin.
Wie denken Sie über Amerika?
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten.
Ludwig Nairé in Mainz.
Das Problem der Anthropologie.
Ludwig Pietsch in Berlin
Die internationale Kunstausstellung in München.
Preußen in Kurhessen.
Erinnerungen eines alten Offiziers an die preußische Expedition in Kurhessen im November und December 1850. (Schluß.)
E. Reyer.
Alt Toscana.
Alfred Fried. Graf v. Schack in München.
König Cheops.
H. M. Schletterer in Augsburg.
Die ersten französischen Opernversuche. (Schluß).
Levin Schücking.
Märtyrer oder Verbrecher?
Levin Schücking. In memoriam.
Rudolf Seydel in Leipzig.
Buddha und Christus.
von Stein Nardheim in Weimar.
Die montenegrinischen Frauen.
Ernst von Wildenbruch in Berlin.
Das Hexenlied.
Philipp Zorn in Königsberg.
Stein und die Reform der preußischen Verwaltung.
Bibliographie.

Inhalt
des achtundzwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1884.

Philipp zu Eulenburg in München.
Aus der Art. Eine märkische Studie.
Ein Brief von Theodor Frerichs.
Eduard Hanslick in Wien.
Joseph Joachim.
G. Hirschfeld in Königsberg.
Ein deutscher Gesandter bei Solimon dem Großen.
C. Klebs in Zürich.
Die Umgestaltung des Menschengeschlechts insbesondere durch Krankheiten.
Karl Kaberstein in Dresden.
Ein Letzter vom Regiment Gensd'armes.
Paul Lindau in Berlin.
Aus der Berliner Verbrecherwelt.
Nachtrag zu dem Aufsatze. „Aus der Berliner Verbrecherwelt."
Brennende Liebe von Hans Hopfen.
Max von Pettenkofer in München.
Ueber Vergiftung mit Leuchtgas.
Carl Robert in München.
Manuela.
Johannes Scherr in Zürich.
König und Priester.
O. Schrader in Jena.
Carl Ludwig von Knebel.
Iwan Turgenjew
Hamlet und Don Quixote.
Der Naufwold. Novelle. (Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.)
* * *
Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration.
Bibliographie.

Inhalt
des neunundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1884.

F. Auerbach in Breslau.
Unsichtbare Gebirge.
Dr. J. Hermann Baas in Worms.
Die Brille.
Karl Biedermann in Leipzig.
Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte.

P. Boerner in Berlin.
Friedrich Theodor von Frerichs.
Karl Braun Wiesbaden in Leipzig.
Rudolf von Ihering.
Marie von Bunsen in Berlin.
Tiefe Fluthen.
A. Forster in Bern.
Ueber die neuen Erdbeben-Katastrophen und Vulcanausbrüche des Jahres 1883 und über die Ursachen der Erderschütterungen.
Wilhelm Hertz in München.
Beowulf.
Ed. Graf von Lamezan in Wien.
Die neuesten Criminalfälle in Wien.
Paul Lindau in Berlin.
Maya. Novelle (I. II.)
Raphael Löwenfeld in Breslau.
Aus dem Lager der Nihilisten.
C. Mejer in Göttingen.
Ehemalige Studenten-Verbindungen.
Paul Nadestock in Breslau.
Genie und Wahnsinn (I. II.)
Graf Leo Tolstoy.
Der Tod.
* * *
Zur Charakteristik Eduard Lasters.
Bibliographie.

Inhalt des dreißigsten Bandes.

Juli — August — September 1884.

Franz Bernhöft in Rostock.
Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum.
Helene Böhlau in Weimar.
Herzenswahn.
Anton Theobald Brück in Osnabrück.
Die Stigmatisirten.
Klaus Groth in Kiel.
Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel.
Eduard von Hartmann in Berlin.
Kant als Begründer der modernen Aesthetik.
Moritz Hoernes in Wien.
Die Anfänge der Kunst in Griechenland.
J. Keller-Leuzinger in Stuttgart.
Ein Besuch auf der Alhambra.
Max Kretzer in Berlin.
Die Blinde.
Fr. Kreyßig.
Beranger und Gaurier.
Rudolf Leonhard in Halle.
Die Universität Bologna im Mittelalter.
Paul Lindau in Berlin.
Die neuesten Romane von Daudet und Zola.
I. Sappho, Pariser Sittenbild von Alphanse Daudet.
II. La Joie de vivre von Emil Zola.
Albert Lindner in Berlin.
Das dänische Dichterjubiläum.
Ernst Paequé in Darmstadt.
Der fliegende Holländer.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Lorenz Geben
Gustav zu Putlitz in Karlsruhe.
Mein Elternhaus
G. Verga, Catania in Sicilien.
Der Krieg der Heiligen.
Bibliographie.

Inhalt des einunddreißigsten Bandes.

October — November — December 1884.

Udo Brachvogel in New-York.
Carl Schurz.
Adolf Böttticher in Berlin.
Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos
Jakob von Falke in Wien.
Der englische Garten.
Rudolf Gneist in Berlin.
Die neuesten Reformen der englischen Universitäten im Verhältniß zum nationalen Unterrichtssystem des Landes.
Paul Heyse in München.
Das Fagott.
M. v. Ö in Konstantinopel.
Ein Landschaftsbild aus Klein-Asien.
Alfred Kirchhoff in Halle a. d. S.
Darwinismus in der Völkerentwickelung.
Fr Kreyßig.
Thiers und seine Zeit.
Eduard Graf von Lamezan in Wien.
Die neuesten Criminalfälle in Wien.
III. Stellmacher und Kammerer.
Rudolph Lindau in Berlin.
Die Geschichte des Negerfürsten Mtesa Kaango.
Paul Lindau in Berlin.
Ein neuer Roman von Oskar von Redwitz.
Haus Wartenberg.
Raphael Löwenfeld in Breslau.
Ernst von Wildenbruch.
Max von Pettenkofer in München.
Die Cholera.
A. Schuezgaus in Messina.
Sirenengold.
Carl Schurz in New-York.
Eisenbahn- und Telegraphen-Streik in den Vereinigten Staaten.
M. Corvus in Leipzig.
Der Professor. Novellen.
Ernst von Wildenbruch in Berlin.
Die heilige Frau.
* * *
Karl Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen.
Bibliographie.

Inhalt des zweiunddreißigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1885.

Georg Adler in Breslau.
Die Lehre der Anarchisten.
Fritz Freund in Straßburg in Elsaß.
Das Urtheil der Porzia in Shakespeares Kaufmann von Venedig.
W. Garschin in Petersburg.
Zwei Märchen.
Rudolf Gneist in Berlin.
Die neue Stadtverfassung von London.
Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Der archäologische Roman.
Otto Gumprecht in Berlin.
Mozarts Opern I. II. III.

Paul Lindau in Berlin.
Der Roman einer vornehmen Dame. Winterlicher Brief. Johann Strauß.
Rudolph Lindau in Berlin
Auf der Fahrt. Vier kurze Geschichten.
Stephan Milow in Goerz.
Durch den Sohn erzogen. Novelle.
Carl du Prel in München.
Das Gedankenlesen.
Paul Nodestock in Breslau.
Erinnerungstäuschungen.
Otto Roquette in Darmstadt.
Der Schülerchor.
Sophus Schandorph.
Stine wird Frau Bäuerin.
B. Spinola in Berlin.
Die Bestrebungen des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.
Robert Vischer in Breslau.
Deutsche Renaissance einst und jetzt. I. II.
Bibliographie.

Inhalt
des dreiunddreißigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1885.

George Allon in Bukarest.
Maraarethe. Novelle.
Kurt Bartsch in Heidelberg.
Jean Paul in Heidelberg.
Jung-Bismarck.
Gedichte aus Nord und Süd. I. Felix Dahn in Königsberg i. Pr. II. Theodor Fontane in Berlin. III. Klaus Groth in Kiel. IV. Wilhelm Jensen in Freiburg i. B. V. Ernst von Wildenbruch in Berlin.)
Paul Heyse in München.
Bismarck-Lied. Zum siebzigsten Geburtstage des Reichskanzlers
* * *
1815. — 1885. — 1885. Zum 70. Geburtstage und 50. Dienstjubiläum unseres Reichskanzlers.
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Das Attentat auf dem Niederwald und der Hochverrathsproceß vor dem Reichsgericht.
Alexander Brückner in Dorpat.
Der Fortschritt in der Geschichte.
Hans Dechend in Marburg.
Ein doppelter Friedensschluß Napoleons I.
Karl Jaenicke in Breslau.
Annette von Droste-Hülshoff.
J. Keller-Leuzinger in Stuttgart.
Ferdinand von Lesseps.
Karl Kaberstein in Dresden.
Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth während des siebenjährigen Krieges.
H. L. in Berlin.
Beim Reichskanzler zu Gast.
Paul Lindau in Berlin.
Helene Jung. Erzählung
Theodor Lipps in Bonn.
Ueber die Symbolik unserer Kleidung.
Georg von Oertzen in Marseille.
Fortis. Ein Märchen.
Lud. Freih. v. Ompteda in Wiesbaden.
Der Derbytag.
Leop. v. Sacher-Masoch in Leipzig.
Zwei Königinnen. Novelle.
Isidor Sonka in Prag.
Colonisation und Klima.
A. Trinius in Berlin.
Ein Humorist wider Willen.
Carl Vogt in Genf.
Streiflichte auf das Universitätsleben im deutschen Reich.
Bibliographie.

Inhalt
des vierunddreißigsten Bandes.

Juli — August — September 1885.

Zum hundertsten Heft. Von unseren Mitarbeitern.
Vorbemerkung des Herausgebers.
Kleine Aufsätze.
Sprüche in Prosa und Versen. Gedichte, Aphorismen verschiedener Art.
Carl Abel in Berlin.
Englisches Zeitungsdeutsch.
Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Michelangelo und Vittoria Colonna in ihren freundschaftlichen Beziehungen.
Georg Ebers in Leipzig.
Die Freilegung des Tempels von Luksor mit einem Worte über die Verschleppung der Obelisken und ihre Aufstellung in modernen Städten.
Heinrich Ehrlich in Berlin.
Charles Gounod.
Wolfgang Eras in Berlin.
Die Kunst Bauten zu brauen.
Ludwig Fuld in Mainz.
Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M.
Wilhelm Geiger in München.
Die Russen in Turkestan.
Klaus Groth in Kiel.
Eine neue plattdeutsche Bibelausgabe.
Eduard von Hartmann in Berlin.
Anton Theobald Bruck †.
W. Hildebrandt in Naumburg.
Der Skat-Onkel. Erzählung.
Paul Lindau in Berlin.
Mariannens Mutter. Schauspiel in 4 Acten.
Raphael Loewenfeld in Breslau.
Russische Gesellschaftstyp n im Spiegel der Dichtung.
Wilhelm Lübke in Karlsruhe.
Realismus und monumentale Kunst.
Adam Müller Guttenbrunn in Wien.
Der Sohn seiner Mutter.
Elise Orzeszko in Wilna.
Nebeldilder. Erzählung.
Carl du Prel in München.
Ein Problem für Taschenspieler.
P. K. Rosegger in Graz.
Die Ehestandspredigt. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark.
Erich Schmidt in Wien.
Adalt Sonnenthal.
A. Woldt in Berlin.
Ein Besuch im astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam.
Bibliographie.

Sämmtliche Hefte von „Nord und Süd“, sowie die Portraits sind — soweit der Vorrath reicht — das Heft zum Preise von M. 2.00, das Portrait zum Preise von M. 1.50 für die große, M. 1.00 für die kleinere Ausgabe, durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes, oder auch direct von der Verlagsbuchhandlung S. Schottlaender in Breslau, Siebenhufenerstr. 2/3, zu beziehen.

Das alphabetische Gesammtregister über die ersten 104 Hefte von „Nord und Süd“ sind gratis und franco von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Auszüge aus Urtheilen der Presse

über den

Bericht

über die

Allgemeine deutsche Ausstellung

auf dem Gebiete

der Hygiene und des Rettungswesens

unter dem Protectorate

Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin

BERLIN 1882—83.

Mit Unterstützung des Königlich Preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten

herausgegeben von

Dr. Paul Boerner in Berlin.

Mit einem Titelbilde, einem Situationsplan und vielen Text-Illustrationen.

Compl. in 3 Bänden broschirt Mk. 35.—; gebunden Mk. 40.—

BRESLAU
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1885.

Deutsche Medicinal-Zeitung, Berlin.

. . . Aus diesem Hinweis wird man ersehen, was für ein enormes, grnssartiges Material in dem Bericht niedergelegt ist; in welch herrlicher Weise dies gesehehen, darüber kann nur das eingehende Studium belehren. — Deutschland hat allen Grund, stnlz zn sein auf dieses Werk, welches dem unlängst erschienenen, vom prenssischen Kriegsministerium, Militär-Medicinalabtbeilung, berausgegebenen Kriegs-Sanitätsbericbt 1870/71 als eine Leistung friedlicher Culturarbeit zur Seite gestellt werden kann. Dass ein einzelner Arzt, nhne nfficielle Stellung, die Herausgabe des Berichtes unternabm, knnnte wnhl als ein Wagniss angesehen werden: aber — fnrtes fortuna adjuvat — der Erfnlg ist nicht ausgeblieben. Man darf wnhl erwarten, dass nicht allein einzelne Aerzte in grosser Anzahl, sondern auch alle Vereine sich beeilen werden, ihre Biblintheken mit dem, auch äusserlich vnrnehm gehaltenen Buche, auszustatten.

Der Bericht bildet eine Höhenmarke nicht nur für die Hygiene, snndern für den ärztlichen Stand, für die Pntenz des physinlngisch gebildeten Arztes. — Wir hätten es dem Herausgeber wohl gegönnt, mit stnlzer Befriedigung auf diesen Schlussstein jahrelanger Arbeit hinzublicken, als auf ein Monumentum aere perennius — der Unerbittliche hat es anders gewollt.

Aerztliches Intelligenzblatt, München.

Dass uns BOERNER ein trefflich ausgestattetes und von den berufensten Federn geschriebenes Werk liefern würde, war nicht anders zu erwarten, und es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn man hinsicbtlich des vorliegenden ersten Bandes diese Erwartung als vnll und ganz erfüllt erklärt. Das vnrliegende Werk bildet keineswegs nur eine Beschreibung dessen, was die einzelnen Aussteller zu zeigen für gut fanden, snndern es ist, gleicb dem grnssen Berichte über die Münchener Elektricitätsausstellung, ein Quellenwerk, welches ein Urtheil nber den dermaligen Stand der Gesundbeitstechnik und -Wissenschaft gestattet, das Niemand aus der Hand legt, ohne Belehrung über Vnrhandenes nder Anregung über noch zu Schaffendes gefunden zu haben.

. . . Nach Erscheinen des nnch ausstehenden zweiten Bandes wird ein Werk vnrliegen, dem auch der materielle Erfolg kaum fchlen wird. Selbst Demjenigen, welcher der Entwickelung der Hygiene gefnlgt ist, wird es oft schwer, sich in allen Sparten auf dem Laufenden zu halten. Die vielerlei Gutachten, welche vom Sanitätsbeamten oder Amtsarzt gefnrdert werden, machen ein Nachschlagen wünschenswertb, welches häufig genug, soweit es sieh um neueste Einrichtungen handelt, zu einem Herumsuchen in den Zeitscbriften der verschiedensten Wissenszweige wird. Den genannten Kreisen wird daher ein Werk, das jedem Handbuch der Hygiene als Ergänzung dienen kann, sicher hoch willknmmen sein.

Wiener Medicinische Wochenschrift, Wien.

. . . Zu seiner Redactinn war Niemand mehr berufen, als Dr. BOERNER, einer der Hauptarbeiter an der Ausstellung, ein aut dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege sehr thätiger Publicist.

Wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die der Abfassung des Berichtes im Wege standen — er konnte in Folge äusserer Umtände erst lange nach Schluss der Ausstellung in Angriff genommen werden — so verdient zunächst sein verhältnissmässig rasches Erscheinen alle Anerkennung. Auch wissenschaftliche Ausstellungsberichte verfallen leicht in den Fehler, blosse Erläuterungen zu dem Kataloge zu werden. Von einem solchen Verkennen seiner Aufgabe findet sich in dem vorliegenden Werke keine Spur. Obgleich — wieder durch äussere Umstände bedingt — sein ursprünglich gross angelegter Plan eingeschränkt werden musste, finden wir in ihm dennoch ein Bild des gesammten auf der Ausstellung vertretenen Gebietes, welches sowohl dem gebildeten Laien, als dem Fachmanne Wissens- und des Interesses Werthes bietet.

. . . Die Bearbeitung des überreichen vorhandenen Materiales wurde in die Hände von durchweg bewährten Fachmännern gelegt und schliesst sich an die Gruppirung der Ausstellungsobjecte an. Allein diese bilden nicht den Anknupfungspunkt für die wissenschaftliche Auseinandersetzung, sondern wir bekommen zunächst abgerundete Uebersichten über den Stand der betreffenden Frage, an welche sich Detailausführungen schliessen, in welchen auf die Ausstellungsobjecte eingegangen wird. So wird weniger die Ausstellung durch den Bericht analysirt, als vielmehr das vorliegende hygienische Sammelwerk in der Ausstellung selbst seine Illustration findet, welche durch eine grosse Zahl vortrefflicher wirklicher Illustrationen dem Verständnisse nähergerückt wird.

. . . Erwägt man die Fülle des Gebotenen, die tadellose Ausstattung und die vorzüglichen Abbildungen, so muss der Preis des Werkes als ein verhältnissmässig ausserordentlich geringer bezeichnet werden, um so mehr, als trotz der gegenüber dem präliminirten Umfange des Werkes im Ganzen sich ergebenden Ueberschreitung um circa 45 Druckbogen der Preis nicht erhöht worden ist. Diese Vorzüge, sowie die Namen der Mitarbeiter und der oben skizzirte Inhalt werden gewiss nicht verfehlen, dem Werke jenen grossen Leserkreis zuzuführen, den es vermöge seines gediegenen, zugleich anregenden und belehrenden Inhaltes verdient.

Prager Medicinische Wochenschrift, Prag.

Das schöne Werk der Allgemeinen deutschen Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens, das eine höchst gelungene Uebersicht über all die hygienischen Bestrebungen brachte, die unsere Theoretiker wie Praktiker jetzt beschäftigen, lieferte wahrlich ein Zeugniss von seltener Energie und Schaffensfreudigkeit. Unmittelbar vor Eröffnung der Ausstellung vernichtete eine Brandkatastrophe die gesammten Ausstellungsgebäude mit ihren daselbst bereits aufgestapelten Schätzen, und schon ein Jahr nachher war es möglich, den ursprünglichen Plan mit noch bedeutenderen Mitteln in's Leben einzuführen, ein Unternehmen, das den Ausstellern wie dem Comité gleich Ehre macht.

Bei dem Umstande nun, dass die Ausstellung in der That eine so lehrreiche Orientirung über alle Gebiete hygienischer Praxis, ja auch über die vielen Gebiete hygienischer Forschung bot, schien es fast geboten, diesen Eindruck als einen bleibenden zu fixiren; und diese so natürlich aus dem Gelingen des Unternehmens fliessende Consequenz fand bei den competenten Persönlichkeiten und Behörden geeigneten Boden. Nach zwei Richtungen hin wurde die Fixirung der so gewonnenen Resultate angebahnt, einmal, indem sich die preussische Regierung entschloss, durch Gründung eines hygienischen Museums eine Art permanente hygienische Ausstellung zu etabliren; ein Unternehmen, das in England unter dem Namen „Parkes Museum" seit 1876

bestebt; nach einer andern Seite hin sollte durch Herausgabe eines wissenschaftlichen Berichtes ein bleibendes Denkmal geschaffen werden, das zugleich Ersatz bieten sollte den Ausstellern dafür, dass auf dieser Ausstellung, entgegen der üblichen Ausstellungspraxis, keine Preise für hervorragende Leistungen und Objecte bewilligt wurden.

Dieser Bericht liegt nun in seinem ersten Theile in einem stattlichen und reichhaltig ausgestatteten Bande vor, herausgegeben vom seinerzeitigen II. Schriftführer der Ausstellung, Oberstabsarzt Dr. BOERNER. Es lag eine wesentliche Förderung und Gewähr für sein Gelingen in dem Umstande, dass die preussischen Ministerien die Benutzung der bereits vorliegenden amtlichen Berichte (des kaiserlichen Gesundheitsamtes etc.) gestatteten.

. . . Die Namen der Mitarbeiter, in der wissenschaftlichen Welt wohl accreditirt, geben eine Gewähr für den Werth des Werkes. Hervorgehoben sei hierbei, dass die meisten derselben sich nicht etwa damit begnügt haben, eine Aufzählung und Beschreibung der Ausstellungsobjecte zu geben, sondern in zusammenfassenden Artikeln den Stand der betreffenden Frage präcisirten. Es wird dieser Bericht, der als eine Art praktischer hygienischer Encyklopädie aufgefasst wurde, überall, wo sich das Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege zuwendet, willkommen erscheinen.

Eulenberg's Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin, Berlin.

. . . Aus dieser Uebersicht ergiebt sich hinlänglich das grossartige Material, welches zu einer systematischen Behandlung gelangt ist. Da es schwer hält, auf Einzelheiten näher einzugehen, so müssen wir uns damit begnügen, den reichen Inhalt des ersten Bandes hier näher darzulegen, indem wir der Ueberzeugung sind, dass kein Hygieniker das Werk unbeachtet lassen wird.

Gazette médicale, Paris.

. . . L'ouvrage publié sous la direction de M. P. BOERNER, et dont la première partie vient de paraître, est donc destiné à consacrer le souvenir de cette exposition, à fournir, aussi bien à la masse des gens instruits et des médecins qu'aux hygiénistes de profession, les moyens de se rendre un compte exact de ce qui a été fait jusqu'à ce jour, en Allemagne surtout, dans le domaine de l'hygiène publique et privée. Grâce à l'heureux choix des collaborateurs et à la compétence spéciale de celui qui a eu la haute main dans l'exécution de l'ouvrage, celui-ci semble devoir constituer une sorte d'encyclopédie des choses qui ont trait à l'hygiène et aux questions sanitaires, aussi agréable à lire qu'intéressant à consulter, étant donné surtout le grand nombre de planches qui ornent ce premier volume. En présence d'un ouvrage grand format de près de 600 pages de texte, et par suite de la complexité des matières traitées, il nous est impossible, faute d'espace, d'entreprendre une analyse détaillée. A notre grand regret, nous sommes réduits à donner les titres des différents chapitres dont l'ordre est en rapport avec celui des groupes qui composaient l'exposition.

. . . Il n'est pas superflu d'ajouter que l'ouvrage est édité avec un luxe exceptionnel. Les planches, au nombre de 180, sont remarquables d'exécution; nous signalerons en particulier celles qui représentent les cultures, sur tranches de pommes de terre, de différentes variétés de microbes, et qui sont de véritables chefs-d'œuvre de chromolithographie. Bref, cette première partie de l'ouvrage fait honneur, à tous les points de vue, à ceux qui y ont collaboré sous la savante direction de M. P. BOERNER.

Deutsches Wochenbl. f. Gesundheitspflege u. Rettungswesen, Berlin.

Als im Herbst des Jahres 1883 die Hygiene-Ausstellung durch einen feierlichen Schlussact geschlossen wurde, konnte der Vorsitzende des Ausschusses, Staatsminister a. D. Hobrecht, mit Genugthuung auf den nach allen Richtungen hin befriedigenden Erfolg hinweisen, den dieses echt humanitäre Werk errungen, und sich vor Allem auf die Worte berufen, welche Ihre Majestät die Kaiserin in einem Schreiben an den Ausschuss gerichtet hatte: „Unsere Aufgabe," so sprach sich die Hohe Protectorin der Ausstellung aus, „ist gelöst. Wir wollten beweisen, dass die Forschungen des menschlichen Geistes fortschreitend dem Wohl unserer Mitmenschen sich widmen, dass Gesundheitspflege und Rettungswesens vereint unsere Zeit durch ihre Leistungen ehren, und dass wir berechtigt sind, von diesem ersten Versuch einer umfassenden Darstellung dieses wichtigen Gebietes einen bleibenden Erfolg zu erwarten. Jeder, der dazu beigetragen hat, möge das Bewusstsein einer guten That bewahren." Seitdem hat sich die Kritik erschöpfend über die Bedeutung der Deutschen Hygiene-Ausstellung ausgesprochen, und mit seltener Einstimmigkeit hat sie sich dahin geäussert, dass dieselbe einen überaus wichtigen Fortschritt auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Rettungswesens bezeichne. Die Fülle des auf der Ausstellung vereinigten Materials gab in seltener Vollständigkeit einen Ueberblick über das, was auf den für das allgemeine Wohl so wichtigen Gebieten bisher geleistet ist; und wo dasselbe Lücken aufwies, war es geeignet, die Ziele anzudeuten, die weiterem Streben gesteckt werden müssen, damit der Ausbau vollendet werde. Nicht nur Wissenschaft und Technik haben neue Anregungen erhalten, sondern auch die grosse Masse des Publikums hat durch eigene Anschauung Gelegenheit gehabt, sich mit denjenigen Einrichtungen bekannt zu machen und zu befreunden, deren Durchführung ja oft genug ohne seine opferwillige Beihilfe unmöglich ist. Aber diese eminenten Erfolge der Hygiene-Ausstellung wären nur halbe gewesen, wäre mit dem Schluss derselben allmälig die Erinnerung an das auf ihr zur Anschauung Gelangte verblasst. Um dem Werk einen dauernden Werth zu sichern, war es eine nothwendige Forderung, dass in Form eines eingehenden Berichtes allen denen, welchen ein Studiren der Ausstellung selbst nicht möglich war, ihre Resultate veranschaulicht und den Besuchern die Erinnerung an das Gesehene auf die Dauer fixirt werde. Die Herausgabe eines solchen Berichtes lag von vornherein in der Absicht der Leiter des Unternehmens, aber Schwierigkeiten aller Art stellten sich der Verwirklichung des Planes entgegen. Dieselben waren in erster Linie finanzieller Natur, bedingt durch die schwierige Lage, in welche die Finanzirung des Unternehmens durch den Brand der Ausstellung im Jahre 1882 gerathen war. Später gesellten sich diesen Hindernissen andere hinzu, welche aus der Verzögerung der erforderlichen Vorarbeiten für ein solches Werk herzuleiten sind. Fast wäre an diesen Schwierigkeiten die Herausgabe eines Berichtes überhaupt gescheitert. Da war es in erster Linie wiederum Ihre Majestät die Kaiserin, die durch das lebhafte Interesse, welches sie der Herausgabe des Berichtes zuwandte, und durch eine erhebliche materielle Beihilfe die Durchführung des Planes ermöglichte. Demnächst wandte Seine Excellenz der Herr Minister der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Dr. VON GOSSLER, dem Plane seine thätige Theilnahme zu, und in der Person des zweiten Schriftführers der Ausstellung, Dr. PAUL BOERNER, fand sich die geeignete Persönlichkeit, ein solches Werk trotz aller, nunmehr fast unüberwindlich gewordener Schwierigkeiten, dennoch zu Ende zu führen.

Im Juni 1884 begann die Arbeit, und bereits 9 Monate später lag der umfang-

reiche erste Band fertig vor, dem der zweite in nunmehr wenigen Wochen nachfolgen wird. Dass die mannigfachen, mitunter kaum überwindbar scheinenden Schwierigkeiten beseitigt werden konnten, ist dem hingebenden Eifer aller Mitarbeiter sowie der Umsicht und Energie zu danken, mit welcher der Herausgeber die Arbeit in Angriff nahm.

... Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle die einzelnen, in jenen Gruppen enthaltenen Kapitel aufzählen; zudem wäre es ungerecht, das eine oder andere allein herauszugreifen. Sämmtliche Bearbeiter dürfen als Specialforscher auf dem ihnen übertragenen Gebiete betrachtet werden, und es ist so in der That eine Sicherheit des Urtheiles gewährleistet und eine Abgeschlossenheit der Darstellung erreicht worden, wie sie nur wenige Ausstellungsberichte aufzuweisen haben.

Die illustrative Ausstattung des Bandes ist, der hohen Bedeutung des Werkes angemessen, eine vorzügliche.

Blätter für Gesundheitspflege, Zürich.

... So ist es gelungen, ein Werk zu vollenden, welches einerseits ein treues Bild des reichen Inhaltes der Ausstellung giebt, andererseits aber einen dauernden Werth für Alle besitzt, welche sich für Gesundheitspflege und Rettungswesen interessiren, und eine Fundgrube bildet für die Errungenschaften der Gegenwart auf diesen Gebieten. Der Bericht ist keineswegs bestimmt allein für Gelehrte und Fachmänner. Trotz seines, dem Protectorat der Königin Augusta und so hochbedeutender allseitiger Unterstützung entsprechenden Charakters, wendet er sich in allgemein verständlicher Sprache an alle Gebildeten. Die Ausstattung ist eine vornehme im besten Sinne des Wortes.

... Der zweite Band wird ungefähr in derselben Ausdehnung publicirt werden. Bei diesem Umfange, den künstlerischen Beigaben und den zahlreichen Illustrationen sowie der vorzüglichen Ausstattung ist der Preis dieses im Verlage von S. Schottlaender in Breslau erscheinenden Werkes von Mk. 35 für das brochirte und Mk. 40 für das gebundene Exemplar ein verhältnissmässig sehr niedriger.

Annales d'hygiène publique, Paris.

... Le Rapport actuel, d'ailleurs, fait revivre d'une façon frappante l'Exposition de Berlin. C'est, par conséquent, un rich recueil d'applicatiuns d'hygiène. Ajoutons que M. Paul Boerner et ces distingués collaborateurs, tout à fait incapables de se contenter d'un catalogue illustré, ont eu soin de doubler la présentation de chacun des groupes d'une étude d'hygiène et on répandu partout le souffle scientifique, souvent même philosophique: l'hygiène ne va guère sans cela.

... Quant aux détails descriptifs renfermés dans chaque monographie, nous ne saurions les analyser sans faire double emploi avec les comptes rendus qui ont paru dans les journaux de l'époque et dans ces Annales même. Constatons seulement que les figures nombreuses et très bien faites, réparties dans le texte, éclairent celui-ci beaucoup plus que n'a pu le faire aucun des comptes rendus de la presse périodique.

Journal d'hygiène, Paris.

A la séance mensuelle de juin de la Société française d'Hygiène nous présentions à vos suffrages, comme membre associé étranger, le savant rédacteur en chef du „Deutsche medicinische Wochenschrift", l'une des publications médicales les plus répandues de

l'Allemagne, et nous insistons sur la valeur scientifique de M. BOERNER, qui s'est révélé comme hygiéniste pratique, de premier ordre, dans l'organisation de l'Exposition d'hygiène de Berlin.

Le jour même où nous recevions, le premier volume du Rapport général qu'il a rédigé (avec figures et pièces justificatives à l'appui sur cette magnifique manifestation de la science sanitaire en Allemagne, les journaux politiques nous annonçaient la mort prématurée de ce laborieux confrère.

En témoignage de nos sincères regrets, nous ferons consacrer à son dernier ouvrage un article aussi étendu que ceux que le „Journal d'Hygiène" a publiés sur ses travaux antérieurs.

Gesundheitsingenieur, Berlin.

Nur der eminenten Arbeitskraft und der bewährten Energie Dr. PAUL BOERNER's ist es zu danken, dass das Werk überhaupt zu Stande gekommen ist, und wenn man beim Erscheinen des Berichtes vielleicht hier und da den Einwand erheben will, es sei inzwischen fast ein zu grosser Zeitraum verflossen, um dasselbe noch actuell erscheinen zu lassen, so soll man einerseits nicht vergessen, dass das in den beiden Bänden des Berichtes niedergelegte Material überhaupt nicht veralten kann, und dass andererseits ein Mann es war, der, neben seinen keinen geringen Aufwand von Zeit und Mühe in Anspruch nehmenden Berufsgeschäften, dieses ganze Material zu einem Ganzen zu gestalten hatte. Zwar standen dem Herausgeber des Berichtes die dem Staats-Secretär des Innern Seitens der Herren ROLOFF, SELL und WOLFFHÜGEL über verschiedene Special-Gebiete der Ausstellung erstatteten Berichte zur Verfügung, aber es galt doch, für die grösste Zahl der einzelnen Abtheilungen Kräfte zu gewinnen, was um so schwieriger war, als zu der Zeit, wo die Vorarbeiten für den Bericht begonnen wurden, die Ausstellung selbst und die in ihr vereinigt gewesenen Gegenstände grösstentheils dem Studium nicht mehr zugänglich waren.

Wie bei manchen früheren Gelegenheiten, bewährte sich dieser Aufgabe gegenüber das organisatorische Talent BOERNER's auf das Glänzendste. Andererseits aber hat die Vereinigung der gesammten Redaction in einer Hand den grossen Vortheil gehabt, dass der Bericht nicht, wie bei vielen anderen Ausstellungen, eine Sammlung der verschiedensten Productionen, sondern aus einer Quelle geläutert hervorgegangen ist. Auf diese Weise wird das Werk auf immer von unschätzbarem Werth bleiben, ebenso wie es durch ein Vorwort, seine Einleitung und die ganze Anordnung des Stoffes für künftige derartige Unternehmungen stets ein Muster sein wird.

... Schliesslich wollen wir noch der vorzüglichen Ausstattung des Werkes in Text und Illustrationen gedenken, der gegenüber der Preis von 40 Mark als ein verhältnissmässig niedriger erscheinen muss. Wenn wir noch einen Wunsch aussprechen dürfen, so ist es der, dass, bei dem grossen Umfange des Werkes, der sich auf über 80 Bogen belaufen wird, demselben ein bequemes sachliches Register der Namen sowohl wie des Inhaltes beigegeben werde, damit es dem Leser ermöglicht wird, dasjenige leicht aufzufinden, was für ihn Interesse bietet.

Das Buch sollte nicht nur auf den Hochschulen und in allen öffentlichen Bibliotheken sich befinden, sondern auch allen Büchersammlungen von Gymnasien und Realschulen einverleibt werden, damit schon der Schüler der höheren Klassen, der ein Interesse an der Hygiene hat, nachzuschlagen im Stande ist, was auf diesem Gebiete bis zur Zeit geleistet ist, wo die Ausstellung stattfand. Ebenso sollten auch

alle Vereine sich in den Besitz des werthvollen Werkes setzen. Aber auch der Gesundheitstechniker und der praktische Arzt sollten nicht verfehlen, ein so wichtiges Nachschlagebuch für ihre Privathibliothek zu erwerben, nicht zum mindesten auch um deswillen, damit dem Verleger und dem Herausgeber ein Ersatz wird für die vielen Opfer, welche Beide dem Unternehmen gebracht haben.

Concordia, Mainz.

Wenn auch schon die im Verzeichniss der Mitarbeiter des genannten Buches aufgeführten Namen eine Bürgschaft dafür boten, dass dieses Werk zu den besten seiner Art zählen werde, so finden wir bei eingehendem Stndium desselben unsere Erwartungen nuch in jeder Weise übertroffen. Eine Fülle des interessantesten Stoffes mit Fleiss und Verständniss gesichtet, verbunden mit einer reichen und gefälligen Ausstattung beweisen, dass der Herausgeber keine Opfer gescheut hat, um ein Werk zu schaffen, das geeignet ist, die auf der Hygiene-Ausstellung zu Tage getretenen hervorragendsten Leistungen zur Kenntniss weiterer Kreise zu bringen.

. . . Wir können auf den Inhalt des hochinteressanten Werkes leider nicht näher eingehen und müssen uns darauf beschränken, das Buch unseren Lesern bestens zu empfehlen, da der Kostenpreis zu dem Werthe desselben in durchaus entsprechendem Verhältnisse steht.

Baugewerkszeitung, Berlin.

In gerechter Würdigung des Werthes des auf der Berliner Hygiene-Ausstellung so reichhaltig ausgestellten, nach jeder Richtung hin beachtenswerthen Materials für die verhältnissmässig neue Wissenschaft der Gesundheitslehre, gab die hohe Protectorin des ganzen Unternehmens, Ihre Majestät die Kaiserin und Königin, den Auftrag, durch einen gedrängten Bericht diesen grossen Schatz von Erfahrungen auf dem Gebiete der Gesundheitslehre auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Von dem erschienenen ersten Bande liegen uns vor: Vorwort und Einleitung zu diesem Bericht von Dr. P. Boerner; Strafanstalten und Besserungsanstalten von Regierungsbaumeister M. Volkmann und Wohnung von Architekt F. O. Kuhn. Das erste Heft giebt in knapper Form die Geschichte des ganzen Unternehmens und wird nicht nur den Fachmann, sondern auch den Laien interessiren. In dem von Regierungsbaumeister Volkmann herausgegebenen Heft ist eine sehr genaue Beschreibung der Straf- und Besserungsanstalten geliefert, welche gleichzeitig so viel Winke über Heizung, Ventilation etc. enthält, dass eigentlich in der Bihliothek keiner grösseren Gemeindeverwaltung diese Arbeit fehlen dürfte. Ebenso sind in dem Bericht von F. O. Kuhn über Wohnhäuser so viel Andeutungen über die Rücksichten be- Anlage gesunder Wohnungen gegeben, dass wir auch dieses Heft besonders unserm Leserkreise empfehlen können. Selbst der Laie wird in diesem Werkchen viel Belehrung für Benutzung und gesundheitliche Ausstattung seiner eigenen Wohnung finden.

National-Zeitung, Berlin.

. . . Die Mannigfaltigkeit und Fremdartigkeit der Objecte der Hygiene-Ausstellung die Unfähigkeit der Besucher, die Fülle der interessanten Details zu unterscheiden und zu würdigen; das berechtigte Verlangen der Aussteller nach einer officiellen Publication ihrer Leistungen; endlich der hohe Werth einer zusammenfassenden populären Darstellung der Fortschritte auf hygienischem Gebiete — alles dies ver-

einigte sich, um einem Berichte über die Hygiene-Ausstellung mit Ungeduld entgegenzusehen zu lassen — aber lange vergeblich. Man erfuhr schliesslich, dass die Idee, einen Bericht herauszugeben, zwar in den Kreisen des Ausstellungscomites bestanden hatte; dass man aber später aus Rücksichten auf die hohen Kosten eines gut durchgearbeiteten Berichts einerseits, aus den durch das Brandunglück der ersten Ausstellung auferlegten Sparsamkeitsrücksichten andererseits auf das Project verzichtet habe.

In diesem kritischen Moment, der für so Manchen einen wirklichen Nutzen der Ausstellung in Frage stellte, trat ein einzelner Mann, der von der Nothwendigkeit und hohen Wichtigkeit eines Berichts vollauf durchdrungen war und der schon oft mit glücklicher Hand die Führung in schwierigen und verwickelten Fragen der Hygiene übernommen hatte, an Stelle des bisherigen Comités und versuchte, den Bericht noch in letzter Stunde in's Leben zu rufen. Dr. PAUL BOERNER, einer der Schöpfer und Leiter der Hygiene-Ausstellung, durfte hoffen, durch seine ausgedehnten Beziehungen in den verschiedensten die Hygiene berührenden Kreisen, durch seine bewährte Energie und durch sein Organisationstalent noch einen gediegenen, allen Anforderungen entsprechenden Bericht zu Stande zu bringen, selbst nachdem die Ausstellung längst vorüber, und die zu beschreibenden Objecte theils wieder zu den Ausstellern zurückgewandert, theils für das Hygienemuseum in Reserve gestellt waren.

Freilich hätte auch Dr. BOERNER's Thatkraft nicht ausgereicht, das Werk fertigzustellen, wenn er nicht bereitwilligst Unterstützung durch mächtige Helfer gefunden hätte. Ihre Majestät die Kaiserin wandte, wie allen ernsten Bestrebungen auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens, so auch dem projectirten Ausstellungsbericht ihr vollstes Interesse zu und bethätigte dasselbe durch einen Beitrag von 3000 Mark. Seine Excellenz der Cultusminister v. GOSSLER, der Unterstaatssecretär LUCANUS, Ministerialdirector GREIFF und Geh. Regierungsrath ALTHOFF gewährten dem Unternehmen von vornherein die kräftigste Unterstützung und vermittelten des Weiteren die bereitwilligst gewährte Erlaubniss des Staatssecretärs VON BOETTICHER zur Benutzung der bereits früher seitens der Mitglieder des kaiserlichen Gesundheitsamts an ihn erfolgten officiellen Berichte. In dem Vorworte des BOERNER'schen Werkes ist eine ausführlichere Darlegung dieser Betheiligung unserer höchsten Behörden gegeben, die als ein bemerkenswerther Beleg für das frische, impulsive, von allen engherzig büreaukratischen Gewohnheiten freie Interesse und Handeln in unseren Ministerien gelten kann.

Unter solcher Beihülfe ist es denn nun in der That Dr. BOERNER möglich gewesen, das übernommene Werk in relativ kurzer Zeit zu vollenden, das nunmehr in Form eines stattlichen Bandes vor uns liegt, und das vollauf allen berechtigten Anforderungen entspricht.

. . . Die Ausstattung des Ganzen ist, Dank der Fürsorge und Opferwilligkeit der Verlagsbuchhandlung, S. SCHOTTLAENDER in Breslau, vorzüglich. Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger sind jedenfalls der vollsten und dankbarsten Anerkennung aller Derer sicher, welche das interessante Werk mit Aufmerksamkeit und Verständniss lesen werden, und sie dürfen zweifellos für ihre Mühen und Opfer eine Entschädigung finden in dem Bewusstsein, ein Werk, das die schönsten humanitären Bestrebungen zu fördern bestimmt ist, in vollendetster Weise ausgeführt zu haben.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.

. . Diese Angabe des Inhalts und der Mitarbeiter dürfte genügen, um Jedem, der

an der Hebung und Verbesserung unserer allgemeinen sanitären Einrichtungen zum Zwecke des Schutzes von Leben und Gesundheit Interesse nimmt, ein Bild davon zu geben, was es von der Lecture dieses Werkes zu erwarten hat. Nur soll noch erwähnt werden, dass durchgängig alle Capitel in populärer, gemeinverständlicher, wenn auch überall gewählter Sprache und bester Form geschrieben sind, so zwar, dass nicht nur der Fachmann, sondern jeder gebildete Laie aus dem vortrefflichen Buche nachhaltige Belehrung über die unser Zeitalter auszeichnenden so hochwichtigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Gesundheitslehre und des Rettungswesens gewinnen wird.

Die Post, Berlin.

Der Bericht über die Hygiene-Ausstellung, dessen Widmung Ihre Majestät die Kaiserin angenommen hat, bildet seinem Inhalte und der Zahl und Bedeutung seiner Mitarbeiter nach einen Markstein in der Entwickelung der Hygiene, und die von P. BORRNER erstattete Vorrede und Einleitung zu demselben legen in schlichter Weise, aber dadurch um so ausdrucksvoller, die Schwierigkeiten dar, die dem Werke sich entgegenstellten, und die Energie und unerschütterliche Ausdauer Derer, die ihre Kräfte dem Unternehmen gewidmet hatten. Es war ursprünglich vom Central-Comité der Hygiene-Ausstellung beschlossen worden, keine Prämiirung der ausgestellten Gegenstände stattfinden zu lassen, sondern anstatt dessen einen wissenschaftlichen Bericht zu veranstalten. Die Katastrophe, die am 12. Mai 1882 die Ausstellungs-Gebäude und einen grossen Theil der Objecte, welche dieselben schon enthielten, zerstörte, wirkte auch auf die Lösung dieser Frage hemmend ein. Welche Wandlungen nun der Plan eines Berichtes im Laufe der beiden Jahre erfahren hat bis zu seiner jetzigen Verwirklichung, schildert die Vorrede in ausführlicher Weise. Die Einleitung bringt uns sodann eine Geschichte der Ausstellung von ihrer Entstehung im Jahre 1882 an bis zu ihrem Schluss, verweilt eingehender bei dem Brandunglück, welches das ganze Werk in Frage zu stellen schien, beschreibt das Ausstellungsgebäude und giebt zum Schluss eine Chronik der Ausstellung. Die Ausstattung des Berichts ist seiner Bedeutung entsprechend würdig und sind wir auf das weitere Erscheinen des Werkes sehr gespannt.

Kölnische Zeitung, Köln.

. . . Der Bericht, der der Schützerin der Ausstellung, der Kaiserin AUGUSTA, gewidmet ist und dieser hohen Frau, sowie insbesondere auch dem Cultusminister VON GOSSLER die wesentlichste Förderung verdankt, ist eine wahre Fundgrube nicht nur für Gelehrte, sondern für alle Gebildeten, denen die Förderung der öffentlichen Gesundheit am Herzen liegt. Bei der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit des zu behandelnden Stoffes hat der Herausgeber den richtigen Gedanken gehabt, die Bearbeitung der einzelnen Gebiete verschiedenen Sachverständigen zu übertragen; dass er in der Auswahl dieser Sachverständigen mit besonderem Geschick vorgegangen ist, beweisen die Abhandlungen des abgeschlossen vorliegenden ersten Bandes.

. . . Schon diese kurze, keineswegs erschöpfende Aufzählung des Inhalts des ersten Bandes beweist seine ausserordentliche Reichhaltigkeit; wer Interesse für das Wohl der arbeitenden Klassen hat, wer den neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschungen auf allen Gebieten der Gesundheitspflege und die neuesten Erfindungen und Einrichtungen, den Ergebnissen dieser Forschungen gerecht zu werden, kennen lernen

will, wird in diesem Berichte die vollständigste und erschöpfendste Belehrung finden. Dazu kommt, dass das Werk, Dank dem Entgegenkommen des Cultusministers und der Unterstützung der Kaiserin, vorzüglich ausgestattet und namentlich mit einer Reihe anschaulicher Zeichnungen versehen werden konnte. Die einzelnen Abhandlungen sind trefflich durchgearbeitet und fliessend geschrieben; sie bilden ein harmonisches Ganzes, das dem Herausgeber zur höchsten Ehre gereicht. Das Interesse, das der Bericht einflösst, wird für die weite Verbreitung desselben schon von selbst sorgen; möge es aber auch nicht an Fabrikherren, Unternehmern und Volksfreunden fehlen, welche die Lehren dieses Werkes zum Besten unseres Volkes, vor allem seiner arbeitenden Klassen, verwirklichen und ausführen.

Neue Freie Presse, Wien.

... Das Verdienst an dieser prompten Leistung, sowie an der glücklichen Zusammenfügung des Ganzen gebührt dem Herausgeber Dr. PAUL BOERNER, dem bekannten Leiter der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift", einem Arzte, der ausser der Beschlagenheit in seinem Fache sich durch eine von umfassender Bildung getragene literarische Begabung und durch grosses journalistisches Geschick auszeichnet. Er selbst hat in dem Berichte die Geschichte der Ausstellung geschrieben, welche bekanntlich dadurch besonders merkwürdig ist, dass die Ausstellung kurz vor der Vollendung durch Feuer zerstört, zweimal von Grund auf hergestellt wurde. Was das Sachliche betrifft, so ist der vorliegende Band eine ebenso anziehende wie belehrende Lecture. Wir erhalten nicht etwa eine trockene Beschreibung und Erklärung der Objecte, einen Commentar zum Katalog, sondern eine Reihe abgerundeter Darstellungen über die verschiedenen Zweige der Hygiene.

.. So wird dieser Bericht nicht nur ein ehrendes Denkmal werden für das, was Deutschland, Oesterreich und Ungarn heute in der öffentlichen Gesundheitspflege leisten, sondern die Ausstellung wird so erst ihre eigentliche Wirkung in der Zeit ausüben, indem mancher Arzt und Techniker zu eigener Arbeit, manche Commune zu nützlichen Maassnahmen angeregt werden wird. Je schneller der Bericht, welchem sich der über die ungarische Abtheilung als besonderer Theil anschliessen soll, erscheint, desto nützlicher wird er sein.

Schlesische Zeitung, Breslau.

Vor Kurzem ist ein Werk erschienen, welches, in splendidester Weise ausgestattet, einen ausführlichen, von sachkundiger Hand ausgearbeiteten Bericht über die allgemeine deutsche Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen in Berlin im Jahre 1883 erstattet. Das Erscheinen des Buches hat sich etwas verzögert, und erschien der ganze Bericht überhaupt eine Zeit lang in Frage gestellt, bis sich der Herausgeber dafür zur Verfügung stellte. Eine zweite Schwierigkeit lag darin, die Mitarbeiter zu organisiren und ein einheitliches Werk hervorzubringen, da die verschiedenen Artikel ja von verschiedenen Kräften bearbeitet werden mussten. Jedoch schliesslich wurden alle Hindernisse glücklich überwunden, und durch die thatkräftige Unterstützung des Cultusministeriums, speciell des Ministers, des Unterstaatssecretärs LUCANUS und des Geheimrath ALTHOFF wurde die Aufgabe gelöst, welche jetzt in der Form eines reich illustrirten Prachtbandes vorliegt.

. . Aus dem Gesagten wird sich von selbst die ungemeine Reichhaltigkeit des prachtvoll ausgestatteten Werkes ergeben, welches mit ungeheurer Mühe zusammengestellt und ausgearbeitet ist.

Posener Zeitung, Posen.

. . . Der ‚Bericht' über die Ausstellung ist in grossem Entwurfe angelegt und wird, wenn er erst vollständig fertig vorliegt, ein standard work bygienischen Wissens und Könnens für unsere ganze Culturepoche bleiben. Der erste Band liegt in prächtiger Ausstattung vor, und es berührt schmerzlich, als Herausgeber desselben PAUL BOERNER bezeichnet zu sehen, dessen immense Arbeitskraft und dessen geschickte und rasche Feder die Hygiene, in deren Dienst er sie mit Vorliebe stets gestellt hatte, künftig entbehren muss.

Das Buch ist eine wahre Fundgrube von Lehrmaterial. Vollständig und doch in weiser gebotener Beschränkung, übersichtlich und doch den wesentlichsten Details gern gerecht werdend, objectiv dargestellt und doch nirgends der zuverlässigsten kritischen Sichtung entbehrend, — so giebt der „Bericht" ein Bild der zahllosen Schaustücke jenes weiten Plans, den die meisten der gebildeten Norddeutschen gewiss selbst geschaut haben. Die berufensten Männer haben sich dem Werke zur Verfügung gestellt, alle wissenschaftlichen Institute und die königlichen Ministerien haben ihm die wärmste Förderung angedeihen lassen. Wer einen ermüdenden, wenn auch erschöpfenden Katalog zu finden vermeint, irrt sich; dazu wäre es ja auch zu sehr post festum. Es handelt sich um eine eingehende wissenschaftliche Bearbeitung des gegebenen Materials und somit gleichzeitig um eine Art Fixirung des höchsten Standes der gegenwärtigen Forschung in dem bestimmten Gebiete. Zahlreiche gute Illustrationen ergänzen den meist klaren und knappen Text in glücklichster Weise. Es ist selbstverständlich, dass wir aus einem so inhaltreichen und wichtigen Werke von über 630 Seiten Text besondere Stellen hier nicht hervorheben können, es würden auch allzuviele Punkte sein, auf deren Bearbeitung mit wahrem Stolze hingedeutet werden müsste.

St. Gallener Tageblatt, St. Gallen.

Ueber die vor bald zwei Jahren nach tragischem Geschick eröffnete grossartige deutsche Hygiene-Ausstellung ist soeben der erste Band der nicht weniger grossartigen Berichterstattung erschienen, und machen wir auf den reichhaltigen Inhalt desselben angelegentlichst aufmerksam.

. . . Wer die Schatzkammer der Ausstellung selber zu besichtigen den hohen Genuss hatte, versenkt sich mit hundert Reminiscenzen in die hier in reicher Fülle und eleganter Ausstattung gebotenen Darstellungen über den einen Theil des grossen und gelungenen Unternehmens und sieht mit Spannung dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen. Aber auch Jedem, der für die neueren theoretischen wie namentlich praktischen Leistungen der Gesundheitswissenschaft und -Technik ein reges Interesse und aufmerksames Auge hat, wird das eingehende Studium besonders einzelner Abschnitte des grossen Literaturwerkes ein wahrer Genuss sein. Möge dasselbe auch in der Schweiz viele und aus dem reichen Borne des Gebotenen wiederum mannigfache Anregungen für Hebung der Volksgesundheit schöpfende Leser finden.

Inhalt des I. Bandes.

(Mit einem Titelbilde, einer Farbentafel, einem Situationsplan und 180 Textillustrationen.)

Vorwort IX

Einleitung von Dr. P. Bohannr in Berlin.

I. Die Entstehung und Entwickelung der Ausstellung in den Jahren 1881 und 1882 XXIX
II. Die Katastrophe XLVII
III. Die Reconstruction L
IV. Das neue Ausstellungsgebäude (Ingenieur C. Schabowsky in Berlin) . . . LIV
V. Der Verlauf der Ausstellung bis zu ihrem Schluss LXII

Forschung und Unterricht in Gesundheitslehre und Gesundheitstechnik, Untersuchung im Dienste der Gesundheitspflege und des Rettungswesens. (Gruppe I.)

I. Die Beziehungen der Physiologie zur Hygiene Von Prof. Dr. A. Christiani in Berlin 3
II. Der hygienische Unterricht an den Hochschulen. Von Reg.-Rath Dr. Wolffhügel in Berlin (aus dem von ihm Sr. Excellenz dem Herrn Staatssecretär des Innern erstatteten Bericht) 17
III. Der Pavillon des Kaiserlichen Gesundheits-Amts. Von Reg.-Rath Prof. Dr. Sell (aus dem von ihm Sr. Excellenz dem Herrn Staatssecretär des Innern erstatteten Bericht) und Stabsarzt Dr. Löffler in Berlin 23
IV. Ausrüstungs-Gegenstände für hygienische Institute. Von Reg.-Rath Dr. Wolffhügel (aus dem von ihm Sr. Excellenz dem Herrn Staatssecretär des Innern erstatteten Bericht Prof. Dr. G. Fattsch und Prof. Dr. A. Gaunr 61
V. Der meteorologische Pavillon und die meteorologischen Instrumente. Von Reg.-Rath Dr. L. Löwenherz in Berlin 113

Ernährung und Diätetik, Lebensmittel und Kost. (Gruppe II.)

Von Prof. Dr. J. König in Münster in Westfalen und Reg.-Rath Prof. Dr. Sell in Berlin. (Mit Benutzung des von ihm Sr. Excellenz dem Herrn Staatssecretär des Innern erstatteten Berichts) 124

Die Hygiene des Kindes. (Gruppe III. IV. V. VI.)

I. Hygiene des Säuglings. Pflege der Mutter und des Neugeborenen. Von Dr. A. Baginsky in Berlin. 238
II. Kindernahrungsmittel. Von Dr. A. Baginsky u. Dr. S. Guttmann in Berlin . 235
III. Hygiene des Unterrichts. — Schulhygiene. Von Dr. A. Baginsky in Berlin. 251

Bekleidung und Hautpflege. Bade- und Waschanstalten. (Gruppe VII.)

I. Bekleidung
A. Textilindustrie. Von Dr. P. Boerner in Berlin 293
B. Fussbekleidung. Von Dr. F. Beely in Berlin 300
II. Bade- und Waschanstalten. Von Doc. Dr. O. Lassar in Berlin 329

Humanitäre Anstalten. Armenpflege. (Gruppe VIII.)

Von H. Albrecht in Berlin 347

Strafanstalten. Besserungsanstalten. (Gruppe IX.)

Von Reg.-Baumeister M. Volkmann in Berlin.

I. Strafanstalten 377
II. Besserungsanstalten 407

Wohnung. (Gruppe X.)
Von Architekt F. O. Kuhn in Berlin.
I. Wohnhäuser 431
II. Gast- und Logirhäuser 537
III. Kasernen 540

Anhang. Actenstücke.
I. Verzeichniss der Mitglieder des Vorstandes des Ausschusses und des Central-Comites 555
II. Gruppen-Eintheilung und Gruppen-Vorstände 590
III. Verzeichniss der prämiirten Aussteller 592
IV. Rechenschafts-Bericht des Ausschusses 595

Inhalt des II. Bandes.

(Mit 133 Textillustrationen.)

Vorwort IX

Oeffentliche Gebäude. (Gruppe XI.)
I. Theater von Architekt F. O. Kuhn in Berlin 1
II. Concerthäuser von Architekt F. O. Kuhn in Berlin 34
III. Schlachthäuser und Viehhöfe von Oekonomierath O. Hausburg und Architekt F. O. Kuhn in Berlin 36

Kranken- und Pflegeanstalten. (Gruppe XII.)
I. Krankenhäuser von Architekt F. O. Kuhn in Berlin 84
II. Irrenanstalten.
A. Entwickelungsgeschichte der Irrenanstalten von Sanitätsrath Dr. C. Pelmann in Grafenberg 174
B. Allgemeine Uebersicht des auf der Ausstellung gebotenen Materials von Dr. Hallervorden in Allenberg 180
C. Die einzelnen auf der Ausstellung vertretenen Irren-Anstalten von Dr. P. Boanna in Berlin und Dr. Hallervorden in Allenberg 185

Verhütung von Volks-Krankheiten. (Gruppe XIV.)
Von Reg.- u. Med.-Rath Dr. A. Wernich in Cöslin 207

Erste Hilfe bei Kranken, Verunglückten und Verletzten (Gruppe XV.)
Von Stabsarzt Dr. Villaret in Berlin 221

Krankenpflege. (Gruppe XVI.)
I. Krankenbetten mit Ausstattung. Krankentische. Krankenstühle und Krankenwagen. Krankentragen von Dr. F. Baely in Berlin 247
II. Apparate, Instrumente und Bandagen.
A. Medicinisch-chirurgische Apparate, Instrumente und Bandagen von Dr. F. Baely in Berlin 265
B. Ophthalmologische Instrumente von Privatdocent Dr. C. Horstmann in Berlin 84
C. Elektrische Apparate von Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin 292
III. Verbandmaterial. Prothesen von Dr. F. Baely in Berlin 300
IV. Pharmaceutische Präparate von Apotheker P. Lohmann in Berlin 318
V. Mineralbrunnen und Kurorte von Dr. P. Boanna in Berlin 325
Anhang. Universalheilmittel und Pfuscherei auf der Hygiene-Ausstellung von Dr. P. Boanna in Berlin 331

Militär- und Marine-Sanitätswesen. (Gruppe XVII.)
Von Stabsarzt Dr. A. Villaret in Berlin 337
Anhang. Transport von Verwundeten und Kranken auf der Eisenbahn von Dr. P. Boanna in Berlin 438

Leichenwesen. (Gruppe XVIII.)
Von H. Albrecht in Berlin 455
Veterinärwesen. (Gruppe XIX.)
Von Dr. P. Boerner in Berlin. 477

Inhalt des III. Bandes.

(Mit einem Titelbilde und zahlreichen Textillustrationen

Wasserversorgung (Gruppe XXI.)
Von Ingenieur H. Albrecht in Berlin.

Grund und Boden und Atmosphäre. — Beseitigung der Abwässer, Faekalien und Abfälle. (Gruppe XX und XXII.)
Von Dr. P. Boerner und Ingenieur H. Albrecht in Berlin

Beleuchtung. (Gruppe XXIII.)
Mit Unterstützung der Firma Siemens & Halske von Dr. P. Boerner und Ingenieur H. Albrecht in Berlin.

Heizung und Lüftung. (Gruppe XXIV.)
Von C. Hartmann, Docent an der technischen Hochschule in Charlottenburg

Gewerbe und Industrie. (Gruppe XXV.)
Von Stabsarzt Dr. Villaret in Berlin.

Berg- und Hüttenwesen. (Gruppe XXVI.)
Von Kgl. Bergrath Hasslacher in Berlin.

Verkehr zu Lande. (Gruppe XXVIII.)
Von Reg.- und Baurath Bartels in Breslau

Verkehr auf dem Wasser. (Gruppe XXIX.)
Von Ingenieur H. Albrecht in Berlin.

Abwehr von Feuersgefahr. (Gruppe XXX.)
Im Auftrage des Königlichen Polizei-Präsidiums, Abtheilung für Feuerwehr, Brandmeister Stephl in Berlin.

Statistik.
Von Regierungsrath Prof. Dr. R. Böckh in Berlin und Dr. J. Petersen in Berlin.

Anhang: Die Ausstellung des Königreichs Ungarn.
Von Prof. Dr. v. Rózsahegyi in Klausenburg.

= Zwei neue Werke für jede Hausbibliothek. =

Meyers
Konversations-Lexikon

Vierte Auflage 1885.

Mit 3 00 Abbildungen im Text, 550 Illustrationstafeln, Karten und Plänen, davon *80 Aquarelldrucke.*

16 Bände von je 64 Bogen Text und 30—40 Beilagen, elegant in Halbfranz gebunden à 10 Mark — oder 256 Lieferungen à 50 Pfennig.

Jährlich erscheinen 3 - 4 Bände, 2 Bände sind bis jetzt erschienen.

Allgemeine Naturkunde

(Fortsetzung zu „Brehms Tierleben").

In 4 Abteilungen:

Erdgeschichte, von Prof. Dr. *Neumayr.* 2 Bände mit ca. 600 Textillustrationen, 6 Karten und 25 Aquarelltafeln.

Pflanzenleben, von Prof. Dr. *Kerner v. Marilaun.* 2 Bände mit ca. 500 Textillustrationen und 40 Aquarelltafeln.

Völkerkunde, von Prof. Dr. *Friedr. Ratzel.* 3 Bände mit ca. 1400 Textillustrationen, 6 Karten und 30 Aquarelltafeln.

Der Mensch, von Prof. Dr. *Johannes Ranke.* 2 Bände mit ca. 550 Textillustrationen, 5 Karten und 32 Aquarelltafeln.

9 Bände Grosz-Oktav, elegant in Halbfranz gebunden à 16 Mark — oder 130 wöchentliche Lieferungen à 1 Mark.

Jährlich erscheinen 3—4 Bände, der erste Band ist soeben erschienen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und liefern beide Werke auf Wunsch auch gegen Ratenzahlungen.

☞ Der erste Band oder die erste Lieferung derselben steht jedermann zur Ansicht zu Diensten. — Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

= Dritte Auflage 1885. — 170stes Tausend. =

MEYERS
HAND-LEXIKON

Der „Kleine Meyer" gibt richtige Auskunft über *jeden Gegenstand* menschlicher Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblickliches Bescheid.** Auf 2130 Klein-Oktavseiten über 60,000 Artikel mit über 100 Karten, Tafeln, Erklärungsblättern und statist. Tabellen. In 2 eleg. Halbfrzbdn. geb. 15 Mark.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Billigstes kleines Konversations-Lexikon.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefä mit einbegri*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrück
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbade
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrück
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

RETURN TO ➡ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Month loans may be renewed by calling 642-3405
Month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

UCLA
INTERLIBRARY LOAN
OCT 7 - 1981
JUN 22 1983
UCLA
INTERLIBRARY LOAN

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6, 60m, 3/80